Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

+ *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.

+ *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.

+ *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.

+ *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

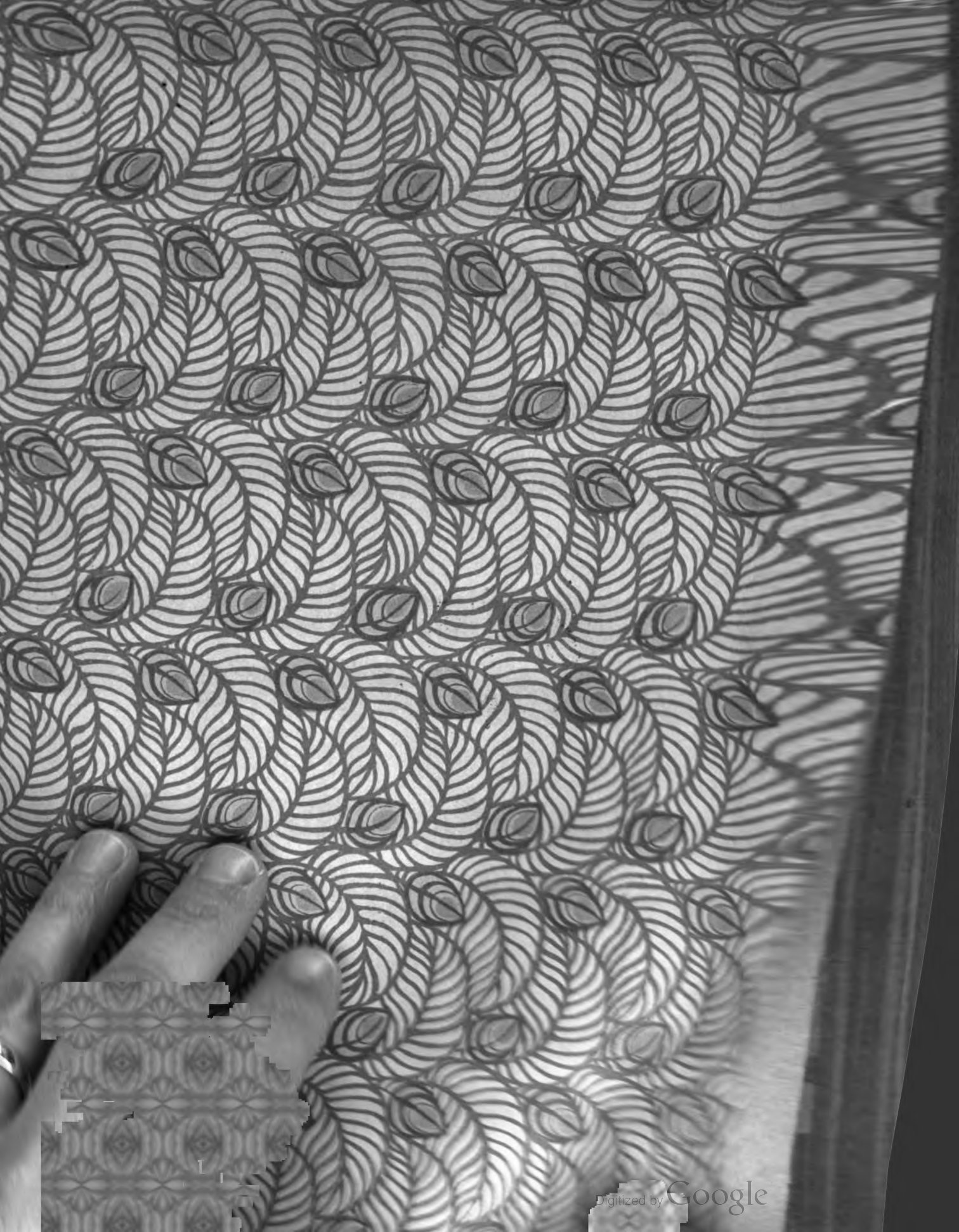
Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter `http://books.google.com` durchsuchen.

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit.

Digitized by Google

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Digitized by Google


Digitized by Google

Digitized by Google

Die Frau

Monatsschrift für das gesamte Frauenleben unserer Zeit

Herausgegeben

von

Helene Lange

Elfter Jahrgang. 1903—1904

Berlin

Verlag: W. Moeser Buchhandlung

Stallschreiber-Straße 34. 35.

1904.

Digitized by Google

HC110
F7
v.11
1103/04

STANFORD UNIVERSITY
LIBRARIES
Stacks
NOV 21 1978

57687

Digitized by Google

Inhalt des elften Jahrganges.

Abhandlungen und Schilderungen.

Seite

Aberdeen, Lady. Ansprache bei der Friedenskundgebung des Frauenweltbundes . . . 585
" " Die Frau als soziale Erzieherin. Ansprache auf dem Internationalen Frauenkongreß zu Berlin 729
Bäumer, Gertrud. Kunsterziehungsfragen 111
" " Konfessionalismus und Frauenbewegung 227
" " „Wie helfe ich meinem Schulkinde?" 421
" " „Von den Königen und der Krone" 471
" " Der internationale Horizont der Frauenbewegung. (Mit den Bildern von Frau Marie Stritt und Frau Hedwig Heyl) 513
" " Eindrücke vom Internationalen Frauenkongreß 577
Flechtner, Dr Fritz. Warenhaus-Pathologie 210
Forster, Helene von. Wie erzieht das Haus für das soziale Leben? 286
Franklin, E. L. Ein Erziehungsverein von Eltern in England 688
Fred, W. In neuer Spiegelung 206
" " Das Florentiner Bildnis 590
Freudenberg, Ika. Moderne Sittlichkeitsprobleme 65
Geelmuyden, Kaja. Norwegische Frauen als Wähler und Stadtverordnete. Übersetzt von Ida Anders. (Mit Bild) 221
Glasgow, Ann. Zur Statistik des weiblichen Unterrichts in den Vereinigten Staaten 432
Goldmann, Dr jur. Ernst. Darf der Ehemann die Briefe seiner Frau öffnen? . . . 198
" " " " Das Züchtigungsrecht des Ehemannes 460
Gottheiner, Dr Elisabeth. Elisabeth Gnauck-Kühne: Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende 553
" " " Das Gemeindewahlrecht der Frau 611
Hasse, Else. Streifzüge durch die dramatische Saisonliteratur 79
" " Vom Studium der Persönlichkeit 743
Herrmann, Dr Helene. Der junge Herder und die Sprachkunst 153
Jaffé-Richthofen, Dr Elisabeth. Die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen über 16 Jahre 6
Klostermann, Helene L. Der schwedische Handfertigkeitsunterricht und seine pädagogische Bedeutung 360
Krukenberg, Elsbeth. Die Bedeutung schulhygienischer Bestrebungen für die Frauen und für die Familie 478

Digitized by Google

Seite

Kurz, Isolde. Vom Weibe. Aphorismen 1
Lange, Helene. Der Cölner Frauentag 97
„ „ Die Frauenbewegung und das „Recht auf die Mutterschaft" 193
„ „ Behördliche Inkonsequenzen 305
„ „ „Die Hand von der Politik!" 356
„ „ Die Besoldungsverhältnisse der Lehrerinnen an den königlich preußischen Seminaren 496
„ „ Die Frau als Bürgerin 526
„ „ Das Endziel der Frauenbewegung. Rede, gehalten auf dem Internationalen Frauenkongreß zu Berlin 705
Ludwig, H. Geburtsurkunden vorehelicher Kinder 474
Mayreder, Rosa. Das subjektive Geschlechtsidol 129
Michels, Dr Robert. Die italienische Frau in den Camere del Lavoro . . . 366. 425
Misch, Dr Georg. Die Suche nach dem freien Weib. Eine Episode aus der Saint-Simonistischen Bewegung 257
Müller, Paula. Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten 417
Plehn, Anna L. Die Ausstellung der Malerinnen im Berliner Künstlerhause . . . 428
„ „ „ Weibliche Kunst und die Frau als Mäcen 683
Plothow, Anna. Pariser Wohlfahrtseinrichtungen 735
Poppenberg, Felix. Dekorative Frauenkunst 335
„ „ Sezession 520
Programm, Das, des internationalen Frauenkongresses 558
Salomon, Alice. Die Nachtarbeit der Frauen 160
„ „ Frauenlöhne 299
„ „ Berufliche und soziale Fragen auf dem Internationalen Frauenkongreß 669
Schettler, Paul. Des Kohlenzeitalters Anfang und Ende 293
Schmidt, A. L. Eine landwirtschaftliche Schule für Frauen in England 114
Strinz, Martha. Zum gegenwärtigen Stand der Coeducation in den Vereinigten Staaten 238
„ „ Irdische und himmlische Liebe. Eine Studie über zwei Dichtungen 621
Weber, Marianne. Die Beteiligung der Frau an der Wissenschaft. Vortrag, gehalten auf dem Internationalen Frauenkongreß zu Berlin 641
Wengraf, Alice. Gelehrte Frauen der Stadt Bologna 489
Wilbrandt, Dr Robert. Der Allgemeine Heimarbeiterschutz-Kongreß 393
„ „ „ Thüringer Weberei. Zugleich ein Wort an die Konsumentinnen 453

Biographien und Charakteristiken.

Bäumer, Gertrud. Thomas Mann, der Dichter der Buddenbrooks 32
Bredow, Maria von. Luise von Sachsen-Weimar. (Mit Bild) 37
Fred, W. Denkwürdigkeiten eines Arbeiters 100
Gerhard, Adele. George Eliots und George Sands Frauenleben unter dem Gesichtspunkt moderner Probleme 19
Hainisch, Marianne. Marie von Najmajers Festtage 354

Digitized by Google

Seite

Herrmann, Dr phil. Helene. Annette von Droste in ihrem Naturempfinden . . . 544
" " " " Detlev von Liliencrons Kriegslyrik 714
Hofmann, Marie. Die Anfänge der Sittlichkeitsbewegung in Deutschland. (Mit dem Bilde von Gertrud Guillaume-Schack) 677
Lange, Helene. Professor Carla Wenkebach. (Mit Bild) 232
" " Lady Aberdeen. (Mit Bild) 385
" " May Wright Sewall. (Mit Bild) 449
" " Stephan Waetzoldt † 588
" " Mellien, Marie † 692
Plehn, Anna L. Die neuen Radierungen von Käthe Kollwitz 234
Poppenberg, Felix. Die Verwandlungen der Duse. (Mit Bildern) 138
" " Richard Wagners künstlerische Sendung 647
Regener, Dr Edgar Alfred. Fidus 265
" " " " Eduard Mörikes Briefe 396
Strinz, Martha. Susan B. Anthony, die Seniorin der Frauenstimmrechtsbewegung. (Mit Bild) 321

Romane, Novellen und Skizzen.

Beaulieu, H. von. Die Schriftstellerin 13
Buysse, Cyriel. Die Gärtnersfrau. Übersetzt aus dem Holländischen von Rhea Sternberg 270
" " Teuer erkauft. " " " " " " " 721
Hildrich, Else. Die Arche Noah 147
" " Neuntes Gebot 463
Ludwig, H. 1. Moses 3 341
Michaëlis, Karin. Die Pastorstochter. Übersetzt aus dem Dänischen von M. Back . 214
Nordensvan, Georg. Aja. Übersetzt aus dem Schwedischen von E. Stine 45. 87. 169
Ploch, M. Die Geschichte einer Stiftung 483
Rex, Ina. Vadder Büto 351
" " Dürten Harms 536
Schulze-Brück, Louise. Mariann 596. 656. 746
Siewert, Elisabeth. Kamps Kinder 403

Gedichte rc.

Frei, Leonore. Unverjährbar 116
Von Frauen und über Frauen 269. 495. 543. 587

Erwerbstätigkeit.

Armenpflegerin, Über die Tätigkeit einer städtischen 630
Bibliothekarinnenberuf, Ein biographischer Beitrag. Von Alice Bousset 176
Bibliotheken, Frauen an wissenschaftlichen, in der Schweiz 499

Digitized by Google

Seite

Handels- und Gewerbeschule (Königl.) für Mädchen in Potsdam 693
Obst- und Gartenbauschule für gebildete Frauen 757
Imkerei, Die, als Frauentätigkeit. Von M. Heinz 627
Kunstsalon, Die Leitung eines, als Frauenerwerb. Von M. Beßmertny 757
Photographische Lehranstalt, Die, des Lettevereins in Berlin 307

Zur Frauenbewegung.

Seite 52. 120. 180. 246. 308. 374. 435. 500. 570. 632. 696. 760.

Versammlungen und Vereine.

Seite 54. 117. 177. 248. 311. 438. 503. 569. 694. 758.

Bücherschau.

Seite 56. 122. 181. 250. 312. 377. 441. 505. 571. 634. 698. 761.

Kleine Mitteilungen.

Seite 60. 317. 445. 573.

Anzeigen.

Seite 59—64. 124—128. 189—192. 252—256. 316—320. 381—384. 444—448. 508—512. 572—576. 636—640. 700—704. 764—768.

Für Haus und Familie.

Seite 59. 380.

W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Die Frau

Digitized by Google

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 1 Oktober 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Vom Weibe.[1])

Aphorismen

von

Isolde Kurz.

Nachdruck verboten.

Der Mann hat durch Zuchtwahl jahrhundertelang die Eigenschaften, die seinem Herrscher- und Besitzerinstinkte bequem waren, an der Frau groß gezogen, er hat sie so lange an ihr gepriesen und besungen, bis die Frau in sein Ideal hineinwuchs. Er hat moralische Hypertrophien gezüchtet und sich dabei verrechnet, denn Prüderie z. B. und Tugend sind zwei grundverschiedene Dinge.

Man hatte sie so daran gewöhnt, sich dem vom Manne geprägten Typus anzupassen, daß sie gar nicht mehr wagte, ihrem Instinkte zu folgen, oder ihr Instinkt lag selber im Banne der Suggestion! Da ist es denn so weit gekommen, daß die meisten Frauen heutzutage nicht nur nicht wissen, wie sie über eine Sache zu denken haben, sondern nicht einmal, wie sie fühlen sollen, bevor ihre Männer ihnen die Richtung geben. Man zeige ihnen die Erwartung, daß sie sich choquiert fühlen, und sofort fließen sie vor Entrüstung über, wo sie eben noch bereit waren, Beifall zu klatschen.

* * *

So lange die Frau wie ein Mond den Mann umkreist, daß nur die eine ihm zugewendete Seite beleuchtet ist, während nach der anderen unbekannten niemand fragt, so lange ist es unmöglich, sich über die Fähigkeiten der weiblichen Natur überhaupt

[1]) Wir machen schon jetzt auf den demnächst erscheinenden Aphorismenband „Im Zeichen des Steinbocks" von Isolde Kurz aufmerksam, dem diese Aphorismen angehören werden.

Digitized by Google

ein Urteil zu bilden. Man hat bisher das künstliche Durchschnittsprodukt der Töchterschule als natürlichen Normaltypus, alle höher gearteten Frauen aber als Ausnahmen, gewissermaßen als geistige Mißgeburten, hingestellt und ist so zu einem ganz falschen Bilde des Weibes gekommen. Gerade wie wenn man aus dem Mittel der durch Schuhwerk verkrüppelten Europäerfüße die Norm des menschlichen Fußes ableiten wollte.

Was die Frau im Durchschnitt als Gesellschaftswesen wert ist, darüber kann man erst reden, wenn sie sich einmal ungehindert mehrere Generationen hindurch nach ihren inneren Gesetzen entwickelt hat, — wenn sie endlich als ein Gestirn erscheint, das sich um seine eigene Achse dreht und sein Licht von der gemeinsamen Sonne empfängt.

* * *

Gleichklang gibt keine Harmonie. Es kann in der großen Symphonie der Zukunft nicht Aufgabe des Weibes sein, dieselbe Stimme zu singen wie der Mann. Nur dann kann sie die Kultur fördern helfen, wenn sie es wagt, einmal hell und klingend ihre eigene Stimme hören zu lassen, von der man erst vereinzelte Töne vernommen hat. Ja, wären nicht die großen Dichter, die immer ein doppeltes Geschlecht haben, so hätte kaum je ein Laut die dichte Atmosphäre, in der die Seele des Weibes lebt, durchdrungen. Denn wie die Frau vom öffentlichen Leben ausgeschlossen war, so durfte sie auch am häuslichen Herde nicht sie selber sein: sie mußte sich vor dem Manne scheuen, der ihre Seele ein für allemale in bestimmte, von ihm geschaffene Formen gegossen sehen wollte, und noch zehnmal mehr vor ihrem eigenen Geschlecht, das sich in seiner Masse so gern zum Polizeidiener der Konvention hergibt. Jene Großen haben es der Welt verraten wie der Seher Tiresias, was in den Stunden, da sie Weib waren, mit ihnen vorgegangen ist. Aber auch sie konnten nur unser Fühlen ahnend verdolmetschen, unser geistiges Ich, wer hat es je vertreten? Und wir selber, vertrauen wir ihm zur Stunde schon genug, um damit, nicht bessere, aber andre Dinge aus der Natur herauszuholen als der Mann?

* * *

Was ist es, wodurch wir uns, im Durchschnitt, vom Manne zu unsern Gunsten unterscheiden? „Der Instinkt", so pflegte er bisher mit mißverstandener Herablassung zu sagen, wie man etwa dem Tiere die Überlegenheit des Instinktes zugesteht. Aber wir dürfen uns das Kompliment gefallen lassen. Es ist eine hohe Sache um den menschlichen Instinkt. Was sich dahinter birgt, ist eine starke psychologische Anlage, die, wo sie ihrer selbst nicht bewußt wird, triebartig wirkt. Diese Gabe, bisher nur auf persönliche Dinge angewandt, hat freilich unser Geschlecht in den verdienten Ruf der kleinlichen Berechnung und Ränkespinnerei gebracht, in höherem Sinne und in weiterer Sphäre wirkend würde sie zur Wohltat für die Menschheit werden. Denn Psychologie ist es, was dem verworrenen Weltgetriebe vor allem not tut, sie müßte die Begleiterin des abstrakten Rechtsinns werden, sie müßte mit ihrer Fackel in alles Erziehungswesen leuchten, sie müßte überall, wo Menschen zusammenwirken, der strengen Sachlichkeit die Aufsicht führen helfen.

Nicht als ob alle Frauen eine psychologische Anlage hätten und als ob allen Männern diese Eigenschaft mangelte. Es gibt Männer, die sie im allerhöchsten Grade besitzen — sonst gäbe es ja keine Dichter. Allein die Dichter sind auch niemals die Repräsentanten einer ausgeprägten einseitigen Männlichkeit. Es gibt hervorragende

Digitized by Google

Frauen, denen sie gänzlich fehlt, aber eben an ihnen kann man die Probe auf den Satz machen, denn es pflegen gerade diejenigen Frauen zu sein, die überhaupt in ihrer Handlungs-, ihrer Denk- und Sprechweise etwas Abstraktes, Prinzipielles haben und dadurch sich dem Wesen des Mannes annähern. Den Sinn für die heimlichsten Ursprünge des menschlichen Handelns wird man jedenfalls als ein typisches Merkmal der weiblichen Natur gelten lassen müssen.

* * *

Dann wird die Frau frei und geachtet sein, wenn man von der bedeutenden Leistung eines Weibes nicht mehr sagen wird, daß es eine männliche Leistung sei. Wie, zum Lohn dafür, daß sie euch entzückt und gehoben oder gefördert hat, wollt ihr sie ihres Geschlechts berauben und erklärt sie für ein Versehen der Natur? Es kann nichts Gedankenloseres geben. Die wahrhaft originale Leistung eines Weibes wird auch allemal eine weibliche Leistung sein.

Wenn das taktlose Kompliment aus Männermunde kommt, so ist es nur als wohlgemeinte Unschicklichkeit anzusehen. Daß aber der Chor der Frauen es nachbetet, statt die Persönlichkeit, an die es gerichtet ist, nach ihren innersten Merkmalen für sich zu reklamieren, ist eine Selbstentwürdigung, es heißt mit andern Worten: Was kann aus unserm Armenviertel Gutes kommen!

* * *

Wenn die ungeheuren Anforderungen der modernen Zivilisation den Mann immer mehr zum Fachmenschen platt drücken und ihm die Zeit zur humanistischen Ausrundung beschränken, so muß es Sache der Frau werden, der Menschheit ihre höchsten Erbgüter zu bewahren. Nach diesem Ziele hat die unaufhaltsam gewordene Frauenbewegung, die zunächst nur praktische Zwecke verfolgen konnte, allmählich umzulenken. Denn wenn es sich bei all dem Kraftaufwand immer nur um die Förderung und ökonomische Sicherung alleinstehender weiblicher Wesen, also um den Ausnahmefall, handeln sollte, so wäre der Preis zu klein für so viel Mühe. Ein viel höheres Ziel muß gesetzt, ein allgemeinerer und viel zwingenderer Notstand muß gehoben werden: wir brauchen eine stärkere, adligere, eine kultiviertere Mutter für die künftigen Geschlechter als die Durchschnittsfrau von heute.

Bis vor kurzem hießen die höchsten Tugenden der deutschen Frau Unterwerfung und Entsagung. Die deutsche Nation in ihrer langen wirtschaftlichen Misère brauchte jenen Typus des weiblichen Lasttiers (der nun schon der Vergangenheit anzugehören beginnt) und deshalb züchtete sie ihn, indem sie ihn mit unbewußter Absicht zum Ideal erhob. Kein andres modernes Kulturvolk hat ein so niedriges, nur auf Unterdrückung der Persönlichkeit beruhendes Frauenideal geschaffen wie das deutsche. Man denke nur an Shakespeares Frauencharaktere oder an die weiblichen Lieblingsgestalten der italienischen Renaissance. Aber auch der Deutsche kannte dieses Ideal der negativen Frauentugenden erst, seitdem er es brauchte. Die deutsche Edeldame des Mittelalters war sogar gebildeter als der Edelmann, und man fand dies nicht unweiblich, sondern ganz natürlich: sie hatte ja mehr Zeit zum Lesen und zum Verkehr mit den wandernden Sängern als ihr beständig in Raufhändel verwickelter Eheherr. Erst die tiefe, dauernde Verarmung der Nation mit dem Niedergang alles dessen, was das Leben schmückt, erzeugte jenen Frauentypus, dessen höchstes Streben auf Selbstentäußerung gerichtet

Digitized by Google

war. Sonst pflegen in Zeiten vaterländischer Not die Frauen ihr Geschmeide darzubringen. Die deutsche Frau hat viel, viel mehr geopfert: die Grazie, die Eleganz, die Bildung, die gesellschaftlichen Reize und Talente, und noch andres mehr, das sonst allerwärts der Frauen Erbteil ist. So wurde sie die ungraziöse, pedantische, kleinliche, aber nützliche deutsche Hausfrau, deren Mangel an Form sich beim Sohn aufs Geistige übertrug, so daß Formlosigkeit vom deutschen Geiste unzertrennlich geworden schien. Noch mehr, sie opferte sogar ihr Geschlecht: in den Familien, wo die Mittel nur zur Ausstattung der Söhne reichten, da wurde sie, ohne zu rebellieren, die einsame, lächerlich gemachte, von aller Welt herumgestoßene „alte Jungfer". Man könnte sagen: mit dem gemeinsamen Sparpfennig der „guten Hausfrau" und der „alten Jungfer" ist der große deutsche Gelehrtentypus erzogen worden. Freilich hat dieses Opfer der Frauen Deutschland in seiner schlimmsten Zeit über Wasser gehalten und ihm seinen hohen geistigen Rang unter den Nationen bewahrt. Die Tränen aber und die Schweißtropfen, die darum vergossen wurden, hat niemand gezählt. Niemand fragt, wieviel blühende, gesunde Gestalten verkümmert und zur Unfruchtbarkeit verdammt, in den Winkel geworfen wurden, um Stubenhocker groß zu ziehen, aus denen dann in tausend Fällen einmal eine Leuchte der Wissenschaft hervorging.

Heute steht es anders. Die negativen Frauentugenden sind auch in Deutschland überflüssig geworden, seitdem die Nation sich regen kann. Die deutsche Frau möge nun den abgelegten Schmuck wieder hervorsuchen, um würdig unter ihren Schwestern zu erscheinen. Aber sie hat noch mehr zu tun als das. Wenn der männliche Geist, dank der Spezialisierung aller Wissenschaft einmal der Doppelaufgabe nicht mehr gewachsen sein wird, die neuen wissenschaftlichen Ernten einzuheimsen und die vollen Scheunen des Altertums zu bewahren, dann muß die gebildete Frau an seine Seite treten und die Lücke füllen. Früher schuf er die geistige Atmosphäre, und die Frau hatte im günstigsten Fall als Genießende daran Teil. Es dürfte eine Zeit kommen, wo er ihr gerade auf diesem Punkt als Empfangender gegenüberstehen wird. Er nehme ihr nur den Kampf ums Dasein, der ihr auf die Länge doch zu hart sein dürfte, wieder ab, dafür wird sie ihm Hüterin der geistigen Schätze werden, wie sie es bisher nur der materiellen gewesen ist. Zweifelt nicht, daß sie sich trefflich zu diesem Amte eignen wird. Ihr Geist ist noch jugendlich, unverbraucht, nicht durch tausendjährigen Drill verdorben, ja und ich wage mir einzubilden, daß er überhaupt bei seiner größeren Beweglichkeit nicht so leicht zu verderben ist. Jedenfalls wird er auf lange Zeit im stande sein, sich selbst gegen ein verkehrtes Schulsystem zu halten, bis dann endlich unter seiner Mitwirkung auch dieses verkehrte System gebrochen wird.

Kein Zweifel, die Herkulesarbeiten der Zukunft werden wie die der Vergangenheit vom männlichen Geschlecht verrichtet werden. Der Frau liegt es ob, den würdigen Kulturhintergrund für die Taten der künftigen Heroen zu schaffen, damit die Menschheit nicht trotz ihrer Gottähnlichkeit in die Barbarei zurückfalle. Etwas ähnliches fühlen schon die Amerikaner von heute, die es richtig finden, daß ihre Frauen sich eine feinere Bildung aneignen, als ihnen selbst die Geschäfte gestatten. Nur daß diese Bildung, weil sie zumeist aus literarischen Modeerzeugnissen besteht, der Nation auch bloß äußerlich zu gute kommt. Die tief sprudelnden Quellen einer klassischen Bildung allein haben die innere lebenwirkende Kraft. Diese Bildung muß vom häuslichen Herde ausgehen, denn bei Bilderbuch, Lied und Märchen liegt der Anfang aller Kultur. Götter und Heroen sind zu Spielkameraden der Kindheit eben gut genug. Dann mag

Digitized by Google

man immerhin dem Jüngling die Zeit für die klassischen Studien beschränken, die Mutter hat ihm den Weg nach Rom und Hellas abgekürzt, und sollte ihm je im strengen Dienste exakter Wissenschaften ein Teil der ererbten Schätze verloren gehen, so muß er sie später an seinem eigenen Herde wiederfinden.

Vielleicht wird Männerstolz und -Voreingenommenheit ungern eine so große Macht in die Hände der Frauen übergehen sehen. Die einen werden fürchten, daß die Frau Herrschaftsgelüste bekomme, die andern, daß die häusliche Bequemlichkeit darunter leide. Unbesorgt, ihr Kleingläubigen. Der Geist ist überall ein gar brauchbares Ding, und selbst für die kleinste häusliche Verrichtung gut. Und was das andre betrifft: so lange es Männer gibt, war es ihr Los, von Frauen unterjocht zu sein. Schon die Sprache plaudert dieses Geheimnis aus. Die niedrigste Maitresse ist eine „Gebieterin". Ist es nicht besser, eine kluge Freundin als eine stumpfsinnige Gebieterin haben?

Freilich es hat noch gute Wege, bevor die Frau diese Höhe ersteigt. Was sich heute unter dem Titel des „Modernen Weibes" spreizt, jene seltsame Mischung von Prätension und Unzulänglichkeit, die auf wirkliches Können noch nicht eingerichtet ist und das Opferbringen verlernt hat, das ist eine unreif gefaulte Frucht am Baum der Zivilisation.

* * *

Nietzsche ruft Wehe über das Weib, das sich vor dem Manne nicht mehr fürchtet. Aber wo sind denn die Männer, vor denen das Weib sich heutzutage fürchten kann? Das männliche Ideal ist dem Weibe zerstört, seitdem das Zeitalter nur Spezialisten auf jedem Gebiete heranzieht und Neurastheniker die großen Wortführer sind. Sein Dämonisches ist vom Manne gewichen, und damit hat alles „Fürchten" ein Ende. Keine Unabhängigkeit des Weibes kann dem Manne den Zauber nehmen, den er auf sie ausübt, wenn er sich nicht selber sein begibt. Laßt nur einmal ein neues starkes Geschlecht von männlichen Männern kommen, und alle Ausartungen der Frauenbewegung werden in sich zusammensinken wie ein Luftkissen, dem sein Inhalt entströmt.

Das Fürchten aber wird ein gegenseitiges sein, wenn die beiden sich in Zukunft finden und jedes vor dem ihm unbekannten Dämon des andern erschrickt. Denn was kann dem Weibe überraschenderes und größeres begegnen, als ein Mann, der diesen Namen verdient, was kann dem Manne fremdartiger und bezaubernder kommen als das starke, seiner eigenen Natur bewußte Weib? Wo die zwei sich begegnen, da werden sie sich so übermächtig anziehen und doch auch durch ihre innere Verschiedenheit weit genug abstoßen, daß sie gezwungen sind, in Ewigkeit als ein Doppelgestirn eins ums andre zu schwingen. Oder sie werden mit solchem Prall zusammenstoßen, daß beide Teile unter einem Feuerregen in Stücke gehen.

Aber am meisten dabei gewinnen wird die Poesie, die wieder einmal große Leidenschaften zu besingen haben wird wie in jenen Tagen der Vergangenheit, wo Mann und Weib einander die Wage hielten.

* * *

Die italienische Renaissance, die mit ihrer gewaltigen Bejahung der Persönlichkeit auch dem Weibe die positiven Eigenschaften abforderte, stellte neben ihre grandiosen Männergestalten fort und fort ebenbürtige herrliche Frauen, die teils sichtbar, teils unsichtbar in das Ringen der Zeit eingriffen. Niemand nannte diese Frauen unweiblich,

Digitized by Google

denn es war ja gerade die Entfaltung ihrer weiblichen Natur, die sie berechtigte, neben die Männer zu treten, wie siegverleihende Göttinnen neben ihre Heroen. Alle Leidenschaften wurden aufs höchste gespannt und entluden sich in großen Werken, in großen Taten und eben solchen Verbrechen. Aus der Annäherung der beiden Geschlechter in dieser gespannten Atmosphäre erwuchs eine Menschensaat, in der die großen Genien wie Halme aufschossen. Kein Wunder, daß ihre Zahl unendlich wurde, als sollte ein neues Titanengeschlecht sich über die Erde verbreiten, bis die anflutende Barbarei dem Treiben und Sprossen ein Ende machte. Sobald nun das stiller werdende Leben das Weib auf seine negativen Eigenschaften zurück verwies und darum auch sie aufhörte, dem Manne sein Äußerstes im Guten und Bösen abzulocken, wurde neben dem allgemeinen Rückgang der Nation auch der Genius wieder ein seltener Gast auf Erden. Und von nun an sank mit dem sinkenden Kulturniveau des Landes auch das italienische Frauenideal und sank immer tiefer bis auf ein fast orientalisches Niveau herab, das sich erst in unsern Tagen, jetzt aber mit reißender Schnelligkeit, wieder zu heben beginnt.

* * *

Jede begabte Frau sollte ihrem Geschlecht eine Wohltat hinterlassen wie Fürsten an armen Orten, wo sie verweilt haben.

Die Arbeitszeit der Fabrikarbeiterinnen über 16 Jahre.

Von

Dr. Elisabeth Jaffé-Richthofen.

Nachdruck verboten.

Unter allen Bestrebungen, die Lage der Arbeiter zu heben, stehen die, welche auf eine Verkürzung der Arbeitszeit hinzielen, an vorderster Stelle. Vorbedingung für die Entfaltung geistiger und sittlicher Kräfte ist, daß der Mensch nicht bis zur Erschöpfung tagaus, tagein in den Dienst einer Arbeit gestellt werde, die noch dazu immer nur bestimmte Funktionen, nie sein ganzes Wesen in Anspruch nimmt. Die unausgesetzte Anspannung des Nervensystems nach einer Richtung hin bringt oft, wenn endlich für ein paar Stunden die Freiheit gekommen ist, das Bedürfnis nach starken Reizmitteln mit sich, um der drohenden Erschlaffung abzuhelfen; manchmal tritt auch statt dessen ein völliges Sichgehenlassen ein, das je nach dem vorhandenen Kraftquantum sich in stumpfer Mattigkeit oder einem Übermut äußert, der in Roheit übergehen kann. Die Ruhezeiten können also nur dann ihren vollen Wert behalten, wenn die vorhergehenden Arbeitsstunden nicht zu lang waren. Es ist eine bezeichnende Tatsache, daß in den Schichten der Arbeiterschaft, die am schwersten unter übermäßigen Arbeitszeiten leiden, erfolgreiche Versuche, ein höheres Kulturniveau zu erreichen, am wenigsten zu beobachten sind. (Heimarbeiter!) Aber gerade für unsere Zeit, die mit der Erteilung des allgemeinen Wahlrechtes jedem erwachsenen Mann wenigstens die Mitentscheidung über das Wohl der Gesamtheit anheimstellt, folgert daraus die Not-

Digitized by Google

wendigkeit, alle Klassen des Volkes in eine Lage zu setzen, die es ermöglicht, über die zunächst liegende dringende Sorge für die Bedürfnisse des engsten täglichen Lebens den Blick hinaus zu richten, um so auch die Reife für die Obliegenheiten als Staatsbürger zu erhalten.

Wenn schon aus diesen Erwägungen heraus die Berechtigung staatlicher Eingriffe bei überlanger Arbeitszeit der Männer abzuleiten ist und solche auch stattgefunden haben, wo die Selbsthilfe zu schwach war, — z. B. im Müller- und Bäckergewerbe, bei den Angestellten der offenen Verkaufsstellen, — so kommen noch ganz andere Fragen in Betracht, wo es sich um die Arbeiterinnen handelt. Von den Frauen, den Müttern und Erzieherinnen des kommenden Geschlechtes, hängt in erster Linie die geistige und körperliche Gesundheit des ganzen Volkes ab. Das Interesse der Gesellschaft fordert also in ganz besonderem Maße, daß ihre Lebensbedingungen nötigenfalls durch den Staat geregelt werden. Und zwar wird die Notwendigkeit eines starken staatlichen Schutzes um so einleuchtender, je mehr es sich herausstellt, daß die Masse der Frauen vorerst unfähig ist, sich selbst zu helfen. Die Organisationen der Arbeiter bedeuten heute eine Macht; — die Mehrzahl der Arbeiterinnen wird wohl auf absehbare Zeit durch die Doppellast ihrer Pflichten im Beruf und in der Familie in jenen „fünften Stand" hinabgedrückt, der aus sich heraus den Weg zu besseren Zuständen nicht finden kann.

So haben denn schon seit längerer Zeit die staatlichen Vorschriften speziell zum Schutz der weiblichen Arbeiterschaft eingesetzt, zuerst bekanntlich in England, wo schon 1847 der Zehnstundentag in der Textilindustrie eingeführt wurde. In Deutschland war man noch 1869 bei der Beratung der Gewerbeordnung für den norddeutschen Bund völlig befangen in den Doktrinen eines extremen Liberalismus. Man hätte es für gefährlich gehalten, die privatrechtliche Natur des Arbeitsvertrages irgendwie anzutasten; selbst ein Antrag auf Wöchnerinnenschutz mußte damit entschuldigt werden, daß er ja nur dem hilflosen Kinde zu gute kommen solle.

Seitdem haben sich freilich die Anschauungen wesentlich geändert: der Arbeitsvertrag rückt immer mehr in die Sphäre des öffentlichen Rechtes; d. h. die prinzipiell freie Übereinkunft zwischen Arbeitnehmer und Arbeitgeber ist durch zwingende gesetzliche Bestimmungen so eingeschränkt, daß die dem einen Kontrahenten vertragsmäßig zustehende Verfügung über die Arbeitskraft des andern durchaus nicht mehr unbegrenzt ist und daß Übertretungen dieser Vorschriften ohne Privatklage auf behördlichem Wege dem Gericht zur Kenntnis gebracht werden. Besonders der jugendlichen und weiblichen Arbeiter hat sich das Gesetz angenommen und für sie einen Maximalarbeitstag eingeführt. Seit 1891 dürfen Arbeiterinnen täglich nicht über 11, an Sonnabenden und Vorfeiertagen nicht über 10 Stunden beschäftigt werden. Es muß ihnen ferner eine einstündige und den verheirateten auf Wunsch eine anderthalbstündige Mittagspause gewährt werden. Allerdings werden diese Bestimmungen durchbrochen durch die Möglichkeit, in bestimmten Fällen Überarbeit zu machen und zwar bis zu 2 Stunden an 40 Tagen im Jahr. Stellt sich bei Saisonindustrien das Bedürfnis nach mehr Überarbeit heraus, so muß die Arbeitszeit im ganzen Jahr so geregelt werden, daß der Durchschnitt pro Arbeitstag 11 Stunden nicht übersteigt. Im Interesse unserer Industrie ist eine gewisse Elastizität der gesetzlichen Vorschriften nötig; eine 13stündige Arbeitszeit ist — auch wenn sie durch eine 8—9stündige zu andern Zeiten „ausgeglichen" wird — anerkanntermaßen zu viel. Aber auch den regulären Elfstundentag

Digitized by Google

haben einsichtige Sozialpolitiker, wie der frühere badische Fabrikinspektor Woerishoffer, schon bei seiner Einführung nur als Stufe zu weiteren Einschränkungen betrachtet.

Der 11stündige Arbeitstag scheint, verglichen mit der Inanspruchnahme der Dienstboten, Bäuerinnen und ungezählter Hausfrauen bis in den gebildeten Mittelstand hinauf, an und für sich nicht einmal übermäßig lang. Dabei ist aber zu bedenken, daß einmal trotz der wachsenden Zahl von „Musterfabriken", trotz aller hygienischen und technischen Fortschritte, trotz der strengen Überwachung durch die staatliche Gewerbeaufsicht die Arbeiterin fast in jeder größeren Industrie gewissen gesundheitlichen Gefahren ausgesetzt ist; Staub, ungünstige Lüftungs- und Temperaturverhältnisse, Erschütterungen und Maschinenlärm sind oft genug durch den Arbeitsprozeß unvermeidlich bedingt und wirken um so leichter, als sie Tag für Tag unmerklich ihre Wirkung fortsetzen; und wo dies nicht der Fall ist, bleibt doch als zweites die größte Schattenseite der Fabrikarbeit bestehen: die Einseitigkeit, die fortgesetzte Anspannung nach derselben Richtung, die stundenlang unveränderte Körperhaltung. Dadurch werden natürlich örtliche Reaktionen der übeanstrengten oder in ihren Funktionen gehemmten Organe hervorgerufen — z. B. die zahlreichen, durch das beständige Sitzen hervorgerufenen Beschwerden — oder es treten allgemeine nervöse Störungen auf.

Mit diesen körperlichen Schädigungen gehen die geistigen Hand in Hand: Jeder Verantwortung und Selbständigkeit enthoben, zur Maschine herabgesunken — wie kann da die Arbeiterin noch viel vom sittlichen Wert der Arbeit fühlen? Man stelle sich nur einmal ihr Dasein vor: Tag für Tag an derselben Stelle sitzend, dasselbe graue Stück Wand vor sich, wiederholt sie mechanisch und doch zur angespannten Aufmerksamkeit genötigt, unermüdlich viele tausend Mal denselben Handgriff! Das ist ihr Tagewerk! Sie bedarf wahrlich, mehr als alle andern arbeitenden Frauen, einiger Stunden, in denen sie sich ihres Menschentums bewußt werden kann.

* * *

Bisher haben wir von der Arbeiterin im allgemeinen gesprochen, ohne die Situation der verheirateten besonders zu beachten. Für sie fällt der Umstand doppelt ins Gewicht, daß die Zeit, die sie nicht zu Hause zubringen kann, durch Wege und eventuelle Pausen auf 12—13 Stunden verlängert wird; der Gewerbeaufsichtsbeamte von Potsdam führt z. B. an, daß in seinem Bezirk zahlreiche Frauen täglich 14 Stunden von zu Hause abwesend sind! — Diese Tatsachen sprechen für sich; ihre Folgen für das Hauswesen und die Kindererziehung sind oft genug erörtert worden; an Bedeutung gewinnen sie mit der Zunahme der verheirateten Fabrikarbeiterinnen, die in den meisten Industriebezirken jetzt etwa $^1/_4$ der Zahl der erwachsenen Arbeiterinnen überhaupt ausmachen. — Man hat daher schon seit Jahren der eheweiblichen Fabrikarbeit in sozialpolitischen Kreisen erhöhte Aufmerksamkeit gewidmet und sie durch das Gesetz zu beschränken, zum Teil sogar zu verbieten gewünscht. Hier mögen neben rein humanitären auch andere Motive mitgesprochen haben: traditionelle Vorstellungen von dem ans Haus gebundenen, natürlichen Wirkungskreis der Frau u. a. m. Jedenfalls waren die Einflüsse, die im Zentrum ihre wirksamste politische Vertretung fanden, stark genug, um das Reichsamt des Innern zu veranlassen, die Gewerbeaufsichtsbeamten für 1899 mit einer Berichterstattung über die Fabrikarbeit der verheirateten Arbeiterinnen zu beauftragen. Das Resultat war vorherzusehen gewesen: 1. die großen Nachteile der außerhäuslichen Beschäftigung der Ehefrauen, Witwen, Verlassenen und Geschiedenen

Digitized by Google

liegen hauptsächlich auf wirtschaftlichem und sittlichem Gebiet. 2. Die Fabrikarbeit der verheirateten Frauen ist meistens verursacht durch die Notwendigkeit, die Einnahmen der Familie zu vergrößern, sei es, weil der Mann für die Erhaltung einer normalen Familie nicht genug verdient, sei es, weil der Ernährer überhaupt fehlt. Daraus folgt weiter, daß „an einen allgemeinen Ausschluß der verheirateteten Frauen von der Fabriktätigkeit nicht gedacht werden kann. Wo eine solche Beschäftigung wirtschaftlich nicht nötig ist, wird sie jetzt schon gemieden. Wo sie aber durch die wirtschaftliche Lage der Arbeiterfamilie geboten ist, könnte sie nicht ohne tiefgehende Erschütterung dieser Lage untersagt werden“ [1]). Auch eine Beschränkung der Arbeitszeit nur für verheiratete Frauen war nicht zu empfehlen, wäre sie einem völligen Arbeitsverbot in ihrer Wirkung doch fast gleichgekommen. Dagegen wiesen damals schon viele Berichterstatter darauf hin, daß eine solche Beschränkung für alle, also auch die ledigen Arbeiterinnen zweckdienlich sei. Ein großer Teil der letzteren stehe ja noch im Entwickelungsalter, — die Gewerbeordnung betrachtet allerdings 16 jährige Mädchen als „Erwachsene“ — für das eine 11stündige tägliche Arbeitszeit ohne weiteres zu viel sei; auch werde allein eine Herabsetzung der Arbeitszeit den Mädchen ermöglichen, sich mehr als bisher im Hause zu beschäftigen.

So hat sich das Thema geändert, und jetzt ist die Verkürzung des Normalarbeitstages für alle Arbeiterinnen in den Vordergrund des Interesses gerückt. In der letztjährigen Generalversammlung der Gesellschaft für soziale Reform zu Cöln bildete die Frage den Hauptpunkt der Tagesordnung. Freilich, das Ideal des Achtstundentages stand und steht noch nicht zur Diskussion —, zwangsweise Herabsetzungen der Arbeitszeit können ohne schwere Schädigung der Industrie immer nur vorsichtig, schrittweise geschehen und auch dann nur, wenn die freie Entwickelung schon der Gesetzgebung teilweise vorausgeeilt ist. Zunächst war demnach der 10stündige Arbeitstag ins Auge zu fassen; seine Einführung wurde in Cöln von Theoretikern und Praktikern lebhaft befürwortet.

Nachdem die Regierung durch die Erhebungen von 1899 ihrerseits die Notwendigkeit einer anderweitigen Regelung der Frauenarbeit zugegeben und deren Resultat diese Notwendigkeit bestätigt hatte, mußte auch sie einen weiteren Vorstoß unternehmen. Eine erneute Enquête wurde im Jahre 1902 angeordnet. Es mag dahingestellt bleiben, ob sie nach dem reichen, bereits vorliegenden Material in dem Umfang nötig war. Festgestellt sollte durch dieselbe werden: 1. die tatsächliche tägliche Arbeitszeit mit besonderer Berücksichtigung der Sonnabende und der Vorfeiertage, außerdem die Länge der Mittagspausen; 2. sollte die Zweckmäßigkeit und Durchführbarkeit einer Verkürzung der Arbeitszeit durch Herabsetzung auf 10 Stunden täglich, durch Einführung einer obligatorischen anderthalbstündigen Mittagspause und durch die Früherlegung des Schlusses an den Samstagen erörtert werden. Die Antwort auf diese Fragen liegt nun vor; die kleineren Bundesstaaten haben sie den Jahresberichten der Gewerbeaufsichtsbeamten als Anhang beigefügt, für Preußen sind sie in einem gesonderten Band erschienen. [2])

* * *

[1]) Siehe Jahresbericht der badischen Fabrikinspektion für 1899, Karlsruhe. Seite 93.

[2]) Arbeitszeit der Arbeiterinnen über 16 Jahre in Fabriken und diesen gleichgestellten Anlagen nach den Erhebungen der Königlich preußischen Gewerbeaufsichtsbeamten und Bergbehörden im Jahre 1902. Berlin 1903.

Digitized by Google

Von besonderer Wichtigkeit sind in diesen Veröffentlichungen die Angaben über die tatsächliche Dauer der Arbeitszeit, aus dem oben genannten Grunde. Seit Jahren sind zahlreiche Betriebe unter die gesetzlich gestattete Stundenzahl herabgegangen, weil sich erwiesen hat, daß bei verkürzter Arbeitszeit durch vergrößerte Arbeitsintensität ein etwaiger Ausfall an Leistungen eingeholt, außerdem an Betriebskosten (Kraft, Licht, Heizung) gespart wird. In Preußen haben schon jetzt von zirka 395 000 Arbeiterinnen 250 000 eine Arbeitszeit von 10 Stunden und weniger. Nur 38 Prozent arbeiteten länger als 10 Stunden, in Berlin-Charlottenburg nur zirka 5 Prozent der 630 264 Beschäftigten; die durchschnittliche Arbeitszeit beträgt dort $9^1/_2$ Stunden. Der badische Bericht gibt an, daß für mindestens 55 Prozent aller Arbeiterinnen die Arbeitszeit 10 Stunden nicht überschreite, ähnliches gilt für Württemberg. Dagegen wird an Sonnabenden im allgemeinen, der Vorschrift entsprechend, um $^1/_2$6 geschlossen. Die anderthalbstündige Mittagspause, die das Gesetz den verheirateten Frauen schon jetzt gewährt wissen will — sie wird freilich oft nicht gefordert, weil das unliebsame Folgen haben könnte — ist in Preußen auch für über 50 Prozent der Arbeiterinnen eingeführt; in sehr vielen Fabriken ist dies aber nur eine Ausnahmeeinrichtung für diejenigen, die ein Hauswesen zu führen haben, ohne daß der Betrieb sonst davon berührt würde.

Über die Zweckmäßigkeit der gesetzlichen Einführung des jetzt schon zum großen Teil bestehenden Zehnstundentages sind die Berichterstatter — wie nicht anders zu erwarten — ziemlich einer Meinung. Oft ist die Übereinstimmung, mit der auf die gesundheitlichen, wirtschaftlichen und sittlichen Wirkungen einer solchen Maßregel hingewiesen wird, fast wörtlich. Der Cölner Bericht spricht von einer „Notwendigkeit" (Seite 287 a. a. O.), der Württemberger (II. Bezirk) „bejaht die Frage unbedingt". Der Beamte für Erfurt sagt (Seite 150 und 151), Fabrikarbeiterinnen welkten im allgemeinen schneller dahin als andere Frauen und Mädchen, als Gattin und Mutter gingen sie, wenn sie nicht sehr kräftig seien, einem allmählichen körperlichen Verfall entgegen, die Herabsetzung der Arbeitszeit würde ihr Los erleichtern. — Im Bericht für den Bezirk III Württemberg heißt es Seite 209: „Eine Kürzung der Arbeitszeit erscheint auch vom geistig-sittlichen Standpunkt aus notwendig. In weiten Schichten der Arbeiterschaft hat sich in den letzten Jahren ein starkes Bildungsbedürfnis geltend gemacht, das Befriedigung verlangt. Ebenso ist das Verlangen nach Familienleben erstarkt. Kommt die Frau früh nach Hause, dann hat sie noch Lust und Kraft zur Arbeit. Bei spätem Nachhausekommen hält sie es nicht mehr der Mühe wert, anzufangen, kurz, die Haushaltung und bei Ledigen die Kleider kommen herunter, vieles wird weggeworfen, dafür vielleicht Geringwertiges mit teurem Geld wieder angeschafft." —

Von besonderem Interesse sind die Ansichten der Arbeiterinnen selbst. Es fehlt unter ihnen nicht an solchen, denen eine Verkürzung der erschöpfenden Fabrikarbeit ohne weiteres als wünschenswert erschien; im allgemeinen aber werden sie, wo sie einzeln befragt wurden und nicht nur durch die Vermittelung der sozialpolitisch weiterblickenden Organisationen zu Worte kamen, von dem einen Gesichtspunkt des eventuell drohenden Verdienstausfalles aus geantwortet haben (Württemberger Bericht Seite 209). „So kurzsichtig das im ersten Augenblick erscheint, angesichts der Tatsache, daß die 10 bis 20 Pfennige Mehrverdienst in den meisten Fällen weit zurückstehen gegenüber den Opfern an Gesundheit, Kleidern, Ordnung in der Haushaltung und Familie,

Digitized by Google

soweit sich das alles überhaupt in Geld ausdrücken läßt, so lernt man es verstehen, wenn man sich die Familienverhältnisse der Arbeiterinnen im einzelnen vor Augen hält" — die nämlich unter dem Druck der Umstände sich so gestaltet haben, daß der Sinn für ein geordnetes Hauswesen und Familienleben fast zu grunde gehen muß. Auch im badischen Bericht (Seite 74) wird ein Fall erwähnt, wo eine Mutter von 6 unerwachsenen Kindern zu Hause nicht genug zu tun zu haben glaubte, und daraus mit Recht die Notwendigkeit gefolgert, dafür Sorge zu tragen, daß die Frauen ihren naheliegendsten und heiligsten Pflichten nicht ganz entfremdet werden. —

Ebensowenig kann ein anderes Argument, das von den Unternehmern häufig vorgebracht wird, gegen die Zweckmäßigkeit der Verkürzung der Arbeitszeit sprechen: daß nämlich die jüngeren Arbeiterinnen selbst lieber eine Stunde länger arbeiteten als etwa den Eltern noch in Feld und Haus zu helfen. Es ist nur zu begreiflich, daß, wenn erst eine gewisse Abstumpfung eingetreten ist, die relativ bequeme Fabrikarbeit angenehm empfunden wird. Diese Arbeiterinnen, denen das Bedürfnis nach einer Unterbrechung des öden Einerlei ihrer Tage fehlt, gleichen meines Erachtens den vielen Frauen des Mittelstandes, denen auch heute noch die „Handarbeit" zur Ausfüllung ungezählter Stunden genügt. Es darf eben bei der Behandlung solcher Fragen nie vergessen werden, daß erstrebenswerte Kulturfortschritte nicht gleichbedeutend zu sein brauchen mit zunehmenden subjektiven Annehmlichkeitsgefühlen der Einzelnen.

Neben der Zweckmäßigkeit haben wir nun als zweites noch die Frage der Durchführbarkeit zu erörtern. Hier treten naturgemäß die Unternehmerinteressen in den Vordergrund, aber auch, soweit es sich um etwa eintretende Lohnausfälle handelt, die der einzelnen Arbeiterfamilie. Dabei ist zu bedenken, daß im allgemeinen Arbeiter und Arbeiterinnen desselben Betriebes auch dieselbe Arbeitszeit haben, daß also die Einführung des Zehnstundentages auch für zahlreiche Männer bedeutungsvoll sein wird. Vor allem handelt es sich darum, inwieweit die wirtschaftliche Entwickelung der Gesetzgebung den Weg gebahnt hat: wie wir wissen, arbeiten heute über die Hälfte aller deutschen Arbeiterinnen schon nicht mehr als 10 Stunden. Also, möchte man argumentieren, wenn dies der Fall ist, so wird wohl der Augenblick zur gesetzlichen, zwangsweisen Einführung einer schon so weit verbreiteten Sitte unbedingt gekommen sein! Liegt nicht eine Ungerechtigkeit darin, wenn rückständigen Arbeitgebern noch immer erlaubt wird, auf Kosten der Lebenskraft ihrer Arbeiter sich Vorteile im Konkurrenzkampf zu verschaffen? Allerdings — die Situation wird aber durch eines erschwert: die längere Arbeitszeit findet sich hauptsächlich in der Textilindustrie, die schon so wie so mit Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Die Äußerungen der Fabrikanten, vor allem die mitgeteilten Gutachten der Interessenverbände, Handelskammern u. s. w. — klingen denn auch sehr pessimistisch. Manche Fabrikinspektoren weisen aber darauf hin, daß diese Befürchtungen nicht nur sachlich begründet sind — natürlich! Bedeutet doch jede weitere staatliche Verkürzung der Arbeitszeit eine Beschränkung der Machtbefugnis des Unternehmers, die immer unangenehm empfunden wird, auch wo der Spielraum, den das Gesetz läßt, an und für sich den vorhandenen Bedürfnissen genügt. — Auch die Erfahrungen einzelner und gerade der bedeutendsten Industriellen stehen im Widerspruch mit dem Gutachten der Korporationen. Zahlreich sind die Fälle, in denen während der Krisen der letzten Jahre speziell in Webereien die Arbeitszeit eingeschränkt wurde, ohne daß der erwünschte Erfolg, eine Produktionsverminderung, eintrat. So dürfen wir wohl annehmen, daß ebensowenig wie seinerzeit beim Über-

Digitized by Google

gang zum Elfstundentag auch diesmal die Textilindustrie nennenswert geschädigt wird. Übergangs- und Ausnahmebestimmungen, besonders für Spinnereien, wo aus technischen Gründen eine Erhöhung der Arbeitsintensität am wenigsten erwartet werden darf, werden immerhin am Platze sein, damit sollten aber auch die letzten Bedenken schwinden.

Die zweite in Frage kommende Änderung ist der frühere Schluß an den Sonnabenden (in England ist der ganze Sonnabend Nachmittag frei); er ist hauptsächlich als weitere Verkürzung der Arbeitszeit zu betrachten, wir haben also dem bereits ausgeführten nur noch weniges hinzuzufügen. Der status quo ist jedenfalls der Einführung eines halben freien Nachmittags vor den Festtagen nicht sehr günstig, da, wie schon erwähnt, bis jetzt im allgemeinen die gesetzlich gewährte Frist voll ausgenutzt wurde. Außerdem wäre es für den Unternehmer unrationell, nach der Mittagspause für nur etwa 3 Stunden den ganzen Betrieb noch einmal in Gang zu setzen; doch könnte dieser Schwierigkeit durch Einführung der sogenannten englischen Arbeitszeit leicht abgeholfen werden, so nämlich, daß an Sonnabenden mit Einführung einer kurzen Mittagspause bis zum Schluß, etwa um 3, durchgearbeitet würde. Ein weiteres Bedenken, das sehr häufig ins Feld geführt wird, ist der Umstand, daß die Männer und ledigen Arbeiterinnen von der ihnen zufallenden freien Zeit keinen rechten Gebrauch zu machen wüßten, daß Liederlichkeit und Wirtshausbesuch zunehmen würden. Daß auch mit solchen Vorkommnissen gerechnet werden muß, dürfen wir leider nicht bezweifeln. Das ist aber nur ein Grund mehr, nichts unversucht zu lassen, was zur sittlichen Hebung unseres Arbeiterstandes beitragen kann. Wir sind uns darüber einig, daß auf dem Gebiet der Volkserziehung noch unendlich viel zu geschehen hat — wie aber soll dies vor sich gehen, wenn der Arbeiter von morgens bis abends in der Fabrik festgehalten ist? — Im Interesse aller Arbeiterinnen, die ein Hauswesen zu versorgen haben — und das sind nicht nur die verheirateten — liegt es im höchsten Grade, daß ihnen einmal in sieben Tagen die Zeit gegeben wird, in Ruhe ihren häuslichen Pflichten nachzukommen.

Die obligatorische Verlängerung der Mittagspause ist der einzige Reformvorschlag, der überall wenig Anklang findet. Sie hat nur Wert für die Frauen, die nicht durch zu weite Wege verhindert sind, zum Kochen nach Hause zu gehen. Für die übrigen, sowie die Mädchen und Männer ist die lange Mittagspause, durch die der Schluß am Abend nur hinausgeschoben wird, unzweckmäßig und unerwünscht.

Hoffen wir, daß die Ermittelungen der Fabrikinspektoren, die so oft wiederholten und begründeten Wünsche aller Sozialpolitiker unseren Arbeiterinnen nun bald eine Arbeitszeit zu teil werden lassen, wie sie England seit 50 Jahren hat und wie sie nächstes Jahr in Frankreich eingeführt wird. Grundlagen zu weiteren Fortschritten werden aber alle solche Verbesserungen nur sein, wenn es gelingt, internationale Verständigungen herbeizuführen, die unsere Industrie vor dem Wettbewerb von Völkern mit rückständiger sozialer Gesetzgebung schützen, und wenn unsere Arbeiterschaft selbst in strenger Selbsterziehung, im Glauben an ihre Aufgabe als Glied des Volksganzen, einer besseren Zukunft die Bahn bereitet.

Digitized by Google

Die Schriftstellerin.

Skizze

von

H. v. Beaulieu.

Nachdruck verboten.

„Und was ist aus den beiden Bergedorffs geworden?"

In einem behaglichen dämmerigen Raum wurde diese Frage gestellt; ein Feuer knisterte, und der durchs Fenster einfallende Laternenschein huschte über Goldrahmen von Familienbildern und alte Mahagonimöbel mit einer Vergangenheit.

Mir gegenüber saß eine Greisin mit Lockenscheiteln, gütigen Augen, und feinen Händen voll alter Ringe. Wir hatten eins jener Plauderstündchen, wie es nur mit alten Damen möglich ist, die noch ein liebevolles Interesse für die Schicksale derer haben, die das Leben auf kürzer oder länger mit ihnen zusammengeführt.

Ich war lange im Auslande gewesen, und es interessierte mich zu erfahren, was aus diesem und jenem geworden.

Manche waren gestorben, einige hatten Karriere gemacht, die meisten vegetierten so zwischen beidem hin.

— „Die beiden Bergedorffs, — warten Sie mal, die Hübsche und die Häßliche?"

„Ganz recht. Das heißt, so häßlich war die Häßliche garnicht, aber sie hießen allgemein so, zum Unterschied."

„Ich bitte, raten Sie mal! Mir hat es immer Spaß gemacht, den jungen Mädchen, die ich in die Welt eintreten sah, ein Prognostikon zu stellen. Den meisten kann man ihre Zukunft so ziemlich vom Gesicht ablesen. Manchmal kam es freilich doch anders. Erinnern Sie sich noch der schönen Lüth? Wer hätte nicht gedacht, daß sie eine große Partie machen würde? Da mußte der Vater, dicht vorm Obersten, den Abschied nehmen; sie zogen in eine kleine Stadt, und das Mädchen ist so allgemach verblüht. Sie würden Sie nicht wiedererkennen. Eine häßliche, spitze, alte Jungfer, die keinem jüngern Mädchen etwas gönnt. Verfehlte Karriere, wie der Vater. Aber die Bergedorffs haben beide Karriere gemacht, jede in ihrer Art. Nun raten Sie doch mal!"

Einen Augenblick tauchte meine Seele in die Vergangenheit. Ich sah den Ballsaal des Kasinos von B., — ein schönes, blühendes Mädchen im rosa Kleide, unter einem Rosenkranz sehr wohlfrisierte Löckchen, einen immer gleichmäßig lächelnden Mund. Und ich hörte sie, bedauernd, aber doch ein klein wenig triumphierend sagen: „Es tut mir leid, aber meine Tanzkarte ist ganz voll, nichts mehr frei!" —

Und ich sah ein andres Mädchen, hager, hoch aufgeschossen, ebenfalls in rosa. Aber der Rosenkranz saß windschief auf dem etwas zerzausten Haar, die Augen blickten halb scheu, halb drohend, und die Bemerkungen, die von den etwas zu starken Lippen fielen, waren meistens geradezu.

Und dann sah ich wieder beide Mädchen in einer literarischen Matinee. Es wurde moderne Lyrik vorgelesen.

Die schöne Bergedorff gähnte verstohlen, und ihre Blicke schweiften gelangweilt umher.

Die häßliche Bergedorff saß, die Hände um die Knie geschlungen, in sehr inkorrekter Pose. Ihre Augen brannten, und ihre halb geöffneten Lippen bebten, die ganze Gestalt war glühende, zuckende Empfindung.

Auf einer Landpartie frug jemand träumerisch-sentimental: „Was wohl in zwanzig Jahren aus uns allen geworden sein wird?"

Digitized by Google

„Dann bin ich längst tot" rief jemand mit Bestimmtheit. „Eine dicke alte Dame werde ich nicht."

Das war die häßliche Bergedorff.

— — „Nun?" frug die alte Dame.

— „Die schöne Bergedorff hat eine gute Partie gemacht."

„Richtig, das war ja vorauszusehen."

„Und die Häßliche — — die hat gewiß irgend etwas besondres angefangen. Ist sie vielleicht zur Bühne gegangen?"

„Sie nehmen aber auch gleich das Allerärgste an. Ganz so schlimm ist es nicht."

„Dann — schreibt sie am Ende!"

„Richtig. Ich sage es ja, manche Mädchen tragen ihr Schicksal ganz deutlich in ihrer Persönlichkeit vorgebildet. Die Thessa Bergedorff war ja immer etwas besonders; was andre Mädchen interessierte, war ihr längst nicht hoch genug. Ich selbst habe ihr manches Mal gesagt: Liebes Kind, Sie schreiben gewiß noch einmal. Ich bin überzeugt, das läge in Ihnen. Neulich erinnerte ich sie noch daran, als wir uns bei K.s trafen, und von alten Zeiten sprachen."

„Wie ist sie denn sonst geworden?"

„O wirklich sehr nett. Viel umgänglicher und liebenswürdiger als damals jemand von ihr gedacht. Suchen Sie sie doch einmal auf. Sie hatten ja immer ein kleines tendre für das gärende Genie."

„Ja. Sie interessierte mich. Sie gab den Eindruck von etwas Bedeutendem, das mit sich rang, sich noch nicht liebenswürdig geben konnte, aber etwas für die Zukunft versprach."

„Sie haben ganz recht gesehen. Ich kann Ihnen ein kürzlich von ihr erschienenes Buch geben. Es liegt hier sogar zur Hand. Ich muß zwar gestehen, daß ich selbst es noch nicht gelesen habe — ich graule mich etwas vor modernen Büchern — aber es wird sehr gelobt." —

Ich nahm das Anerbieten gern an. Es interessierte mich, etwas von der häßlichen Bergedorff zu lesen.

Auf dem Heimwege tauchten meine Gedanken wieder in die eben berührte Vergangenheit. Es war so natürlich, daß sie sich mit ihr beschäftigten, deren Geisteswerk ich mit mir trug. Das Mädchen stand wieder ganz lebensvoll vor mir in ihrer kantigen Eigenart, den spärlichen, rasch herausfahrenden Bemerkungen, mit denen sie so oft Anstoß erregte. Ich sah ihre hastigen Bewegungen, die wie Auflehnung gegen ein unsichtbares Joch aussahen, das momentane Aufleuchten der Augen, das von sehr intensivem Innenleben sprach. Ich erinnere mich an ihre sich etwas übertrieben äußernde Verachtung der materiellen Seite des Lebens, ich hörte noch den ihr von vielen so verübelten Ausspruch: Wer an einem Diner von acht Gängen Gefallen finden könne, sei ärger, als ein Tier, denn das äße sich doch nur satt. Ich erinnerte mich ihrer Ungeduld den zeitraubenden Forderungen der Gesellschaft des Alltags gegenüber, die von den meisten von uns nicht einmal als ein Raub empfunden werden, bei vielen sogar den Inhalt des Lebens ausmachen.

Sie stand schließlich mit lebensvoller Deutlichkeit vor mir, und ich nahm ihr Buch mit großer Spannung zur Hand.

Ich war gefaßt auf etwas Exzentrisches, nicht künstlerisch Abgeklärtes, etwas, dem ich vielleicht nicht würde zustimmen können, aber ich erwartete auf jeden Fall etwas Originelles, Bedeutendes.

Meine Erwartungen wurden getäuscht.

Es war ein gut geschriebenes Buch, das Welt- und Menschenkenntnis verriet, ein Buch, das sich angenehm las und doch gehaltvoller war, als vieles, das auf den Markt geworfen wird.

Und doch, und doch! Von der Thessa Bergedorff, der nichts hoch genug war, von der Thessa mit den aufleuchtenden Augen und den Bewegungen eines gefangenen Wildvogels hatte ich andres erwartet. —

Als ich meine alte Freundin wieder sprach, sagte sie: „Ich habe der Thessa Bergedorff Ihren Besuch angemeldet. Sie wird sich sehr freuen. Ganz bestimmt. Gehen Sie recht bald hin. Heute Mittag treffen Sie sie zum Beispiel zu Hause."

Eigentlich hatte ich den Besuch aufgegeben, aber nun mußte ich wohl. Und es reizte mich doch ein wenig, zu sehen, ob ich nicht in der Persönlichkeit etwas von der alten Thessa wiederfinden würde, die ich in dem Buche vermißt hatte. Ich bin der Ansicht, daß

Digitized by Google

Menschen sich nicht wirklich ändern. Das Leben mag mildern oder schärfen, aber die Natur ändert sich nicht.

Ich ging hin, und blieb erst einen Augenblick allein im Zimmer. Dort sah es aus, wie überall bei gebildeten Leuten. An den Wänden Radierungen nach Böcklin, auch ein paar gute Aquarelle von Landschaften. Das Portrait eines reizenden jungen Mädchens von einem bekannten Modemaler. Reproduktionen von Skulpturen, offenbar Erinnerungen an eine Italienreise; ein paar Bücher lagen umher, von denen grade gesprochen wurde. Aber auch eine stark zerlesene Faustausgabe. Ich schlug unwillkürlich auf und traf:

„Setz dir Perrücken auf von Millionen Locken,
Du bleibst doch immer was du bist."

da trat die Herrin des Hauses ein.

Wäre ich ihr anderswo begegnet, hätte ich sie nicht erkannt.

Thessa Bergedorff war dick geworden. Das hagere Geschöpf mit den brüsken Bewegungen, bei der immer etwas schief oder abgerissen war, war jetzt eine behäbige Dame, gut gekleidet, verbindlich lächelnd, mit angenehmen Umgangsformen.

Sie war wirklich, wie die alte Dame es gesagt hatte, „nett" geworden.

Wir sprachen, was man so spricht. Sie hatte im Gespräch die sichere Leichtigkeit derer, die viel mit mancherlei Menschen in Berührung kommen, viel sehen und lesen. Natürlich war auch von der Vergangenheit die Rede, in der ja eigentlich unsre Berührungspunkte lagen.

„Sie waren immer sehr gut zu mir," sagte sie. „Und das rechne ich Ihnen hoch an, denn ich war damals ein unausstehliches Geschöpf, das niemand leiden mochte."

„Sie waren in Ihren Gärungsjahren. Es ist natürlich, daß ein junges Geschöpf, in dem Kräfte ringen, die es selber noch nicht recht versteht, kein harmonischer Mensch sein kann. Die Menschen, die wenig in sich haben, sind viel früher fertig. Ich habe immer etwas von Ihnen erwartet, und ich habe Recht behalten." Ich sagte ihr etwas über ihr Buch, das war doch unvermeidlich.

Es war mir eine Erleichterung, daß sie, wie Leute von gutem Geschmack tun, rasch über ihr eigenes Schaffen fortging. Dafür erzählte sie mir um so ausführlicher und lieber von ihrer Nichte Evchen, dem Urbilde des lieblichen Mädchenporträts, die schon seit zwei Jahren ihre Hausgenossin war. Es war die Waise ihres Bruders und wenn auch nicht gesetzlich, so doch in allem andren ihre Adoptivtochter.

„Ist es auch so ein intellektuelles, hochfliegendes, junges Wesen, wie Sie waren?" frug ich.

„Gott sei Dank, nein, sie ist gar nicht intellektuell und unausstehlich, sondern hold und lieb und reizend. Ich habe ihr innerlich viel zu danken, da sie mein Heim mit Schönheit, Jugend und Frohsinn schmückt. Natürlich werde ich sie bald hergeben müssen, und das wird nicht leicht sein. Sie müssen sie jedenfalls kennen lernen. Seien Sie doch, bitte, Sonntag unser lieber Tischgast."

Ich ging ganz benommen nach Hause. Es ist immer ein wenig verstimmend, wenn man eine Liebtingstheorie fahren lassen muß. Wie konnte ich meine Ansicht, daß die Menschen sich nicht ändern, aufrecht halten angesichts der heutigen Erfahrung?

Die Thessa Bergedorff, die ich heute gesehen, war eine recht umgängliche, angenehme Dame, wie es viele gibt. So wie ihr Buch. Wirklich, Buch und Autorin paßten durchaus zusammen.

Und das war mir lächerlicherweise fast das Verwunderlichste, daß sie dick geworden.

Ich folgte der Einladung, fand zwei Gäste, angenehme Durchschnittsmenschen, vor denen die alte Thessa davon gelaufen sein würde, und die Nichte, ein allerliebstes, blondes Geschöpf, das mir aber oberflächlich, dumm und egoistisch erschien, und der vergötternden Liebe der Adoptivmutter wenig würdig. Es war ein Schauspiel, wie man es oft findet, daß eine Frau blind aufgeht in der Anbetung eines andren Geschöpfes, sei es ein Mann, ein Kind, eine Freundin — oder auch ein Hund oder ein Kanarienvogel —, ein Schauspiel, das im ganzen rührend, manchmal etwas komisch, auf die Dauer langweilig wirkt — auf den Dritten.

Bis zur letzten Phase kam es bei mir nicht. Ich erinnerte mich nur mit stillem Lächeln, daß damals Thessas Familie oft über deren Mangel an wärmeren, zärtlichen Empfindungen geklagt hatte. Sie sei „wie ein Stück Holz".

Digitized by Google

Das Holzscheit hatte sich entzündet. Und sie tat mir leid. Denn ich traute dem verzogenen Kinde zu, daß es sich immer wie ein solches benehmen würde.

Thessa machte die liebenswürdigste Wirtin. Das kleine Diner war vorzüglich, und aus den Worten der andren Gäste entnahm ich, daß man bei Fräulein von Bergedorff immer ausgesucht gut und opulent speise.

Es drängte sich mir der damals mit so viel Entrüstung zitierte Ausspruch der jungen Thessa auf, und ich gab ihn zum besten, zur großen Erheiterung.

Das junge Mädchen rief erstaunt: „Nein, Tantchen, daß du einmal so kratzbürstig gewesen bist! Weißt du, mir ist es doch lieber, daß ich dich erst später kennen gelernt habe. Ich glaube, damals hätten wir nicht besonders harmoniert."

„Das glaube ich auch, mein Liebling," sagte die Tante zärtlich.

Evchen ging ins Theater. „Es sieht vielleicht nicht sehr höflich aus, aber, nicht wahr, Sie nehmen es nicht übel? Es wird zum letzten mal ‚Der blinde Passagier' gegeben, und sie wollte es so gern sehen," sagte die Tante entschuldigend.

Ich versicherte natürlich, daß ich das ganz selbstverständlich fände, und wollte mich mit den andren Gästen empfehlen.

Aber Thessa bat mich, noch etwas zu bleiben, und ich blieb.

Es war abgeräumt, aber der Wein stehen geblieben, und wir blieben wie alte Herren bei der Flasche sitzen. Und Thessa trank, zwar mäßig, aber mit Behagen und scheinbar auch Verständnis.

Ich erinnerte mich, daß sie damals einen Abscheu vor Spirituosen gezeigt, und auch in Gesellschaft nie einen Tropfen getrunken.

Die alte Thessa war fort. Menschen ändern sich doch.

Ich hatte es nicht sagen wollen, aber einmal fuhr es mir doch heraus: „Wie haben Sie sich verändert!" — „Zum Vorteil", beeilte ich mich natürlich hinzuzufügen.

Sie lachte. Und in diesem verächtlichen Lachen fand ich zum ersten Male die alte Thessa wieder.

„Natürlich verändert man sich. Man wächst oder kriecht in das Leben hinein, das das Schicksal uns zubereitet hat. Wir alle verändern uns. Sehen Sie doch die schlanken Gymnasiasten, die vom Olymp herab dem Tell zujubeln, und die dickbäuchigen Geheimräte. Es ist unser aller Los. Doch nein" — sie sah mich mit etwas Neid an, — „Sie sind schlank geblieben, Sie haben Ihre Ideale noch!"

Ich lachte. Aber es kostete mich etwas. „Ist Magerkeit mit Idealismus identisch?"

„Ja. Es gibt Ausnahmen. Doch ich bin keine."

Plötzlich beugte sie sich vor, sah mich intensiv an und sagte beinahe heftig: „Sagen Sie einmal aufrichtig — Sie haben mich ja früher gekannt, — haben Sie nicht andres von mir erwartet? Ja, das ist peinlich für Sie. Ich kann das verstehen. Aber ich beschwöre Sie, antworten Sie mir offen. Haben Sie nicht etwas von mir erwartet?"

„Ja", sagte ich hilflos, „aber —"

„Kein aber," sagte sie heftig. „Sie haben etwas von mir erwartet. Ich — ich auch!"

Sie atmete schwer.

„Aber was wollen Sie denn? Sie leisten doch etwas, haben etwas geschrieben, das von Allen gelobt wird."

„Das ist's ja eben. Etwas, das von Allen gelobt wird. Damals aber war mein Traum, etwas zu schreiben, das von den Wenigen gelobt würde. Aber diesen Wenigen bin ich jetzt eine von den Allzuvielen aus dem Kürschner, weiter nichts. Sie haben den Roman gelesen, — oder taten Sie nur so? Nicht? Bitte, dann gestehen Sie, daß er Sie enttäuscht hat, ich bitte Sie darum!"

Ich senkte den Kopf.

„Ich merkte es Ihnen ja an," sagte sie beinahe triumphierend. „Und ich möchte Ihnen erklären — nein, einfach sagen, daß ich selbst am allermeisten über mich enttäuscht bin.

Ich erwartete etwas von mir, etwas, das mich vor denen rechtfertigen sollte, die mich überspannt und verrückt nannten.

Und ich träumte davon, etwas ganz Großes zu tun. Darüber versäumte ich manches naheliegende. Wissen Sie, es gibt so Leute, die immer in Bereitschaft sind, ein Kind aus einem brennenden Hause zu retten, und während dessen die Suppe überkochen lassen.

Digitized by Google

Was ich wollte, war mir noch nicht ganz klar. Zur Bühne zu gehen, erlaubten die Eltern nicht. Vielleicht hätte ich es dort zu etwas gebracht, vielleicht auch nicht. Man überschätzt sich so rasend in der Jugend.

Hätten wir in einer großen Stadt gelebt, würde ich mich wohl modernen sozialen Bestrebungen angeschlossen haben. Bei uns kannte man so etwas nicht. Nur Sonntagsschulen und Suppenanstalten. Das war nichts für mich. In mir war ein Chaos, das gärte, rang, sich zur Welt gestalten wollte, und das Mittel nicht fand.

Dann tat ich, was alle tun: ich schrieb. Es war das einzige Ventil, was ich finden konnte.

Mit klopfendem Herzen schickte ich ein paar kleine Sachen an nach freien Grundsätzen geleitete Blätter.

Man druckte sie ab.

Ich hatte das dunkle Gefühl, daß sie nicht den Beifall meiner Familie finden würden.

Aber so arg hatte ich es nicht erwartet.

Meine Mutter hatte verweinte Augen und sah mich halb vorwurfsvoll, halb mitleidig von der Seite an. Und mein Vater war außer sich. Wir hatten eine große Auseinandersetzung. Er sagte, ich kompromittierte nicht nur mich selbst, sondern auch meine Familie mit ‚solchen Sachen'. Er gebrauchte die stärksten Ausdrücke. Gegen Schriftstellern an und für sich habe er nichts einzuwenden, das täten viele Damen aus den besten Familien. Aber so etwas! Das sei ja ebenso kompromittierend, als wenn ein Sohn zur Sozialdemokratie ‚hinabstiege'. So lange ich bei ihm im Hause lebe, dulde er so etwas nicht; wenn er tot sei, könne ich ja machen, was ich wollte!

Die von Eltern so beliebte melodramatische Wendung verfing nicht viel bei mir. Ich beugte mich, innerlich knirschend, dem Recht des Stärkern, das ja fast immer ein Unrecht ist. Mir kam auch der abenteuerliche Gedanke, nach Berlin oder München zu gehen, in einer Dachkammer zu wohnen und zu schreiben, was mir beliebte.

Aber von den zwanzig Mark oder noch weniger, die die Zeitungen zahlten, konnte ich nicht leben, auch nicht bei meinen damaligen Bedürfnissen.

Wäre ich ein Junge gewesen, ja dann! Aber noch mehr als die materielle schreckte mich die andre Seite einer solchen Existenz. Ein junges Mädchen aus gutem Hause mag in ihrer Familie für noch so exzentrisch gelten, — stellt sie dem wirklichen Leben, der Bohême gegenüber, und die zaghafte höhere Tochter kommt heraus.

Ich war eine höhere Tochter — trotz alledem!

Das Ärgste war, — ich war selbst ängstlich geworden. Ich las meine Sachen — heute finde ich sie harmlos genug — wieder und wieder, und wußte schließlich selbst nicht recht, ob sie nicht wirklich etwas ganz Entsetzliches seien.

Eine Zeitlang schrieb ich gar nicht. Dann fing ich wieder an, aber unter dem Druck des väterlichen Urteils stehend.

Ich schickte wieder an liberale Zeitungen ein, — die Sachen waren ihnen zu familienblatthaft. Ich schickte an Familienblätter, die Sachen waren „für die Familie nicht recht geeignet."

Meine schöne Schwester heiratete einen hohen Beamten. Die Verpflichtung, meine Familie nicht zu kompromittieren, wuchs.

Wir waren arm wie Sie wissen, und als der Vater sich pensionieren ließ, sah es karg bei uns aus. Die Brüder forderten und erhielten standesgemäße Zulagen.

Da erwachte in mir der Wunsch, Geld zu verdienen. Verwandte gaben mir auch zu verstehen, daß sie eigentlich etwas von mir erwartet hätten. Warum ich nicht schriebe! Ich hätte sicherlich Talent dazu. Und das würde so gut bezahlt. Die und die habe für eine Novelle bare achthundert Mark bekommen, und es sei gar nicht viel dran gewesen. Das könnte ich gewiß auch! —

Das reizte mich. Ja ich wußte, daß ich das auch ungefähr konnte, wenn ich wollte. Es war eine große Versuchung, und ich unterlag.

Ich fing einen Roman an, zuerst mehr aus Spielerei. Einen Roman nach bekanntem Muster. Bisweilen kam der Pferdefuß zum Vorschein, und ich mußte diese Stellen nachher übertünchen.

Digitized by Google

Schließlich wurde es ein Ganzes, nicht besser und schlechter als andre.

Eine größere Zeitung nahm ihn, und ich konnte den Eltern zweitausend Mark auf den Tisch legen.

In der folgenden Nacht weinte ich mich fast blind. Ich fühlte mich wie Judas, da er den Herrn verkauft.

Ich hatte mein Bestes und Eigenstes verraten!

Das Schrecklichste war, wenn man meinen Roman lobte. Erwürgen hätte ich die Leute können, die so niedrig von mir dachten, daß das mein Bestes sei!

Doch ich gewöhnte mich.

Sie können sich denken, wie es dann weiterging. Man betritt nicht ungestraft eine schiefe Ebene.

Dann gelang es meinem Vater nach großen Mühen, mir einen Stiftsplatz zu verschaffen.

Ich höre noch sein befriedigtes: ‚Nun weiß ich dich versorgt.‘

Eine neue Verpflichtung für mich, mich mit christlich-konservativen Grundsätzen nicht in Widerspruch zu setzen.

Doch wozu soll ich Ihnen alle die Faktoren aufzählen, die geholfen haben, mich zu dem zu machen, was ich bin?“ —

„Verzeihen Sie,“ warf ich ein, „aber warum haben Sie, nach dem Tode Ihres Vaters, als Sie ganz frei waren, nicht so geschrieben, wie es Ihnen gemäß war?“

„Da waren andre Rücksichten. Und — man verrät nicht ungestraft die Ideale seiner Jugend. Denn alle Schuld rächt sich auf Erden. In der Jugend könnte man, aber man darf nicht. Im Alter dürfte man, aber man kann nicht. Das große Wollen ist verbraucht. Es sollte nicht sein, aber auch der Mißbrauch zehrt es auf. Manchmal denke ich: wenn ich damals getan hätte, was mich lockte, die Brücke hinter mir verbrennen und mein eigenes Leben leben! — Ob dann alles anders gekommen wäre!“ —

„O hätten Sie doch!“ rief ich aus. „Hätte ich Ihnen doch helfen können!“ —

„Glauben Sie?“ frug sie mit eigentümlichem Blick, „daß unter andren Verhältnissen etwas aus mir geworden wäre? Etwas Großes?

„Ja, das glaube ich.“

„Wohl Ihnen. Ich — ich glaube es nicht.“

Ich starrte sie erstaunt an.

„Wenigstens: ich kann nicht ehrlich sagen, daß ich es glaube, und das ist das Schrecklichste. Manchmal kommt mir mein ganzer schöner Enthusiasmus von damals nur vor wie kindische Selbstüberschätzung. Ist mein Schicksal nicht vielleicht nur ein Alltagslos? Wollen wir nicht alle auf unsre Art die Welt erobern, wenn wir zwanzig Jahr alt sind? Wer weiß, — vielleicht war ich gar kein großes Talent, sondern nur ein leidenschaftlicher Charakter. Wen die Götter lieben, dem schenken sie darum einen frühen Tod. Schön ist es, hinzugehen mit dem Bedauern um ungetane große Dinge, ehe man an sich selbst Enttäuschungen erlebt hat. Denn nicht die Enttäuschungen, die wir an andern, die wir an uns selber erleben, das sind die härtesten. Und, wenn ich mir damals meine Schaffensfreiheit erstritten, dann hätte ich ja jetzt nichts, womit ich mich vor mir selber etwas entschuldigen — rechtfertigen könnte? — Es ist so gut, etwas von dem, was man sich selber schuldig geblieben, auf die ‚Verhältnisse‘ schieben zu können. Glauben Sie nur, ich bin nicht immer so aufrichtig, auch nicht gegen mich selbst. Die volle Wahrheit hat etwas Cynisches, und kann nicht immer ertragen werden. Aber es gibt Momente, in denen sie heraus muß.“

„Es gibt einen Wahrheitsfanatismus, der über die Wahrheit hinausschießt und deshalb ebenso wenig wahr ist, wie das feige Vorbeischleichen an der Wahrheit. Man soll gegen einander nicht ungerecht sein, auch nicht gegen sich selbst, wenn auch eine seltsame Befriedigung darin liegen kann. Mir können Sie die Überzeugung nicht rauben, daß es doch schade war, und — im Herzen Ihres Herzens glauben Sie es ja doch selbst!“ —

„Wir können nun einmal nicht ganz ohne Glauben leben“, sagte sie und drückte mir kurz und fest die Hand. „Ich danke Ihnen. Es ist gut, wenn Menschen uns sagen, daß sie an uns glauben, — selbst wenn Sie es nur sagen.“

Mit einem Male sprang sie erschreckt auf und lief ans Fenster.

„Es regnet“, sagte sie entsetzt, „und Evchen hat keine Gummischuhe!“

Digitized by Google

„Die nimmt sich gewiß einen Wagen," tröstete ich.

„Ach, das Kind ist so sorglos. Gestern Nacht hustete sie mehrmals. Entschuldigen Sie mich einen Augenblick."

Sie lief aufgeregt hinaus und schickte jemanden mit den Gummischuhen fort.

Ich lächelte still für mich hin.

Das Leben nimmt uns viel Großes. Aber es gibt uns einiges Kleine dafür.

Ich fand den Moment zum Gehen gekommen. Und ich wurde nicht zurückgehalten.

Ändern sich die Menschen nun, oder ändern sie sich nicht? fragte ich mich verwirrt, als ich durch den rauschenden Regen heimwärts ging. — — — —

George Eliots und George Sands Frauenleben unter dem Gesichtspunkt moderner Probleme.[1])

Von

Adele Gerhard.

Nachdruck verboten.

Neben den ökonomischen Ursachen, die die Frau heute in das Erwerbsleben und so auch zu geistigen Berufen führen, scheinen mir für die Beurteilung der geistigen Arbeit der Frau zwei Gesichtspunkte maßgebend. Der eine ist sozialer Natur: er faßt den Kulturwert der weiblichen Leistung ins Auge und vergleicht hiermit, was die Gesamtheit möglicherweise durch diese Leistung einbüßen kann. Der andere Gesichtspunkt ist der individuelle, für den die Erhöhung des persönlichen Glücksgefühls, das Wohlbefinden des Einzelnen im Vordergrund steht.

Mag nun auch, was ich hier voneinander zu sondern suche, oft ineinander übergreifen und aufeinander rückwirken, so ist doch unleugbar, daß eine soziale Betrachtungsweise schlechthin vor allem die Frage nach dem Kulturwert der geistigen Arbeit der Frau aufwerfen wird. Diese Frage kann wohl heute als im zustimmenden Sinne entschieden betrachtet werden. Es ist zwar wahr, daß auf bestimmten Gebieten — vor allem wo die Fähigkeit geschlossener Komposition erforderlich ist — die Leistungen der Frauen noch klaffende Lücken aufweisen. Im ganzen aber darf es als anerkannt betrachtet werden, daß die Mitarbeit der Frauen neue und spezifische Werte geschaffen hat und bei genügender Vorbereitung und Eröffnung der Berufszweige in noch höherem Maße in der Zukunft schaffen wird. In dem von Fräulein Helene Simon und mir verfaßten Buch „Mutterschaft und geistige Arbeit" ist nachgewiesen, wie im 16. Jahrhundert die Komponisten sich hüteten, in den Vokalwerken den Sopran zu seiner vollen Höhe zu führen, weil die Frau als Sängerin vom kirchlichen Kunstgesang ausgeschlossen war — wie also die Hinausdrängung der Frau eine Beeinträchtigung der schöpferischen Freiheit und Vollkommenheit mit sich brachte.

[1]) Vortrag, gehalten in Berlin im Februar 1903 im Berliner Frauenverein, Verein Frauenwohl, Verein studierender Frauen.

Digitized by Google

Wenn die Unterdrückung der Frauenstimme (wenn hier auch nur als reproduktiver Kraft) sich als Fessel und Beengung für die schöpferische Leistung überhaupt gezeigt hat, so kann dies gewissermaßen symbolisch aufgefaßt werden. Die Verbannung und Unterdrückung der Frauenstimme im weiteren Sinn würde auf den verschiedensten Gebieten die Mannigfaltigkeit, den Nuancenreichtum wesentlich beeinträchtigen und hat ihn in der Vergangenheit bereits vielfach beeinträchtigt. Es ist bei Allen, die sich überhaupt mit diesem Thema eingehend beschäftigen, fast allgemein anerkannt, daß die Mitwirkung der Frau auf weiten Gebieten — auf dem einen mehr, auf dem anderen minder — ein Neues zu geben vermag. Dieses Neue ist eben ein spezifisch Weibliches und hängt mit der Sonderorganisation des Weibes aufs engste zusammen. Ich möchte neben den reproduktiven Berufen, wo die Frau freilich bereits vor Jahrhunderten auf dem Plan erschien, nur auf das Gebiet der sozialen Wissenschaften hinweisen, ferner auf das Gebiet der Dichtung, speziell des Romans, wo neben vieler Spreu doch auch beim Weizen solche Frucht zu finden ist, die den Stempel des spezifisch Weiblichen trägt. Die Frage nach einem Kulturwert der geistigen Arbeit der Frau darf also, wie ich schon erwähnte, im ganzen als im zustimmenden Sinne entschieden betrachtet werden, mag auch die Frage nach der geistigen Leistungsfähigkeit der Frau auf den verschiedenen Gebieten sehr verschieden beurteilt werden.

Für den sozialen Gesichtspunkt kommt dann weiter in Betracht, was die Gesamtheit etwa durch die geistige Arbeit der Frau einbüßen kann — jenes ganze weite Gebiet, das die Frage zum Gegenstand hat, ob die Frau als Erzeugerin und Erzieherin des kommenden Geschlechts unter der geistigen Arbeit leidet.

Es sind ganz andere Ideengänge, denen wir uns zuwenden müssen, wenn wir die Erhöhung des persönlichen Glücksgefühls, das Wohlbefinden des einzelnen oder der einzelnen ins Auge fassen. Dieser, der individuelle Gesichtspunkt, führt uns vor die Frage, was die geistige Arbeit für das Leben der Frau bedeutet, führt uns zu dem Verhältnis dieser geistigen Arbeit zu ihrem persönlichen, ihrem Frauenleben. Ich glaube nun, daß in dem Leben jeder ernster arbeitenden Frau, in dem Dasein von uns allen, die wir das Pilgerzeichen des Lebens an der Stirn tragen, mindestens ein Mal der Moment eingetreten ist, in dem man sich vor die Frage gestellt sieht: was bedeutet denn nun diese meine Arbeit für mein Lebensglück? Was vermag sie einem Gefühl seelischer Leere, was vermag sie Qualen des Gemüts gegenüber? Wie weit weiß sie persönlichen Leiden gegenüber zu wirken? Und was ist im Grunde beherrschender für Glücksempfinden und Lebensgestaltung — die geistige Arbeit oder das persönliche, das Frauenschicksal??

Vor nicht allzu langer Zeit haben zwei Selbstmorde in der Öffentlichkeit stehender Frauen diese Frage in ihrer ganzen ergreifenden Schwere uns vor die Seele gerufen. Ich meine den Selbstmord der Schriftstellerin Juliane Déry und der bekannten Sozialistin Eleanor Marx, der Tochter von Karl Marx. Juliane Dérys Tod hat nur eine engere literarische Gemeinde tiefer interessiert. Eleanor Marx' Tod aber hat weitere Kreise berührt. Ihrer ernsten Gestalt ist selbst von politischen Gegnern mit einer tiefen Achtung gedacht worden. Diese Frau, deren Seele eng verwoben mit einer der größten Bewegungen unserer Zeit war, deren Wirken ein einziger heißer Kampf im Dienste dieser Bewegung war, warf unter dem Bann persönlicher Leiden ihr Leben als unbefriedigend, qualenvoll und wertlos dahin. Sie hatte jahrelang,

Digitized by Google

wie ja allgemein bekannt ist, in einem illegitimen Verhältnis mit Edward Aveling gelebt, und offenbar war es seine Untreue, die sie zum Tode trieb. Es ist für unsere Zwecke gleichgiltig, ob es diese Untreue schlechthin war oder — wie nach ihrem Tode vielfach behauptet wurde — seine spätere legitime Verbindung mit einer anderen Frau. In jedem Fall: Eleanor Marx ist an diesem Manne zu grunde gegangen, der durchaus keine bedeutende Persönlichkeit war — bedeutend höchstens in seiner Verruchtheit und seinen erotischen Qualitäten. „Du hast deinen Jungen, ich habe nichts und ich sehe nichts, wofür es sich lohnt zu leben," schrieb sie wenige Wochen vor ihrem Tode an einen ihrer nächsten Freunde. Hört man diese Worte und bedenkt, was diese Frau als geistige Persönlichkeit war und für die soziale Bewegung bedeutete, so überkommt uns zunächst eine tiefe Mutlosigkeit. Eine Art Bankerotterklärung scheint sie uns, wenn wir nicht die verzerrende Verzweiflung des Moments als mildernden Umstand hinzuziehen wollen. Gehen wir aber den Dingen auf den Grund, so sind sie doch nur ein flammendes Mene Tekel, der „Grenzen der Menschheit" zu gedenken. Sie zeigen an einem Einzelfall, daß bestimmte Konstellationen kommen können, in denen keine geistige Macht mit Engelsflügeln über eine gewisse Verlassenheit, über Qualen des Gemüts hinweghilft. Ausdrücklich möchte ich betonen, daß es sich meines Erachtens bei Eleanor Marx durchaus nicht lediglich um eine Enttäuschung auf rein erotischem Gebiet handelt, wie sehr diese auch mitbestimmend war. Vielmehr hat diese starke und ganze Natur gewiß nicht verwinden können, daß sie eine lange, lange Reihe von Jahren mit einem Mann in engster seelischer Verbindung gelebt hatte, dessen Verworfenheit und Untreue ihr nun unleugbar klar wurde. Man löscht nicht ein Dezennium seines Lebens als reifer Mensch wieder aus, als sei es nicht gewesen, weil die Persönlichkeit, mit der man während dieser Zeit in engster seelischer Gemeinschaft lebte, sich als furchtbare Enttäuschung erweist. „Der Wunden lacht, wer keine Narben fühlt" . . . .

Auch kann ich nicht zugeben, daß, wie es bei dem Tode von Eleanor Marx oft hieß, es sich hier um ein spezifisch weibliches Schicksal handelte. Die Geschichte von Lassalles Tod spricht gegen diese Auffassung in beredter Sprache. Lassalle ist zweifellos an Helene von Dönniges gescheitert: „Gehe ich jetzt zu grunde, so ist es an dem grenzenlosen Verrat, an dem unerhörten Wankelmut und Leichtsinn des Weibes, das ich weit über alles Maß des Erlaubten hinaus liebe." Und an einer anderen Stelle der Briefe aus seiner letzten Zeit heißt es: „Ich habe mir mein Ehrenwort gegeben, an dem Tage, wo ich Helene verloren geben muß, mir eine Kugel durch den Kopf zu jagen." Auf der Brust des Verwundeten fand man die Zeilen: „Ich erkläre hiermit, daß ich selbst es bin, welcher meinem Leben ein Ende gemacht hat." Mag also auch zufällig ihn die Kugel des Gegners getroffen haben, so wäre, falls er diesen niedergeschossen, fraglos Lassalles zweite Kugel gegen die eigene Brust gerichtet gewesen. Er „wollte sterben", und seine ganze politische Bedeutung, die Größe der vor ihm liegenden Aufgaben hat nicht verhindert, daß er, um mich des technischen Ausdrucks zu bedienen, um eines „Liebeshandels" willen sein ganzes stolzes Leben vernichtet hat —. mag auch verletzte Eitelkeit als erklärendes Motiv hinzutreten.

Kann ich nicht zugeben, daß Eleanor Marx' Schicksal als ein spezifisch weibliches ausgenützt wird, so ist es für mich andererseits doch gewiß, daß im ganzen das Verhältnis des geistigen Lebens zu dem persönlichen bei der Frau Sonderzüge zeigt, was schon aus der größeren Erdgebundenheit des Weibes auf dem geschlecht-

Digitized by Google

lichen Gebiet folgt. Es erscheint mir deshalb von Wert, dies eminent moderne Problem gerade an dem Frauenleben der Bedeutendsten des weiblichen Geschlechts zu prüfen. Betreffs der Gegenwart ist unser Blick naturgemäß getrübt. Uns mangelt die Distanz, und wenn unsere große und gütige Dichterin Marie v. Ebner-Eschenbach von sich sagt: „Ich habe nichts erlebt", so ist dies mit dem gleichen Vorbehalt zu nehmen, wie die Räuber- und Mördergeschichten, die über einige unserer modernen Dichterinnen grassieren, deren Leben sich der Klatsch, die Verleumdungssucht bemächtigt hat, im besten Fall jene Freunde, von denen man mit Recht sagt, daß Gott uns vor ihnen behüten möge. „Es zeigt sich in der Ferne alles reiner, was in der Gegenwart uns nur verwirrt." Und so sind George Eliot und George Sand, jene beiden großen Dichterinnen, die an der Pforte unserer Zeit stehen und die nicht nur als Dichterinnen sondern ebenso sehr als Denkerinnen und Persönlichkeiten unseren Blick fesseln, geeigneteres Material für eine psychologische Betrachtungsweise als unsere zeitgenössischen Dichterinnen. Beider Frauenleben wirft aber nicht allein interessante Schlaglichter auf die Beziehung des persönlichen zu dem künstlerischen Leben, sondern bietet auch bedeutungsvolle Beiträge zur Prüfung anderer moderner Probleme. So vor allem zu dem Verhältnis der genialen Frau zu Ehe und Mutterschaft.

* * *

George Eliot und George Sand haben beide in illegitimen Verbindungen gestanden, aufwühlendste persönliche Kämpfe haben beide erschüttert. Überschaut man ihr Leben als Ganzes, so will es zunächst erscheinen, als sei das Leben George Eliots ein einfaches, unbewegtes im Vergleich zu den dramatischen Konflikten, den greifbaren Sensationen, die uns bei George Sand vor Augen treten. Blicken wir aber tiefer in dies einfachere, unbewegtere Dasein George Eliots, so erschauen wir auch hier tiefe Konflikte — an die letzten Fragen und Probleme wird gerührt, und ein Menschenleben von tiefer Traurigkeit ersteht uns in George Eliots stillem Bilde.

Es kann hier nicht meine Aufgabe sein, George Eliots geistige und künstlerische Bedeutung darzustellen. Das eine aber möchte ich doch betonen, daß unsere heutige Generation kaum mehr genug schätzen kann, was George Eliots Leben und ihr Tod ihren Zeitgenossen bedeutete, wie man die Wirkung ihrer Arbeiten speziell auf sittlichem Gebiet beurteilte. Will man sich über die Breite und Tiefe der Einwirkung dieser großen Frau, dieser „merkwürdigen Intelligenz" klar werden, so darf man nicht nur ihre Werke lesen, sondern muß das Urteil der ersten ihrer Zeitgenossen über sie studieren. „Es hat kein Sterbebett gegeben," sagt Lord Acton in einer Würdigung George Eliots, „auf das die letzten Worte Fausts mehr paßten als auf dieses: Es kann die Spur von meinen Erdentagen nicht in Aonen untergehen." Und in einem anderen tiefeindringenden Artikel der Contemporary Review heißt es nach ihrem Tode: „Kein Prediger unserer Zeit hat soviel getan, um die moralischen Anlagen der Zeitgenossen zu bilden, wie sie, denn kein anderer hatte so sehr die Möglichkeit und die Fähigkeit und die Macht." „Männer von sehr verschiedener Denkweise — die beiden Scherer, Montague, Mr. Spencer und Mr. Hutton, Professor Tyndal und Mr. Myers — haben es mit merkwürdiger Einmütigkeit ausgesprochen, daß sie eine Vereinigung von Eigenschaften besaß, welche, wenn überhaupt, nur selten von Männern übertroffen sei und schwerlich jemals wieder auf Erden erscheinen werde, daß ihre Werke den Höhepunkt weiblichen Könnens bezeichnen, daß sie unter den Frauen, von denen die Geschichte weiß, so gewiß der größte Genius war wie Shakespeare unter den Männern."

Digitized by Google

„Der Lorbeerkranz ist, wo er dir erscheinet, ein Zeichen mehr des Leidens als des Glücks“ ... „Ruhm verspricht Gold und zahlt Silber“ hat George Eliot schmerzlich in späteren Jahren geäußert. Als sich der Traum ihrer Jugend, Unsterbliches zu schaffen, verwirklicht hatte, vermochte es sie nicht mehr mit wirklicher Helle, mit rechter Heiterkeit der Seele zu erfüllen. Zu viel Bitternis war durch ihre Seele gegangen, zu viel Schmerzliches hatte sie erfahren, um nun noch mit vollkräftigen Armen das Glück umfangen zu können. Es ist ja ein besonderes Kapitel in unserer aller Seelengeschichte, wie viel Kraft das vergebliche Sehnen, Warten und Hoffen uns wegzehrt, so daß, wenn wir wirklich erreichen, wonach wir einst so sehnsüchtig unsere zitternden, verlangenden Kinderhände ausstreckten, es für uns gar kein rechtes Glück mehr ist. Wir möchten uns wohl noch freuen, aber wir können nicht mehr. Wir sind zu müde. Uns fehlt die Kraft. Wir haben zu lange gewartet. Auch Mary Ann Evans, wie G. Eliots bürgerlicher Name lautete, hatte zu lange auf die Sonne gewartet, hatte zu schwer ringen müssen, um sich endlich des hohen Preises noch mit ganzer, heiler Seele freuen zu können. Und zwar nicht etwa nur deshalb, weil sich ihr ihr wunderbares Talent erst, als sie bereits 37 Jahre zählte, offenbarte, sondern weil die Schicksale ihres Frauenlebens eine so schwere, ernste Natur wie die ihre hinabdrücken mußten.

Um dies zu verstehen, muß man sich die Gestalt von Mary Ann Evans vergegenwärtigen, wie sie uns aus den Berichten der Zeitgenossen übereinstimmend entgegentritt. Äußerlich unschön, oder vielmehr mehr und schlimmer als dieses: offenbar jedes spezifisch weiblichen Reizes bar, seit frühester Jugend mit einem brennenden Liebesbedürfnis, einer Neigung, „jemandem alles zu sein“, ausgestattet. Man rühmt zwar den seelenvollen Ausdruck ihrer Augen, aber Berichte und Porträts von ihr zeigen sie uns übereinstimmend als eine Frau, der der spezifisch weibliche Zauber fehlte. Wenn man Mary Ann auch eine „edle Erscheinung“ nannte, so sollen ihre Züge doch mit zunehmendem Alter immer mehr an Savonarola erinnert haben, was auch nicht für Schönheit der Linien spricht. Anton Springer, der sie zu einer Zeit kennen lernte, da sie noch unberühmt war, hebt ausdrücklich hervor, daß ihr „jede anmutige weibliche Weichheit“ in der Erscheinung gefehlt habe. Und doch war ihre Empfindungsweise eine durchaus weibliche, und aus allen Berichten von ihr selbst und anderen klingt übereinstimmend, daß sie „needed some one especially to love“. Trotz engster Freundschaftsbande ist ihr letztes Wärmebedürfnis sehr spät, wie ich urteile, völlig niemals befriedigt worden. Mary Ann Evans war 35 Jahre alt geworden und hatte sich bisher nur in Artikeln und Übersetzungen betätigt, als sie in George Henry Lewes, der uns in Deutschland als Biograph Goethes vertraut ist, den Mann kennen lernte, mit dem sie 25 Jahre engster Gemeinschaft verleben sollte. Lewes lebte von seiner Frau, die sich seiner durchaus unwürdig erwiesen hatte und ihm wiederholt untreu geworden war, getrennt. Nach englischem Gesetz aber konnte er nicht von ihr geschieden werden, da er ihr einmal vergeben hatte. Unter dem Zwange dieser Umstände entschloß sich George Eliot, auch ohne die gesetzliche Sanktion ihr Leben mit dem des geliebten Mannes zu verknüpfen. Es kann kein Zweifel darüber obwalten, daß das Verhältnis von beiden Teilen vom ersten Moment an als ein unlösliches aufgefaßt wurde, wie denn auch erst Lewes' Tod nach 25 Jahren ihrem Zusammenleben ein Ende machte. „Ihre Verbindung“, schreibt eine beiden nahestehende Persönlichkeit, „wurde von ihnen als eine wirkliche Heirat aufgefaßt, als ein Bündnis heiligster Art, das einen bindenden und dauernden Charakter hatte.“ Als die Tatsache ihrer Verbindung

Digitized by Google

einigen intimen Freunden mitgeteilt war, wurde sie sogleich von einer Erklärung begleitet, daß die Unlösbarkeit ihrer Verbindung eine unwiderruflich feststehende sei. Und doch hat dieser Schritt einen tiefen Schatten auf George Eliots Frauenleben geworfen, da sie dauernd unter der Verurteilung, die er fand, aufs schwerste gelitten hat. Jahrelang mußte sie, wie Lady Blennerhasset uns berichtet, die Welt ausschließen, um nicht von ihr ausgeschlossen zu werden; und noch in den Tagen ihres höchsten Ruhmes wagte sie nicht, in London allein über die Straße zu gehen. Mit überströmender Dankbarkeit, ja mit demütiger Freude soll George Eliot die ersten Frauen begrüßt haben, die sich ihr näherten.

Vernimmt man diese Dinge, so fragt man sich zunächst, ob man richtig liest oder hört — dann erinnert man sich, als eines miterklärenden Umstandes, daß George Eliot in England lebte, aber ein Gefühl der Empörung, der grenzenlosen Erbitterung bleibt in uns. Denn was ist Ehe, wenn nicht diese feste, innige Verbindung, die die Flucht der Jahre nur noch fester, nur noch inniger gestaltet? Aber dies Wort genügt nicht zur Charakterisierung des Verhältnisses zwischen Lewes und George Eliot, genügt nicht zur Würdigung dessen, was die Verbindung mit ihm auch für ihr künstlerisches Schaffen bedeutete. Man muß sich erinnern, daß George Eliot bisher ihre dichterische Fähigkeit überhaupt noch nicht entdeckt hatte, sondern nur durch Essays und Übersetzungen — vor allem von Strauß und Feuerbach — bekannt geworden war. Sie besaß eine ungewöhnliche und tiefe Bildung, — so ungewöhnlich und tief, daß ich fürchte, wenn sie in unserer Zeit gelebt hätte, so würden einige unserer modernsten Kritiker fürchterliche Bedenken an der „Ursprünglichkeit" ihres Talentes gehegt haben. Doch, um ohne Spott zu reden: Mary Ann Evans war ohne Zweifel eine tief philosophische Natur — Harrison nennt sie den philosophischsten Künstler und den am meisten künstlerisch beanlagten Philosophen der neuen Literatur — und sie selbst hatte bis zu dieser Zeit an ihre Fähigkeit zu dichterischer Gestaltungskraft nicht geglaubt. Nach ihrer eigenen eingehenden Darstellung, die sie in ihrem Tagebuch uns gibt, hatte sie zwar oft die Idee gehabt, einmal eine Novelle zu schreiben, war aber über ein einleitendes, rein beschreibendes Kapitel, in dem sie ein englisches Dorf und das Leben der Nachbarfarm schildert, nicht hinausgekommen. Als sie auf einer Reise nach Deutschland Lewes dies erzählte, wollte er gern das von ihr Geschilderte lesen — sie hatte es zufällig unter ihren Papieren und las es ihm vor. George Eliot schildert uns nun sehr anschaulich, wie entzückt Lewes war, wie in ihm der Glauben an ihre dichterische Fähigkeit erwachte und wie er von nun an unausgesetzt in sie drang: „Du mußt es versuchen, du mußt eine Geschichte schreiben." Nachdem Lewes durch seine Anregung und Ermutigung sie zur Offenbarung ihres großen Talentes brachte, kam er ihrer scheuen, leicht hinabgedrückten Natur auch weiter zu Hilfe. Er schickte ihre ersten Novellen unter dem später weltberühmten Pseudonym an den Verlag Blackwood als Arbeit eines Freundes von ihm ein. Und als schon ihr Ruhm fest begründet war, wachte er nach dem Urteil bestunterrichteter Freunde immer noch mit „wahrhaft mütterlicher Zärtlichkeit" über ihr und suchte ihr jede quälende Aufregung fernzuhalten. Er führte ihre geschäftliche Korrespondenz; ja, seine Fürsorge ging so weit, daß er ihr absprechende Kritiken nicht zeigte. Wie seltsam dies auch erscheinen mag, so zweifle ich nicht, daß Lewes bei George Eliots Eigenart hiermit durchaus das Richtige traf. Sie gehörte zu den Naturen, die zu ihrer Entfaltung der Sonnenwärme der Anerkennung ohne quälenden Schatten bedürfen. Sie

Digitized by Google

besaß keine Hornhaut, keine Ellenbogen fürs Leben. Sie war eine scheue, schwere, leicht verletzliche Natur, — die Elemente waren nicht so glücklich in ihr gemischt, daß ihr die Erde leicht werden konnte. Und wenn denn die illegitime Verbindung — oder vielmehr die Verurteilung, die diese fand — einen dauernden Schatten auf ihr Leben warf, so ist auf der anderen Seite nicht genug anzuerkennen, daß Lewes während eines Vierteljahrhunderts einen schützenden Schild über George Eliot hielt, dessen gerade ihre Natur so sehr bedurfte.

Die Gegner dieser illegitimen Verbindung haben diesen Schritt in Verbindung mit George Eliots Weltanschauung gebracht, ihn dieser zur Last gelegt. Sie meinen, wenn George Eliot sich nicht von dem „Glauben an den höchsten Richter aller Dinge" losgelöst hätte, so würde sie sich auch nicht von der Verpflichtung, die Idee der Unlösbarkeit der Ehe zu respektieren, frei gemacht haben. Ich gestehe, daß ich es, wenn die Gegner recht hätten, als ein seltenes Glück begrüßen müßte, daß George Eliot sich zur Zeit ihrer Begegnung mit Lewes von dem Glauben an Gott bereits entfernt hatte. Denn wie hoch immer man über die Heiligkeit der Ehe denken mag, in einem Falle, wie dem hier vorliegenden, kann nur dogmatische Enge den Maßstab individualisierender Gerechtigkeit verweigern. Und der ganze Segen, den George Eliots tief sittlicher Einfluß für die Menschheit bedeutete, wäre nach meiner Ansicht nie geworden ohne jene angefochtene Grundlage ihres Frauenlebens, auf der sich erst ihre Persönlichkeit zur vollen fruchtbaren Kraftentfaltung hob.

Auf der anderen Seite muß ohne weiteres zugegeben werden, daß die Weltanschauung, welche bei George Eliot an die Stelle der Religion getreten ist, nicht Stand hielt oder ihr vielmehr keinen Trost zu geben vermochte, als für sie die dunkelen Stunden des Lebens gekommen waren. Als Lewes ihr nach 25jährigem Zusammenleben entrissen ward, bricht die damals 59jährige Frau völlig zusammen. Früher hatte sie das Aufgehen in dem großen Gedanken der Natur, in den ewigen Gesetzen des Seins und Werdens im Gegensatz zu dem Anklammern an die eigene begrenzte Existenz mit ihren wechselnden Schicksalen als höchstes Ziel hingestellt. Jetzt in ihrem eigenen persönlichen Weh scheinen dies nur tönende Worte für sie zu sein. Sie bricht zusammen, und am Sylvesterabend, an dem sie sonst stets irgend eine höhere Betrachtung in ihr Tagebuch schreibt, finden wir in diesem Jahr hier nichts als die Worte: „Here I and sorrow sit". Nicht eine philosophische Weltanschauung, nicht eine künstlerische Arbeit, nicht das Bewußtsein der unverlierbaren Werte, die das Zusammensein mit dem geliebten und beweinten Gefährten in ihr gereift hat, nein, ein ganz Persönliches ist es, was George Eliot aus der großen Nacht wieder rettet und sie noch einmal das sonnige Licht des Daseins fühlen läßt: Am 6. Mai 1880 — ein halbes Jahr nach Lewes' Tode — erfährt das staunende London, daß die berühmte 60jährige Dichterin Herrn Croß, einem um viele Jahre jüngeren, ihr seit langer Zeit nahe befreundeten Mann, die Hand zum ehelichen Bunde gereicht hat. George Eliot starb dann schon im Winter desselben Jahres; aber die Berichte, die sie über diese kurze Zeit ihrer Ehe gibt, sind von Glück und Dankbarkeit durchströmt. Der Frühling scheint in ihr — ich zitiere George Eliot wörtlich — wieder hervorzubrechen. . .

Nun, ich gestehe: es ist schwer, George Eliot in dieser letzten Lebensspanne verstehend zu folgen. Es gibt ein Wort Varnhagens, das auf dessen eigene Ehe mit der vierzehn Jahre älteren Rahel angewendet worden ist: „Was an dieser Verbindung uneben und wunderlich erscheinen mag, gehört nicht uns an, sondern den törichten

Digitized by Google

Einrichtungen der Welt. Es ist nicht unsere Schuld, daß es für das Verschiedenartigste in dieser Armenanstalt nur diese Eine Form gibt." Wie sehr man sich aber auch müht, George Eliot ein letztes Verstehen widerfahren zu lassen, ein Rest von dunklem Unbehagen bleibt trotz allem. Und doch zeigen sich bei diesem letzten Schritt nur Charakterzüge George Eliots, denen wir in ihrem Leben — schauen wir genauer hin — stets begegneten. Einem gewissen Mangel an Selbständigkeit — so selbständig sie auch als rein intellektuelle Kraft war — einem Anlehnungsbedürfnis, einer Unfähigkeit den Rauheiten des Lebens gegenüber begegneten wir stets in ihr — vor allem aber einem brennenden Liebesbedürfnis, einer Sehnsucht nach Wärme und Hingebung.

Und hier komme ich zu dem, was mir zu vielem in George Eliot den Schlüssel zu geben scheint: ein blindes Schicksal hatte ihr versagt, was gerade dieser Natur, die in jedem Atemzuge Mütterlichkeit ausströmte, tiefstes Bedürfnis gewesen wäre. George Eliot ist nie Mutter geworden. Die Menschheit wurde des ungeborenen Lieblings Erbe; aber was sie selbst hierbei an persönlichem Glücksempfinden einbüßte, scheint mir unermeßlich groß. War sie auch den heranwachsenden Söhnen von Lewes eine sorgliche Beraterin, so hat sie doch das intimste Wunder des Frauenlebens nicht erlebt. Jene Augenblicke, da sich ein kleiner Arm so warm und zutraulich im Bewußtsein bester Geborgenheit in den unseren stiehlt, da ein junges Gesicht mit dem glücklichen Gefühl engster Zusammengehörigkeit uns zunickt — jene Augenblicke, da in unser ernstes Arbeitsleben plötzlich diese so ganz andere holde Melodie tönt — George Eliot durfte sie nicht erleben. Und wenn wir von dem bleiernen Ernst hören, der über ihrem ganzen Leben lag, in dem alles auf das „Gelingen der einen großen Aufgabe" gesetzt war, so liegt die tiefste Erklärung wohl darin, daß eben jener Sonnenschein fehlte, jener erwärmende Strahl, den allein das Lächeln des Kindes im Herzen des Weibes — und sei es das größte — entzündet. Kein weiblicher Genius hat diesen Sonnenschein voller und dankbarer empfunden als George Eliots große Schwester, George Sand, deren ganzes Leben, deren ganze Auffassung hiervon gezeichnet ist, ja die die Mutterschaft geradezu „le second baptême", die zweite Taufe der Frau nennt.

Ehe wir uns aber George Sand zuwenden, möchte ich noch einmal abschließend bei George Eliots ernstem Bilde verweilen. Um es kurz zu sagen: George Eliots Schicksal läßt sich meines Erachtens weniger als das vieler anderer bedeutender Menschen in eine Formel pressen, ohne gegen den heiligen Geist der Individualität zu sündigen. Es heißt hier mit Vorsicht seine Schlußfolgerungen ziehen. Gewiß ist, daß bei aller Größe und Bedeutung ihrer Intelligenz, bei all ihrer unendlichen Güte eine gewisse Schwachheit in ihr nicht zu verkennen ist. Und diese Schwachheit ist es auch, die ihr Schicksal in Gutem und Bösem gezeichnet hat. Das eine aber läßt sich wohl, ohne sich kecker Vergewaltigungen schuldig zu machen, aussprechen: George Eliots Leben gehört gewiß *nicht* zu denjenigen, in denen die geistige Kraft über das persönliche Erleben zu triumphieren gewußt hat. Und was sie als Weib *empfing*, wie was ihr *versagt* blieb, ist von einschneidender Wirkung gewesen. Die Mütterlichkeit ihres Wesens hat sich nicht in der nächsten, natürlichen, beglückenden Weise ausleben dürfen. Und den Niederschlag dieses, eines *spezifisch weiblichen* Verhängnisses, glaube ich in ihrem Leben zu finden. Als einen Beitrag zum Kapitel der freien Liebe aber kann ich es in keiner Weise auffassen. Für mich wird immer George Eliots Zusammenleben mit Lewes eine Ehe gewesen sein; zu dem Kern des Problems der freien Liebe bietet es kein Material. Der Protest, der gegen jenes Bündnis erhoben wurde, ist

Digitized by Google

nur aus dogmatischen Anschauungen verständlich — er hält nicht stand vor einer rein menschlichen und ethischen Auffassung der Ehe im Sinne einer idealen Monogamie. Ellen Key, die bekannte nordische Denkerin, sagte mir einmal, sie käme bei George Eliot nicht darüber hinweg, daß diese in ihren Schriften das große Problem eines freien Zusammenlebens zwischen Mann und Weib um keine Linie gefördert habe. Nun, meines Erachtens hat George Eliot dieses auch nicht fördern *wollen*. Nicht etwa nur, weil es ihr widerstrebte, den Schein auf sich zu laden, als ob sie in eigener Sache spräche, hat sie nie im Sinne der freien Liebe in ihren Schriften gewirkt und die Heiligkeit der Ehe hochgehalten, sondern weil dies ihrer *wahren* Ansicht entsprach und sie — meines Erachtens mit vollem Recht — ihren eigenen Fall als einen Ausnahmefall betrachtete, der gegen das derzeitige englische Gesetz, nicht aber gegen die Heiligkeit der Ehe als solche verstieß.

* * *

Ein ganz anderes Bild bietet sich uns, wenn wir uns *George Sand* zuwenden. Die Fabel ihres Lebens darf ich wohl als so bekannt voraussetzen, daß ich sie hier nur zu skizzieren brauche. Achtzehnjährig wird das früh entwickelte Mädchen, in dem das Blut Moritz von Sachsen's mit dem der Delabordes eine seltsame Mischung einging und das in dem Zwiespalt zwischen Mutter und Großmutter herangewachsen ist, an den rohen, ihr geistig durchaus inferioren Baron Dudevant verheiratet. Zwei Kinder, die dieser unglücklichen Verbindung entsprießen und denen George Sand sich mit leidenschaftlicher Liebe und bewundernswürdigem Pflichtgefühl widmet, vermögen das Band zwischen den durchaus unadäquaten Eltern nicht zu halten. Es muß zu schrecklichen Szenen gekommen sein, deren Niederschlag wir in den Romanen George Sands finden. Ein Besuch Jules Sandeaus regt dann das seltsame Übereinkommen zwischen den Ehegatten an, daß George Sand mit Bewilligung von 250 Franks monatlich von nun an die Hälfte des Jahres mit ihrem Töchterchen Solange in Paris verbringt. Der Versuch, die Mittel zur Bestreitung ihres Lebensunterhalts zu vergrößern, führte George Sand, nachdem sie es mit Malen vergeblich versucht hatte, zur Entdeckung ihres großen Talentes. Und erst 1836, als sie bereits eine literarische Berühmtheit geworden war, erfolgte die gerichtliche Scheidung von ihrem Manne, die der äußeren Unruhe ihres Lebens, dem ewigen Gehen und Kommen zwischen Nohant und Paris ein Ende machte. Obwohl George Sand vor Gericht furchtbare schmachvolle Anklagen von dem Rechtsbeistand ihres Mannes hatte anhören müssen — „sie sei eingeweiht in die Geheimnisse der niederträchtigsten Ausschweifungen" — so entschied doch der Gerichtshof von Bourges, wo ihr Freund Michel de Bourges ihre Sache führte, zu ihren Gunsten. Die Kinder kamen in den alleinigen Besitz der Mutter, und es mag schon hier gesagt sein, daß das Verhältnis zwischen ihnen und George Sand dauernd ein wahrhaft ideales, von tiefster Innigkeit durchtränktes war. Andererseits ist ja genugsam bekannt, daß sie vor und nach ihrer Scheidung eine Reihe teils schnell gelöster, teils sich lange hinziehender Liebesverhältnisse hatte. Am eingreifendsten waren ihre Beziehungen zu Musset und Chopin, aber auch Jules Sandeau, Michel de Bourges und der hübsche, unbedeutende italienische Arzt Pagello, dem sie Musset opferte, werden unter ihren Geliebten genannt.

In drei Eigenschaften nun muß George Sand näher ins Auge gefaßt werden, wenn man das, worin sich ihr Wesen konzentrierte, zeichnen will: als Mutter, als Künstlerin und als Geliebte.

Digitized by Google

Keine Frau hat vielleicht in heißeren Lauten die Seligkeit der Mutterschaft zum Ausdruck gebracht. Ich erwähnte schon, daß George Sand sie die zweite Taufe für die junge Frau nennt. In der „Histoire de ma vie" erzählt sie eingehend, wie in der Zeit, da sie ihre Kinder erwartete, das geistige Leben in ihr ganz zurückgetreten sei und ihr Innenleben sich einzig auf das kleine Geschöpfchen gerichtet habe, dem sie sich so glühend entgegensehnte. Sie schildert uns in warmen Farben den Augenblick, da sie ihr Kind nach der Geburt, als sie aus einem langen Schlummer der Ermattung erwacht, zum erstenmal sehen darf und nennt dies den schönsten Augenblick ihres Lebens. Wir haben es hier nicht mit wohllautenden Redensarten zu tun. George Sand hat ihre beiden Kinder selbst genährt und dabei ihre körperlichen Kräfte sehr erschöpft, und alle Berichte ihrer Zeitgenossen betonen einstimmig, daß sie auch den heranwachsenden und herangewachsenen Kindern gegenüber die zärtlichste und aufopferndste Mutter war, mag auch ihre Künstlernatur ihr oft die planvolle Geduld des echten Pädagogen unmöglich gemacht haben. Ergreifend schildert sie uns die Beziehung zwischen sich und ihrem Sohne Moritz in reiferen Jahren. „Er und ich haben über viele Dinge nicht die gleichen Ansichten, aber wir haben eine große Ähnlichkeit in unserer Organisation, in vielem den gleichen Geschmack und die gleichen Bedürfnisse, außerdem ein so enges Band natürlicher Liebe, daß ein Mißklang zwischen uns, welcher Art er auch sei, nicht einen Tag dauern kann und vor einer Aussprache zwischen uns nie Stand hält. Und wo wir nicht den gleichen Raum in unseren Ideen und Gefühlen bewohnen, ist zwischen uns wenigstens eine große, immer geöffnete Tür: die einer unendlichen Liebe und eines unbegrenzten Vertrauens."

Es ist für George Sand ein Axiom, daß, mag die Gesellschaft auch die Rechte der Mutter nicht anerkennen, die Kinder der Mutter ungleich näher stehen, als dem Vater. Und hier kommen wir zu dem Punkt, den ich für einen der bedeutungsvollsten und meines Erachtens den irrigsten in George Sands ganzer Auffassung halte: Der Gatte, der Vater existiert eigentlich nicht für sie oder hat doch nur eine sehr untergeordnete Bedeutung. Erklärlich, wie dies aus der Geschichte ihrer Ehe wird, steht es auch mit ihrem ganzen Empfinden als Weib, ihrer Beziehung zu dem männlichen Geschlecht in engstem Zusammenhang. Der Reiz, den George Sand auf Männer ausübte, ist bekannt. Die Musset und Chopin konnten von dem gefährlichen Zauber dieser Frau erzählen, der ein beredtes Beispiel gegen die Mythe von der Geschlechtslosigkeit und Ungefährlichkeit der geistig hervorragenden Frau ist. „Da wollte es das Unglück," lesen wir in der von Franz Liszt verfaßten Biographie Chopins, „daß er eines Tages vom Zauberbann eines Blickes getroffen ward, der ihn in seine Netze fallen ließ. Man wähnte diese Netze wohl anfangs vom feinsten Golde und mit Perlen übersäet, aber jede ihrer Maschen ward für ihn zum Gefängnis, wo er sich mit giftgetränkten Banden gefesselt fühlte. Vermochte auch dieses ätzende Gift seinen Genius nicht zu lähmen, es zehrte doch an seinem Leben und entrückte ihn zu früh der Kunst." Auf ähnlichen Ton gestimmt sind die vielen Berichte über die Beziehung George Sands zu Musset. In dem Buch Paul de Mussets „Lui et Elle", das das Verhältnis seines Bruders Alfred unter dem Deckmantel des Romanes darstellt, heißt es: „Si j'étais le seul que cette femme eût mis en cet état, on pourrait me citer comme une exception, un cas rare, mais regarde où en sont aujourd'hui qu'elle a aimés! Tous ne sont-ils pas sortis de ses mains plus ou moins meurtris, défigurés, estropiés pour jamais? On en ferait une procession de fantômes."

Digitized by Google

Man hat sich gewöhnt, George Sand als den männermordenden Vampyr zu betrachten, aber ich gestehe, daß ich eine tiefinnere Ungerechtigkeit in diesen Be- und Verurteilungen sehe. Fraglos hat George Sand Musset geliebt — die Briefe nach dem Bruch mit ihm klingen wie das Stöhnen eines verwundeten Tieres, und Eingeweihte nennen diesen Bruch den „grausamsten Schmerz ihrer Existenz" — fraglos hat sie auch Chopin, dem sie in einer achtjährigen Beziehung nicht nur Geliebte, sondern auch Freundin und Krankenpflegerin war, leidenschaftlich geliebt und unter dem endlichen Zerwürfnis schwer gelitten. Und wenn sie trotzdem dem ersten die Treue nicht wahrte und dem anderen gegenüber schließlich als 42jährige Frau nach langer aufopfernder Krankenpflege die Rechte ihrer eigenen Persönlichkeit wieder vortreten ließ, so muß man sich vor Augen halten, daß sie in erster Linie als Künstlerin empfand und handelte. Als der Genius, der sie war, durfte sie auch beanspruchen, mit dem Maßstab eines solchen gemessen zu werden und seine Rechte zugebilligt zu erhalten.

Ein Bild George Sands, das sie in der Mitte der dreißiger Jahre darstellt — also zu einer Zeit, als ihr Verhältnis mit dem viele Jahre jüngeren Chopin begann — zeigt uns ein seltsames, tiefbrünettes Gesicht von orientalischem Typ. Ein geheimnisvoller Zauber liegt in den unter schweren Lidern hervorblickenden Augen, aber trotz des weichen, sinnlichen Mundes birgt sich etwas Rücksichtloses, fast Grausames in diesen Zügen. Eine jener Frauen steht vor uns, die stärker sind als ihr Partner, weil im letzten Grunde die erotische Beziehung nicht Lebensinhalt für sie ist, sondern das vornehmste Gesetz ihres Lebens doch der künstlerische Trieb und dessen Betätigung bleibt. Wie zart, fein und gebrechlich muten uns Musset und Chopin neben dieser Frau an, die mit souveräner Kraft, wie einem Naturgesetze folgend, über sie wegschreitet und sich über alle Schmerzen hin die Einheit ihrer Persönlichkeit, die Freiheit ihrer Künstlerexistenz wahrt! Eine Geschichte, die sie selbst in der „Histoire de ma vie" erzählt und die uns Liszt in anderer Beleuchtung in seiner Biographie Chopins vorführt, scheint mir bezeichnender als vieles andere für die Natur dieser Frau, für die Bedeutung, die das Liebesleben und andererseits die Anforderungen des künstlerischen Triebes für sie besaßen. Chopin war mit George Sand auf der Insel Majorka. Er konnte aus Gesundheitsrücksichten sein Zimmer nicht verlassen, während George Sand viel in der Gegend umherstreifte. So verläßt sie ihn auch eines Tages, um in einem unbewohnten Teil der Insel auf Entdeckungen auszugehen. Ein fürchterliches Unwetter bricht los, und Chopin verzehrt sich in Angst um das Leben seiner Freundin. In dieser Stunde der Qual ist das wundervolle Präludium in Fis-moll entstanden. Liszt fährt fort: „Bei der Rückkehr der geliebten Frau verfiel Chopin in eine Ohnmacht. Sie war mehr gereizt als gerührt durch diesen Beweis einer Anhänglichkeit, welche die Freiheit ihres Handelns, ihr zügelloses Verlangen nach neuen, gleichviel wo oder wie gefundenen Eindrücken einschränken, ihr Leben binden, ihre Bewegungen durch die Rechte der Liebe fesseln zu wollen schien." Mit Recht sagt Liszt, daß ihre Berichte über diese Reise die Ungeduld verraten, die ihr bereits eine allzu ausschließliche Zuneigung erregte, welche es wagte, sich soweit mit ihr zu identifizieren, daß sie bei dem Gedanken, sie zu verlieren, außer sich geriet, während sie selbst sich doch das ungeschmälerte Eigentumsrecht über ihre Person vorbehielt und ihr Leben durch die Lust an Abenteuern rücksichtslos in Gefahr brachte.

Digitized by Google

Und doch war George Sand nicht der kaltgierige Vampyr, als den man sie darstellen will. Eine unendliche Güte wird ihr selbst von ihren Feinden zugestanden, eine ergreifende Wärme lag in ihrem Wesen. Es gibt eben Persönlichkeiten, deren Schicksal es ist, daß ihr Weg mit Blut gezeichnet sein muß, wenn sie der Menschheit das beste, das sie ihr geben können, offenbaren sollen, mögen sie selbst auch noch so sehr unter den Opfern, die ihre Natur einfordert, leiden.

Es ist etwas Fatalistisches in George Sands Erscheinung. Sie, die ihre Romane wie nachtwandelnd schrieb und eine Stunde vorher noch nicht wußte, welches Schicksal sie in der nächsten ihre Gestalten nehmen ließ, hat auch in einer Art Passivität alle Handlungen ihres äußeren Lebens, so auch ihre Eheschließung, vor sich gehen lassen. Und es ist etwas in George Sand, das sie in einem anderen Sinne als die Masse der Menschen mit der Natur verwandt erscheinen läßt. Ich entsinne mich eines Tages im Hochsommer, da ich in Viznau am Ufer des Vierwaldstätter Sees war — dort, wo man von der reinen, kühlen Höhenluft nichts ahnt und unter niedrigen, früchteschweren Obstbäumen die ruhige, reifende Macht des Sommers fühlt. Es war an einem Tag nach langem Regen. Eine wunderbare Feuchtigkeit lag noch in der Luft. Ich stand am Fenster und blickte hinaus, sah, wie von den Blättern der Bäume langsam runde, schwere Tropfen hinabsanken . . . Die ganze Natur atmete Fruchtbarkeit. In dieser Umgebung trat mir mit einemmal George Sands Bild vor die Seele . . . Natur wie dieses! Teil des Großen, Notwendig-Wirkenden, Verschwenderisch-Reichen, Mütterlich-Fruchtbaren! Und, möchte ich hinzufügen: des Unbewußt-Grausamen.

Von Frau von Staël stammt das Wort: „In der Liebe gibt es nur Anfänge." An George Sands Frauenleben geprüft, hat dies Wort seine Berechtigung. George Sands Liebe hatte im Grunde nur „Anfänge" — einer dauernden Hingabe an einen Mann für ein Leben war sie nicht fähig. Aufrichtig und wahr, wie sie sich auch in all ihren Liebesverhältnissen zeigt, sieht sie die einzige Unsittlichkeit in dem Aufrechterhalten des Scheins der Liebe, wenn diese selbst hinweggeschwunden ist. Ein glühender Haß gegen die Ehe — mag sie selbst auch behaupten, sie wende sich nur gegen die Ehemänner — flammt aus ihren Werken hervor. Nirgends sehe ich, daß sie die Bedeutung der Ehe im Sinne einer idealen Monogamie erkannt hat, nirgends sehe ich, daß sie den untilgbaren Ewigkeitstempel gewürdigt hat, der dem Bund von Mann und Weib aufgeprägt ist, indem das Kind durch ihn gezeugt wird und als bleibende Mahnung für die Bedeutung der letzten Hingabe dasteht. Lebensschicksale wie Anlage mögen hieran in gleicher Weise Schuld tragen. Keine leise, vornehme Hand hat zum ersten Mal den Schleier von ihrer Persönlichkeit gehoben, in zu roher Weise ist sie zum Weibe gemacht worden, als daß die Empfindung von dem berechtigten Kern der Ehe, dem Ewigkeitszeichen, das die letzte Hingabe in tiefer empfindende Naturen einbrennt, in ihr hätte werden können.

Aber hat George Sand die letzte Bedeutung einer idealen Monogamie nicht erfaßt, konnte dies Ideal in ihrer sonst so groß und rein empfindenden Seele nicht wachsen — vielleicht nur, weil der zarte Boden dafür zu früh zerstört worden ward — so hat sie dafür auch einen letzten Schmerz nicht kennen gelernt. Jenen Schmerz, den ich für einen der tiefsten halte, dessen das so leidensfähige Herz des Menschen fähig ist — den Schmerz, das Ideal der Monogamie in seiner ganzen Reinheit und Kraft zu fühlen und auf der anderen Seite als Künstler mit dem instinktiven, uneindämmbaren

Digitized by Google

Verlangen des Künstlers nach der Fülle und Buntheit des Lebens, der Eindrucksfähigkeit für Neues, neues Wertvolle, in immer frische qualvolle Gefahren für dieses Ideal zu geraten.

Diesen Schmerz konnte George Sand, wie gesagt, nicht fühlen. Ihre Stärke, wie ihre Schwäche tritt uns hier klar vor Augen. All ihre Irrtümer wurzeln hier — die kecke Ignorierung des Gatten, des Vaters, die in unserer Generation so üppig ins Kraut geschossen ist. Denn wenn ich sagte, daß sich für George Eliot schwer eine Formel finden ließ, so ist sie für George Sand gegeben. Mehr als das: bei aller wunderbaren Eigenart dieser großen Frau ist etwas in ihr, das sie fast als geniale Vertreterin eines bestimmten Frauentypus unserer Jetztzeit erscheinen läßt. Ich meine den Typ der Frau, für die ihre Arbeit und ihre Kinder die Centren des Daseins sind und für die der Mann — oder vielmehr die Männer — nur eine ephemere Rolle als Geliebter spielt. Was aber bei George Sand durch die Größe ihrer künstlerischen Kraft verständlich und geadelt wird, ist als Verallgemeinerung und zum Prinzip erhoben der Weg zur Entartung. Es löst das heiligste und seelenvollste Verhältnis, das überhaupt zwischen Menschen denkbar ist, und spottet der geheimen Weisung der Natur. Blut ist nun einmal „ein ganz besonderer Saft". „. . . Nie sein Kind sein? Aber es war ja doch sein Kind! Woher dieser harte, herrische Ton, der sie an jenen anderen erinnerte, gegen den sich alles in ihr aufbäumte? ‚Ich schieß Di dod!' Sie sah das wollige hellbraune Haar — den schöngeschwungenen Mund — sie stöhnte auf. Mochte ihr Knabe den Vater nie gesehen haben — er lebte in ihm! Er war nicht aus ihm herauszureißen! nicht aus ihm herauszuzerren. Und wenn er jahrelang schlief — irgend einmal an irgend einer Stelle konnte er hervorbrechen — unterdrückt — niedergezwungen — aber elementar — übermächtig. Das Kind war einmal sein Blut — war sein Kind — mochte sie es leugnen, mochte sie es wehren . . . . . Menschen, die Kinder haben, sind nie ganz tot. Irgend etwas von ihnen lebt noch in irgend einer Ecke — untilgbar, unzerstörbar. Und die Gemeinschaft lebt — in jedem Blick, in jeder Bewegung des Kindes! — — —"

Ich habe diese Stelle aus meinem vor kurzer Zeit erschienenen Roman „Pilgerfahrt" angeführt, weil sie veranschaulicht, worauf ich hinweisen möchte. Auch die Heldin des Buches glaubt, nachdem sie sich in dem Mann enttäuscht sieht, dem sie sich hingegeben hatte, sich und das Kind von diesem Manne loslösen zu können und erkennt erst zu spät ihren Irrtum. Mit allen Theorien der Welt ist und bleibt ein Kind das Kind seines Vaters — und die „geprägte Form, die lebend sich entwickelt", steht da als furchtbar lebendige Mahnung, daß die beiden, die dies Gemeinsame schufen, eine Einheit wurden.

So führt uns George Sands Frauenleben zu den modernsten Problemen unserer Zeit. Und wenn wir bei George Sand in ihren Liebesbeziehungen die künstlerische Kraft über das weibliche Empfinden triumphieren sehen, so darf andererseits nicht vergessen werden, daß gerade das Verhältnis, in dem bei ihr geistiges und persönliches Leben zueinander steht, auf dem fruchtbaren Boden der Mutterschaft erwachsen ist und daher jene Sonderzüge weist, die uns kein Mannesschicksal offenbaren kann.

Digitized by Google

Thomas Mann, der Dichter der Buddenbrooks.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Unsere künstlerische Genußfähigkeit ist heute weniger als je durch eine Richtung beherrscht und beschränkt. Wenn man in allen früheren literarischen Epochen sich unter den Willen irgend einer Anschauungsweise beugte, die gleichzeitig Philosophie und Geschichte, Dichtung und bildende Kunst zu durchdringen suchte, wenn man von einem Zeitalter der Romantik und des Klassizismus reden kann, so ist das Zeichen unsres literarischen Interesses eine wunderbar weite Vielseitigkeit. Wir haben es gelernt, uns dem Einzelnen hinzugeben, der Persönlichkeit zu lauschen, mag sie nun Maxim Gorki oder Maeterlinck oder Gerhart Hauptmann heißen. Wir fühlen uns in besonderer Weise erquickt und beschenkt, wenn ein durch und durch naiver Künstler wie Frenssen die Reichtümer einer ganz elementaren dichterischen Kraft vor uns ausschüttet — und doch empfinden wir die berechnete Kunst in dem Schaffen eines andern, auch eines Niederdeutschen, dessen Dichtung aus einer ästhetischen und psychologischen Feinfühligkeit erwächst, wie sie nur die raffinierteste moderne Kultur entwickeln konnte. Ich meine den jungen Hanseaten Thomas Mann.

Es ist nicht anzunehmen, daß seine Bücher hundert Auflagen erleben werden. Sie sind nicht dazu angetan, dem patriotischen Kulturhistoriker das Herz zu erquicken, als Zeugnisse einer tatfrohen und lebensmutigen Volksseele. Kein siegessicherer Optimismus streckt da seine sehnigen Arme zu immer neuen schönen und großen Aufgaben. Im Gegenteil. Thomas Mann steht vor den bunten Schicksalen der Menschen mit einer Frage, deren Lösung wie die Entschleierung des Bildes von Saïs den Tod bedeutet: mit der Frage nach dem Geheimnis des Lebenswillens. Sie umspannt seinen großen Roman: Buddenbrooks.[1]) In welchem Sinn sie gestellt ist, verrät der Untertitel des Buches: „Der Verfall einer Familie."

Drei Generationen eines hanseatischen Kaufherrngeschlechts führt der Dichter an uns vorüber. Ihre Geschichte verläuft fast ausschließlich in dem eigenen in sich und nach außen fest geschlossenen Kreise. Die Mächte, die an ihrem Geschick arbeiten, liegen in ihnen selbst — selten nur und nicht im tiefsten Grunde entscheidend, greift das Weltgeschehen in das Leben des stolzen Patrizierhauses hinüber.

Wir finden die Buddenbrooks am „Familien-Donnerstag" mit ein paar Hausfreunden in dem Gesellschaftszimmer, — das „Landschaftszimmer" heißt es in der Familie, nach den arkadischen Schäferszenen im Stil des 18. Jahrhunderts auf den zartfarbigen Tapeten. Thomas Mann hat es wundervoll verstanden, in jedem Wort, das gesprochen wird, jeder Form, in der die Beziehungen dieser Menschen sich äußern, in jedem Stück ihrer Umgebung eine vornehme, durch äußeres Ansehen und innere Kraft gefestigte Familienkultur auszuprägen.

Da ist das Familienoberhaupt, der siebzigjährige Johann Buddenbrook; ein Stück der urwüchsigen, frischen und zähen bürgerlichen Tüchtigkeit, mit der seine Vorväter sich heraufgearbeitet haben, mischt sich in ihm mit der weltmännischen Gewandtheit und Grazie des weitgereisten Kaufherrn, der seine geschäftlichen Erfolge nicht zum

[1]) Berlin, S. Fischer Verlag.

Digitized by Google

wenigsten der Sicherheit und Eleganz seines Auftretens verdankt. Sein rundes, rosiges Gesicht mit dem behaglichen Doppelkinn, seine heitere, ein wenig leichtfertige Spottlust, die Art, wie er mit einem „n'en parlons plus" kurzer Hand über den ungeratenen Sohn zur Tagesordnung übergeht, das alles zeigt ihn als eine unkomplizierte Natur, der das Bewußtsein gesunder Kraft eine heitere Überlegenheit gibt, und die, ohne jemals durch Zweifel an sich selbst beirrt zu werden, ihren Willen durchführt.

Aber sein Sohn, der Konsul, ist schon ein anderer. In wenigen, kaum merklichen Zügen verrät sich in seinem Wesen ein Erlahmen der Lebenskraft, die sein Geschlecht bis dahin aufblühen ließ. Er ist weicher, nervöser, differenzierter. In einer etwas gewaltsamen Religiosität sucht sein minder selbstsicherer Charakter Halt und Trost; bei ihm beginnt die Liebe zur Vergangenheit seines Geschlechts, die sorgsame Pflege alter Traditionen — es ist wie ein unbewußtes Zurücktreten von der Aufgabe, seinem Hause eine Zukunft zu schaffen. In der Wahl seiner Gattin äußert sich eine Neigung zum Besonderen, Distinguierten. Er kann nicht so entschieden und seelenruhig wie sein Vater die Rücksichten der Firma gegen den pflichtvergessenen Bruder geltend machen. Es ist ihm unerträglich, daß er dann der Gewinnende sein wird. Und so wird der Schatten, der an jenem Familien-Donnerstag über das zuversichtliche, stolze Wohlbehagen der Buddenbrooks hinhuscht, von ihm allein wahrgenommen. Die Rede kommt auf die früheren Besitzer des alten Hauses; sie sind verarmt, heruntergekommen, fortgezogen. Der Konsul weiß, woran es lag. Die Familie war eben passée, sie hatte abgewirtschaftet, ihre Zeit war vorüber. Der letzte, der die Katastrophe herbeiführte, war nicht mehr Herr seines Schicksals. Er handelte unter dem Zwang einer unerbittlichen Naturnotwendigkeit. — Konsul Buddenbrook bringt sein Leben nicht auf siebenzig Jahre wie sein Vater. Er altert schon als Vierziger. Er wird als Geschäftsmann ängstlich, übervorsichtig; der Zuschnitt der Firma bleibt stabil. Und er stirbt in einem Alter, das für seinen Vater noch voller Pläne und Unternehmungen war.

Eine glänzende psychologische Kunst entfaltet Thomas Mann nun in der Charakteristik der Söhne des Konsuls — jeder von ihnen Erbe einer über ihr Maß gesteigerten aristokratischen Kultur. In dem einen, Christian, versagt die Kraft, seine Persönlichkeit zu einheitlichem Wollen und Tun zusammenzufassen, ganz und gar. Sie scheitert an einer unheimlichen und maßlosen Empfindlichkeit, die ihn jedem körperlichen und seelischen Eindruck ganz unterwirft, ein feinbesaitetes Instrument, auf dem sich das Leben in grotesken, zerfahrenen Melodien reproduziert. Jedes Körpergefühl, jede Erregung verzerrt sich ihm krankhaft durch eine unausgesetzte nervöse Selbstbeobachtung. So ist er unfähig, zu irgend einer Konsequenz der Anschauungen, zu irgend einer Festigkeit und Klarheit der Lebensformen zu kommen. Nur in immer neuen Sensationen findet er vorübergehende Genugtuung. Sein äußeres Leben ist verwirrt und zerstückt. Er ist überall nichts als der Bajazzo, der jedermann mit seinem fabelhaften Beobachtungs- und Nachahmungstalent unterhält — im übrigen aber den Namen der Buddenbrooks durch unaufhörliche, immer offenkundigere Taktlosigkeiten kompromittiert. Thomas Mann ist unerschöpflich in der konkreten künstlerischen Durchführung dieses mit wunderbarer, man kann sagen, wissenschaftlicher Schärfe erfaßten Typus.

Der Träger des Geschickes der Familie Buddenbrook ist aber Thomas. Intelligent und ehrgeizig, dabei ein durch und durch moderner Mensch, scheint er durch eine kühnere und gemalere Geschäftsleitung der Firma den alten Glanz auch unter den veränderten äußeren Bedingungen wieder erobern zu wollen. Seine Bildung, sein weiter Blick, seine gesellschaftliche Sicherheit verschaffen ihm an äußerem Ansehen, an Ehren und Würden mehr, als einer seiner Vorfahren besessen. Das Geschäft blüht unter seiner Hand sichtlich auf. Und im Gegensatz zu Christian ist in ihm jene andere Seite alter Familienkultur stark ausgeprägt, nämlich das empfindliche Pflichtbewußtsein, das eine Charakterform wird, wo Generationen zu Trägern schwerer Verantwortungen erzogen werden mußten. Aber diese Strenge in den Ansprüchen an sich selbst hat bei Thomas Buddenbrook doch noch eine andere psychische Grundlage, das überempfindliche Gefühl für eine gewisse ästhetische Abrundung und Vollkommenheit jeder Leistung, das sich dauernd kritisch gegen die eigne Person richtet. Nur aus der Befriedigung dieser

Digitized by Google

peinlich wägenden Selbstkritik erwächst ihm sein Selbstvertrauen und die Zuversichtlichkeit seines Auftretens. Er muß es sich in beständiger äußerster Anstrengung seiner nervösen Kraft erkämpfen. Und er gewinnt diese Befriedigung immer schwerer. Der Dichter hat das in einer Menge feiner Einzelzüge bis ins Kleinste und Äußerlichste hinein durchgeführt. In diesem Kampf, der sich mit Naturnotwendigkeit immer subtiler zuspitzt, verzehrt sich die letzte Lebenskraft, die das alte Geschlecht aus sich zu erzeugen vermochte.

Hundert Symptome, von denen eins das andere trägt, eins unerbittlich aus dem andern hervorwächst, zeichnen den glänzenden, eleganten Thomas Buddenbrook immer deutlicher als einen Verbrauchten, Aufgeriebenen. Die ererbte Neigung zum Besonderen, Außergewöhnlichen, zeigt sich bei ihm als Vorliebe für das Raffinierte und Extravagante, an die Stelle von seines Vaters gezwungener Gläubigkeit hat er nichts Positives zu setzen, wohl aber liegt ein Reiz für ihn darin, sich durch skeptische oder revolutionäre Bücher einmal über alle Werte, an die sein Leben gebunden ist, wegsetzen zu lassen. Nichts scheut er mehr als Banalität oder ein unbeherrschtes Preisgeben seiner Innerlichkeit. Immer weicht er instinktiv dem Einfachen und Alltäglichen aus und sucht darüber hinaus das Verfeinerte, Differenzierte. Und er steht vor seinem Geschick als ein Wissender. Das äußert sich besonders klar in dem Widerwillen gegen seinen Bruder. Er sieht in Christian den Sieg der Mächte, gegen die er mit Aufbietung aller Energie kämpft, und das Versiegen aller Kraftquellen, auf die er angewiesen ist, um sich zu behaupten. Und es zeigt sich ebenso charakteristisch in der reizbaren Strenge gegen seinen Sohn, den zarten kleinen Hanno, dem die künstlerische Veranlagung der Mutter als noch eine zehrende, aufreibende Macht ins Leben gefolgt ist. Thomas Buddenbrook sieht, wie der einzige Erbe des Namens Buddenbrook von den Ansprüchen dieses Namens erdrückt werden muß. Aber er will sich gegen diese Einsicht mit Gewalt verschließen, aus Selbsterhaltungstrieb, denn er kann den Glauben an die Zukunft, den stärksten Stimulus seiner versagenden Kraft, nicht aufgeben. — Und dann bricht doch auf einmal diese immer wieder aufgepeitschte Kraft jäh zusammen. Ein körperlicher Eingriff von grausamer und hohnvoller Geringfügigkeit ist genug, seinen Tod herbeizuführen. Und der kleine Hanno hat schon den Anforderungen seiner Schulknabenexistenz keine Widerstandsfähigkeit mehr entgegenzusetzen. Er zerbricht unter ihren Ansprüchen.

So vollzieht sich dieser „Verfall einer Familie" mit der stillen Sicherheit eines Naturvorgangs. Keine großen äußeren Ereignisse greifen gewaltsam vernichtend ein. Langsam verzehrt sich die geheime, unfaßbare Energie, die das Leben an sich reißt und besiegt, eine immer feiner werdende seelische Konstitution bringt tausend verzehrende, aufreibende Spannungen, denen keine robuste Willenskraft mehr die Wage hält.

* * *

Die Abhängigkeit unseres Schicksals von jenem verborgenen, gleichsam organischen Lebenswillen in uns — das ist das Grundproblem von Thomas Mann's Dichtung. Auch in seinen Novellen kehrt es immer wieder. Der Wille zum Glück hält den Todkranken gegen alle sogenannten natürlichen Gesetze aufrecht, bis das Glück kommt, und das gespannte gläubige Warten auf den Tod zieht ihn pünktlich zur erwarteten Stunde herbei. „Niemand stirbt unfreiwillig. Das Aufgeben des Lebens und die Hingabe an den Tod geschieht ohne Unterschied aus Schwäche, und diese Schwäche ist stets die Folge einer Krankheit des Körpers oder der Seele, oder beider. Man stirbt nicht, bevor man einverstanden damit ist" — — —. Das sind zwei Novellen aus der ersten, 1898 erschienenen Sammlung „Der kleine Herr Friedemann".[1])

In anderen wird das Grundthema variiert. Nicht nur Leben und Tod, auch Freude und Schmerz, Erfolg und Mißlingen, Kraft und Ohnmacht steigt aus dieser Tiefe des Lebenswillens. Und so scheiden sich die Menschen in die eigentlich Lebens-

[1]) Berlin, S. Fischer Verlag.

Digitized by Google

starken, die in frohem Selbstgenügen zu ihren Zielen schreiten, zuversichtlich und darum stolz und schön, und die anderen, die dazu bestimmt sind, sich zu blamieren, im großen und im kleinen, vor sich selber oder vor der Welt. Und mit diesen letzten, den Verspielten und Mißratenen, den Unzulänglichen und Ziellosen, hat der Dichter es zu tun. Wie sie mit diesen Lebensstarken ringen in sehnsüchtiger Liebe und bewundernder Ergriffenheit, oder in bitterem Neide, in Haß und ohnmächtiger Wut, das gibt den Stoff für die glänzendsten seiner Novellen. Die erste Skizze der zweiten Novellensammlung[1]) gehört dahin, „Der Weg zum Friedhof". Ein Symbol von erschütternder Wahrheit ist dieser verkommene, arme Schreiber, in seinem ohnmächtigen, unsinnigen Zorn über den elegant an ihm vorbeisausenden Radler, und man kann sich nichts Ironischeres denken, als die Art, wie man sich seiner prompt und ohne Umstände entledigt. Thomas Mann hat eine Vorliebe für solche seltsame, verzweifelte Opposition eines einzelnen lächerlich unbehilflichen Menschen gegen das Leben, das triumphierend in seiner grenzenlosen Ungerechtigkeit an ihm vorbeischreitet, Herr Spinell in der feinen Novelle „Tristan", auch Hieronymus in „Gladius Dei" sind solche traurigen Narren.

* * *

Von dem Künstler Thomas Mann ist noch nicht die Rede gewesen. In seiner Novelle „Tonio Kröger" hat er über das Wesen des künstlerischen Schaffens Worte gesprochen, die einem Selbstbekenntnis nahe kommen. „Man arbeitet schlecht im Frühling," sagt Tonio Kröger, „gewiß, und warum? Weil man empfindet. Und weil der ein Stümper ist, der glaubt, der Schaffende dürfe empfinden. Jeder echte und aufrichtige Künstler lächelt über die Naivetät dieses Pfuscher-Irrtums, — melancholisch vielleicht, aber er lächelt. Denn das, was man sagt, darf ja niemals die Hauptsache sein, sondern nur das an und für sich gleichgiltige Material, aus dem das ästhetische Gebilde in spielender und gelassener Überlegenheit zusammenzusetzen ist. Liegt Ihnen zu viel an dem, was Sie zu sagen haben, schlägt Ihr Herz zu warm dafür, so können Sie eines vollständigen Fiaskos sicher sein. Sie werden pathetisch, Sie werden sentimental, etwas Schwerfälliges, Täppisch-Ernstes, Unbeherrschtes, Unironisches, Ungewürztes, Langweiliges, Banales entsteht unter Ihren Händen .... Denn so ist es ja: Das Gefühl, das warme, herzliche Gefühl ist immer banal und unbrauchbar, und künstlerisch sind bloß die Gereiztheiten und kalten Ekstasen unseres verdorbenen, unseres artistischen Nervensystems. Es ist nötig, daß man irgend etwas Außermenschliches und Unmenschliches sei, daß man zum Menschlichen in einem seltsam fernen und unbeteiligten Verhältnis stehe, um imstande und überhaupt versucht zu sein, es zu spielen, damit zu spielen, es wirksam und geschmackvoll darzustellen. Die Begabung für Stil, Form und Ausdruck setzt bereits dies kühle und wählerische Verhältnis zum Menschlichen, ja, eine gewisse menschliche Verarmung und Verödung voraus. Denn das gesunde und starke Gefühl, dabei bleibt es, hat keinen Geschmack. Es ist aus mit dem Künstler, sobald er Mensch wird und zu empfinden beginnt." . . .

Diese Gedanken sind für die künstlerische Eigenart von Thomas Mann charakteristisch. Ich will nicht sagen, daß sie ganz mit ihnen identifiziert werden könnte. In einer solchen Weite und Zartheit der Beobachtung und solcher Fühlung für feine Persönlichkeitswerte liegt viel mehr als das „kühle und wählerische Verhältnis" des arbeitenden Künstlers zu seinem Stoff. Ihre Voraussetzung ist vielmehr ganz die gleiche, wie bei der „heiligen" russischen Literatur, von der Tonio Kröger mit melancholischem Neide spricht: ein verstehendes und liebevolles Umfassen des Lebens mit den Organen tiefer und echter Menschlichkeit.

Aber das bleibt bestehen, daß in Thomas Manns Künstlertum eine ins Feinste durchgebildete ästhetische Kultur ein ganz wesentlicher Faktor ist. Auf Schritt und Tritt empfinden wir die Mitwirkung dieses höchst anspruchsvollen, höchst wählerischen

[1]) Tristan. Sechs Novellen von Thomas Mann. Berlin 1903. S. Fischer Verlag.

Digitized by Google

Geschmacks: in den raffinierten Wendungen und Pointen seiner Erzählkunst, dem Takt, mit dem er andeutet, verschweigt, umschreibt; überall eine berechnete Ausnutzung der Stimmungswerte, man möchte sagen jedes Wortes, wie sie in der modernen Novellistik sonst kaum zu finden sein dürfte. Und so gelingen ihm die heikelsten künstlerischen Experimente — es gelingt ihm, Stimmungen, so flüchtig und unwesenhaft wie die, aus der die Studie „Der Kleiderschrank" hervorgegangen ist, ganz klar und zweifellos auszudrücken, ohne doch ihre verschwimmende Zartheit zu verletzen.

Eine doppelte Gefahr liegt nach meinem Gefühl in dieser Art künstlerischer Veranlagung. Sie ist nach der intellektuellen Seite etwas zu stark belastet. Sie macht geneigt, die Dinge zu abstrakt und theoretisch zu sagen, schwere Begriffsworte zur Vermittlung von Stimmungen zu verwenden. Dieses Umschlagen der künstlerischen in die wissenschaftliche Sprache kann als dichterische Absicht zuweilen von großer und schöner Wirkung sein — z. B. wo in „Buddenbrooks" vom Tode des kleinen Hanno die Rede ist. Störend tritt diese Neigung aber zuweilen in den Novellen hervor, — auch in der als Interpretation wundervollen Umschreibung der Tristan-Musik. — Dann aber liegt in dem, wenn auch feinfühligen Spielen mit Effekten, in der Richtung dieser Kunst auf überraschende, jähe Berührungen der Nerven eine Tendenz, immer ungewöhnlichere, stärkere Wirkungen aufzusuchen. Thomas Mann wird der Gefahr, dabei die künstlerische Ruhe und mâze zu verlieren, sicherlich nicht so leicht erliegen, wie die vermutlich nicht kleine Zahl derer, die es ihm nachmachen werden. Aber „Luischen" steht doch schon an der Grenze, wo die künstlerische Gestaltung nicht mehr über die peinliche Brutalität des Motivs hinaushebt.

Im Roman, der es nicht mit der Herausarbeitung einer Pointe, sondern mit der ganzen Fülle und Mannigfaltigkeit des Lebens zu tun hat, liegt diese Gefahr nicht so nahe. „Buddenbrooks" ist ausgezeichnet durch eine vornehme Ruhe der Charakteristik. Thomas Mann erfaßt seine Personen bei wenigen vielsagenden Zügen und verfolgt dann die Weise des Bildhauers, der seinen Meißel immer wieder an denselben Linien entlang führt, um sie immer mehr zu vertiefen. Tony Buddenbrook und Christian, Gerda Arnoldsen und Sesemi Weichbrodt, auch der kleine Hanno treten uns immer wieder mit den gleichen — auch wörtlich gleich ausgedrückten — Merkmalen ihrer Erscheinung, ihrer Bewegungen, auch mit gleichen Redewendungen entgegen, und es ist das, mit der technischen Sicherheit und dem Geschmack eines Thomas Mann angewendet, zweifellos ein glücklicher Kunstgriff, uns die Persönlichkeiten immer wieder lebendig zu machen und ihre Kontinuität durch einen solchen Generationenroman festzuhalten.

* * *

Nur wenige Züge einer so reichen, vielseitigen und komplizierten Dichterpersönlichkeit kann ein kurzer Aufsatz andeuten. Und in der Auswahl aus der Fülle des Hervorhebenswerten wird die eigene Neigung trotz alles Willens zu objektiver Darstellung und Wertung zu spüren sein. Vielleicht tritt Thomas Mann anderen von anderer Seite nahe — vielleicht ist er auch objektiv noch aus anderen Zentralpunkten zu erfassen. Aber dem Lebenden, dem in der Gegenwart, heute und morgen zu uns redenden Dichter antworten die Einzelnen mit ihren individuellen Eindrücken. Später wird einmal die literarische Wissenschaft ihr wägendes, umfassendes Urteil sprechen. An Thomas Mann wird sie sicherlich nicht vorübergehen.

Digitized by Google

Luise von Sachsen-Weimar.

Von

Maria von Bredow.

Nachdruck verboten.

Auf den strebenden Menschen übt eine Biographie einen starken Reiz aus. Dieser Reiz entspringt nicht nur aus dem wissenschaftlichen Werte der Arbeit, erwächst auch nicht aus der Bereicherung der psychologischen Erkenntnis, sondern beruht auf der Befriedigung eines persönlichen Bedürfnisses. Die großen Lebensfragen brennen in jeder ringenden Seele, ein jeder sieht sich vor der Aufgabe, die Menschlichkeit in einer ihm gemäßen Weise darzustellen. Das Gefühl der Verantwortlichkeit aber treibt dazu, das Leben anderer zu studieren. Sind sie ihres Schicksals Meister geworden? Haben sie ihres Wesens Kern herausgehämmert, daß er klar hervortrat und lebendig zu wirken vermochte? Sind sie durchgedrungen zur Harmonie oder ist in ihrem Wesen eine Dissonanz, in ihrem Charakter ein Bruch geblieben?

Unserem modernen Frauengeschlecht aber eignet das Ringende, Tastende, aus dem Dunkel zum Lichte Strebende. Wir suchen die Menschlichkeit in einer uns gemäßen Weise zum Ausdruck zu bringen; darum ist uns jede Biographie hervortretender Frauen bedeutsam, gleichgiltig, ob sie zur Vollentfaltung ihrer Kräfte durchdrangen oder in ihrer Entwicklung und Wirksamkeit sich gehemmt und gedrückt sahen.

Von diesem Gesichtspunkte aus erscheint die reiche Materialiensammlung, welche Eleonore von Bojanowski in ihrem Buche: Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar [1]) gibt, außerordentlich dankenswert.

Das Lebensbild dieser Fürstin stellt uns vor ein Problem. Aus eigener Wahl reicht Luise von Hessen als Achtzehnjährige dem jugendlichen Karl August von Weimar die Hand und tritt dadurch in eine Umgebung ein, in der sich das geistige Leben dieser reichen Zeit in einzigartiger Weise sammelt. In dieser Umgebung, in der Anna Amalie sich so wohl fühlt, in der sie ihre Persönlichkeit mit voller Kraft geltend machen kann, steht Luise im Dunkel. Sie wird die Gemahlin eines Fürsten, der, eine geniale Natur, nach schwerem Entwicklungsgang sich zur Tüchtigkeit ausreift und eine Kette tiefster Wirkungen zurückläßt. Und an der Seite dieses Gemahls scheint der Lebensstrom in ihrer Brust zu versiegen, wie Proserpina nach dem symbolischen Apfelgenuß sinkt sie immer tiefer in das Reich der Schatten — des Mißtrauens, der scheuen Verschlossenheit, des einsamen Grams. Die Züge der achtunddreißigjährigen Fürstin zeigen eine eingeschlossene, zurückgescheuchte Seele.

Und doch glaubte jeder, mit dieser Ehe ein tiefes Glück für beide Teile begründet zu sehen. Die Zeitgenossen jubeln der Verbindung der jüngsten Tochter der „großen" Landgräfin Katharina von Hessen, die ihrer Mutter „an Herz und Geist gleiche", mit dem jungen, so viel versprechenden Karl August zu. Die Prinzessin war in Darmstadt aufgewachsen, zu einer Zeit, da sich im Darmstädter Leben eine geistige Färbung bemerkbar machte, da der junge Goethe „als Wanderer" mit Urania und Lila schwärmerische Mondscheinpartien machte und mit Merck in fruchtbarer Verbindung

[1]) J. G. Cotta Nachf., G. m. b. H. Berlin und Stuttgart 1903.

Digitized by Google

stand, da Herder sich mit Karoline Flachsland, der „Psyche" Goethes, „der leichten, vergnügten Unschuldsgöttin, der Blume der Menschheit" verlobte. Die Landgräfin Katharina hatte durch die von ihr veranlaßte erste Sammlung Klopstockscher Oden ihren Anteil an der erwachenden deutschen Literatur gezeigt, und so erscheint ihre Tochter, die schlanke, anmutige Prinzessin, den Zeitgenossen wie eine Verkörperung der „schönen Seele", der maßvollen Anmut, des Ideals der Weiblichkeit, wie es sich diese Zeit geformt hatte. „Prinzeß Luise! Wahrlich, eine große Seele — ich hätte sie küssen mögen!" ruft Lavater, „der Seelenkenner", mit dem die jugendliche Prinzessin in einen brieflichen Gefühlsaustausch tritt. Und doch ist dieser ganze Anflug von Empfindsamkeit ihrem Wesen fremd, es ist ein Zug, der in sie von den Zeitgenossen hineingetragen wird — Blütenstaub, der von außen auf die noch weiche, unentwickelte Knospe fällt, eine Weile haften bleibt, um von der sich entfaltenden Blume abzufallen, ohne den leisesten Fruchtansatz zu bringen. Aber dieser Blütenstaub war geeignet, das Herbe der jugendlichen Knospe liebevoll zu umhüllen, die Selbständigkeit ihrer Natur zu verbergen.

Schon die Mutter, eid früh verstorbene, vermißt in ihrer Charakteranlage die Weichheit. In ihren jugendlichen Briefen tritt die Persönlichkeit so wenig hervor, daß sie uns kalt und konventionell erscheinen. Diese gebundene Zurückhaltung bewahrt Luise lange Zeit selbst in dem vertrautesten brieflichen Verkehr. Sogar in den Briefen an den geliebten Bruder, den Prinzen Christian, in denen sich sonst einige feinere Färbungen ihres Temperaments offenbaren, spricht sie nicht von den Menschen des Hofes und ihres Umgangskreises in Weimar. Erst als reife Frau beginnt sie Goethe zu erwähnen. Diese eigentümliche Abgeschlossenheit und Keuschheit, dieses geringe Bedürfnis, sich auszusprechen, die Unfähigkeit, ihr Wesen nach außen hervortreten zu lassen, scheint der ganz unentwickelten Persönlichkeit schon zu eignen, ohne daß die Wurzel dieser Erscheinung gleich erkennbar wäre. Der junge Karl August schreibt in einem Briefe an Wieland nach seiner Verlobung eine Charakteristik seiner jungen Braut: „Sie besitzt diejenige große Eigenschaft," sagt er deutsch in einem sonst französisch geschriebenen Brief, „welche Lessing in Delheim so sehr veredelt, nämlich nie von einer Tugend zu reden, die sie besitzt, es sei denn die höchste Not." Diese Scheu, mit der sie ihr Innenleben verhüllt, hält sie zeitlebens dann im Schatten, bis der Augenblick schwerer Bedrängnis sie zwingt, hervorzutreten, und der Heroismus ihres Charakters Napoleon die bewundernden Worte abringt: „Voilà pourtant une femme, à laquelle nos deux cents canons n'ont pas pu faire peur."

Die Keuschheit, mit der sie von ihren Tugenden schweigt, deutet aber noch auf eine andere Seite ihres Wesens, nämlich auf eine starke Wahrheitsliebe, die in der sittlich kräftigen Anlage der jugendlichen Prinzessin begründet scheint, und die sie jeden äußeren Glanz, jede Effekthascherei fürchten läßt. Mit dieser intimen Innerlichkeit, diesem ausgeprägten Sittlichkeitsgefühl, verbindet sich ein Sinn für das Schickliche, der schon die sechzehnjährige Prinzeß, „die zarte, leichtverletzliche" mit „einer Mauer" umgibt. Die Landgräfin Katharina, der die Tochter so ähnlich sein sollte nach dem Urteile der Zeitgenossen, und mit der sie in Wahrheit wenige Züge gemeinsam hat, belustigt sich in ihrer frischen, etwas derben Art über ihre scheue Empfindlichkeit und neckt sie, indem sie ihr in Petersburg anläßlich eines Maskenballs, als Herr verkleidet, entgegentritt und einen etwas kecken Ton anschlägt; sie weidet sich an der tiefen Entrüstung der fast noch kindlichen Prinzessin.

Dieser Sinn für äußere Formen eignet ihrem Wesen in einer Weise, daß er durch ihr ganzes Leben ein hervortretender Zug bleibt. Der Kanzler von Müller zeichnet die Herzogin, wie sie „die alte Hofsitte repräsentierend, den oft zudringlichen Anforderungen wandernder, in der Genieherberge Weimars fleißig einkehrender Dichter und Dichtergenossen den Damm des Hofgebrauchs entgegenstellt." Schiller hat Bedenken, der Fürstin seinen „Handschuh" vorzulesen, da sie an der Schlußstrophe Anstoß nehmen könne. Mit den zunehmenden Jahren steigert sich die Förmlichkeit ihrer Haltung, aber schon aus der jugendlichen Erscheinung spricht „ein ruhiges Bewußtsein weiblicher und fürstlicher Würde, das vereint mit der aufrechten Haltung ihrer mittelgroßen schlanken

Digitized by Google

Figur ihrer Erscheinung trotz ihrer Jugendlichkeit den Ausdruck stolzer Gelassenheit verleiht." Schiller schildert sie Körner als eine edle Figur, „aber mit viel Stolz und Fürstlichkeit im Gange". Und Schiller gegenüber tut sich dieses hocharistokratische Empfinden der Fürstin des achtzehnten Jahrhunderts in charakteristischer Weise kund. „Sie findet es schade, daß ein so anziehendes und hübsches adliges Mädchen (wie Lotte von Lengefeld) Schiller, der jetzt Professor in Jena sei, heirate."

Aus: „E. von Bojanowski,

Luise, Großherzogin von Sachsen-Weimar."

J. G. Cotta'sche Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.

So stark ist dies Selbstgefühl der Fürstin, so sehr mit dem innersten Kern ihrer Individualität verwachsen, daß es sogar im stande ist, später ihre Freundschaft mit Herder zu zerreißen, mit Herder, dessen geistigem Einfluß sie viel Ruhe und Kraft zum Ertragen verdankte. Die verschiedenen Ansichten über die französische Revolution brachen das Verhältnis. Sie konnte Herder nicht ganz vergeben, daß er das Regen einer neuen, großen Zeit in einer Bewegung sah, in welcher sie nur einen gähnenden Abgrund erblickte, in dem die bisherige Weltordnung zu versinken drohte.

Es war dies empfindliche fürstliche Selbstgefühl auch, das Luise veranlaßte, ihre Hand Karl August zu reichen, ja, durch die Generalin von Prettlack auf eine Be-

Digitized by Google

schleunigung ihrer Vermählung zu bringen. Da sie gar keine Beziehungen zu ihrem Vater hatte, der, ein Sonderling, seiner eigenen Familie sehr fern stand, war sie nach dem Tode ihrer Mutter an den Hof von Karlsruhe, zu ihrer Schwester, der Erbprinzessin von Baden, gezogen. Dort aber fühlte sie sich nicht an ihrem Platz, ihre Stellung entsprach nicht ihren Ansprüchen; sie hoffte in Weimar einen ihrer fürstlichen Würde gemäßen Wirkungskreis zu finden. Sie zieht Karl August dem Erbprinzen von Mecklenburg vor. Ihre Mutter hatte schon an eine Verbindung dieser ihrer jüngsten Tochter mit Anna Amaliens Sohn gedacht, und bei der Begegnung in Erfurt 1773 hatte der 16jährige Knaben-Jüngling Eindruck auf das halberwachsene Mädchen gemacht. Außerdem glaubt sie sich geliebt. Karl August war zur Zeit ihrer Verbindung noch nicht in seine große Entwicklungsphase getreten, welche Goethe in „Dichtung und Wahrheit" und in „Ilmenau" charakterisiert. Noch stand er in der Tradition, eben war er aus der Hand des Erziehers entlassen, am 3. September 1775 hatte er zwar die Regierung übernommen, sie während der Vermählungsfeierlichkeiten aber in der Mutter Hand zurückgelegt. Er war noch ganz jung, ganz unreif, seine Mutter wünschte die Verbindung mit Luise von Hessen. Seine Stellung zu seiner Vermählung charakterisiert sich durch die Worte, die er an Dalberg schreibt: „Jedermann rühmt ihren Charakter; sie wird mir helfen, meine Untertanen glücklich zu machen; den angenehmen Eindruck, den sie in Erfurt auf mich gemacht hat, habe ich nie vergessen. Wie könnte ich Anstand nehmen . . ." Ebenso klingen die Worte aus einem Briefe, den er von Frankfurt aus auf der Brautfahrt an die Mutter schreibt: „Jedermann spricht unendlich viel Gutes von Luise, und Seine Hoheit (der Erbprinz von Mecklenburg), mein Nebenbuhler, war schrecklich verliebt; ich würde sehr glücklich sein, vorgezogen zu werden."

* * *

So treten diese beiden Kinder in die Ehe. Die „dämonische" Natur des Herzogs, mit dem kräftigen Triebleben, dem ungestümen Begehren, läßt sich durch die Ehefesseln nicht zurückhalten, sich voll auszuleben, um sich — nach schweren Jahren unablässigen Ringens — zur Entfaltung zu bringen. Der jungen Frau wird natürlich ein gleiches Recht des Sichentwickelns nicht zugestanden. Sie steht in der engen Sphäre fürstlich-weiblicher Tätigkeit, von ihr wird erwartet, daß sie im wesentlichen mit ihrer Persönlichkeit fertig ist, daß sie jedenfalls das Maß innrer Harmonie, Güte und Milde hat, das zu einem ehelichen Zusammenleben nötig ist, daß sie sich in den Gatten einlebt, denn sie ist Gattin und wird Mutter.

Luise hatte so viel von Weimar erwartet, und gleich bei ihrem Eintritt ward sie enttäuscht. Sie, die solch ausgeprägtes Gefühl für das fürstliche Dekorum hatte, fand kein ihr angemessenes Heim. Das Fürstenschloß war Ruine, das provisorische Wohnhaus ein schmuckloses, nüchternes Gebäude. Dreißig Jahre mußte sie, deren Wesen durch Äußerlichkeiten so leicht verletzt wurde, auf ein würdiges Heim warten. Aber schlimmer als das, — sie fand sich in die Rolle einer Zuschauerin verwiesen an einer Stelle, wo sie gehofft hatte, die Handelnde zu sein. Wenn Anna Amalia, die erst in den Dreißigern stand, auch die Regentschaft niedergelegt hatte, so wollte diese hoch begabte Frau, die Weimar aus der kleinstaatlichen Bedeutungslosigkeit gehoben hatte, natürlich nicht auf ihre führende Stellung in den gesellschaftlichen und literarischen Kreisen Weimars verzichten. In ihrem Palais hatte sie einen Musensitz geschaffen, deren Mittelpunkt ihre geistvolle Persönlichkeit bildete.

Neben der reichen, kräftigen Individualität der Vollentfalteten trat die jugendliche Erscheinung der scheuen, verschlossenen, zurückhaltenden Herzogin in den Schatten. Sie fühlt sich bei den Festen übersehen. Sie klagt später, man habe sie in den ersten zwanzig Jahren in Weimar kaum gegrüßt. Nie hat sich ein warmes Verhältnis zwischen Luise und ihrer Schwiegermutter ausgebildet; nie hat Luise einer bitteren Schärfe Herr werden können, mit der sie der Fähigkeit Anna Amaliens, Eindruck zu machen, gegenüberstand. Denn ihr fehlt die Gabe, durch welche die Frau auch

Digitized by Google

im enggebundenen Geschick Glück finden kann, die Gabe, rein durch die Persönlichkeit zu wirken.

Die Wurzel, aus der all ihre Zurückhaltung, ihre Scheu, sich auszusprechen, ihre Herbigkeit entspringt, sie zeigt sich im Eheleben: Luise ist eine völlig unsinnliche Frau, ihr rinnt der Lebensstrom nicht heiß durch die Brust, ihr fehlt jedes kräftige Trieb-leben. Damit aber fehlt ihr die natürliche Wärme, der mütterliche Instinkt und die Fähigkeit, sich in eine andere Natur einzulauschen, einzufühlen: jene Phantasie, die dem Menschen ermöglicht, die eigene Psyche der Psyche des anderen anzuschmiegen, unbewußt oder auch bewußt die Färbung seines Wesens anzunehmen, und durch die Frauen, wie Rahel Varnhagen, Charlotte von Stein, so außerordentlich wirkten. Sie steht immer verschlossen, in der eigenen Persönlichkeit gefangen. „Sie hat" — nach der Aussage ihres Gemahls — „kein Talent, welches ihr Wesen einölt und biegsam erhält." Aus ihrer kantigen Selbständigkeit kann sie nicht heraus. Sie wundert sich einmal, daß sie überhaupt in den Fall kommt, anderer Ansicht zu sein. Es erscheint ihr unbegreiflich, ein Rätsel. So überbrückt keine Liebe die Kluft zwischen ihrer Individualität und der ihres Gatten. Wenn ihr feines Schicklichkeitsgefühl sich durch das kraftgeniale Treiben Karl Augusts verletzt fühlt, so tritt ihr Unmut scharf und bitter hervor. Stahl stößt auf Stein. „Ich sah in ihre Seele," schreibt Goethe Januar 1776, „und begreife nur nicht, was ihr Herz so zusammenzieht, und doch, wenn ich nicht so warm für sie wäre, sie hätte mich erkältet."

So kann sie wie Lila „nicht behalten, was ihr das Schicksal gab, Liebe und Güte fließt ihr wie klares Wasser durch die Hände." Sie verliert ihren Gemahl, sie muß sehen, wie er, der Ehe nicht achtend, Nebenverbindungen eingeht. Das Gefühl, nicht wirken zu können, nimmt ihr auch das Bewußtsein ihrer Lieblichkeit, sie wird steif und unliebenswürdig. „Ich nehme an mir wahr," schreibt sie an Herder nach den schweren Erlebnissen ihrer Ehe, „daß ich immer zurückhaltender und mißtrauischer werde. Ich tadle mich deswegen, aber ich kann nicht Herr über diese schlimme Seite werden." Sie glaubt sich nicht fähig, Beziehungen zwischen sich und andern herzu-stellen. Sie sehnt sich in die Einsamkeit, das Leben in einem Kloster erscheint ihr lockend.

Noch erhofft sie viel von der Geburt ihrer Kinder. Sie freut sich über ihr erstes Töchterchen, die Geburt des Erbprinzen erfüllt sie mit dem glücklichen Gefühl, daß ihr Leben jetzt einen Inhalt habe — daß sie den künftigen Herrscher zu erziehen habe. Aber bald schreibt sie wieder an Herder: „Ich und die Hoffnung, wir kennen uns lange nicht mehr." Vergebens sucht Goethe seine Harmonie in ihre „getrennte Gegen-wart" zu tragen. Bei der Geburt des zweiten toten Prinzen sagt sie: „Es wäre besser, ich wäre am Blutsturz geblieben, damit der Herzog eine andere Frau heiraten könnte" und schreibt an Herder: „Die ganze unglückliche Begebenheit hat einen Ein-druck auf mich gemacht, für welchen ich keine Worte habe, und der sich nie ganz ver-lieren wird. Ich soll und kann nicht mehr hoffen, aber wie sehn' ich mich nach Ruhe!" Von sieben Kindern blieben der körperlich zarten Frau nur drei; doch auch an der Entwicklung dieser Kinder zeigt sie nicht die Freude, die sonst eine Mutter beseelt. „Das Organ für Kindesliebe ist bei mir nicht sehr ausgebildet," sagt sie einmal. In ihr Mutterempfinden mischt sich früh das fürstliche Verantwortlichkeitsgefühl für die spätere Entwicklung der Kinder. Zudem hindert sie im Verkehr mit ihren Angehörigen überhaupt, besonders mit ihren Kindern, ihr unbestechlicher Wahrheitssinn, ihr scharfes, klares Urteil. Sie sieht alle Schwächen und Fehler, alle Einseitigkeiten ohne jede Illusion und tritt den Ihren mit Kritik und Anforderungen statt mit Liebe entgegen. Zu ihrer Tochter Karoline entwickelt sich überhaupt kein Verhältnis. Kühl urteilend steht die „zugeschlossene und zuschließende" Natur der Mutter diesem „holden Prinzeßchen" gegenüber, dem sich alle Herzen öffnen, und unter deren Zauber sich die großen Geister Weimars verjüngen. Dieses Mißverhältnis, „das — nach Goethe — als Naturerscheinung der Weiblichkeit anzusehen und ein unwillkürliches gewesen sei" — führt Eleonore von Bojanowski auf die tiefe Bitterkeit zurück, „mit der Luise als Frau, als Fürstin die Unvollkommenheit des weiblichen, mehr noch des fürstlich weiblichen Loses, die sie

Digitized by Google

an sich selbst so hart erfahren hatte, empfand." „Vielleicht," urteilt die Biographin, „daß sie unter dem Gedanken litt, in ihrer Tochter Tantalus' Geschlecht aufwachsen zu sehen." Es ist nicht ausgeschlossen, daß das Bewußtsein, die Tochter einem „enggebundenen" Geschick entgegenzuführen, auf die schwerleidende Mutter einen empfindlichen Eindruck machte; an der Entwicklung ihrer Enkeltöchter nimmt sie freilich später lebhaftesten Anteil. Vielleicht, daß ihr, die überhaupt wenig mütterliche Instinkte besaß, die Kinder aus der sie unbefriedigenden Ehe im ganzen wenig lieb waren, und bei den Söhnen das Mißverhältnis nur weniger hervortritt, weil ihr starkes Pflichtgefühl sie Anteil an der Erziehung künftiger präsumptiver Thronfolger nehmen läßt. Mit ihrem Sohne Bernhard verband sie überdies die gleiche heroische Anlage.

* * *

Es ist dieser Heroismus in ihrer Anlage, der sie nicht untergehen läßt. Sie bleibt nicht stecken im Dunkel, im verbitterten Gram. Ein doppeltes Hilfsmittel bietet ihr ihre Natur. Einseitig ist sie, aber nicht arm; schon an der jugendlichen Luise rühmt Katharina von Rußland den klugen Kopf. Diese Anlage befähigt sie, einerseits ihrem Leben einen reicheren Inhalt zu verleihen, andererseits aber, sich auf die Höhe der Betrachtung emporzuringen, in der das Glücksbegehren verschwindet, in der der Blick rein und frei wird, die Schwächen der eigenen Natur erkennt und milde auf die Fehler anderer blickt. Das Heil kommt ihr von der geistigen Arbeit. Ihre Intelligenz hilft ihr, ihre starken sittlichen Instinkte ins Bewußtsein zu heben, und ihr Wille ringt nach Verwirklichung der gewonnenen Maximen. Herder ist es, welcher der einsamen Frau beim Aufwärtssteigen die Hand bietet. Er liest mit ihr Shakespeare. Ihr eigentümlich herber Geist wird vor allem von Julius Caesar und Coriolan ergriffen. Der stolze Heroismus des Römertums zieht sie an. So studiert sie die lateinische Sprache und liest die römischen Schriftsteller. Die Arbeit bereitet ihr Genuß. Villoison erzählt, die regierende Herzogin verbringe fast den ganzen Tag mit Lesen und Studieren. Sie lernt, aus der Enge ihrer Persönlichkeit herauszutreten, der Eigenart anderer völlig gerecht zu werden. Mit Frau von Staël, deren Natur der ihren so völlig entgegengesetzt ist, befreundet sie sich eng und läßt nicht nur die geistvolle Schriftstellerin, sondern auch die temperamentvolle Frau ohne Antipathie auf sich wirken. Sie selbst gesteht, in früheren Jahren würde sie Frau von Staël nicht gemocht haben. Ihre außergewöhnlichen Manieren, die Formlosigkeit, mit der sie ihr leidenschaftliches Innenleben aussprach, hätten sie abgestoßen. Der geklärte Geist der gereiften Fürstin aber läßt die Eigenart der Französin gelten, und die Gleichheit ihrer politischen Ansichten und ihrer sittlichen Anschauung verbindet die beiden Frauen.

Der außerordentlich hochentwickelte Sinn der Herzogin für Historie und Politik sollte auch das Verhältnis zu ihrem Gatten zur Freundschaft werden lassen. Diese Umgestaltung ihres Bundes konnte aber erst nach Jahren des schwersten Ringens eintreten. Erst mußte die geistige Reife der Herzogin auf einer Höhe sein, welche sie die so ganz anders geartete Persönlichkeit des Herzogs werten ließ; und ein schwerer Kampf ging vorauf, ehe Luise ihr Geschick als Karl Augusts Gattin überwand, ehe sie weder Glück noch Liebe mehr von ihm begehrte. Jedoch die außerordentliche sittliche Größe, die Selbstbeherrschung, die Luise in schweren Tagen zeigte, gewann ihr die Würdigung des Gemahls. Ihre Natur, der die Leidenschaft fremd, aber der Sinn für Sitte und Konvention eingeboren war, mußte unendlich unter dem Hange des Herzogs zu erotischen Abenteuern leiden. Aber sie überwand sich, sie lernte auch hier milde urteilen, weil sie die ihr fremde Persönlichkeit begreifen lernte. Ihre Selbstbeherrschung charakterisiert sich durch einen Brief von Frau von Stein aus der Zeit, in der die hochbegabte Karoline Jagemann ihre volle Wirkung auf den Herzog ausübte und das Verhältnis öffentlich geworden war. Charlotte von Stein berichtet: „Es war Cour, die Jagemann sang, und wie sie geendet hatte, machte ihr die Herzogin ein sehr bemerkbares Kompliment." Ja, aus den Briefen, welche die Biographin veröffentlicht, geht hervor, daß Luise es war, die Karoline Jagemann veranlaßte, die

Digitized by Google

Stellung einzunehmen, die sie als Frau von Heygendorf mit dem Herzog verband. Jedenfalls billigte sie die Verbindung und empfahl später auch einen der außerehelichen Söhne des Herzogs ihrem Bruder. Bei diesem Entschluß kam freilich Luise ihre Leidenschaftslosigkeit zu Hilfe, — ihre selbständige Natur lebte nicht im Gatten. Nichtsdestoweniger liegt in ihrer Haltung eine sittliche Größe, welche der nach der Schlacht bei Jena bewiesenen gleichkommt und ihr die von da an stets steigende Würdigung ihres Gatten erwarb. Bald verbinden sie die gemeinsamen politischen Interessen, Luise begleitet den Herzog in das Feldlager von Frankfurt, und ungern entbehrt Karl August ihren Rat.

Die Freude am politischen Leben entspricht dem klaren, historisch geschulten Sinn der Fürstin. Die Wirkung der Kunst tritt in ihrer Entwicklung mehr zurück. Erst als gereifte Frau spricht sie von dem literarischen Leben Weimars und urteilt über die Werke, die Goethe als goldene Früchte von seinem Lebensbaume bricht. Als der Dichter aus Italien zurückgekehrt ist, findet der Vereinsamte bei der Herzogin das reinste Verständnis. Er liest ihr Tasso unter blühenden Bäumen im Park von Belvedere vor, und unendlichen Genuß bereitet es der feinsinnigen Fürstin, unter dem Schleier Ferraras Weimars Bild, in der Gestalt der tiefempfindenden, verschlossen duldenden Prinzessin manchen Zug der eignen Seele zu finden. Der „Faust" entzückt sie, und sie erwartet von dem geliebten Bruder, daß er zugebe, „daß es ein Meisterwerk seiner Art sei". — Ja — Goethe findet bei der milde urteilenden, gereiften Herzogin Verständnis für seine Beziehungen zu Christiane. Die Freundin Frau von Steins, die Verehrerin des Grundsatzes „Erlaubt oft, was sich ziemt" hat stets regen Anteil an Christianens Geschick genommen. Und mit der geistigen Weite und Vertiefung wächst die Bescheidenheit, die der stolzen, wahrhaften Frau stets eigen war. Die Ehrfurcht vor fremder Größe lebt in ihr, sie wagt es nicht, Goethe zu charakterisieren, „ein so außerordentliches Wesen in seiner Größe darzustellen."

* * *

So regelt sich ihr Verhältnis mit den Menschen der Außenwelt. Freilich ihre Zurückhaltung bleibt, ihre Scheu, sich auszusprechen, ihr Hang zur Einsamkeit ist nicht zu überwinden, so sehr sie kämpft. So schreibt sie: „Je sens un poids sur mes épaules, qui provient de ma bêtise, de ma maladresse de ne pouvoir aisément et lentement me faire à tout, aux hommes, aux femmes, aux filles et aux garçons. Mais avec l'aide de Dieu j'espère devenir victorieuse de tous mes sentiments, de toutes mes sensations et c'est au fond ce que je pense faire de mieux et de plus sage." Diese nicht überwindbare Zurückhaltung, diese Scheu, mit der sie ihr Innenleben verhüllte, ließ nur wenigen die sittliche Größe ihrer Natur offenbar werden. Sie wäre zeitlebens unerkannt im Schatten geblieben, wenn nicht ein Ereignis eingetreten wäre, das ihren heroischen Mut, ihr hohes Pflichtgefühl offenbar gemacht hätte. „Par ce jour ses vertus privées sont devenues publiques" äußert Frau von Staël. Die Schlacht bei Jena war geschlagen. Der Herzog war bei der Armee, auch der jüngste Sohn Luisens, der vierzehnjährige Prinz Bernhard, war als Freiwilliger dem Stabe des Fürsten von Hohenlohe zugeteilt worden. Die Herzogin Anna Amalia, der Erbprinz und die Erbprinzessin — alle waren abgereist. Die Herzogin Luise aber bleibt ohne irgendwelche militärische Bedeckung im Schloß zu Weimar zurück. Sie verharrt auf dem ausgesetzten Posten, auf den sie sich von ihrer Pflicht als Landesmutter verwiesen sieht. „Unter ihrem Schutze versammeln sich im Schlosse Hunderte von Frauen und Kindern . . . und in dem Gewirr bewegt sich die Herzogin wie ein schirmender Genius." Sie bleibt sich gleich, keinerlei Unterschied gegen sonst ist zu beobachten. So steht sie und harrt aus — ihr tapfrer Knabe, der im Feuer eine hervorragende Haltung gezeigt hat, kommt auf einen Augenblick. Sie hat für ihn gefürchtet, hat ihn verwundet geglaubt. Tief ergriffen schließt sie den kleinen Helden in die Arme — — einmal tritt so das Muttergefühl, der Mutterstolz in ihr hervor, — geweckt durch das Heldenhafte. —

Digitized by Google

Sie harrt aus, Untertanen und Freunden eine Stütze in der Not — die Stadt füllt sich mit Franzosen, die Plünderung beginnt, sie hat 24 Stunden lang kein Brot. Napoleon kommt mit seinem Stabe. Sie empfängt ihn auf der Treppe in gemessener Haltung. Die alternde Frau gewinnt den Sieg über den Sieger; immer wieder betont der Korse, er habe Weimar verschont um der Herzogin willen.

Nach diesem bedeutsamen Ereignis erst erkennen viele ihren Wert. Sie hat vollkommen recht, wenn sie jeden Dank, jede Huldigung abweist mit den Worten, sie habe nur ihre Schuldigkeit getan, und nichts sei natürlicher gewesen als ihr Ausharren. Ihre Tat entspricht durchaus ihrem Charakter, aber ihr sittlicher Mut, ihre Pflichttreue waren wenig bekannt.

Und hat sie sich emporgerungen zu dieser sittlichen Höhe, so klingt doch in ihrem Wesen eine Dissonanz durch, ein Bruch ist in ihrem Charakter geblieben. Das offenbart sich bei der Gelegenheit, da am Jahrestage der Schlacht von Jena 1825 Weimar seine Fürstin feierte. Das Porträt der Großherzogin auf der überreichten Medaille war nicht gelungen, und der Großherzog, der kein Bild seiner Gemahlin besaß, wandte sich an Luisens Bruder, den Prinzen Christian, mit der Bitte, ihm das in seinem Besitze befindliche Porträt zur Kopie zuzustellen. Da quillt die Bitterkeit in der alten Fürstin auf; sie, die ihr Leben lang gekämpft hat, um ihres Schicksals Meister zu werden, hat sich innerlich noch nicht mit der glücklosen Vergangenheit abgefunden; sie kann es nicht verwinden, daß erst das Alter ihr gab, was sie in der Jugend sich wünschte: die Anerkennung. „Il est vraiment très singulier", schreibt sie an den Bruder, „que, il y aura vingt ans de cela, toute la famille hors moi, fût gravée et courut le monde, personne eut l'idée de vouloir avoir ma chétive figure parcequ'elle n'en valait pas la peine, et voilà que tout à coup je parais sur l'onde et sous differentes formes, tout à coup le Grand-duc se rappelle avoir vu mon portrait chez vous . . ." Sie kann nicht vergessen, und so ist auch ihr Lebensabend nicht frei von Bitternis — — und wenn sie sich freut über die heranwachsenden Enkelkinder, so tritt im Verkehr mit den Ihren doch oft Schärfe hervor. Sie leistet jede Pflicht; aber oft tut sie aus Pflichtgefühl, was sie aus Liebe tun könnte; ihr Wille bleibt stets gespannt.

So tritt uns aus der Fülle des Materials, das Eleonore von Bojanowski in ihrem Buche bietet, das eigenartige Bild der Gemahlin Karl Augusts entgegen. Wenn wir versuchen, die Summe ihrer Existenz zu ziehen, so sehen wir eine Frau, der bei seltenen Geistes- und Willensanlagen dasjenige fehlt, was im allgemeinen als weiblich bezeichnet wird: die Mütterlichkeit, die Weichheit, die Biegsamkeit des Charakters. Nichtsdestoweniger ist diese Persönlichkeit in ihrer scheuen, keuschen Zurückhaltung, ihren reinen, sittlichen Instinkten, ihrer stolzen Würde und ihrem ausgeprägten Sinn für das Schickliche durchaus Frau. Nur könnte man sich vorstellen, daß sie mit ihrer rücksichtslosen Wahrheitsliebe, ihrer starken Willenskraft und ihrer hohen Intelligenz außerhalb der Ehe in einem geeigneten Wirkungskreis eher zur Vollentfaltung gekommen wäre. Jedoch der Fürstin — und vor allem der Fürstin des 18. Jahrhunderts — war durch Geburt und Tradition der Platz angewiesen, auf dem sie wirken sollte. Das Bedeutsame ist, daß Luise ihr Schicksal heroisch überwand und „jeden Mut fand — — freilich nicht den Mut zur Freude."

Digitized by Google

Aja.

Novelle von

Georg Nordenſvan.

Autoriſierte Überſetzung aus dem Schwediſchen von E. Stine.

Nachdruck verboten.

1.

Es war auf einem Atelierfeſte in dieſem Winter, als ich der Malerin Aja Borgſtröm, die ich ſeit unſerm Beiſammenſein in Paris vor fünf, ſechs Jahren nicht geſehen hatte, wieder begegnete. Eine ihrer Kameradinnen aus der Akademie hatte ihr zu Ehren das kleine Feſt veranſtaltet, auf dem man alte Bekannte treffen, gemeinſame Erinnerungen durchleben und ſich wieder jung und ſorglos fühlen ſollte wie in vergangenen Tagen.

Aja — der Kobold, wie einer der Profeſſoren ſie genannt hatte — war ſeit jenem Frühling in Paris geblieben — ja es war wirklich ſchon ſechs Jahre her. Nun war ſie heimgekommen, um zu ſehen, ob ſich's auch hier in Stockholm für ſie leben ließe und ob ſie Arbeit fände. Wenn nicht — ſo blieb ja Paris auf dem alten Flecke ſtehen, und ihr dortiges Atelier war für das ganze Jahr gemietet.

Sie war noch ganz dieſelbe wie ehedem — lebhaft und guter Dinge, vielleicht noch mehr als früher — geſprächig und unbefangen, mitunter ein wenig gedankenlos in ihren Äußerungen und ſo ganz und gar nicht bewandert in der Kunſt, ſich zu verſtellen.

Wie früher wurde ſie übers ganze Geſicht rot, wenn ſie etwas Übereiltes oder Gewagtes geſagt hatte — lachte darauf, um ihre Verlegenheit zu verbergen, und lachte ſchließlich ſo herzlich über ihre eigene Unbeholfenheit, daß ſie uns alle unfehlbar anſteckte.

Was ſie denn über Stockholm denke, fragte unſere Wirtin ſie im Laufe des Abends — während Aja Borgſtröms Aufenthalt in Paris war jene daheim eine Dame der feinen Geſellſchaft geworden, die als Porträtmalerin eine Poſition einnahm. Sie war elegant und korrekt und ſagte nie etwas, worüber ſie hätte erröten oder andere hätten lachen müſſen.

„O, Stockholm iſt eine ſchöne Stadt, um kurze Zeit hier zu verbringen. Aber ſich's lange hier wohl ſein laſſen, das geht wohl kaum. Die Leute hier haben keine Intereſſen. Sie ſehen ſo langweilig und ſo gepflegt und gebürſtet aus. Und alles iſt ſo reinlich und ſteif. Und jeder guckt den anderen an. In Paris kümmert ſich jeder um ſich ſelbſt. Ich räumte höchſt eigenhändig mein Atelier auf — hier wäre das unpaſſend. Ich wohne nun ſeit drei Jahren in einer Künſtlerkaſerne am Boulevard Arago mit achtzehn Ateliers, eins neben dem andern. Medaillengekrönte wohnen dort Wand an Wand mit Anfängern, und des Morgens kommen ſie von allen Seiten zur Waſſerleitung im Garten angezogen, jeder mit ſeinem Waſſereimer. Das ſind freilich keine Stockholmer Sitten. Hier würde man dadurch alles Anſehen verlieren. Ich habe ſelbſt mein Frühſtück am Kamin gekocht und Beefſteak und Krammetsvögel braten gelernt."

„Das war recht, daß du wenigſtens etwas dort gelernt haſt," fiel ein Witzbold ein.

„Ja wahrhaftig," lachte Aja Borgſtröm, „Krammetsvögel ſind meine Spezialität."

Unſere korrekte Wirtin meinte, man könne es wohl auch hier in Stockholm angenehm und gemütlich zu Hauſe haben.

„Ja, das glaube ich; wenn man ſo viele liebe Freunde hat wie du!" rief Aja, ſprang von ihrem Platze auf, nahm die elegante Wirtin um die Taille und ſchwenkte ſie herum.

„Übrigens" — ſie ſtrich das Haar aus der Stirn, das unbändige Haar, das ihr immer in die Augen hing — „übrigens iſt es ja ſo luſtig hier, wohin ich komme. Seitdem ich daheim bin, ſtürze ich von einer Geſellſchaft in die andere. Überall kleine Mittagstafeln und Unterhaltungen! Und dann muß ich natürlich die neuen Cafés anſehen, und das nimmt Zeit.

Digitized by Google

Es scheint hier kein Mangel an Kleingeld zu sein. Aber so ausschweifend wird doch kein Stockholmer, daß er Bilder kauft."

Sie lachte über ihren Einfall und wir anderen über ihr lustiges Lachen. Und nun hatte sie sich in eine Sofaecke verkrochen, ein Glas Punsch in Greifweite — man mußte doch patriotisch sein und Punsch trinken — und rauchte eine Zigarette nach der anderen, „um sich möglichst lange frisch zu halten," wie sie meinte.

Mir schien sie aber doch nicht so ganz der alte Kobold, und auch die Stimmung hier oben nicht jene ungesucht fröhliche, wie früher einmal bei ähnlichen Anlässen. Je weiter der Abend vorschritt, desto mehr kam etwas Gezwungenes in die Stimmung, etwas Forciertes in die Heiterkeit. Es war — mindestens mir schien es so — als paßten diese Menschen nicht mehr recht zueinander und als fühlten sie es und versuchten, es einander zu verbergen.

Eigentlich war es, seit Sven Richert wie aus den Wolken herunter in die Gesellschaft gefallen war, daß ich eine gewisse Unruhe in der Luft zu bemerken glaubte. Er war den Tag zuvor von seiner Hochzeitsreise nach Sizilien und Marokko zurückgekommen, und es gab große Überraschung, als er und seine junge Frau plötzlich unter uns erschienen.

Breitschultrig und sicher, sonnenverbrannt und hünenhaft kam er daher, die personifizierte Kraft und Frische. Lebhafter Blick, fester Handschlag, kräftige Baßstimme, entschiedener Ton, selbstbewußte Haltung — alles in allem ein junger Mann, der Glück gehabt und das Glück zu zwingen verstanden, wenn es nicht gutwillig gehen wollte, und der nun seiner Zukunft sicher sein konnte.

Seine Frau, ein schlankes und elegantes hübsches Püppchen mit lichtblauen Augen und zarten Schultern, war fremd unter uns und daher etwas scheu, im übrigen aber recht niedlich. Alles, was sie während der Reise gesehen, war „entzückend" gewesen. Ihre bewundernden Blicke suchten immer wieder ihren Mann und hingen an seinen Bewegungen. Er war offenbar doch das Entzückendste, das sie aus Marokko mitgebracht.

Aja hatte eben mit Edvard Asp gesprochen, als die indische Binsendraperie, die die Vorzimmertür bedeckte, sich raschelnd geteilt hatte und Sven Richerts stattliche Gestalt sichtbar geworden war. Ob es Einbildung von mir war, wage ich nicht zu entscheiden, aber mir schien es, als tauschten Asp und sie einen Blick, der nicht nur Verwunderung über dies unerwartete Wiedersehen ausdrückte.

„Sieh da, Aja!" rief Richert. „Bist du hier?"

Er stellte vor „meine kleine Frau — Fräulein Borgström", und mit einem Blick auf Aja sagte er seiner Frau:

„Wir beide haben sehr lustige Tage miteinander verbracht, mußt du wissen."

Als ich die drei, Aja zwischen Edvard Asp und Richert, so vor mir sah, stand der Konflikt, in den ich sie verwickelt gesehen — ein kleiner Konflikt, der sich zu einem ganzen Roman hätte entwickeln können — so klar vor meinem Gedächtnis, als hätte die Geschichte gestern gespielt und nicht vor mehreren Jahren. Und als ich spät bei Nacht — eine schöne, sternklare, laue Winternacht — heimwärts wanderte, ordneten sich die mit diesen drei Personen verknüpften Erinnerungen in meinem Kopfe, und ich durchlebte nochmals jene Geschichte, aus der ein Roman hätte werden können.

Was ich „durchlebte", war folgendes:

2.

Es war zur Sommerszeit auf dem Lande, als ich Fräulein Borgströms Bekanntschaft machte. Einige junge Künstler — darunter auch sie — hatten sich in demselben Ort niedergelassen, wo auch ich Quartier genommen.

Da malten sie denn — mit mehr oder weniger Fleiß — draußen im Freien ihre Studien. Der faulste unter ihnen war Nisse Linder — dessen Aufgabe eigentlich darin zu bestehen schien, Unsinn zu treiben und jeden von uns, ob er nun wollte oder nicht, mit guten Ratschlägen zu versehen. Er hatte sich in Paris, wo er sich im Frühling zugleich mit Aja aufgehalten, mit modernen Theorien vollgepfropft und war nun nicht nur vollkommen mit sich im klaren, was und wie gemalt werden sollte, sondern wußte auch sonst über alles genau Bescheid.

Unsere Bekanntschaft begann damit, daß er mich in der besten Methode des Brettspieles unterwies — daß er sofort „matt" wurde,

Digitized by Google

hinderte ihn nicht im geringsten, die Unterweisung fortzusetzen und die guten Ratschläge fließen zu lassen. Im übrigen liebte er es sehr, in Fräulein Borgströms Hängematte zu liegen, Wermut zu trinken und seine Sommermuße zu genießen. In dieser Kunst bewies er eine derartige Fertigkeit, daß ich mich öfters fragte, ob er sich diese Sommermuße nicht etwa auch im Winter vergönne.

Fräulein Borgström dagegen war fleißig für zwei. Unermüdlich geradezu! Und so flink, so munter, so gerade heraus! Man brauchte sie nur anzusehen, und man bekam Lust zu lachen und guter Dinge zu sein.

Schön war sie allerdings nicht. Klein und voll, mit gerundeten Wangen, kleinen munteren, braunen Augen, kecker Nase, hochroten Lippen, kräftig geformtem Kinn und einem vollen Halse mit weichen Linien. Und die Haarsträhnen fielen ihr in Stirn und Augen, unmöglich zu bändigen. Sehr schöne Hände von jenem Typus, den man auf italienischen Gemälden aus der Renaissance sieht, kleine hübsche Füße, aber ziemlich starke Taille und durchaus kein elfenhafter Wuchs!

Lachte sie nicht, so trällerte sie beständig vor sich hin, hatte in der Tasche immer einen Vorrat an Zigarrenpapier, benützte den Stock ihres Malerschirms als Spazierstock — er war besonders dazu geeignet, sich bei den Tieren in Respekt zu setzen — trug ein weißes Barett auf dem Krauskopf und eine hochrote Bluse, die fröhlich und keck in die Landschaft hinausleuchtete.

Immer war sie mit Leib und Seele bei ihrer Beschäftigung, ob sie nun arbeitete oder sich in der Hängematte streckte, nachdem sie dieselbe umgekippt und Nisse herausgeworfen oder ihn auf andere Art herausgelockt hatte, indem sie etwas Eß- oder Trinkbares auf den Kaffeetisch stellte, welcher einige Schritte davon entfernt mit dem Fuße in die Erde festgekeilt war, sodaß er nicht näher gerückt werden konnte.

Nie hatte man den Eindruck, daß sie beschäftigungslos sei, selbst wenn sie ausruhte. Und alles machte ihr Vergnügen: eine Studie malen, ein Bukett binden — eines ihrer ganz eigentümlichen Buketts —, Strümpfe ausbessern oder was sonst immer.

Alles fand sie amüsant, selbst die Debatten mit Nisse über Kunst und anderes mehr. Das Herrlichste aber war freilich, auf die Berge zu klettern oder im Boot zu liegen und sich treiben zu lassen.

Mehr als einmal hielten wir damals Nachtwache. Es war ja Mittsommerzeit, die schönste Zeit des Jahres! — Da bleibt es Abend bis zum Morgen, und der Himmel ist so klar, daß es gar nicht not tut, das Licht im Monde anzuzünden und der mit seinem bleichen Pierrotgesicht ganz überflüssigerweise dabeisitzt. Da stehen die Wälder voll Anemonen und die Obstbäume voll weißen Schnees, und es wird nicht Nacht, und die Natur hat keine Zeit zu schlafen.

Oft kamen wir erst nach Mitternacht von unseren Bootfahrten nach Hause und blieben dann draußen sitzen, bis die Sonne uns recht in die Augen lachte. Dann geschah es wohl, daß Aja Borgström ihren Badeanzug über die Achsel nahm, sich vor den Herren verneigte und auf dem Steg, der zum See hinabführte, verschwand. Nie war es frischer im Wasser als gleich nach Sonnenaufgang.

Oder sie blieb auch allein draußen in der Hängematte, wenn wir anderen uns niederlegten. Sie brauchte sich wahrlich nicht zu langweilen in ihrer eigenen Gesellschaft. Wenn ich dann meine Gardine herabließ, sah ich die glimmende Spitze ihrer Zigarette wie ein Leuchtwürmchen heraufschimmern, während sie unten in der Hängematte lag und sich ihres sorglosen Daseins freute.

Eines Tages wußte Nisse eine Neuigkeit zu erzählen. Der Landschaftsmaler Asp war mit dem Dampfboot angekommen und im Gasthof abgestiegen.

„Ist sicher ein langweiliger Patron, was?"

„So bezaubernd wie du, ist er natürlich nicht, Brüderlein," meinte Aja. „Aber vielleicht läßt sich doch etwas mit ihm anfangen."

„Wenn er Aufheiterung braucht, werden wir ihn Ihnen rekommandieren," sagte ich. „Ein geschickter Maler ist er sicherlich."

„Jawohl, ‚geschickt' ist hier just der richtige Ausdruck," antwortete Aja.

„Bah, er malt philiströs, er ist ein Düsseldorfer," wandte Nisse ein.

„Du wirst ihn lehren, besser zu malen," riet ihm Aja.

„Und dann ist er Familienpapa, und das soll ein Maler nicht sein. Heirate nie, Bruder!"

„Bruder," das galt Aja.

Digitized by Google

„Kannst beruhigt sein, Brüderlein!“ sagte Aja und sah ihn mit ihren kleinen braunen Augen an, die immer lachten und immer glänzten. „Wenn ich mich nicht in dich verliebt habe, so verliebe ich mich nie mehr, verlaß dich drauf!“

Sie sprach zu ihm wie zu einem Schulknaben, und „Brüderlein“ fand sich ohne Einwendung in seine Rolle. —

Ich hatte Edvard Asp letzten Winter in Stockholm kennen gelernt. Er gefiel mir vom erstenmal an. Es war etwas Feines, Vornehmes sowohl in seinem Aussehen als in seinem ziemlich schweigsamen, zurückhaltenden Wesen, das ihn doch nie hochmütig oder steif erscheinen ließ.

Er hatte Erfolg gehabt, war als talentvoller Künstler in den Zeitungen besprochen worden und verkaufte Bilder an Kunstvereine und Privatpersonen.

Der Geselligkeit wegen schien er nicht hierher gekommen zu sein, es dauerte mehrere Tage, bevor wir ihn trafen. Da aber zeigte er sich durchaus nicht als „langweiliger Patron“, wie es Nisse beliebt hatte sich auszudrücken, und schien auch keineswegs einer Aufheiterung zu bedürfen, sodaß Ajas Fürsorge überflüssig gewesen wäre.

Wir begegneten ihm im Freien, und er zog uns sogleich auf einem mehrstündigen Streifzug durch die Gegend mit sich. Mit knabenhafter Lebhaftigkeit kletterte er bergauf und bergab, sprang den Eichhörnchen nach, rief das Echo, pfiff Melodien aus „Faust“ und war froh wie ein Zugvogel, der sein Heimatland wiedersieht.

An etwas, das Kunst genannt wird und männiglich als sehr heikle Sache bekannt ist, dachte während jenes Tages keiner von uns. Wir empfanden nur, wie herrlich es oben auf den Bergen oder drin im Schatten der Wälder sei — an solch einem Tage zur Mittsommerzeit.

Am Heimwege fragte Aja, ob Herr Asp nicht mit uns zu Mittag essen wolle.

Danke, nein, das könne er nicht. Er müsse an seine Frau schreiben.

„Ich muß nämlich gestehen, daß ich von Haus und Hof ausgerissen bin. Niemand kennt meinen Aufenthalt — es ist geradezu eine Schande, daß ich nicht geschrieben habe.“

Seine lustige Miene ließ jedoch auf kein schlechtes Gewissen schließen.

„Jawohl, ich bin durchgebrannt. Niemand außer Emma, meiner Frau, weiß von meiner Abreise, und auch sie weiß nicht, wohin ich mich gewendet habe. Ich fuhr eben ganz und gar ins Blaue hinein und stieg hier ab, weil es mir da gefiel. Heute aber muß ich schreiben. — Schönen Dank, daß Sie mir die Gegend gezeigt haben!“

Im Grunde genommen war er es, der uns mit sich gezogen und geführt hatte.

Tags darauf kam die Rede auf die Kunst. Der große Theoretiker Nisse war dabei, und es dauerte nicht lange, so hatte er die neueste aus Paris mitgebrachte Gelehrsamkeit ausgepackt.

Aja sekundierte ihm mitunter, aber mit weit geringerer Sicherheit. Asp hörte sie mit Interesse an; es war augenscheinlich etwas Neues für ihn. Als Nisse aber zu Ende war, meinte er, es solle überhaupt keine „Art“ zu malen geben. Ohne alle Voraussetzungen solle man die Natur sehen und einen wahren und ehrlichen Ausdruck des Gesehenen zu geben versuchen. Dies die einzige Regel, die zu befolgen sei.

Nein, die Sache sei durchaus nicht so einfach, wandte Nisse ein. Er sprach von Impressionisten und Luministen und Pointillisten. Schließlich wurden seine Ausführungen so verwickelt und nebelhaft, daß Aja sie mit einem scherzhaften Worte abschneiden mußte. Auch Asp schien von der Gelehrsamkeit genug zu haben; er fragte, ob Nisse einige seiner Studien zeigen wolle, aber Nisse hatte das Prinzip, nie zu zeigen, woran er arbeite — dieses Prinzip sei nämlich das einzig richtige, wenn man seine Ursprünglichkeit bewahren wolle.

Dagegen bat uns Aja, einzutreten, dann könne Herr Asp das wenige sehen, das sie fertig habe. Sie fürchte nicht für ihre Originalität.

Wir gingen in ihr Zimmer, das sie mit Draperien, Papierlaternen, Fächern und anderem wohlfeilen Kram so modern „pariserisch“ als möglich ausgestattet hatte.

Fünf, sechs neue Studien waren an den Wänden aufgestellt. Asp blieb vor der ersten stehen; es war eine Abendlandschaft mit starker blauer Farbe über Wald und See und hie und da zwischen den Bäumen angesetzt. Die zweite zeigte ein kleines flachshaariges Mädchen

Digitized by Google

auf einer Wiese im Sonnenschein. Grelle Farben, das Ganze roh und robust, aber voll Saft und Kraft. Die dritte war eine Strandpartie mit einem weißen Boot im Schatten der Weiden und im Boot eine junge Dame in rosa Kleid und großem Strohhute.

„Das hier ist Schund," sagte Aja bei diesem Gemälde. „Nun brauchen Sie es nicht mehr zu sagen, da ich selbst es gesagt. Aber ich denke, gerade diese kleine, niedliche Idylle paßt für das Publikum; es ist so recht ein Bild für eine Großhändler-Herrschaft, wenn sie im Herbst vom Lande zurückkommt. Ich muß zu verkaufen trachten, nicht nur malen, denn ohne Essen läßt sich nicht leben."

„Es geht jedem von uns ein wenig so," meinte Asp.

„Für mich gab es eben immer nur Arbeit um das liebe Brot," fuhr Aja fort. „Als ich klein war, war es mein Mütterlein, das sich plagen mußte, dann war die Reihe an mir. Man muß sich forthelfen, so gut man kann.

Wir haben nie ein Öre gehabt, das wir uns nicht selbst erarbeitet hätten — es war oft schwer genug für die alte Frau. Und doch war sie voll Munterkeit und Possen, wenn es ihr nicht gerade gar zu sehr in die Quere ging. Noch als ich auf die Akademie ging — damals war sie sechszig Jahre — liehen wir uns zuweilen einen Schlitten und fuhren hinaus, wenn's dunkel wurde, und dann irgend einen Hügel hinunter, daß der Schlitten krachte.

Wenn ich an mein Mütterchen denke — sie ist nun seit mehreren Jahren tot — dann fällt mir immer dies und jenes Lustige ein, über das ich lachen muß. Was traurig war, hab' ich vergessen. Sie verstand die Kunst, den Kopf oben zu halten und sich alles so angenehm zu machen, als es in menschlicher Macht steht. Eine besondere Erziehung habe ich nicht bekommen — aber ich bin wenigstens praktisch geworden und mache mir keine Sorgen um mich. Und *etwas* ist ja doch aus mir geworden, nicht wahr?"

Ich hatte sie nie vorher über ihre persönlichen Verhältnisse, ihre Mutter und ihr Daheim reden hören. Aber es stand ihr gut; sie erzählte alles so frisch und unbefangen — es war, als wolle sie, daß besonders Asp sie kennen lerne, wisse, woher sie gekommen und warum sie so geworden, wie sie war.

Er saß die ganze Zeit vor ihr, den ruhigen, suchenden Blick auf sie gewandt. Vielleicht bemerkte sie diesen beobachtenden Ausdruck seiner Augen, denn plötzlich ging sie auf ihre Arbeiten über.

„Sie sehen aber, daß ich nicht *nur* Bilder für das Publikum male, nicht nur solche, die Aussicht haben, zu ‚gehen'. Sehen Sie hier her! Das sind Versuche, Experimente. Es ist ja nur Schund. Aber das macht nichts . . . Ich fühle mitunter selbst, daß es etwas Unmögliches ist. Aber eben weil es unmöglich ist, ist es amüsant."

„Es wird eben nie so, wie man es will," meinte Asp.

„Nein, sonst würde man es auch bald satt haben. Das Interessante ist ja eben das Versuchen und immer wieder Versuchen. Wird es auch nicht so gut, hat man doch immer etwas vor sich. Ich will jetzt ein ‚Kuhstall-Interieur' malen mit Maja in der Tür im Sonnenschein. Sie ist so reizend und hübsch, ganz das Gegenteil von mir."

So lachte und scherzte sie.

„Und dann habe ich ja auch Auftrag für ein Porträt — ein gnädiges Fräulein hier aus der Gegend — steif und dürr, eine so miserable Figur, daß sie sich schämen sollte. Aber zweihundert Kronen als Belohnung."

Asp stand auf, um zu gehen.

„Sehen Sie wieder einmal her, wenn Sie Lust haben," bat Aja. „Es ist nicht gut für den Mann, daß er allein sei."

„Ich werde nicht mehr lange allein sein," sagte Asp. „Ich habe den Meinen geschrieben und beim Müller Wohnung für sie gemietet. Aber ich werde wohl bald von mir hören lassen."

Ich ging ein Stück Weges mit ihm. Er begann sogleich von Fräulein Borgström zu sprechen. „Sie ist angenehm im Gespräch und sieht drollig aus mit ihrem Schelmengesicht und den munteren Augen — und rund und voll ist sie — sie braucht sich nicht ihrer ‚miserablen' Figur zu schämen. In ihren Studien aber ist etwas Grobes und Rohes — z. B. diese große blaue, das ist ja nichts als aufgestrichene blaue Farbe statt *Luft*. Es ist so zugehauen, nichts Durchgearbeitetes, nichts

Digitized by Google

Persönliches darin. Für mich hat es etwas Abstoßendes, die Natur so ohne Gefühl und Liebe aufgefaßt zu sehen. Und so in ganz anderem Geist zu malen, wenn es sich um Bilder handelt, die leicht verkäuflich sein sollen, das ist cynisch und unkünstlerisch. — Aber frisch und lieb ist sie."

3.

Vielleicht waren eben die Gegensätze in ihren Naturen — die seinige zurückhaltend, rücksichtsvoll, friedlich, die ihre gedankenlos, mutwillig und laut — die Ursache, daß sich eines in der Gesellschaft des anderen so wohl fühlte.

„Eine besondere Erziehung habe ich nicht bekommen," hatte sie gesagt. Und so war sie eben unternehmend, furchtlos, selbständig geworden, ohne sonderlich seine Anlagen zu zeigen. Vielleicht konnte sie noch nachholen, was die Erziehung ihr zu geben versäumt hatte — die Fähigkeit hierzu mangelte ihr nicht.

Daß Edvard ihr gefiel, konnte man im Stockfinstern sehen. Wir trafen uns öfters, sie aber sahen sich, glaube ich, jeden Tag und schienen nie um Gesprächsstoff verlegen.

Auch von ihm sprach sie gerne. Es sei etwas so Sicheres, Verläßliches, Vertrauenerweckendes in seinem Wesen — er habe einen so klaren und guten Blick. „Er gehört zu denen, die, ohne die mindeste Anstrengung zu machen, unterhaltend zu sein, Behagen um sich verbreiten, nicht wahr? Es ist ein Mensch, den man lieb gewinnen kann."

Sie habe ihn für konservativ gehalten, aber das sei er durchaus nicht. Und ebenso wenig verschlossen und zurückhaltend, wenn man ihn nur recht zu nehmen wisse. Er habe ihr eine Menge Dinge erzählt. Nur gar zu rücksichtsvoll sei er, zu wenig frech — im Leben muß man sich mit den Ellenbogen Platz schaffen, sonst wird man verdrängt.

Sie erzählte mir einen Zug aus seinem Düsseldorfer Leben. Wenn es ihm dort mit der Arbeit nicht recht vorwärts ging und er niedergeschlagen und mutlos wurde, so pflegte er fortzureisen — den Rhein aufwärts oder hinaus aufs Land — nur um nicht die anderen mit seiner schlechten Laune zu verstimmen. Nach einigen Tagen kam er wieder und nahm die Arbeit mit frischen Kräften auf.

Das erste Jahr in Düsseldorf hatte er wie ein Einsiedler gelebt und nur gearbeitet. Er glaubte nichts zu können und schien sich darum nicht würdig, mit den anderen Künstlern zu verkehren. Auch ein Grund! Nach und nach aber wurde er bekannt; man sprach von ihm als von einem begabten Maler, und Professor Dücher sagte ihm einmal, er passe nicht nach Düsseldorf, er solle nach Paris reisen. Dummerweise befolgte er diesen Rat nicht, sondern ging statt dessen nach Stockholm.

Einstweilen hatte er guten Absatz für seine Arbeiten gefunden und sich verheiratet. —

Einige Tage nach seiner Ankunft zog die Familie ihm nach. Aja fand dies durchaus unvernünftig. Es sei nur zu deutlich, daß er sich in der großen Familie seiner Frau in Stockholm nicht im Element fühle.

„Er hat zwar versichert, daß er seinen Verwandten recht gut sei, und doch kommt ein gewisser unwillkürlicher Groll in seinen Ton, wenn er von ihnen spricht. Er fühlt — ob er's auch nicht eingestehen will — daß das Leben, das er führt, ihm schadet, daß er nichts unter diesen Menschen zu tun hat und seine Arbeit eine andere Luft fordert. Er hat seit den letzten beiden Jahren nichts als kleine Bilder gemalt — denn das Leben mit Familie kostet in Stockholm viel Geld — und was er gearbeitet, hat ihn unbefriedigt gelassen."

Aja wurde ganz warm, wenn sie mit mir von alledem sprach. Natürlich hatte er ihr es nicht in diesem Tone gesagt, sie hatten eben herüber und hinüber von allem möglichen gesprochen, darunter auch von seinem Stockholmer Leben.

„Es ist der Ruin für einen Künstler, in eine Familie von Nichtkünstlern zu kommen," meinte sie ganz erregt. „Ist es nicht so?"

„Gewiß", gab ich gerne zu, „wofern nicht seine Frau ihn versteht und ihm aus der Verwandtschaft heraus zu folgen vermag. Das ist, glaube ich, die einzige Lösung."

„Frau Asp hat sich gewiß so eine Lösung nie zu denken vermocht."

Aja warf diese Worte in wirklich verächtlichem Tone hin.

Edvards Frau war groß und schlank — ein bleiches, regelmäßiges Gesicht mit großen, lichten, nichtssagenden Augen. Wir bekamen

Digitized by Google

sie nicht oft zu Gesichte — meistens saß sie in der Nähe ihres Mühlhofes an einem Waldabhang und nähte, den Kinderwagen neben sich.

Edvard dagegen suchte uns oft auf, oder wir trafen uns im Freien. So heiter wie das erstemal, als wir in den Bergen streiften und er „Faust" pfiff und Eichhörnchen jagte, war er wohl nie mehr. Im Gegenteil, je weiter der Sommer vorschritt, desto verschlossener und unzugänglicher wurde er, und desto stärker trat der nervöse Zug über seinen Augen hervor.

Die Ursache davon war nicht schwer zu finden. Ich fing an, ihn zu kennen.

Asp war ein Künstler von jenem Schlag, der, nie von der eigenen Arbeit zufriedengestellt, im stetigen Kampf mit seinen Aufgaben, unaufhörlich von den Anforderungen an sich selbst gehetzt wird. Er hatte sich eine solide Technik angeeignet, er malte gut und elegant, aber die Schulgelehrsamkeit lastete auf ihm bei allem, was er unternahm. Wenn er einsam, nur die Natur vor Augen, eine Stimmung auf die Leinwand legte, dann war es ihm eine Lust und Freude, mit den Schwierigkeiten zu ringen. Sobald aber das Gemälde in seinen Details ausgearbeitet werden sollte, da kam der gelehrte Ballast und drängte sich zwischen ihn und den frischen, großen, ganzen Eindruck, und das Bild wurde entweder eine solide Düsseldorfer Landschaft mit harmonischer Farbenskala und effektvollen Gegensätzen oder eine Freiluftstimmung, daß man, davorstehend, die frischen Himmelswinde einzuatmen meinte.

Sein frühzeitiger Erfolg in Stockholm, weit entfernt, ihm zu Kopf zu steigen — er sah recht gut ein, wie viel derselbe wert sei —, hatte nur seine arbeiterschwerende Selbstkritik gesteigert. Als Vertreter des gesunden, ehrlichen Realismus, als den ihn die Kritik hervorhob, war es seine Schuldigkeit, durch seine Bilder den allgemeinen Glauben an seine Künstlerschaft zu rechtfertigen. Er war nun vor die Wahl gestellt: den Ruhm, den er unverdient erworben, aufrecht zu erhalten, indem er in demselben Geiste wie bisher weiter malte — das wäre ihm ja ein Leichtes gewesen — oder ohne den Gedanken an weitere Anerkennung mit Liebe, Energie und Geduld Schritt für Schritt den Weg zu gehen, den sein Gewissen ihm wies.

Edvard Asp war vielleicht kein großes Talent, aber er war Künstler in seinem Denken und Empfinden, und er war ehrlich, zu ehrlich, um zu denen zu gehören, denen der Erfolg leicht wird. Je mehr er arbeitete, desto höher wuchsen ihm die Schwierigkeiten — früher war es ihm doch so leicht, so mühelos gegangen — und alles, was er zu stande brachte, schien ihm nur Stückwerk.

Nervös und unsicher, wie er sich fühlte, war er so empfänglich für äußere Eindrücke, daß er Ajas und Nisses Reden über die gegenwärtig in Paris durchbrechenden Ideen weit mehr Gewicht beilegte, als er sonst wohl getan hätte. Aja begnügte sich wohl damit, ihm vorzuhalten, der Maler habe nur Licht und Luft zu suchen und sich um nichts zu kümmern, als um den Totaleffekt des Motivs — ganz entgegen Edvards Anschauung, der hauptsächlich den Charakter der Landschaft und der Einzelheiten darzustellen strebte. Nisse dagegen, geschmeichelt von dem Ernst, mit welchem Edvard seine Darlegungen entgegennahm, pfropfte die Ohren „des Düsseldorfers" mit Theorien voll und malte in der Luft großartige Landschaften vor ihn hin mit dekorativen Linien, welche das Gefühl des Malenden in die Seele des Beschauers suggerieren sollten, mit vereinfachten Tönen, die er „gemalte Melodien" nannte, und zerlegten Farben, konstruiert aus einem verwickelten wissenschaftlichen System, das in der Kunst Revolution zu machen bestimmt war.

Zu guter Letzt reiste Nisse mit seinen halbverdauten Ideen und seinen nie fertigen und für niemanden sichtbaren Studien ab. Von den Künstlern war nun außer Asp nur noch Aja da — in vierzehn Tagen sollte auch sie fortfahren.

Der Sommer begann sich seinem Ende zuzuneigen. (Fortsetzung folgt.)

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Aus der letzten Gewerkschaftsstatistik** ergeben sich für den Fortschritt der Organisation unter den Arbeiterinnen folgende Resultate: Es gibt noch eine ganze Anzahl Berufe, in denen noch keine der beschäftigten Arbeiterinnen dem Gewerkschaftsverbande angehört; im ganzen sind Frauen erst in 26 Organisationsverbänden vorhanden, und zwar 28 218 gegen 23 669 im Vorjahre; d. h. erst 3,13 Prozent der weiblichen Berufsangehörigen sind organisiert, gegen 17,29 Prozent der männlichen. Immerhin aber ist der Zuwachs der weiblichen organisierten Arbeiter gegen das Vorjahr stärker als bei den männlichen (19,2 Prozent gegen 8,2 Prozent). Von diesen 26 Organisationsverbänden mit weiblichen Mitgliedern hatten 15 eine Zunahme, während 11 einen Verlust aufzuweisen hatten. Im Tapeziergewerbe sind die 84 Frauen, die 1901 organisiert waren, wieder verschwunden. Die weiblichen Masseure haben gerade die Hälfte (43) ihrer Mitglieder vertreten, desgleichen die weiblichen Sattler (30). Die Zunahme ist hauptsächlich darauf zurückzuführen, daß die organisierten Textilarbeiterinnen sich um 2636 vermehrt haben; sie zählen jetzt 6654 gegen 4018 im Vorjahre; aber trotzdem sind bis jetzt nur 2,11 Prozent der Textilarbeiterinnen organisiert. Die Gewerkschaft der Metallarbeiter und Handlungsgehilfen erhielten mit 993 und 568 einen guten Zuwachs an weiblichen Mitgliedern. Von den Schneiderinnen sind 884 organisiert, d. h. 0,87 der Berufsangehörigen; bei dem großen Streike der Schneidervereine in Berlin zählte die Organisation hier allein mehrere Tausend Mitglieder.

Den christlichen Gewerkschaften gehören in acht Organisationen 4040 weibliche Mitglieder an, dem christlichen „Gewerkverein der Heimarbeiterinnen" dagegen unter 1782 Mitgliedern 405 männliche.

* **Gegen die Überarbeit der erwachsenen Arbeiterinnen** hat der Regierungspräsident zu Frankfurt a. O. folgende Verfügung erlassen:

„Wie die Jahresberichte der Regierungs- und Gewerberäte ergeben, hat im diesseitigen Regierungsbezirk die Bewilligung von Überarbeit für erwachsene Arbeiterinnen einen Umfang erreicht, der alle anderen Regierungsbezirke in auffallender Weise übertrifft. Nachdem nun festgestellt worden, daß mehrfach von den Bewilligungen nicht in vollem Umfange Gebrauch gemacht worden ist, woraus hervorgeht, daß mehr Anträge gestellt wurden wie notwendig waren, ist fortan jeder Überarbeitsantrag zunächst dem Gewerbeinspektor zur Begutachtung vorzulegen. Es werden daher die diesbezüglichen Gesuche nicht mehr eine so schleunige Erledigung wie bisher finden können."

* **Einen vermehrten polizeilichen Schutz der Frauen** gegen Belästigungen auf der Straße verlangt der Minister des Innern vom Berliner Polizeipräsidium. Mit der Ausführung sollen nicht die uniformierten Schutzleute, sondern nichtuniformierte Kriminalbeamte beauftragt werden.

* **Eine Polizeiassistentin** ist in Stuttgart angestellt worden. Als Assistentin des zweiten Stadtarztes soll eine Krankenpflegerin die Fürsorge für gefallene und gefangene Frauen übernehmen und ihnen die Rückkehr zu ehrlicher Arbeit nach Kräften erleichtern.

* Die ständige Deputation des **Deutschen Juristentages** hat beschlossen, daß auch weibliche Doctores juris einer deutschen und deutsch-schweizerischen Universität als Mitglieder in den Juristentag aufgenommen werden können.

* **Die Anstellung von Frauen als Armenpfleger** wurde von der Schöneberger Stadtverordneten-Versammlung erörtert. Die Versammlung beschloß einstimmig, den Magistrat zu ersuchen, die nötigen Schritte zu tun, um in kürzester Zeit die Heranziehung von Frauen zur Tätigkeit als Armenpfleger zu ermöglichen. Der Antrag wurde damit begründet, daß den Armenkommissionen häufig Fälle unterbreitet werden, für deren Untersuchung Männer nicht die geeigneten Personen sind.

* **Armenpflegerinnen** anzustellen beschloß die Armenkommission der Stadt Oberhausen a. Rh. Die Frauen sollen vorläufig zur Unterstützung der Armenpfleger herangezogen werden.

Digitized by Google

* **Mädchengymnasialkurse** von 3 Jahreskursen sind in Bamberg errichtet worden.

* Von den **631 medizinischen Doktoranden** reichsdeutscher Universitäten im Wintersemester 1902/03 waren 3 Frauen.

* **Sieben Abiturientinnen** entließen die Münchener Gymnasialkurse, **fünf** die Leipziger Realgymnasialkurse kürzlich nach gut bestandenen Prüfungen.

* **Für die Immatrikulation** ordnungsmäßig vorgebildeter Studentinnen erklärte sich auf eine Anfrage des bayerischen Ministeriums der Senat der Universität Erlangen.

* **An der Universität Halle** promovierte Frl. Adele Jentsch, eine Genferin, mit einer Dissertation: „De la littérature didactique du moyen âge, s'adressant spécialement aux femmes".

* **Über die Frauen-Nachtarbeit** verhandelte die ungarische Sektion der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, und kam dabei zu folgenden einstimmig angenommenen Thesen:

1. Die Nachtarbeit der Frauen in Groß- und Kleinbetrieben ist zu verbieten. 2. Der Arbeitgeber, welcher der Arbeiterin in der Nacht zu verfertigende Arbeiten mitgibt, oder die Arbeiterin, die sie übernimmt, sind zu bestrafen. 3. Die zu Hause für fremde Rechnung geleistete gewerbliche Arbeit — Heimarbeit — ist gewerblich zu regeln. 4. Als Ersatz der durch das Verbot der Nachtarbeit verlorenen Arbeitsgelegenheiten soll die gewerbliche Ausbildung in jenen Industriezweigen vertieft und ausgestaltet werden, in denen sich größere Nachfrage nach gründlich vorgebildeten Frauenkräften zeigt. Bei der Industrieförderung mögen jene Industriezweige besonders berücksichtigt werden, bei denen man Frauen vornehmlich verwendet. 5. Da das Verbot der Nachtarbeit der Frauen unbedingt eine gewisse Rückwirkung auf die allgemeinen Arbeitsverhältnisse hervorrufen wird, das wirksamste Mittel zur Regelung der Arbeitsverhältnisse aber das freie Versammlungs- und Vereinsrecht ist, so ist dieses gesetzlich zu schützen.

* **England. Frauen in der Schulverwaltung.** Im Zusammenhang mit dem neuen englischen Unterrichtsgesetz, das die Grafschaftsräte (Provinzialverwaltungen) als lokale Unterrichtsbehörden einsetzte, ist in London neben dem Grafschaftsrat, zu dem Frauen bis jetzt noch nicht wählbar sind, ein Central-Education-Committee eingesetzt, dessen Mitglieder zum Teil dem Grafschaftsrat angehören, zum Teil von diesem kooptiert werden. Von den kooptierten Mitgliedern müssen eine bestimmte Anzahl Frauen sein. Außerdem müssen ein Drittel der Schulverwaltungsbeamten (managers) für die öffentlichen Volksschulen Frauen sein.

* **Die Tätigkeit der Sanitätsinspektorinnen in England,** die im Jahre 1897 zu dem Zwecke geschaffen wurden, die Überwachung für die Innehaltung bestimmter gesetzlicher Vorschriften zum Schutze der Arbeiterinnen zu übernehmen, hat sich als eine so fruchtbare erwiesen, daß die Regierung ihre Anzahl nunmehr bis auf 45 erhöht hat. Es amtierten Sanitätsinspektorinnen in Birmingham 12, in Liverpool 9, in Sheffield 7, in Leeds 6, in Manchester und Stockport je 2, in Bradford, Oldham, Bootle, St. Helens, Middlesborough, Norwich und Rochdale je 1. In sechs anderen Städten steht ihre Ernennung in sicherer Aussicht. Die Beamtinnen treten in unregelmäßigen Zwischenräumen zu einer Konferenz zusammen, um durch Ideenaustausch ihre Amtstätigkeit zu fördern und zu vertiefen. Die erste solche Konferenz fand im April 1901 in Leeds, die zweite im November des nämlichen Jahres in Sheffield, die dritte 1902 in Liverpool statt. (Soziale Praxis.)

* **Die Fronde,** die bekannte ganz von Frauen geleitete Pariser Tageszeitung stellt nach sechsjährigem Bestehen ihr Erscheinen ein. Daß das über kurz oder lang notwendig werden würde, war bei der Art der Fundierung dieser Zeitung vorauszusehen. Es ist im Interesse des Ansehens der französischen Frauenbewegung zu bedauern, daß ein mit so viel Glanz und Prätensionen begonnenes Unternehmen in dieser Weise Fiasko gemacht hat.

* **Weibliche Stationsvorsteher.** Der russische Eisenbahnminister hat in jüngster Zeit die Verfügung erlassen, daß auch Frauen in Rußland zum Dienste als Bahnhofschefs zuzulassen sind. Es wurden alsbald nach Erlaß der Verfügung sofort, natürlich nur auf kleinen Stationen von Nebenbahnen, praktische Versuche angestellt, die sehr befriedigende Resultate ergaben. Der Minister hat deshalb jetzt seine Bestimmung erneut veröffentlicht und weitgehendste Anwendung derselben empfohlen.

* **Totenschau.** Eine in der dänischen Frauenbewegung bekannte Mitarbeiterin, Kirstine Frederiksen, die Herausgeberin der Zeitung „Kvinden og Samfundet", starb kürzlich auf einer Reise in Amerika. Sie hat an der Konstituierung des Internationalen Frauenbundes 1888 in Washington teilgenommen und den Dänischen Frauenbund mit begründet und geleitet.

Digitized by Google

Internationaler Frauenbund.

Wie bereits mitgeteilt, fand die diesjährige Vorstandskonferenz des Internationalen Frauenbundes (International Council of Women) in den Tagen vom 17.—20. August in Dresden, Hotel Savoy und Pension Ilm, unter außergewöhnlich zahlreicher Beteiligung statt. Von den in London 1899 gewählten Vorstandsmitgliedern waren anwesend: Mrs. May Wright Sewall-Indianapolis (Ver. Staaten), Vorsitzende; Lady Aberdeen-London, stellvertr. Vorsitzende; Frl. Helene Lange-Berlin, Schatzmeisterin; Miß Wilson-London, 1. Schriftführerin. Das Amt der 2. Schriftführerin versah für Mademoiselle Vidart-Genf Miß Emily Janes-London. Mit Ausnahme von Frankreich, Neu-Süd-Wales und Neuseeland waren sämtliche bis jetzt angeschlossenen Nationalverbände durch ihre Vorsitzenden oder durch eigene Delegierte vertreten: Vereinigte Staaten (Mrs. Wood Swift), Canada (Mrs. Dignam), Deutschland (Frau Marie Stritt), Schweden (Fröken Maria Cederschiöld), Großbritannien (Miß Olga Hertz), Dänemark (Fru Norrie), Holland (Mad. van Dorp-Verdam), Tasmanien (Mrs. Dobson), Italien (Mad. Grassi), Argentinien (Freiin von Beschwitz), Viktoria (Mrs. Martindale), außerdem die noch nicht angeschlossenen Verbände von Österreich und Norwegen (Frau Marianne Hainisch und Fröken Gina Krog). Auf Einladung der Vorsitzenden nahmen als Zuhörerinnen an den Sitzungen teil: die Mitglieder des Bundesvorstandes Frau Helene von Forster (stellvertr. Vorsitzende) und Frau Anna Simson; ferner die Vorsitzende des Lokalkomitees für den Berliner Kongreß Frau Hedwig Heyl-Berlin, die Vorsitzende der Sittlichkeitskommission des Bundes Frau Katharina Scheven, Frl. Gertrud Bäumer-Berlin, Frl. Schneider und Frau Kriesche-Dresden und 3 Gönnerinnen des J. C. W. Mrs. Peirce, Mrs. Sharp (Ver. Staaten) und Contessa di Brazza (Italien).

Die 4tägigen z. T. höchst interessanten, englisch und deutsch geführten Verhandlungen, die mit einem vom Bunde deutscher Frauenvereine veranstalteten Empfangsabend auf der Brühlschen Terrasse eingeleitet und mit einem gemeinsamen Ausflug nach der Albrechtsburg-Meißen beschlossen wurden, galten in erster Linie zwei wichtigen Aufgaben: 1. Der Veranstaltung und Feststellung der Tagesordnung der nächsten Generalversammlung des J. C. W., die als Abschluß der laufenden 5jährigen Geschäftsperiode im Sommer 1904 in Berlin stattfinden wird, und 2. der Verständigung mit dem Bunde deutscher Frauenvereine über die bereits getroffenen und noch zu treffenden Vorbereitungen, das Arrangement und Programm des daran anschließenden, vom Bunde einzuberufenden Internationalen Frauenkongresses, zum Zweck einer einheitlichen Ausgestaltung und Durchführung der beiden wichtigen Unternehmungen.

Die Sitzungen der Generalversammlung des J. C. W. wurden auf den 9., 10. und 11. Juni 1904 festgesetzt, der Kongreß wird unmittelbar darauf folgen und die Tage vom 12. bis inkl. 18 Juni umfassen. In Bezug auf das Programm des letzteren sei an dieser Stelle auf unsere späteren diesbezüglichen Mitteilungen hingewiesen. Der Internationale Frauenbund wird außer seinen geschäftlichen Sitzungen, zu denen alle Mitglieder von angeschlossenen Nationalverbänden Zutritt haben, drei große allgemein zugängliche Versammlungen veranstalten, und zwar: einen offiziellen Empfangsabend für die Delegierten am 8. Juni (Lokal noch unbestimmt), bei welcher Gelegenheit die Vorsitzende Mrs. Wright Sewall über den Internationalismus sprechen wird; ferner Versammlungen am 9., mit Ansprachen und kurzen Berichten der verschiedenen Nationalverbände — und am 10. Juni eine Demonstration für die internationalen Friedensbestrebungen, die aus allen Kräften zu fördern der Internationale Frauenbund als eine seiner Hauptaufgaben betrachtet. Es sind für diesen Abend eine deutsche, eine englische und eine französische Rednerin in Aussicht genommen. Die beiden letzteren Versammlungen und die geschäftlichen Sitzungen, sowie auch alle Veranstaltungen des Kongresses werden in den Sälen der Philharmonie stattfinden.

Die übrigen Beschlüsse der Konferenz betrafen u. a.: zahlreiche wichtige Statuten- und Geschäftsordnungsänderungen, die auf die Tagesordnung der Generalversammlung gesetzt werden sollen; die Einrichtung eines eigenen Bureaus (head-quarter) in einem dafür zur Verfügung gestellten Gebäude der Weltausstellung von St. Louis, um in regelmäßigen Zusammenkünften mit Referaten und Diskussionen und durch Verbreitung der einschlägigen Literatur die Ideen des Internationalen Weltbundes in Wort und Schrift zu propagieren; die vorläufige Anmeldung von vier neuen Nationalverbänden zum J. C. W.: der Bunde schweizerischer, österreichischer und norwegischer Frauenvereine und des National Council von Südaustralien; die Ernennung von Honorary Vice-Presidents (offiziellen Vertreterinnen des J. C. W.) in den noch nicht an-

Digitized by Google

geschlossenen resp. noch nicht organisierten Ländern: Chile, Peru, Mexiko, Japan, Türkei und Bulgarien — um auch dort im Sinne des J. C. W. auf weitere Frauenkreise zu wirken.

Allgemeines Interesse erregten die Jahresberichte der ständigen Kommissionen: für Friedensbestrebungen (erstattet von Mrs. Sewall), für vergleichende Untersuchung der rechtlichen Stellung der Frau und Mutter (Vorsitzende Freiin von Beschwitz) und der Pressekommission (Vorsitzende Mrs. Cummings-Canada) — ganz besonders die beiden letzteren. Freiin von Beschwitz gab eine übersichtliche Darstellung aller die Frauen betreffenden Gesetzes-Änderungen und -Fortschritte in den Kulturländern während des Jahres 1902, die mit großem Beifall aufgenommen wurde. Ebenso wurde der Vorschlag von Mrs. Cummings auf Herausgabe und möglichst weite Verbreitung eines vierteljährlich erscheinenden Bulletins mit authentischen Mitteilungen über die Frauenbewegung aller Länder begrüßt und der Plan eingehend besprochen.

Manches Bemerkenswerte boten auch die Berichte der Nationalverbände, unter denen der anschauliche, übersichtliche Bericht aus Holland besonders hervorgehoben sei, aus dem hervorging, daß die so häufige falsche Auffassung der Ziele und Aufgaben der Nationalverbände immer noch als eine typische Erscheinung zu betrachten ist und alle Bundesleitungen damit zu kämpfen haben. An den Bericht aus Tasmanien knüpften sich höchst interessante prinzipielle Auseinandersetzungen über die Zulässigkeit der Mitgliedschaft der vier australischen Nationalverbände auf der bisherigen Basis, nachdem die betreffenden Staaten nunmehr zu einem einzigen großen Gemeinwesen vereinigt sind. Die Frage wird jedenfalls auf der Berliner Generalversammlung ihre endgiltige Lösung finden.

Den Schluß der Tagung bildeten die Vorschläge (Nominations) für die nächstjährigen Wahlen zu den Vorstandsämtern. Es wurden für jedes Amt zwei oder mehrere Kandidatinnen aufgestellt, um der Generalversammlung möglichst freie Hand zu lassen. Für den Vorsitz im nächsten Quinquennium wurden Lady Aberdeen und Fräulein Helene Lange vorgeschlagen. Weitere Vorschläge für alle Ämter werden bis 4 Monate vor der Generalversammlung auch noch von den einzelnen Nationalverbänden erwartet.

Das deutsche und das französische Lehrerinnenheim in London.

Nach dem uns vorliegenden 26. Jahresbericht des Vereins deutscher Lehrerinnen in England schreitet die Vereinsarbeit in allen Zweigen rüstig weiter. Es sind im verflossenen Jahr 220 Stellen mit deutschen Lehrerinnen besetzt worden. Im Sanatorium und Rekonvaleszentenheim fanden 31 Genesende oder Erholungsbedürftige gegen Pensionszahlung und 10 Mitglieder ganz freien Aufenthalt. Im Londoner Heim wohnten durchschnittlich vierundzwanzig Lehrerinnen per Woche, entweder als Stellensuchende, Tageslehrerinnen, oder um sich an den vortrefflichen Kursen, welche der Verein zur Erlernung der englischen Sprache für Lehrerinnen eingerichtet hat, zu beteiligen. Leider sind durch den Krieg und seine Folgen aber alle Lebensbedürfnisse sehr gesteigert und die Abgaben enorm erhöht worden. Es sind auch viele Jahresbeiträge für das Sanatorium und das Rekonvaleszentenheim von englischen und auch deutschen Gönnern des Vereins seit den Kriegsjahren weggefallen.

Der Verein hat, wie wir aus anderen Berichten ersehen, stark gegen die vermehrte Konkurrenz anderer Nationen zu arbeiten. Auch die französische Regierung macht energische Anstrengungen für vermehrte Anstellung französischer Lehrer und Lehrerinnen und für Verbreitung der französischen Sprache in England.

Wie hoch die Republik die Bedeutung französischer Lehrerinnen in dieser Hinsicht wertet, das zeigt nicht nur das neu errichtete französische Lehrerinnenheim, das, wie es als Eigentum schuldenfrei dasteht, ein großartiges Geschenk von 200 000 Mark an den Verein repräsentiert, sondern das beweisen noch mehr die Worte, die der Präsident der Republik Loubet kürzlich bei einem Besuch im dortigen Heim gesprochen hat:

„Der französischen Regierung sowohl wie dem französischen Volk sei wohl bekannt, wie sehr der hiesigen französischen Kolonie die Verbreitung und Kenntnis der französischen Sprache in England am Herzen liege. Es sei dies ein edles Werk, denn je mehr man Frankreich und seine Sprache bekannt mache, desto mehr würden die beiden Länder sich gegenseitig schätzen lernen, desto inniger würden sie mit einander verbunden sein."

Übrigens waren sowohl bei der Einweihung des französischen Heims, als auch bei dem Besuch des Präsidenten Loubet die Vorsitzenden des deutschen Heims, Frl. Helene Adelmann und Frl. Gaudian anwesend, um der kollegialen Gesinnung, die sie mit den französischen Lehrerinnen verbindet, herzlichen Ausdruck zu geben.

Möchte das französische Beispiel auch bei uns das Interesse für die wichtigen nationalen Aufgaben des englischen Lehrerinnenvereins noch immer mehr wecken; gerade jetzt bedürfen deutsche Interessen auf englischem Boden jeder nur möglichen Hilfe vom Vaterland.

Deutsche Lehrerinnen weisen wir noch besonders auf die im deutschen Lehrerinnenheim errichteten Kurse hin, die für das erste Studium der englischen Sprache das denkbar Beste sind. Die alle 13 Wochen abgehaltenen Schlußprüfungen mit Abgangszeugnissen sind jetzt schon zweimal über alle Erwartungen gut ausgefallen. Im ersten Kursus waren es 8, im zweiten 12 Kursistinnen, die bestanden haben.

Digitized by Google

Bücherschau.

Neue Nietzsche-Literatur. Mit der dritten Auflage des ersten Bandes der Nietzsche-Briefe (**„Friedrich Nietzsches Gesammelte Briefe“**. Berlin und Leipzig. Schuster und Loeffler), die von Elisabeth Förster-Nietzsche und Peter Gast herausgegeben ist, erscheint zugleich der zweite Band, bei dessen Herausgabe Fritz Schöll der Mitarbeiter von Nietzsches Schwester war. Der erste Band, der von Felix Poppenberg bereits ausführlich im Aprilheft 1901 dieser Zeitschrift besprochen wurde, ist in der dritten Auflage um eine größere Zahl von Briefen vermehrt. Der neuerschienene zweite Band umfaßt den ganzen Briefwechsel zwischen Nietzsche und Erwin Rhode. Es ist natürlich unmöglich, von dem Reichtum grade dieser Sammlung, in der sowohl Nietzsches wissenschaftliche Interessen als die zartesten Züge seiner Persönlichkeit sich konzentrieren, in einer Besprechung auch nur annähernd ein Bild zu geben. Dem Nietzschekenner gibt sie eine ganze Fülle von Licht für des Philosophen persönliche, wissenschaftliche und künstlerische Entwicklung — eine künstlerische Entwicklung sowohl in musikalischer als aber auch in dichterischer Hinsicht. Enthält doch z. B. der Briefwechsel mit Rohde jenen interessanten Schlüssel zu dem Problem des Zarathustraktils: „ich bilde mir ein, mit diesem Zarathustra die deutsche Sprache zu ihrer Vollendung gebracht zu haben. Es war, nach Luther und Goethe, noch ein dritter Schritt zu tun . . .; sieh zu, ob Kraft, Geschmeidigkeit und Wohllaut je schon in unserer Sprache so beieinander gewesen sind. Lies Goethe nach einer Seite meines Buchs — und du wirst fühlen, daß jenes ‚Undulatorische‘, das Goethen als Zeichner anhaftete, auch dem Sprachbildner nicht fremd blieb. Ich habe die strengere, männliche Linie vor ihm voraus, ohne doch, mit Luther, unter die Rüpel zu geraten. Mein Stil ist ein Tanz; ein Spiel der Symmetrien aller Art und ein Überspringen und Verspotten dieser Symmetrien. Das geht bis in die Wahl der Vokale.“ Dem Laien ist dieser Briefwechsel ein wundervolles Dokument feinster menschlicher Beziehungen, wie alle Freundschaften Nietzsches zu einer Tragödie gestempelt durch sein letztes Wort, das wie ein Fazit den Band beschließt: „Ich habe jetzt 43 Jahre hinter mir und bin genau noch so allein, wie ich es als Kind gewesen bin.“ — Die feine biographische Skizze über Rohde aus der Feder von Crusius (Verlag von J. C. B. Mohr, Tübingen und Leipzig) ist gerade rechtzeitig erschienen, um diesen Briefwechsel zu interpretieren und die Seite zu beleuchten, die für das größere Publikum naturgemäß mehr im Dunkel lag. — Eine erste Einführung in Nietzsches Persönlichkeit und Werke, die in ihrer klar zusammenfassenden Art ihren Zweck sehr gut erfüllt, ist kürzlich von Raoul Richter herausgegeben unter dem Titel **„Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk“**. (Leipzig. Verlag der Dürrschen Buchhandlung.) Das Buch ist weniger durch geniale Intuition gekennzeichnet, als durch die gewissenhafte und im besten Sinne treue Interpretation des Forschers, dessen Darstellung durchweg auf eindringendes Studium verläßlich gegründet ist. Das Buch ist jedem, der sich nicht nur an dem Glanz Nietzsches erfreuen, sondern seine Arbeit verstehen will, warm zu empfehlen.

„Briefe, die ihn nicht erreichten“. 14. Auflage. (Berlin, Gebrüder Paetel.) Man wird heute selten einen Band aus der Hand legen mit dem Gesamturteil: das ist ein vornehmes Buch. Hier steht man durchaus unter diesem Eindruck; man verliert während des Lesens nie das Gefühl, sich in bester Gesellschaft zu befinden, und man scheidet schließlich von einem Menschen, den man kennen möchte. — Ob das Buch tatsächlich seiner feinen psychischen Eigenart den großen Erfolg seiner sich jagenden elf Auflagen verdankt oder der Aktualität seiner Handlung, mag dahin gestellt bleiben; jedenfalls ist es gelungen, beide zu einem lebendigen Ganzen zu verschmelzen. Die fein empfindende Frau, die alle Ereignisse im fernen China verzeichnet, in dem sie den geliebten Mann in schwerer Gefahr weiß, schildert die uns allen noch in lebendiger Erinnerung stehenden Wirren mit der Sicherheit des Eingeweihten. Sie zeigt sich der realen Seite, der politischen Betrachtung der Dinge ebenso gewachsen, wie der Betrachtung sub specie aeterni, die die kleinen Geschehnisse der Erde in den Ewigkeitsrahmen einzurücken weiß, die langes Dulden und Warten eine melancholische Weisheit gelehrt, die schließlich doch dem tiefen Lebensschmerz erliegt. So wird der Roman, dem auch äußere Spannung ein glückliches Geschick verheißt, weit über die Höhe der gewöhnlichen Tageslektüre hinausgehoben.

„Agave“. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin 1903. Schon mancher deutsche Künstler und Dichter hat in Italien eine zweite Heimat gefunden, schon manchen hat das ewige Rom die Reinheit der Lebensatmosphäre gegeben, die in unserer Enge und Zerrissenheit, in unseren lauten Tageskämpfen mit ihrer häßlichen Gewaltsamkeit verloren geht. Dieser Ruhe bedurfte die Dichterin nicht, die in ihrer schönen Ausgeglichenheit von Kraft und Wollen, von Gedanken und Form das in unserer modernen Literatur so seltene Zeichen

Digitized by Google

des „Klassischen" von jeher an der Stirn trug. Aber wenn Marie Ebner in diesem jüngsten Werk bei der italienischen Renaissance einkehrt, so spürt man doch das tiefe Genießen, die innige Freude, mit der sie sich in diese Welt versenkt hat. Und auch hier bleibt ihre Kunst echt und wahr, sie wächst hervor aus einem selten reinen inneren Schauen der Gestalten und ihres Wesens. Jede von ihnen trägt die klaren Konturen und die warmen Farben, die Marie Ebner all ihren Figuren zu geben gewußt hat, und jede schreitet sicher und eindrucksvoll, sich selbst bis ins einzelne getreu, an uns vorüber. Und diese Kraft und Klarheit ist in der Entfaltung eines Problems festgehalten, in dem die „Modernen" ohne Neurastheniches und Pathologisches kaum fertig würden; es ist die Geschichte eines Künstlers, dessen Können durch leidenschaftlichste Liebesglut über sich selbst zu einem einzigen großen Werk hinaufgehoben wird — um dann hilflos in die alte Gebundenheit zurückzusinken.

„John Ruskin: Praeterita". Bd. 1. Aus dem Englischen von Anna Henschke Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1903. Als sechsten Band der ausgezeichnet angelegten und vornehm ausgestatteten deutschen Ruskin-Ausgabe des bekannten Verlages erscheint der erste Band der Selbstbiographie Ruskins von der Übersetzerin, die schon den „Kranz von Olivenzweigen" bearbeitet hatte. Es ist ganz besonders wertvoll, daß in dieser Biographie, die gleichsam das allerpersönlichste und intimste Zeugnis über Ruskins Wesen und Wollen ist, keine Kürzungen vorgenommen sind, die man in bezug auf das Formalistische und Dogmatische in den „Modernen Malern" nur als einen Vorzug empfand. Ein Schriftsteller wie Ruskin, der auf so unendlich vielen Lebensgebieten zu Hause ist, der sich auf allen eigene Wege sucht, der den modernen Geist nicht nur in seinen feinsten Nuancen aufnimmt, sondern selbständig weiter bildet, stellt die größten Anforderungen an Sorgfalt, Intuition und Kenntnis des Übersetzers. Anna Henschke zeigt sich diesen Ansprüchen in jeder Beziehung gewachsen, so daß selbst solche, denen die englische Ausgabe zugänglich ist, sich mit Genuß in die deutsche vertiefen werden.

„Wahrheit". Roman von Emile Zola. 2 Bände. (Preis geh. 6 Mark, geb. 8 Mark. Stuttgart. Deutsche Verlagsanstalt) Das, was an Zolas letztem Roman zunächst am meisten interessieren wird, ist das Stoffliche. „Wahrheit" enthält eine bis ins einzelne durchgeführte Parallele zu dem Dreyfus-Fall. Zum Verständnis nicht des Romans selbst — er ist ein in sich geschlossenes Ganze auch ohne seine Tatsachengrundlage — aber der Intentionen Zolas wird deshalb die Lektüre einer in demselben Verlag erschienenen Sammlung von Zolas Äußerungen zur Dreyfus-Affäre „Der Siegeszug der Wahrheit" zu empfehlen sein. — Aber das Buch ist natürlich viel mehr als ein Dokument dieses sensationellen fin de siècle-Ereignisses. Es ist zugleich ein hochinteressantes Kulturbild des modernen Frankreich, des Kampfes einer nach Humanität und Gedankenfreiheit in modernem Sinne ringenden Bevölkerung gegen den Zwang einer geistigen Macht, die zugleich eine politische im eminenten Sinne ist. Hinter diesen Gedankenkämpfen tritt notwendig die psychologische Vertiefung zurück, wie immer bei Zola, wenn auch die Schilderung des Zuständlichen lebhafter individueller Züge nicht entbehrt. Gerade dieser Roman Zolas wird für das deutsche Volk, das Volk der Gedankenkämpfe, seine besondere Anziehungskraft haben.

„Gesammelte Aufsätze zur Philosophie und Lebensanschauung" von Rudolf Eucken. Leipzig. Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1903. Die Aufsätze des bekannten Jenenser Philosophen wenden sich an den Laien. Sie suchen dem Gebildeten die verwirrten, drängenden Fragen der Zeit in das klärende Licht einer in sich geschlossenen Weltanschauung zu rücken, ohne diese Weltanschauung selbst systematisch-wissenschaftlich aufzubauen. So greifen sie mitten hinein in die geistigen, sozialen, politischen Bewegungen unserer Zeit, dies und jenes Problem hervorhebend, sei es die Stellung des modernen Menschen zur Religion oder zur Arbeit, zur Weltpolitik oder zur Ethik. Und über allen liegt sowohl die Frische einer menschlich tiefen und lebendigen Teilnahme an allem, was die Zeit bewegt, als die vornehme Ruhe und die reife Klarheit der wissenschaftlichen Persönlichkeit. — Wo sich die Aufsätze an Persönlichkeiten heften, an Goethe, Fichte, Friedrich Fröbel, Runeberg u. a., fehlt bei der Kraft abstrakter, systematischer Zusammenfassung der geistigen Leistung doch nicht das feine künstlerische Gefühl für individuelle Färbungen. Eucken ist wie wenige unserer Fachphilosophen berufen, seine Wissenschaft zu einer lebendigen Macht auch für die Menge der Nicht-Gelehrten zu machen, und jeder, der sein Buch liest, wird ihm dieses Hinaustreten aus der aristokratischen Abgeschlossenheit der strengen Wissenschaft aus warmem Herzen danken.

„Aus Wald und Flur". Märchen für sinnige Leute. Von Elisabeth Gnauck-Kühne. (München. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H.) Für allegorische Märchen ist das künstlerische Empfinden der Gegenwart nicht gerade sehr empfänglich. Das Verstandesmäßige, das in der Beziehung des Bildes zu seinem tieferen Sinn liegt, berührt uns als ein fremdes und störendes Element, es sei denn, daß es dem Dichter gelingt, das Lehrhafte durch die Feinheit der Gestaltung zu verdecken. Das ist in diesen Märchen „Aus Wald und Flur" gelungen. In einer schlichten und künstlerisch reinen Form gibt die Verfasserin kleine, trauliche Alltagsbeobachtungen; und sie sieht in ihnen die inneren Erfahrungen sich verkörpern, die den Weg jedes Menschen bezeichnen, der seine Lebenswerte im Geistigen und Ewigen sucht.

„Das Land der Zukunft". („Was können Amerika und Deutschland voneinander lernen?") Von Wilhelm v. Polenz. (Berlin, F. Fontane & Co. Preis 6 Mark, geb. 7,50 Mark.) Wilhelm v. Polenz ist uns bisher nur als Romanschriftsteller entgegengetreten und hat als Verfasser des „Büttnerbauer" und des „Pfarrer von Breitenfeld" verdiente Erfolge erzielt. Auch das vorliegende Buch, das ihn von einer ganz neuen Seite zeigt, wird ein Erfolg sein. Polenz ist ein ausgezeichneter Beobachter; er hat überdies seine eigenen Eindrücke an der Hand gründlich orientierter Fachleute kontrolliert — wir nennen nur Max Sering: „Die landwirtschaftliche Konkurrenz Nordamerikas", der für den entsprechenden Teil des vorliegenden Buches

Digitized by Google

grundlegend gewesen zu sein scheint. Als ein nicht geringerer Vorzug des Buches muß die nie ermüdende, stets zu interessanten Vergleichen anregende Darstellung hervorgehoben werden. Es würde zwecklos sein, über den Inhalt zu orientieren, da er nicht weniger als ein Gesamtbild der amerikanischen Verhältnisse bietet; das Buch muß gelesen werden. Was Amerika und Deutschland nach des Verfassers Ansicht voneinander lernen können, kann erst nach solcher Kenntnisnahme einer sicherlich nicht uninteressanten Nachprüfung durch den Leser unterzogen werden.

„Beate und Mareile". Von E. v. Keyserling, Buchschmuck von Christophe. (S. Fischer Verlag, Berlin.) Geh. 3,50 Mark, geb. 4,50 Mark. Keyserling behandelt in der fein stilisierten, zurückhaltenden Weise, die ihm eigen ist, ein in unserer Literatur nicht seltenes Motiv: den Konflikt des Mannes, den die unsinnliche, überfeinerte aristokratische Gattin nicht allseitig genug zu fesseln vermag, um ihn gegen den elementaren Zauber der lebenglühenden Inspektorstochter unempfindlich zu machen. Der Verfasser entfaltet besonders in der Zeichnung des Helden, des verwöhnten, immer, auch in der Leidenschaft, halb unbewußt posierenden Grafen Günther, eine Kunst der Charakteristik, die scharfsinnig ist und eigene Wege geht, so daß die „Schloßgeschichte" bis zuletzt den Reiz einer feinen psychologischen Studie bewahrt.

„Gedichte in Prosa" von Turgenjeff. Insel-Verlag. Leipzig 1903 (Preis 1 Mark). Die eigenartig gedankenvollen Parabeln sind bei uns so wenig bekannt, daß es ein Verdienst ist, sie in dieser Ausgabe geboten zu haben. Die Übersetzung von Th. Comichau ist sehr gut. Am reizvollsten erscheinen die Gedichte in Prosa, wo sie Momentbilder, Stimmungsbilder geben, deren Sinn nur leise angedeutet wird, z. B. „die Seefahrt". Als Sammlung bieten sie ein reiches Spiel von Gedanken, Eindrücken, Erlebnissen, in das man sich immer wieder gern vertieft.

Die deutschen Künstlersteinzeichnungen (Verlag B. G. Teubner, Leipzig) haben sich in der deutschen Schule schon ein Bürgerrecht erworben. Und mit Recht. Denn es dürfte kaum ein besseres Mittel geben, die Kindesseele ohne verstimmende pädagogische Absichtlichkeit zum künstlerischen Sehen und Auffassen zu bilden, als die stete Gegenwart dieser kräftigen und klaren Bilder im Schulzimmer. Aber was für das Schulzimmer gilt, gilt auch für das deutsche Haus, für die Familienstube, für die Kinderstube. Aus einem Bild, wie Hans v. Volkmanns wogendes Kornfeld, das die Sommerstimmung verkörpert gleich einem Stormschen Gedicht, spricht die Eigenart der Heimatlandschaft in zartester und zugleich eindrucksvollster Weise, so daß es manches anspruchsvolle und teure Bild in der Kraft seiner friedengebenden Stimmung weit überbietet. Es führt, was man eigentlich von einem Bild will, aus der Hast des Alltags immer wieder zu erfrischendem seelischen Ausruhen. — Unter den Neuerscheinungen nennen wir noch Trübners „Alt-Heidelberg, du Feine", das Schloß und Fluß und das ferne Rheintal in warmer Abendstimmung zeigt, und Julius Bergmanns Seerosen. Wir machen ferner auf ein Blatt der kleineren Ausgabe aufmerksam, Hermann Petzet: Am Stadttor, das besonders in der Farbenkomposition von wunderschöner Wirkung ist. Die Preise der größeren Ausgabe sind 5—6 Mark pro Blatt, das kleine Blatt kostet 2,50 Mark.

„Paul Heyse, Romane und Novellen". Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen zu je 40 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m b. H. in Stuttgart und Berlin.) Die neue wohlfeile Gesamt-Ausgabe von Paul Heyses Romanen geht ihrem Abschluß entgegen. Auf die beiden großen Romane „Kinder der Welt" und „Im Paradiese" folgt, mit Lieferung 33 endigend, „Der Roman der Stiftsdame", gleichzeitig enthält diese Lieferung den Anfang von „Merlin". Selbst wo die von den „Neusten" nach anderer Richtung gedrängten literarischen Bedürfnisse des Publikums von heute in Heyse nicht mehr volle Befriedigung finden, wird die bewußte Kunst seiner Technik und die Feinheit seiner dichterischen Ausdrucksmittel ihre Wirkung auf den wirklich gebildeten Leser nicht verfehlen. Eine Gesamtausgabe seiner Werke bildet ein unentbehrliches Stück jeder Bibliothek, die das literarische Leben unseres Volks wirklich umfassen soll.

„Friedrich Spielhagen Romane" — Neue Folge. — Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften à 35 Pf. Alle vierzehn Tage eine Lieferung (Verlag von L. Staackmann in Leipzig). Die Lieferungen 15 bis 22, welche uns vorliegen, bringen die Fortsetzung und den Schluß der Novelle „Susi", sowie den größeren Teil des Romans „Opfer".

Die Romane zeigen, daß Spielhagen, der Darsteller des Kulturlebens der sechziger und siebziger Jahre, auch die Fühlung mit dem letzten Jahrzehnt seines Jahrhunderts nicht verloren hatte, auch hier noch lebendige Bilder und Typen zu geben weiß.

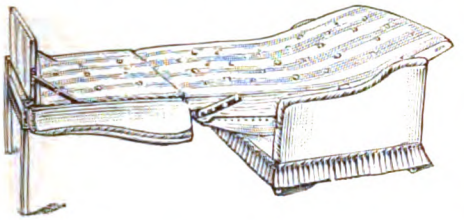
„Die Tiere der Erde". Von Professor Dr. W. Marshall (in 50 Lieferungen à 60 Pf.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Das für die naturwissenschaftliche Bildung weiterer Volkskreise außerordentlich nützliche Werk ist nunmehr bis zur 12. Lieferung erschienen. Die Frische der Darstellung, die überall das Interessante und Charakteristische glücklich herauszuheben weiß, eine gründliche Belehrung gibt, ohne den Leser mit zuviel gelehrten Einzelheiten zu belasten, macht das Werk ganz besonders geeignet, die Wissenschaft zu popularisieren. Wir verweisen auf Abschnitte, wie „Die Lemuren", die „Ratte der Pharaonen", „Lumpensammler unter den Nagern".

„Für und wider die Reformkleidung". Sonderdruck aus der Illustrierten Zeitung. Verlag von J. J. Weber in Leipzig. Preis 50 Pf. Dieser Sonderdruck enthält eine große Zahl von Gutachten über die Reformkleidung aus allerlei Kreisen und von allerlei hervorragenden Persönlichkeiten. Teils sind es einfache Geschmacksurteile, teils medizinisch oder ästhetisch eingehend begründete Gutachten von Autoritäten. Jedenfalls sind sie für den Stand der Bewegung zur Reform der Frauenkleidung außerordentlich interessant.

Digitized by Google

Für Haus und Familie.

Die Wohnungsverhältnisse der Großstadt haben die gleichzeitige Benutzung mancher Räume zum Wohnen und Schlafen für viele notwendig gemacht.



Besonders die auf „Möblierte Zimmer" angewiesenen Großstadtbewohner oder Familien mit vielen Köpfen sind zum großen Teil auf Hilfsmittel angewiesen. Da sind alle Erfindungen, die den Räumen den Schlafstubencharakter nehmen, eine Erhöhung des häuslichen Behagens für Tausende. Eine solche Erfindung hat die durch ihre „Patent-Möbel" schon rühmlichst bekannte Firma R. Jaekel's Patent-Möbelfabrik, Berlin S.W., mit einem **„Bankett-Bett"** gemacht. Es hat eine Zwischengröße zwischen Sofa und Sessel und füllt da eine fühlbare Lücke aus, wo der Raum für Aufstellung eines Sofas nicht vorhanden ist, man aber Wert auf ein Bett von bequemer Breite (90 cm) und normaler Betthöhe legt. Der Preis beträgt je nach der Ausstattung 70—100 M.

Die moderne Hygiene hat gegen die Gewohnheit vieler Menschen, während der Nachtruhe ihren Körper mit schweren Federbetten zu belasten, sehr entschieden Front gemacht, und dagegen die leichte, luftdurchlässige und dabei gleichzeitig wärmende **Steppdecke** empfohlen. Nicht den kleinsten Anteil an der Einführung derselben hat die renommierte Wiener Steppdeckenfabrik Bernhard Strohmandel, Berlin S., Wallstraße 72. Ihre Bemühungen nach dieser Richtung sind infolge reeller, gediegener und dabei preiswerter Arbeit durch den stetig sich vergrößernden Umsatz belohnt worden, die es wiederum dem Inhaber der genannten Firma zur Pflicht machten, seine Verkaufs- und Fabrikräume um mehr als das Doppelte zu vergrößern. Die stilvoll eingerichteten Verkaufsräume bieten das Bild einer Musterausstellung von Geschmack und Eleganz. Hier findet man die einfachsten neben den prachtvollsten Steppdecken aufgespeichert zu äußerst niedrigen Preisen. Man verlange zu näherer Orientierung die kostenfreie Zusendung einer Preisliste.

Digitized by Google

Kleine Mitteilungen.

Wir weisen auf die in dieser Nummer enthaltene Anzeige der **Handelsschule für Mädchen** unter der Leitung von Gustav Brühl (Berlin, Mathieustr. 13) hin, die in einjährigem Kursus in allen kaufmännischen Fächern Unterricht erteilt. Prospekte über nähere Bedingungen sind bei der Direktion zu erhalten.

Im Verlag von Ernst Wunderlich, Leipzig, sind neu erschienen von A. Reukauf und E. Heyn:

„Biblische Geschichten" für die Mittelstufe gegliederter Schulen mit einer Karte von Palästina. Preis 40 Pf., geb. 60 Pf.

„Lesebuch aus dem Alten Testament" für die Oberstufe gegliederter Schulen. Preis 40 Pf., geb. 60 Pf.

„Lesebuch aus dem Neuen Testament" für die Oberstufe gegliederter Schulen. Preis 60 Pf., geb. 80 Pf.

„Die Behandlung der Schwachsinnigen in der Volksschule". Vortrag, gehalten auf der Jahresversammlung sächsischer Schuldirektoren zu Bautzen 1902. Von Schuldirektor Dr. M. Heym. Preis 50 Pf.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt:

Der Kunstwart
(Verlag Georg D. W. Callwey, München)

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Aabel, Marie. Das Einkochen der Früchte. Die Bereitung der Fruchtsäfte, Hausschnäpse, Crème, Kompotte rc. der in Essig eingemachten Früchte wie der in Blechbüchsen eingemachten Früchte und Gemüse. 21. Auflage. Preis 50 Pf. J. Rath's Verlag Backnang.

— Vollständige Kartoffelküche. Nach eigener vieljähriger Erfahrung, herausgegeben von Marie Aabel. Neue Ausgabe. 154.—160. Tausend. Preis 50 Pf. Backnang: J. Rath's Verlag

Baars, Pastor Ernst. Was wir wollen! Vortrag in der Versammlung des Alkoholgegnerbundes zu Bremerhaven am 18. November 1900. III. Aufl. 20 Pf. Verlag des „Alkoholgegnerbundes" Berlin N. 28.

Baumbach, Clara. „Wie Frauen lieben." Roman. Brosch 1,50 Mark, gebd. 2 Mark. Verlag: A. Mißfeldt, Kiel.

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,
Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungschule,
Turnkurse.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Hessling
Vorsteherin.
1—2, Freitags 1—4.

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**
BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor.
Silb. Medaille. Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. **Pension im Hause.**

Handelsschule für junge Mädchen

Einjähriger Kursus.

Beste und billigste Ausbildung in **allen** kaufmännischen Sächern.

Anmeldungen: täglich 3—5.

Gustav Brühl,
Mathieustr. 13.
(2. Eingang Ritterstraße 36.)

Höhere Mädchenschule

St. Jacobi.

Mathieustrasse 13. (2. Eingang Ritterstrasse 36.)

Anmeldungen täglich 11—1. **Gustav Brühl.**

Künstlerinnen-Verein München. (Damen-Akademie.)

Wintersemester 1. Okt.—31. März. • Sommersemester 1. April—31. Juli.

Zeichnen- u. Malklassen (Kopf u. Akt) nach leb. Modell, die Herren: Angelo Jank, Heinr. Knirr, Christ. Landenberger. — Landschaft u. Stilleben: 1. Nov.—15. Mai im Hause, 15. Mai—31. Juli auf dem Lande: Fräulein L. Kempter. — Lithographie mit praktischer Verwendung: Herr M. Heymann. — Abend-Akt: die Herren: Max Feldbauer, H. Knirr, Chr. Landenberger. — Anatomie: Herr Bildhauer Bermann. Perspektive: Fräulein v. Welschbrum.

Anfragen zu adressieren an das **Sekretariat des Künstlerinnen-Vereins.**
Inskription: 1. Oktober, 9—12 Uhr ebendaselbst, **Barerstraße 21,** 2. Gartenhaus.

Ratschläge
für deutsche Erzieherinnen in England

von

Helene Adelmann

Preis 40 Pf.

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages von 45 Pf. direkt vom Verleger.

Berlin S. 14. **W. Moeser Buchhandlung**

Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. **Preis ½ Fl. 3 M., ½ Fl. 1,50 M.**

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Berg, Oberlehrer Dr. W. Die Erziehung zum Sprechen. Geh. 1 Mark. B. G. Teubner, Leipzig.

Dill, Liesbet. Lo's Ehe. Roman. 2,50 Mark. E. Pierson's Verlag, Dresden.

Helene, Frau. Einmachen und Konservieren der Früchte und Gemüse. 450 erprobte Rezepte. Preis 1 Mark. Th. Schröter, Verlag, Leipzig.

Herder, Johann Gottfried. Comenius und die Erziehung des Menschengeschlechts. Ein Lebensbild. Nebst einem Vorwort. Herausgegeben von Dr. Ludwig Keller, Geh. Archivrat. 40 Pf. Weidmann'sche Buchhandlung, Berlin.

Itzerott, Marie. Nora oder über unsere Kraft. Drama. 1,50 Mark. J. H. Ed. Heitz (Heitz & Mündel), Straßburg.

Judeich, Helene. Neugermanien. Zukunftsschwank aus dem Jahre 2075 in 2 Akten. Holz & Pahl vormals E. Pierson, Dresden.

Kunz, Otto. „Rama". Drama in 3 Akten. Wien und Leipzig 1903. Druck und Verlag der k. u. k. Hofbuchdruckerei und Hof-Verlagsbuchhandlung Carl Fromme. Preis 2,40 Kronen.

Kunst und Moral. Briefwechsel zwischen William Shakespeare und Madame Gâches-Sarraute. 1,50 Mark. Cäsar Seidt, Zürich.

Marney, Toreau de. Französische Grammatik mit suggerierenden (ideographisch.) Zeichen. Gebd. 2,50 Mark. Verlag: E. Haberland, Leipzig.

Marney, Toreau de. Premier Pas vers la langue universelle par des signes suggestifs. Sprechübungen für Anfänger im Anschluß an die Vorfälle des Tages, erläutert durch ideographische Zeichen. 32 Seiten 8°. Preis broschiert 1 Mark. Verlag von E. Haberland, Leipzig-R.

Marrot, A. Wer will Gesundheit und Glück? Autorisierte Übersetzung aus dem Französischen von Gertrud Poerschke. 100 Seiten. Vornehme Ausstattung in Zweifarbendruck. 2 Mark. Gebauer-Schwetschke Druckerei und Verlag m. b. H., Halle a. S.

Mengs, Georg. (Gertrud Bäumer.) Auf Bergeshöhen. Roman. Verlag von Otto Janke, Berlin.

Mittelstaedt, Anna. Anweisung zur selbständigen Vermögensverwaltung für die alleinstehende Frau. Zehn Frauenbriefe. Verlag von Carl Meyer (Gustav Prior), Hannover.

Nordische Zauberringe. Von Gräfin M. A—J. Illustriert von Gräfin H—A. H. 2 Mark. Kommissionsverlag d. M. Waldbauerschen Bh., Passau.

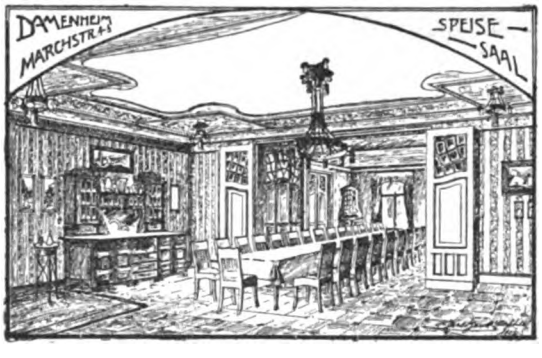
Palmé-Payssen, H. „Ein Hochzeitstag." Roman. Preis 4 Mark, eleg. gebd. 5 Mark. Verlag von Richard Taendler, Berlin W. 10.

Rheiner, Dr. med. G. Wie wird dein Kind groß, stark, gesund? Praktischer Ratgeber über Kinderernährung in gesunden und kranken Tagen. 2. Aufl. 1,20 Mark. Th. Schröter Verlag, Leipzig.

Das Heim
des
Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins
zu
Berlin, Potsdamerstraße 40 IV.
nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.
Nachtlogis mit Frühst. 1,75 M. * Ganze Pension pro Tag 2,75 M.
= Bei dauerndem Aufenthalt Monatspreise. =

Damen-Wohnungen.

1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 6. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Sprachkranke Kinder
sind. **gründl. Hellunterricht** u. liebevolle Aufnahme bei **Johanna Lenk,** gepr. Töchterschul- und Sprachlehrerin. **Coburg,** Adami-Strasse 21. Beste Empfsel

Dr. and Mrs. Oswald,
49 Blomfield Road, Maida Hill,
W. London, receive one or two ladies in their cheerful, musical, and intellectual family. Highest References given and required.

Jena. **Zum Abiturium vorbereit. für Mädchen**
Pension. Villa mit grossem Garten.
Dr. math. F. Haft und Frau.

Familien-Pension I. Ranges [21
von
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Neue Bahnen
Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Das Blatt erscheint 14 tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. —
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Digitized by Google

Wollen Sie Betten anschaffen?

Dann fordern Sie sich **gratis und franko** Preisliste II über **Jaekel's** berühmte, unübertroffene **Patent-Reform-Bettstellen** nebst kompletten Bettausstattungen.

Franko-Versand über ganz Deutschland.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,

Berlin, Markgrafenstrasse 20. **München,** Blumenstrasse 49.

Originalrezept. Kräftiges einfaches Kalbfleischgericht. 6 Personen. Zubereitungszeit 1¼—1½ Stunden. Von 3 Pfund Kalbfleisch aus der Keule schneidet man ungefähr talergroße Scheiben und brät sie schnell in einer Kasserolle in steigender Butter nebst einer mittelgroßen feingeschnittenen Zwiebel braun, dann gießt man kochendes Wasser oder eine aus ½ Maggi-Bouillonkapsel durch Aufgießen von kochendem Wasser bereitete kochend heiße Brühe darauf, fügt Pfeffer, wenn nötig, noch etwas Salz dazu und läßt das Fleisch auf mäßig heißer Stelle eine kleine Stunde langsam schmoren; schmeckt es ab, würzt mit ½ Teelöffel Maggi-Würze und richtet es zu Bratkartoffeln oder durchgerührten Kartoffeln in tiefer Schüssel an. v. Bg.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Offene Stellen an Schulen.

1. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in kleiner Stadt Mitteldeutschlands wird zum baldigen Antritt eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin, die Englisch im Ausland erlernt hat, gesucht. Gehalt 1200 Mark.

2. Für eine höhere Mädchenschule in der Provinz Hannover wird zum 14. Oktober eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zur Vertretung bis Ostern 1904 gesucht. Bei Zufriedenheit feste Anstellung. Die Schule hat Aussicht, städtisch zu werden. Gehalt 1100 Mark p. a. und 100 Mark für Pensionskasse.

3. Für ein neugegründetes Kinderheim mit Haushaltungsschule in Pommern wird zum 10. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht, die auch die erwachsenen Mädchen fortbildet. Gehalt 6—800 Mark neben voller freier Station.

4. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in Pommern wird zum 10. Oktober eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 28 Stunden zu erteilen. Gehalt 1050 Mark.

5. Für eine höhere Privat-Mädchenschule mit Pensionat in Pommern wird zum sofortigen Antritt eine evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für die V. Klasse gesucht. Gutes Französisch Bedingung. Gehalt 600 Mark mit freier Station, 40 Mark für Wäsche.

6. Für eine höhere Mädchenschule mit Pensionat in der Pfalz wird zum 18. Oktober eine erfahrene, evangelische,

St. Alban's College,

81 Oxford Gardens, Notting Hill, LONDON W.

Ladies, wishing to acquire the English language, received. Terms 30—40 shillings per week. For particulars address

Kate Bowen, Lady Principal.

Städtische Haushaltungs- u. Gewerbeschule für Mädchen.

Einbeck, Prov. Hannover.

An der zum 1. April 1904 in Einbeck zu eröffnenden städtischen Haushaltungs- und Gewerbeschule für Mädchen sind durch uns vorbehältlich der Bestätigung des Herrn Ministers für Handel und Gewerbe 4 Lehrerinnenstellen zu besetzen und zwar:

2 Stellen für Koch- und Haushaltungsunterricht,
1 Stelle für Handarbeit und Zeichnen,
1 Stelle für Maschinennähen, Wäsche und Schneidern.

Bewerberinnen, die über die nötigen praktischen Erfahrungen verfügen und schon in ähnlichen Stellungen mit Erfolg tätig gewesen sind, wollen ihre Gesuche bis zum 15. Oktober d. Js. unter Beifügung eines Gesundheitsattestes, eines selbstgeschriebenen Lebenslaufes und von Zeugnisabschriften an uns einreichen.

Die Stellen sind pensionsberechtigt nach Maßgabe der für die preußischen Staatsbeamten geltenden Bestimmungen. Die Annahme erfolgt zunächst auf Probe gegen eine jährliche Remuneration von 1200 Mark. Bei fester Anstellung beträgt das Gehalt 1430 Mark und steigt von 3 zu 3 Jahren um je 200 Mark bis zum Höchstbetrage von 2630 Mark.

Lehrerinnen, welche sich schon in fester pensionsberechtigter Stellung befinden, können mit einem ihrem gegenwärtigen Einkommen entsprechenden Gehalt sofort pensionsberechtigt angestellt werden.

Der Magistrat.

Troje.

Lady (M. A. Glasgow Univ.) thoroughly experienced, desires post as governess to family. German and English references. **Miss C. Lamb,** 15 Kelvinside Terrace, Glasgow.

Französisches Collège

Paris 48 rue Mons. le Prince

Examen — Cours universite — vortreffliche Verpflegung. Referenzen.

Jeanne Chauveau.

Damenpensionat.

Internationales Heim,

Berlin SW.,

Hallesche Straße 17, I,

dicht am Anhalter Bahnhof,

giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.

Selma Spranger, Vorsteherin.

Damen die sich Studiums halber in Berlin aufhalten wollen, finden in m. Hause ruhigen Aufenthalt mit guter Verpflegung. Beste Empf. **Zimmer m. Pension monatlich 75 Mk.** Frau **M. Seemann,** SW. Königgrätzerstr. 82 III l.

Steppdecken

kauft man am preiswert. **nur direkt** in der Fabrik **72 Wallstraße 72,** wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. **B. Strohmandel, Berlin S. 14.** Illustr. Preiskatalog gratis.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau **16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W.** gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Digitized by Google

wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 10—16 Jahre alte Mädchen in Deutsch, Geographie und Naturgeschichte unterrichten. Gehalt 600 Mark bei völlig freier Station.

7. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in kleiner Stadt Posens wird zum 14. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für die Mittelstufe gesucht. Gutes Französisch Bedingung. Gehalt 1000—1400 Mark ohne freie Station, oder 5—700 Mark mit freier Station.

Offene Stellen in Familien.

1. Eine Forstmeisterfamilie in Posen sucht zum baldigen Antritt eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein 11jähriges Mädchen. Gute Sprachen und Musik verlangt. Gehalt 800 Mark und Familienanschluß.

2. Eine griechische Familie in Kleinasien sucht zum baldigen Antritt eine jüngere, evangelische oder katholische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für 4 Mädchen von 6—11 Jahren. Reise bezahlt, Verpflichtung für 2 Jahre. Stelle durch deutsche Familie warm empfohlen. Gehalt nach Übereinkommen.

3. Eine adlige Familie auf dem Lande in Sachsen sucht zum 10. Oktober eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 12½ Jahren. Gute Sprachen und vorzügliche musikalische Begabung erwünscht. Gehalt 1000 Mark, Familienanschluß.

4. Eine Offiziersfamilie in kleiner Stadt der Mark sucht zum sofortigen Antritt eine erfahrene, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 11 Jahren. Französische Konversation und Musik erwünscht. Gehalt 600 Mark, Familienanschluß.

5. Eine Familie, im Sommer auf dem Lande, im Winter in größerer Stadt der Provinz Sachsen, sucht zum 10. Oktober eine jüngere, evangelische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin für ein Mädchen von 13 Jahren, das im Winter zur Schule geht, im Sommer ganz unterrichtet wird. Musik erwünscht. Gehalt 7—900 Mark, Familienanschluß.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Gulmstraße 5 pt.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung! Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung!

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Thale am Harz.

Für Töchter gebildeter Stände gründliche Ausbildung in Wissenschaften, Haushalt, Handarbeiten, Musik, Gesang, Malen 2c. Sprachen von Ausländerinnen. Pension mit Unterricht jährlich 800 Mark. Referenzen. Prospekte.

Frau Professor Lohmann.

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III, gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

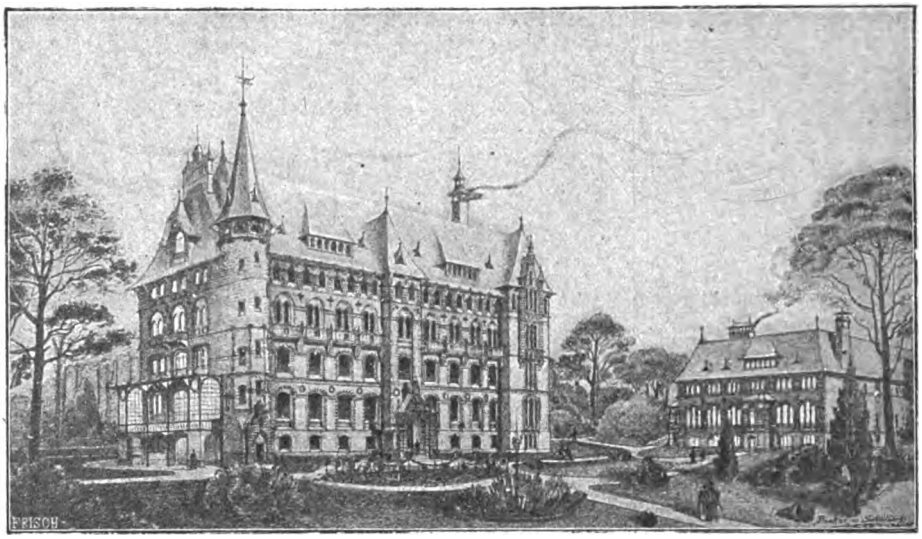
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr; für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.

Curse in allen Zweigen der Küche u. Haushaltung für **Töchter** höherer Stände, für **Bürgertöchter.**

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 2 November 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Moderne Sittlichkeitsprobleme.

Von

Ika Freudenberg.

Nachdruck verboten.

Man hat schon oft Verwunderung darüber ausgesprochen, daß unsere Zeit, die doch so viel Geist und ein fast allmächtiges Können auf allen Gebieten betätigt, noch keinen Dichter von allererstem Range hervorgebracht hat, der im stande wäre, all das großartige Umwälzen und Fortschreiten der Gegenwart in ebenso großartigen Gestalten und Handlungen darzustellen.

Vielleicht kann man mit einigem Rechte sagen, daß die Menschheit heute ihr eigner Dichter und Denker, Deuter und Darsteller ist, daß sie selbst das Wort ergriffen hat und von dem, was sie bewegt, Kunde gibt, viel lebendiger, viel kraftvoller, viel packender, als das die Stimme eines Einzelnen vermöchte. Diese mächtige Gesamtstimme unserer Zeit ist unser öffentliches Leben; in ihm reden die Massen. Der allgemeine, jeden Tag neue Möglichkeiten bietende Verkehr schafft tausend Zusammenhänge, verbindet die Gleichdenkenden, die Gleichstrebenden, die unter gleichen Verhältnissen Arbeitenden, die unter gleicher Not Leidenden, wenn sie auch räumlich weit von einander getrennt sind; ein Wort, das vielen aus der Seele gesprochen ist, wird zum Schlagwort, ein Vorschlag, der vielen Fortschritt verspricht, zum Programm. Und so, in Schlagworten und Programmen, reden in unserem öffentlichen Leben gewaltige Einheiten miteinander, die Millionen von Individuen in sich begreifen, und der Zusammenklang dieser Einheiten bringt eine natürliche Wirkung hervor von solcher Unmittelbarkeit, Wucht und Bedeutung, wie sie keine Kunst jemals erreichen würde.

Es ist über dies Denken und Reden der Massen schon viel Absprechendes gesagt worden; feine und scharfe Geister fühlen sich abgestoßen von dem mehr oder weniger

Digitized by Google

groben Zuschnitt, der dem Massengedanken notwendig anhaftet, und Nietzsche hat das verächtliche Wort von den „viel zu vielen" in die Welt gerufen. Aber so manches wundervoll Neue und Bahnbrechende wir Nietzsche auch verdanken — mit diesem Worte hat er der heutigen Menschheit keinen Dienst erwiesen. Denn unsere Zeit ist nun einmal eine Zeit der Massen; kein Machtspruch eines einzelnen kann dem Zueinanderhinstreben der in ihrem Denken oder in ihren Interessen Verwandten Einhalt gebieten. Anstatt darüber zu schelten, sollte man lieber verstehen, daß in dieser Summierung alles Gemeinsamen, in diesem Festhämmern der Prinzipien durch tausendfache Wiederholung etwas Titanisches liegt, eine Steigerung ins ganz Große, Schicksalsmächtige, daß unsere Zeit sich eben auf diese Weise die ungeheuren, weltbewegenden Kräfte schafft, die sie zur Vollbringung ihrer Aufgaben braucht.

Auch das, was seither recht eigentlich und ausschließlich die Domäne der Kunst und der Dichtung war, und was sich seinem innersten Wesen nach gegen jede verallgemeinernde und gleichmachende Behandlung sträubt, auch das persönliche Gefühlsleben, das Verhältnis von Mensch zu Menschen, des einzelnen zur Familie, — auch das drängt sich heute zum öffentlichen Worte, auch die Herzenskonflikte der Menschheit werden vor Hunderten von Hörern oder Lesern besprochen, und das Innerste und Intimste ist in gewissem Sinne ebenfalls Massenangelegenheit geworden. So eng sind in unseren übervölkerten Staaten, in unseren Millionenstädten die Menschen zusammengedrängt, einander durch gleiche Erziehung, gleiche Tätigkeit nahe gerückt, in dem bewegten Fluidum unseres geistigen Lebens so intensiv auf einander aufmerksam geworden, daß jeder viel viel mehr als früher auch mit seinem eigensten Tun und Denken der Gesamtheit angehört und ihr verpflichtet ist. Die gleichartigen Berufs- und Erwerbsverhältnisse, in welche diese Massen sich ordnen, bedeuten auch eine gewisse Gleichartigkeit des Lebensganges, dieselben Schwierigkeiten, dieselben Gefahren und Erfolge für viele, und so ergibt sich die eigentümliche Erscheinung, daß, während unsre gesteigerte Bildung den einzelnen so viel freier und unabhängiger macht als er in früheren Zeiten jemals war, er gleichzeitig durch tausendfache Zusammenhänge sich auch wieder viel mehr mit der Allgemeinheit verbunden fühlt; er spürt, so zu sagen, seine Nebenmänner im Gliede unmittelbar neben sich, hört ihren Schritt und Tritt, lebt ihre Gedanken mit; er geht sie und sie gehn ihn aufs nächste an. Darum ist es kein Widerspruch, wenn unsre Zeit zwar die Freiheit des persönlichen Denkens und Fühlens als Grundsatz aufstellt, zugleich aber mit Nachdruck darauf aufmerksam macht, daß der Gebrauch, den jeder von dieser Freiheit macht, keineswegs seine Sache allein, sondern die Sache vieler ist. Die beiden Faktoren, auf deren Mit- und Aufeinanderwirken aller geistige und moralische Fortschritt beruht, Individuum und Allgemeinheit, sind miteinander gewachsen. Die reichen Bildungsmittel der Gegenwart stellen jedes Individuum auf die eignen Füße — aber die Allgemeinheit ist auch nicht mehr das form- und leblose Gebilde früherer Zeiten, sondern eine Fleisch und Blut gewordene, sehr reale Macht, deren Walten sich in unserm reich bewegten öffentlichen Leben deutlich und ausdrucksvoll kund gibt.

Daß nun in diesem öffentlichen Leben auch die persönlichen und innerlichen Menschheitsfragen immer mehr zum Worte kommen, das hängt in hohem Grade mit der Teilnahme der Frauen zusammen. Man könnte auch umgekehrt sagen: Die Notwendigkeit, das ganze soziale Leben der modernen Menschheit bis in alle Einzelverhältnisse hinein mit neuem frischem Geiste zu durchdringen, es auf unsrer so total

Digitized by Google

verwandelten Wirtschaftsweise neu aufzubauen, und die ganze Fülle äußerer Kultur, die das letzte Jahrhundert uns gebracht hat, nun auch zu wahrer, innerer, individueller Kultur zu verarbeiten — diese Notwendigkeit hat die Frauen in die Öffentlichkeit gerufen. Auch die Frauenbewegung ist ein Versuch, Bedürfnisse, die von ganzen Massen geteilt werden, auf einen verhältnismäßig einfachen, gemeinschaftlichen Ausdruck zu bringen und den Willen vieler Tausende zusammen zu schweißen zu einer einzigen großen, helfenden und umgestaltenden Macht. Die Frauen sind an allen Fragen des Einzel- und Familienlebens am unmittelbarsten interessiert, die Pflege alles Reinmenschlichen, der persönlichen Sittlichkeit innerhalb der großen Menschheitsfamilie war von jeher ihre Pflicht, und sie genügen nur dieser Pflicht, wenn sie sich jetzt aufmachen, um an der Pflege eines sittlichen Gesamtbewußtseins mitzuwirken, welches im Begriff ist, sich zu bilden, und eine Kraft von höchster Leistungsfähigkeit zu werden.

Das Aufwerfen der eigentlichen Sittlichkeitsfrage ist denn auch zumeist ihr Werk. Dank dem fast übermenschlichen Mute einiger Vorkämpferinnen, die es wagten, die tiefsten Abgründe unseres Gesellschaftslebens aufzudecken, haben wir gelernt, uns unseres sittlichen Lebens im engeren Sinne, also der persönlichen Beziehung der Geschlechter zu einander, als einer Gesamtangelegenheit bewußt zu werden, die, mehr als irgend eine andere, grade unter den heutigen Zeitverhältnissen ein ernstliches Durchdenken erfordert. Je gründlicher wir diese Zeitverhältnisse darauf ansehen, um so mehr enthüllen sich uns Liebe und Ehe als ein Massenproblem von riesigem Umfang und von tiefster Bedeutung. Die beiden Mächte, die nach Schiller die Welt umtreiben, Hunger und Liebe, halten sich auch innerhalb des ganzen Gewoges sozialer Fragen, die unsere Zeit in Spannung versetzen, durchaus das Gleichgewicht.

Die Frauen aber haben zu jenem Massenproblem zunächst noch ein ganz besonderes Verhältnis. Sind sie doch in der Lage, sich überhaupt eine ganz neue Ethik aufbauen zu müssen, sich Gesetze zu schaffen für die ganz neuen Wege, die sie heute zu gehen haben, für Unsicherheiten und Konflikte, die es früher im Frauenleben einfach gar nicht gab. Mit der schlichten Weisheit aus unserer Großmütter Zeiten finden wir uns in den komplizierten Verhältnissen der Gegenwart längst nicht mehr zurecht; im Gegenteil, ein starres Festhalten an dem, was vor hundert oder noch vor fünfzig Jahren recht und gut war, ist in unzähligen Fällen geradezu ein Unrecht, denn es macht uns unfähig, den Anforderungen der Zeit wahrhaft zu genügen, in der wir doch leben, deren Kinder wir sind, und deren Segnungen wir doch auch in vollen Zügen genießen. Die Frau steht dem ganzen Leben heute anders gegenüber als früher, weil die wirtschaftlichen Verhältnisse sich total geändert haben, — und dieser Wandel, dessen Einfluß schon in der Kinderstube einsetzt, unsere ganze Erziehung umzugestalten beginnt, Millionen von Frauen aller Stände zu eigenem Erwerb nötigt — dieser Wandel kann gar nicht anders als auch für das Verhältnis zum Manne von Bedeutung sein. Aus vertiefter Bildung, aus beruflicher Tätigkeit, aus wirtschaftlicher Selbständigkeit wird auch eine größere Selbständigkeit des Charakters hervorgehen. Je mehr die Frau vom Leben versteht, je mehr sie durch sich selbst, durch eigenes Denken und eigene Arbeit erkannt hat, um so mehr wird sie fordern, ernst genommen und als aufrechter, selbstverantwortlicher Mensch geachtet zu werden. Eine Frau, die denkt, wird auch über ihr eigenes Gefühl nachdenken, sie wird sich all das Tiefe und Starke, was in ihr lebt, bewußt zu eigen machen und wird die höchste persönliche Sittlichkeit darin erkennen, auch in der Liebe ganz und ehrlich sie selbst sein zu dürfen. Daß das eine

Digitized by Google

andere Art von Hingebung bedeutet, als die man der Frau im allgemeinen seither zur Pflicht gemacht hat, und die eigentlich ein Aufgeben und Auslöschen der eigenen Persönlichkeit vorschrieb — bedarf keiner näheren Ausführung. Mit diesem Selbständigkeitsstreben, mit diesem Persönlichkeit-sein-Wollen der Frau wird ein tief- und weitreichender Anspruch in Ehe und Familie hineingetragen; wir können uns darüber nicht täuschen, ein Anspruch, der der Menschheit im allgemeinen leider so neu und befremdend ist, daß er zu seiner befriedigenden Erfüllung ein hohes Maß von gutem Willen bei Mann und Frau voraussetzt, und der den Frauen namentlich die Pflicht auferlegt, die Welt darüber zu beruhigen, daß man vor dieser Befreiung nicht zu erzittern braucht, wie vor der des Sklaven, der die Kette bricht, sondern daß sie inzwischen auch gelernt hat, sich zu dem Grundsatze sozialer Gesittung zu bekennen, den eine der bedeutendsten Frauen unserer Zeit in dem Worte ausgesprochen hat: Freiheit ist Verantwortlichkeit.

Doch diese rein ethische Seite unserer Frage, so wesentlich sie ist, und so sehr sie aller Menschheitskultur an die Wurzeln geht, sie tritt als eine interne Angelegenheit unwillkürlich zurück vor den viel derberen, aufdringlicheren äußeren Formen, in denen das Liebes- und Eheproblem vor uns steht. Viel lauter als die stillen Seelenkämpfe der verheirateten Frau spricht die Not derjenigen Massen des weiblichen Geschlechtes, die gegen ihren Willen heute nicht mehr zur Ehe gelangen. Auf die Ursachen dieser Erscheinung, die, wie wir alle wissen, zum weitaus größten Teile die gebildeten Klassen trifft, können wir hier nicht näher eingehen; genug: fast die Hälfte aller Frauen der Mittelstände muß auf Ehe und Mutterglück verzichten. Und alle diese Hunderttausende hat man noch gelehrt, daß der Beruf der Hausfrau und Mutter der einzige sei, der ihnen ein Recht aufs Dasein gewähre! Nun überläßt man es ihnen, je nach Temperament und Erziehung, sich mit ruhiger Gelassenheit anderen Lebenszielen zuzuwenden, oder in ungeberdigem Jammer geistig und körperlich zu grunde zu gehen.

Wenden wir uns zum Manne, so begegnen wir auch hier einer Massenerscheinung, die man mit Recht eine soziale Tragödie genannt hat: es ist die auf ganzen Berufs- und Erwerbsklassen lastende Unmöglichkeit, gerade in den Jahren der gesundesten Kraft und des leidenschaftlichsten Gefühls zu Ehe und Familiengründung schreiten zu können. Der Beamte und Angestellte sowohl als der Vertreter der sogenannten freien Berufe muß jahrelang auf eine eigene Häuslichkeit warten, er muß, wie oft, darauf verzichten, bei seiner Heirat einer wirklichen Neigung zu folgen. Auch hier gehen wir an einer Stätte vorüber, wo viel bittere Herzensnot begraben liegt.

Auch der Mann hat Grund zu einer herben Anklage gegen die Gesellschaft, der vielleicht im Vertrauen auf seine Geschicklichkeit im Berufe und auf die fleißigen Hände der Frau sich das Recht des Herzens genommen und seine Liebe heimgeführt hat, wie's nur eben zum Nötigsten zu reichen schien, den aber bald der Kindersegen und Krankheiten aller Art in schwere Bedrängnis stürzen und der nun von allen Seiten mit Vorwürfen wegen seiner leichtsinnigen Heirat und unverantwortlichen Familiengründung freigebig bedacht wird. Liebe und Wirtschaft sind eben zwei Faktoren, deren harmonische Übereinstimmung zwar im Interesse einer geregelten bürgerlichen Ordnung dringend zu wünschen, aber in unserer Zeit ganz außerordentlich erschwert ist, dadurch, daß zur Führung eines Haushaltes so viel mehr Mittel erforderlich sind als in der früheren Zeit der selbstproduzierenden Hauswirtschaft. Der stets wachsende Anspruch an die ganze Lebenshaltung, den der zunehmende Wohlstand in allen Volksklassen erzeugt, droht aber, die Rücksicht auf das wirtschaftliche Gedeihen bei der Eheschließung weit

Digitized by Google

mehr an die erste Stelle zu rücken, als es im wahren Interesse der Menschheit zu wünschen ist. Das innerste und heiligste Gesetz der Natur will ja, daß die Menschen sich nach wahrer Zuneigung verbinden, damit aus solcher echten Ehe ein lebensfähiges Geschlecht hervorgehe, in dem das Wesen der Eltern sich zu festgefügter kraftvoller Einheit innig durchdringt. Und wenn dieses Ideal auch niemals vollständig und für alle erreichbar sein wird — so wenig wie irgend ein anderes auch, wie z. B. das Ideal der ganz uneigennützigen Nächstenliebe —, so zeigt es doch die Richtung an, in der alles Streben nach Vervollkommnung sich bewegen sollte, und gibt uns einen Maßstab dafür, in wie hohem Grade der herrschende Geist unserer Zeit der tiefsten Absicht der Natur entgegenwirkt. — Aber freilich, die Ehe, die aus Liebe geschlossen, aber dann in Armut und drückende Abhängigkeit gesunken und darüber verwildert ist, wo der Mann in seinem Vorankommen gehindert, die Frau überanstrengt ist und keine Mittel vorhanden sind, den Kindern eine genügende Erziehung zu geben — sie bietet ein kaum weniger trostloses Bild als jener andere Typus, dem wir hauptsächlich in den mondainen Kreisen unserer Großstädte begegnen, wo die aus sogenannten Vernunftgründen eingegangene Ehe mit der Zeit eine bloße Form geworden ist, mit der manchesmal ein frivoles Spiel getrieben wird. Selbst da, wo keinerlei Not und Unfreiheit der Menschheit wehrt, nach dem Ideal zu greifen — selbst da sehen wir die Liebe keineswegs als allmächtige Siegerin über alle anderen Interessen — ja es gibt bekanntlich Leute genug, die behaupten, es werde im Bereich der Entbehrungen verhältnismäßig viel mehr nach Liebe geheiratet als im Bereiche des Überflusses.

So sehen wir also ganze Schichten der Bevölkerung durch die Macht der Verhältnisse zum Stärksten und Elementarsten, zur Natur in ihnen — in ein durchaus unnatürliches, verschrobenes Verhältnis gebracht. Die Natur gönnt jedem sein Herzensglück; unsere Kultur verwehrt es dem einen und verleitet die anderen, es um äußerer Annehmlichkeiten willen mit Füßen zu treten. Aber die Natur läßt sich nicht unterdrücken, und je hochmütiger und verständnisloser man sich ihr gegenüber verhält, um so tückischer nimmt sie ihre Rache. Wenn wir genauer zuschauen, bemerken wir mit Schrecken, welch' breit entfalteten und zum Teil grauenhaft gearteten Ersatz sich die erzwungene Entbehrung dieser einen und der frivole Verzicht dieser anderen geschaffen hat.

Damit kommen wir zur furchtbarsten Seite unseres Problems.

Von jeher, seitdem es eine bürgerliche Ordnung gibt, hat auch immer ein Überschuß von Roheit und Unbändigkeit bestanden, der sich in diese Ordnung nicht einfügen wollte; Diebe und Verbrecher weist die menschliche Gesellschaft immer und auf allen Gebieten auf, auch auf dem der Sittlichkeit; sie selbst erzeugt sie ja in immer neuer Gestalt. Die Natur wird und kann niemals vollständig und ohne Rest in der Kultur aufgehen; das weiß jeder, der Geschichte zu lesen versteht. Was wir aber *heute* sehen, was in unseren Großstädten außerhalb der bürgerlichen Ordnung und Sitte heute sein Wesen treibt, das geht über das erträgliche Maß hinaus; das bedeutet nicht mehr einen notwendigen Abfluß gefahrdrohender Säfte, durch den der Gesellschaftskörper gereinigt wird, das ist selbst eine fürchterliche Krankheit, die das Volkstum zu entnerven und im Kern zu zerstören droht; das ist kein notwendiges und bei der Mangelhaftigkeit alles menschlichen Wesens entschuldbares Übel, sondern wildeste Entartung; nicht mehr unvollkommene, ungeläuterte Natur, sondern selbst üppigste, raffinierteste Kultur, deren gefährlicher Reiz, deren glänzender Schimmer weltmännischer Ungebundenheit Unzählige zur Vergeudung der Mittel verlockt, mit denen sie bei gutem Willen einen eigenen

Digitized by Google

Haushalt sehr wohl hätten gründen können. So sehr aber hat sich die Gesellschaft mit dieser Freiheit vor und neben der Ehe ausgesöhnt, daß alle Versuche, ihr mit rein sittlichen Waffen entgegenzutreten, von den meisten aufgeklärten und lebenskundigen Leuten immer nur belächelt worden sind. Neuerdings kommt diesen verlachten Sittlichkeitsbestrebungen allerdings ein mächtiger Bundesgenosse zu Hülfe: die Angst, die furchtbare Angst vor den Folgen! Ein verheerendes Gift schleicht durch alle Klassen, durch Familien und Generationen, schont nicht Rang und Stand, und trifft die Unschuldigsten mit jähem Verderben. Bald müssen sich alle Eltern, wenn sie den Sohn ins Leben hinausziehen lassen, ehrlich sagen, daß es fast ein glücklicher Zufall ist, wenn er ihnen an Leib und Seele gesund bleibt, und wenn sie ihre sorgsam gehütete Tochter zum Altar geleiten, so müssen sie sich in banger Sorge die Frage vorlegen, ob sie sie nicht in wenig Jahren als gebrochene, mit lebenslangem, qualvollem Siechtum geschlagene Kranke wiedersehen werden.

Denn, während die natürlichen Wege zur Erlangung der „Krone des Lebens", wie Goethe sagt, immer schwieriger und labyrinthischer werden, während sich dafür immer breitere und gangbarere Seitenwege zu einem bequemen „Sich-Ausleben" auftun, ist das allgemeine Verlangen der Menschheit nach Lebensglück und Lebensgenuß immer heißer, drängender und skrupelloser geworden, im Verhältnis, wie auch unser ganzes Dasein sich immer genußreicher, farbiger, interessanter um uns ausbreitet. Wenn wir anklagen wollen, so haben wir vor allem unsere aufregende Zeit anzuklagen; die enorme Vervollkommnung der äußeren Zustände, die sich in solchen Riesenschritten vollzogen hat, daß das physiologische Vermögen der Menschheit, über diese Fülle des Erlebens, über diesen Reichtum an Eindrücken Herr zu werden, daß unsere Nervenkraft dahinter zurückgeblieben ist. Das Leben der zweiten Generation vor uns kommt uns heutigen Tages bereits wie ein bescheidenes Idyll vor.

Mit der Möglichkeit, so viel mehr Lebenswert und -Inhalt zu erfassen, wächst natürlich auch der Wunsch danach; unsere Weltanschauung lehrt uns nicht mehr: wer ein Leben im wahren Sinne führen will, der flüchte aus der Sinne Schranken in das weltferne Reich der Gedanken und der Phantasie, sondern sie lehrt uns umzuschauen, die Wirklichkeit, die bedeutungsvolle Gegenwart zu lieben, die uns nach Jahrhunderten der Entbehrung und Einschränkung aller Art so freigebig mit Wohlstand und Schönheit überschüttet. Eine warme Sinnenfreudigkeit durchströmt uns; die Weite, in die wir hineinsehen, dehnt und belebt unser Gefühl. Prof. Sombart kündigt in seinem Werke über die Volkswirtschaft des 19. Jahrhunderts geradezu das Anbrechen einer sinnlich-künstlerischen Epoche an. Junge Menschen, vor deren empfänglichem Geiste sich die unermeßlichen Schätze modernen Wissens entfalten, die zum erstenmal die berauschenden Töne, die brennenden Farben moderner Kunst auf sich wirken fühlen, die packt's wie ein Taumel — sie möchten sich dem Leben in die Arme werfen und seine Herrlichkeit in sich aufnehmen. Und die Armen, die Mühseligen und Beladenen, für die es früher keine Freuden gab, auch sie haben das Fordern gelernt; es ist ja so viel schwerer, ausgeschlossen zu sein, wenn so viele genießen! Sie sehen so viel Behagen und Wohlsein vor Augen, eine so souveräne Herrschaft über alle Schätze der Welt — sollte dieser fast erdrückende Reichtum an Lebensgütern nicht bei gerechter Verteilung für alle genügen?

Wie aber bei einem von allen Seiten strömenden Regen die Grundwässer steigen, so haben all die tausendfachen Kulturniederschläge der letzten Jahrzehnte auch das

Digitized by Google

Tiefste und Innerste in der Menschheit zum Steigen gebracht; das persönliche Glücksverlangen hebt sich in jedem einzelnen, es verstärkt sich durch das Sicheinsfühlen mit Gleichgesinnten ringsum zu einem Gefühl des Rechtes, des unbestreitbaren Menschenrechtes auf Glück und Freude. Das Entsagenmüssen wird für Tausende zum unerträglichen Martyrium — und so, aus diesem Aufeinanderprallen von leidenschaftlichem Begehren und tausendfacher Hemmung ergibt sich ein chaotischer Zustand, dem als dunkles Sphinxrätsel die Frage entsteigt: Was soll denn nun werden??

* * *

Wenn wir die Vielgestaltigkeit unseres Massenproblems ins Auge fassen, so werden wir nicht erwarten, daß einer von den zahlreichen denkenden Köpfen, die sich an seiner Lösung mühen, ein Mittel gefunden habe, welches aller Not mit einem Schlage abzuhelfen vermöchte. Es ist klar, daß nur durch viele verschiedene Einflüsse, von vielen verschiedenen Stellen aus, eine allmähliche und teilweise Besserung der Zustände erreicht werden kann. Die Notwendigkeit, uns auf unser eigentliches Thema zu beschränken, zwingt uns, hier abzusehen von den Theorien, die alle Hoffnung auf die Umgestaltung unserer ganzen Gesellschaftsordnung setzen, die der Überzeugung entspringen, daß mit dem wirtschaftlichen auch das sittliche Elend verschwinden oder doch sich bedeutend vermindern müsse — so wichtig sie auch für unsere Frage wären und so viel unbestreitbar Wahres sie auch enthalten. Wenn ein moderner Großstaat möglich wäre, der so vollständig, wie es vielleicht für einen antiken Kleinstaat ausführbar oder doch denkbar war, die Sorge für Unterhalt und Erziehung der Kinder auf sich nähme, so wäre allerdings die Familie in hohem Grade entlastet und der traurigen Verwahrlosung gesteuert, unter welcher die Jugend der arbeitenden Bevölkerung heute so schwer leidet. Es wäre eine größere Freiheit der Eheschließung gewährt — nur ließe sich darüber streiten, ob es nicht einen prinzipiellen Widerspruch bedeutet, daß sie erkauft wird durch eine Massenerziehung der Kinder, die nicht anders als schablonenhaft sein kann, und ob jene individuelle Freiheit noch ihren vollen Wert hätte für diejenigen, die von vornherein durch diese Erziehung zu Massenmenschen gestempelt worden sind. Auf diese Theorien, die zum Teil ins Politische übergreifen, zum Teil nur einen beschränkten Kommunismus anstreben und etwa in der Form von Haushaltungsgemeinschaften den arbeitenden Familien die Wirtschaft zu erleichtern suchen — darauf dürfen wir hier nur hindeuten, ebenso wie auf das Wiederaufleben der Malthus'schen Bevölkerungslehre, deren Vertreter den unheilvollen Querstand bekämpfen möchten, daß gerade die armen und ärmsten Klassen durch Kinderreichtum immer wieder erbarmungslos proletarisiert werden, während mit dem wachsenden Wohlstand notorisch die Zahl der Kinder abnimmt, obgleich dort Hunger und frühe Arbeit, hier sorgsame Pflege und freie menschliche Entfaltung ihrer wartet.

Alle diese Theorien bedeuten ja auch größtenteils nur erst ein unsicheres Vorwärtstasten, bei dem das Gefühl, daß eine vielfache Verbesserung unserer sozialen Zustände zu wünschen ist, stärker und deutlicher wirkt als die Vorstellung von dem, was denn nun eigentlich zu geschehen hat, und wie die Verbesserung beschaffen sein soll.

Aber da soziale Zustände sich überhaupt nicht nach Vorschriften regeln, sondern organisch entwickeln, so genügt jenes Gefühl schon, um überall frische Säfte zum Kreisen zu bringen. Kräftig dringt der soziale Geist in Staat und Gemeinden ein und bringt ihnen die Pflicht der Fürsorge für die großen Massen zum Bewußtsein, die Pflicht

Digitized by Google

eines wirklichen Kulturstaates, jedem einzelnen ein menschenwürdiges Dasein durch die Möglichkeit ausreichenden Erwerbs zu sichern und die Jugend des Volkes vor verrohenden und entsittlichenden Einflüssen zu schützen.

Wir müssen also versuchen, einen flüchtigen Blick in die Gedanken derjenigen Männer und Frauen zu werfen, die die Menschheit zur Erlösung aus allem Wirrsal auf ihre *eigenen, persönlichen* geistigen und moralischen Kräfte verweisen; die uns zurufen: werdet ihr nur erst selbst in eurem Denken und Fühlen gesund und gerecht, dann werden auch die Verhältnisse gesunden! Und da verdient an erster Stelle die Frauenliteratur der letzten Jahrzehnte genannt zu werden, die jene besondere Stellung der Frau zur Liebes- und Ehefrage als Hauptgegenstand erfaßt, und die namentlich mit ebenso viel dichterischer Kunst als sittlichem Ernste geschildert hat, wie die moderne, zum Selbstbewußtsein erwachende Frau den Übergang aus der vollständigen Unwissenheit, in der Erziehung und gesellschaftliche Sitte sie gefangen hielten, zur wirklichen Erkenntnis des Lebens und seiner Erscheinungen erfährt und — wahrlich! — *erleidet*. Ohne Ausnahme haben diese Schilderungen den Charakter einer furchtbaren Anklage gegen Familie und Gesellschaft. Man hat das junge Mädchen erzogen, als ob ein sicheres Eheglück ihrer warte, — man hat damit dem ganzen Frauenleben jenen unseligen Fatalismus als Grundzug eingeprägt, der immer glaubt, irgendwo da draußen müsse das Glück für ihn bereit liegen, während jedem Knaben als bester Halt die Erkenntnis eingeprägt wird, daß der Mensch alle Lebenswerte in sich selber trägt. Ein geistreiches Frauenbuch der allerletzten Zeit enthält den Satz: Frauen sitzen eigentlich immer da und warten, ob die Türe aufgeht und jemand kommt.

Kann man die tiefe Bitterkeit, die heute durch die ganze Frauenwelt geht, die Sehnsucht nach Erlösung aus der Qual dieses tatenlosen Harrens und der hilflosen Gebundenheit erschütternder aussprechen? Und liegt nicht eine Welt von Trost und froher Zuversicht in dem Vertrauen, daß es uns gelingen wird, die Erziehung der Frauen fürs Leben mit einem ganz anderen Geiste zu durchdringen? Daß es ein Ende haben wird mit dem Brachliegen und Verkümmern so viel guter Frauenkraft, weil jedes junge Mädchen gelehrt wird, sich in frischer, tapferer Arbeit einen eigenen Weg zu bahnen — sei es als häusliche, sei es als erwerbende Tätigkeit, sei es als irgend ein Studium — einen Weg, der, wenn er auch nicht zu Liebe und Ehe hinführen sollte, doch keineswegs in Einsamkeit und Herzensöde zu enden braucht. Die Welt ist weit und steht heute jedem offen; sie bietet dem regen Geiste so viel und dem warmen Herzen noch mehr. Die Menschheit braucht Arbeit, braucht Gedanken und helfende Liebe in Fülle! Gerade der in uns so stark gewordene Drang, dies reiche moderne Leben zu verstehen und zu genießen, lebendigen Anteil daran zu haben, den gilt es in die richtigen Bahnen zu lenken, ihm den Zugang ins Große und Allgemein-Menschliche zu eröffnen. Beschränkt auf den kleinen persönlichen Gefühls- und Interessenkreis, in dem man die Frau seither gehalten hat, muß er zum Unheil ausschlagen, eine rücksichtslose, leidenschaftliche Selbstsucht entfachen. —

Unsere Literatur, die uns in so mancher ergreifenden Gestalt das junge Mädchen aus guter Familie vorgeführt hat, welches durch fortwährende trügerische Hoffnungen, durch solchen egoistischen Kultus des eigenen Gefühls in eine krankhafte Empfindsamkeit geraten ist und das sich dann von derselben Familie und derselben Gesellschaft, die sie systematisch in diese Gefühlsüberreizung hineingesteigert haben, mit Unwillen und Hohn zurückgestoßen fühlt von dem Tage an, wo ihre Jugend verblüht ist und jene Hoffnungen sie lächerlich

Digitized by Google

erscheinen lassen — unsere Literatur läßt uns ebenso furchtbare Ehetragödien erleben in denen wir die Frau, ohne Verständnis für das wahre Wesen der Liebe, vertrauensselig und befangen in romanhaften Vorstellungen, von den Erlebnissen der Ehe in sinnlose Bestürzung versetzt sehen. Niemand hat sie auf die großen Rätsel des Menschenlebens vorbereitet, niemand hat ihr von den Verheerungen der Leidenschaft erzählt — sie war des naiven Glaubens, daß mit der Ehe alles geordnet sei, ihr ganzer künftiger Lebensgang klar und ohne jegliche Abgründe vor ihr daliege — und aus diesem kindlichen Wahn herausgerissen, vernichtet durch Erfahrungen, die sie nicht zu deuten weiß, ist sie selbst diejenige, die ihr und ihres Gatten Leben zerstört. Konstanze Ring in dem bekannten Roman von Amalie Skram kann die Erkenntnis nicht überwinden, daß das Gefühlsleben des Mannes anderen Gesetzen gehorcht, als das der Frau; aber sie spricht in ihrer Todesstunde doch das herbe Zugeständnis aus: „hätte ich nur besser Bescheid gewußt über das, was eine so große Rolle im Leben spielt — dann wäre es mir besser ergangen!"

„Hätte ich gewußt" — aus wie vielen Herzen mag sich dieser Notschrei schon emporgerungen haben! „Gebt uns Wahrheit" — lautet ein anderes Schlagwort, welches durch eine kürzlich erschienene Flugschrift ausgegeben worden ist. Die Frau fordert Ehrlichkeit — Ehrlichkeit von der Erziehung, Ehrlichkeit vom Manne; sie hat das Gefühl: wenn nur erst einmal all das Falsche, Versteckte, dies unheimliche Einverstandensein der Wissenden, mir, der Unwissenden gegenüber, aus der Welt ist, dann wird alles tausendmal besser sein! Was Natur ist, was sein muß, das muß ich auch wissen, das muß ich ertragen können. Natur *kann* nicht abscheulich sein — abscheulich ist die Heuchelei, der gewissenlose Betrug, der die Frau mit einem Schein von Achtung umgibt, aber in Wirklichkeit ihrer spottet. Es gibt nichts, was so unsittlich wäre als *Unwahrheit*. —

Noch einen Schritt weiter gehen diejenigen, welche die strengen sittlichen Anforderungen, die der Mann von jeher, bei wilden und bei zivilisierten Völkern, an die Frau gestellt hat, nun auch auf ihn anwenden, und sagen: nur durch gleiche Moral, nur durch gleiche sittliche Reinheit bei beiden Geschlechtern kann die Menschheit aus der tiefen Erniedrigung erhoben werden, in die sie versunken ist. Und es sind nicht etwa nur Frauen, die diese Forderung aussprechen; ein großer nordischer Dichter hat seine Kunst mehr als einmal in ihren Dienst gestellt und der Frau das Recht zuerkannt, ein reines Leben vom Manne zu fordern; und unter den mancherlei Abstinenzbestrebungen unserer Zeit, die eine Gesundung unseres Volkslebens von innen heraus anzubahnen suchen durch Enthaltung von allen entnervenden Genüssen, durch Rückkehr zu Einfachheit und durch Härte gegen sich selbst — darunter verdienen wahrlich die — meist studentischen — Verbindungen junger Männer, die sich ein enthaltsames Leben zum Gesetz machen, mit besonderer Achtung genannt zu werden. Unsere heutige Menschheit wäre auch in der Tat ein schwaches Geschlecht — „unwert der Ahnen", unwert der alten germanischen Vorfahren, die an sittlicher Reinheit vor anderen Urvölkern hervorragten, unwert unserer großen Ethiker, die uns das Ideal der unerbittlichen kategorischen Pflicht vorgezeichnet haben, wenn in ihrer gesamten sittlichen Selbsterziehung jener höchste, stärkste und feierlichste Imperativ der gleich strengen Moral für Mann und Frau und mit ihm der tiefe Ernst fehlte, der von ihm ausgeht.

Wer freilich die allgemeine Verschiedenheit der Geschlechter, die unendliche Mannigfaltigkeit der Individualitäten bedenkt, wer bedenkt, daß Liebe so verschieden

Digitized by Google

ist, wie Menschenherzen und Charaktere und Temperamente verschieden sind, der wird auch von diesem Ideal nicht erwarten, daß sich ihm die Millionen fügen. Es gereicht unserer überfeinerten, verweichlichten Zeit zur Ehre, daß sie die Kraft gehabt hat, es hervorzubringen und vor die Massen hinzustellen, und die scharfe Luft, die von ihm wie von einem hochragenden, eisgekrönten Bergriesen ausgeht, kann wohl klärend und befreiend in die Dumpfheit und Schwüle unserer Großstadtatmosphären hineindringen. Es ist schon viel gewonnen, wenn man die Apostel dieser Lehre als Helden und nicht mehr als bloße Narren ansieht; wenn etwas von der furchtbaren Ungerechtigkeit, die mit der sogenannten doppelten Moral zusammenhängt, vor jenem schneidenden Hauche zergeht; wenn man nicht mehr den einen alles, den anderen nichts verzeiht; wenn man nicht mehr die dreiste Frivolität nachsichtig belächelt, und den unbedachten Leichtsinn, der — wie oft — nur Leichtgläubigkeit ist, und der über keinerlei Raffinement verfügt, um sich nach außen hin zu schützen, um so unbarmherziger von sich stößt. Es ist schon viel gewonnen, wenn der Cynismus der Weltleute ein wenig eingeschüchtert und das Pharisäertum der Wohlgeborgenen, Unversuchten, ein wenig an sich selbst irre gemacht wird, denn diese beiden stehen in unserem Gesellschaftsleben wie zwei starre Klippen, an deren Kälte und Unzugänglichkeit Tausende von Schwachen, Strauchelnden, Halbschuldigen, denen emporzuhelfen wäre, in Verzweiflung scheitern und vollends untergehen. Wenn auf irgend einem Gebiete, so sollte auf dem Gebiete der persönlichen Sittlichkeit gleichsam als Kommentar zu den allgemeinen Normen auch der Grundsatz Geltung haben: es sei jeder möglichst strenge gegen sich selbst und möglichst milde gegen die anderen.

* * *

Es gibt eine alte Sage, die in verschiedenen Gestalten bei verschiedenen Völkern wiederkehrt, wonach eine Wunde immer nur durch die Berührung mit der Waffe geheilt werden kann, die sie geschlagen hat. So sagen und schreiben auch heute manche, und zwar solche, die an die ursprüngliche Güte der menschlichen Natur glauben: die Wunden, die die Liebe der Menschheit schlägt, können auch nur durch Liebe geheilt werden, nicht durch Strenge; man lehre die Menschheit, sich auf die echte Liebe besinnen, die den ganzen vollen Menschen, mit Leib und Seele, für sich verlangt, dann wird die Herrschaft jenes widerlichen Zerrbildes gebrochen sein, dem viele nur deshalb anzuhängen im stande sind, weil sie ihr eigenes Wesen zerrissen, in zwei Teile gespalten haben, einen höheren, edleren und einen niedrigen unreinen, die beide nichts voneinander zu wissen brauchen, von denen jeder, wie man annimmt, ohne Schaden für den andern getrennte Wege gehen kann. Ein jahrhundertlanges, von einem Geist weltabgewandter Askese, von übertriebener Gewissensangst eingegebenes Mißverstehen der menschlichen Natur hat uns dahin gebracht, in den tiefsten, vitalsten Gründen unseres Gefühlslebens Unrecht und Sünde zu erblicken und sie weit aus dem Bereiche alles dessen zu entfernen, was uns als gut und schön gilt. Wir haben einen Teil unseres Wesens so zu sagen preisgegeben; was an sich unschuldig und natürlich ist, dem haben wir den Stempel der Häßlichkeit aufgeprägt, und es dadurch auch wirklich häßlich gemacht und aller Anmut beraubt, daß wir unser besseres Selbst vollkommen von ihm zurückgezogen haben. Aber diese Sinnlichkeit, deren jeder sich schämt, und die jeder hinausgestoßen hat — die hat sich draußen vor unseren Türen zusammengefunden und ist eine Macht in der Welt geworden, die nun dem so ängstlich gehüteten Hause mit viel, viel

Digitized by Google

schlimmeren Gefahren droht. Jener künstliche Zwiespalt im einzelnen hat sich zu einem unheilvollen Zwiespalt im großen ausgewachsen; wir sehen eine Sphäre reiner Gesittung in Haus und Familie und eine Sphäre zügellosen Genießens draußen, zwischen denen, trotz anscheinend absoluter Getrenntheit, die verderblichsten Zusammenhänge spielen — sind es doch häufig dieselben Menschen, die in beiden leben. Wir sehen das weibliche Geschlecht eingeteilt in Frauen, die man ehrt und hochhält, und in solche, die man verachtet und verleugnet, obgleich man sie nicht entbehren will; schon der heranwachsende Jüngling erfährt, daß es Frauen von ganz anderer Art gibt als seine Mutter und seine Schwestern sind, und er gewöhnt sich an eine Schätzung des ganzen weiblichen Geschlechtes, die eine Art von bescheidenem Mittelzustand zwischen den beiden verschiedenen Klassen herstellt.

An diesem allem seid ihr selber schuld! sagt man uns. Erziehet die Jugend zu gesundem, ungeteiltem Empfinden — das ist die wahre Unschuld! Ihr sollt euch des Natürlichen, Dunkeln in euch nicht schämen, sondern es verstehen und mit den helleren Geisteskräften durchdringen, es ist der Veredelung fähig; ja, es wird das Verständnis, das ihr ihm widmet, überreich vergelten, indem es euer ganzes Sein mit Wärme und Freudigkeit erfüllt. Wenn jeder einzelne ein solcher ganzer Mensch von vollem, unverkrüppeltem Empfinden wäre, dann wäre kein Geschmack mehr da für das Gemeine, für das Untermenschliche — das Liebesleben der Menschheit wäre mit einemmale auf eine höhere Stufe gehoben. In dieser Apologie eines freien, schönen, natürlichen Menschentums, dessen begeistertster Verkündiger Carpenter geworden ist mit seiner Schrift: „wenn die Menschen reif zur Liebe werden" — lebt ein Hauch antiken Geistes, von griechischer Heiterkeit und Lebensfreude, und sie ist namentlich bei künstlerisch gearteten Naturen einer hinreißenden Wirkung gewiß; während ihr die ernsthafte, schwerblütige Gefühlsweise nordischer Völker in mancher Hinsicht entgegensteht, und entgegenstehen muß, weil ihr heiligstes Ideal doch immer die Treue ist, die lebenslange Treue gegen das einmal erwählte Glück, die einmal übernommene Pflicht, und weil sie im allgemeinen bereit ist, dieser Treue mehr Freiheit, mehr Recht der eigenen Persönlichkeit zum Opfer zu bringen, als sich mit dem Grundsatz der vollen eigenen Entfaltung verträgt; eine Gefühlsweise, bei welcher die Sinnlichkeit deshalb zurücktreten muß, weil den Mächten des Gemüts die erste Stelle gehören soll. Jene Lehre der freien individuellen Entfaltung setzt notwendigerweise neben die Forderung der ungebrochenen leidenschaftlichen Neigung als Grundbedingung einer wahrhaft sittlichen Ehe — die andere Forderung, daß eine Ehe nicht länger aufrecht erhalten werden dürfe, als diese Neigung dauere. Jeder Zwang in der Liebe sei im tiefsten Grunde unsittlich.

Den stärksten Ausdruck für diese Auffassung finden wir in der modernen Kunst; Sieglinde in Richard Wagners Walküre will vor Scham vergehen — nicht weil sie die Ehe gebrochen hat, sondern weil ihr jetzt, nachdem sie die wahre Liebe kennen gelernt hat, die Ehe mit dem ungeliebten Manne als bitterste Schmach erscheint. Im schroffen Gegensatz hierzu hat ein bekannter Philosoph der Neuzeit gegen die Exaltation protestiert, deren sich diejenigen schuldig machen, die die ungehinderte Freiheit der Leidenschaft — dieses vergänglichsten aller Gefühle — zum leitenden Gesetz des menschlichen Ehelebens machen möchten. Wirkliche, große Leidenschaft sei vor allen Dingen nur wenigen gegeben, und mit jenen extremen Forderungen, mit jenem Brandmarken der Pflichtehe als einer Unsittlichkeit maße sich ein leichtfertiger Radikalismus ein durchaus

Digitized by Google

ungerechtes Urteil an über Tausende von Männern und Frauen, denen kein leidenschaftliches Glück beschieden war, die einen Lebensbund aus ruhiger Erwägung geschlossen, auf Achtung und Vertrauen gegründet, und ehrlich und redlich gehalten haben. Und die Vertreter dieses Opportunismus können sich mit Fug und Recht darauf berufen, daß der größte Deutsche, Goethe, einer Ehe entsprossen ist, die viel mehr den Typus einer Vernunftehe als eines leidenschaftlichen Liebesbundes trägt.

* * *

Zu denjenigen Sittlichkeitsprogrammen, die zur Erlösung aus der quälenden Spannung der sozialen Verhältnisse das natürliche Gefühl anrufen, und die der Überzeugung sind, die Menschheit brauche nur den Panzer von Engherzigkeit und Vorurteilen abzulegen, in den sie sich eingeschnürt hat, um sofort freier und leichter zu atmen, zu diesen Programmen gehört endlich auch eine Forderung, die in Frauenkreisen laut und stark geworden ist, und die das Recht der Mutterschaft für jede Frau in Anspruch nimmt. Ausgehend von den unverschuldeten Leiden derer, für die es keine Ehe gibt, denen ein grausames Schicksal das höchste Frauenglück verweigert hat, eigne Kinder zu besitzen, unter Berufung ferner darauf, daß man mit allen Mitteln der Erziehung alle anderen Interessen aus dem Gefühlsleben der Frau fern gehalten hat, so daß sich ihre Entbehrung nun ins Tragische steigern muß — so rufen die Anhängerinnen dieser Forderung der Gesamtheit der verheirateten Frauen zu: mit welchem Rechte verweigert ihr, die ihr ohne euer Verdienst glücklich seid, uns, den Übergangenen, Vergessenen, die Hand nach dem Rechte auszustrecken, das mit uns, wie mit euch, geboren ward? Wir verlangen ja nicht Wohlstand und Fürsorge, wir wollen selbst für unser Kind arbeiten, mit tausend Freuden ein Leben hindurch; nur nicht allein sein müssen, nur nicht diese grauenhafte Leere des Herzens, diese öde Zwecklosigkeit des Daseins. Sie weisen darauf hin, wie im grellsten Gegensatz zu ihrer Not, gleichsam ihnen zum Hohn, und unter den Augen der Gesellschaft die wahre Unsittlichkeit ihr Wesen in der Welt treibt und treiben darf, und auch sie stellen den Leitsatz auf: man gebe der echten Liebe Freiheit, und sie wird ihr gemeines Abbild verscheuchen — die freie Frau und Mutter wird die Dirne verdrängen.

Vor Jahren wohnte einmal eine berühmte Schriftstellerin, die auch in einem herrlichen Buche für das „Recht der Mutter" eingetreten ist, einem Frauentage bei und nahm an einer Versammlung teil, die der Sittlichkeitsfrage gewidmet war. Weder ihr künstlerisches, noch ihr menschliches Gefühl fand sich jedoch befriedigt von dem, was sie da hörte, und sie schrieb bald danach, es sei zwar erfreulich, daß es sich endlich unter den Frauen zu regen beginne — aber was ein Sturm sein solle, das sei vorerst doch noch ein armseliger dünner Luftzug, ohne rechte Kraft, ohne den großen weltüberwindenden Willen. „Gebt der Frau Arbeit, bei der ihr die Seele weit wird, und ein Kind, das ihr das Herz froh macht. Schützt sie — und sie ist geschützt, sagt, sie ist ehrbar, und sie ist ehrbar. Breitet eure Flügel aus," ruft sie den in der Bewegung arbeitenden Frauen zu, „bereitet dem jungen, starken Weibe ein Nest — und aus diesem kleinen Neste wird eine neue starke Menschheit kommen." — Sie, die wie keine andere das Hohelied der Mutterliebe gesungen hat, darf so sprechen, denn aus ihr spricht die Künstlerin, die alles Menschliche versteht, und spricht mehr noch das tief fühlende Weib, in dem sich der Geist seines ganzen Geschlechtes darüber empört, daß wir mit den Schlägen, die der Unsittlichkeit gelten, auch so oft die echte

Digitized by Google

Mütterlichkeit treffen, die sich in Liebe aufopfert; daß wir so oft im stande sind, der notorischen Leichtfertigkeit und sittlichen Skrupellosigkeit unser Haus zu öffnen und die Not wirklicher Liebe mit harten Worten von unserer Schwelle zu weisen.

Aber unserer Bewegung hat sie dennoch Unrecht getan, und gar aus dieser Forderung: ein Kind und Arbeit für die Frau allein — ein soziales Programm machen wollen, wie man's getan hat, das heißt doch wohl, die Kunst mißverstehen; die Frauenbewegung wenigstens müßte dieses Programm aufs entschiedenste ablehnen, wenn sie ihren hohen Zielen treu bleiben will. Die Frauenbewegung hat ein Ideal für Tausende, ein Menschheitsideal aufzustellen, und dies kann kein anderes als die Ehe sein, die volle Lebensgemeinschaft zwischen Mann und Frau, zwischen Vater und Mutter. Nicht nur das leibliche, auch das geistige Leben muß das Kind von beiden Eltern empfangen, wenn es ein ganzer voller Mensch werden soll.

Die Frauenbewegung kann schon deshalb nicht daran denken, die Sorge für die Kinder der Frau allein aufzubürden, weil damit ja die Mutterliebe gezwungen würde, sich in wirtschaftlicher Fronarbeit aufzureiben und in Wahrheit auf alle höheren Leistungen zu verzichten. Wir wollen ja gerade dazu helfen, daß in den ärmeren Klassen, die über keine häuslichen Hilfskräfte verfügen, die Mutter von der Erwerbsarbeit entlastet werde, die sie dem Hause und den Ihrigen allzu sehr fern hält, damit sie wieder mehr in die Lage kommt, ihre Kinder zu gesunden und tüchtigen Menschen zu erziehen! Wir sind der Ansicht, daß keine Staatsfürsorge jemals der Menschheit die häusliche ersetzen wird, auch im idealsten Zukunftsstaate nicht, und daß gerade das Familienleben und die Familienerziehung der unentbehrliche Faktor sind, um das Maß von Individualismus, von persönlicher Eigenart in die Welt zu bringen, dessen wir als Gegenkraft gegen die uniformierende, gleichmachende Tendenz des Massenwesens bedürfen. Gerade weil die Frauenbewegung die Frauen zur Mitarbeit an den allgemeinen Kulturaufgaben heranziehen will, gerade weil sie neues aufbauen, höher emporkommen möchte, darum muß sie sorgfältig darauf bedacht sein, daß kein Stein verloren gehe von dem, was bisher an echter sozialer Gesittung erreicht worden ist. Jedes Rütteln an dem Grundsatze aber, daß Mann und Frau fürs Leben zusammengehören und daß die Sorge für die Kinder ihre gemeinsame Pflicht ist, würde eine solche Gefährdung tiefster und wertvollster Menschheitskultur bedeuten. — Die Frauenbewegung hat die Absicht, zu sozialisieren, nicht zu atomisieren.

Ein anderes gutes Frauenbuch aus amerikanischer Feder, „Mann und Frau", hat ja aus der Kulturgeschichte den Nachweis geführt, daß die Hingebung und Unterordnung, zu der der Mann die Frau ursprünglich und in Urzeiten auf roheste Weise gezwungen hat, unversehens das Mittel geworden ist, ihn selbst ans Haus zu fesseln, ihn dahin zu bringen, daß er sich mit der Sorge für diese unselbständige Frau und ihre Kinder belud und auch seine Freiheit der Familie zum Opfer brachte. So ist in Jahrtausenden zunehmender Kultur die Einehe erwachsen, und wenn wir heute daran gehen, jenen Typus aus der Urzeit, der durch die Verfeinerung der Sitten längst überholt ist, endgiltig zu ersetzen durch den Typus der Ehe, die zugleich die rechte Freundschaft der Gatten in sich schließt, in der also Mann und Frau als gleiche, einander ebenbürtige Weggenossen durchs Leben wandern und in welcher die Autorität der Mutter von den Kindern, auch von den Söhnen, der des Vaters völlig gleich geachtet wird — wenn wir diesen Typus heute als den normalen anerkannt sehen

Digitized by Google

möchten, so soll damit von der gewonnenen und der Menschheit in Fleisch und Blut übergegangenen Innigkeit und Festigkeit des Bundes nicht das Geringste preisgegeben werden.

Auch die Forderung, die die Frauenbewegung an die Gesetzgebung richtet, daß die illegitimen Kinder aus ihrer Rechtlosigkeit erhoben und daß es den Vätern dieser armen kleinen Wildlinge der Gesellschaft immer mehr erschwert werden möge, sich ihrer Fürsorgepflicht zu entziehen — auch diese Forderung entspricht ja jenem Streben, dem ehelichen Bunde Dauer und Würde zu sichern und dem leichtsinnigen Eingehen solcher losen, von vornherein nicht ernstgemeinten Beziehungen zu steuern.

Die Frauenbewegung ist sich ferner bewußt, einen in hohem Grade versittlichenden Einfluß auf das Liebesleben der Menschheit dadurch auszuüben, daß sie der Frau eine größere Freiheit der Wahl zu ermöglichen sucht. Indem sie das weibliche Geschlecht zu beruflicher Tätigkeit erzieht, unterstützt sie einerseits die Eheschließung, denn die arbeitende und erwerbende Frau kann zum Haushalt beitragen, andererseits verschärft und verfeinert sie den persönlichen Anspruch; das junge Mädchen, welches fühlt, daß es sich zur Not auch allein durchs Leben schlagen könnte, wird vielleicht nicht so sehr geneigt sein, den Ersten als den Besten zu suchen, und daß solche Ehen von vornherein auf einen höheren und edleren Ton gestimmt sind, bedarf keiner Versicherung.

Ja, wir sind des frohen Glaubens, daß der ganze Verkehr der Geschlechter überhaupt sich unwillkürlich auf einen solchen reineren Ton stimmen wird, je mehr sich auch eine Gemeinsamkeit geistiger Interessen, eine Gemeinsamkeit des Strebens und Arbeitens zwischen ihnen entwickelt. Die hübschen kameradschaftlichen Beziehungen, welche sich heute schon an manchen Universitäten zwischen Studenten und Studentinnen herausgebildet haben und welche von allen Beteiligten gerühmt werden als eine ihnen unvergeßliche Zeit harmlos-herzlichen Behagens und gewinnbringender Anregung — sie könnten uns zum Beweise dienen, daß eine solche geistige Gemeinschaft zwischen Mann und Frau möglich und für beide Teile von Nutzen ist. Wir wissen es alle recht gut, daß das Niveau unserer Geselligkeit deshalb vielfach niedriger ist, als es nach unserem ganzen Bildungsstande sein müßte, weil der geistige Anteil, den die Frauen herzubringen, eher eine Subtraktion als eine Addition bedeutet — es ist bitter, uns das eingestehen zu müssen. Es hat seinen guten Grund, daß bedeutende und anspruchsvolle Geister so leicht dahinkommen, die Gesellschaft zu meiden. Und unsere jungen Männer sagen's uns ja auch mit aller nur wünschenswerten Offenheit, daß sie oft nur deshalb die schlechte Gesellschaft aufsuchen, weil sie sich in der guten langweilen — und daß hier ein Verfehlen von seiten der Frauen vorliegt, darüber ist wohl kein Zweifel; ein Verfehlen freilich, an dem sie nur zur kleineren Hälfte Schuld sind. Die größere Hälfte der Schuld trägt unsere unselige Erziehungsweise, die die Geschlechter so vollständig trennt, daß sie einander fremd werden müssen, daß jedes seine Wege geht und auch in allen gemeinsamen großen Menschheitsfragen die rechte Fühlung für das andere verloren hat. Alles was wir tun, um diese Kluft zwischen den Geschlechtern zu überbrücken, dadurch, daß wir die Frau aus der ihr aufgezwungenen geistigen Einschränkung erlösen, dadurch, daß es ihr gelingt, den Mann davon zu überzeugen — nicht nur, daß der geistige Verkehr mit ihr Freude für ihn bedeutet, sondern daß er es ihr *schuldig* ist, sie auch an seinem intellektuellen Leben teilnehmen zu lassen — alles was in diesem Sinne geschieht, bedeutet für Liebe und Ehe neue Schönheit

Digitized by Google

und eine Fülle neuer Glücksmöglichkeiten. Und darum glaubt die Frauenbewegung mit der durchgängigen Hebung, mit der geistigen und moralischen Kräftigung des weiblichen Geschlechts das beste zu tun, was von ihr zur Lösung der Sittlichkeitsfrage getan werden kann.

Wie diese Frage der persönlichen Sittlichkeit von seiten des Mannes zu lösen ist, das muß sie natürlich in der Hauptsache ihm überlassen. Aber eine Macht ist der Frau gegeben, die bei rechtem Gebrauche von bestimmendem Einfluß auch für sein Denken und Fühlen werden könnte — die Macht der Mutter über ihren Sohn. Sie hat seine Seele in der Hand gerade dann, wenn sie weich und eindrucksfähig ist — möge sie diese kostbare Zeit zu nützen wissen; vielleicht entziffert Mutterliebe und Mutterwitz noch am meisten von jenem Sphinxrätsel, an dem schon so viel Weisheit zu schanden geworden ist. —

Streifzüge durch die dramatische Saisonliteratur.

Von

Else Hasse.

Nachdruck verboten.

„Es gibt keinen anderen Reichtum als Leben.“ Diese Erkenntnis prangte von Alters her in Goldschrift über den Eingangstoren zum Pantheon der dramatischen Literatur, und in den verschiedenen Epochen schwankten nur die Meinungen darüber, wohin das Leben führt, was es lehrt und welches sein Sinn und höchster Inhalt sei.

Im Gegensatz zur Vergangenheit, wo jeweils diese oder jene Ansicht vom Leben die herrschende war, ist in unserer Zeit aus dem Kampfe der Lebensauffassungen noch keine recht als Sieger hervorgegangen. Die intellektuelle Nervosität, das spezifische Kennzeichen modernen Geisteslebens, läßt den Menschen selten zu glaubensstarker Entscheidung in Sachen der Lebensanschauung kommen. Das Leben ist so bunt, jeder Tag zeigt uns eine andere Seite desselben und verändert unseren Standpunkt. Überdies hat der reiche Zufluß an Ideen ein Bedürfnis nach schnellem geistigen Stoffwechsel zur Folge, und die fieberhaft rasche Verarbeitung, der kurze Verbrennungsprozeß nimmt den ein- und ausgehenden Gedanken und Anschauungen viel von ihrer nährenden Kraft. Die Geister bleiben ewig hungrig, lechzen unaufhörlich nach Abwechselung und goutieren schließlich alles. Vor den bunten Wandelbildern des Lebens verstummt die sonst so vorlaute Stimme der Kritik; man findet jeden „coin de la nature“, jeden Lebensausschnitt interessant, sichtet und wertet nicht mehr und verlernt es zuletzt, den Edelstein vom Glasscherben zu unterscheiden.

Solche Kritiklosigkeit gegenüber den Lebenserscheinungen konnte auf die Dramatik nicht ohne Einwirkung bleiben. Vorurteile (als welche auch die Werturteile angesehen wurden!) gegenüber dieser oder jener Lebenstatsache wurden als unkünstlerisch verworfen; nach Zolas Vorgang sollte die Voraussetzungslosigkeit des Forschers auch auf die lebenschildernde dramatische Dichtkunst angewendet werden; neben dem „roman expérimentel“ entstanden die experimentellen Dramen — Bilderbücher der Wissenschaft! Balzacs Kunstgesetz: die Ablösung der Welt vom Menschen und Flauberts Verdikt: daß weder des Dichters Naturell noch irgend eine Auffassungsvoreingenommenheit sich zwischen ihn und die Dinge stellen dürfe, machten so lange Schule, bis die künstlerische Wirkung des Dramas derart verflacht und das Stoffgebiet so stark trivialisiert wurde, daß man

Digitized by Google

sich in anderen Sphären nach „documents humains“ und „tranches de vie“ umzusehen begann. Nietzsches Sturmwort: „Wirf den Helden in deiner Seele nicht weg! Halte heilig deine höchsten Hoffnungen!“ und Rostands schalkhafte Mahnung:

„Ayez de l'âme! . . . .
Car n'avoir pas d'âme —
C'est horriblement ennuyeux!“

waren nur Ausdrucksformen für den Umschwung der Stimmung: aus dem Naturalismus und Verismus strebte man hinauf zur Neuromantik und zum Symbolismus. Die ganze Technik des dramatischen Aufbaues wurde nun verändert, durchgeistigt, wenn auch immerhin kompliziert und die Frage: was ist dramatisch, was tragisch? trat in ein neues Stadium. Überall werden es nun verinnerlichte dramatische Faktoren, die Handlung bewirken; verfeinerte Gewissensbedenken und Zartgefühlskonflikte sind an der Tagesordnung, wie eben nur ein Geschlecht mit sensitiven Nerven sie ausbilden konnte; man wendet den „doppelten Dialog“ an, wobei durch alltägliche Worte geheime Zwiegespräche der Gedanken und Empfindungen hindurchklingen müssen und gewöhnt sich wieder an das Doppeltsehen: hinter begrenzten äußeren Formen soll die Unendlichkeit ihres inneren Gehalts, hinter der Alltagsbegebenheit das Seelenschicksal, hinter dem bewußten Gebahren sollen tiefinnerste unbewußte Fähigkeiten, höhere Grundkräfte, vorahnende Instinkte und das leise Leben geheimnisvoller Erinnerungen aufgezeigt werden.

Das Stoffgebiet dieser Dramengattung umfaßt Auseinandersetzungen zwischen Ideal und Wirklichkeit, Ich und Welt, Individuum und Gesellschaft, Sitte und Sittlichkeit, Wissen und Glauben, Kunst und Leben; es wird gehandelt vom Walten dunkler Gefühle, von der Sehnsucht nach einer innigeren Seelengemeinschaft von Mann und Weib und von den Menschenrechten der Frau. Der echte Symbolist führt uns freilich meist hinein in Regionen, wo das reale Leben sich verflüchtigt, alle feste Formen verdämmern, wo der Wille erlischt und ein blumenhaftes Getriebenwerden, ein nachtwandlerisches Dahingleiten an seine Stelle tritt, wobei denn alle Kraft und dramatische Aktivität verloren geht.

Naturalismus und Symbolismus stellen in ihrer heutigen extremen Form zwei nicht weiter verfolgbare Richtungen dar — auf der einen Seite der Zynismus eines Strindberg, auf der anderen das visionäre Träumen eines Maeterlinck — zwischen denen eine ganze Heerschar von Vermittlern sich tummelt.

Es ist interessant, an einzelnen typischen Dramen und dramatischen Figuren der letzten Theatersaison sich das Hin- und Herwogen der — man darf bald nicht mehr sagen „Richtungen“ — sondern *Lebensauffassungen* gegenständlich zu machen. Die Zeit der „Ismen“ dürfte für die Bühne sacht vorübergehen; denn der wahre Ernst des Lebens ist von *der* Stätte am wenigsten lange zu verbannen, wo das Leben in ein Spiel aufgelöst werden soll.

Unter den lebenden Autoren ist freilich *Björnson* so ziemlich der einzige, der, obschon Tendenzdichter, an allen Richtungen vorbei sich eigene Wege sucht und zu den wenigen gehört, die dem Theater ernste Bildungsaufgaben zumuten, die es aus einer Stätte seichter Unterhaltungen und verlogener Lebensdarstellung, aus einem Sportplatz, wo ein flaches Machwerk das andere zu Tode hetzt, zurückreformieren möchten zu einem Tempel des Lebens, an dessen Pforte die künstlerische Gewissenhaftigkeit Wache hält.

Nach dem großen Erfolg von „Über unsere Kraft“ gab man in der letzten Saison u. a. „*Laboremus*“, „*Paul Lange und Tora Parsberg*“, „*Auf Storhove*“, idealistisch gehaltene Dramen, die die Frage des seelischen Kraftaustausches der Geschlechter und einige Formen der Selbstbehauptung des Weibes behandeln, wobei freilich das Pathologische leicht gestreift wird. Nicht in Ibsenscher Art, denn bei Björnson sind die Schilderungen des Morschen und Perversen erträglicher durch den edeln Zorn, der — manchmal unkünstlerisch — hinter den mit kühler Sachlichkeit hingeworfenen Existenzschilderungen hervorbricht.

Digitized by Google

Björnson zeigt, auf welcher Schwelle dem modernen Menschen seine Gespenster begegnen müssen: „Ich glaube, daß das Glück viele Schwächen großzieht. Und die werden dann schuld an unserem Unglück." Beweisobjekt ist ihm die verweichlichte, verwöhnte, arbeitslose Frau — Maria in „Auf Storhove", die Vorläuferin der Lydia in „Laboremus", Angehörige der Kaste der Zerstörer, hysterische, reizbare Menschen, die wie übelgeartete Kinder und Betrunkene, Neidische und Überlustige ihre Freude am Vernichten haben, weil sie nichts schaffen mögen, und deren sensationshungrige Nerven wollüstig erzittern, wenn sie sich sagen können: „Es war so spannend." Keine Ahnung von jener geistigen Welt, deren edelste Kraft in der Sittlichkeit sich auslebt; wenn sie die Mittel schlau erkundet haben, womit sie anderen schaden und ihren dämonischen Egoismus befriedigen können, säen sie Zwietracht, zerstören sie wertvolle Dokumente, legen sie Feuer an wie Maria oder richten, wie Lydia, die dämonische Seite ihrer Kunst auf ein wehrloses Leben. Das alles nur aus Sport, zum Zeitvertreib, aus Herrschsucht. Sie bleiben immer unfruchtbar, und der alte Wisby, dessen Willen die treulose Lydia fesselte, spricht es aus: „Wir ernten so, weil wir nicht gesäet haben. Wir ernten Unkraut. Ich habe in meinem Leben nicht gearbeitet. Das gibt ungesunde Instinkte." Der gesunde Mensch eben „wählt Arbeit und Frau aus demselben Instinkte heraus."

Der Mann trägt Schuld an solchen Frauen aber auch dort, wo er nur für sich ein Arbeitsleben wollte, „ein Arbeitsleben mit einem Märchen darin". Das Märchen narrt ihn. Er will „die große Natursehnsucht, die im Märchen lebt, erlösen", aber er reißt nur die Dämme der Leidenschaft ein. In „Laboremus" ist es Lydia-Undine, die „die Hände zum Himmel reckt nach mehr", und weil sie den Himmel nicht erreicht, wieder hinabtaucht, umschlingend und fliehend, begehrend und weichend, eine blinde, seelenlose Naturkraft, begabt mit dem Recht des Raubtieres, menschliche Schranken nicht anerkennend und ohne Verständnis dafür, daß der Mensch nach höheren Gesetzen lebt. Lydia gewinnt erst Wisbys und dann Langfreds Seele, um durch beide Anteil an höheren Lebensformen zu erlangen, aber sie macht den Männern das Herz kalt, sie hat die Wärme nicht, die nach und nach in das Leben der Menschen hineingekommen ist; Jahrtausende der Entwicklung liegen zwischen ihr und jenen. Ihr genußfrohes, herrisches Lebensevangelium muß ohne Echo verklingen vor dem altehrwürdigen Liebesgesetz in unserem Gemüt: denn das Leben, mag es noch so sieghaft locken und triumphieren, behält nicht recht, wenn es das Feinste, Heiligste verletzt — die Treue, die Barmherzigkeit, die Ehrfurcht. Sein begehrlich wildes Anstürmen muß wie die Welle zu Schaum zerschellen am Demantfelsen unserer sittlichen Gefühle.

Moderne Dichter behandeln mit Vorliebe die Rechte der elementaren Natur. Aber wenige erkennen so scharfblickend wie Björnson ihre Rechtsgrenzen, jenseits deren Kultur und Leben rettungslosem Untergange verfallen sind.

Superlative der Lydia und Maria finden sich in der „Salome" Oskar Wildes, des unglücklichen und exzentrischen englischen Dichters, in Strindbergs „Fräulein Julie" (womit im Hamburger Theater ein Versuch gemacht wurde) und „Rausch" (Berliner Kleines Theater), vor allem in Frank Wedekinds „Erdgeist", der dasselbe artistische Grundgepräge trägt wie Wildes Dichtung: paradox, wild, grausam, sinnlich. Das sind Hexentänze eines diabolischen Zynismus, wo alle Leidenschaften verwegen durcheinanderquirlen. Die dichterischen Gestalten stehen außerhalb der Gesellschaft, der Tradition, des Gesetzes; es sind Abnormitäten, deren Wesen und Schicksal jenseits der Menschlichkeit liegt und die darum unfähig sind, menschlich zu ergreifen. Es spielen sich da Lebensgeschichten von männermordenden Messalinen ab, die sinnlos und gefühllos alles hinopfern, was ihnen in den Weg läuft, und deren ganzes Tun ein Hohn auf die erbärmliche Schwäche ihrer Opfer ist. Immerhin ist der Wedekindsche Pessimismus der Ausfluß einer einheitlichen, wenngleich pechschwarzen Weltanschauung, und seine wüsten Fratzen haben Stil, obwohl sie in ein pathologisches Museum gehören. Dagegen tragen Strindbergs Gestalten noch Menschenantlitz. Die Henriette in „Rausch" hat wenigstens den Ehrgeiz, ihre

Digitized by Google

Kleinheit an Männergröße wachsen zu lassen, und die Szenen, wo die Liebe der beiden Schuldiggewordenen in Haß umschlägt, weil das Mißtrauen wie eine giftige Saat zwischen ihnen emporwuchert, erhalten einen großen Zug durch die Erkenntnis, daß die Schuld, mag sie äußerlich straflos bleiben, sich im Innern rächt durch Lebensentziehung — Liebe, Ruhe, Freiheit welken dahin. „Soviel Bosheit und Lüge er in sich trägt, soviel stirbt auch in ihm ab," sagt Emerson vom Missetäter. Strindbergs „Fräulein Julie", mit psychologischem Raffinement angeschaut und dialogisiert, bleibt dennoch unverdaulich: die verwahrloste Seele, in Moderluft aufgewachsen, die kokett und feige das Niedrige will und auch nicht will und nach begehrlich gesuchtem und widerwillig erduldetem Fall sich bange aus dem Leben schleicht, läßt uns in einen Fatalismus hineinschauen, dem die Idee der sittlichen Freiheit noch nicht von ferne dämmerte.

Diese noch in den 80er Jahren herrschenden Anschauungen mußten jene Kunstform zeitigen, deren Zweck es schien, saubere psychologische Präparate zu liefern, durch genaue Analysen die Kenntnis psychophysischer Zusammenhänge zu erweitern, zu jedem Willensmotiv den zugehörigen physischen Anstoß aufzufinden und überhaupt das Bedingtwerden des Menschen von außen und innen festzustellen, um die angeblich metaphysische Natur des Schicksals in Kausalbeziehungen aufzulösen. Dieser einseitige und radikale Determinismus, der in so scharfem Gegensatz steht zu Hamlets edler Freiheitslehre: —

„Die Übung kann
Fast das Gepräge der Natur verändern,
Sie zähmt den Teufel oder stößt ihn aus
Mit wunderbarer Macht —"

dieses Sichohnmächtigfühlen gegenüber den Leidenschaften, dem Unglück, dem Laster hinterließ dem Menschen freilich nichts als Ironie, Bitterkeit, Stumpfheit — entweder er rettet sich hinein in eine tiefe Nirwanasehnsucht, oder er geht im Taumel des Genusses unter.

Um die determinierenden Mächte weniger brutal und materiell erscheinen zu lassen, nahmen einige zum Übersinnlichen ihre Zuflucht; so Schnitzler, der Kenner des modernen savoir vivre, in seinem wirkungsvollen Einakter: „Die Frau mit dem Dolche"[1]), wo eine Dame, schwankend ob sie den Ehebruch begehen soll, vor dem Renaissanceporträt der „Frau mit dem Dolche", das ihr in jedem Zuge gleicht, in hypnotischen Schlaf versinkt: durch ihre Seele zieht das Schicksal jener, in deren Leib einst ihre Seele wohnte und was sie in ihrer Präexistenz sann und tat, das muß sie nun wieder tun: sie erwacht und willigt in den Ehebruch.

Maeterlinck arbeitet auch mit mystischen Mächten, ohne freilich Anleihen beim Spiritismus zu machen zu dem Zwecke, den Libertinismus zu beschönigen; er verliert sich klopfenden Herzens in die Tiefen der Seele, um zu erforschen, mit welcherlei Banden „das Leben an seinem Urgrunde und an seinen Mysterien hängt" und „auf welchen stummen tiefen Gewässern die dünne Rinde des täglichen Lebens ruht";[2]) das innere Königreich ist seine Welt, deren Schönheitswunder, deren unsichtbare Güte und geheimes Wissen, deren unmeßbare Tiefen er mit überfeinen Sinnen ertasten möchte. Er ersehnt für den Menschen den „Instinkt der übermenschlichen Wahrheiten" und steht als Grenzwärter an jener Stelle, wo unser dämmerndes Wissen und Empfinden in die purpurne Finsternis der Ahnungen übergeht; er findet, daß wir das schmerzlich gesuchte Jenseits in uns selber tragen und fühlt sich als Entdecker der vierten Dimension innerhalb der Menschenseele, als Dichter des sechsten Sinnes. Traumwandelnd gehen seine Gestalten durchs Leben, ihr Dasein verläuft lautlos, con sordini, von Schauern des Wunderbaren umschwebt; es sind präraphaelitische Typen, die nicht lächeln können; ihre Gefühle sind wie Nebelrauch von der Asphodeloswiese, wo die Schatten wandeln.

---

[1]) Aus dem Zyklus „Lebendige Stunden".
[2]) Vgl. den Essay „Zur Tragik des Alltags". („Schatz der Armen".)

Digitized by Google

Fernliegende Analogien werden dazu gebraucht, Stimmung zu erzeugen, und die Handlungen spinnen sich hin wie narkotisierende Musik: träumerisch, einförmig, das Gemüt in qualvolle Spannung versetzend, als sollten wir schwere Lasten aus einem tiefen Rätselgrund emporheben und reichten doch nicht hinab.

Überdunkle Mystik hat manchmal das Aussehen einer — Mystifikation. Jedenfalls ist dem Dichter sein Programm über den Kopf gewachsen: er kann ihm nicht folgen, und sein Versuch, das Spiel der Leidenschaften aus dem Drama zu entfernen, ist ihm nur etwa im „Eindringling" oder den „Blinden" (wenn auch nicht bühnengerecht) gelungen; seither ist er in praxi mehr und mehr von sich abgefallen. Man hat jüngst wieder Versuche mit „Peleas und Melisande" gemacht, einem durch und durch symbolistischen Drama, das eine Perlenreihe poetischer Bilder aufweist, an deutsche Märchen (z. B. Rapunzel) anklingt und sich sehr fest an eins der feinfühligsten Gedichte Goethes anlehnt:

„Warum gabst du uns die tiefen Blicke
Unsre Zukunft ahnungsvoll zu schauen,
Unsrer Liebe, unserm Erdenglücke,
Wähnend selig, nimmer hinzutrau'n?
Warum gabst uns, Schicksal, die Gefühle,
Uns einander in das Herz zu sehn
Und durch all die seltenen Gewühle
Unser wahr' Verhältnis auszuspäh'n?" [1])

Der Dichter erzählt zwar wieder eine Leidenschaftsgeschichte — die alte Geschichte von zwei jungen Seelen, ihrer schuldvollen Liebe, der Qual des getäuschten Gatten, dem Brudermord aus Eifersucht; aber wie er die materielle Oberfläche von Leidenschaft, Blut, Tränen, Tod von innen stützt und unter der heftigen Wellenbewegung menschlichen Fühlens und Handelns ewige Tiefen ahnen läßt, das kennzeichnet ihn als einen Neuerer. Der äußere und innere Dialog, dessen kunstvolle Handhabung und Mischung Maeterlinck an Ibsen bewundert, ist hier mit fast raffinierter Geschicklichkeit angewandt: die Lippen spielen mit gleichgiltigen kleinen Worten, die Augen bemerken dies und das, was der Handlung fernzuliegen scheint, und doch gewinnt alles Bedeutung für die entscheidenden Ereignisse in den Tiefen der Seele. Maeterlincks verdienstliches Streben, sich „dem Mittelpunkt der Seele zu nähern," führte ihn zu einer tieferen Weibauffassung, und er zeichnet vor allem Melisande als das Weib, dem „seine Seele immer zur Hand ist," das der Wahrheit näher steht als der Mann und dessen Wurzeln viel unmittelbarer hinuntertauchen in alles, was nie Grenzen hatte.

Das Verwachsensein von Instinktivität und Wille veranschaulicht Maeterlinck auch an Monna Vanna; aber auf dieser Gestalt hat mehr Sonne gelegen, und im gesunden Licht potenzierten sich ihre Bewußtseins- und Willenskräfte, sodaß Vannas persönliche Rechts- und Pflichtgefühle sich jedem Druck und Stoß von Vorurteilen, Sittenzwang und brutaler Verkennung gewachsen zeigen. So wie Naturgesetze wirken — geräuschlos, affektfrei, selbstverständlich — so wirkt ihr Gefühl auf ihren Willen, und sie gehorcht mit ebenso ruhiger Energie dem Mitleid, das sie antreibt, sich dem hungernden Volke zum Opfer zu bringen, als sie später das Verhängnis einer Lüge auf sich nimmt, um den zu retten, der ihr größer, freier, edler scheint als die anderen.

Der erste Entwurf schloß damit, daß Vanna verzweifelt über den Unglauben des Gatten an die bewahrte Reinheit sich den Tod gibt. Das war eine Lösung, so wie sie Hebbel in dem (jüngst wieder aufgeführten) Drama „Gyges und sein Ring" gibt. Auch hier handelt es sich um die Schamhaftigkeit des Weibes. Rhodope, dem aufklärerischen Wahn ihres über seine Zeit hinausbegehrenden Gatten ein Opfer, vernichtet sich und den Vernichter ihrer heiligen Schamhaftigkeit. Hebbel, getreu seiner Definition des Tragischen als des „durchaus Unauflösbaren," zeigt hier, wie die heiliggehaltene Idee über das Leben und über den „vorwitzigen Störer" siegt. Maeterlinck, mehr

[1]) Briefwechsel mit Charlotte von Stein.

Digitized by Google

Individualist, ersetzt in dem Augenblick, wo durch den Antagonismus der Naturen Vannas und Guidos die Idee der Gattentreue an Wert verliert, das alte Gebot durch einen persönlichen Entschluß seiner Heldin, die der Natur mehr gehorchen muß als der Sitte. Der letzte Akt endet mit der Exposition zu einem zweiten Teil der Tragödie — denn der „Triumph des Lebens", den Maeterlinck schildern wollte, kann nicht vollkommen sein, wenn er sich auf eine Lüge gründet.

Ein vollentwickeltes sittliches Kraftbewußtsein besitzt Björnsons Tora Parsberg. Ihre Würde gründet sich auf Wahrhaftigkeit. In der großen Welt mit sehenden Augen aufgewachsen, hat sie ihre Erfahrungen in einem bewußten Geistesprozeß durchlaufen und führt ihr Selbstbestimmungsrecht wie ein Szepter. Sie findet den Jugendgeliebten wieder und bietet ihm mit selbstsicherer Grazie ihre Hand an; im Begriff, sich ihm zu verbinden, wird er ihr durch niedere Intriguen geraubt: seiner hohen Stellung verlustig, unvermögend, seine bisherige Politik zu verbessern und mit seinen Taten ihrem hohen Geist genugzutun, aus Furcht, ihr unebenbürtig zu bleiben, nimmt er in seiner Selbstqual sich das Leben. Und Tora, die Lebenskennerin, wußte doch, daß über Selbstqual der Weg zur Größe führt:

„Du weißt nicht, wovor ich knie. Vor dem, was schwach in dir ist und dich jetzt so unglücklich macht. Im innersten Innern ist das das Beste, was du hast. Nur daß es die Gesellschaft, in die es hineingeraten ist, nicht mehr verträgt. So empfindlich, so feinfühlig müssen die sein, die entdecken können, daß andere leiden und daß Gefahr vorhanden ist. So ängstlich, so schwach in sich müssen sie sein, die schwachen Gefäße werden auserwählt, nicht die eisernen Kessel, um Heilmittel zu tragen. So wenig selbstisch schwer müssen sie sein und da sind sie oft schwach .... Ein Mann ist nicht der stärkste, weil er siegt. Die stärksten sind die, die im Bündnis mit der Zukunft sind und in die Gewissen säen .... Wir entsinnen uns dessen, wir Frauen, hier trifft du mit uns zusammen. Nicht mit denen von uns, die essen, schlafen und aus sich selber Ausstellungsgegenstände machen, sondern die, in denen der Instinkt der Rasse am stärksten ist. Die Zukunft harrt in ihrer Sehnsucht wie die Statue in Marmor. Bisher zumeist im Stillen und oft in Tränen. Zuweilen aber — zuweilen tritt eine Frau hervor aus der Reihe. Nimm mich mit, sagt sie, deine Ideale sind unsere ewigen Ideale! Mit dir für sie!"

Für jede Periode, wo sich sittengeschichtliche Umwälzungen vollziehen, gilt das Wort: „Wenn über die Völker der eiserne Wagen der Geschichte rollt und die festen Burgen stürzen, dann hoffen die gebeugten Männer auf die Frauen."[1]) Moderne Dramatiker machen sich zum Sprachrohr solcher Hoffnung. Weibliche Natürlichkeit soll uns emanzipieren von der hohlen Form, weiblicher Individualismus soll dem Geschlechtsverhältnis einen neuen sittlichen Inhalt schaffen, weibliche Lebensanschauung soll gegen die rücksichtslose starre Selbstsucht zu Felde ziehen, und die Mutter Erden-Wärme der Frau soll die Verstandeskälte verdrängen.

Eine Frau, die den heiligen Geist der Weiblichkeit ausgießen möchte über die Welt, hat auch Wildenbruch in seinem „König Laurin" zeichnen wollen —

„eine Königin! Von der Natur
Geprägt zum Geben und zum Überströmen,
Woran man königliche Menschen kennt!"

und fähig zu beweisen, daß „Seele mehr im Menschen kann als Sinn". Amalasunta aber paktiert mit dem Ehrgeiz, und auf ihrem „großen Schicksalsgang", als sie dem Kaiser Justinian die Hand zum Lebensbunde reichen will, zum Wohle der Völker, zertritt sie die Liebe — und bereitet sich ihren Fall hierdurch wie durch die Phantastik, mit welcher sie Unmögliches zu verwirklichen trachtet und nächste Aufgaben — Besänftigung der Zwietracht, Belebung der Tatkraft ihrer Goten — übersieht. Es fehlt dem Drama nicht an heroischen und leidenschaftlichen Geberden, wohl aber an den feineren psychologischen Motivierungen.

Verborgener fließen die Glutströme der Leidenschaft im „Armen Heinrich" von Gerhart Hauptmann, aber sie furchen auch tiefer.

[1]) Weinhold: „Geschichte der Frauen im Mittelalter".

Digitized by Google

„Narben sind
Kostbarer als der Purpur. Ja, ich griff
die Wahrheit tausendfach, und was ich packte
schnitt Runen mir ins Fleisch. Was unten gärt
an Ängsten, giftigen Krämpfen, blutigem Schaum
ich kenn's. — Ich sah!! — Ich wälzte selber mich
verzweifelt in den Bulgen der Verdammten
bis daß die Liebe, die uns alle sucht,
mich fand."

Der Grundgedanke lautet hier: wir kommen alle aus den Tiefen des Wahns, der Leidenschaft, des Pessimismus, wir sind alle Kranke, aber wer sich überwindet und, durch Liebe belehrt, die Selbstsucht entscheidend niederzwingt, dessen Krankheit schwindet. Dann kommt das Leben wohl einmal zu ihm wie ein Maientraum unter dem Hollerbusch.

Neudichtungen alter Stoffe werfen meist ein interessantes Schlaglicht auf den veränderten Zeitgeist. Das Epos Hartmanns ging ganz auf Verherrlichung der Opfertreue, die dem Mittelalter als vornehmste Tugend galt. Der moderne Dichter dagegen achtet immer mehr auf das Leben als auf die Idee; er schildert das, was werden kann und muß, wenn diese und jene eigenartigen Naturen zusammentreffen und ihren Willen, ihre Triebe zu einem Schicksal verflechten. Was ihn am tiefsten interessiert, ist nicht die Lösung, sondern die Entwicklung, und so holt er sich aus dem Bereich seiner Menschenkenntnis Persönlichkeiten von so starker Eigenfarbe, daß der Typus der alten Geschichte durch sie ein ganz neues, junges Gepräge erhält. Es wäre darum unzeitgemäß, wollte man an Hauptmann tadeln, daß er aus des alten Hartmann schlichtem Mägdlein und Ritter einen durch alle Höllen des Zweifels und der Verzweiflung Gejagten und ein Kind gemacht hat, das zugleich Weib und Heilige, von den Schauern nahender Jungfräulichkeit und dem Fieber religiöser Ekstase auf die Höhe ihres Entschlusses geführt wird.

Spezialartist im kecken Schnellmalen kleiner, rascher, schicksalsvoller Entwicklungen aus dem Leben der „Freiesten" und Skrupellosen ist Arthur Schnitzler, dessen vielgespielte, wienerisch lebendige Komödien der Moral oft lustige kleine Fratzen schneiden. Seine Landsmännin Marie Eugenie delle Grazie, mit dem gleichen Bühnentemperament begabt, die sich ebenso scharfsichtig wie er in Einaktern über das Wiener Bürger- und Halbweltsleben ausspricht, hat jedoch des Daseins bittere Hefe geschmeckt und ist durch ihr persönliches Miterleben und ihre philosophische Klarheit immer auch auf den ethischen Kern ihrer Probleme aufmerksam geworden. Sie weicht der Tragik nicht aus.

Ihr Dramolett „Mutter"[1]) schärft der modernen Gesellschaft, die gegen den Opfergedanken revoltiert, wirkungsvoller als Hauptmann, der Nur-Poet, die Notwendigkeit des Opfers ein. Daß es ohne Opfer kein Glück, keinen menschlichen Zusammenhalt, keine Liebe geben kann und daß, wer Treue und Caritas beiseite setzt und immer nur tut, was ihm am bequemsten ist, seine reichsten Lebensquellen verstopft, zeigt sie mit künstlerischer Feinheit. Eine Schauspielerin hat einer vorteilhaften Verbindung wegen ihre natürliche Tochter im Stich gelassen und nun, krank und verraten, verzehrt sie sich in Sehnsucht und Gewissensqual nach derjenigen, die als ihr Gesellschaftsfräulein unerkannt, freudlos, verbittert neben ihr hinlebt.

„Mutter" erinnert im Grundgedanken an „Wenn wir Toten erwachen"; Ibsen vervollständigt denselben durch den Zusatz: wer in der Frau das Weib tötet, mordet in ihr zugleich die Mutter — und ist sie dort kalt und starr geworden, wo ihre höchste Lebensglut flammen soll, dann breitet sich der Eiseshauch über ihr ganzes Wesen, und sie wird irr und entmenscht wie die arme, einst so opferselige Irene oder leichtsinnig und hohl wie Maja. Und der Mann, der blind an den Idealen und Mysterien der Weibesseele vorbeigeht, kann sein eigenes Höhenmaß als Mensch und Künstler auch nicht erreichen —: der Bildhauer Rubek schafft nach der Trennung von

[1]) Aus dem Zyklus „Zu spät".

Digitized by Google

Irene nur noch „Menschen mit heimlichen Tiergesichtern!“ — Ibsens wie Björnsons Epilog ist immer derselbe Seufzer: der edlere Teil der Menschheit, der in die Höhe strebt, wird tragisch vernichtet; die anderen steigen herab in die Niederungen und leben dort das Leben der Halbmenschen unbehelligt weiter — warum gelingt die Emporbildung des Menschengeschlechts nicht in grader Linie? warum die tausendfachen Umwege? warum verschleudern die Robusten ihre Kraft an Wertlosigkeiten, und warum werden die Wissenden und Könnenden durch soviel Leiden geschwächt?

Dennoch aber wird das Excelsior! immer wieder mit Feuerworten gepredigt. Bei Gorki scheint's nur eine stumme Mahnung zu sein — und doch eine Predigt! Sein düsteres Nokturno „Nachtasyl“ hat erschütternd gewirkt. Es ist kein stilgerechtes Drama — seine Romane sind oft viel dramatischer. „Szenen aus der Tiefe des Lebens“ nennt er sein Stück, aus dem so viel Selbstergriffenheit zu uns spricht. Es sind Zustandsschilderungen, Bilder aus dem Leben der von Gott und Menschen Verlassenen, zu denen die Güte in Gestalt des alten Pilgers Luca hinabsteigt und es fertigbringt, schlummernde Gottesfunken in den ausgebrannten Seelen zu wecken. Was doch ein Guter für seine Brüder vermag! Gorki erkennt freilich: das Elend selbst ist nicht aus der Welt zu verbannen, es gebiert sich immer neu, selbst wenn Tausende es erdrücken und ersticken wollten, weil es da sein muß, weil es seine unentbehrlichen Funktionen im großen Lebensprozeß hat. Aber zu seinen Funktionen gehört, daß es die Kampfkräfte aufreizt, daß es sich Feinde macht — möglichst viele. Denn die Kämpfer werden doch so viel erreichen, daß das Elend sich wandelt, daß es sich verfeinert, daß die Leiden mehr nach innen schlagen. Leichter werden sie dadurch nicht, aber sie verrohen den Menschen nicht mehr, sie veredeln ihn.

Die religiöse Dichtung gewinnt auch Vordergrund. Seit man psychologisch hellsichtiger wurde, ist die Lebensfülle der erhabenen Gestalten der Bibel gleichsam neu entdeckt worden. Es wirkt einigermaßen humoristisch, daß die Zensurbehörde des christlichen Staates gerade diese Dramengattung verfolgt. Paul Heyses „Maria von Magdala“ wurde verboten und ebenso auch Elise Schmidts Drama „Judas Ischariot“[1]), eine Dichtung, die, schon 1876 erschienen und seitdem fast vergessen, eine großartige Gedankenlyrik und weit kühnere Charakterzeichnungen enthält als das Heysesche Drama. Hier ist Judas nur der lüsterne Mann mit dem weltlichen Ehrgeiz, dort der geistige Weltumsegler, der große Menschenverächter, der Machtgierige, zu skeptisch aber, um tatkräftig zu sein, ein Luziferischer Typus, der den Größeren nicht erträgt, weil an dessen Güte alle dämonischen Gewalten zunichte werden.

Das Theater erhebt sich allmählich wieder zur Bildungsstätte. So soll es sein. Das Bühnenspiel soll Bewegungsspiele in unserem Gemüt anregen, Klänge von dort sollen Widerklänge erregen — dann greifen wir begehrlich-wehmütig nach all' den bunten Farben, womit das Leben der Dichtergestalten geschmückt ist; ein freitätiges Miterleben und Nachschaffen, ohne bewußten Zweck, aus bloßer Freude an den mouvements de l'âme, weckt alle Kräfte unseres Geistes, und so entwickelt sich leicht und unmerklich, indem die Seele sich in erhabene und rührende Empfindungen hineinträumt, aus ästhetischen Reizen, aus Sehnsucht, Erinnerung, Willensantrieben, Wohlgefallen an den klaren Linien gesunder Menschenart, jene gehobene Stimmung, in welcher die sittliche Tatkraft gedeiht und der Blick des Nachdenklich-Gewordenen das Leben freier und tiefer erfaßt.

[1]) Reclam Nr 1246.

Digitized by Google

Aja.

Novelle von

Georg Nordenſvan.

Autoriſierte Überſetzung aus dem Schwediſchen von E. Stine.

Nachdruck verboten.

(Fortſetzung von Seite 51)

4.

„Kommen Sie eine Taſſe Kaffee mit mir trinken!“ ſagte Aja eines Nachmittags, als wir von einem Spaziergang zurückkehrten.

Als wir in ihr Zimmer traten, ſaß Edvard da.

Sie war ſo froh überraſcht! „Wie hübſch von Ihnen, daß Sie auf uns gewartet haben,“ brach ſie aus und ſchüttelte ihm die Hand.

Edvard hatte mehrere ihrer Studien von der Wand genommen. Er ſaß vorn beim Fenſter und beſah ſie.

Die Urſache ſeines Kommens war offenbar. Die Arbeit war ihm nicht von ſtatten gegangen, er hatte die Pinſel weggeworfen, und da es ihm ſelbſtverſtändlich nicht angenehm ſein konnte, ſeiner Frau zu ſagen, er könne nicht arbeiten, war er hierhergekommen, um mit ihr zu ſprechen, die es verſtand, was es für einen Künſtler heißt, zu wollen und nicht zu können.

Sie fragte nichts der Art — ein inſtinktives Gefühl ſagte ihr, wie er behandelt werden müſſe —, ſondern begann von ganz anderen Dingen zu reden, aber die Freude über ſein Kommen vermochte ſie nicht zu verbergen — ſie leuchtete ihr aus den Augen, ſie ſprach aus ihrer Stimme, welche eine Wärme angenommen, die ſie ſonſt nicht beſaß.

Mir war's, als hätte ſie zu ihm hingehen und ihm mit weicher, kühler, ſchützender Hand über die Stirn ſtreichen mögen, wie eine Mutter ihrem Knaben tut, um ihn zu tröſten, wenn die Welt hart und böſe gegen ihn geweſen.

Und ihm ſchien es eine Erholung, ſo bei uns zu ſitzen. Er wurde bald geſprächig und heiter, wie er es ſein konnte, wenn er nicht an ſeine Arbeit dachte. Er ſagte kein Wort darüber, noch über Ajas Studien, die er doch eben betrachtet hatte. Und doch kreiſte das Geſpräch um das, was die Urſache ſeines Beſuches war und von dem die beiden ſich, trotz ihrer Scheu, es zu berühren, doch nicht ganz losreißen konnten.

Wir hatten ſchon ziemlich lange geplaudert, als es an die Tür klopfte. Es war Edvards Frau, die nachzuſehen kam, ob er hier ſei.

„Nehmen Sie Platz, Frau Aſp!“

Sofort erhielt das Geſpräch einen anderen Ton — es glitt auf die lokalen Verhältniſſe über, man ſprach von Nachbarn und Sommergäſten, von Dingen, die keinen unter uns intereſſierten.

Frau Aſp ſah ſich mit großen Augen im Zimmer um; es war augenſcheinlich, daß ſie deſſen Ausſchmückung mit wohlfeilem Pariſer Kram ziemlich ſonderbar und geſchmacklos fand, und Aja, welcher dieſe ſtille Muſterung nicht entging, nahm ihre Zuflucht zu forciertem Geplauder über alles und nichts, bis nach einer Weile Edvard aufſtand und gute Nacht wünſchte.

Ich ſah die beiden ſtumm nebeneinander ihres Weges gehen. Er natürlich wieder in ſeine Gedanken verſenkt, die mit ihr zu teilen er keine Veranlaſſung hatte, ſie, wie mir ſcheinen wollte, ohne vielleicht ſelbſt zu wiſſen warum, ebenfalls ein wenig gedrückt und niedergeſchlagen, was noch verſtimmender auf ihn wirkte, da er ſie betrübt ſah und ſich außer ſtande fühlte, ſie aufzuheitern.

Ich bin überzeugt, daß er, als er ſo dahinſchritt, eine gewiſſe Abneigung gegen Aja zu fühlen glaubte, weil ſie jene Keckheit beſaß, die ihm ſo gänzlich fehlte. Mußte es ihn

Digitized by Google

nicht reizen, sie als die Sichere zu sehen, die berechtigterweise mitleidig auf sein ungewisses Umhertappen herabblickte?

Ohne das Oberflächliche ihrer Kunst zu verkennen, beneidete er sie wohl um die unbefangene Leichtigkeit, mit der sie alles behandelte, was ihm so endlose Schwierigkeiten bereitete. Oder war es das Weib in ihr, bei dem er Aufmunterung suchte?

Da wanderte er nun heim zu seinem Idyll. —

„Haben Sie Herrn Asp heute gesehen?" fragte mich Aja um die Mittagsstunde des folgenden Tages.

Nein, ich hatte ihn nicht gesehen.

Aber sie war ihm begegnet.

„Aber nun raten Sie, wieviel Uhr es war? Drei Uhr morgens. Ein Rendezvous zu nächtlicher Stunde!"

Sie hatte in der Hängematte ein Schläfchen gemacht, war bei Morgenkühle aufgewacht und zur Gartentür gegangen.

Da hatte sie Asp kommen gesehen. Er könne nicht schlafen, sagte er, und wolle sich darum hier ein wenig umsehen. Aber Gesellschaft wolle er keine — das sagte er gerade heraus — „nicht einmal meine angenehme Gesellschaft ließ er sich gefallen".

Einige Wochen hindurch kam er nicht zum Vorschein. Aber er hatte sich mit dem Dampfboot eine große Leinwand herausbringen lassen, und wir wußten, daß er täglich punkt vier Uhr aufstand und hinaus an die Arbeit ging. Unsere Gesellschaft suchte er nicht.

Da kam eine Regenzeit. Es war unmöglich draußen zu malen, und so bekam ich eines Tages sein großes Gemälde, das er im Saal des Müllers aufgestellt hatte, zu sehen.

Es stellte das Erwachen der Natur dar. Noch ist die Sonne nicht aufgegangen, aber schon glimmt und gleißt es an dem glashellen wolkenlosen Himmel, auf dem hie und da noch ein bleicher Stern zurückgeblieben ist. Der See ein Spiegel für das Farbenspiel des Himmels, für Baum und Schilf! Alles so klar und rein! Frische, Ruhe und Schweigen über der ganzen Natur! Sie erwartet die Sonne, die rosige Sonnenglut über Himmel und See . . .

Und er, der diese Stimmung so groß und kühn, so voll Empfindung auf die Leinwand gelegt, er beneidete Aja Borgström und ihre Malerei. Er grämte sich, nichts zu können.

Ich mußte versprechen, ihr nicht ein Wort von dem Bilde zu sagen. Indessen war sie es, die mit mir davon anfing, obwohl sie es noch nicht gesehen. Welch großen Platz er schon in ihren Gedanken einnahm, zeigte sich in ihren Reden, die sich in jenen Wochen gar viel um seine Person drehten und folgende Tonart hatten:

„Nun regnet es, und er hat das Bild in sein Zimmer genommen. Wahrscheinlich kann er es nicht über sich bringen, das Malen jetzt zu lassen. Er muß ja sehen, daß es sich drinnen ganz anders ausnimmt als im Freien; daß seine Emma nicht den Verstand hat, ihm Pinsel und Farben wegzusperren und ihn, so lange es regnet, ein wenig zum Geselligkeitstier zu machen. Statt für sie Muster zu zeichnen oder das Kind zu malen oder wie ein vernünftiger Mensch mit uns Vira zu spielen, wird er nun anfangen, mit dem Bild zu experimentieren, wird die Farben nach dem Stubenlicht ändern, wird wirkungsvolle Gegensätze hineinkomponieren, um eine recht schön abgetönte Farbenskala herauszubekommen — und wird eines schönen Tages wieder dahinter kommen, daß er auf dem besten Wege ist, eine Chic-Landschaft zu malen, und daß sein Bild ein Zwitterding ist. Es ist zu traurig! Sie werden sehen, daß ich recht behalte. — Ich fange an, ihn zu kennen. Er malt gar zu gewandt, das ist seine Schwäche. Er kann nicht schlicht und geradezu malen."

Das Regenwetter wollte kein Ende nehmen, und so kam der Tag von Ajas Abreise. Sie kam und klopfte an meine Tür. Nein, sie konnte sich nicht zurückhalten, sie mußte sich Luft machen.

„Ich habe das Bild gesehen; ich gab mich nicht zufrieden, eh' ich nicht hineindurfte.

Sehen Sie, daß ich recht hatte? Er hat daran gemalt, bis das Frische der Stimmung verschwunden ist. Gerade, was er betonen wollte, was er zum Ausgangspunkt genommen, gerade das fehlt jetzt. Und er weiß es sehr wohl, ich sah es ihm an. Er war so nervös, als ob er beißen wollte. ‚Sagen Sie nur gerade heraus, daß es schlecht ist; Sie wenigstens fürchten sich nicht, die Wahrheit

Digitized by Google

zu sagen', rief er. Er sah aus, als wolle er mich schlagen — und ich wußte einen Augenblick nicht, was tun.

Aber nun hören Sie! Es kam mir der Einfall, ihn zu reizen, um sein Selbstgefühl, seinen Künstlerstolz zu wecken. Ich sagte im kältesten Ton, den ich herausbringen konnte, daß dies durchaus nicht das sei, was ich von ihm erwartet hätte, und daß ich wüßte, was ich ihn tun ließe, wenn er mein Schüler wäre. Es war kolossal unverschämt, aber jedes Leder braucht seine Schmiere. Das Ende war: Nehmen Sie ein Messer, kratzen Sie alles das ab und machen Sie es dann in einem Zug fertig. Ich war so frech, daß ich mich vor mir selbst schämte, aber ich war böse — wie kann das alles zu einem Resultat führen!"

Sie war so erregt, daß ihr ganzes Gesicht glühend rot war und die Tränen ihr in den Augen standen. —

Aja reiste ab und die Regenzeit hörte auf. Edvard blieb unsichtbar.

Eines Tages machte ich auf dem Mühlhof einen Besuch und traf seine Frau allein. Edvard sei ausgegangen, er sei seit letzter Zeit so ruhelos und fortwährend außer Haus. Das Bild habe er wieder begonnen, aber niemand dürfe es sehen. Und er habe jetzt keinen anderen Gedanken als daran. Nachts gönne er sich keine Ruhe zum Schlafen und stehe einmal ums anderemal auf, um zu sehen, ob der Himmel sich bewölke.

Aus ihrem Ton sprach die äußerst korrekte Ergebenheit einer vernachlässigten Frau, die dennoch anzudeuten versteht, daß sie ihr Schicksal mit Demut und Würde trage.

Am Heimweg begegnete ich Edvard. Er war zerstreut und nervös.

„Das Bild? Ich habe alles verwischt und es neu angelegt. Alles hängt jetzt davon ab, ob wir schöne Morgen haben — der Barometer steht glücklicherweise hoch — andernfalls ist der ganze Sommer verloren . . ."

Von da an interessierte ich mich eine Zeitlang beinahe ebenso für die Witterung wie er. Jeder Tag mußte benutzt werden, wenn das Bild fertig werden sollte. Denn schon war die Zeit da, wo die Birken hie und da gelbe Zweige bekommen und die Morgen- und Abendfarben Ansätze zu Härte und Schärfe zeigen. Der Hochsommer begann in den Spätsommer überzugehen.

Als ich Edvard das nächstemal begegnete, war er in so ruhigem Gleichgewicht, wie ich ihn nur während der ersten Woche hier draußen gesehen. Er hatte sich entschlossen, das Bild so zu lassen wie es war und keinen einzigen Pinselzug hinzuzufügen.

Aja hatte mir bei ihrer Abreise eine halbgeleerte Chartreuseflasche vermacht, und ein Glas des goldenen Trunkes leerten wir auf das Resultat dieses Sommers. Daß das Hoch auch ihr galt, nahm ich als ausgemacht an. —

Nach meiner Übersiedlung in die Stadt sah ich meine Sommerbekannten selten. Eines Mittags aber begegnete ich Aja auf der Straße.

Ich konnte ihr eine Neuigkeit mitteilen: daß ich einen Aufenthalt in Paris über den Winter vorhätte.

„O wie angenehm! Und wenn ich gut verkaufe, komme ich vielleicht auch im Frühling hin, da wollen wir aber lustig sein!"

Auch sie hatte etwas Neues zu berichten. Sie begann mit der Frage, ob ich Asps „Morgenstimmung" gesehen.

Ich kannte es noch nicht.

„Denken Sie sich also, es ist gut, es ist wirklich gut. Ich war schon lange über nichts so erstaunt. Erstens, daß es fertig ist, und zweitens über diesen Nachdruck und Schwung darin. Ach, ich war so froh, ich hätte den Menschen umarmen können."

Auch von anderer Seite hörte ich die Bestätigung dieser Neuigkeit. Edvard Asp hatte eine tüchtige Arbeit geliefert.

Das Bild überraschte nicht durch etwas Neues, aber es war solid und ehrlich, wahr und fein wie seine eigene Persönlichkeit. Sogar diejenigen, welche die Eleganz seiner Technik herausfordernd fanden, neideten ihm den Erfolg.

Es wurde zum Herbst für das Nationalmuseum angekauft, und wenige Tage später meldeten die Zeitungen, der hervorragende Landschaftsmaler Edvard Asp, welcher in so reichem Maße die Erwartungen, die er erregt, befriedigt hätte, sei nach Paris abgereist, „um dort seine Kunst zu vervollkommnen."

So war also sein Sommer kein verlorener gewesen.

Digitized by Google

5.

In Paris angekommen, nahm ich in der Nähe des Boulevard Clichy Wohnung.

Einige Skandinavier, die in dieser Gegend wohnten, hatten ein kleines Restaurant nahe dem Place Blanche zum Sammelort gewählt. Hier pflegten wir uns um die siebente Stunde zum Diner zu treffen.

Außer Edvard Asp und seiner Frau — das Kind hatten sie in der Obhut der Schwiegermutter und der Verwandten gelassen — kamen noch einige andere junge schwedische Maler und finnische Malerinnen hin. Gelegentliche Gäste waren Sven Richert, der sich gewöhnlich zu einer Koterie junger Franzosen hielt, und ein Norweger, der sich in Skandinavien unmöglich gemacht hatte und nun hier den Märtyrer spielte. Er hatte unter dem Titel „Décadence" eine Serie Novellen aus dem Brasserie-Leben im Quartier latin geschrieben, welche konfisziert wurden und teilweise dadurch eine gewisse Berühmtheit erlangt hatten. Gegenwärtig beschäftigte sich der Verfasser ausschließlich damit, das Pariser Pflaster zu treten, die Menschen zu verachten und jedem zu verkünden, daß er mit dem Leben fertig sei.

Er hatte ein rundes, bartloses, knabenhaftes Gesicht mit höhnischem Ausdruck, trug das Haar in die Stirn herabgestrichen und legte es darauf an, durch sein ganzes Auftreten als bohémien zu wirken. Zeichnete sich außerdem durch eine unwiderstehliche Begierde aus, in Gegenwart von Damen besonders gemein zu sein und fühlte sich im übrigen von den weniger Genialen unter uns „nicht verstanden".

Richert, der ihn in Schutz nahm, behauptete, der Norweger sei ein guter Junge und ein von Grund aus feiner Junge, der außerdem das Verdienst besitze, vor nichts zurückzuschrecken, und der selbst in jenen Winkeln der Stadt Bescheid wüßte, welche weder Fremde noch Pariser kannten, noch kennen zu lernen wagten.

In seiner Gesellschaft hatte Richert verschiedene, sowohl durch ihre Ungewöhnlichkeit als durch ihre Gefahren reizvolle Abenteuer durchgemacht. Mehr als einmal hatten sie sich in den Champs Elysées zur Nachtzeit mit herumstrolchendem Gesindel zusammengetan, sich in Spielhäuser und Banditenhöhlen einführen lassen, und als einmal ein solches Nest umstellt und die Gesellschaft eingezogen wurde, waren sie nur mit knapper Not — ihre Flucht ging über Dächer und Gartenmauern — der Polizei entgangen. Alles in diesem Stil war nach Richerts Geschmack, der, im Vertrauen auf seine Fäuste und auf sein gutes Glück, keine Furcht kannte.

Während seiner ersten Jahre in Paris war es unmöglich gewesen, mit ihm auszukommen. Seine überquellende Grünjungenlaune pflegte sich in der Weise zu äußern, daß er bei einem Feste die gefüllte Wasserflasche an die Wand warf, oder, im Wagen sitzend, die Scheiben mit den Ellenbogen durchschlug, um sich Luft zu schaffen — die Scheiben ganz einfach herabzulassen, wäre zu wenig genial gewesen —, oder daß er einmal von seinem Atelierfenster im siebenten Stock auf einen Balkon des fünften Stockwerkes kletterte, um ein paar dort in Pension lebende englische Misses zu erschrecken.

Mit der Zeit hatte nun dieses Stadium von Verrücktheit nachgelassen, er trat nun nicht mehr so prahlerisch und übermütig auf, und es war etwas Frisches und Gemütliches in seiner Jungenhaftigkeit. Er war jetzt eine Mischung von gamin und Pariser Künstler, kleidete sich elegant und hatte sich unter dem jungen Frankreich Freunde erworben.

Als Maler ebenfalls unbändig und unberechenbar, hatte er doch entschiedenes Talent, dem nur Reife und Selbstbeherrschung mangelten.

Derzeit war er Intentionist und Synthetist und verachtete das Naturstudium. „Die nichtssagende Wirklichkeit" war zu banal für ihn und seine Koterie.

Asp und Richert hatten keine näheren Berührungspunkte. In Stockholm war Asp vor ein paar Jahren der einzige gewesen, der Richerts Partei genommen, als alles über seine gewaltsamen Effektbilder lachte und sogar viele Künstler — jene echte Stockholmer Clique, die sich gegen alle unnötigen neumodischen Einführungen mißtrauisch verhält — den Burschen für verrückt erklärten. Zu jener Zeit war Richert mit Haut und Haar Impressionist. Unter großer Anstrengung war es Asp einmal, als Richert sich in Geldklemme befand, gelungen,

Digitized by Google

einige von dessen Bildern zu verkaufen. Seit nun Richert unter die jungen Pariser Umstürzler gegangen, verachtete er naturgemäß Bourgeoiskunst, die Asp repräsentierte, und hatte einen Ton gegen ihn angenommen, der den Älteren, Vernünftigeren verdrießen mußte.

Edvard konnte hier in Paris nicht recht ins Gleichgewicht kommen. Er fühlte sich so außerhalb stehend, so zurückgeblieben angesichts dieses fieberhaften Kampfes um Erfolg und Fortschritt, in welchem ihm weniger die große Bewegung, die ehrliche rastlose Arbeit, das um Moderichtungen unbekümmerte Streben der selbständigen Künstler vor Augen trat, als vor allem die Begierde, überall dabei und obenan zu sein und in erster Reihe zu stehen unter den Männern des Fortschritts. Mit dem Strome zu schwimmen, jedem Windstoß zu folgen, jeder Modelaune sich zu unterwerfen, das, schien ihm, hatte sich die Jugend zu ihrer Hauptaufgabe gemacht. Und er, dem alles, was Humbug und Prahlerei heißt, ein Greuel war, er ereiferte sich, wenn von der Kunst des Tages die Rede war, und nahm die alten Maler in Schutz, ob er gleich instinktmäßig dasselbe anstrebte, wie die Besten unter der Jugend: den Ausdruck für das eigene Gefühl, für die eigenen Natureindrücke.

Und er erkannte innerlich und gestand auch mir, daß seine mißglückten Versuche ihn gegen jene aufgebracht hätten, denen die Gabe des Fanatismus und der Gedankenlosigkeit das Gelingen soviel leichter macht. Diesen Winter hatte er wenig arbeiten können; er hatte sich in Experimente, die seiner Natur zuwiderliefen, verirrt, sich in Augenblicksstimmungen, in Luftstudien versucht, und nichts war ihm geglückt. Aber er beklagte sich nicht, und ein Wort der Teilnahme wäre gerade das gewesen, was er am wenigsten ertragen hätte. Ich kannte nun diese allzu empfindliche und scheue Natur, die es nicht über sich gewann, sich zu enthüllen und die Hand auszustrecken nach dem Mitgefühl, nach dem sie dürstete; eine jener Naturen, die verurteilt sind, allein zu wandeln; eine jener stummen Naturen, die sich danach sehnen, zu sprechen.

Eines Tages zu Anfang März kam Aja Borgström an, voll Entzücken, wieder in Paris zu sein und in einem Nest in Clichy speisen zu können, mit dem Boulevardlärm, den Trompetensignalen der Pferdebahn, dem heiseren „u—up" der Kutscher, dem Rufen der Zeitungsjungen, dem Geschwätz und Gelächter der Vorbeigehenden vor den Fenstern. — —

Die ganze Gesellschaft ward von ihrer munteren Laune angesteckt — Frau Emma natürlich ausgenommen. Sie machte zwar bei Ajas etwas lauter Heiterkeit keine ostentativ mißbilligende Miene und lachte mit uns über das mit Hurrah begrüßte Präsent der Neuangekommenen — eine hermetisch verschlossene Blechbüchse mit Eierkuchen — echten schwedischen Eierkuchen — aber ihr ganzes Wesen zeigte, daß sie sich in ihrer Umgebung nicht wohl befand und das Bewußtsein mit sich trug, nicht hierher zu gehören und die Interessen der anderen nicht zu teilen. Ihre Abwesenheit hätte nicht die geringste Lücke hinterlassen. Aber obwohl sie dies fühlte, gab sie sich keine Mühe, sich beliebt zu machen. So ging denn auch die allgemeine Ansicht dahin, daß sie ein langweiliges Geschöpf und Edvard zu bedauern sei.

Wir beschlossen den Tag im Divan Japonais. Es war ein Vergnügen wie eigens für Aja bestellt. Das dort versammelte Publikum schien nur gekommen, um Spektakel zu machen, und die Auftretenden sahen aus, als seien sie nur dazu angestellt, um die Späße des Publikums herauszufordern. Dieser bleiche, ehemalige Tenor mit den hungrigen Augen, dieser kolossale, blitzende Neger mit dem eleganten Auftreten und dem entzückt lächelnden Munde von einem Ohr bis zum anderen, diese faserige Straßendirne, die Yvette Guilbert zu kopieren suchte! — Das Publikum überschrie die Sänger, applaudierte wild, schrie aber „non—assez!" wenn man mit Dacapo-Nummern drohte.

Es war ein wildes Konzert. Sogar Edvard wurde von der allgemeinen Ausgelassenheit mitgerissen. Für Aja, die direkt aus Stockholm kam, war all das neu und merkwürdig — diese ganze Gesellschaft junger Leute beiderlei Geschlechts, die da aus voller Kehle sangen, pfiffen, krähten und gackerten, ohne doch den ganzen Abend mehr als eine Tasse Kaffee oder ein Glas Bier zu trinken.

„Ja hier gibt's Anregung, um zu arbeiten, was das Zeug hält," brach Aja aus, als wir

Digitized by Google

wieder auf Place Blanche standen. Von Moulin rouge schallte Musik herüber, und ehe wir wußten wie es kam, tanzten wir auf dem Platz Walzer — Aja und Edvard an der Spitze. Und als Hintergrund für das improvisierte Ballet ragte die rote Mühle in scharfer Beleuchtung gegen den Abendhimmel, und ihre mit kleinen, blitzend roten elektrischen Lichtern besetzten Flügel schnurrten ihr ‚Willkommen im fröhlichen Paris'.

* * *

Aja hatte ein paar Landschaften für den „Salon" mitgebracht. Edvard hatte zwar nichts fertig, aber die Erlaubnis, sein Museumbild vom vorigen Jahr in Paris auszustellen. Richert dagegen verachtete den „Salon" und wollte sich keinem Refus aussetzen — selbstredend wären seine Bilder der herrschenden Philistermajorität in der Jury nur ein Greuel gewesen.

Aja hatte begonnen „zu arbeiten, was das Zeug hält". Vormittag malte sie Modell, und um ihre Nachmittage auszufüllen, hatte sie ein großes Porträt von Emma Asp angelegt.

Sie malte Emma in Edvards Atelier sitzend, in der doppelten Beleuchtung zweier Fenster, deren eines einen Streifen der Mittagssonne hereinließ, welcher in die kalten, grauen Töne des Ganzen eine Menge lustiger Reflexe brachte.

Emma war ein Mustermodell. Sie saß Stunde für Stunde geduldig da — Aja Borgström wollte durch ihre Gestalt den Eindruck träumerischer Melancholie hervorrufen. Bisher hatte ihre Figur aber noch gar keinen Ausdruck bekommen, denn die Sonnenstrahlen, die in dem grauen Atelier ihr fröhliches Spiel trieben, hatten Ajas Aufmerksamkeit ausschließlich gefesselt. Die Aufgabe war neu und schwer, und es freute sie immer, sich an dem Unmöglichen zu versuchen.

Edvard saß vor seiner Staffelei, eine dekorative Landschaft komponierend.

Ich sah sie nicht oft, meine Wege führten mich nach anderer Richtung und nur selten in das Restaurant des Boulevard Clichy. Richert sah ich gar nicht, und fragte man nach ihm, so grinste der Norweger sein überlegen ironisches Lächeln und meinte, er sei von Germaine in Anspruch genommen.

Ich hatte sie einmal gesehen, diese Germaine: ein kleines Modell, erst fünfzehn Jahre alt, aufgewachsen und erzogen in Ateliers und unter Künstlern, ein echtes Zigeunerkind, eine Mignon im modernen Pariser Stil — aber eine Mignon, deren Sehnsucht nicht nach einem Märchenschloß unter Lorbeer und Orangen ging, sondern nach einem kleinen, eleganten Haus beim Parc Monceau mit Equipagen und Groom und einer diskreten Kammerjungfer.

Anfangs gefiel Aja dem Norweger. Er verleitete sie, Absinth zu trinken — Absinth war das einzige, was ihm das Leben erträglich machte — und sie schnitt dem grünen Gepantsche eine Grimasse und meinte, man müsse es wohl in die unrechte Kehle bekommen, um recht zu erkennen, wie gut es sei. Als er aber einmal eine Stunde bei ihr gesessen und ihr auf seine Weise von verschiedenen Seiten des Pariser Lebens erzählt hatte, die sie nicht kannte und die ihre Neugierde reizten, da wurde sie mit einemmal böse und gebot ihm zu schweigen. Und als er darauf beleidigt ihr etwas sagte, was er „eine Wahrheit" nannte und damit seines Weges ging, da entlud sie ihre Entrüstung uns anderen gegenüber mit einem Gefühl und einer Überzeugung, die ich kaum von ihr erwartet hätte. Sie hatte die Tränen in den Augen, und ihre Lippen zitterten:

„Ich glaube nicht, daß ich zimperlich bin, ich bin auch kaum eine von den ‚besseren Leuten', und eine ingénue bin ich auch nicht, aber für so unfein und ungebildet hat doch niemand das Recht, mich zu halten, daß ich dasitzen und die Gemeinheiten dieses Tölpels anhören müßte."

Sie stand auf und ging aus dem Zimmer, um uns nicht zu zeigen, wie kindisch sie sei und wie wenig sie sich zu beherrschen wisse.

6.

April war gekommen und man begann den Frühling in der Luft zu spüren.

Eines Abends, als wir an unserem Versammlungsort anlangten, waren weder Edvard und Emma noch Aja da. Erst nachdem wir uns draußen im Freien zum Kaffee niedergelassen hatten, wurden wir Ajas ansichtig,

Digitized by Google

die von einem Omnibusdach herab uns zuwinkte. Sie hatte Edvard bei sich oben.

Sie sprang herab, sonnverbrannt, warm von der Frühlingsluft. Eine ganze Beute eben aufgeblühten Flieders führte sie mit sich.

„Es lebe der Frühling!" riefen wir. Und sie nahm das Kompliment mit strahlender Miene und einer großartigen Verneigung gegen das Publikum entgegen.

Bis hierher in die Boulevards brachten sie die Frühlingsluft. — Aja hatte Edvard zu früher Morgenstunde in einem Omnibus erblickt, und augenblicklich erratend, daß er im Begriffe sei, durchzubrennen, war sie ebenso augenblicklich zu ihm in den Omnibus gesprungen, und „so war der arme Kerl gezwungen, den ganzen Tag mit ihr herumzuziehen". Übrigens war es ganz „extra lustig" gewesen.

„Ja, es war herrlich auf dem Lande!" stimmte Edvard ein. Und er beschrieb die Landschaft, wie sie noch vor seinen Augen stand, kleine zarte Motive vom Seine-Ufer. Die ganze Au ringsum ein einziges Bukett von Frühlingsblumen, ein ganzes Beet erblühenden Flieders unter der Veranda, auf der sie gefrühstückt hatten. Und wie dann die Dämmerung sich so ganz leicht in zitternder Durchsichtigkeit über die Landschaft zu legen begann und hie und da die Lichter angezündet wurden, während der Himmel noch ganz hell in Rosafarbe über Hügel und Fluß lag — geradezu bezaubernd!

„So habe ich die französische Natur nie vorher gesehen! Und auch Paris nie so, wie es heute da lag, als wir im Dampfboot in das blaue Dämmerlicht hineinfuhren mit der Botschaft, daß der Frühling gekommen sei."

„Wo ist Emma?" unterbrach er sich plötzlich.

Diese Frage kam so unbewußt komisch heraus, daß eine allgemeine Lachsalve ihm antwortete. Edvard lachte mit — er hatte Emma wirklich ganz und gar vergessen gehabt.

„Ich will hinaufgehen, sehen, ob sie zu Hause ist."

Er kam nicht wieder.

Nächsten Mittag ging ich in sein Atelier.

Ob Frau Asp gestern vielleicht auf eigene Faust ausgegangen sei, das Pariser Leben zu studieren?

O nein, sie sei zu Hause geblieben, antwortete sie, sie hätte gar keine Lust zum Ausgehen gehabt.

Edvard kam wieder auf die denkwürdigen Ereignisse des gestrigen Tages zurück. Er zeigte uns auf einer Karte, wohin sie gefahren und welche Wege sie gegangen waren. Ein tüchtiger Marsch! Emma hätte nicht so weit gehen können.

Da klopfte es. Es war Aja, die einen imposanten Einzug hielt.

„Haben die Herrschaften je etwas so Elegantes gesehen? Haben Sie gefälligst die Güte, verblüfft zu sein!"

Ja wahrhaftig, sie war neu vom Scheitel bis zu den Zehen, in einem ultramodernen Pariser Frühlingskostüm, von dem mit Frühlingsblumen umwundenen Hute bis herab zu den kleinen, lichten Schuhen. Chik, extra chik! Und sie selbst strahlend von Zufriedenheit! Die kokette neue Schale stand ihr merkwürdig gut, sie sah sich nicht ähnlich, sie war beinahe schön!

Ihr zu Ehren wurde das am wenigsten unwürdige Fauteuil des Hauses herbeigerollt, in welchem sie sich mit viel Würde niederließ.

Ja ja, da hatte sie eben einmal den Ehemann unter ihre Flügel genommen. Hoffentlich sei Frau Emma nicht böse über die Entführung, durchgebrannt aber wäre er ja auf alle Fälle. So sei sie ihm noch als rettender Engel in den Weg gekommen und habe den ganzen Tag nach ihm gesehen: Er habe auch gar keine Dummheiten gemacht, sie könne es bezeugen.

„So lustig hab' ich ihn doch noch nie gesehen. Wie ein freigelassenes Kalb im Frühjahr! Die Frau und die Garçons in dem Restaurant, wo wir frühstückten, haben uns nachgeguckt und gelacht. Was sie sagten, hörte ich nicht; daß sie sich aber über uns unterhielten, konnte ein Blinder sehen. Aber das war *dein* Fehler, denn meine Wenigkeit war äußerst chik."

Sie begegnete einem verwunderten Blicke Emmas, der dem unbefangen hingeworfenen „*Du*" galt. Da ist doch nichts zu wundern! Und doch wurde Aja verlegen und errötete — wie immer unfähig, ihre Gefühle zu verbergen. Es war offenbar, daß sie sich von Emmas Art, sie anzusehen, unangenehm berührt fühlte.

Digitized by Google

Sofort ging sie zu einem anderen Gesprächsstoff über.

„Ich bin heraufgekommen, um zu sagen, daß ich heute nicht an dem Porträt malen kann. Begreiflicherweise bin ich zu aufgeregt über diese unerhörte Eleganz und daher nicht in der Gemütsruhe, die man zur Arbeit braucht."

Sie bat uns, die Staffelei mit ihrem Bilde ins hellere Licht zu rücken.

„Übrigens ist es Stümperei, wie Sie selbst sehen. Schlecht angelegt vom ersten Anfang an. Ein paar Kinder, die im Sonnenstrahl spielen, wären besser gewesen. Pariser Kinder, ausgelassen — wie ich."

So plauderte und lachte sie unaufhörlich, nahm dann Abschied und verschwand in all ihrem Glanz.

Beim Diner kam sie nicht zum Vorschein, und auch einige der Herren fehlten. „Vielleicht hat Fräulein Borgström sie aufs Land entführt," sagte eine der Malerinnen.

Am nächsten Tag jedoch tauchte Aja wieder auf, wieder elegant und hübsch und so strahlend und lächelnd und lustig und gesprächig, daß uns ihre muntere Stimmung sofort ansteckte. Sie und Edvard, der ein Stück von ihr entfernt saß, wechselten kein Wort miteinander, aber ich bemerkte, wie sie ihn einigemal verstohlen ansah mit einem Blick, der auf verschiedene Art zu deuten war, als eine Frage, ein ungewisses Bedenken. In ihren Augen war etwas, was ich nie vorher gesehen, etwas so Warmes und Hingebendes und doch zugleich Scheues! Vielleicht war es Einbildung von mir, aber mir schien, als ob das Knabenhafte in ihr einer weichen Weiblichkeit Platz gemacht hätte.

Nein, es war nicht Einbildung: diese Beiden waren offenbar während des gestrigen Tages, an dem sie sich frei und jung gefühlt, einander nähergekommen. —

So wie Edvard sich während der nun folgenden Zeit zeigte, hatte ich ihn nur einmal vorher gesehen, an jenem Tage, als wir ihn zuerst trafen, daheim in Schweden.

Er paradierte nicht im mindesten mit seiner Aufgeräumtheit, er wurde nicht laut und lärmend wie Aja, wenn sie einen Ausfluß für ihre Lebenslust suchte. Seine Freudigkeit äußerte sich darin, daß er an allem, was er sah und hörte, Interesse nahm, daß er, ohne nach Worten zu suchen, seine Ansichten mit Nachdruck und Bestimmtheit zum Ausdruck brachte.

Der Druck, der fast immer auf ihm lag, war ganz und gar verschwunden. Sein Lächeln war so unreflektiert, so ohne jeden Versuch, seine Empfindungen zu verstellen, daß man nicht anders konnte, als es ihm ebenso froh, ebenso unreflektiert zurückgeben. Wie Sonnenschein lag es auf ihm.

Seine plötzlich erwachte Lebenslust machte sich in dem doppelten Verlangen nach Arbeit und nach Unterhaltung Luft. Mitunter war er auf ein oder zwei Tage verschwunden und kam dann vom Lande zurück mit kleinen Studien, die einen Schwung, eine Frische, einen jugendlichen Trotz zeigten, welche ihm sonst durchaus nicht eigen waren.

An dem Pariser Leben konnte er sich nicht satt sehen. Alles fand er zu jener Zeit interessant, das Volksgewühl, die Typen und Stimmungen in den belebten Parks und in den schwülen Gassen, die Eleganz der großen Boulevards und die elenden Baracken der Vorstädte, den Ausblick vom Montmartre über das Steinmeer bei verschiedenartiger Beleuchtung, — und alles war charakteristisch für Paris, von den Thermen im Palais Cluny bis zu den kleinen Vorstadttheatern und dem lebhaften Gewimmel auf dem Lebkuchenmarkte.

Paris zeigte sich auch in jenen Tagen in seiner berückendsten Frühlingstracht — laue Abende, Blumenduft, die Boulevards wie ein Salon und die Gärten wie eine einzige große Kinderstube, und Lebenslust und Freude, wohin man kam.

Da war keine Zeit, im Zimmer vor der Leinwand zu sitzen und die Lippe hängen zu lassen, weil man nicht alles konnte, was man zu können sich wünschte, keine Zeit an die Zukunft zu denken, wo die Gegenwart so herrlich war, da hieß es hinauseilen, den intensiven Rausch des Augenblicks genießen.

Emma hielt sich mehr als je von uns entfernt. Sie legte keinen Wert darauf, zu sehen oder mitzumachen. In [illegible] war Paris sicher nichts weniger als [illegible] Und sie wurde bleich, bekam [illegible] Wangen und dunkle Schatten

Digitized by Google

„Was fehlt Ihnen? Sind Sie krank, Frau Asp?“ frug ich eines Abends, als sie in das Restaurant kam.

„O nein, sicherlich nicht; es wird mir nur schwer, nachts zu schlafen. Es ist so geräuschvoll auf der Straße,“ antwortete sie mit ihrem gewohnten ruhigen, ergebenen Ausdruck.

Aja saß uns gegenüber. Ich bemerkte, wie sie bei meiner Frage aufsah und Emma mit einem verwunderten Blick betrachtete. Sie schien bisher gar nicht bemerkt zu haben, wie abgezehrt und blaß Emma aussah. Sie errötete, war dann über Tisch zerstreut, aß wenig, ließ den Wein so gut wie unberührt stehen, und als Edvard eine Promenade vorschlug, wollte sie nicht mitkommen.

Sie ging dann doch, und wie gewöhnlich hatten er und sie einen Vorsprung vor uns anderen. Das langsame Gehen fiel ihr so schwer — bei jeder Straßenecke mußten sie stehen bleiben und auf uns warten, und hatten wir sie erreicht, so waren sie gleich wieder voran.

„Wohin wollen Sie gehen?“ fragte ich Frau Asp, als wir alle beratschlagend an einer Straßenecke standen.

„O ich will gar nichts, — ich habe keine Stimme hier unter diesen Menschen, wie Sie wohl bemerkt haben werden,“ erwiderte sie leise, so daß nur ich sie hören konnte.

Sie und ich waren hinter den anderen zurückgeblieben. Und ohne irgendwelche Einleitung, ohne mich anzusehen, fuhr sie fort:

„Ich bin eine Null unter ihnen, ich habe hier nichts zu tun. Es ist ein Unglück, daß Edvard mich zur Frau bekommen hat. Ich kann ihm das nicht sein, was er von seiner Gefährtin verlangt.“

„Warum nicht? Das ist Sache des Willens!“

Sie schüttelte den Kopf und fuhr ruhig und kalt fort:

„Nein, dies beruht auf Verschiedenartigkeit der Naturen. Ich weiß sehr wohl, daß das, was seine Gedanken ausfüllt, mir fremd ist, und daß er nicht *mir* sagt, was er fühlt. Ich möchte ja gern alles für ihn tun, aber ich kann ja nicht. Ich bin ihm nur ein Hindernis, das ihm den Weg erschwert und kann es doch nicht ändern.“

Was sollte ich erwidern? Was ich dachte, konnte ich ihr nicht sagen. Auch begehrte sie ja weder Trost noch Rat, nur aussprechen mußte sie's einmal, was ihr beständiger Gedanke war.

Wieder hatten die Vorangehenden uns erwartet, so daß sie mir nur noch zuflüstern konnte:

„Ich kann — ich *will* sie nicht sehen.“

„Ich will nach Hause,“ sagte sie zu Edvard.

Nein, krank sei sie gar nicht, habe nur keine Lust mehr, draußen zu sein. Und das sagte sie ganz offen, sie, die sonst so Nachgiebige und Rücksichtsvolle.

Sie gab mir die Hand und sagte den anderen gute Nacht. Ajas Anwesenheit aber schien sie nicht zu bemerken, sah sie nicht an, wandte ihr den Rücken und ging.

Edvard folgte ihr. Aber auch Aja hatte nun die Lust verloren, sich zu unterhalten, und so traten wir beide den Rückweg an.

Sie war erregt und nervös. Ihre fröhliche Laune war wie abgestreift. In ihre Gedanken vertieft, hörte sie gar nicht, was ich sprach, bis ich endlich fragte:

„Was denken Sie von Edvard?“

Da antwortete sie ohne einen Augenblick des Schwankens und ohne mich anzusehen:

„Was soll ich von ihm denken, als daß er nie dahin gelangen wird, sich frei zu fühlen und sich ganz hinzugeben, niemals das Beste und Tiefste aus sich herausholen wird, das, was keine Anstrengung, keine Arbeit zutage fördert, was ganz von selbst von da drinnen kommt, aus dem allerinnersten Herzen. Er wird hingehen und sich grämen und sich zersplittern und sinken — er gehört zu denen, die leicht sinken, weil sie mehr von sich verlangen als sie geben können. Und andere werden gute Arbeiten machen, und er wird zurückbleiben — und ich kann es nicht ändern, ich *darf* es ja nicht ändern.“

Die letzten Worte hatte sie kaum hervorzustammeln vermocht. Die Stimme stockte ihr in der Kehle, und sie brach in Tränen aus, in kindische, unaufhaltsame Tränen.

Das war eine andere Stimmung, als die in Emmas Klage Ausdruck gefunden.

Digitized by Google

„Sie halten mich wohl für närrisch, daß ich mich auf offener Straße hinstelle und heule?“ fuhr sie fort, in dem Bestreben, zu verwischen, was sie soeben gesagt. „Die Pariser Luft hat mich so nervös gemacht. Und ich plappere ja soviel, daß es keine Bedeutung hat, was ich plappere.“

Sie suchte ihren gewöhnlichen Ton anzuschlagen, aber ihre Stimme zitterte.

„Muß es einen nicht irritieren, zu sehen, wie ein Mensch Talent hat und nichts daraus zu machen versteht? Man kann sich einer geringfügigeren Ursache wegen aufregen. Ich glaube nicht, daß Edvard je Glück haben wird, er macht sich die Arbeit gar so schwer.“

Und sie fuhr fort, darüber zu sprechen, wie er sich durch seine fortwährenden Kämpfe, seine Selbstquälerei martere. Aber ihre Gedanken gingen nicht denselben Weg wie ihre Worte.

„Ich fahre aufs Land,“ war der ziemlich überraschende Schluß, nachdem sie bisher ausschließlich von Edvard und fast ausschließlich von seiner Künstlerschaft gesprochen.

„Und er? Wie, glauben Sie, soll sich sein Leben gestalten?“

Sie sah mich forschend an.

„Das ist es ja — es ist zu traurig!“ brach sie nach einer Weile aus, von neuem fast weinend. „Was soll ich tun? Glauben Sie, daß ich ihr feindlich gesinnt bin, glauben Sie, daß auch nur eine Spur von Berechnung darin gewesen? Und wenn er untergeht und ich könnte ihm auf trockenes Land helfen, so dürfte ich es ja doch nicht, weil ich nicht das Recht hätte, es zu versuchen. Und er geht unter — geistig geht er unter — er braucht eine andere Art Energie, als er sie besitzt, um sich in seiner Lage oben zu halten.

Ich vertrage diese Art Resignation nicht — Opferwilligkeit nennt man sie auch. Gott behüte einen davor! Wahrhaftig, es dankt einem niemand für das Opfer — am wenigsten die, für die man es bringt. Sie tritt einen noch unter die Füße, ja, das tut sie. Und so gleitet einem das Leben aus den Händen, und man muß sich so durchschlagen ohne jede Lebenslust, die ja auch Lebenskraft gibt, und das alles einzig und allein darum, weil es so sein soll.

Was kümmern mich seine Bilder! O ja, sie kümmern mich wohl auch, selbstverständlich ...

Er hat eben nicht die Kraft, hart zu sein, er gehört zu denen, die ohne Licht leben können, die aber darum nur halb leben. Wann lebt er denn? Nur, wenn er für einen Augenblick vergißt, wie es mit ihm steht — es ist so jammervoll, so unsäglich jammervoll, wenn man sein ganzes Leben darauf aufbauen muß, sich zu betäuben, sich selbst zu entfliehen. Das heißt von Morphium leben, das heißt tot sein.“

Sie sprach so verschieden von dem, was ich vorher von ihr gehört, so verschieden in Ton wie in Worten. Ich erkannte die frohsinnige Aja nicht wieder. Aber nun hatte sie sich in eine gewisse Ruhe gesprochen; es war nicht mehr der entsagende Kummer in ihrem Tonfall, sondern etwas Hartes und Rauhes, als sie fortfuhr:

„Ich will Emma gewiß nichts Böses zufügen. Das ist eben das Unglück, daß ich nicht das Herz habe, irgend einem Menschen etwas Böses zu tun.

„Legen Sie keinen Wert auf meine Worte,“ fügte sie hinzu. „Ich schwatze ins Blaue hinein. Übrigens können Sie beruhigt sein, ich werde mich verständig benehmen. Ich weiß, was ich will, und ich kann tun, was ich will.“

„Was meinen Sie damit?“

Aber auf diese Frage erhielt ich keine Antwort. In diesem Augenblick rief eine kraftvolle Baßstimme quer über die Straße:

„Diener, Fräulein Borgström. Wohin?“

Es war Richert. Er kam zu uns herüber, wie immer strahlend von Gesundheit.

„Ich will nach Hause!“

„Nach Hause geht man des Morgens!“ lachte er. „Nein, wir wollen noch beisammen bleiben.“

Ich sagte „Gute Nacht“ und sah noch, wie sie sich den großen Boulevards zuwendeten. In diesem Augenblick fiel mir ein, daß er vielleicht zur rechten Stunde gekommen sei.

Aber ihr würde wohl dieser Einfall schwerlich kommen. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Der Cölner Frauentag.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Mehr vielleicht als alle anderen Frauenverbände hat der Allgemeine Deutsche Frauenverein in seinen Bestrebungen stets die enge Verbindung zwischen Bildung und sozialer Stellung der Frau betont. Wenn man früher diesen Zusammenhang vor allem in bezug auf die Berufstätigkeit der Frau hervorhob, wo er ja auf der Hand liegt, gilt es jetzt — und das leuchtet den meisten Frauen viel weniger ein — die Bildungsgrundlagen zu schaffen für den Eintritt der Frau in das öffentliche Leben, für ihre Aufgaben als Bürgerin in Gemeinde und Staat. Die Betonung dieses Zusammenhangs trat in den Verhandlungen der 22. Generalversammlung des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins und des damit verbundenen öffentlichen Frauentages in Cöln (27.—30. September) immer wieder hervor.

Die Generalversammlung bot zunächst die notwendigen Berichte über die laufenden Geschäfte und die ständigen Arbeitsgebiete des Vereins: Realgymnasium, Rechtsschutz, Stipendienkommission, Kasse. Im übrigen aber lagen auch ihre Verhandlungen durchaus in der angegebenen Richtung.

Von der gesamten deutschen Frauenbewegung wird es als eine der nächsten Aufgaben betrachtet, das kommunale Arbeitsfeld der Frau durch eine möglichst breite und rege Agitation zu erweitern. Schon die Eisenacher Generalversammlung vor zwei Jahren hatte beschlossen, durch ein Flugblatt für den Eintritt der Frau in Armen- und Waisenpflege in breitesten Kreisen zu wirken. Das Flugblatt, das zugleich Propaganda- und erstes Orientierungsmittel für die Frauen selbst sein sollte, ist in 40 000 Exemplaren verbreitet worden und hat, wie versichert wird, überall gute Dienste getan. In ähnlicher Weise soll jetzt die Zulassung der Frauen zur kommunalen Schulverwaltung in Angriff genommen werden. Schon vor zwei Jahren hatte der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein diese in einzelnen Frauen- und Lehrerinnenvereinen schon vielfach erörterte Frage als Verbandsthema seinen Zweigvereinen zur Bearbeitung gestellt. Es kam auf der letzten Generalversammlung der deutschen Lehrerinnen in Dresden zur Verhandlung. Innerhalb des Bundes Deutscher Frauenvereine hat der Verein Frauenbildung-Frauenstudium die Frage durch einen Antrag an die Wiesbadener Generalversammlung auf die Tagesordnung gebracht. Der Allgemeine Deutsche Frauenverein wird in Erfüllung dieser Aufgabe nun seinerseits versuchen, durch ein Flugblatt die Frauen selbst — für die Lehrerinnen ist es bereits geschehen (vgl. Februarheft des vorigen Jahrgangs der Frau) — über die Notwendigkeit und die Art ihrer Mitarbeit in der kommunalen Schulverwaltung aufzuklären und ihnen

Digitized by Google

die in der Organisation der kommunalen Körperschaften begründeten Wege für ihren Eintritt in diese Arbeit nach Möglichkeit zu zeigen.

Auf dem Gebiet der sozialen Erziehung liegt auch eine andere Aufgabe, die der Allgemeine Deutsche Frauenverein durch seine Tagung in Cöln in sein Arbeitsprogramm aufgenommen hat: die Bekämpfung des Alkoholismus durch die Schule. Nach dem Grundsatz von Mrs. Mary Hunt, der Vorkämpferin dieser Bewegung in den Vereinigten Staaten: „I do not want preaching, I want teaching", sind wir der Überzeugung, daß die Veränderung der Trinksitten am wirksamsten durch die Erziehung herbeigeführt werden kann. Eine Kommission soll mit Hilfe gleichstrebender Lehrerinnen und Lehrer untersuchen, was in deutschen Schulen bereits nach dieser Richtung hin geschieht und eventuell weitere Schritte anbahnen helfen.

Auch auf einem Gebiet weiblicher Berufstätigkeit, auf dem der Dilettantismus der Vorbildung zu einer schweren Gefahr zu werden droht, ist schon seit längerer Zeit durch den Allgemeinen Deutschen Frauenverein gearbeitet worden: In Eisenach war beschlossen, den Reformversuchen in der weltlichen Krankenpflege die Unterstützung des Vereins, soweit das möglich ist, zu gewähren. Frau Elsbeth Krukenberg, die damals mit dieser Aufgabe betraut wurde, hat seitdem an den Organisationsversuchen der freien Pflegerinnen eifrig mitgearbeitet. Aus ihrem Bericht über die Fortschritte auf diesem Gebiet und der sich daran schließenden Diskussion ging hervor, daß die Notwendigkeit einer staatlich garantierten Befähigung einerseits, einer freieren und gesicherteren Lebensstellung der Pflegerinnen andererseits zu einem Programmpunkt der öffentlichen Meinung zu werden beginnt.

* * *

Generalversammlungen mit ihren vielen rein geschäftlichen Verhandlungen, mit den mancherlei notwendigen und zeitraubenden Formalitäten sind meist nicht geeignet, den Draußenstehenden die Gedanken, die der Arbeit des Vereins ihren inneren Zusammenhang geben, in ihrer Weite und Fülle nahe zu bringen. Aus dieser Erkenntnis heraus hat man schon seit lange mit solchen Versammlungen einen öffentlichen Frauentag verbunden, der ein Gesamtbild der Ziele und der aktuellen Aufgaben der Frauenbewegung aufrollt. Der Cölner Frauentag hat denn auch die Fühlung mit den Frauen und Männern von Cöln in seltener und unsere Erwartungen weit übertreffender Weise hergestellt.

Auch hier standen die Vorträge unter dem Grundgedanken, daß die ganze Gestaltung des sozialen Lebens und die Stellung der Frau innerhalb seiner Rechtsordnung im engsten Zusammenhang mit Bildungsfragen stehe, und zwar ganz besonders mit der von unserer Zeit mehr als je geforderten Heranbildung zum sozialen Denken. Unter diesem Gesichtspunkt stand der Vortrag von Helene von Forster-Nürnberg: „Wie erzieht das Haus für das soziale Leben?" Der Zusammenhang von Berufsbildung und Berufsstellung — oder, was bei der Frauenarbeit vielfach noch dasselbe bedeutet, Berufsnot — war das Hauptergebnis der Ausführungen von Alice Salomon über „Frauenlöhne". Daß die Mitarbeit der Frau in der Wohlfahrtspflege sich sozialpolitisch vertieft in engem Anschluß an ihre wachsende geistige und praktische Schulung für und durch diese Arbeit, zeigte die Schilderung von Marie Hecht über die „soziale Frauentätigkeit im Osten Deutschlands". Auch die Betrachtung

Digitized by Google

der Sittlichkeitsfrage in dem Vortrag von Ika Frendenberg über „Moderne Sittlichkeitsprobleme“ [1]) ging einmal nicht von der hygienischen oder wirtschaftlichen Seite der Frage aus, sondern beleuchtete die feinen inneren Zusammenhänge zwischen Weltanschauung und Sittlichkeit, die unter den groben Zügen des sozialen Ausdrucks dieser Probleme sich oft verbergen. Die Aufgaben der Frauenbewegung in bezug auf diese psychologischen Grundlagen der Sittlichkeitsfrage suchte auch sie in der Erhöhung aller geistigen Interessen und Fähigkeiten der Frau durch eine tiefere und geistig kräftigere Erziehung. Und der Vortrag „Die Frau als Bürgerin,“ der die Forderung der vollen politischen Rechte für die Frau vertrat, wies zugleich nach, daß nach der bisherigen Entwicklung der Dinge in Deutschland die Betonung des staatsrechtlichen Standpunkts ihre Wirkung verfehlen müßte, wenn nicht von Seiten der Frauen sozialpolitisch wertvolle, auf gründlicher politischer Bildung beruhende Leistungen hinzukämen.

Selbstverständlich bedeutet diese allen Vorträgen gemeinsame Grundanschauung über die Verknüpfung unseres Fortschrittes mit geistigen Vorbedingungen keineswegs eine Verkennung der anderen, für den Realpolitiker mehr in die Augen springenden äußeren Faktoren. Aber andererseits wird es doch, je mehr die Frauenbewegung sich in die Breite entwickelt, eine ernste Gefahr für sie, daß man über dem Fordern das Arbeiten vergißt, daß man neue Institutionen schaffen will, ehe die Menschen dafür von innen heraus reif geworden sind. Schon hat man damit manchen Erfolg illusorisch gemacht, manche Errungenschaft wieder in Frage gestellt. Solchem gefährlichen „realpolitischen“ Dilettieren gegenüber kann die Notwendigkeit sozialpolitischer Schulung gar nicht stark genug betont werden.

Vielleicht liegt der Grund für diese Verdeckung der wirklichen praktischen Schwierigkeiten des Fortschritts unter bequemen und leicht zu handhabenden Schlagworten darin, daß die Frauenbewegung zu viel mit Propagandaversammlungen arbeitet, die in Resolutionen oder Petitionen ein greifbares Resultat aufweisen wollen, um auf die oft in so naiver Weise gestellte Frage: „Was hat der Verein getan?“ eine — ebenso naive — Antwort bereit zu haben. Eine Aussprache über die Sittlichkeitsfrage, die der Verein in Cöln in geschlossener Sitzung veranstaltete, bewies, wie viel fruchtbarer unter Umständen eine Beratung unter denen ist, die auf bestimmten Gebieten gearbeitet haben. Das Resultat dieser Sitzung war die Aufnahme einer Anregung der Tilsiter Zweigvereine des Allg. Deutschen Frauenvereins, die Frauen möchten eine gemeinsame Aktion gegen § 361 6 des Reichsstrafgesetzbuches unternehmen. Aus einem Referat von Frau Dr. Flemming-Hamburg über eine Reform der Reglementierung wurden einzelne Punkte als allen Richtungen der Sittlichkeitsbewegung gemeinsame angenommen. Im Anschluß an den öffentlichen Vortrag über die Sittlichkeitsfrage zeigte sich die Stellung des Vereins auch nach außen hin in der entschiedenen Zurückweisung des Rates, den einer der Diskussionsredner den Frauen erteilte: sie möchten von der ganzen Frage der Reglementierung „die Finger lassen“. Man bekannte sich unter lebhaftester Zustimmung zu der Anschauung, daß gerade hier eine unabweisbare Pflicht für die Frauen liege.

* * *

[1]) Wir haben die Freude, den in Cöln mit so großem Beifall aufgenommenen Vortrag schon in dieser Nummer unserem Leserkreis bieten zu können. Da auch verschiedene andere Vorträge der Tagung an dieser Stelle veröffentlicht werden sollen, so verzichten wir hier auf die Wiedergabe des Inhalts.

Digitized by Google

Wenn eine öffentliche Versammlung ihrer Bestimmung entsprechen soll, so muß sie jene lebendige Fühlung zwischen Rednern und Hörern hergestellt haben, die allein eine Bürgschaft für das Weiterwirken der Ideen gewährt. Von diesem Gesichtspunkt aus war die Cölner Tagung ein voller Erfolg und wird zu den schönsten Erinnerungen des Vereins zählen. Wenn diese Fühlung sich so schnell herstellte, so lag das vor allem an dem Vertrauen, das uns in Cöln entgegengebracht wurde. Und dies Vertrauen, das sich an die bisherige Entwicklung unseres Vereins knüpfte, an den Geist, von dem seine Arbeit geleitet worden ist, war uns immer wieder wie ein Vermächtnis unserer so tief betrauerten Führerin, Auguste Schmidt, deren Büste, von Grün umgeben, sich neben dem Vorstandstisch erhob, deren Name immer wieder durch die Verhandlungen klang. Dies Vertrauen hat dem Verein die Stätte bereitet. Und wenn ganz in der bei Männerkongressen üblichen Weise Regierung und städtische Behörden den Verein begrüßten, wenn die Stadt Cöln ihn durch glänzende Gastfreundschaft ehrte, so brachte der Verlauf der ganzen Tagung die Überzeugung, daß man mit den Frauen als einem für das öffentliche Leben bedeutsamen Faktor zu rechnen beginnt, daß man sie ernstlich willkommen heißt, wo sie ernstlich ihren Anteil an den sozialen Pflichten auf sich nehmen wollen. Das Gefühl eines warmen Dankes gegen das Stadtoberhaupt, Herrn Oberbürgermeister Becker, und seine Frau, die als Vorsitzende des Ortsausschusses sich bei den vorbereitenden Arbeiten an die Spitze gestellt hatte, gegen Frl. Mathilde von Mevissen und Frl. Elisabeth von Mumm und ihre Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter wird sich mit der schönen Erinnerung an die Cölner Tagung dauernd verknüpfen.

Denkwürdigkeiten eines Arbeiters.

Von

W. Ired.

Nachdruck verboten.

Ein nüchternes, unromantisches Leben wird aufgerollt. Man hört von einer gedrückten Jugend, herabgekommenen Eltern, einer Erziehung, in der die Prügelsuppe die größte Rolle spielt, und einem Arbeiterdasein, das mit dem fünfzehnten Lebensjahre in Not, Elend und Demütigung beginnt und mit dem sechzigsten auf die gleiche Weise beendet wird. Umherwandern und Arbeitssuche, Hunger und das mühsame Aufrechterhalten des Lebens, Krankheit und ein wenig Sonntagsvergnügen der allerbescheidensten Art, das ist alles, woran sich der Sechzigjährige erinnert, der diese „Denkwürdigkeiten eines Arbeiters" aufgeschrieben hat, als seine Hände die schwere Fabrikarbeit nicht mehr leisten können und eine neue Zeit den alten Mann aus dem Berufe gedrängt hat. Ein nüchternes und unromantisches Leben. Und doch hat dieser alte Mann, ein Herr Karl Fischer, in den Tagen seiner Invalidität, zwischen geringer Landarbeit, die er für seine Verwandten, bei denen er lebt, zu verrichten hat, den allerheftigsten Drang verspürt, aufzunotieren, was er erlebt hat, wie sich ihm und

Digitized by Google

gerade ihm das Leben gewiesen hat. Nur ein Durchschnittsmensch ist er gewesen und nur ein Durchschnittsleben hat er gelebt, und doch hat Herr Paul Göhre, der dies Buch der Denkwürdigkeiten im Verlage von Eugen Diederichs (Leipzig) jetzt herausgegeben hat, durch diese Veröffentlichung der deutschen Nationalliteratur eine ungemein wertvolle Gabe vermittelt.

Das Schönste, was von diesem Buche zu sagen ist, mag vielleicht sein, daß es ein so ganz unliterarisches Buch ist. Nicht ein Ton in diesem Buche ist für den Leser ummoduliert, nicht eine Zeile verdankt einer Pose die Entstehung. Aus den tiefsten Drängen kommt jedes Wort und aus einer harten Erfahrung und vielem Grübeln die paar Reflexionen, die es enthält. Und deren sind gar wenige in dem dicken Bande; denn dem Arbeiter Karl Fischer ist gar nichts daran gelegen, eine Moral zu geben, und noch weniger daran, sich in einem besonderen Lichte zu zeigen. Er schrieb einfach auf, was ein Durchschnittsmensch, einer, der um das tägliche Brot schuften muß, in den Jahren von 1841 bis 1885 erduldet, und indem er das getan hat, hat er uns den großen Dienst erwiesen, die typischen Leiden eines arbeitenden Mannes unserer Zeit in einer Weise sinnlich zu gestalten, wie es keinem Dichter hätte gelingen können.

Biographien und Autobiographien berühmter Männer und solcher, die sich dafür halten, haben wir genug. Auch an Werken, in denen einer seine Erlebnisse innerhalb eines Berufskreises, den er im späteren Leben überwunden hat, schildert, ist kein Mangel. Daß aber jemand, der sein Lebtag Arbeiter gewesen ist und Arbeiter geblieben ist, noch während des Schreibens nicht über den Dingen steht, die er beschreibt — das ist das Neue und das Wertvolle an diesen Denkwürdigkeiten. Ihr Ton ist der einfachste; manchmal hebt er sich ein wenig, wenn der Mensch noch in der Erinnerung der Leiden, die er ausgestanden hat, des Unrechtes, das er dunkel empfindet, ein Beben verspürt; aber das geschieht nur wenige Male, und sonst herrscht ein sachlicher und ruhiger Ton vor, der so ehrlich und natürlich ist, daß es der einleitenden Versicherungen Göhres, er hätte nichts an dem Texte geändert, gar nicht bedarf. Der Stil aber, in dem diese Denkwürdigkeiten aufgezeichnet sind, kann mit keinem besseren Worte charakterisiert werden, als mit dem des Herausgebers, der an die Luther-Bibel erinnert. In der Tat, man merkt es auf jeder Seite, daß dieses Buch die maßgebende Lektüre des Arbeiters Karl Fischer gewesen ist. Hart und knorrig, dann wieder etwas nachdenklich und trotz allem so gar nicht gefühlsselig und gar nicht künstlich sind die Worte dieser Denkwürdigkeiten, ob nun die Jugendjahre geschildert werden, ob Menschen gezeichnet, die dem Schreiber begegnet sind, oder eigene Mühsal, eigenes Leid mitgeteilt. Daß diesem Buche jegliche Sentimentalität fehlt, jegliches Mitleid mit der eigenen Person, ist vielleicht der allerschönste Beweis für die Kraft des Menschen, der da von sich selbst erzählt. Diese Härte und Nüchternheit gibt auch des Karl Fischer ganze Weltanschauung, soweit er eine im klaren Bewußtsein hat, und gibt den Schlüssel dazu, wie dieses Buch entstanden ist. Dieser Arbeiter gehört einer Zeit an, in der die Wertschätzung der einzelnen Individualität noch gar nicht hoch war. Der Kampf des Einzelnen gegen seine Zeit und Mitwelt, der jedes moderne Bekenntnisbuch charakterisiert, ist hier kaum gestreift. Hier ist der Kampf eines Standes, und an anderen Möglichkeiten und der heutigen Nüance gemessen, kann man nur sagen: ein längst historisch gewordener Kampf. Durch diese ganzen Denkwürdigkeiten geht immer wieder ein höchst primitiv-sozialer Zug. Man verstehe mich recht: es ist keine Spur von sozialistischen

Digitized by Google

Meinungen in diesen Denkwürdigkeiten. Das sozialistische Bewußtsein, das sich aber dennoch und unabsichtlich ausdrückt, liegt eben darin, daß auf den einzelnen Menschen so gar keine Obacht gegeben wird. Kaum drei- oder viermal im ganzen Verlaufe dieser proletarischen Memoiren wird ein Einzelschicksal erzählt. Und überdenkt man, was überhaupt diesem Manne erzählenswert erschienen ist, als er am Lebensabend sein Dasein rekapitulierte, so findet man: er hat nur Typisches einer Aufzeichnung wert gefunden, nur das, was einem jeden seines Standes in diesen Jahren passiert ist, hat passieren müssen. Und weil er vielleicht ein Dichter geworden wäre, wenn er in einen anderen Stand hineingewachsen wäre oder ein halbes Jahrhundert später sein Leben geführt hätte, so ließ es ihn nicht ruhen, und er mußte das Bild der Welt, wie es sich in ihm geformt hatte, malen. Aber das Bild der Welt war ihm nicht das Bild eines einzelnen, sondern das Bild der vielen, der großen, hart um kargen Lohn schaffenden Schar.

Die Jugend wird erzählt; das Wenige, was er von den Eltern und Großeltern weiß, schreibt er ganz nüchtern auf. Die Familie ist den Weg nach abwärts gegangen, und sie war ganz unten, als er selbst sein Dasein begann. Er hätte den Stamm vielleicht wieder hinaufführen sollen; aber die Säfte waren schon fast versiegt. Der Vater ein Spieler und Spekulant, der immer seine Lebenslage verbessern will und in einen immer tieferen Sumpf gerät. Die Mutter von edlerer Art, aber in der Ehe erniedrigt, abgestumpft, verbraucht. Die Voreltern Bürger, selbständige Menschen, die das wechselnde Schicksal jener Jahre bald in die Höhe bringt, bald in die Tiefe treibt. Auch Arbeiter gibt es unter ihnen und mancherlei unaufgeklärtes Geschick. Das bekümmert den Memoirenschreiber wenig, und er macht auch nicht viele Bemerkungen über die schlechte Ehe, die der Vater und die Mutter geführt haben. Wie dieser Karl Fischer überhaupt Menschliches beurteilt, das ist etwas Wunderschönes. Er hat jene Weisheit, die Menschen höherer Stände selten gegeben ist und in dieser Natürlichkeit auch selten gegeben sein kann; denn sie kommt aus dem Zwange harter äußerer Erlebnisse. Vom Großvater, der einen Treubruch begangen hat, steht auf der ersten Seite der Denkwürdigkeiten: „Dieses Stück, was mein Großvater da gemacht hat, das hat mir in meiner Jugendzeit, und noch viele Jahre nachher gar nicht gefallen, und ich wünschte oft, da ich ohnehin so wenig davon wußte, ich hätte das auch nicht gehört; denn mir kam's nicht anders vor, als unrecht und undankbar. Erst später, als ich selber schon viele Jahre gearbeitet hatte, da machte ich mir andere Gedanken davon, und da sah ich ein, daß ich meinem Großvater sein Richter nicht bin." Und dieser Grundsatz, „daß ich meinem Großvater sein Richter nicht bin", geht durch das ganze Buch. Es ist eine einfältige, primitive Psychologie, und in ihr birgt sich ein tiefes und ernstes Nachdenken über die Grenze unseres Willens den Moralgeboten gegenüber.

Man erfährt sonst nicht viel über Großvater und Großmutter, denn die allerhand Spinnstubengeschichten, die dieser Familie wie fast jeder ihr dunkles Relief geben, werden nicht mitgeteilt, und Genaues wußte er nicht, „denn auch meine Mutter sprach sonst selten oder nie von solchen alten Geschichten; sie hatte allezeit genug anderes zu bedenken und zu tun". Von den Eltern hört man naturgemäß mehr. Denn dieser beiden Leben ist mit seinem eigenen aufs engste verknüpft, und was dieser Mensch (und den meisten von uns geht es ja auf die gleiche Weise) in den frühesten Jahren erlebt hat, das gibt die festeste Grundlage für die Art, in die er später hineinkommt; und wenn dieser Karl Fischer nicht eine so kreuzunglückliche Ehe gesehen

Digitized by Google

hätte, dann wäre er wohl kein so ernster und harter und nüchterner Mann geworden. Mit einer Offenheit, die tief ans Herz greift, spricht er da aus, wie es mit seinen Eltern gewesen ist. „Wenn sich zweie streiten, so hat nicht einer allein die Schuld, aber hier hatte mein Vater sicherlich die meiste; es war einfach scheußlich, wie er sich gegen meine Mutter betragen hat, und wie er sie behandelte, oft weder menschlich noch viehisch, sondern einfach teuflisch. Es fällt mir gar nicht schwer, das von meinem Vater zu sagen, aber es fällt mir schwer, meinen Vater und meine Mutter richtig zu beschreiben, damit sich niemand eine falsche Vorstellung davon macht; denn mein Vater hat das mit der Wahrheit bei mir immer sehr genau genommen."

Der Niedergang der Familie ließ sie durch mehrere Städte wandern. So setzt schon früh ein Nomadenleben ein, das er dann auch, ein ganz unreifer Bursche von dreizehn oder vierzehn Jahren, schon selbständig aufnehmen muß. Und nun lernt man die Geschichte kennen, wie einer früh ein Mann wird, wenn er früh in jenem Kampfe steht, den man damals ja noch weder den Klassenkampf noch den Konkurrenzkampf genannt hat. Er zieht auf der Landstraße herum, arbeitet bald an einem Bahndamm und bald an einer Flußbrücke, hilft Karren schieben und geht dann wieder die Landstraßen entlang, von Herberge zu Herberge, von Arbeitsstelle zum Spital. Manchmal hat der Lohn auch nicht gereicht, um das Logis oder die Kost zu bezahlen, dann muß er natürlich dem Wirte durchbrennen, und seine Moral weiß allmählich wenig dagegen zu sagen. Als es das erstemal geschieht, da macht es noch Eindruck auf ihn. Das erzählt er denn auch: „Mit Recht habe ich es immer für Glück gehalten, daß der Wirt an diesem Morgen noch nicht aufgestanden war, denn zurückgehen konnte ich nicht mehr, und hätte er mich hindern wollen, da hätte ich mich gewehrt, und wenns ihm kein Spaß war, mir erst recht nicht, aber lebendig hätte er das Geld von mir nicht gekriegt. Denn ich dachte nicht mehr an die andere Welt, von der ich in der Schule gehört und von der Jesus Christus so viel gesprochen hat, und war so nicht mehr, wie ich in die Fremde ging, wo ich die zwei Taler Reisegeld viel lieber meiner Mutter dalassen wollte, und nachher meiner Tante damit aus der Not half, nein, das war vorbei, solche Dummheiten hatte man mir in Hanau gründlich abgewöhnt. Na, mein lieber Straß in Starkenburg, lebst du noch, oder bist du schon abgeschieden aus diesem Kampfe ums Dasein? Geld habe ich immer noch nicht, aber vergessen habe ich dich nicht, und daß ich dazumal habe bei dir Unterkommen gefunden. Ich habe immer noch das alte Notizbuch, was ich bei dir hatte, wo ich alles anschrieb, da kann ich es immer noch sehen, was ich verzehrt habe, und am Ende steht der Rest 4 Taler und 4 Sgr., dazu 7 Taler 26 Sgr. 3 Pf., macht zusammen 12 Taler 3 Pf. Schuld. Das war eine schlechte Tour für dich, aber ich konnte selber nichts dafür." Ich weiß, nicht, ob es viel schlichtere Bekenntnisse gibt als diese Worte, in denen ohne jegliches Bewußtsein die ganze Lehre von der Willensunfreiheit der Notleidenden ausgesprochen ist.

* * *

Mancherlei Menschen mischt das Leben in seine Gesellschaft, aber nur wenige prägen sich ihm so ein oder erscheinen ihm so seltsam, daß er in den Denkwürdigkeiten von ihnen erzählt. Desto genauer teilt er die Methoden der Arbeit mit, welchen Lohn er bekommen hat und wie man das meiste aus der Arbeit herausbekommen konnte und was übrig blieb, wenn man eine Woche lang sich gemüht hatte. Meist ja nicht mehr,

Digitized by Google

als der Schenkenwirt die Werktage über geliehen hatte und was man dann für die notdürftigste Kleidung brauchte. War aber eine Arbeit getan, so mußte man mühselig auf die nächste Wanderschaft gehen, nach irgend einem Ort, wo, wie man gehört hatte, eine Brücke gebaut, eine Eisenbahn geführt wurde. Die Zeit des Eisenbahnbaues prägt sich ja überhaupt aufs deutlichste in diesem Buche aus, jene Zeiten, wo Arbeitskräfte gesucht waren und die größte Freizügigkeit der Tagelöhner etwas Selbstverständliches und Notwendiges war. Mehr als fünfundzwanzig Jahre zieht Karl Fischer kreuz und quer in Deutschland herum, ohne das Handwerk, das er eigentlich gelernt hat, zu nützen. Er war schlecht und recht Bäckergeselle geworden, weil ja auch der Vater eine Bäckerei gehabt hatte. Aber wie er nur wenig von dem Handwerk verstand, so hat er es auch kaum zu anderem Zwecke gebraucht, als um sich auf der Wanderschaft ein Zehrgeld, die Bäckergroschen, zu holen, wenn er ganz ohne Mittel war. Die Krankheit hat er auch kennen gelernt, nicht einmal, sondern immer wieder, und von mancherlei Spitälern, guten und schlechten Ärzten, Ordnung und schlechter Wirtschaft weiß er zu erzählen. Und wer das Buch in die Hand nimmt, wird mit vieler Bewegung lesen, wie er sich einmal von der Polizei hat beim Betteln abfangen lassen müssen, um auf dem Umwege über das Gefängnis ins Spital zu kommen und kuriert zu werden. Und doch ging es ihm noch besser als manchem anderen. So ist wenigstens sein Gefühl davon gewesen. Deshalb ist es auch etwas tief Ergreifendes, wenn er von einem erzählt, der noch elender war, dem das ekle Leben noch heftiger zusetzte und der auf keine Art in die Höhe kommen konnte. Das war ein Mann namens Scharentin, der mit ihm arbeitete, als er in Hinsbek Wagen zog. „Der arme Junge ging Anfang November wieder so weg, wie er im Frühjahr gekommen war, barfuß. Er stammte aus Pommern und war zwischen 40 und 50 Jahre alt, und sprach ziemlich durch die Nase und hatte einen ganzen Kahlkopf. Seine Kleidung bestand aus einer Hose und einer Weste, an welcher sich aber kein einziger Knopf befand, und einem Rock, welchen er über der Brust an einem einzelnen Knopfe zuknöpfen konnte, und einer Mütze ohne Schirm; aber weiter hatte er nichts, weder Schuh, noch Pantoffeln, noch Strümpfe, noch Hemd, noch Jacke, noch sonst was. Die Mütze setzte er selten auf, aber den Rock zog er jeden Morgen an, wenn er nach der Arbeit ging, wenn er aber bei seiner Kippkarre angelangt war, zog er ihn wieder aus und legte ihn beiseite, bis er zum Frühstück oder Mittag oder Feierabend wieder in die Budike ging, da zog er ihn wieder an, und trug ihn immer zugeknöpft. Und wenn er mit seinem Kameraden angezottelt kam mit dem vollen Wagen und mußte sich ins Zottelzeug legen, da leuchtete einem die kahle Platte entgegen, und schon ganz von weitem konnte man ihn daran erkennen, und an den bloßen Armen und der bloßen Brust, wenn er einem entgegenfuhr. Aber alle die Fehler vergaß man gleich, wenn man mit ihm verkehrte. Er hatte schon den ganzen Sommer über die Absicht gehabt, sich ein paar Hemden anzuschaffen, aber er war nicht dazu gekommen. Aber als der Sommer zu Ende ging, da machte man ihn eines Abends ernsthaft auf den Winter aufmerksam, und daß er doch mindestens Jacke, Hemd und Fußwerk haben müßte. Da gab er Beifall und freut sich über die Teilnahme und glaubte alles und sagte: ‚Ja, das ist wahr, ihr habt alle recht, so geht es nicht mehr, das muß anders werden mit mir. Was der Mensch braucht, das muß er haben, aber Ordnung muß sein und Reinlichkeit. Ich habe mir das schon lange genug vorgenommen, das könnt ihr wahrhaftigen Gott glauben; aber ich kann nicht alles auf einmal kaufen, das geht nicht, das müßt ihr bedenken, das geht bloß nach

Digitized by Google

und nach, da kann ich alles anschaffen, was ich brauche; wenn ich jetzt bloß erst etwas habe, nachher geht es schon besser. Aber zuerst will ich ein paar Hemden haben, Schuhwerk, das hat noch Zeit.' Da fragte ihn sein Landsmann, ein anderer Pommer mit einem großen, schwarzen Vollbart: ‚Wann willst du dir denn die Hemden anschaffen?' Da sagte Scharentin: ‚Gleich zur nächsten Zahlung'; da fragte sein Landsmann: ‚Wollen wir wetten, daß es nicht wahr ist?' Aber wetten wollte Scharentin nicht und sagte, es wäre nicht nötig. Da fragte ihn Mücke: ‚Du kriegst aber zur Zahlung dein Lebtag kein Geld heraus, und der Kaufmann nimmt doch keine Puchinen, wie willst du das denn machen?' Da sagte Scharentin beleidigt: ‚Du frägst ja, als wenn du keine hundert Fuß weit von hier zu Hause wärst; das wirst du schon sehen, wie ich's mache.' Aber da machte Scharentin Ernst und zottelte wacker den ganzen Tag und die ganze Zahlung, da gab's zum Feierabend Geld und da bekam er $2^1/_2$ Taler ausbezahlt, da hat er sich in der Budike gar nicht sehen lassen und kam auch nicht zum Abendbrot, sondern hatte sich bloß seine Mütze aus der Bude geholt und war gleich nach dem eine halbe Stunde entfernten Städtchen gegangen, um sich Hemden zu kaufen, und hatte keinem Menschen was davon gesagt. Da sind wir beinahe die ganze Nacht aufgeblieben, aber Scharentin kam nicht wieder, und kam auch am Sonntag nicht wieder; aber am Montag hörte man im Schachte von einem einheimischen Arbeiter, der hatte ihn am Samstag in dem Städtchen sehen aus einem Laden kommen mit einem Paket, und auch ein anderer hatte ihn am Sonntag Morgen so im Städtchen gesehen. Aber mehr konnte man nicht erfahren, und als er auch am Montag nicht zurückkehrte, da gingen wir vier Mann hoch nach dem Abendessen ins Städtchen, um ihn zu suchen, und gingen zunächst nach dem Laden, aber konnten weiter nichts erfahren, als daß er sich dort ein Hemd für 15 Silbergroschen gekauft hatte. Da gingen wir in die Wirtschaften, und in einer davon hörten wir, da war er den ganzen Sonntag gewesen und wäre erst spät abends weggegangen und hatte auch nach Hause gewollt, aber das war alles, was man erfahren konnte, und gingen besorgt wieder nach unseren Buden.

Aber am Dienstag Abend kam er an, ganz erschöpft, und sah kläglich aus, zum Erbarmen, und wußte selber wenig davon zu sagen, wo er gewesen war. Aber soviel wußte er zu sagen, daß er am Sonntag Abend an dem verkehrten Ende aus der Stadt gegangen sein müßte, und hätte sich ganz und gar verlaufen, und war kein Weg und Steg mehr, und hatte sich gefallen in Gräben und in einen Wassergraben, und hatte sein Hemd und seine Mütze verloren, und ist liegen geblieben und eingeschlafen, und ist am hellsten Tag wieder aufgewacht, und wußte nicht wo, und hat kein Geld mehr gehabt, und hat den ganzen Tag nach seinem Hemd und seiner Mütze gesucht, aber vergeblich, und hätte nicht Bescheid gewußt und wäre die Nacht da liegen geblieben, und hätte heut den ganzen Tag laufen müssen und fragen, daß er wieder hergefunden hätte. Da nahm man ihn aus seiner Bude mit nach der Budike, und jeder war froh, daß er wieder da war, und einer ließ ihm einen großen Schnaps geben, und ein anderer Brot, und ein anderer Wurst, und als er sich wieder erholt hatte und wieder sprach, da vergaß er sein Elend, und es gab noch einen heiteren Abend. Aber es war ihm zuletzt zu arg, er hatte auch keine Puchinchen, und ging früher als gewöhnlich nach seiner Bude. Da sagte einer bedauerlich: ‚Höchstens noch ein paar Jahr, da ist er hin'; da rief Mücke: ‚Hach, so lange gebe ich ihm gar nicht mehr, ich vermute stark, daß er diesen Winter schon abgeht.'"

Digitized by Google

Das ist das eine Mal, wo er von einem fremden Schicksal berichtet, und dann geschieht es noch einmal, vielleicht das einzige Mal, wo es ein rechtes urpersönliches Erlebnis ist, das ihm der Mühe des Aufschreibens wert erscheint. „Da waren zwei Schlachtergesellen, der eine hieß Mücke und stammte aus Schlesien oder Posen, der andere hieß Mucho und stammte aus Prenzlau oder Pasewalk, und Mücke erzählte dem anderen, wie er vor ein paar Jahren längere Zeit in Nordhausen gearbeitet hätte in einer großen Schlachterei, wo noch mehr Gesellen waren, und wie er da eine Meisterstochter zur Braut hatte, und wie er da plötzlich wäre fremd geworden. Da wäre er eines Tages kurz vor Tische nach der benachbarten Wirtschaft gegangen, um einen Nordhäuser zu trinken, und hatten den Morgen viel zu tun gehabt und hatte nicht eher gekonnt, und traf da Bekannte und habe noch mehr Nordhäuser getrunken, und kam zu spät zu Tische, und die anderen waren gerade fertig mit Essen. Da lag wohl seine Bratwurst auf dem Teller, aber in der Schüssel bloß noch 4 Kartoffeln und wenig Sauerkraut. Da hat er Spektakel gemacht und geschimpft, und daß das kein Essen wäre, und hat nicht angefangen zu essen. Da hatten sie es dem Meister gesagt, der ist gekommen und hat auch geschimpft und hat gesagt: ‚Kartoffeln und Sauerkraut ist in Nordhausen ein Feiertagsessen, aber warte nur, du sollst gleich was anderes haben.‘ Da ging der Meister raus, und als er wiederkam, hatte er eine große Schlachtschüssel voll Wurst, lauter Schlackwurst von der ersten Sorte und hatte einige lange Schlackwürste zerschnitten in lauter handliche Enden und setzte ihm die Schüssel vor. Da war Mücke erschrocken, und fühlte sich beleidigt, und hörte auf zu arbeiten. Aber nach Jahresfrist ist er wieder nach Nordhausen gekommen, aber abgerissen und verlumpt und hat ihn keiner mehr gekannt, und mußte notgedrungen alle Schlächterläden abbetteln, und kam auch in den Laden, wo seine Braut wohnte, und als die Ladentüre geklingelt hatte, kam sie selber, und er sagte: das wäre kein Spaß gewesen, und er hätte sich abwenden müssen, als sie ihm die Bettelpfennige zugereicht hat. Aber als er aus dem Laden ging, da hätte sie ihn erkannt und August gerufen, und wenn sie ihm da gleich nachgekommen wäre, hätte sie ihn erreicht; denn als er kaum zwei Häuser weiter war, da mußte er stehen bleiben, und seine Füße schwankten, und mußte sich an das Haus anlehnen, um nicht niederzufallen; da war ein kleiner Gang oder Schlippe, dahin stellte er sich, und lehnte sich an die Wand. Da kam sie gelaufen und hatte sich ein Tuch umgeschlagen, und lief die Straße hinunter, da raffte er sich auf und ging in entgegengesetzter Richtung aus der Stadt, denn er brauchte nicht wieder nach der Herberge, weil er keinen Berliner hatte, und hat uns das alles ganz ausführlich erzählt.“

Dieses ist die einzige Stelle in den Denkwürdigkeiten, wo mit einiger Ausführlichkeit, ja sogar Innerlichkeit, von der Beziehung eines Mannes zu einer Frau die Rede ist. Denn es ist geradezu verblüffend und aufs höchste absonderlich, daß in diesen ganzen höchst offenen und nichts weniger als prüden oder zurückhaltenden Memoiren nicht von einem Mädchen oder einer Frau die Rede ist, zu der es diesen Mann auf die eine oder andere Art gezogen hat. Nichts vom Sexuellen steht drin, nichts vom Erotischen, nichts vom Seelischen (wenn man nämlich durchaus solche hartherzige Teilung machen will für diese eine Triebkraft des Lebens). Er hat ein Vagabondenleben geführt, und von der „Schickse“ ist kein Wort zu hören. Er ist dann sechzehn Jahre als seßhafter Arbeiter in einer Fabrik in Osnabrück gewesen, und er hat mit keinem Weib zusammengelebt und keine geehelicht. Er erzählt aber auch von keinem Schicksal, das ihm widerfahren

Digitized by Google

sei in solcher Hinsicht und das vielleicht den Grund zu solchem Hagestolzleben gegeben hätte. Kein Wort ist von einer Frau gesagt, kein Wort von Erotik steht in diesen Denkwürdigkeiten. Nicht, was ihn selbst betrifft, und fast nicht, was andere anbelangt. Diese treibende Kraft des Lebens spielt nach dem Weltbilde des Arbeiters Karl Fischer keine Rolle. Herr Paul Göhre, den ich deswegen anfragte, weil es ja möglich gewesen wäre, daß diese Stellen aus dem Manuskript gestrichen worden seien, hat mir freundlichst zur Antwort gegeben, daß es niemals in dem Manuskripte auch nur eine Andeutung solcher Art gegeben habe und auch in Briefen und mündlichen Gesprächen, die er mit dem Verfasser geführt hatte, keinerlei Erwähnung erotischer Dinge geschehen sei. Man muß also in das Bild, das man von diesem Menschen bekommt, diesen Zug aufnehmen, wie er uns ehrlich gegeben wird: er hat von Frauen nie etwas gewußt, nie etwas gespürt. Die Romanschreiber mögen sich derlei sehnsuchtsloses Schicksal anmerken.

* * *

Sechzehn Jahre sitzt Karl Fischer in Osnabrück in einer Fabrik, in der Steine geformt werden, Gefäße gemacht, getöpft. Er kommt hinein als ein Mann, der keinen Handgriff kann, in jener Zeit eben, in der es noch keine feste Regelung der Arbeit gibt. Die Fabriken sind eben erst im Entstehen, die Preise der Materialien schwanken, die Preise der Erzeugnisse sind ebenso wenig fest wie die Löhne. Bald arbeitet man auf Akkord, bald dem Tagelohn nach, aber je nach der Konjunktur werden die Löhne gekürzt, und des Arbeiters Leben hat keinerlei Sicherheit. Davon erfährt man denn auch vielerlei, ebenso wie von den kleinen Durchdrückereien zwischen den Werkmeistern und den Arbeitern, und hier schlägt noch immer wieder das Gefühl des niedrigen Fabrikarbeiters durch, der das Mißverhältnis zwischen seiner Arbeit und dem Erträgnis der ganzen Unternehmung spüren muß, und jene Verachtung gegen die Direktoren wird laut, die nicht verstehen kann, daß ein Mann, der selbst kaum einen Stein zu machen im stande ist, der Leiter einer ganzen Steinfabrik sein kann. Von sozialistischen Vorstellungen oder gar Forderungen ist noch keine Rede. Nur das dunkle Empfinden eines allgemeinen Unrechtes, das dem ganzen Stande geschieht, einer Bedrückung ist natürlich schon vorhanden. Man spürt aufs deutlichste die Übergangszeit, in der dieser Karl Fischer arbeitet. Er wird alt, während die junge Bewegung der Arbeiterorganisation einsetzt, und er kann sich weder innerlich noch äußerlich ihr anschließen und hat noch keine Ahnung von dem Werte des Zusammenschlusses von Menschen der gleichen Klasse. Schon früher, als er noch ein Arbeitsnomade war, hat er ja gelernt, daß man sich nicht lange mit jenem aufhalten dürfe, der in seinem Berufe zu grunde geht. Er ist einfach einer unter den vielen, und wenn im Schachte bei der Arbeit ein Mann erschlagen worden ist, so geht das Leben und die Arbeit dennoch weiter, kaum daß ein Mensch dem Gestorbenen das letzte Geleite gibt. Der einzelne ist eben nicht viel wert. ‚Die elende Masse ist um des Einen, des Besten willen da' — aber diese Vagantenweisheit des Gorkij ist dem deutschen harten Verstande des Zufrühgeborenen fremd. In der Fabrik wird er alt, überzählig, Menschen kommen und gehen, nur er bleibt, weil er morsch ist und kaum mehr weg kann. Von einem Zweige der Tätigkeit der Fabrik kommt er zum anderen, die Löhne werden immer geringer, seine Arbeit immer weniger geschätzt. Denn Arbeiter, die die besten Handgriffe gelernt haben und in diesem besonderen Handwerke auferzogen worden sind, treten neben ihm

Digitized by Google

ein, und die können es besser machen. Er wird immer fremder in seiner Umgebung, immer einsamer. Eine neue Zeit ist angebrochen, und die Arbeiter gehen sogar wählen. Aber für die politischen Rechte hat dieser Mann noch kein Verständnis. Derlei ist ihm gleichgiltig. Doch es ist wertvoll zu hören, wie es damit zugegangen ist.

„Als ich nach Osnabrück kam, da hatte ich noch keinen Verstand: weder von Politik noch von den Parteien, denn ich hatte mich nie um dergleichen gekümmert und war auch kein Zeitungsleser. Da war ich nicht wenig verlegen, als 1871 die Reichstagswahl war, da bekamen wir am Wahltage schon mittags Feierabend, damit wir alle wählen konnten. Zwar war auf dem Stahlwerk nicht das geringste bekannt gemacht oder angeschlagen: wen man wählen sollte, aber weil wir deswegen überhaupt Urlaub bekamen und einen halben Tag feiern mußten: da nahm ich die Sache ernst und bedachte, daß ich wählen müßte. Aber derzeit war ich noch bei den Maurern und mit einer ganzen Anzahl derselben im Wirtshaus in Quartier, und es ging während und nach dem Essen laut genug her, und ich hörte, daß sie alle wählen wollten. Aber die meisten davon stammten aus dem Göttingenschen und waren katholisch und waren auch welfisch Gesinnte darunter, und ich merkte, daß wohl die Katholischen und die welfisch Gesinnten zusammenhielten, um ein und denselben zu wählen. Aber da ich nicht katholisch noch welfisch, sondern bloß gut preußisch gesinnt war, da mußte ich den anderen wählen, aber der gefiel mir freilich auch nicht sonderlich, denn er war zwar nicht katholisch und auch nicht welfisch, aber er war Bürgermeister in Osnabrück, und die Bürgermeister hatte ich im Magen, wenn ich auch nicht davon sprach. Aber es war weiter keine Auswahl, da ging ich die Treppe hinauf und zog mich etwas um, und als ich wieder herunterkam, hatte ich Durst gekriegt von dem Pökelknochen, und blieb im Hausflur vor dem Ladentisch stehen, weil die Wirtin gerade im Laden war und ließ mir ein Glas Bier geben, da trank ich das Bier halb aus, da fragte mich die Wirtin: ‚Na, soll's zur Wahl gehen?' Da bejahte ich und trank mein Bier aus, da fragte sie: ‚Wen wählen Sie denn?' Da sagte ich unbefangen: ‚Miquel', da sagte sie laut im belehrenden Tone: ‚Ach, wählen Sie doch den Schweinehund nicht!' Da wollte ich näheres von der Frau erfahren und wollte sie fragen und sagte: ‚Ja, ich traue ihm auch nicht recht', aber da wurde sie in die Küche gerufen, da ging ich sehr beklommen aus dem Hause. Aber ich kannte den Kandidaten gar nicht und war bloß deswegen mißtrauisch, weil er zu den Bürgermeisters gehörte, aber meine Wirtin mußte das doch wissen, da verlor ich das bißchen Lust wieder und mochte den Bürgermeister auch nicht mehr haben und beschloß: gar nicht zu wählen, und anstatt nach dem Wahllokal ging ich ins Gartlager Holz spazieren. Da war ich schnell meine Beklommenheit wieder los, und wunderte mich nicht wenig über mich selber, und wie ich auf die Gedanken gekommen war, daß ich hatte wählen wollen, und wollte mich in Zukunft nicht wieder mit solchen Gedanken befassen.

Aber drei Jahre später ging das nämliche Stück wieder los, nur weit feierlicher. Da hatte ich mir schon ziemlich das Zeitungslesen angewöhnt in der Wirtschaft und hatte daraus gelernt, daß die eine Partei ultramontan und die andere liberal hieß, und jede Partei hatte eine Zeitung, und beide Zeitungen kamen täglich nach der Wirtschaft; aber das will ich versichern! da gingen mir die Augen über! denn ich nahm das alles für Ernst, und las sich auch nicht anders als ob es Ernst wäre. Aber am letzten Tage vor der Wahl hatte der Meister in der Werkstatt eine Bekannt-

Digitized by Google

machung mitgeteilt, die ich nicht mit angehört hatte, da kam er nach mir hin und sagte mit lauter Kommandostimme: ‚Habt ihrs gehört Michel? Also morgen früh sauber antreten, um zehn Uhr mit Hut und Stock! Mann für Mann, da sollt ihr wählen! da geht's im Zuge nach der Stadt, da wird gewählt!' Da hörte ich: daß sich morgen das ganze Stahlwerk versammeln und im Zuge mit Fahnen und Musik zur Stadt ziehen sollte zur Wahl, aber dazu hatte ich keine Lust und wollte mit dem ganzen gräulichen Spektakel nicht das geringste zu tun haben, und blieb bei meinem Vorsatz: nicht zu wählen. Da wurde am Wahltage gar nicht gearbeitet, man hatte den ganzen Tag frei und ich war froh, daß ich einen ganzen Tag lang aus dem Staube herauskam, und machte einen weiten Weg und kehrte erst abends heim. Da ging ich am anderen Morgen wieder zur Arbeit, aber ich hatte kaum angefangen, da kam ein Bekannter aus einer anderen Werkstatt und fragte mich: warum ich nicht gewählt hätte. Da mußte ich mich wundern, woher der Freund das wissen konnte und fragte ihn danach, da hörte ich: daß die liberale Partei gesiegt hätte und sie wären gestern Abend alle auf dem Schützenhof gewesen und hätten das Bier umsonst bekommen und Butterbröte dazu und sie hätten viel Spaß gehabt, und einer hätte zuviel getrunken und wollte immer noch mehr haben, da hätten sie ihn rausgeworfen und da hätte er gerufen: ‚Was? mitgestimmt: und ich werde hier so behandelt? na wart nur, das werde ich mir merken!' Aber vor Schluß hätte der Herr Direktor ein Verzeichnis erhalten, in welchem diejenigen Arbeiter verzeichnet waren, die nicht gewählt hätten, da hätte er die Namen derselben laut verlesen, und daher wußte der Freund, daß ich nicht gewählt hatte. Da wurde ich etwas ängstlich, daß ich am Ende von der ganzen Geschichte noch Unannehmlichkeiten hätte, aber das dauerte bloß bis Frühstück. Denn bald nach Frühstück kam der Meister ohne Rock und ohne Tabakpfeife, aber aufgeregt und mit rotem Gesicht und ging mit großen Schritten vor meinem Platze auf und ab und war augenscheinlich bei sehr schlechter Laune und hatte sich den ganzen Morgen noch nicht sehen lassen in der Werkstatt, sondern war auf seinem Zimmer geblieben; da merkte ich Gewitterluft und wünschte, daß ich gestern gewählt hätte. Da hielt der Meister in seinem Gang inne und fragte mich mit erzwungener Ruhe, aber nicht unfreundlich: ‚Wo seid ihr denn gestern gewesen, ich habe euch ja garnit gesehen?' Da sagte ich: ‚Ich bin gestern über Land gewesen, ich hatte einen notwendigen Gang über Land.' Aber da legte er los und rief mit gewaltiger Stimme zornig und wütend in die Werkstatt: Das passiert mir nit wieder! Ihr ganzen Kerls seid alle zusammen keinen Schuß Pulver wert! So eine verfluchte Wirtschaft wie hier han ich noch nit erlebt! Ich han mich gestern geschämt vor die Leute in der Versammlung. Wie ein Hornvieh läuft man mit dem Zuge durch die ganze Stadt! Laßt mir nur den Michel laufen! Der ist gerade so wie ich, der hat mehr Verstand wie ihr alle zusammen. Das ist gerade mein Mann! der hat ganz meine Gedanken: wenn er sich nur anders machte!' Da unterbrach sich der Meister, denn er sah durchs Fenster den kleinen buckligen Schreiber grade auf die Steinfabrik zukommen, und er trug ein großes blaues Heft unterm Arm, da sagte er: ‚Na was bringt denn der?' Da legte der Schreiber eine Liste vor, in welcher sich jeder mit einem Beitrag zu der gestrigen Musik eintragen sollte, aber als der Meister das hörte, da schrieb er schnell eine übergroße Null auf die Liste und wies darauf hin und sagte: ‚So, das gilt für meine ganze Werkstatt!' Da nahm der Schreiber das Heft wieder unter den Arm und ging damit ab. Da sagte der Meister etwas besänftigt: ‚Das ist

Digitized by Google

schnell gegangen, wenn er überall solche Geschäfte macht, da laßt die Musikanten sehen, wo sie das Geld herkriegen, ich habe keine Musik bestellt!' Da wollte der Meister weggehen, aber da wandte er sich noch einmal an mich und kam mir mit dem Gesicht ganz nahe und sagte wieder laut und böse: ‚Da hättet ihr mir vorgestern nur ein einziges Wort zu sagen brauchen, da war's gut, da kam die Sache anders!' Damit ging er weg. Da war ich wegen der Wahlgeschichte beruhigt und hatte mir noch dazu die Gunst des Meisters erworben."

* * *

In die Worte des Berichtes kommt, wenn Karl Fischer von seinem Sonntagsvergnügen erzählt, so etwas wie ein leiser poetischer Hauch. Das deutsche Gemüt dieses Mannes, man kann es wohl nicht anders nennen, wird wach. Werktags begegnet ihm sein ganzes Leben hindurch immer wieder der Druck, die Ungerechtigkeit. Aber auch dann, wenn er sich am Sonntag hinausflüchtet, wird sein Lebensgefühl gepreßt. Er möchte fischen und hat zu erfahren, daß es dazu eines Rechtes bedarf, und das hat er nicht. So bleibt ihm denn schließlich nur das Betrachten und das Genießen der stillen und einsamen Natur. Die Kraft aber, mit der sich diese Eindrücke in seine Seele geprägt haben, offenbart sich in den Sätzen, die er da aufzuschreiben vermag: „Wenn ich die ganze Woche Staub geschluckt hatte, so blieb ich Sonntags nicht gern im Hause oder in der Wirtschaft. Wenn das Wetter nur einigermaßen gut war, ging ich über Land, und zur Sommerszeit ging ich oft angeln, da konnte man sich auf so mancher Stelle dabei niedersetzen und sich in der schönen, reinen Wald- und Wiesenluft ausruhen, das war ganz was anderes als in der Werkstatt." ‚Das war ganz was anderes' — können denn Dichter beweglichere Worte ersinnen? . . . . .

Sechzehn Jahre hat er gearbeitet, und dann hat er keinen Wert mehr für die Menschen, für das Unternehmen, für das er bisher gearbeitet hat. Er wird auch wirr im Kopfe und müde. „Da vergingen die Jahre weiter, da war auch jene Zeit schon längst vergangen, an welcher alles gut war, da verging mir alle Lust, noch länger das mitanzusehen und zu hören, denn meine Arbeit nützte mir schon jahrelang gar nichts mehr." Er bekommt nur noch die schlechtest bezahlten Dinge zu tun, und immerfort gibt es Reibungen mit dem Werkmeister. Immer öfter heißt es vom Leben, es sei „ekel", und jenes Bewußtsein von der Realität des Lebens, den Konsequenzen alles Tuns, das er sonst aufs schärfste gehabt hat, fängt an nachzulassen. Er denkt aufs heftigste darüber nach, wie er aus dem Elend, aus der Sackgasse, in die er geraten ist, herauskommen könnte, aber ihm fehlt die Kraft, nun wieder ins Ungewisse hinauszugehen. Jetzt wendet sich dieser Mann, der sein Lebtag lang nüchtern geschafft hatte, im Alter zu Gebeten, zu Gott, zu Träumen und zu Visionen, und in einer seltsamen, halb abergläubischen, halb frommen Weise kommt ihm das Gebot, er solle aufbegehren, und das Unrecht, das ihm geschieht, laut bei der Arbeit vor allen Genossen dem Meister verkünden. Aber natürlich geschieht da nur das eine, daß man ihm kündigt und er nach vierzehn Tagen weggehen muß. Da wird sein Geist natürlich noch unklarer, und er kann es nicht begreifen, wie man ihn jetzt plötzlich nach Jahren hinausstoßen kann. Die vierzehn Kündigungstage tut er sein Werk, dann will er mit dem Direktor der Fabrik Abrechnung halten. Er muß allerlei mit ansehen, bevor er mit dem Manne sprechen kann, und es gelingt ihm nicht zu begreifen, wie wenig dieser entlassene Arbeiter in dem großen Betrieb bedeutet. Kaum, daß er im Zimmer des

Digitized by Google

Direktors ist, ist er auch schon wieder draußen, und er kann nur noch durchs Fenster seinen Zorn in heftigen Worten entladen. Dann muß er wieder hinaus in die Armut, in die Not des Alters. Die Tragik seines Lebens aber, daß während der fünfundvierzig Jahre seiner Arbeit die Zeiten sich geändert haben, er aber nicht in ihnen, merkt er selbst wohl nicht.

Nüchtern, wie es begonnen hat, endet das Buch. Kein pathetisches Wort steht darin, und vielleicht gerade darum kann man nicht zwei Seiten daraus lesen, ohne ein stark wirkendes Gefühl vom Leben zu erhalten.

Kunsterziehungsfragen.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Zum zweitenmal haben Künstler, Kunstfreunde, Kritiker und Literaten sich mit dem Lehrer vereinigt, um einem großen neuen Prinzip in der Erziehung des Kindes zur Herrschaft zu verhelfen: der Kunst. Ich sage einem neuen Prinzip, denn es handelt sich nicht um neue Lehrgegenstände — auch nur in beschränktem Maße um neue Stoffe, sondern es handelt sich um eine neue Auffassung der Erziehungsaufgabe überhaupt, um eine neue Auffassung ihrer psychologischen Grundlagen, ihrer Ziele und ihrer Methode.

Der erste „Kunsterziehungstag" in Dresden vor zwei Jahren hatte sich die Aufgabe gestellt, über die neue Bedeutung der bildenden Kunst für die Schule zu sprechen. Man hatte eine Anzahl von Männern, die man aus irgend einem Grunde für Sachverständige halten durfte, eingeladen und die Teilnahme an den Verhandlungen auf diese Eingeladenen beschränkt.

Die für dies Verfahren maßgebenden Grundsätze wird jeder billigen, der weiß, wie in Versammlungen mit unbeschränkter Öffentlichkeit die Diskussion durchaus nicht immer von denen beherrscht wird, die wirklich etwas zu sagen haben, sondern vielfach von solchen, bei denen die Sachverständigkeit nur eine ungerechtfertigte persönliche Überzeugung ist.

Für den Kunsterziehungs-Kongreß dieses Jahres, der vom 9.—11. Oktober in Weimar tagte, war man den gleichen Grundsätzen gefolgt — mit dem einen löblichen Unterschied, daß, während der Dresdener Tag Frauen überhaupt in der Liste der Sachverständigen ausgelassen hatte, man diesmal wenigstens Vertreterinnen des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, Lehrerinnen des Pestalozzi-Fröbelhauses zu Berlin und einige Schriftstellerinnen eingeladen hatte. Auf dem Programm der Tagung stand „Deutsche Sprache und Dichtung". Unter den Vortragenden waren u. a. Geh. Ober-Regierungsrat Prof. Dr. Waetzoldt, Otto Ernst, Landtagsabgeordneter Hackenberg, Heinrich Hart, Lichtwark.

Digitized by Google

Wenn man die Weite und Tiefe des neuen Prinzips bedenkt und wenn man bedenkt, daß hier Menschen der verschiedensten Sphären geistigen Lebens und geistiger Tätigkeit sich die Möglichkeit einer gemeinsamen Arbeit an diesem Neuen zu schaffen hatten, so begreift man die Schwierigkeit, an zwei kurzen Vormittagen zu irgend welchen, wenn auch nur ideellen Ergebnissen zu kommen. So kennzeichnete denn auch den Gang der Diskussion ein gewisses unsicheres Tasten nach Verständigung; feine Fäden, die hier und da von einem Redner zum anderen sich spannen, wurden durch ein Mißverstehen in Einzelheiten jäh wieder zerrissen; immer wieder trat hervor, daß man wohl das Prinzip selbst gefühlsmäßig erfaßt, es aber noch keineswegs in seiner Anwendung ganz durchdacht hatte; die Verschiedenheiten der ästhetischen, literarischen und pädagogischen Durchbildung erschwerten ein Zusammentreffen der Ansichten. Es war gut und nützlich, daß der Vorsitzende sich durch kein Drängen zu Abstimmungen und Resolutionen bestimmen ließ. — Aber trotz all dieser Schwierigkeiten: es wehte doch durch die ganzen Verhandlungen ein frischer und feiner Geist; das Bewußtsein von dem, was der modernen Schule, der Schule der Zukunft, not tut, war, wenn auch oft noch nicht geklärt, doch um so intensiver und tatendurstiger. Man spürte es, die Schule rückt hinein in die Sphäre, in der sich die geistigen Lebenskräfte der Zukunft emporringen, und die Weimarer Tage bedeuten, daß eine neue Kraftstation für diesen neuen Geist in unserer Pädagogik geschaffen wurde, von der die Ströme kräftig hinausstrahlen werden in Schule und Familie.

Das Programm schloß sich eng an den Grundgedanken, den der Kunsterziehungstag für seine neue Pädagogik geprägt hat: Erhöhung der persönlichen Ausdrucksfähigkeit, in erster Linie durch Bildung des Ausdrucks überhaupt, in zweiter durch Einführung in das Charakteristische des künstlerischen Ausdrucks. So sprachen nach den einleitenden Worten des Geh. Rats Waetzoldt am ersten Tage Otto Ernst über Lesen, Vorlesen und mündliche Wiedergabe des Kunstwerks, Landtagsabgeordneter Pfarrer Hackenberg über den mündlichen Ausdruck (das freie Sprechen), Prof. Dr. Diez über den schriftlichen Ausdruck (den Aufsatz); am zweiten Tage Heinrich Hart über die Auswahl, Prof. Dr. Rudolf Lehmann über die Behandlung der dichterischen Kunstwerke in der Schule, Hauptlehrer Wolgast über Jugendschrift, Schulbibliothek und billige Buchausgaben, der Direktor des Berliner Schillertheaters Dr. Raphael Löwenfeld über Schülervorstellungen.

Diese Zwanzigminuten-Referate konnten ihren Gegenstand natürlich keineswegs erschöpfen, oder auch nur seinem Wesen nach allseitig beleuchten. Sie mußten sich begnügen, andeutend nur die Umrisse zu geben, und hier und da ein einzelnes auszuführen. Bei solchem Zwang zu summarischem Verfahren fiel naturgemäß ein größeres Gewicht auf Kritik und Theorie, als auf positive Vorschläge und praktische Erwägung, und auch die Diskussion pflegte mehr bei der Erörterung der Prinzipien zu verweilen, als auf die Möglichkeiten und Wege ihrer praktischen Durchführung einzugehen.

In den Grundanschauungen zeigte sich Einstimmigkeit oder besser gesagt: Harmonie. Daß die Schule das Kind stumm macht, statt die naive Kunst seines sprachlichen Ausdrucks zu ehren und zart zu entwickeln, ist schon eine Einsicht, die von unendlicher Tragweite für unsere sprachliche Schulmeisterei werden kann. Werden kann, denn die conditio sine qua non: ein Lehrer und nun gar ein Lehrerstand, der nicht nur von diesem neuen pädagogischen Grundsatz durchtränkt ist, wie sein miß-

Digitized by Google

achteter Vorgänger von der Formalstufenweisheit, sondern feinfühlig genug ist für solche im eminentesten Sinn künstlerischen Aufgaben, der ist nicht so schnell hingestellt, wie ein Grundsatz ausgesprochen und verbreitet wird. Und wenn nun dies Stummwerden des Kindes in der Schule und durch die Schule, die Störung seines innigen und lebendigen Verhältnisses zur Sprache auf die kalte, rationalistische Redseligkeit und die gegen den Dichter und das Kind gleich indiskrete, zerfasernde Fragewut unserer Lehrmethoden zurückgeführt wird, so wird das vielleicht helfen, daß die Rechte des Irrationellen, des Unwägbaren, Stimmunghaften auch in der Schule ein wenig mehr geachtet werden, daß Sinnenfreudigkeit und Humor nicht mehr Kontrebande im Tempel der reinen Vernunft sind, an dessen Pforte das „nicht für die Schule, sondern für das Leben lernen wir" sich oft fast ein wenig ironisch machte.

Natürlich sprach in der Begeisterung für dieses Eintauchen der ganzen Pädagogik in Schönheit und Freude auch ein wenig das Pathos der Opposition mit, und der Protest gegen den Drill nahm mit deutlicher Vorliebe die Gestalt eines Protestes gegen die Gewalten des Grünen Tisches an. Auch ging man in einem gewissen ästhetischen Puritanertum ein wenig zu fanatisch gegen alle anderen als die rein ästhetischen Faktoren im Deutschen Unterricht vor. Eine übergroße Nervosität gegen das Tendenziöse verurteilte auch da, wo die Tendenz künstlerisch ihr Recht hatte. Der Individualismus geriet dabei zuweilen mit sich selbst in Widerspruch: auf der einen Seite soll die Auswahl des Lesestoffs sich nach der Neigung der Kinder richten, auf der anderen soll ihnen doch nur das Kunstwerk geboten werden, den dreizehnjährigen Kleists Kohlhaas oder Hermann und Dorothea. Ja, es wurde sogar einmal verlangt, es sollte dem Lehrer überlassen sein, Religions- oder Gedichtstunde zu geben, wenn er in der Stimmung dazu sei.

Mir scheint die Hauptgefahr für die ganze Bewegung darin zu liegen, daß man Bedürfnisse und Fähigkeiten der Wenigen als Norm setzt, sowohl in bezug auf Lehrer als auf Kinder, und sich über die durch die Vielen bestimmten Möglichkeiten der Verwirklichung hinwegsetzt. Und — was damit zusammenhängt — daß aus der Kunsterziehung wieder eine Doktrin gemacht wird, die andere Erziehungsfaktoren hochmütig beiseite schiebt, und das eigene eigentliche Wesen des Neuen, die immer bereite leise Anpassungsfähigkeit in einem Zwang erstarren läßt, der vielleicht noch bedenklicher ist, wie der unseres herrschenden Intellektualismus.

Die Frage der Kunsterziehung ist eben nicht — wie immer wieder gesagt wurde — vor allem eine Frage der Schulverwaltung: vor allem ist sie eine Frage des Lehrers. Daß die große Masse unserer Lehrer und Lehrerinnen jetzt schon den feinen Aufgaben, die ihnen die neue Bewegung stellt, gewachsen seien, wird niemand behaupten wollen. Immerhin zeigt die Frische und Begeisterung, mit der gerade in ihren Kreisen diese Aufgaben in Angriff genommen werden, daß hier innere Kräfte dem Neuen entgegenkommen, auf die man sicherlich allerlei schöne Zukunfthoffnungen bauen kann.

Digitized by Google

Eine landwirtschaftliche Schule für Frauen in England.

Von

A. L. Schmidt.

Nachdruck verboten.

In England sowohl wie in Deutschland wird die beklagenswerte Tatsache der Entvölkerung des Landes immer augenscheinlicher, und viele Versuche sind bereits gemacht worden, um dem Strom der Auswanderung der Landbewohner nach den großen Städten Einhalt zu tun. Nicht am wenigsten erhofft man bei diesen Versuchen von der Mitwirkung der Frauen, auf die es ja sehr wesentlich ankommt, wenn alle Umstände sich vereinigen sollen, um die Landwirtschaft zu einem lohnenden und zugleich reizvollen Beruf zu machen. Besondere Rücksicht nimmt man in England naturgemäß auf solche, die den Wunsch haben, hinauszuziehen über das Meer, um dort dem Boden eine Existenz abzugewinnen, die ihnen das Mutterland nicht länger gewährleisten konnte. Auch dabei wird auf Frauenhilfe gerechnet, denn nur zu häufig ist die Tätigkeit einer weiblichen Person in den Niederlassungen der Kolonisten von ebenso weitgehender Bedeutung wie diejenige des Mannes.

Unter diesen Verhältnissen hat sich in den letzten Jahren auch in England in den Anschauungen über landwirtschaftliche Frauenarbeit ein Umschwung vollzogen, so daß man es heutzutage ganz selbstverständlich findet, wenn Frauen sich gleichzeitig mit Männern in den verschiedenen Gebieten der Landwirtschaft theoretisch und praktisch ausbilden, besonders, wenn es sich darum handelt, sich einen Erwerbszweig dadurch zu verschaffen. Wohl haben gebildete Frauen unter dem Druck der Verhältnisse schon öfter größeren landwirtschaftlichen Betrieben vorgestanden und Tüchtiges darin geleistet, obwohl sie mit bedeutenden Schwierigkeiten dabei zu kämpfen hatten. Jetzt denkt man auch daran, durch geeignete Ausbildungsanstalten auch Frauen andrer Bevölkerungsklassen in stand zu setzen, die Landwirtschaft zum Lebensberuf zu machen, zu einem gesünderen und lohnenderen Beruf zweifellos, als der Frau der gebildeten Stände sonst bei der großen Konkurrenz auf dem Arbeitsmarkt offen steht.

Zu diesem Zweck hat Lady Warwick, die sich bereits durch verschiedene praktische Einrichtungen, das Erwerbsgebiet der Frauen betreffend, einen Namen erworben hat, zu Reading in Berkshire, in der Nähe Londons, eine Ackerbauschule für gebildete Frauen der besseren Stände ins Leben gerufen. Eine besondere Abteilung ist für solche bestimmt, die sich nach den Kolonien begeben wollen, da sich neuerdings in Südafrika und andern Ansiedlungen des britischen Weltreichs für alleinstehende, tüchtig praktisch vorgebildete Frauen gute Aussichten erschlossen haben.

Unter dem Namen „Lady Warwick Hostel, Reading“ ist diese Anstalt vor ungefähr vier Jahren begründet worden, und ihre guten Erfolge berechtigen zu der Erwartung, daß eine Ausdehnung dieser Bestrebungen sich nicht bloß als ein Gewinn für die erwerbenden Frauen, sondern auch als ein Segen für die Wohlfahrt der Nation erweisen wird.

Es war die Fürsorge für den weniger begüterten Teil der Landbewohner, welche zuerst bei Lady Warwick die Idee erweckte, ihnen eine mehr ihren Bedürfnissen entsprechende Ausbildung zu geben. Eine Art Fortbildungsschule sollte sich der in dieser Hinsicht mangelhaften Elementarbildung anschließen und zugleich bezwecken, die Kinder, welche man zur Vervollständigung ihrer Erziehung nach der Stadt schickte, dem Lande

Digitized by Google

zu erhalten. In dieser Schule werden die Zöglinge in den Zweigen der Naturwissenschaften unterrichtet, welche sich besonders für die ackerbautreibende Bevölkerung eignen. Mathematik, Physik, Chemie, Biologie 2c. in Verbindung mit praktischen Lehrkursen aller Art geben den Schülern eine gründliche Vorbereitung für die Berufe des Landwirtes, des Viehzüchters und Gärtners. Diese sehr erfolgreiche Anstalt bestand erst in Dunmow, Essex, dem Privatbesitz der Stifterin, sie ist jetzt aber auch nach Reading verlegt, um dort denen als Vorbereitungsklasse zu dienen, welchen es an den nötigen Vorkenntnissen für die höheren Zweige der Landwirtschaft fehlt. In ihr haben wir den Keim, aus dem die höhere landwirtschaftliche Schule für Frauen hervorgegangen ist.

Der Lehrplan der Ackerbauschule umfaßt in erster Linie Obst- und Gartenbau mit all seinen verschiedenen Zweigen, wie solcher in der ausgezeichneten Anstalt von Fräulein Dr. Elvira Castner, Marienfelde bei Berlin, schon seit einer Reihe von Jahren mit großem Erfolge gelehrt wird. Daran schließt sich die Unterweisung in der Geflügelzucht für den einfachen Marktbedarf und für Ausstellungszwecke; der Bienenzucht ist ebenfalls ein großes Feld eingeräumt. Milchwirtschaft, Butter- und Käsebereitung werden auf wissenschaftlicher Grundlage gelehrt. Die Viehzucht nach den neuesten Systemen in der Fütterung der Kühe, Schafe und Schweine gehört nebst der Bodenkultur zu den wichtigsten Fächern des Studiums. In den Industriezweigen, die sich aus dem Land- und Gartenbau entwickeln, wie die Bereitung von Obstweinen aller Art, von Obst- und Gemüsekonserven und Dörrfrüchten, wird gewissenhafte Belehrung erteilt. Auch gedenkt man in der Weiterentwicklung Hanf und Flachs anzubauen und die veralteten Beschäftigungen des Spinnens und Webens, die in den langen Wintern auf den einsamen Farmstätten immer noch ihren praktischen Wert haben, wieder aufzunehmen.

Einer der wichtigsten Punkte im Unterrichtsplan ist der Absatz der Erzeugnisse, und eine gewissenhafte Vorbereitung in der zweckmäßigen Verwertung der Landesprodukte schließt sich den übrigen Unterrichtsgegenständen an. Alle Erzeugnisse der verschiedenen Abteilungen des Instituts, die zum Verkauf bestimmt sind, werden nach dem Marktgeschäft, Berkley Avenue West, gesandt, von wo aus viele Haushaltungen mit Garten- und Landfrüchten, mit den Ergebnissen der Geflügelzucht und Milchwirtschaft und mit Konserven aller Art versorgt werden. Auf diese Weise beabsichtigt man im Lauf der Zeit den Zwischenhandel, der Konsumenten und Produzenten bei der Verwertung der Landesprodukte gleich schädlich ist, auszuschalten und nach und nach einen direkten Verkehr zwischen den beiden interessierten Parteien herzustellen. Lehrkurse volkswirtschaftlicher und kaufmännischer Art führen in den geschäftlichen Teil des landwirtschaftlichen Betriebes und geben den Schülerinnen Gelegenheit, sich in der Geschäftsmethode und Warenkenntnis genügend auszubilden und die verschiedenen Märkte für die Erzeugnisse, die Art des Ein- und Verkaufs, die Eisenbahntarife 2c. kennen zu lernen.

Bei der Vorbereitung für das Leben in den Kolonien wird neben der Kenntnis im Land- und Gartenbau besonders eine tüchtige Ausbildung in allen häuslichen Verrichtungen angestrebt. Die Behandlung der Wäsche, die Anfertigung von Kleidungsstücken jeder Art, Kochen u. s. w. gehören zu den Lehrgegenständen. Häusliche Handfertigkeiten und der Gebrauch von einfachen Werkzeugen, auch leichte Zimmermannsarbeit werden gelehrt, damit man bei der Konstruktion von Geflügelhäusern, Bienenkörben, Rahmen für Mistbeete und Gewächshäuser u. s. w. bei dem Mangel an Handwerkern auf den einsam gelegenen Ansiedlungen nicht in Verlegenheit kommt. Alle Hilfsmittel für die praktische Arbeit in diesen Zweigen sind einfacher Natur und solcher Art, wie Kolonisten sie oft zu gebrauchen gezwungen sind. Der Unterricht ist in jeder Hinsicht den Erfordernissen des Lebens angepaßt und wird von einer Dame erteilt, die in den Kolonien geboren und erzogen wurde und mit allen Lebensbedingungen dort aufs beste vertraut ist.

Der spezielle Lehrplan in der Landwirtschaftsschule ist dem unsrer Institute, die demselben Zwecke dienen, ähnlich. Das zu der Anstalt gehörige Land bietet jede

Digitized by Google

Gelegenheit zur praktischen Arbeit in den verschiedenen Abteilungen. Die Milchwirtschaft in allen Einzelheiten, Bakteriologie u. s. w. werden in einer großen Meierei theoretisch und praktisch gelehrt. Für die sich daran schließende Vieh- und Landwirtschaft sind die umfassendsten Unterrichtseinrichtungen getroffen. Genug, die ganze Anstalt ist durchaus für die vielseitige Ausbildung der Aspirantinnen mustergiltig eingerichtet, und am besten spricht der außerordentliche Erfolg, von dem das Werk, trotz seines erst kurzen Bestehens, gekrönt ist, für seine Notwendigkeit und Vorzüglichkeit.

Schon hat sich eine Ackerbaugesellschaft von Frauen (Agricultural Association of Women) gebildet, die mit der Absicht gegründet worden ist, die in Land- und Gartenbau und verwandten Berufen beschäftigten Frauen zu organisieren und ihnen mit Rat zur Hand zu gehen. Ihr Organ, The Woman's Agricultural Times, die einmal monatlich erscheint, hat bereits zahlreiche Abonnenten und hat sich als außerordentlich fördernd bewährt. Von fast noch größerem Nutzen sind ein Arbeitsnachweisbureau und ein solches für Auskunft in allen landwirtschaftlichen Angelegenheiten, das Mitgliedern der Gesellschaft bis zu einem bestimmten Umfang unentgeltlich zur Verfügung steht. Auch werden durch das Bureau Erkundigungen eingezogen im Interesse von Mitgliedern, die sich ankaufen wollen. Ebenso plant man Genossenschaften für Ansiedlungen zu gründen. Schon haben sich einige der ersten Schülerinnen der Anstalt auf ihren eignen Besitzungen selbständig mit gutem Erfolge versucht, weil sie durch eine vielseitige Verwendung ihrer Kenntnisse in den verschiedenen Zweigen der Landwirtschaft die Ertragsfähigkeit ihres Besitztums hinreichend auszubeuten verstehen.

In England und seinen Kolonien ist ein reiches Arbeitsfeld für Frauen, welche sich die gründliche zwei- bis dreijährige Ausbildung der Anstalt zu nutze gemacht haben, sei es, daß sie ihre Kenntnisse auf eignem Besitz verwerten, oder in Verwalterstellungen eintreten, oder schließlich, da die Anstalt auch Abschlußprüfungen abhält und Unterrichtsdiplome erteilt, den landwirtschaftlichen Lehrberuf ergreifen.

Jedenfalls dürften die ganzen Bestrebungen, von denen hier ein Ausschnitt gegeben ist, sich zu einem nicht zu verachtenden Faktor in der inneren und äußeren Kolonisation und als ein wirksames Mittel gegen ungesunde Landflucht entwickeln und so von segensreichem sozialen Einfluß werden.

Unverjährbar.

Heilt endlich auch die tiefste Wunde,
Schließt endlich sich der tiefste Schnitt — —
Die Narbe schmerzt noch manche Stunde
Und spricht mit ihrem blassen Munde
In jeder Lust des Lebens mit.

Was du auch tust! Du fühlst ein Wehren,
Als hättest du ein Recht erstrebt,
Das dir nicht zukommt zu begehren!
Denn niemals kann der Schmerz verjähren,
Und nichts ist tot, was einst gelebt!

Leonore Frei.

Digitized by Google

Die IV. Generalversammlung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes

fand vom 24.—26. September in Bonn statt. Der Jahresbericht, erstattet von der zweiten Vorsitzenden, Frl. A. von Bennigsen, stellte fest, daß der Bund jetzt 35 Ortsgruppen und 3400 Mitglieder zählt und demnach in der letzten Geschäftsperiode in 8 neuen Gruppen 900 Mitglieder gewonnen hat.

Das erste diesjährige Verbandsthema „Zur Wohnungsfrage" behandelte Frau Steinhausen-Hannover. Die Vortragende führte die Wohnungsnot auf die Verschiebung der Wohnungsverhältnisse durch den Zug vom Land zur Stadt zurück. Alle Klassen litten unter dieser Not, und alle bisherigen Maßnahmen hätten sich als unzulänglich erwiesen. Die Dienstbotenwohnungen seien ebenso menschenunwürdig, wie die Kleinwohnungen in den großen Städten. Durch Bauordnungen müßte der ungezügelten Bodenspekulation und durch Wohnungsgesetze der Steigerung der Mieten und der damit zusammenhängenden bedenklichen Wohnungszustände abgeholfen werden. Es sei Sache der Vereine, besonders der Sittlichkeitsvereine, sich der Wohnungsnot der Dienstboten energisch anzunehmen. Die Rednerin forderte eine besondere Aufsicht der Dienstboten-Schlafräume, die weniger als Polizeimaßnahme auftreten soll, sondern als kommunale Wohlfahrtseinrichtung, bei der die Frau als Assistentin der Wohnungsinspektion anzustellen ist.

Der Antrag der Ortsgruppe Weimar: „Die Generalversammlung wolle beschließen, daß der Deutsch-Evangelische Frauenbund tätigen Anteil nehme an den Bestrebungen, die die Ladenbesitzer veranlassen, für hinreichende Sitzgelegenheit ihrer Verkäuferinnen Sorge zu tragen und die Ortsgruppen verpflichten, ihren Einfluß in dieser Richtung geltend zu machen," wurde mit dem Hinweis auf das schon bestehende Gesetz angenommen. Der Bundesvorstand wurde ermächtigt, in diesem Sinne bei den Handelskammern vorstellig zu werden.

Frau Ufer-Geld sprach sodann über das Thema: „Wie beeinflussen wir die Mütter unseres Volkes?"

In einer öffentlichen Abendversammlung sprach Fräulein Paula Müller über: „Die Pflichten und Rechte der Frau in der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde". Sie forderte nicht nur eine vermehrte und planmäßigere Heranziehung der Frauen im öffentlichen Leben, besonders auf dem Gebiete der Armen- und Waisenpflege und der Jugendfürsorge, sondern auch die dementsprechenden Rechte, wie die Wählbarkeit zu kommunalen Ehrenämtern, das Wahlrecht für die kirchliche Vertretung und für die Pfarrwahl.

Der Korreferent, Herr Pastor Pfeiffer-Berlin, unterstützte und erweiterte die Forderungen der Vortragenden und brachte folgende Resolution ein, die von der Versammlung angenommen wurde:

„Der Deutsch-Evangelische Frauenbund ruft die Frauen auf, sich den zuständigen kirchlichen und bürgerlichen Behörden zur Verfügung zu stellen und in der Mitarbeit den Beweis ihrer Unentbehrlichkeit zu liefern, aber auch zu fordern, daß ihre Arbeit berufsmäßig in die Gemeindeorgane eingegliedert und ihnen die entsprechenden Rechte gesichert werden."

In Ergänzung dieser Resolution wurde am folgenden Tage beschlossen, an die Generalsynode sofort mit einem Antrag auf Erweiterung der Rechte und Pflichten der Frau im kirchlichen Leben heranzutreten.

In den Verhandlungen des zweiten Tages wurde beschlossen, bei den Schulleitungen darauf hinzuwirken, daß die abgehenden Schülerinnen vor leichtsinniger Benutzung von Stellenvermittlungsbureaus gewarnt würden.

Der zweite Antrag forderte vom Bundesvorstand, eine Petition um Abschaffung der Reglementierung an zuständiger Stelle einzureichen. Den Ausführungen, daß die Reglementierung gesundheitlich und sittlich verderblich sei und zur Demoralisierung des Volksgewissens beitrage, wurde lebhaft zugestimmt und der Antrag angenommen. Dem Vorstand bleibt der Zeitpunkt zur Eingabe der Petition überlassen. Der Bund beschließt, in der Sittlichkeitsfrage mit allen dahin zielenden Bestrebungen Fühlung zu halten.

Das Referat zum zweiten Verbandsthema der Generalversammlung: Die Arbeiterinnenfrage, hatte die Gewerbe-Inspektions-Assistentin Frl. A. Reichert aus Berlin übernommen. Die in der lebhaften Diskussion gegebenen Anregungen — Erziehungs- und Fürsorge-Heime für Fabrikarbeiterinnen, Aufsichtsschwestern in den Fabriken, vermehrte Fürsorge für die vielfach des Anschlusses und Haltes bedürftigen Heimarbeiterinnen — führten zur Annahme einer Resolution: „Die vierte Generalversammlung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes bittet die Ortsgruppen-Vorstände, die Gründung und den weiteren Ausbau von Arbeiterinnen-Vereinen und Heimstätten ins Auge zu fassen und zu fördern. Sie sieht darin auch ein Mittel, auf die Arbeiterinnen in religiöser, sittlicher und sozialer Beziehung einzuwirken, sie durch Organisation zur Selbsthilfe zu erziehen und ihnen dadurch zu wirtschaftlichen Ver-

Digitized by Google

besserungen und möglichst günstigem Arbeitsvertrag zu helfen."

Den Schluß der anregenden Tagung bildete ein Vortrag der Oberlehrerin Frl. M. Martin-Trier: Die Psychologie der Frau. Im ganzen genommen, zeigte die Tagung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes eine so erfreuliche innere Entwicklung der jungen Organisation, daß man seine Führerinnen nur dazu beglückwünschen kann.

II. Generalversammlung des Verbandes fortschrittlicher Frauenvereine.

Die Versammlung begann am 28. September mit einem Vortrag von Frl. Dr. jur Duensing über die rechtliche Lage des unehelichen Kindes. Ihre von gründlichem Wissen und reifer sozialpolitischer Einsicht zeugenden Ausführungen dienten der Begründung und Beleuchtung folgender Forderungen:

I. 1. Die Entschädigungspflicht des Verführers gegenüber der Verführten ist auszudehnen auf die Fälle der Fehlgeburten;
2. in den Fällen hervorragender nachgewiesener Befähigung des unehelichen Kindes zu höheren Berufen kann die Alimentation auf eine längere als im § 1708 Abs. 1 festgesetzte Dauer nach Maßgabe der Erfordernisse der nötigen Vorbereitung beansprucht werden;
3. die Eltern und Großeltern des unehelichen Vaters haften für die väterliche Alimentation dem unehelichen Kinde gegenüber;
4. die Einrede der mehreren Zuhälter ist einem nach § 1717 in Anspruch Genommenen zu versagen.

II. Die gesetzlichen Bestimmungen des B. G. B. über die Annahme an Kindesstatt sind dem folgenden Vorschlage gemäß zu ändern:
Die Adoption des unehelichen Kindes durch seine Mutter ist dadurch zu erleichtern, daß die gesetzliche Voraussetzung eines bestimmten Lebensalters der unehelichen Mutter gegenüber prinzipiell wegfällt.

III. Das Leipziger System des kommunalen Schutzes der unehelichen Kinder ist überall einzuführen.

IV. Die landesgesetzlichen Bestimmungen gegen den Konkubinat müssen wegfallen; auf dem Wege charitativer Tätigkeit ist die Legitimierung der Konkubinate anzustreben und zu fördern.

Frl. Dr. Stöcker sprach sodann über „die soziale Stellung der unehelichen Mutter". Die Verhandlungen des zweiten Tages galten der „Mutterschaftsversicherung". Frl. Else Lüders forderte für die Ausführung dieses Programms Ausdehnung des reichsgesetzlichen Arbeiterinnenschutzes auf mindestens acht Wochen nach der Entbindung, Arbeitsverbot in allen das Kind gefährdenden Betrieben eine gewisse Zeit vor der Entbindung, sowohl für Fabrikarbeiterinnen wie für Heimarbeiterinnen, Landarbeiterinnen, Dienstangestellte 2c., und für diese Zeit Gewährung einer Rente aus einer staatlichen Mutterschaftskasse, die der Höhe des Lohnausfalles entspricht. Die Mutterschaftskassen sollen im Anschlusse an die Landesversicherungs-Anstalten geschaffen werden; Prämienzahlungen aller Staatsbürger zwischen dem 20. und 50. Jahre, sowie ein Staatszuschuß sollen die Kosten der Rente decken. Anspruch auf Versicherungsgelder hätten alle Frauen, deren eigenes oder Familieneinkommen unter 3000 Mark beträgt. Die genossenschaftlichen und gewerkschaftlichen Arbeiterorganisationen sollen das Unterstützungswesen mit Berücksichtigung der Mutterschaftskassen und der weiblichen Interessen ausbauen.

Es war außerordentlich bedauerlich, daß die sachlich wenigstens diskutablen Forderungen von Frl. Lüders durch die in der anschließenden Diskussion geäußerten sozialpolitisch maßlosen Wünsche von Frl. Dr. Augspurg der Öffentlichkeit gegenüber in ein falsches Licht gesetzt sind. Die Preßberichte haben sich leider mehr an diese Utopien, als an die, wenigstens in vieler Hinsicht, aktuellen Fragen des Referats gehalten. Über die Frage, wie das politische Interesse der Frauen zu wecken sei, sprach Frl. Luise Zietz. Auch sie ging von der Ansicht aus, daß die nächste Aufgabe eine politische Erziehung der Frau durch alle zur Verfügung stehenden Mittel und Wege sei. Über die Sittlichkeitsfrage nach der moralisch-rechtlichen und der gesundheitlichen Seite sprachen Frl. Heymann und Dr. Blaschko, über Wohnungsfrage und Sittlichkeit Prof. Flesch, über die Arbeit der deutschen Männer-Sittlichkeitsvereine Frl. Scheven. Aus den Vorträgen der öffentlichen Versammlungen ist noch der von Frl. Lischnewska über die Einheitsschule zu erwähnen. Im Anschluß an die Verhandlungen des fortschrittlichen Verbandes fand die Generalversammlung des Vereins für Frauenstimmrecht statt.

Der deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen

tagte in den letzten Septembertagen in Danzig. Gehören die Besprechungen dieses Vereins auch mehr dem speziellen pädagogischen Fachgebiet an, so ist diesmal doch ein Hauptpunkt der Tagesordnung von allgemeinerem Interesse. Herr Direktor Doblin (Hagen) sprach über die Frage: „Welche Forderungen der modernen Frauenbewegung in bezug auf die höhere Mädchenschule kann diese anerkennen?" Hierzu lagen folgende Leitsätze vor:

1. Die Forderung, die höhere Mädchenschule so umzugestalten, daß sich an sie ein Oberbau angliedern läßt, der zur Berechtigung des Universitätsstudiums führt, ist anzuerkennen.

2. Die Forderung, eine bessere geistige Schulung durch Vertiefung des mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts gegenüber der bisher so einseitig betonten literarisch-ästhetischen Richtung herbeizuführen, ist anzuerkennen.

3. Die Forderung, die höhere Mädchenschule in der Richtung des Realgymnasiums (mit fakultativem Lateinunterricht) umzugestalten, ist anzuerkennen; eine Gabelung der Oberstufe in zwei Abteilungen ist abzulehnen; praktische Übungen für den künftigen Hausfrauenberuf sind in besondere Anstalten zu verlegen.

4. Die Forderung einer gemeinsamen Erziehung von Knaben und Mädchen ist abzulehnen.

Als Korreferentin versuchte Frl. Sprengel den Verein für das höhere Mädchenschulwesen von seinen Unterlassungssünden in bezug auf die Stellung der höheren Mädchenschule zur Frauenfrage rein zu waschen. Die Versammlung nahm nach längerer Debatte folgenden Antrag Wychgram an:

„Die Frauenbewegung verlangt in bezug auf die höhere Mädchenschule:

Digitized by Google

1. Vertiefung der Bildung der Frau für ihre allgemeine Bestimmung.

2. Vorbereitung der Frau auf das Universitätsstudium.

Der deutsche Verein für das höhere Mädchenschulwesen teilt diese Forderungen und hält eine Erweiterung beziehungsweise Umgestaltung der höheren Mädchenschule in diesem Sinne für nötig." Das ist allerdings eine etwas unbestimmte, aber doch die fortschrittlichste Erklärung, zu der sich der Verein bisher entschlossen hat. Sie wird auf die endliche Verwirklichung der lange versprochenen Mädchenschulreform gewiß nicht ohne Einfluß bleiben und sei darum mit Befriedigung begrüßt.

Der Münchener Verein für Verbesserung der Frauenkleidung,

gegründet am 15. Januar d. J. mit etwa 150 Mitgliedern, veranstaltete in den Tagen vom 20. September bis 12. Oktober eine Ausstellung in den Studienräumen des neuen Nationalmuseums. Der leitende Gedanke für diese Ausstellung war, gewissermaßen eine Anschauungslektion über Kleiderreform zu geben, ausgehend von den hygienischen Mißständen und der ästhetischen Anfechtbarkeit der Taillenkleidung, die Reformtracht sowohl in ihrer historischen Entwicklung, als in ihrem ästhetischen und sanitären Wert zu zeigen. Im Mai d. J. begannen die Vorarbeiten, sie gediehen rasch, eine Fülle von Anmeldungen lief ein auf die erlassenen Einladungen. Das Ministerium für Kirche und Schule überwies Parterre und auch den ersten Stock vom Studiengebäude des neuen Nationalmuseums, damit alle Gegenstände anschaulich geordnet werden konnten. War somit die Lage des Unternehmens an der stattlichen Prinz Regentenstraße aufs günstigste gestellt, so hat auch der rege Besuch gezeigt, daß der neue Gedanke erfreulich anfängt, weiteren Boden zu fassen.

Das erste Zimmer zeigt uns in einer Nische an Abbildungen, Modellen und Präparaten die Wirkung des alten Korsetts und der schnürenden Bänder und Taillengurte. Ist man sich über die Wirkung des Korsetts schon etwas klarer, so pflegt man doch die Bänder und Gurte der Unterkleider noch für unschuldig zu halten; aber auch sie richten Schaden an: eine präparierte normale Leber zeigt die volle, runde Wölbung einer Halbkugel Ein benachbartes Präparat zeigt, wie die schnürenden Bänder in der glatten Wölbung eine tiefe Einsenkung verursacht haben, so daß sie nun fast wie eine Doppelsemmel aussieht.

Weiter zeigt der erste Raum eine Fülle von Reformkorsetts, sie reichen nur bis in die Taille und sind mit Knopfvorrichtung an den Seiten des unteren Randes versehen, um daran die Gurte der Unterkleider zu befestigen. Denn das Hauptprinzip der neuen Kleidung beruht ja darauf: die Hüften und Taille vom Drucke der Gewänder zu entlasten, und den Schultern einen Teil des Gewichtes zuzuweisen. Also gebührt vor allem der Neuordnung der Unterkleider die erste Aufmerksamkeit.

Eines neuen Stoffes zu Unterkleidern aus der indischen Nesselfaser sei auch gedacht. Er wird als besonders gesund gerühmt, fühlt sich kühl wie Lein an, hat gelbliche Farbe und wird zu festem und luftdurchlässigem, trikotartigem Gewebe verarbeitet.

Der folgende Raum zeigt an geschichtlichen Kostümen, daß die neue Tracht sich schon an frühere Vorbilder anlehnt, namentlich an die Empirezeit. Aus Familienbesitz wurden mehrere schöne, kostbare Seidenkleider ausgestellt. Dazwischen zeigt ein echtes Dachauer Kleid die schädliche Wucht des unendlich dicken Faltenrockes. Einen wirkungsvollen Gegensatz dazu bildet ein modernes sogen. Sansventre-Kostüm. Das neue Nationalmuseum spendete eine große Reihe von Abbildungen und Schriften aus dem Gebiet der Frauenkleidung sonst, jetzt und in Zukunft.

Den letzten großen Parterreraum beschickten mehrere kunstgewerbliche Ateliers und Werkstätten, und wir sehen, wie sich dem neuen Schnitt auch neue, geschmackvolle Verzierungen in Applikationsarbeit und Stickerei anpassen. Vor allem gefallen uns die von Frl. Elisabeth Beyschlag entworfenen Gewänder. Ein Dinerkleid von bläulichem Sammet weist hübsche Ornamente von grauem Leder und gelblicher Seidenstickerei auf. Eine hellmattgelbe Seidentoilette ist mit Blattgeranke in grüner Tafftapplikation geschmückt. Auch eine praktische Schürze nach neuem Schnitt, von den Schultern glatt herabhängend, von grauem Lein, ist im Seidenkettstich mit Muster nach neuem Stil gestickt. Frau Olga Schirlitz-Behrend steuerte ein gelbseidenes Ripskleid mit Schleppe bei, reich mit Ornamenten in grünlichen, bläulichen, grauen und rötlichen Tönen prangend. Sogar die Sportkleidung wird dem neuen Prinzip mit Erfolg unterworfen. Das engärmelige Hemd schließt am Halse und ist aus gröbstem Lein in Ivoirefarbe. Darüber schmiegt sich ein graues Lodengewand dem Körper lose an. Rote und grüne Lederstickereien geben einen lustigen Aufputz. Die Schneiderschule Berg-Bühl lieferte zu einem dunkelgrauen Jackenanzug die genaue Anweisung, wie Rock an Jacke zu befestigen ist.

Im ersten Stock sind Mäntel, Jacken, Pelzsachen, Schmuck- und Besatzstoffe zu sehen. Der Verein für weibliche Industrie in Weimar sandte eigenartige Stoffe für Kinderkleider aus hellem Zeug mit eingewebten, abgepaßten bunten Streifen.

Auch die Verbesserung der Fußbekleidung ist mit in die Ausstellung einbezogen, und eine Reihe von Firmen, darunter solche aus Berlin und Hannover, macht anschaulich, wie die schmale Schuhspitze die Zehen verkrüppelt, dagegen die runde Spitze dem Fuße seine von der Natur gegebene Form erhält und schützt.

Plastische Kunstwerke, die überall an Treppen, Fenstern, Türpfeilern stehen, helfen den mit überzeugen, der sehen kann und will; sie reden deutlich ad oculos, und der Venus von Milo göttlicher Leib predigt laut von der Heilsamkeit und Schönheit der neuen Reformtracht.

Die Leitung der Ausstellung hat vom Ministerium die Erlaubnis erhalten, die Ausstellungsräume im Nationalmuseum noch bis zum 20. Oktober fortbenützen zu dürfen. Von München aus gehen die Schaustücke nach Berlin. J. B.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hilfsarbeit zu Berlin** (Vorsitzende: Frl. Alice Salomon) blicken im Oktober dieses Jahres auf ihr zehnjähriges Bestehen zurück. Ihre Entwicklung, über die eine kleine Denkschrift (im Selbstverlag des Vereins), die soeben erschienen ist, einen Überblick gibt, reflektiert in einem kleinen Spiegel eine der wichtigsten Umwandlungen im Frauenleben unserer Gegenwart: das Erwachen des sozialen, des Bürgerbewußtseins in der Frau, das Aufsteigen der Erkenntnis, daß diese Pflichten mit einer planlos und gedankenlos geübten Charitas nicht erfüllt sind, sondern daß es dazu einer ernsten sozialpolitischen Schulung bedarf. Unter der Leitung von Frau Jeannette Schwerin ist in der Organisation der Arbeit eine Grundlage für die Durchführung dieser Gedanken gegeben worden, auf der die Gruppen sich weiterentwickelt, die sie dauernd verbreitert und gefestigt haben. Ihr wesentliches Merkmal ist die Schulung ihrer Mitglieder durch theoretische Kurse einerseits, durch praktische Arbeit in allen Arten von Wohlfahrtsanstalten, Auskunftstellen, bei Enqueten 2c. andererseits. Die Zahl der Helferinnen hat sich bis auf fast 500 gehoben, und, was noch mehr bedeutet, ihre Arbeit hat sich überall als so wertvoll erwiesen, daß man sie jetzt von allen Seiten über die zur Verfügung stehenden Kräfte hinaus sucht, während die Leitung in den ersten Jahren Schwierigkeiten hatte, ihren Helferinnen die erforderlichen „Lehrstellen" in genügender Zahl zu verschaffen. Zugleich beweist nicht nur das Entstehen gleicher Vereinigungen in Bremen, Königsberg, Hamburg, Frankfurt, Cassel, Leipzig, sondern auch die Übernahme des in den Gruppen verkörperten Prinzips durch alle Arten anderer konfessioneller und interkonfessioneller Wohlfahrtsvereine und Bildungsanstalten für Frauen, daß der dort eingeschlagene Weg ein tiefes geistiges und soziales Bedürfnis unserer Zeit in zweckmäßigster Weise zum Ziel führte.

Was in den Gruppen von Frauen geschaffen worden ist, beruht gewiß auf den Kenntnissen und der Organisationsfähigkeit ihrer Leiterinnen Jeannette Schwerin und Alice Salomon; es ist aber in noch höherem Maße eine Schöpfung eines tiefen sozialen Gefühls und eines ernsten sozialen Gewissens, das in den Leiterinnen eine lebendige Kraft war und von ihnen aus dem ganzen Kreise der Mitarbeiterinnen das Gepräge gegeben hat. Die deutsche Frauenbewegung darf stolz auf das sein, was hier — wenn auch nicht unmittelbar und absichtlich — so doch im tieferen Sinne in ihrem Dienst geschaffen worden ist.

* **Zwanzig Jahre im Dienst der Lehrerinnensache.** Eine Zeitschrift, die an der Entwicklung unserer Lehrerinnenbewegung einen ganz hervorragenden Anteil hat, hat im Oktober ihren 20. Jahrgang vollendet. Die „Lehrerin in Schule und Haus", das jetzige Organ des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins, ist 1884 von Frau Marie Loeper-Houselle gegründet worden. Sie hat unter den größten Schwierigkeiten, in einer Zeit, wo der Lehrerinnenstand noch nicht zum Träger eines eigenen Organs gereift war, die deutschen Lehrerinnen zu selbständigem Erfassen ihrer Berufs- und Standespflichten zuerst erziehen helfen, sie hat die rasche Entwicklung des Lehrerinnenstandes stets verstehend und fördernd begleitet. Der Herausgeberin sei auch an dieser Stelle im Namen der Frauenbewegung ein warmer Dank ausgesprochen.

* **Zurückziehung der weiblichen Beamten vom Fahrkartendienst.** Der preußische Minister der öffentlichen Arbeiten hat, wie Berliner Blätter melden, an die nachgeordneten Eisenbahndirektionen eine Verfügung erlassen, nach der die weiblichen Beamten im Eisenbahndienst von den Fahrkartenschaltern zurückzuziehen und im inneren Dienst zu verwenden sind. Diese Maßregel soll sobald wie möglich in Kraft treten, wenn genügend männliche Beamte für den Schalterdienst ausgebildet sind und für diesen verwandt werden können; es soll dies geschehen, „damit die weiblichen Beamten möglichst wenig in direkte Berührung mit dem Publikum kommen."

Digitized by Google

* **Armenpflegerinnen.** Auf Antrag des Vereins „Frauenwohl" zu Witten beschloß die Stadtverordnetenversammlung am 1. Oktober, Frauen versuchsweise zur Teilnahme an der städtischen Armenpflege zuzulassen. Seit einem Jahre bereits sind mehrere Frauen als Vormünderinnen tätig.

* **Frauenstudium an den bayerischen Universitäten.** Vom Wintersemester 1903/04 an werden auch an den bayerischen Universitäten weibliche Studierende, welche das Reifezeugnis eines deutschen humanistischen Gymnasiums oder eines deutschen Realgymnasiums besitzen, zur Immatrikulation nach § 4 der Studien-Satzungen zugelassen. Das ist ein großer Fortschritt der Sache des Frauenstudiums, der hoffentlich auch auf andere Staaten seine Wirkungen nicht verfehlen wird.

* **Freiburg i. Br. Coeducation.** Im abgelaufenen Schuljahr besuchten 5 Schülerinnen die Oberrealschule in Freiburg i. Br. Ihre Leistungen stellten sich am Schluß des Schuljahres als äußerst befriedigend heraus, indem von den 4 Schülerinnen der Unterprima eine den zweiten, eine den dritten und eine den vierten Platz in ihrer Klasse innehalten, während die Schülerin der Untertertia den ersten Klassenplatz erhielt. Auch das Verhältnis zu Lehrern und Mitschülern hat sich in sehr befriedigender Weise gestaltet.

* **Zu § 8 des preußischen Vereinsgesetzes.** Der Maurer A. B. zu Lauenburg, welcher Vorsitzender eines Gewerkschaftskartells ist, ersuchte die Ortspolizeibehörde im Sommer vorigen Jahres, ihm die Genehmigung zur Abhaltung eines Gewerkschaftsfestes mit Konzert und Ball erteilen zu wollen. Die Polizeibehörde versagte aber die Genehmigung, da das Gewerkschaftskartell ein politischer Verein im Sinne des § 8 des Vereinsgesetzes sei. Frauen, die zu einem Ball erforderlich seien, dürfen nach § 8 des Vereinsgesetzes den Versammlungen von politischen Vereinen nicht beiwohnen. Nach fruchtloser Beschwerde erhob B. gegen den Regierungspräsidenten Klage mit der Ausführung, das Gewerkschaftskartell gehöre nicht zu den politischen Vereinen, die bezwecken, politische Gegenstände in ihren Versammlungen zu erörtern. Das Gewerkschaftskartell bestehe aus Delegierten verschiedener Verbände, welche sich gegenseitig unterstützen wollen. Wenn ferner im Vereinsgesetze bestimmt werde, Frauen, Schüler und Lehrlinge dürfen den Versammlungen und Sitzungen von politischen Vereinen nicht beiwohnen, so könne eine Tanzlustbarkeit nicht als eine Versammlung oder Sitzung eines Vereins angesehen werden. Der Regierungspräsident beantragte hingegen die Abweisung der Klage, da das fragliche Gewerkschaftskartell aus physischen Personen bestehe und bezwecke, wie die Akten der Polizeibehörde beweisen, politische Gegenstände in Versammlungen zu erörtern. Das Oberverwaltungsgericht wies auch die von B. erhobene Klage gegen den Regierungspräsidenten als unbegründet zurück. (Soz. Praxis.)

* **Über die tägliche Arbeitszeit** der in Berlin, Charlottenburg, Schöneberg und Rixdorf beschäftigten Arbeiterinnen hat der Gewerberat Hartmann Ermittelungen angestellt, deren hauptsächlichste Ergebnisse folgende sind. In 4752 Betrieben, von denen 2753 auf das Bekleidungs- und Reinigungsgewerbe entfallen, waren 63 264 Arbeiterinnen beschäftigt und zwar 25 850 in 1832 Betrieben mit neunstündiger Arbeitszeit und darunter. 30 413 arbeiteten in 2391 Betrieben zwischen 9 und 10 Stunden, 7001 in 489 Betrieben 10 bis 11 Stunden. Eine Mittagspause von 1—1½ Stunden hatten 19 249 Arbeiterinnen in 1944 Betrieben, 1½—2 Stunden 3583 in 475 Betrieben. Die Durchschnittsarbeitszeit beträgt 9½ Stunden. Eine über das Normale oft hinausgehende Arbeitszeit wird bei der Konfektionstätigkeit beobachtet. Im ganzen ist jedoch für Berlin und die Vororte der Zehnstundenarbeitstag so gut wie durchgeführt, sodaß seine gesetzliche Festlegung keinen Schwierigkeiten begegnen würde.

* **Das kirchliche Frauenstimmrecht** im Kanton Waadt wurde mit einer Petition gefordert, die 5000 Unterschriften trägt. Bekanntlich ist in der Schweiz diese Frage, die im Kanton Zürich zuerst angeregt wurde, schon seit längerer Zeit auch in theologischen Kreisen in Fluß. Auch die Generalversammlung des Bundes der schweizerischen Frauenvereine, die soeben stattgefunden hat, beschäftigte sich damit.

* **Weibliche Studenten an holländischen Universitäten.** Die Zahl der weiblichen Studenten beträgt an den verschiedenen Universitäten in Holland wie folgt: in Amsterdam 86, darunter sind 24 für diesen Kursus neu eingetragen worden; in Utrecht in der medizinischen Fakultät 20, in der Mathematik 25, in der Philologie 12 und in der Theologie 1. In Leiden studieren 79 Damen und in Groningen 36. (Haarlemer Courant.)

* **Den Anteil der Frau am Kleingrundbesitz** zu erforschen, hat der König von Schweden Frl. Karoline Brafoord einen Reisezuschuß von 400 Kronen bewilligt.

* **Die Zahl der weiblichen Ärzte in Jowa** ist in den letzten 4 Jahren von 98 auf 155 gestiegen.

Digitized by Google

„Die Mütter". Beitrag zur Erziehungsfrage von Hedwig Dohm. Berlin, S. Fischer Verlag. In einer Reihe einzelner Aufsätze behandelt die geistvolle Vorkämpferin — hier bedeutet das vielmißbrauchte Wort einmal wirklich etwas — der Frauenbewegung Fragen der Erziehung, des Verhältnisses von Mutter und Kind. Sie bewahrt auch in diesem Buch den Charakter, der all ihren Essays ihren Reiz gibt. Einzelbeobachtungen von frappierender Schärfe und Feinheit wirft sie in die Wagschale, wo die angebetete Theorie, die fable convenue, scheinbar schon den Ausschlag gegeben hat, und das Zünglein beginnt noch einmal bedenklich zu schwanken. Und so sind ihre Beobachtungen wohl geeignet, die soziologische Betrachtung durch die individuelle Erfahrung zu korrigieren und zu ergänzen. Der Reiz einer ausgesprochenen Individualität liegt auch über Stil und Darstellung. Die Essays sind wie hervorgegangen aus der Unterhaltung, und man meint ordentlich zu sehen, wie die Verfasserin ihren Gegner durch irgend einen unerwarteten, — auch unerwartet wahren Einwand matt setzt. Fein und anmutig ist der Aufsatz über „alte Frauen".

„Grundriß der Religionsphilosophie" von D. Dr. A. Dorner. Leipzig, Verlag der Dürrschen Buchhandlung. 1903. (448 S.) Preis 7 Mark. Vorliegendes Buch macht den Versuch, vermittelst einer Kombination religionsgeschichtlicher und religionspsychologischer Forschungen mit metaphysischen Betrachtungen die Frage nach Wesen, Wert und Wahrheit der Religion zur Entscheidung zu bringen. Abgesehen von der Einleitung, die der Religionsphilosophie ihre Stelle im ganzen der Philosophie überhaupt anweist, gliedert sich die Schrift in folgende vier Hauptteile: A. Die Darstellung der Religion als Verhältnis Gottes und des Menschen (Phänomenologie des religiösen Bewußtseins der Menschheit); B. die Begründung der Religion in Gott (Metaphysik der Religion); C. psychologische Betrachtung des religiösen Subjekts und seiner Betätigungen; D. die Gesetze des religiösen Lebens. Wir heben des beschränkten Raumes wegen nur einiges Charakteristische heraus. Dazu gehört in erster Linie der energische Kampf gegen die auf der Grundlage eines antimetaphysischen Agnostizismus und naturalistischen Evolutionismus sich erhebende einseitige psychologische und historische Betrachtungsweise, ferner der Protest gegen die durch den Neukantianismus, insbesondere die Theologie Albrecht Ritschls, zur Herrschaft gebrachte Auffassung der Religion als vor allem und wesentlich praktischer Größe, endlich die strikte Ablehnung jedes rein anthropologischen Erklärungsversuchs. Nach diesem ist die Religion ein metaphysisch begründetes Phänomen, an dem alle psychologischen Funktionen gleichermaßen beteiligt sind. Der historische Entwickelungsprozeß ist nichts weiter als die immer völligere Verwirklichung des religiösen Ideals. Im Christentum, dessen Prinzip von den mannigfachen Erscheinungsformen unterschieden werden muß, ist der Kulminationspunkt des religiösen Werdeganges erreicht. Das Ideal, die volle Gottmenschheit, ist verwirklicht. Darum ist das Christentum absolute Religion, seinem Prinzip nach unüberschreitbar. Der einzigartige Wert der Religion in theoretischer wie praktischer Rücksicht, ihre Unentbehrlichkeit für die Bildung einer einheitlichen Weltanschauung wie auch für einen segensreichen Fortschritt in kultureller, insbesondere moralischer Beziehung werden vom Verfasser unter steter Bezugnahme auf die vielfach anders gerichteten Tendenzen der Gegenwart gleichfalls zur Sprache gebracht. Wer sich für religionsphilosophische Fragen interessiert, wird aus dem Buche manches lernen können.

Widminnen, O.-P. M. Lux, Prediger.

„Die Königinnen von Kungahälla". Novellen von Selma Lagerlöf. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Schwedischen von Francis Maro. Albert Langen, Verlag für Literatur und Kunst. München 1903. Die seltene und eigenartige Fähigkeit, alte Sagenstoffe neu zu gestalten, die Selma Lagerlöf schon in Gösta Berling bewiesen, berührt uns auch in dieser Sammlung wieder mit kräftigem herbem Hauch. Selma Lagerlöf besitzt wie wenige moderne Schriftsteller — wie wenige moderne Menschen — die innere Ganzheit, die Unberührtheit durch Problemsucht und zerfaserndе Reflexion, die zu reinem, starkem und in gewissem Sinn naivem Dichten und Gestalten die Kraft gibt. Sie sieht die Fragen unseres seelischen und Gedankenlebens in einfachen und großen Formen, und sie sieht ihre Gestalten klar und schlicht und sinnlich. So darf sie es wagen, an den Helden alter Zeiten weiter zu bilden, sicher, ihr Wesen nicht zu zerstören. Einfach und unwillkürlich fügt sich auch das, was sie hineinträgt in die alte Welt, ihrem Stil und ihrer Art.

„Allein ich will". Roman von Frieda Freiin von Bülow. Dresden und Leipzig. Verlag von Karl Reißner, 1903. Frieda von Bülow führt in ihrem neuen Roman wieder in das Milieu, das ihr vor allem vertraut ist, die Kreise des thüringischen Landadels. Die Gestalten dieses Kreises stellt sie in gewohnter Lebendigkeit und in einer typischen

Digitized by Google

Treue hin, die man wie bei einem guten Porträt empfindet, auch ohne das Urbild zu kennen: die kräftige, klare Gunne, ein Freiluftgeschöpf von rassiger Schönheit und Ganzheit, die alles gewalttätig protegierende Gräfin Dieter, deren Innerlichkeit in einem reizvoll problematischen Dunkel bleibt, der alte Graf in seiner unerschütterlichen hofmännischen Haltung, deren Züge die Spuren Jahrhunderte alter Traditionen zeigen. Ausgezeichnet ist auch der Typus der kleinen Dorfdiakonissin geschildert, während der eigentliche Held, der Pfarrer Bacha, trotz vieler lebendiger und unmittelbar sprechender Züge etwas Gedankenhaftes, nicht ganz zu Fleisch und Blut Gewordenes hat. Der Gesamteindruck, den „Allein ich will" hinterläßt, ist der eines nach Form und Inhalt feinen Buches.

2e Congrès International des Oeuvres et Institutions Féminines tenu au Palais des Congrès de l'Exposition Universelle de 1900. Compte rendu de Travaux par Mme Pégard, Paris. Imprimerie Typographique Charles Blot. 7, Rue Bleue. 1902. Die vier stattlichen Bände (jeder ist 500—800 Seiten lang) der Verhandlungen des von Mlle Monod geleiteten internationalen Kongresses geben ein Bild, weniger der internationalen Frauenbewegung, als der französischen, da das französische Element hier mehr als sonst wohl die Eigenart des Landes, in dem der internationale Kongreß stattfindet, in den Vordergrund trat. Ist das ein Abbruch nach der Seite des Internationalismus, so erhöht es doch das Charakteristische dieser Verhandlungen und ihren Wert für die Kenntnis gerade der französischen Bewegung, über die uns sonst nicht viel Material vorliegt. Der Bericht folgt chronologisch dem Programm der Verhandlungen, nicht der Verteilung auf die Sektionen, wie es vielleicht übersichtlicher gewesen wäre. Die Sektionen umfassen Philanthropie et Economie sociale; Legislation et Morale; Education; Travail; Lettres, Sciences. Eine Menge brennender Fragen der Frauenbewegung aller Länder werden erörtert. Die Gegensätze stoßen zum Teil heftig aufeinander, das macht das Bild um so bewegter und die Diskussion um so vielseitiger. Besonderes Interesse haben die Verhandlungen über Frauen- und Kinderarbeit, über die Sittlichkeitsfrage, über die Frau im Familienrecht. Man lernt für die Arbeit im eigenen Lande sehr viel aus der Kenntnis fremder Anschauungen und Zustände, Forderungen und Fortschritte auf dem gleichen Gebiet. In Vereinsbibliotheken und „Bibliotheken zur Frauenfrage" sollte das Werk unbedingt vorhanden sein.

„Geschlecht und Charakter". Eine prinzipielle Untersuchung von Dr. Otto Weininger. Wien und Leipzig, Wilhelm Braumüller, K. u. K. Hof- und Universitäts-Buchhändler 1903. Ein 600 Seiten starker Band unter diesem Titel muß allen, die an der „Frauenfrage" ein Interesse haben, zunächst als eine hochwillkommene Gabe erscheinen. Ist doch die Frage nach der geistigen Differenzierung der Geschlechter zugleich so brennend und so schwer, daß ein Beitrag zur Lösung von äußerlich so durchaus wissenschaftlichem Gepräge unter allen Umständen wertvoll erscheinen muß. Ein wenig stutzig macht nun schon die Vorrede. Es sollen nicht die Ergebnisse der experimentellen Psychologie verwertet, sondern es soll „die Ableitung alles Gegensatzes von Mann und Weib aus einem einzigen Prinzip" versucht werden. Trotzdem will der Verfasser nicht „induktive Metaphysik", sondern „schrittweise psychologische Vertiefung" geben. Er will wohl von der Erfahrung ausgehen, sogar vom „Alltäglichsten und Oberflächlichsten", aber er will sie dann philosophisch deuten. Was dabei herauskommt, erinnert etwas an die philosophischen Gedichte der Gnostiker: eine willkürliche Anwendung philosophischer Begriffe auf Gebiete psychologischer Erfahrung, bei der sich die allerwunderbarsten Resultate ergeben, ein Mißbrauch der Wissenschaft, gegen den sie von ihrem Standpunkt aus vielleicht noch das Wort ergreift — wenn es ihr lohnt; ein Spiel mit logischen Formen, bei dem man nur nicht begreift, wie der Verfasser, der eine äußerlich so reiche philosophische Bildung besitzt, im Wesen seiner geistigen Arbeit so durchaus unwissenschaftlich sein kann. Und so ist das Buch für die Lösung der Frage „Geschlecht und Charakter" im Grunde vollkommen wertlos — von dem Zynismus, mit dem der Verfasser seine Erfahrungen über die Frauen gemacht und verwertet hat, gar nicht zu reden. Seine Definition des Weiblichen ist das Ungeheuerlichste, was je über die Frau gesagt worden ist. Sie ernst nehmen hieße sich lächerlich machen.

„Deutsches Familienrecht". Von Dr. Heinrich Dernburg, Geh. Justizrat, Prof. a. d. Universität Berlin, Mitgl. d. Herrenhauses. Halle a. S. Buchhandlung des Waisenhauses, 1903. Preis gebunden 12 Mark. Das neue bürgerliche Gesetzbuch ist und bleibt in seiner rein juristischen Fassung den meisten Laien ein Buch mit sieben Siegeln. Das möchte am meisten beim Familienrecht zu beklagen sein, dessen Vorschriften die innerlichsten Interessen der allerbreitesten Bevölkerungskreise unter Umständen berühren können. Das Buch des bekannten Juristen Dernburg hat sich die Aufgabe gestellt, das Familienrecht des neuen bürgerlichen Gesetzbuches zu erklären; sowohl in bezug auf seine Bedeutung für die im Buchstaben des Gesetzes gar nicht ausdrückbaren hundert verschiedenen individuellen Fälle des lebendigen Lebens, als auch vor allem in bezug auf die Absichten des Gesetzgebers, die bei der Schaffung des bürgerlichen Gesetzbuches maßgebend gewesen sind. Er zeigt uns in der objektiven Beleuchtung der Wissenschaft die verschiedenen rückläufigen und fortschrittlichen Strömungen, die bei der Entstehung gegeneinander wirkten, und lehrt so jeden Paragraphen verstehen als ein historisches Dokument gewissermaßen. Gerade wer, wie wir Frauen, an die Notwendigkeit einer schnellen Weiterentwicklung des Familienrechts glaubt, wird aus diesen klaren, sachlichen und von vornehmem wissenschaftlichen Geist getragenen Darstellungen den größten Nutzen ziehen können, auch wo man die leise angedeutete oder doch durchblickende Stellung des Verfassers zu dieser oder jener Frage nicht teilt. Kenntnis nicht nur des Wortlauts, sondern auch der sozialen und historischen Bedeutung des herrschenden Familienrechts ist aber die erste Notwendigkeit, wenn die Frauen binnen kurzem mit neuen — oder zum Teil mit den alten — Wünschen an die Gesetzgebung herantreten wollen. Wir können dem Buch, das diese Kenntnis wie kein anderes vermittelt, nur in unserm eigensten Interesse die weiteste Verbreitung wünschen.

Digitized by Google

„Mutterrecht, Frauenfrage und Weltanschauung" von Dr. Max Thal. Breslau, Schlesische Verlagsanstalt von S. Schottlaender, 1903. Der Verfasser geht aus von einer Darstellung des Mutterrechts im Anschluß an ein neu erschienenes juristisches Buch von Paul Wilutzky, dessen erster Teil: Mann und Weib, diese Frage im Sinne von Bachofen eingehend behandelt. Die seit Bachofen viel betonte Bedeutung des Verhältnisses von Mutter und Kind für die Entwicklung sozialer Gesittung wird auch hier stark hervorgehoben. Die Gegner Bachofens scheinen ein wenig zu flüchtig abgetan, als daß der Laie ein klares Bild von den Grundlagen ihrer Einwände erhalten könnte. Im zweiten Abschnitt geht der Verfasser unter der Überschrift: „Frauenfrage und Zeitgeist" auf die Gegenwart über. Er sieht die Ursachen der sozialen Stellung der Frau in der Gegenwart in anthropistischen, ökonomischen und sittlichen Momenten, die er dann in großen Zügen — gerecht und vorurteilsfrei, aber besonders in bezug auf die ökonomische Seite der Frage ein wenig zu summarisch — beleuchtet. Auch in der Art der Scheidung von bürgerlicher und proletarischer Frauenfrage, bei der die ganze Frage der Frauenlöhne als „Frauenfrage" nicht anerkannt wird, liegt vielleicht vom formal juristischen Standpunkt aus eine gewisse Berechtigung, aber die volkswirtschaftlichen Zusammenhänge werden durch diese Scheidung nicht klar herausgestellt. Die Forderung, daß die Ausbeutung der weiblichen Arbeit durch niedere Entlohnung für gleichwertige Leistung beseitigt werde, kann als eine „offensichtlich nur sozialistische", die mit der Frauenfrage eigentlich nichts zu tun habe, nicht wohl aufgefaßt werden. Etwas zu niedrig scheint der Verfasser auch die Bedeutung der Mutterschaft für die Erwerbstätigkeit der Frau einzuschätzen. Aber über diese einzelnen Fragen müssen im Augenblick die Meinungen mit Notwendigkeit auseinandergehen Die Hauptsache ist, daß an die Betrachtung der Tatsachen ohne vorgefaßte Meinungen und Urteile herangegangen wird. Und das ist hier durchaus der Fall.

„Der alte und der neue Glaube". Ein Bekenntnis von David Friedrich Strauß. Volksausgabe in unverkürzter Form. **„Das Leben Jesu".** Für das deutsche Volk bearbeitet von David Friedrich Strauß. Zwei Teile. Volksausgabe in zwei Bänden. (Preis 2 Mark.) Bonn, Verlag von Emil Strauß. 1904. So hoch man die historische Bedeutung von David Friedrich Strauß einschätzen mag, so scheint es kaum gerechtfertigt, ihn heute in Massen unter das Volk zu verbreiten. Strauß selbst hat sich einmal peinlich berührt gefunden, als ihm seine aus wissenschaftlicher Arbeit und inneren Kämpfen geborenen Anschauungen wieder entgegengebracht wurden von einem leichtfertigen, flachen Radikalismus, den sie weder wissenschaftliche, noch Gewissenskämpfe gekostet hatten. Und etwas Ähnliches tut ihm eine solche Volksausgabe doch wieder an. Besonders das „Leben Jesu", über dessen wissenschaftliche Methode die Theologie in ehrlicher Arbeit hinausgekommen ist, sollte dem deutschen Volk nicht noch einmal als etwas vor der Wissenschaft Giltiges — so wird es doch natürlich aufgefaßt — dargeboten werden. Dem reifen Menschen, der von der Einseitigkeit der Meinung die Bedeutung der Persönlichkeit zu trennen vermag, Strauß in seinen historischen Zusammenhang zu stellen, ihn als eine Erscheinung in der Entwicklung des deutschen Geisteslebens zu erfassen versteht, dem mag die billige Ausgabe wertvoll sein. Aber das sind doch nur wenige.

„Die Abhärtung der Kinder", ein Mahnwort und Wegweiser von Dr. Rudolf Hecker, Privatdozent der Kinderheilkunde an der Universität München. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S 1,60 Mk.

Der Verfasser gibt aus seiner reichhaltigen Erfahrung wertvolle Ratschläge für Mütter und Erzieher. Er ist durchaus nicht gegen die Abhärtung der Kinder, wendet sich aber auf das entschiedenste gegen die sogenannte systematische Kaltwasserabhärtung kleiner Kinder, aus der nach seiner Erfahrung, von der er zahlreiche Beispiele berichtet, weit mehr Schaden als Nutzen hervorgeht.

Mit solchen frischen Mundes Pracht,
Mit solchen blanken Zähnen lacht,
Wer täglich, namentlich vor Nacht,
„Odol" sich zum Gesetze macht!

Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 Mk., 1/2 Fl. 1.50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

„Handarbeit der Mädchen". Reformpläne. Von Johanna Hipp. Mit 166 Abbildungen. Straßburg, Friedrich Büll. Ein Buch, das dem Handarbeitsunterricht neue Wege weist, die ihn aus dem hergebrachten Schematismus befreien, der so oft das Interesse der Kinder tötet. Alles, was zu lernen ist, wird an Gegenständen geübt, die praktisch zu verwerten sind; dadurch wird das Interesse der Kinder natürlich bedeutend erhöht. Das Werk ist jedenfalls allen Handarbeitslehrerinnen sehr zu empfehlen, weil sie eine Fülle von Anregung daraus schöpfen werden.

Im Verlag von Ernst Wunderlich, Leipzig, sind neu erschienen von A. Reukauf und E. Heyn:

„Die Mädchen-Fortbildungsschule". Vortrag gehalten im Bezirkslehrerverein Schneeberg-Neustädtel und Umgegend am 29. November 1902. Von Julius Queißer, Direktor der städtischen Schulen in Schneeberg. Preis 50 Pf.

In der 3., vermehrten und verbesserten Auflage sind erschienen:

„Deutsche Aufsätze" für die mittleren und unteren Klassen der Volksschule. Von Paul Th. Hermann. Preis 2,80 Mark, fein geb. 3,40 Mark.

„Deutschland in natürlichen Landschaftsgebieten" von Hermann Prüll. Preis 1,60 Mark, geb. 2 Mark. (II. Aufl.)

„Die Grundbegriffe der Himmelskunde". Ein Hilfsbuch für den Schul- und Selbstunterricht von Leopold Lang. Preis 2 Mark, geb. 2,50 Mark.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Riedl, Max. Herrschaftsküche. Ein Hand-, Nachschlage- und Lehrbuch der feinsten modernen Küche. Goldene

Sprachkranke Kinder

find **gründl. Heilunterricht** u. liebevolle Aufnahme bei **Johanna Lenk,** gepr. Töchterschul- und Sprachlehrerin. **Coburg,** Adami-Strasse 21. Beste Empfehl.

Steppdecken

kauft man am preiswert. **nur direkt** in der Fabrik **72 Wallstraße 72,** wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. **B. Strohmandel, Berlin S. 14.** Illustr. Preiskatalog gratis.

Jena. Zum Abiturium **Vorbereit. für Mädchen** Pension. Villa mit grossem Garten. Dr. math. **F. Haft und Frau.**

Familien-Pension I. Ranges von [21 Elisabeth Joachimsthal **BERLIN Potsdamerstr. 35 II. rechts** Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Damen-Wohnungen.

1—6 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.

Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Aus meiner Kinderzeit

von

Helene Adelmann.

Brosch. 1.80 Mk., eleg. gebunden 2.50 Mk.

III. Auflage.

Oehmigke's Verlag (R. Appelius).

Berlin, Dorotheenstraße 38/39.

Digitized by Google

Leiden Sie an Raummangel? Dann fordern Sie sich **gratis** und **franko** Preisliste I über **Jaekel's** berühmte, mühelos zusammenlegbare **„Schlafe patent"-Möbel** in allen Formen.
☞ Unentbehrlich in Familien, Hôtels, Pensionaten usw.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,
BERLIN, Markgrafenstrasse 20. MÜNCHEN, Blumenstrasse 49.

Medaille Kochkunstausstellung München 1898. Verlag von Caesar Schmidt, Zürich.

Rose, Felix. Provinz-Mädel Bd. V—VI. Preis 1 Mark. Verlag von Richard Bong, Berlin.

Smiles-Schramm. Der Weg zum Erfolg. Nach dem Muster von der „Self-help" von Samel Smiles für das deutsche Volk verfaßt von Hugo Schramm-Macdonald. 3. Aufl. 2,80 Mark., gebd. 4 Mark. Verlag von Georg Weiß in Kassel.

Spies, Oberlehrerin, Luise. Musterlektionen für den französischen Unterricht. Nach der analytischen Methode. 3 Mark. Verlag der Dürrschen Buchhandlung, Leipzig.

Springer, Kgl. Schulrat, Dr. Wilh. Nahrungsmitteltafel für Schulen und Haushaltungsschulen. Nebst Erläuterungen. Kleine Ausgabe geh. 40 Pf. Verlag von Theodor Hofmann, Leipzig.

Wohlwollende Leserinnen des Blattes werden um eine kleine Unterstützung für eine 70 Jahre alte, kranke und ganz erblindete Privatlehrerin gebeten, um ihr den kommenden Winter etwas zu erleichtern.

Nähere Auskunft erteilt

Frl. Farne, Danzig,
Ketterhagergasse 11,
und
Frau Superintendent
Gottgetreu, Danzig,
Poggenpfuhl 22/23.

Originalrezept. Gekochte Gans mit Apfelsauce. 6 Personen. 3—4 Stunden. Die Gans soll nicht sehr fett, sondern mehr fleischig sein. Sie wird wie gewöhnlich sehr sauber zurecht gemacht und in einer gut passenden Kasserolle in Wasser mit Salz, dem man nach Belieben ½ Maggi-Bouillonkapsel zusetzen kann, weich gekocht. Unterdessen schält man 5—6 große, weinsäuerliche Äpfel, nimmt das Kernhaus heraus, schneidet sie in Scheiben und läßt sie in wenig Butter weich werden, fügt dann soviel weißen Wein dazu, wie man Sauce haben will, nach Belieben Zucker und 1 bis 2 Löffel gewaschene Sultaninen, verkocht alles gehörig zu einer dickflüssigen Sauce, die man nach Geschmack mit einigen Tropfen Zitronensaft und 2—3 Tropfen Maggi-Würze abgeschmeckt und zu der tranchierten Gans reicht. Dazu Schmorkartoffeln. v. Bg.

St. Alban's College,
81 Oxford Gardens, Notting Hill, LONDON W.
Ladies, wishing to acquire the English language, received. Terms 30—40 shillings per week. For particulars address
Kate Bowen, Lady Principal.

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen
von Frau **Elise Brewitz,**
BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.
Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor.
Silb. Medaille. Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. **Pension im Hause.**

Handelsschule für junge Mädchen
Einjähriger Kursus.
Beste und billigste Ausbildung in **allen** kaufmännischen Sächern.
Anmeldungen: täglich 3—5.
Gustav Brühl,
Mathieustr. 13.
(2. Eingang Ritterstraße 36.)

Höhere Mädchenschule
St. Jacobi.
Mathieustrasse 13. (2. Eingang Ritterstrasse 36.)
Anmeldungen täglich 11—1. **Gustav Brühl.**

Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau.
Frauenwahlrecht.
Von
Helene Lange.
Zweite vervollständigte Auflage.
Preis 60 Pf.
Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung von 65 Pf. direkt vom Verleger.
Berlin S. 14. **W. Moeser Buchdruckerei.**

Neue Bahnen. Organ des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.
Das Blatt erscheint 14tägig und kostet pro Jahr (24 Nummern) 3 Mk. durch Post oder Buchhandel. [40
Leipzig. **Moritz Schäfer.**

Digitized by Google

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

1. Für eine adlige Familie auf dem Lande in Pommern wird eine Erzieherin aus guter Familie gesucht für einen Knaben von 11 Jahren, der in allen Fächern, und 4 andere Kinder, die in Musik und Sprachen zu unterrichten sind. Sprachen im Ausland. Gehalt 900 Mark.

2. Für eine adlige Familie in Hessen wird eine Erzieherin aus guter Familie gesucht für ein Mädchen von 10 Jahren, in allen Fächern außer Musik zu unterrichten. Gehalt 800—1000 Mark. Reise vergütet.

3. Für eine Familie in Ost-Preußen wird eine Erzieherin für zwei Mädchen von 14 und 9 Jahren gesucht. Musik erwünscht. Gehalt 450 Mark.

4. Für eine Familie auf Rügen wird eine erfahrene Erzieherin für 3 Mädchen von 11, 12, 13 Jahren gesucht. Sprachen im Ausland. Gehalt 600—700 Mark.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des pädagogischen Verlages von

Ernst Wunderlich (H. Wunderlich) in Leipzig

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung! Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung!

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Damenpensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche Straße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, giebt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate. Selma Spranger, Vorsteherin.

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III, gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

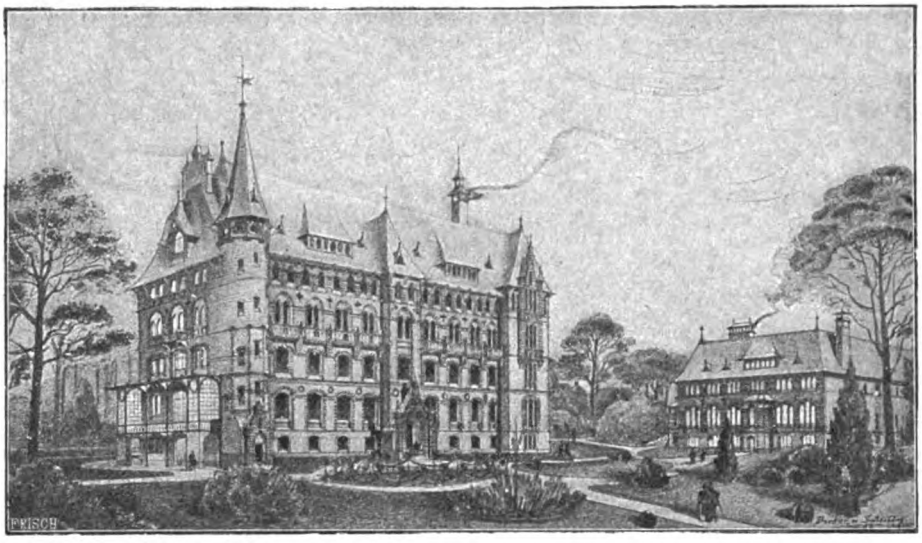
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr; für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

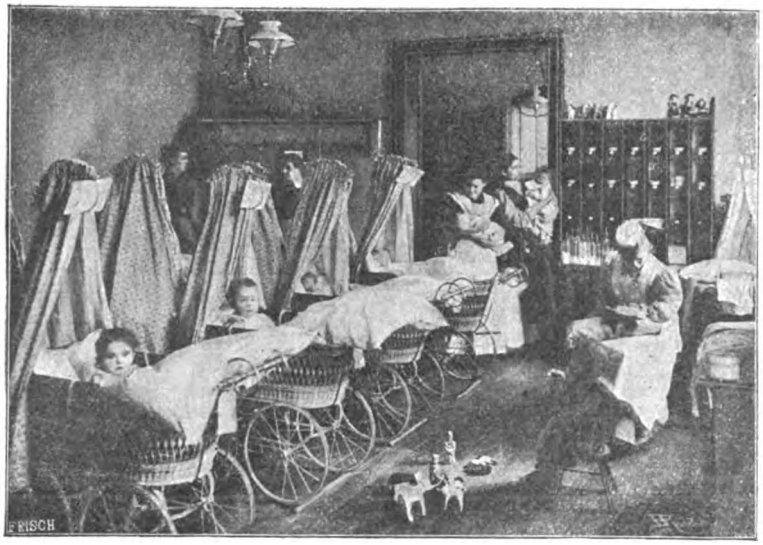
Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse,
Vermittlungsklasse,
Kindergarten,
Säuglingspflege,
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 3 Dezember 1903

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Das subjektive Geschlechtsidol.

Von

Rosa Mayreder.

Nachdruck verboten.

Man könnte als Erklärung für die erstaunlichen und unbegreiflichen Widersprüche in den Aussagen über „das Weib", die das Problem der Geschlechtspsychologie zu einem der verworrensten machen, die Begrenztheit des individuellen Erfahrungsgebietes und die Zufälligkeiten annehmen, die da mitspielen. Aber nicht, daß die Aussagen über „das Weib" so widerspruchsvoll sind, ist das Besondere und Auffällige daran, sondern daß sie gewöhnlich in der Form apodiktischer Urteile auftreten, als Generalisationen mit dem Anspruch auf allgemeine Giltigkeit. Und doch sind die Unterschiede unter den einzelnen weiblichen Individuen so groß, daß auch die denkbar reichste Erfahrung nicht die Möglichkeit bietet, alle Frauen kennen zu lernen.

Welche Schicksalstücke nun ist es, die für die meisten eine ganz einseitige Auswahl trifft? Warum widerfährt den einen von den Frauen soviel Schlechtes, den anderen soviel Gutes? Welches geheime Gesetz regelt die Begegnungen, aus denen jeder Mann die Summe seiner Frauenkenntnis zieht?

Deutlicher als überall offenbaren sich hier die beiden, das menschliche Geistesleben in seinen Untergründen am stärksten bindenden Eigentümlichkeiten: Die Abhängigkeit alles Denkens von der angeborenen Eigenart des einzelnen, und die Neigung, die Ergebnisse des eigenen Denkens für objektive Wahrheiten zu halten. Wenn die „Wahrheit", die eine individuelle Intelligenz hervorbringt, immer durch eine bestimmte Wesensart bedingt ist, muß nicht der verborgene Zusammenhang zwischen dem sogenannten

Digitized by Google

objektiven Denken und der geistig-körperlichen Konstitution dort am unbedingtesten sein, wo es sich nicht um Prinzipien des reinen Erkennens handelt, sondern um eine konkrete Erscheinung, die den Mann persönlich so nahe angeht, wie „das Weib"? —

Der geistige Prozeß, der sich abwickelt, wenn eine Verallgemeinerung zu stande kommt, wenn einzelne Daten der Erfahrung, in ein gemeinsames zusammengefaßt, zu einer Schlußfolgerung benützt werden, ist von der Person des Erfahrenden nicht zu trennen; sonst könnten die gleichen Tatsachen von verschiedenen Beobachtern nicht ganz verschieden gedeutet werden.

Aber auch jene, die vermittelst aprioristischer Aufstellungen über „die wahre Natur des Weibes" Auskunft geben, das „Wesen des Weibes" aus den „Prinzipien der reinen Vernunft" begründen oder gar von der „platonischen Idee des Weibes" ausgehen, müssen der Frage unterworfen werden, welches die ursprünglichen Bedingungen sind, kraft deren solche Ideen in einer individuellen Intelligenz auftauchen, die Frage, wie weit ihre Subjektivität schon bei der Entstehung jener allgemeinen Voraussetzungen mitgewirkt hat.

Es war der Einsiedler von Sils Maria, der Mann der „ausschweifenden Redlichkeit", der darauf hinwies, daß in diesen Dingen jeder nur zu erkennen vermag, was bei ihm darüber schon ausgemacht, was in der Tiefe seiner Wesensbeschaffenheit beschlossen ist:

„Im Grunde von uns, ganz ‚da unten' gibt es etwas Unbelehrbares, einen Granit von geistigem Fatum, von vorherbestimmter Entscheidung und Antwort . . . Über Mann und Weib zum Beispiel kann ein Denker nicht umlernen, sondern nur auslernen — nur zu Ende entdecken, was darüber bei ihm ‚feststeht'. Man findet beizeiten gewisse Lösungen von Problemen, die gerade uns starken Glauben machen; vielleicht nennt man sie fürderhin seine ‚Überzeugungen'. Später — sieht man in ihnen nur Fußtapfen zur Selbsterkenntnis, Wegweiser zum Probleme, das wir sind — richtiger, zur großen Dummheit, die wir sind, zu unserem geistigen Fatum, zum Unbelehrbaren ganz ‚da unten'." (Jenseits von Gut und Böse.)

Er schickt diese Bemerkungen jenem einseitigen und ungerechten Urteile voraus, das er über die Vertreterinnen der modernen Frauenbewegung fällt, und unterstreicht solchergestalt ausdrücklich, daß es nur sein subjektiver Geschmack ist, der da redet. „Auf diese reichliche Artigkeit hin, wie ich sie eben gegen mich selbst begangen habe, wird es mir vielleicht eher schon gestattet sein, über ‚das Weib an sich' einige Wahrheiten herauszusagen: gesetzt, daß man es von vornherein nunmehr weiß, wie sehr es eben nur — meine Wahrheiten sind."

Doch lange vor Nietzsche hat Goethe zu Eckermann das merkwürdige Wort gesagt: „Die Frauen sind silberne Schalen, in die wir goldene Äpfel legen. Meine Idee von den Frauen ist nicht von den Erscheinungen der Wirklichkeit abstrahiert, sondern sie ist mir angeboren oder in mir entstanden, Gott weiß wie".

Und bei Grillparzer findet sich der Ausspruch: „Was ist es auch, ein Weib? . . . Ein Etwas, das nie etwas und nie Nichts, je demnach ich mir's denke, ich, nur ich." (Ein Bruderzwist in Habsburg.)

Behaupten wir also einmal: Die Stellung, die der einzelne Mann in der Theorie wie in der Praxis dem Weibe gegenüber einnimmt, beruht nur zum geringsten Teile auf Erfahrungen — noch mehr: Die Erfahrungen, die jeder macht, sind schon im

Digitized by Google

Vorhinein durch eine ursprüngliche Anlage seiner individuellen Natur bestimmt. Äußere Erlebnisse können diese ursprüngliche Anlage nicht erheblicher verändern, als die Eigenart selbst durch äußere Einflüsse zu verändern ist. Ohne eine Wandlung in der Konstitution, wie sie allenfalls durch Alter oder Krankheit entsteht, wird schwerlich jemand über das andere Geschlecht von Grund aus umlernen, was immer Gutes oder Schlimmes ihm geschehe. Der bekehrte Weiberfeind ist zwar in der Romanliteratur eine häufige Erscheinung; in Wirklichkeit dürfte diese Bekehrung aber so selten sein wie jene fundamentale Wandlung religiöser Art, die selbst der christliche Glaube nur durch einen Akt der göttlichen Gnade bewirkt werden läßt.

Jede Individualität reagiert auf bestimmte Reize anders. Unter der Bezeichnung des subjektiven Geschmackes ist diese Tatsache ja eine der landläufigsten Beobachtungen. Bei den gewöhnlichen Menschen, deren Bewußtsein in Hinsicht auf ihre Sexualität sich nicht viel über die Dumpfheit des Instinktlebens erhebt, bleiben auch die durch den subjektiven Geschmack bestimmten Vorstellungen über das andere Geschlecht dumpf und unentwickelt. Sie übernehmen das konventionelle, das heißt, das durch die Mehrzahl geschaffene Urteil und behalten es häufig auch dann, wenn es sich nicht recht mit der Praxis ihres Lebens deckt, weil sie nicht aufgeweckt genug sind, um sich ihres persönlichen Empfindens reflexiv bewußt zu werden. Wo aber Phantasie und Leidenschaft oder ein gesteigertes Abstraktionsvermögen sich zur Individualität gesellen wie bei den geistig produktiven Menschen, füllt sich das Bewußtsein mit bestimmteren und deutlicheren Vorstellungen.

Der Komplex von Eigenschaften, der unsere besondere, von allen anderen verschiedene Person ausmacht und sich als Inhalt unserer Ichvorstellung im Bewußtsein spiegelt, erzeugt, gewissermaßen als Nebenprodukt, mehr oder minder scharf begrenzt ein ergänzendes Bild, das wir in die Außenwelt projizieren und in den Individuen des anderen Geschlechtes verwirklicht suchen. Das gilt gleicherweise vom männlichen wie vom weiblichen Geschlecht. Da das männliche Bewußtsein aber das mitteilsamere, das expansivere ist, und viel mehr von seinem Inhalt als gedankliche Schöpfungen nach außen richtet, läßt sich dieser Vorgang eher bei Männern beobachten, umsomehr, als seine Konsequenzen vermöge der Machtstellung des männlichen Geschlechtes für die Allgemeinheit größere Bedeutung haben.

Bei der subjektiven Vorstellung über „das Weib" bilden die Erfahrungstatsachen bloß das Baumaterial, der Bauplan ist durch die Individualität festgesetzt. Nach diesem Plane werden alle Erfahrungstatsachen interpretiert; alle Wahrnehmungen ordnen sich auf diese Weise gesetzmäßig zu einem Typus. Was seinen Typus bestätigt, ergreift jeder mit Aufmerksamkeit und bewahrt es mit willigem Gedächtnis: Eindrücke, die diesen Typus beschränken oder gar aufheben könnten, werden als störend, als hemmend, als unangenehm empfunden, werden vielfach gar nicht apperzipiert, und wenn, so schwinden sie rasch wieder aus der Erinnerung.

Nichts ist so bezeichnend wie die unfehlbare Sicherheit, welche die meisten Männer bei ihren Generalurteilen über „das Weib" leitet, Männer sogar, die allen anderen Erscheinungen der Erfahrungswelt gegenüber die vorsichtigste und gewissenhafteste Denkerzurückhaltung bewahren. Diese Sicherheit zeigt, daß sie ohne weiteres das empirische Weib mit dem immanenten verwechseln. Das empirische Weib, das reale Einzelwesen weiblichen Geschlechtes, ist eine vielfältige und in seiner Vielfältigkeit ebenso inkommensurable Erscheinung wie der Mann; das immanente Weib hingegen,

Digitized by Google

das Geschöpf der Einbildungskraft, ist jedem bekannt und vertraut wie sein eigenes Ich, weil es ja aus diesem Ich hervorgegangen und organisch mit ihm verwachsen ist.

Allen Generalurteilen eines Mannes über das Weib kommt in erster Linie eine Bedeutung als Symptom seiner eigenen psychosexuellen Anlage zu; sie haben mehr einen biographischen als einen normativen Wert. Was er vom Weibe hofft und fürchtet, wünscht und voraussetzt, seine Meinung über das, was das Weib sein „soll", gestattet einen ziemlich untrüglichen Schluß auf seine eigene Wesensbeschaffenheit.

Es ist ein Bedürfnis nach Ergänzung, welches als oberstes Gesetz das psychische Verhältnis der Geschlechter beherrscht. Diesem Bedürfnis gemäß trägt das Idol, das die Phantasie jedes Einzelnen von den Personen des anderen Geschlechtes schafft, jene Züge, die eine Ergänzung, in gewisser Hinsicht sogar eine Umkehrung seines eigenen Wesens bilden; es entsteht in der Psyche wie die komplementäre Farbe im Auge.

Richard Wagner, dessen theoretische Schriften so viele Beiträge zur Dichter- und Musikerpsychologie enthalten, gewährt einen bemerkenswerten Einblick in die Entstehung eines subjektiven Geschlechtsidoles in der „Mitteilung an meine Freunde," wo er seine Dichtung zu Lohengrin als Symbolisierung eines innerlichen Erlebnisses schildert. Den tieferen Sinn dieser Dichtung bezeichnet er, indem er sein eigenes Empfinden in der Gestalt des Lohengrin verkörpert, als die Sehnsucht aus der einsamen Höhe der reinen Künstlerschaft nach der Tiefe des allgemeinsamen menschlichen Lebens. Und von dieser Höhe gewahrt sein verlangender Blick — das Weib. „In Elsa ersah ich von Anfang herein den von mir ersehnten Gegensatz Lohengrins — natürlich jedoch nicht den diesem Wesen fern abliegenden, absoluten Gegensatz, sondern vielmehr das andere Teil seines eigenen Wesens, den Gegensatz, der in seiner Natur überhaupt mit enthalten und nur die notwendig von ihm zu ersehnende Ergänzung seines männlichen besonderen Wesens ist. Elsa ist das Unbewußte, Unwillkürliche, in welchem das bewußte, willkürliche Wesen Lohengrins sich zu erlösen sehnt."

Wie charakteristisch ist es für die Individualität Richard Wagners, dessen Gefahr als Künstler eben in der doktrinären Bewußtheit lag, daß er das „wahrhaft Weibliche", dem er in Elsa „mit Sicherheit auf die Spur zu kommen" glaubte, im Unbewußten, Unwillkürlichen erblickt! Das Überwiegen der Verstandestätigkeit, die für den künstlerisch produktiven Menschen ein so störendes, belästigendes, hinderndes Element ist, erscheint ihm als das, wovon er „erlöst" werden möchte. Da aber eine so mächtige Einwirkung — wenn sie überhaupt denkbar sein soll — nur durch eine psychosexuelle Verschmelzung herbeigeführt werden kann, projiziert er das, was er sich ersehnt, in die Gestalt eines Weibes, „des Weibes", des „wahrhaft Weiblichen" —. Allerdings ist er ferne davon gewesen, die Verkörperung dieses wahrhaft Weiblichen ausschließlich in weiblichen Individuen zu suchen, oder gar, es als Norm zu betrachten, nach welcher in der Realität die „echten" von den unechten zu scheiden wären.

Darin ist sein Empfinden viel tiefer und reicher, oder wenn man will, gerechter gewesen, als das seines Gegners Nietzsche. Daß sich aber auch hinter dem Idol Nietzsches ein Wesensgegensatz, das Bedürfnis nach „Erlösung" verbirgt, bestätigt er, dessen schicksalsvoll entscheidende Eigenschaft der Drang nach unbedingter Wahrhaftigkeit und Redlichkeit des Denkens war, durch die Vorstellung: „Nichts ist von Anbeginn dem Weibe fremder, widriger, feindlicher als Wahrheit — seine große Kunst ist die Lüge, seine höchste Angelegenheit ist der Schein und die Schönheit. Gestehen wir es, wir Männer: wir ehren und lieben gerade diese Kunst und diesen Instinkt am Weibe:

Digitized by Google

wir, die wir es schwer haben und uns gerne zu unserer Erleichterung zu Wesen gesellen, unter deren Händen, Blicken, zarten Torheiten uns unser Ernst, unsere Schwere und Tiefe beinahe wie eine Torheit erscheint."

Diese Verherrlichung der weiblichen Lügenhaftigkeit und Oberflächlichkeit gehört zu den seltsamsten Beispielen der Geschlechts-Idolatrie. Man vergleiche damit den Grimm und Abscheu, mit dem die Männer des Mißtrauens und der Unehrlichkeit — insbesondere jene, die an ihrem eigenen mißtrauischen und unehrlichen Wesen leiden, die sich gerne darüber erheben möchten — von den gleichen weiblichen Eigenschaften reden, wie hoch sie die Einfalt und Gefühlstiefe am „echten" Weibe preisen. Nicht anders die Unmäßigen, die Zügellosen, die Lasterhaften unter den Männern, die das Weib als Idol des schönen Maßes, der Züchtigkeit, der Reinheit anzubeten pflegen.

Die Herrschaft, die das subjektive Phantasiebild im Seelenleben des Einzelnen ausübt, erreicht zuweilen die Gewalt einer fixen Idee; aber auch wo es nicht diesen wahnhaften Charakter annimmt, bleibt es eine der stärksten und unüberwindlichsten Illusionen. Steht es doch in inniger Beziehung zu der wichtigsten Angelegenheit, die das menschliche Triebleben außer der Selbsterhaltung kennt: zur geschlechtlichen Auswahl. In den Liebesbeziehungen gewinnt das subjektive Geschlechtsidol seine größte Bedeutung; da ist auch die Verblendung, die es bewirkt, am leichtesten zu beobachten.

Nichts anderes als diese Herrschaft des immanenten Weibes in der Liebe meint Maeterlinck, wenn er sagt: „Vergebens werden wir rechts oder links, in den Höhen oder Niederungen wählen, vergebens werden wir, um aus dem Zauberkreis herauszukommen, den wir um alle unsere Lebensäußerungen gezogen fühlen, unseren Instinkt vergewaltigen und eine Wahl gegen die unseres Sternes zu treffen versuchen — wir werden doch immer die vom unsichtbaren Gestirn herabgestiegene Frau erküren. Und wenn wir gleich Don Juan eintausenddrei Frauen küssen, werden wir (zuletzt) einsehen, daß immer dieselbe Frau vor uns ist, die gute oder die böse, die zärtliche oder die grausame, die liebende oder die ungetreue."

In seiner schwülstig-ekstatischen Manier spricht Przybiszewski davon: „Bevor ich dich sah, warst du in mir . . . lagst du so in unbefleckter Reinheit als ein Urbild keusch in meinem Gehirn, eine rein angeschaute Idee . . . und in einem Nu hattest du die Fäden zwischen meinem schaffenden Gehirn und der schlummernd brütenden Tierseele des Geschlechtes gesponnen . . . und du, Geschlechtstier, bist mit dir, dem Urbild meines Hirnes, zusammengeflossen und wurdest eine große Einheit." (Vigilien)

Hier läßt sich zugleich ein unheilverkündender Ton vernehmen; denn es kann nichts Gutes bevorstehen, wenn ein „Geschlechtstier" und eine „rein angeschaute Idee" zusammenfließen.

Das subjektive Phantasiebild bestimmt das individuelle Verhältnis zwischen dem einzelnen Mann und dem Weibe seiner Wahl: zum Glücke der Beteiligten, wenn die reale Person des Weibes dem Idole entspricht — als Verhängnis, wenn sich das Idol mit der unrechten Person verknüpft. An den Irrtümern, die den mißglückten Liebesverhältnissen zu Grunde liegen, hat die Herrschaft des subjektiven Phantasiebildes einen großen Anteil. Der Kampf zwischen dem immanenten und dem empirischen Weibe wird oft in seiner ganzen Gewalt aus den leidenschaftlichen Anklagen und Vorwürfen sichtbar, aus dem verzweiflungsvollen Schwanken zwischen Haß und Liebe, welches den Auflösungsprozeß solcher Verhältnisse begleitet.

Digitized by Google

Bis zum Äußersten gesteigert, mit einer abstoßenden pathologischen Note, aber großer künstlerischer Aufrichtigkeit, erscheint dieser Kampf in Strindbergs „Beichte eines Toren." Aus der Verworrenheit, Inkonsequenz und Launenhaftigkeit der Leidenschaft, die da bald mit Wutausbrüchen, bald in ohnmächtiger Ratlosigkeit an das Urteil des „aufgeklärten Lesers" appelliert, tritt bald das Idol, bald die reale Person des Weibes hervor, je nach den Umständen, in welchen der Autor lebt. Wenn er mit seiner Geliebten dauernd beisammen ist, verdrängt die reale Person das Idol und erfüllt ihn mit argwöhnischer Unruhe; wenn er sich von ihr entfernt, „steigt das Phantom des bleichen, jungen Weibes, das Spiegelbild der Jungfrau Mutter" vor ihm auf; „das Bild der zügellosen Komödiantin" ist aus seinem Gedächtnis weggewischt. Man kann erraten, daß diese Frau sich unter dem suggestiven Einfluß seines Idoles anders gibt als sie ist; sobald sie aus der Rolle fällt, wird sie für ihn ein Gegenstand des Abscheus und der Verachtung. Er vermag absolut nicht, sich irgend eine klare und zutreffende Vorstellung von ihrer wirklichen Beschaffenheit zu machen; schon allein der Gedanke, daß sie sexueller Regungen fähig sein könnte, bringt ihn außer Rand und Band: „sollte diese kalte und wohllüstige Madonna zur Klasse der geborenen Dirnen gehören?" — Es gibt keine Unwürdigkeit, die er ihr, während er mit ihr vereinigt ist, nicht nachsagte; er schäumt vor Bosheit und Tücke wider sie, vergleicht sie mit der Spinne, die ihren Mann auffrißt — und kaum ist er von ihr getrennt, wiederholt sich dasselbe Spiel: „Die Madonna meiner ersten Liebesträume taucht empor, und das geht so weit, daß ich bei einem Zusammentreffen mit einem alten Kollegen von der Journalistik gestehe, daß ich durch ein edles Weib demütiger und reiner geworden bin."

* * *

Alle die unendlich verschiedenen Frauencharakteristiken, die als Aussagen über „das Weib" in der Literatur aller Zeiten niedergelegt sind, sie geben auch Zeugnis für die Mannigfaltigkeit der Idole, welche die männliche Phantasie hervorbringt. Man kann diese Idole nach dem Rangverhältnis gruppieren, das sich in ihnen ausspricht, jenem Rangverhältnis, in das sich der Mann als Person zu dem Weibe als Person setzt. Da das männliche Geschlecht gemäß der äußeren Ordnung der Dinge das erste und herrschende ist, wird gerade das geschlechtliche Rangverhältnis, wie es sich in der Vorstellung des einzelnen Mannes vollzieht, zu einem individuellen Kennzeichen von besonderem Gewicht. Gemäß der äußeren Ordnung der Dinge kann der Mann das Weib nur unter sich stellen. In dieser Ordnung herrscht das Idol der Leibeigenen. Trotzdem spielt in der Kulturgeschichte das Idol, das der Mann über sich stellt, das Idol des „höheren Wesens" oder der Gebieterin, eine nicht zu unterschätzende Rolle, ebenso wie das Idol, das der Mann neben sich stellt, die Gefährtin. In diesen drei Gestalten sind allerdings nur die allgemeinsten Umrisse des Verhältnisses gegeben, aber jenen drei Gruppen entsprechend, in welche sich die Männer nach ihrer Geschlechtsnatur scheiden, und die sich als die herrische, die ritterliche und die kameradschaftliche bezeichnen lassen[1]).

Da der Rang und Wert der einzelnen männlichen und weiblichen Individuen ein völlig relativer ist, könnte jeder Mann, sofern er in der Tat objektiv wäre, unter den Frauen der Wirklichkeit nach Belieben solche finden, die über ihm, wie solche,

[1]) Siehe meinen Artikel „Die Dame", „Zukunft", 1901, Nr 51.

Digitized by Google

die neben oder unter ihm stehen. Der gewöhnliche unbedeutende Mann müßte also am ehesten dazu kommen, das Weib über sich zu stellen; während nur die Männer auf den höchsten Gipfeln der menschlichen Vollendung, wie sie von Frauen bisher nie erreicht worden ist, unbedingt das Weib unter sich erblicken dürften. Aber gerade das Gegenteil ist der Fall. Die niedrigsten und erbärmlichsten Wichte fühlen sich in der Regel dem Weibe überlegen und genießen ihr herrisches Selbstgefühl in brutalen oder boshaften Akten; indes viele der edelsten und vornehmsten Repräsentanten der Männlichkeit das Weib als Gebieterin oder als Gefährtin dachten, also ein Idol über sich hinaus schufen.

Je tiefer und reicher die erotische Sphäre in einer Persönlichkeit entwickelt ist, desto reicher und individualisierter wird auch das Phantasiebild sein, das sie von dem anderen Geschlechte hervorzubringen vermag. Eine dürftige, spröde, einseitige Erotik empfindet das Weib immer nur als inferiores, für die Zwecke des Mannes geschaffenes und von ihm grundverschiedenes Wesen. Sie kann weder ein inhaltsvolles noch ein harmonisches Bild des Weibes entwerfen; im besten Fall wird es mit ganz allgemeinen, ganz oberflächlichen Geschlechtsqualitäten ausgestattet sein, im schlimmsten überhaupt nichtig, ohne jede eigene Wesenheit, ein leeres Blatt, auf das erst der Mann seinen Willen schreibt.

Das Bild der Leibeigenen, das subjektive Geschlechtsidol des herrischen Erotikers, ist das älteste, das verbreitetste und vulgärste, es bestimmt auch die Stellung, die dem weiblichen Geschlecht, wenn schon nicht in der Gesellschaft, so doch vor dem Gesetze eingeräumt ist.

Wenn die Leibeigene ihr völliges Gegenteil in der Vorstellung der Gebieterin, dem Idol der ritterlichen Erotik, findet, so vollzieht sich dabei, wie denkwürdig immer diese Umkehrung sein mag, doch an dem Grade der Fremdheit im Verhältnis der Geschlechter keine wesentliche Änderung. Die Vorstellung der weiblichen Schwäche, die bei dem herrischen Mann dominiert, gibt auch für das ritterliche Idol den Ausschlag; nur ist sie hier mit der Vorstellung der sittlichen Überlegenheit des Weibes gepaart und bewirkt, daß der Herr und Meister zum Diener und Beschützer wird, der sich in freiwilliger Unterordnung gefällt, soweit er sich als Beschützer fühlen kann.

Aber die Vorstellung eines weitgehenden, ja unüberbrückbaren Unterschiedes liegt tief im Wesen des ritterlichen Idoles; es wurzelt in dem Bedürfnis nach Abstand wie das herrische Idol, nur die Richtung, nach welcher es zielt, ist eine andere. Ohne die Bewahrung einer gewissen Entfernung zwischen seinem Träger und der Person, an die es sich heftet, kann es nicht bestehen — weshalb Nietzsche meinte: „Der Zauber und die mächtigste Wirkung der Frauen ist . . . eine Wirkung in die Ferne, eine actio in distans; dazu gehört aber, zuerst und vor allem — Distanz."

Die ruhmvollsten Gestalten, die das ritterliche Idol je angenommen hat, Dantes Beatrice und Petrarcas Laura, verleugnen diese Distanz nicht; wie denn als die eigentliche Domäne des ritterlichen Idoles, das Berührungen mit der Realität am schlechtesten verträgt, die Poesie erscheint: indes der herrische Erotiker, der, bar aller Romantik, seine Vorstellungen aus dem Lehm des täglichen Lebens knetet, sich das Weib ganz für den Hausgebrauch zurechtgemacht hat.

Vielleicht das einzige, das in sich selbst die Bedingungen eines wirklichen Verständnisses, eines wirklichen Naheseins zwischen Mann und Weib enthält, ist das Idol der Gefährtin, die subjektive Vorstellung, daß das Weib nicht über, noch unter dem

Digitized by Google

Mann, sondern neben ihm steht, in einer menschlichen Gemeinschaft, deren sexuelle Differenzierung ebenso wenig aus seiner intellektuellen wie aus seiner physischen Überlegenheit entspringt. Dieses Idol wird öfters, und namentlich von den Rigoristen unter den herrischen Erotikern, für eine schwächliche Erfindung des modernen weiblichen Denkens ausgegeben, oder auch für ein Verfallsprodukt, weil es erst seit den Tagen der großen französischen Revolution existiert. In Wahrheit ist es aber von weit älterer Abkunft; einige der herrlichsten Geister des Altertumes — wie Plato und Plutarch — haben es gekannt; und wenn man der Erzählung von Maria und Martha eine symptomatische Bedeutung beimessen darf, so hat auch Jesus den Willen zur geistigen Gemeinsamkeit am Weibe dem Willen zum Dienen vorgezogen: „Maria hat das bessere Teil erwählt, das soll nicht von ihr genommen werden."

Diese drei Typen treten in Wirklichkeit weder so streng gesondert, noch so deutlich ausgesprochen hervor; auch erschöpfen sie keineswegs die Mannigfaltigkeit der subjektiven Idole. Von anderen Kennzeichen ausgehend, hat Ria Claaßen in einem der geistreichsten und — für jene angemerkt, die dem weiblichen Geiste die Originalität absprechen — eigenartigsten unter den Beiträgen zur Geschlechtspsychologie (das Frauenphantom des Mannes, Zürcher Diskussionen IV) drei andere Typen gezeichnet, die sich nach ihrer Meinung immer gleich bleiben und zu allen Zeiten wiederholen: das Phantom vom Weibe des Sündenfalls, das Phantom der Jungfrau-Mutter, und als „abscheulichstes Phantom, das je in Menschenhirnen umging," das des nurgeschlechtlichen Weibes — „bequemstes Objekt für den Sultan Geschlechtstrieb" . . .

Die Rachsucht, die Schwärmerei und die platte Gemeinheit, die jeweils den Geschlechtstrieb des Mannes begleiten, sind in diesen drei Gestalten glänzend wiedergegeben; nur die freundlichen, zärtlichen, kameradschaftlichen Vorstellungen, die doch aus dem Verkehr der Geschlechter nicht wegzuleugnen sind, gehen bei Ria Claaßen leer aus. Daher gipfelt ihre Auffassung des Geschlechtsverhältnisses in der düsteren Prognose: „Das Schopenhauer-Strindberg'sche Phantom, das Phantom von dem Weibe des Sündenfalls überhaupt, ist wie das älteste, so auch das modernste, das Zukunftsphantom. Denn nicht größtmögliche Intimität der Geschlechter ist die Losung der nächsten Zeit, sondern größtmögliche Fremdheit, wenigstens in ihren höherentwickelten Exemplaren."

Es ist wahr, die moderne Literatur bietet Anzeichen genug, die darauf schließen lassen, daß die Wahnvorstellungen über das Weib in den Köpfen der herrischen Erotiker nichts von der alten Schärfe des Gegensatzes eingebüßt haben. Sollte aber das Frauenphantom, wie es aus dem Kopfe John Stuart Mills oder Bebels oder Björnsons oder Walt Whitmans hervorging, an sozialer Bedeutung dem Schopenhauer-Strindbergschen nicht gleichkommen —? Und er, der vollendetste Repräsentant der erotischen Genialität, Goethe, sollte für kommende Geschlechter nicht mehr vorbildlich sein —? Mißverständlicherweise — und vielleicht war es ein williges Mißverstehen, mit dessen Hilfe sich das deutsche Philistertum der Autorität Goethes bemächtigte — gilt ganz allgemein das Wort: „Dienen lerne beizeiten das Weib," als das für Goethes Stellung zum weiblichen Geschlecht bezeichnende, während er es doch einem heroischen Mädchen als Ausdruck freiwilliger Selbstbescheidung in den Mund legte — jener Dorothea, an der Humboldt tadelte, daß sie unweiblich genug war, im Augenblick der Gefahr gleich einem Manne zu den Waffen zu greifen. Wie Goethes subjektives Idol aussah, erhellt unzweideutig aus seiner Anschauung: wenn die Frau

Digitized by Google

„ihre übrigen Vorzüge durch Energie erheben kann, entsteht ein Wesen, das sich nicht vollkommener denken läßt . . . Der Ausspruch ‚er soll dein Herr sein', ist die Formel einer barbarischen Zeit, die lange vorüber ist; die Männer konnten sich nicht völlig ausbilden, ohne den Frauen gleiche Rechte zuzugestehen" — und seine Werke geben reichlich Zeugnis davon, daß er es verstand, „mit Mannesgefühl die Heldengröße des Weibes" zu tragen.

* * *

Und so wäre „das Weib" nur ein Produkt des männlichen Gehirnes, eine ewige Täuschung, ein Schemen, das alle Gestalten annehmen kann, ohne doch jemals eine davon wirklich zu besitzen?

Das Weib als Abstraktion, als Objekt des Denkens existiert nur im Kopfe des denkenden Subjektes und ist so abhängig von diesem, wie es in der Natur des Denkens liegt; das Weib als Individuum besteht für sich, und ist so edel oder so gemein, so begabt oder so dumm, so schwach oder so stark, so gut oder so böse, so ähnlich dem Manne oder ihm so entgegengesetzt, kurz, so verschiedenartig, als es in der Natur der menschlichen Gattung liegt. Erstaunlich genug — diese einfache Beobachtung, die tausendfältig durch das Leben wie durch die Darstellung des Lebens bestätigt wird, kann sich nur in den seltensten Fällen gegen die Macht des subjektiven Idoles durchsetzen!

Nichts muß den Frauen so angelegen sein, als gegen die Abstraktion zu kämpfen, in die sie beständig durch das männliche Denken verwandelt werden. Gegen das Weib als Idol müssen sie kämpfen, wenn sie als reale Personen ihr Recht in der Welt erobern wollen. Das bedeutet, aus der Passivität hervorzutreten und das Schweigen über sich zu brechen, selbst auf die Gefahr hin, daß fürs erste wenig Erbauliches dabei herauskommt. Viele Männer halten es für die große Schamlosigkeit der modernen Frauen oder auch für ihre große Torheit, daß sie mit Enthüllungen und Bekenntnissen den Schleier zerreißen, den die männliche Phantasie um sie gewoben hat. Das Schweigen mag seine Vorteile haben; aber alle Vorteile der Welt werden ein Wesen, das sich selbst als Person zu fühlen beginnt, nicht damit aussöhnen, für etwas anderes gehalten zu werden, als es ist.

Vergebens wäre es freilich, zu hoffen, durch irgend welche Argumente die Macht des subjektiven Idoles zu brechen.

Es ist eine Sache der Wesensbeschaffenheit, nicht der besseren Erkenntnis, ob Mann und Weib einander als freie Gefährten oder als Herr und Untertan gegenüberstehen. Doch könnte es wohl eine Sache der besseren Erkenntnis sein, das Verhältnis von Mann und Weib als ein Verhältnis von Person zu Person aufzufassen, das sich vernünftigerweise nicht generalisieren läßt, eine Sache der besseren Erkenntnis, einzugestehen, daß die Subjektivität hier das Unüberwindliche ist.

Digitized by Google

Die Verwandlungen der Duse.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Die Duse von A. M. Roussoff.
Photographie von Riffarth & Cie. Berlin.
Aus: Luigi Rasi, die Duse.
S. Fischer Verlag, Berlin.

Nur ein Bilderbogen mit flüchtigem Text, abgerissenen Notizen, schnell fixierten Eindrücken äußerer Momente ist das schmale Buch, das Luigi Rasi über die Duse geschrieben. (Berlin, S. Fischers Verlag.) Hugo von Hofmannsthal und Hermann Bahr haben die Erscheinungen dieser tragischen Menschlichkeit tiefer erlebt und diese Erlebnisse voll überrieselnder Gegenwartsschauer zwingender gebannt, als dieser Schauspieler, der ihr persönlich weit näher gekommen, der mit ihr zusammen gespielt und in gemeinsamem Nachbilden dramatischer Geschicke ihre Hände auf seiner Stirn gefühlt. Er ist nur, im Sinne des Nietzeschen Wortes, ein „verehrendes Tier", ein getreuer Vasall, ein ehrlicher Freund, der wohl auch der Gefeierten den Tribut der Aufrichtigkeit nicht vorenthält und bewundernden Zweifel und zweifelnde Bewunderung in seine Hymnen mischt.

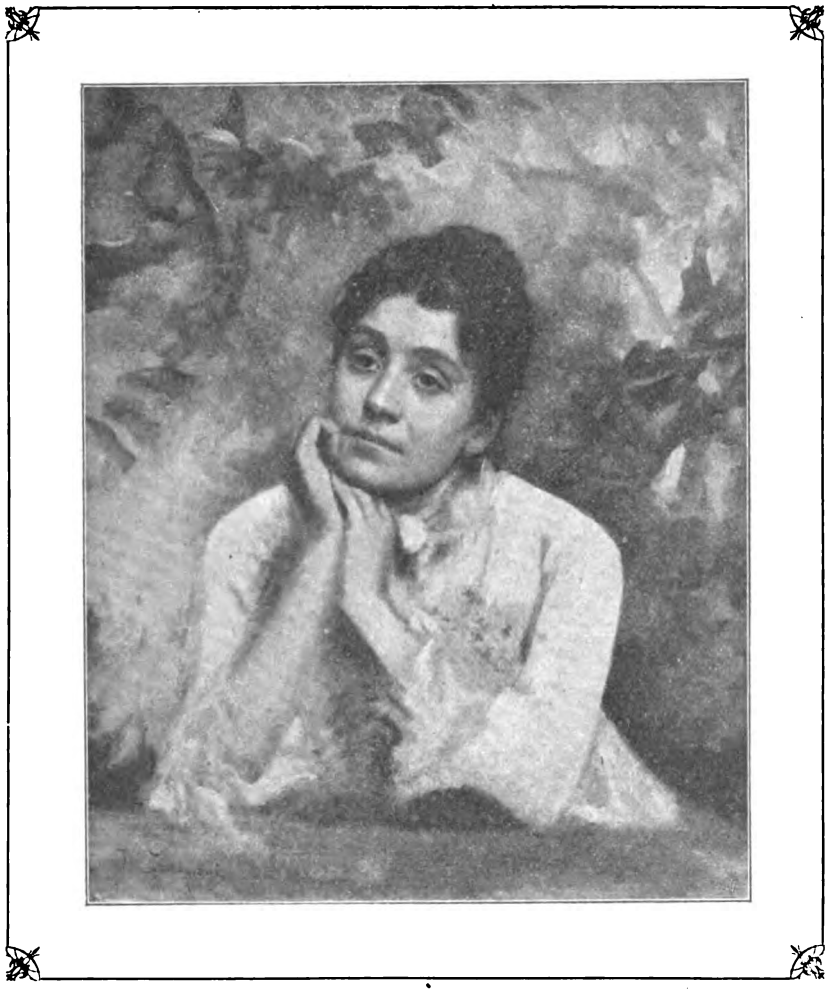
D'Annunzio sang das Lob der Berge, Flüsse und der lateinischen Erde, Luigi Rasi singt die Laudes der Duse. Im Flächenstil sind sie gehalten; der sie anhebt, hat wohl den guten Willen zur Hingabe, wir glauben ihm die Stärke der Empfänglichkeit, aber den Ausdruck, die Vibration des Wortes hat er dafür nicht gefunden. Er vermag unserem Gefühl von der Duse nichts hinzuzufügen. Und doch legt man dies Heft nicht teilnahmslos beiseite. Es ist nicht selber früchtereich, aber es bewegt die prangendsten, edelsten Bäume im Garten der Erinnerung, daß sie die goldenen Blätter klingen lassen. Es weckt Reminiszenzen und langhallende Echos. Es läßt mit der Fülle der mannigfachen Bilder, die es nach Photographien, Zeichnungen, Gemälden, Büsten bringt, einen Reigen vor uns aufziehen, wechselnd schicksalsvoll, die Verwandlungen der Duse. Und eine jede spricht ein anderes Wort und aus den Worten bildet sich mit drängender Gewalt ein abgrundtiefes, mitternächtiges Lied von Menschenleben.

Und hinein klingen begleitende Stimmen, Spiegelbilder steigen auf, den realen Aufnahmen stellt sich herrisch übermächtig das imaginäre Porträt entgegen, das ein großer Künstler von der großen Künstlerin geprägt, — Gabriele d'Annunzio in „Fuoco", — und das ihr neue weitere und erhabenere Möglichkeiten darstellerischer Kunst verkündete

Digitized by Google

und sie aufrief aus dem Alltag des bürgerlichen Dramas zu Königsdrama und Höhenschicksal, zum Feier- und Festtheater aus Marmor in den albanischen Bergen . . .

Verschlungene Wege sind es, die zu dieser übervollen Gegenwart der Duse führen, Wege der Vollendungssehnsucht. Mit Schauspieler-Anekdoten beginnen sie in der Luft



Die Duse nach einem Ölgemälde von Gordigiani.

Aus: Luigi Rasi, die Duse. S. Fischer Verlag, Berlin.

italienischer Wander-Komödianten und zur Sphäre einer comoedia divina steigen sie auf und münden in der goldenen Pforte der Francesca von Rimini.

* * *

„Figlio dell'arte", ein Theaterkind, ist die Duse und wie Vorbedeutung künftiger Unstäte, der gegeben, an keiner Stätte zu ruhen, erscheint es, daß sie in der Eisenbahn zur Welt kam, am 3. Oktober 1859. Mit vier Jahren tritt sie schon als Cosetta in einem nach dem Victor Hugo-Roman bearbeiteten Drama „I Miserabili"

Digitized by Google

auf. In Chioggia, der Fischerinsel, deren rostrote Segel über das Adriatische Meer leuchten, deren marmorweiße Felsblöcke am blauen Gestade die Stimmung griechischer Inseln bringen, spielt die Duse ihre ersten Kinderrollen. Ihr Großvater Luigi war der richtige italienische Komödiant der alten Schule, ein Histrione, ein letzter Ausläufer der Goldonizeit, der den Stil und die Tradition des altvenetianischen Theaters in vollkommener Echtheit bewahrte. Er gehörte zu jener Gruppe, die aus Beobachtung und Charakterisierungsschärfe typische Figuren schaffen und alle markanten Rasseeigenschaften einer bestimmten nationalen Art stark koloriert im Hohlspiegel zeigen. Er bildete die Maske des venetianischen Giacometto aus, einer Parallele zu der des mailändischen Meneghino. Ein Bild zeigt ihn uns in dieser Rolle in schwarzer, ungescheitelter, glatter Perücke, in ein ganz dünnes Zopfschwänzchen auslaufend, mit schwarzfleckigen Augenbrauen, dunkelblauem Goldoniwams, bunter blumengestickter Weste, roten Kniehosen, weißen Strümpfen und schwarzen Lederschuhen mit Silberschnallen.

Er hatte eine Familientruppe zusammengestellt, und in ihr war Eleonore das Theaterkind, Figlio dell'arte; ein abgezehrtes blasses Mädchen mit verschüchtertem Blick in dürftiger Kleidung, so stellt sie eine kümmerliche Photographie aus dieser Zeit dar.

Luigi Rasi schildert die ersten Wanderfahrten, die richtige Zigeunerzeit mit aller Misere und Öde der fahrenden Leute, voll Unlust und grauem, hoffnungslosem Verdruß. Doch einmal blühen Rosen auf, und ein Schimmer fällt in die Trübsal. In einer Romeo-Vorstellung zu Verona erwacht etwas, ein Strahl von jenem Wesen, das dann viel später mit Liebeslaut die Welt entzückte und d'Annunzios Frauenlob „O grande amatrice" weckte. Als Julia erschien die Duse mit roten Rosen, und ihr wortloses Spiel mit diesen langgestielten Kelchen, der Gefühlsausdruck, der die Blumen sprechen ließ, gab eine Vorahnung jener späteren großen Kunst, die den unbelebten Dingen Seele und Leidenschaft einhauchte, so daß die ganze Atmosphäre um sie mit einer Fülle des Fühlens durchströmt wird.

Ihre Bahn geht aufwärts. 1879 im Teatro Fiorentini in Neapel gestaltete sie das erstarrte Grauen der Therese Raquin, mit schreckensvoller Wahrheit, daß das Publikum wie gebannt saß und nicht zu klatschen wagte.

Mit dieser Vorstellung hatte die Duse ihrem Namen Bedeutung gegeben. Ein Phänomen schien das denen, die sie kannten, eine ganz plötzliche Befreiung aus einem unbewußten Puppenzustande, aus einer vegetativen, dumpfen Existenz, die sie bis dahin „stumm, verschlossen, sich in sich selbst verkriechend" geführt hatte, mit den „großen, schwarzen, unbeweglichen Augen und den in die Höhe gezogenen geschweiften Augenbrauen".

In Rasis Schilderung begleiten wir sie weiter. Wir sehen sie nun als Frau Duse-Checchi im Teatro Carignano zu Turin in der Rossi-Gesellschaft. Sarah Bernhard tritt auf dieser Bühne auf, von ihr geht für die Duse alle Vorstellung von Ruhm und Größe auf, alle Elemente ihres Wesens werden entbunden, und in „la femme de Claude" spielte sie erschütternd auf der ganzen Skala menschlicher Affekte. Das Konvulsivische vor allem brachte sie damals mit erregender Echtheit zur Erscheinung: „die von einem unmerklichen Zucken bewegten Augen blickten unruhig von einer Seite auf die andere. Röte und Blässe wechselten mit unglaublicher Schnelligkeit auf ihren Wangen. Die Nasenflügel bebten, die Lippen zitterten, sie biß die Zähne zusammen, das ganze Gesicht war in fortwährender Bewegung. Und die Gestalt bewegte sich in

Digitized by Google

schlangenhaften Windungen oder wie in völliger Erschlaffung, und sie folgte dabei jeder Geste, jeder Bewegung des Armes, der Hand, der Finger, jedem Zucken der Gesichtsmuskeln."

Und 1892 erringt die Duse den großen Wiener Sieg, mit dem sie Europa erobert.

* * *

Rasi analysiert gewissenhaft weiter, wie sie ihre Rollen spielt und geht als getreuer Vasall mit ihr von Dumas und Augier bis zu den letzten Wandlungen, zu den Dramen d'Annunzios, zum Traum eines Frühlingsmorgens, zur Gioconda, zur toten Stadt, zur Francesca. Doch hier, wo wir selber geschaut und erlebt, vermag er nicht uns zu bereichern. Seine Reproduktionen dieser Gestalten haben nur matten Abglanz. Dies „gesteigerte Scheinleben" der Duse in der starken Seelen- und Schicksalssphäre ihrer letzten Bühnengestalten kann nur ein Gefühlskünstler von gespanntester Intensität aus einer schwingenden Empfänglichkeit wiederspiegeln. In d'Annunzios Buch „Fuoco" ist es bleibend im kostbaren Schrein bewahrt.

Was Rasi uns aus dieser späteren Zeit zu bieten hat, sind nur Zeichen des äußeren Lebens. Momente der vie privée, Einzelzüge.

Er erzählt von der Herrschaft der Duse während des Spiels und er gibt der dilettantischen Auffassung von der Schauspielkunst damit eine heilsame Erkenntnis. Primitiv ist die Annahme, daß die großen Darsteller völlig restlos in ihren Gestalten aufgehen. Ein viel geheimnisvolleres Phänomen begibt sich. Eine Art Doppelexistenz spielt. Gewiß deckt sich Haltung, Sprache, der mimische Ausdruck des Erlebens ganz mit dem vom Dichter geschaffenen Wesen, aber es ist immer noch, ohne dieses zu beeinträchtigen, eine Art Überbewußtsein da, das ganz genau jeden Schritt und jede Bewegung verfolgt, das wie eine immanente Gottheit in der schauspielerischen Schöpfung wohnt, und jeden Augenblick eingreifen kann als eine, im Verhältnis zur Scheinnatur der Bühne übernatürliche Macht.

Es mag ähnlich sein, wie bei gewissen sehr intellektscharfen und analytisch geschulten Menschen im wirklichen Leben, die selbst in bewegten Affekten, wenn ihr Körper vor Erregung bebt und die Hände sich ballen, ganz genau mit dem Gehirn sich beobachten, sich zusehn, und die Worte, die der Mund aus aufgewühltem Inneren hastig herausstöhnt, wie die eines Fremden anhören.

Rasi gibt von dieser Erscheinung des Doppel-Ichs auf der Bühne manche Proben und zeigt, wie die Duse selbst in einer Situation, wo sie mit allen Fibern aus vollem Fühlen beteiligt ist, immer mit dem überschwebenden Bewußtsein, den Gang des Stückes verfolgt, sich den Worten der schwächeren Künstler anpaßt, den Vergeßlichen zuflüstert, ihnen eine Bewegung, eine Betonung ins Gedächtnis ruft, wie es Rasi einmal selbst erging, der, offenbar ohne diese souveräne Gabe, in „Antonius und Cleopatra", als Bote so von den Zorn- und Leidenschaftsausbrüchen seiner Partnerin überwältigt wurde, daß er sich nicht zur Zwischenrede fassen konnte.

Wir hören sie reden und sich unterhalten. Über die Schweigsame scheint von Zeit zu Zeit ein nervöser Reiz zu kommen, eine Furie überstürzten Sprechens, ein Stimulieren durch Worte bis zum Ermatten. Sie überläßt sich dann allen Sprüngen der Einbildung, eine fast erschreckende Beredsamkeit ist's, die „mit ihrer wilden Strömung Menschen und Dinge mit sich fortreißt". „Sie verherrlichte Byron und Shelley, sprach über Christentum und Heidentum, behandelte die Korsettmode, würzte die Unterhaltung durch einen Brocken Shakespeare, streifte den Tod des Fürsten Ghika, die Dogane, die

Digitized by Google

Zigeuner, den Kornzoll, die lateinische Rasse, die orientalische und landete endlich erschöpft bei Dantes Vita nuova. Den „eigenen scharfen kindlichen Ton" der Duse hält Rasi fest, als er sie über den Zahnschmerz klagen läßt: „Aber das ist ein schwächliches Leiden! Von den Würmern gefressen zu werden, ehe man tot ist! Denn was ist die Caries weiter? Es ist ein Wurm, der uns lebendig benagt!"

* * *

Andere Worte kennen wir aber noch von ihr, tiefere, wesenhaftere als diese etwas phonographisch genrehaft und anekdotisch reproduzierten. Hermann Bahr hat mit feinerem und weicherem Nachempfinden diese Stimme der Duse nachklingen lassen. Ihre Sehnsucht spricht in dieser Stimme „so demütig feierlich, mit solcher innigen Angst um das innere Leben, um die Fragen der Seele, um den letzten Sinn und die Absichten unseres Schicksals":

„Wenn die Seele einmal etwas geträumt hat, ist sie wie ein kleines Kind, dem man etwas versprochen hat. Sie gibt nicht mehr nach, sie läßt sich nicht mehr beschwichtigen. Sie geht neben einem her und zupft einen am Kleide, daß man nicht vergessen soll. Und man kann ihr geben was man will, es nutzt nichts, sie verlangt, was man ihr versprochen hat. Und man zeigt ihr die schönsten Dinge. Man zeigt ihr die hohen Berge und Wälder und das Meer, das ewige Meer. Aber die kleine Seele will nicht. Sie mag die Berge nicht und die Wälder nicht und das Meer nicht. Sie will, was man ihr versprochen hat: sie will ihren Traum. Und wenn man ihr ihren Traum nicht gibt, ist sie traurig und weint."

Dieser Traum der Duse ist ein Theater, jenseits der Alltagstrivialität, jenseits der Dramatik bürgerlicher Konflikte, die sie sich übergespielt und die ihr zum Ekel sind. Von einem Theater träumt sie, das gleich der antiken Schaubühne die Menschen im Böcklinschen heiligen Hain zu einem Fest des Lebens vereinigt, von dem teatro d'Albano, dem teatro di marmo sul colle romano. Und der Schauspieler stünde „wie ein Priester, wie ein Seher, mit frommen Gebärden beglückende Worte verteilend, königlich ausstreuend, was der Dichter in seine Hände gelegt".

Der Dichter — nach ihm hungerte ihre Seele. Demütig beugte sie sich und sprach von der Ohnmacht der Schauspielkunst: „eine große Welle kommt rauschend heran und nimmt alles mit. Und dann verrinnt sie. Dann sind nur noch kleine Kreise, immer kleiner, immer stiller, immer leiser. So eine Welle ist die große Sarah gewesen . . . Und dann ich. Ich auch. Und die Welle möchte alles mitnehmen, die ganze Menschheit forttragen, fort aus diesem Leben, ins Unendliche, in die Schönheit fort. Aber wir können es nicht. Nein, die Schauspieler können es nicht. Allein können sie es nicht: denn sie sind doch nur wie Schiffe, ganz kleine Schiffe und größere Schiffe, aber alle brauchen die Flut der Dichtung . . ."

Was hier aus einer gehobenen Stimmung innerer Einkehr klingt, das deutet Rasi auch an, den fürchterlichen Überdruß der Duse an dem Theater von heut mit Kulissen und Schminke und falschen Lampen, diesen Überdruß, der sich (nur ein psychologischer Laie kann über den Widerspruch lächeln) doch eint mit der Unmöglichkeit, je von dieser Stätte stärkster Qual und stärkster Gefühlsbetätigung sich freizumachen: „Ihr Genie und ihr Fatum müssen sie erbarmungslos verdammen, das Joch der Bühne weiter zu schleppen"; zu einem schmerzensreichen Glück ohne Ruhe und einem erst an den Leiden zum stärkeren Gefühl erwachsenden Dasein ist sie gezeichnet.

Digitized by Google

Und am tiefsten sprach dies Schicksal Hugo von Hofmannsthal aus: „Von Jahr zu Jahr, von Land zu Land scheint sie blindlings zu fallen, ‚wie Wasser von Klippe zu Klippe geschleudert'. Ihr Kommen und Verschwinden ist aufregend wie das Herabtaumeln eines verwundeten Sturmvogels auf das mit Menschen überfüllte Verdeck eines Schiffes. Sie ist das ruhmbeladenste Geschöpf der Erde und das ruheloseste; ihre Reisen sind Triumphzüge, und sie gleichen einer Flucht. Wie der Fieberkranke seine Kissen, wechselt sie die Länder der Welt und findet nicht fußbreit, sich auszuruhen. Es ist, als hätte diese ganze Welt nicht den Garten, der sie umfrieden kann, nicht den Brunnen, an dessen Rand sie die fiebernde Schläfe kühlen, nicht den Baum, in dessen Schatten sie einschlummern wird" . . .

* * *

Bei der Bahrschen Zeichnung der Duse voll „demütiger Feierlichkeit und inniger Angst" denkt man unwillkürlich an die Gesten der Florentiner Kunst, die sie so liebt, an die harrende ergebungsvolle Haltung der Annunziaten, die ihre Berufung gläubig-empfänglich erwarten, an jene Annunziata vor allem im Hof des Findelhauses von Luca della Robbia, vom Fruchtkranz umgeben über der Gnadenpforte.

Der Eleonore Duse-Annunziata ward ihre Berufung, sie kam ihr aus dem herrischen Werke Gabriele d'Annunzios. Die rätselvollste aller modernen Persönlichkeiten scheint er; er gleicht im äußeren wirklich, wie Bahr es aussprach, einem berechnenden Spekulanten, sicher ist er herzenskühl und verschlagen; seine Menschlichkeit läßt sich nicht greifen und halten und entschlüpft jeder Neugier spielend gewandt, aalglatt. Künstliche Züchtung und hochmütige Selbststeigerung, einen eisigen Ideen-Egoismus, eine mit wahnsinnigem Raffinement fazettierte Eitelkeit spürte man an diesem Menschen. Aber er hat vielleicht heute die sublimste künstlerische Intelligenz; seine Vorstellungen und Anschauungen der Dinge sind höchst entwickelte Kultur. Er ist kein seherhafter Dichter, des „Antlitz mit Träumen ganz beladen", aber er ist durchtränkt mit den erlesensten Essenzen der früchteschwersten Kunstperioden. Ein fürstlich prunkender Erbe, thront er über den Schatzkammern, die sich an den geistigen Kleinodien aller Zeit bereichert haben, und souverän schaltet seine Hand mit ihnen und prägt sie um zum Ornamente seines eigenen Werkes. Sein Sehen aus dieser Fülle heraus ist so assoziativ, so begleitet von Klängen und Gesichten, daß sich in ihm alle Erscheinungen reicher, vielfältiger spiegeln.

Die Natur wird zum Kunstwerk darin, sie steht nicht als Isoliertes, Elementares, Ursprüngliches da, sie wird immer als malerischer oder klassischer Wert, immer als ein Phänomen, als Seelen- oder Gefühlsdeutung der großen Künstler empfangen. Wie das gemeint ist, das kann man an seiner Spiegelung Venedigs in „Fuoco" sehen. Er spricht hier von „Venedigs Seelchen", das in dem Guitarrenzirpen der Gondoliere schwebt, Venedigs Seele aber hat Giorgione und Tizian und Veronese geschaffen, mit ihren Augen muß man die wunderbare Stadt sehen: „himmelblau, purpurn und gold, meerentstiegen, mit marmornen Armen und tausend grünen Gürteln", und aus dem verblichenen Goldton in düster beschattetem Marmor steigen die Visionen alter Pracht, der Feste auf den Bildern des Carpaggio.

D'Annunzios Vorstellungen sind nie unmittelbare, naiv-ursprüngliche, sie haben immer die Patina edler Bronze, den Niederschlag vergangener Jahrhunderte. Doch ist dies nicht epigonisches Wesen, nicht Kopistentum, sondern wirkliches Amalgam des

Digitized by Google

Gefühls, Steigerung der Gegenwart durch prunkendes Piedestal der Vergangenheiten. D'Annunzio fügt seine künstlerischen Inkrustationen ähnlich wie Klinger, der seine Amphitrite, die armlose Göttin mit dem wissenden Gesicht, die alle Nervenreize moderner Zeit, Aubrey Beardsley, Oscar Wilde und Baudelaire zu kennen scheint, aus einer antiken Marmorstufe bildete.

Das muß jedenfalls von d'Annunzio gelten, mag man ihn nun für einen Schöpfer oder nur für eine Selbstzüchtung halten, er hat dem modernen künstlerischen Erleben einen höheren Stil gewiesen, er hat es in tönenden Zusammenhang gebracht, er hat ein Reich von weitem gezeigt, wo das Alte neu erlebt wird, der Abgrund der Zeiten sich schließt, die antike Seele die lebendige Seele berührt, wo All- und Einheit sich gestaltet und die künstlerischen Mächte stärker sind als das zufällige Alltagsleben.

„So bin ich dahingekommen" sagte er, „Tragödien zu schreiben: um in einigen zornigen und edlen Gebärden etwas Erhabenheit und Schönheit aus dem flutenden, zudringlichen Schwall des Gemeinen zu retten, der heute die auserlesene Erde bedeckt, auf der Leonardo seine gebietenden Madonnen und Michelangelo seine nie bezwungenen Helden bildete."

Und das ist es, diese Lebenssteigerung, die aus dem Banalen und Zufälligen zum Bedeutungsvollen, zu einer Fülle des Anschauens führt, das traf die Duse so stark. Gleiche Wege suchte ihre Sehnsucht. In d'Annunzios Dramen fand sie die Worte dafür, und ihm ward es Triumph, durch solchen Mund verkündet zu werden. „Ein dunkelnächtiges Geschöpf auf goldnem Amboß von Leidenschaften und Träumen gestaltet", so fühlte er sie, er erkannte in ihr „das dionysische Geschöpf, den lebendigen Stoff, der bereit ist, die Rhythmen der Kunst zu empfangen."

Und die Annunziata nahm die Botschaft solcher Kunst tief auf und bewegte sie in ihrem Herzen. Und in neuen Verwandlungen voll schmerzlich erlebter Innigkeit erschien sie.

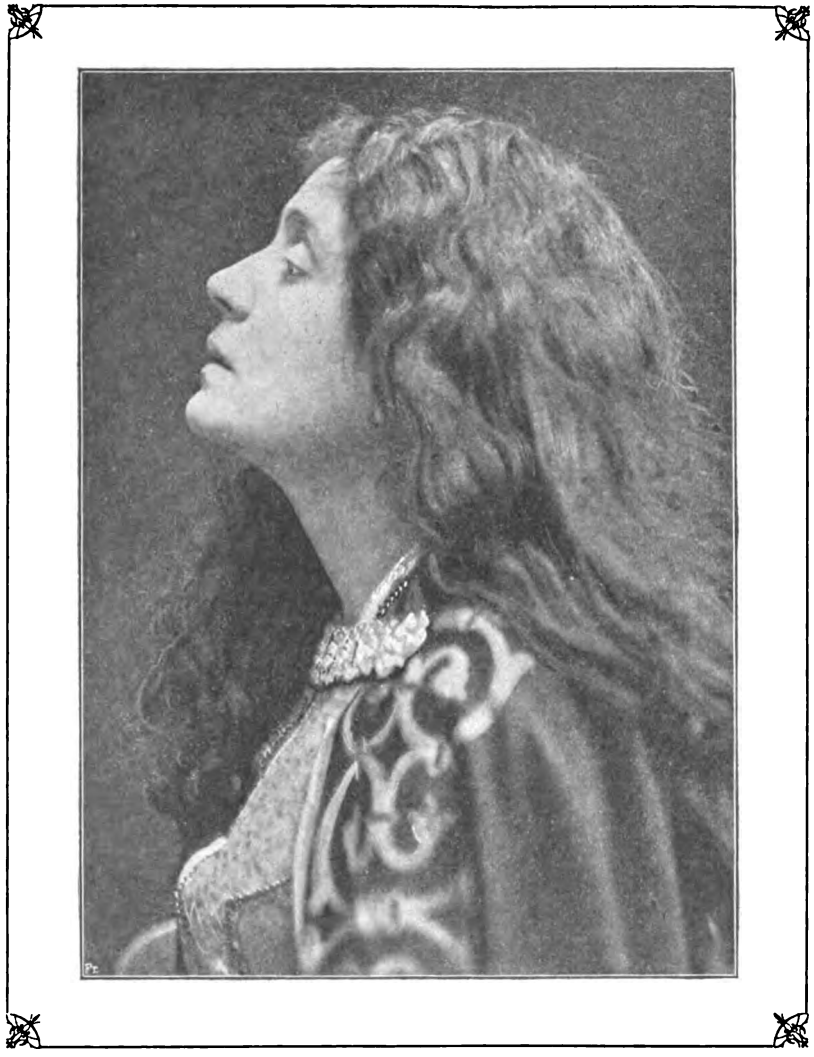
Sie wandelt als Blinde über das verdorrte Land von Argos, über den verschütteten Resten der „Toten Stadt", die von verwegener Hand berührt, ihre Königsgruft öffnet und mit Kassandras Sehermaske, Klytämnestras Geschmeide und dem goldenen Herrscherhelm des Agamemnon das antike Schicksal, den Tantalidenfluch auf die Vermessenen schickt. Die Erneuerung des antiken Schicksals an den Menschen, die sich leidenschaftlich und phantasiegestachelt in seinen Bannkreis wagen, wird hier großzügig verdichtet. In diesen Menschen, die ein solch gesammeltes innerliches Leben führen, leben die Toten, denen sie sich mit aller Leidenschaft hingegeben, wieder auf „mit dem ganzen entsetzlichen Leben, das Aeschylos ihnen eingeflößt, ungeheuerlich, ohne Unterlaß, verfolgt von dem Schwert und der Fackel ihres Geschicks."

Große Vorstellungen wechseln hier und Situationen voll klingender Tiefe, voll einer Gegenwart, die umrankt wird von den Ahnungen ferner mythischer Frühzeit. Und unvergeßbar ist das Bild, wie Bianka Maria der blinden Anna, die von der Duse wie ein bebender Blütenzweig, erzitternd unter den Schauern dieses Erlebens, dargestellt wurde, die Klage der Antigone vorliest, auf der Marmorloggia angesichts der cyklopischen Mauern und des Löwentors, und wie draußen Brausen und Freudenschreie ertönen und Leonardo visionär erschüttert hereinstürzt und von den eben aufgefundenen Gräbern der Atriden jäh stammelnd Kunde gibt.

Und sie irrte im Traum eines Frühlingsmorgens als Wahnsinnige, mit Blumen spielend, durch die Büsche, ganz mit Grün behängt, und sie schien ein liebliches

Digitized by Google

Waldwunder, das der Unraſt des Lebens entrückt, das ſtille Weſen der Blumen und Bäume teilt, unendlich ſanft und heiter, von der Sonne mit tauſend goldenen Fingern, mit tauſend warmen und flinken Fingern umſpielt. Und ihr Antlitz glich der Büſte der Madonna Dianora des Deſiderio. Es war wie eine Mandel, in deren



Die Duſe als Francesca da Rimini.

Photographie von Sciutto in Genua.

Aus: Luigi Raſi, die Duſe. S. Fiſcher Verlag, Berlin.

halbgeöffneter Schale die zarte Frucht ſichtbar iſt, ganz eingehüllt in glatte Haare, wie in einer Schale. Und in der „Gioconda" erſchien die Duſe als verſtümmelte Schönheit, die geopfert ward, als Silvia Settala, in langem, aſchfarbenem Gewand, deſſen weite Ärmelfalten die Stümpfe der von der Gioconda-Statue zerſchmetterten Hände verhüllen. Auch der Statue ſind die Arme zerſtört. Ihr Schöpfer, Lucio

Digitized by Google

Settala, restauriert sie nicht: „so wie sie jetzt dasteht auf ihrem Piedestal, sieht sie wirklich wie ein auf einer der Cykladen ausgegrabener antiker Marmor aus. Sie hat etwas Tragisches und Geheiligtes, nachdem das göttliche Opfer an ihr vollbracht worden".

Die rührend hilflose Schönheit antiker Torsi ist hier in der Bildsäule und in dem Frauenbild gleichermaßen zu einem neu erlebten und gefühlten Einklangschicksal umgedeutet. Und tief schöpfte die Duse aus den ästhetischen Reizen solcher Vorstellungen (sie sind dem Artisten d'Annunzio die Hauptsache) nun ihrerseits alle Gefühlsmöglichkeit.

Die schmerzensreiche Mutter war sie, die ihr Kind nicht mehr umarmen kann, das sich zu ihr drängt und das Geheimnis der faltigen Ärmel nicht ahnt. Wehe, Zärtlichkeit durchwühlt sie, und nun begibt sich's, wie ein Wunder, daß aller Ausdruck, der in den Hand- und Armbewegungen der Menschen liegt, sich in den Zügen dieser Frau konzentriert zu einer gesteigerten Innigkeit. Kinn und Hals wird kosend, schmeichelnd, ein strebender Umarmungszug ringt sich von ihm zur kleinen Beate. Und ergreifendste Schmerzensgewalt, ganz verinnerlicht, ganz aus der Seelensphäre, liegt in dieser Darstellung, die auf die bewährten tragischen Mittel der Geste und Gebärden ganz verzichten muß und in erstarrter Haltung alles Fühlen von innen ausstrahlen muß . . .

Aus den Strudeln des Inferno tauchte sie zuletzt auf als Francesca von Rimini und umgab sich mit Brokaten und Edelgerät, den Glanz trunkener Zeiten zu erneuen; und Träume und Leidenschaften, jähe Angst, auflodernde Rasen und dunkel-weichen Liebestod, hinsinkend mit verschlungenen Leibern, Mund auf Mund, ließ sie erleben, — ein ungeheures Sein. Und wieder kommen Worte aus „Fuoco" in die Erinnerung: „In einem einzigen Augenblick hat sich hier alles, was in der Unermeßlichkeit des Lebens zittert, weint, hofft, sehnt, rast, zusammengedrängt."

* * *

Und nun kehren wir zum Schluß noch einmal zu dem Buche Rasis zurück und durchblättern die Seiten mit den vielen, vielen Bildern der Duse. Verwandlungen, vielgestaltig und wechselnd, wie die Affekte des Menschen. Der „Gioconda" scheint dies Proteuswesen gleich, von der es heißt: „Sie ist immer verschieden, wie eine Wolke, die dir von Sekunde zu Sekunde anders erscheint, ohne daß du gewahrst, wie sie sich ändert. Jede Bewegung ihres Körpers zerstört eine Harmonie und schafft eine andere schönere. Du bittest sie stehen zu bleiben, sich nicht zu rühren, und durch ihre Regungslosigkeit flutet ein Strom geheimnisvoller Kräfte, wie die Gedanken durch die Augen sprechen. Begreifst du? Begreifst du? Das Leben des Auges ist der Blick, dieses unsagbare Etwas, ausdrucksvoller als jedes Wort, als jeder Ton, unendlich tief und dennoch plötzlich wie der Blitz, schneller als der Blitz, unendlich allmächtig. Nun stelle dir vor, daß ihr ganzer Körper das Leben dieses Blickes ausstrahlt. Stelle dir dieses Geheimnis über ihren ganzen Körper gebreitet vor; stelle dir alle ihre Glieder, vom Scheitel bis zur Zehe vor, sprechend von diesem flammenden Leben! Kannst du den Blick meißeln? Die Alten stellten ihre Statuen blind dar. Und nun — stelle dir vor — ihr ganzer Körper ist wie der Blick . . ."

So durchwandeln auch die Bilder der Duse alle Reiche menschlichen Gefühlsausdrucks, seelische Porträts geben sie. Die „hundert Masken", die wechselnd ihr Antlitz unter gelebten und dargestellten Schicksalen annimmt, sind hier festgehalten.

Digitized by Google

Das konvulsivische Gesicht erscheint mit in die Höhe gezogenen Augenbrauen, krampfigen Zügen, von Zuckungen der Erregung geschüttelt, man denkt an die Seherinnen, über die der heilige Wahnsinn und die überwältigende Raserei des Gottes kommt und sie bis ins Mark durchrüttelt.

Und daneben taucht aus irdischem Grau die müde, verhärmte Frau, die, satt des Theaters, von einem stillen Frieden, von einem Ausruhen träumt, das ihr der eigene aufstachelnde Dämon nie gewähren wird.

Und dann die grande amatrice, die leidend viel gelernt, mit schmerzhaft gespannten Augen, dem bitteren Mund, die Heldin der großen Passion, der tristi amori, die endlich welkfahl, zu Asche verbrannt, in sich zusammensinkt. Dann wieder Charme und Rokokograzie leichter, tänzelnder Momente, wenn die spielende Kindlichkeit des Sinnes frei wird, und sie plaudert und lacht und in die Hände schlägt; wenn sie ein Glücksgefühl vor schönen Dingen, vor Bildern und Objets d' Art genießt und deren feine Anmut auf sie zurückstrahlt. Und endlich aus der gesteigerten Welt der letzten Erlebnisse die Medusenmaske, beladen mit den Leidenschaften und Schmerzen der ganzen Welt, vom Schlangenhaar umzüngelt, und wie durch ein Fatum mitten im Rasen, im Ausbruch elementaren Sturms jäh versteinert.

Wie ein Gleichnis und ein lebendiges Symbol geheimster unausgesprochener Gefühlsmysterien scheint uns diese Frau, und wir fühlen mit Hofmannsthal, daß „in ihrer Seele noch größere Möglichkeiten sind als im Bereiche ihrer Kunst."

Die Arche Noah.

Von

Else Hildrich.

Nachdruck verboten.

„Quälgeist, nichtsnutziger Bengel!" rief Frau Domberg, indem sie Helmchen mit der einen Hand das Butterbrot, mit der anderen einen ziemlich heftigen Stoß in den Rücken gab, so daß es wieder einmal zur Türe hinaus, den Hausgang entlang auf die Straße stolperte. Es knurrte Schimpfworte vor sich hin, obgleich ihm die rasche und mühlose Beförderung über den ziemlich ebenen Boden ein gewisses Behagen verursachte, das es recht in die Länge zu ziehen versuchte durch möglichst geringen Widerstand gegen die treibende Kraft.

Gestern war es bis an die Pumpe geflogen, heute stand es schon im Rinnstein still und biß in sein Butterbrot, um während des Kauens noch ein Weilchen fort zu schimpfen und dabei die drohende Miene zu versuchen, die es dem breiten, kurzen Gesellen von gegenüber abgesehen hatte. Der setzte sie immer auf, wenn er mit dem mageren, langen Gesellen in Streit geraten war. „Schäbiges Längsel, Satansbraten," murmelte dann der Kurze, machte solche Augen und eine solche Schnauze, und nachher prügelten sie sich.

Helmchen trottete die Gosse entlang, um zu sehen, wie hoch das Wasser über seine Schuhe ging. Es ärgerte sich darüber, daß sie nicht voller war und hieb mit einer Gerte hinein, die es morgens im Müllkasten gefunden hatte. Das spritzte bis an die Häuser heran; das frisch getünchte, weiße Haus, das etwas vorgebaut war, konnte man fein naß bekommen. Helmchen hatte große Freude, wenn die Wassertropfen an der Mauer hinunterliefen und schwarzgraue Streifchen hinterließen.

Gleich kommt sicher jemand und will mich prügeln, dachte es dabei; dann muß ich so sehr spritzen, daß man mich nicht kriegen kann,

Digitized by Google

oder ich muß laufen! Da um die Ecke, durch die große Straße und über den Platz in die Gasse hinein; da soll mich mal einer kriegen; und dann anders herum zurück. Es kam aber niemand, um ihn zu greifen. Das weiße Häuschen war noch unbewohnt, die Gasse leer; nur ein paar ganz kleine Kinder standen in der Nähe und sahen seinem Treiben zu. Er tauchte recht tief ein und schlug nach ihnen aus. Da faßten sie sich bei den Händen und liefen aus seinem Bereich, um in einiger Entfernung von neuem Posten zu fassen. Er machte ihnen eine lange Nase, die sie täppisch erwiderten; die neuen Grimassen, die er ihnen gegenüber versuchte, wollten ihnen noch weniger glücken, so daß ihm die Beschäftigung bald langweilig wurde und er sich von neuem den Pfützen hingab.

Früher hatten sie es viel besser gehabt, als sie noch auf der Bachstraße wohnten. Da waren Massen von Kindern, immer Karren mit Pferden und Hunde. Da war immer etwas zu tun gewesen. Einmal war ein Pferd gefallen; da hatten sie sehr lange zugesehen; und ein Begräbnis gab's auch oft.

Hier hatten sie nichts außer dem Laden; ja, den hatten sie. Im Laden war's hübsch, wenn die Geschwister in der Schule saßen und die Mutter heraus war. Helmchen hatte einen Weg ausfindig gemacht, um an die Dinge zu gelangen, die auf Brettern neben und übereinander in den beiden Fenstern standen. Der Käse war leicht zu erreichen, aber der schmeckte nicht gut; am besten waren die Zuckerklümpchen, die zu oberst standen; den Tisch mußte man vorrücken und die kleine Bank hinauf heben, das war schwere Arbeit, und viele zusammen durfte man nicht einmal nehmen, sonst hätte die Mutter etwas gemerkt.

Weit in der linken Ecke auf dem obersten Brett stand das Glas voll kleiner, bunter Steinkugeln. Helmchen hatte einige davon zum Geschenk erhalten und sie ungeschickterweise am selben Tage in den Abfluß des Pumpensteines rollen lassen. Als er den Wunsch nach neuen aussprach, wurde er auf Sonntag vertröstet; aber er hatte gar keine Lust gehabt, den Sonntag abzuwarten. Mit großer Mühe war es ihm gelungen, das Glas in der linken Ecke zu erreichen; nun hatte er aber auch einen schönen roten und einen blauen.

Helmchen griff in die Hosentasche, ließ die angenehme Rundung der Steine einigemale durch seine Hand wirbeln und warf sie dann blind von sich, aber nur soweit, daß sie gewiß wieder zu finden waren. Er war gespannt, welchen er zuerst entdecken würde und stellte heimliche Wetten an. Als er sie gerade zum sechstenmale geworfen hatte, wurde er von der Mutter gerufen; sie stand in der Türe und winkte ihm mit dem Kopfe, hereinzukommen. Helmchen schüttelte den Kopf in entgegengesetzter Richtung; es war ihm noch viel zu hell, ins Bett zu gehen. Sie rief lauter und lauter und eilte schließlich mit drohender Geberde auf ihn zu; hätte er seine Steine gehabt, so würde er jetzt in einem großen Bogen um sie herum gelaufen und lange vor ihr zu Hause angekommen sein. Den blauen hatte er; aber der rote? Als er ihn eben sah und greifen wollte, fühlte er sich sehr fest am Arme gefaßt und fortgezogen. Er stemmte sich, schrie so hoch er konnte, und stellte sich, indem er geschleift wurde, das große Schwein vor, das sie vorige Woche vom Karren geladen und an beiden Ohren in die Metzgerei gezogen hatten. Zu Hause bekam er einige Hiebe „du Bengel, willst du gehorchen, wenn ich dich rufe; ein verdammter Quälgeist bist du!" „Du auch," sagte Helmchen und rieb seinen schmerzenden Arm. Da kochte die Suppe über und prasselte auf den Herd. Frau Domberg riß den Deckel ab, und Helmchen duckte sich, als könne das heiße Ding in ihrer Hand direkt seinem Kopf begegnen. Er gab unter der Mutter gar zu grimmiger Miene den Plan, bei erster Gelegenheit zu entspringen und den roten doch noch zu holen, auf, und liebäugelte mit dem Glas in der linken Ecke auf dem obersten Brett. „Nächstes Mal nehme ich mir einen gelben," dachte er. . . .

Die Geschwister waren schon alle mit Löffeln und Tellern bereit, den heißen Suppenstrom zu empfangen. Helmchen wollte keine essen, sah zu, wie sein gefüllter Teller im Schrank für morgen früh verschwand und wandte sich dann den Geschwistern zu, um zu versuchen, ob er sie nicht stören könne in ihrem Genuß.

Digitized by Google

Nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, den einen oder anderen durch Gesichterschneiden zum Lachen zu bringen, kam ihm das baumelnde Bein des großen Peter gelegen, der auf dem Tische saß; er kniff in das Bein, nur so eben, aber der Fuß des großen Peter sprang vor und traf Helmchens Nasenbein. Diesmal brüllte es, wirkliche Tränen vergießend und hatte keine Vorstellung als die seines Schmerzes und noch größeren Zorns.

Als Frau Domberg das Geräusch nicht mehr ertragen konnte, hielt sie dem Schreier einige Augenblicke den Mund zu, zog ihn dann mit hastenden Fingern aus und schickte sich an, ihn in die hintere Stube zu tragen. „Ich bin noch kalt," brachte Helmchen, sein letztes Schluchzen unterdrückend, heraus, befreite sich durch heftig zappelnde Bewegungen und stellte sich an den Herd, wie es allabendlich seine Gewohnheit war.

An dem warmen Herd mit blitzenden Messingteilen und surrendem Wassertopf, beim Lampenlicht und Lärm der Geschwister war ihm viel wohler als in der Stube nebenan; um keinen Preis mochte er auch nur für Augenblicke allein im Bette liegen; schon bei Tage war ihm in der hinteren Stube bang. Sie war so voll von Möbeln und seltsamen, dunkeln Winkeln und hatte nur ein einziges Fenster, das wenig Licht einließ und fast niemals geöffnet wurde. Denn gleich jenseits des winzigen Hofes stieg das Hintergebäude auf, in dem gemeine Leute wohnten, wie die Mutter sagte. „Sie sehen einem sonst herein," hatte sie gesagt und noch ein paar graugelbe, vielfach geflickte Gardinen vor das Fenster gehängt. Und dann war das Ding da, auf der Wand an Helmchens Bett! Erst hatte es klein hinter demselben hervorgeguckt, wie eine Hand so groß und war dann langsam die Wand heraufgewachsen. Bei ganz hellem Licht sah es wie ein Flecken aus, aber meistens war es der Kopf von einem riesigen Kerl mit allerlei Auswüchsen und zerrauftem Haar. Den einen Arm hatte er schon hervorgezogen und hob ihn höher mit jedem Tag. Nun kam sicher bald der zweite und dann plötzlich der ganze Kerl und stieß mit dem Kopf an die Decke an. Helmchen mochte um keinen Preis allein in der hinteren Stube sein; als die Mutter ihn einmal hineinsperren wollte, hatte er mit Füßen gestoßen und gebrüllt, er schlüge das Fenster entzwei; da unterließ sie es. —

Nachdem das Licht mit Annchen und Bertha in die Stube gebracht worden war, sagte Helmchen, nun sei ihm ganz warm und stolzierte ihnen mit recht laut klatschenden, nackten Füßen nach. Er mußte die Gelegenheit, daß die Brüder noch nicht zur Stelle waren, benutzen, um auf dem großen, freien Bett seine vielen Turnkunststücke zu versuchen und sich dann ganz nah an den vorderen Rand zu legen, als ob er schliefe. Er wußte, daß sie ihn dort nicht liegen ließen, wegen des Heraus- und Hereinspringens nicht, ebenso wenig wie in der Mitte, wo er Gelegenheit gehabt hätte, statt eines zwei zu quälen. Bald wurde er auch angefaßt und an die Wand gewälzt, wie jeden Abend mit ihm geschah, und der große Peter kam in die Mitte neben ihn. Der lag wie ein Klotz so breit und fest; wie sehr sich auch Helmchen in seiner Enge wand und stieß, der rührte sich nicht. Ehe es sich zum Schlafen beruhigt auf die Zimmerseite legte, warf es einen schnellen Blick nach dem Kerl an der Wand: Ob er auch nicht zu viel gewachsen wäre! —

Helmchen trat von der Straße ins Ladenzimmer und fand den großen, feinen Herrn bei der Mutter, der dann und wann kam und Brotmarken brachte. Zwei braune und eine gelbe Münze legte er auf den Tisch und sprach dann längere Zeit mit der Mutter; ehe er ging, gab er ihr zuweilen noch etwas in die Hand, wobei er rot zu werden pflegte. Helmchen ärgerte sich über seine Anwesenheit; er hatte sich auf das Butterbrot gefreut; nun würde er warten müssen.

Nachdem er sein Anliegen einige Male mit übellauniger Geberde zu ihnen hinaufgemurmelt hatte, suchte er durch heftiges Bearbeiten von Frau Dombergs Schürze deren Auge und Ohr, die in der Höhe so gar beschäftigt waren, zu sich herabzuziehen. Sie streifte weiter sprechend die lästigen Finger herunter, wonach Helmchen sich durch das Ausstoßen krampfhafter, weinerlicher Töne zu helfen suchte.

Endlich fragte der große Herr, was ihm fehle, worauf Frau Domberg, die Stirn runzelnd, eines der Brötchen aus dem Schau-

Digitized by Google

fenster riß und in die ausgestreckten, schmutzigen Hände drückte. „Nun iß und halt dich still.“

Was sie nur immer noch besprechen mußten da oben in der Höh! Helmchen hatte noch keine Butter zu seinem Brot. In jede kleinste Pause ihrer Reden stieß er sein „Butter“ hinein, immer heftiger, immer grimmiger; schließlich griff er wieder die Schürze an, aber fest dieses Mal, daß man ihn nicht wieder so abstreifen konnte. Frau Domberg faßte mit der Hand an ihre Stirn: „Der macht einen noch verrückt.“ Sie gab ihm aber die Butter aufs Brot, und Helmchen fing an zu essen und zwischendurch zu singen und mit dem Stocheisen an den Herd zu klingeln. Wenn die Mutter „sei still“ rief, hielt er einen Augenblick inne und fuhr dann leise fort, allmählich anschwellend, die Großen gespannt im Auge behaltend, was sie wohl endlich mit ihm anfangen würden.

Sie sprachen noch immer fort. Der Herr sah mit großen Augen zu Helmchen herüber und schüttelte dann und wann den Kopf; nun merkte er, daß von ihm die Rede war. Frau Domberg sagte, daß sie es auch bald nicht mehr mit ihm aushalten könnte. „Das ist ein verkehrter Bengel, wild und eigensinnig; der wird wie sein Vater; der war auch so.“ Helmchen wußte schon lange, daß er wie sein Vater werden sollte; er würde aber schlauer sein als der; ihn würden sie nicht kriegen, wie er laufen konnte!

„Wie lange hat ihr Mann jetzt noch?“ fragte der Herr. Frau Domberg fing an zu rechnen. „Seit Oktober sitzt er; nun noch acht Monate“, sagte sie. „Sehen Sie, wenn ich nur den da nicht dabei hätte; mit den anderen wollte ich schon fertig werden.“

„Sie müssen ihn zu erziehen suchen,“ sagte der Herr, „haben Sie ihn eigentlich schon einmal gehörig durchgeprügelt?“

„Den?“ Frau Domberg riß Helmchen aus seiner Ecke, wo es eben begonnen hatte, sich mit Abreißen der Tapete zu beschäftigen, hervor. „Der? Grün und blau ist der schon gewesen, der Taugenichts!“ Der Herr nickte vor sich hin und sah Helmchen wieder mit großen, ernsten Augen an, worauf dieses eine Grimasse schnitt. „Da sehen Sie es,“ sagte Frau Domberg. — —

Helmchen suchte zu entschlüpfen, als der Herr wieder einmal da war. „Er könnte mich am Ende prügeln,“ dachte er, wurde aber auf dem Weg zur Türe aufgehalten. „Guten Tag, Wilhelm, ich habe dir auch etwas mitgebracht.“

Helmchen ballte seine Hände auf dem Rücken, zum Zeichen, daß er keine Lust hatte, eine davon zu geben und suchte mit den Augen nach einem zum Schlagen geeigneten Gegenstand, der etwa für ihn mitgebracht sein könnte. Auf dem Tische lag etwas von beträchtlicher Ausdehnung in gelbes Papier gehüllt, dessen Gestalt entfernt an das Stück Lebkuchen erinnerte, das zu Weihnachten ins Haus gekommen war.

Der Herr löste das raschelnde Papier und brachte ein langgestrecktes Häuschen zum Vorschein mit grellrotem Dach. „Hast du schon einmal eine Arche Noah gesehen?“ Helmchen wußte nicht, was das war, sondern warf große Blicke auf das Häuschen, das an der Längsseite gemalte Fenster hatte mit weißen Gardinen und bunten Blumentöpfen dazwischen. Da wurde die Geschichte von dem frommen Mann erzählt, der mit seiner Familie und allen Arten von Tieren in der Arche Zuflucht vor dem großen Wasser fand. „Nun wollen wir sehen, ob sie noch drinnen sind.“

Wie der Deckel langsam gehoben wurde, drückte sich Helmchen langsam heran, schob seinen Kopf vor und erblickte in dem offenen Häuslein ein seltsames, buntes Gewimmel. Da holte es die eine seiner Fäuste vom Rücken, steckte den Schürzenzipfel in den Mund und sah von dem Gewimmel in das Gesicht des fremden Herrn, von diesem auf die Mutter und dann wieder in das Gewimmel hinein. „Sind noch drinnen,“ nickte es; dann wurde ausgekramt.

„Elefant, Esel, Löwe“ nannte der Herr und reihte sie auf der Tischplatte paar- und paarweise hintereinander; das gab eine lange Prozession; Herr Noah und seine Familie machten den Schluß, kleine Männer und Frauen in steifen, bunten Röcken.

Als sie alle standen, war Helmchen bis dicht an die Knie des fremden Herrn vorgedrungen und kaute, um das Lachen zu verbeißen, heftig auf seiner Schürze herum.

Digitized by Google

Nachher hatte er das wieder gefüllte Häuschen auf den Armen. „Danke sagen" befahl die Mutter. Helmchen ließ den Kopf hängen und stierte auf das rote Dach. „Sonst nimmt er sie wieder mit." Da drückte er sie sehr fest an sich und stieß das danke hervor. —

Nun hatte er etwas. Peter besaß die silberne Uhr vom Paten, Karl und Marie Schreibtafel und Katechismus, Helmchen alle Tiere und die ganze Arche. „Zeige sie doch einmal" sagte die Mutter, als die Geschwister versammelt waren. Helmchen grinste, zog sie aber erst aus der Ecke neben dem Schranke hervor, als niemand sie mehr dringend zu sehen wünschte. Während er sie leerte, standen alle um ihn herum. Er suchte aus mit täppischen Fingern und hatte sehr viel Arbeit, die richtigen Paare zusammen zu finden. „Das ist ja eine Kuh; er stellt den Esel zur Kuh" sagte Peter und stürzte einige Paare, indem er verbessernd in die Reihen griff. Helmchen schlug nach ihm und schimpfte sehr, indem es nach der Mutter schaute, ob deren große Hand nicht schon an seinem Rücken sei. „Nun laßt ihn auch, es ist ja sein" sagte da die Mutter.

Ihre Hände waren auf dem Tisch und kramten die gefallenen Tierchen zurecht. Helmchen sah schnell nacheinander alle Geschwister an, führte den Löwen, den es eben aufgenommen hatte, zum Mund und nagte mit den Lippen an seinen Vorderbeinen herum. Neben ihm und schräg hinab sah er blau und blau mit weißen Sprenkeln darin, der Mutter Kleid, und hinauf bis an die grauen Schürzenbändel und drüber hinaus lauter blau und weiß und die Arme entlang, die ausgestreckt waren weit über den ganzen Tisch hinüber. Das alles war die Mutter und auch noch der aufgesteckte Zopf, der ganz in der Höhe zu sehen war. Sie war eine sehr große, starke Frau; wenn sie nur wollte, könnte sie Helmchen tot schlagen; aber sie beschützte ihn. Der gelbe Löwe gab einen häßlichen Geschmack; Helmchen putzte die Lippen an dem Rücken seiner Hand und das Tier leise an der Mutter grauer Schürze ab. Es war sein Tier, und die Mutter hatte ihn beschützt.

Mehrere Tage überlegte er, welcher der beste Platz für seine Arche sei; er versuchte hier und da; auf dem Kleiderschrank in der hintern Stube gefiel sie ihm endlich für die Nacht. Sobald die Mutter sich anschickte, Annchen und Bertha mit der Lampe zur Ruhe zu tragen, räumte er sie für diesen Tag endgiltig zum letzten Male ein, nahm sie unter den Arm und erklomm vorsichtig die Fußlehne von Mutters Bett, von wo aus er sie an ihre Stelle bringen konnte. Er rückte sie ganz dicht an den vorderen Rand und drehte sie so, daß er von seinem Schlafplatz die Längsseite gut überblicken konnte. Ihr rotes Dach blinkte in seine Augen, wenn er bequem auf dem rechten Ohr da lag.

Es folgten eine Anzahl von Regentagen, an welchen Helmchen nicht auf der Straße spielen durfte. In solchen Zeiten war es früher von der Langeweile gezwungen worden, durch Ausführung aller möglicher Einfälle die Aufmerksamkeit der Mutter auf sich gerichtet zu halten. Nun hatte es mit seiner Arche Beschäftigung genug.

„Er macht sich" sagte Frau Domberg eines solchen Tages, „man kann ihn schon einmal ruhig allein im Zimmer lassen," und ging während des Waschens von der großen Bütte fort, um Seife nachzukaufen. Es war sehr still, als Helmchen so ganz allein zu Hause war. Eine Weile staunte er und lauschte dem heimlichen Knistern, das aus der Bütte kam. Dann schleppte er die kleine Bank herbei, von der aus er den Seifenschaum gut sehen konnte und beobachtete die vielen Bläschen, deren größte rote und blaue Lichtlein trugen und die das Knistern verursachten, indem sie platzten. Er tauchte die Hand in das weiche, warme Geflock bis dahin, wo das gewöhnliche Wasser beginnt und dann fiel ihm plötzlich ein, die Arche, die doch eigentlich auf das Wasser gehörte, in der großen Bütte zu versuchen. — Sie schwamm wirklich und schwankte leise in dem weißen Geschäum, während Helmchen hin und wieder ging, um die Tiere zu holen und einzuladen. Als er mit der letzten Handvoll das Bänkchen bestieg, war in der Mitte des Seifenschaums ein Flecken dunkeln, trüben Wassers, von der Arche aber keine Spur mehr zu sehen. Da griff er erschreckt auf den Grund und brachte zuerst die Arche, die keinen Boden mehr hatte, dann diesen Boden selbst und dann nacheinander die Tiere herauf. Die

Digitized by Google

Ärmel seiner Jacke waren naß bis oben hin, die Tiere färbten das Bettuch, an dem er sie trocknen wollte. Als Frau Domberg nach Hause kam, stotterte und schluchzte er laut, nun sei sie kaput.

Da er doch schon weinte, gab sie ihm keine Prügel, sondern sprach nur, während sie ihm die Sonntagsjacke anzog, viel davon, was für ein dummer und schmutziger Junge er sei. Als er aber danach noch immer weiter jammerte und versuchte, durch Aufeinanderdrücken die getrennten Teile wieder zu verbinden, gab sie ihm 5 Pfennig in die linke Hand und die Arche samt dem Boden auf den rechten Arm und schob ihn zur Tür hinaus. „Da, nun mache, daß du zum Schreiner Franzen kommst, daß er sie dir wieder zusammenleimt."

Man hatte ihm noch nie Geld anvertraut; er hielt die Hand fest zusammengekrampft, um es nicht zu verlieren. Eigentlich fürchtete er den Schreiner Franzen, den er früher zuweilen ausgelacht hatte, wenn er von ihm von den Stufen seiner Haustüre, auf denen er seine lauten Spiele zu treiben pflegte, verjagt worden war. Langsam und ernsthaft trat er in die Werkstatt hinein, schob die Trümmer und das Geldstück schweigend auf die Hobelbank, an der der Meister beschäftigt war und blickte in großer Beschämung auf den Boden, wo die Späne lagen. Der Meister nahm die Sachen und ging fort damit; als er nach einiger Zeit wiederkam, sagte er, nun müsse das Ding sehr vorsichtig getragen und zu Hause ruhig hingestellt werden bis zum folgenden Tag. Da trug Helmchen sie sehr vorsichtig mit beiden Händen über die Straße und sah immer ängstlich auf sie herab. Zu Hause stieß er mit dem Fuße gegen die Türe, damit die Mutter käme, ihm zu öffnen. Die mußte lachen, als sie ihn so behutsam und gerade vor sich blickend eintreten sah. „Der wird mal tüchtig," dachte sie. —

Es regnete tagaus, tagein, so daß Helmchen kaum mehr wußte, wie es sich auf der Straße spielte. Zuweilen fröstelte ihn aber bei seinem Leben in der Stube, und dann stellte er sich vor, wie gut es sein würde, wenn noch einmal die Sonne schien. Er würde die Arche und alle Tiere mit hinausnehmen, sobald es ganz trocken wäre; er sah sie deutlich im hellen Lichte auf den Steinen stehen, und alle Kinder der Straße rundherum. Neben sich müßte er einen Stock haben, um seine Sachen vor ihnen zu beschützen. Er fragte Frau Domberg häufig, ob noch immer nicht gutes Wetter würde, und diese schüttelte bei den Nachbarinnen den Kopf und sagte, es sei eigen mit dem Wilhelm, er werde so sinnig in letzter Zeit. —

Den Kerl an der linken Seite seines Bettes hatte er ganz vergessen, bis er eines Abends bemerkte, daß nun auch der andere Arm hervorgekommen war. Da durchrieselte es ihn; er drückte sich nahe an Peter und faßte die bunte Arche ganz fest ins Auge; er zählte ihre Fenster und die gemalten Ziegel des Dachs und wünschte, die Lampe würde nicht ausgelöscht. Nachdem es dann doch auf einmal dunkel geworden war, hielt er den Atem an und starrte mit weiten Augen, ob denn gar nichts zu unterscheiden wäre. Allmählich gewahrte er das Fenster, dann den Schrank und schließlich über demselben einen dunkeln Flecken; das mußte die Arche sein! Er stellte sich lebhaft das Rot ihres Daches vor und die hellen Gardinen; zu schlafen hatte er gar keine Ruhe.

Nach längerer Zeit ward die Stube lebendig. Von dem Schrank her kamen sie gezogen, ganz groß und beweglich, alle auf Helmchens Bett zu und über seine Decke weg; die meisten waren verkehrt gepaart; der Hund ging mit dem Kameel zusammen; das ärgerte Helmchen, er wälzte sich hin und her. Auch waren sie ihm so schwer auf der Brust und waren doch seine Tiere, er möchte sie gerne streicheln, seine Tiere! Er wollte nicht sehen, wohin sie gingen; er wußte, wohin! Der schwarze Kerl nahm sie eins nach dem anderen und zog sie hinters Bett hinunter; alle, eines nach dem anderen. Zum Schluß langte er nach Helmchen selbst; der wollte nicht unters Bett, wo es so dunkel war; er rückte noch näher an Peter heran und wurde heiß und feucht.

Als es ganz hell war, waren die Geschwister fort. Helmchen hätte auch gern das Bett verlassen, wußte aber nicht, wie das

Digitized by Google

zu machen sei. Da weinte er und bekam von der Mutter nasse Tücher auf die Stirn. Dann lag er still, der Zimmerseite zugewandt.

Einmal war eine laute Stimme an seinem Ohr; er wurde heftig aufgehoben von jemand, der nicht die Mutter war. Er tastete über etwas Weiches, Glattes; das war nicht der Mutter kattunenes Kleid. Dann war er irgendwo anders als sonst; er kannte sich nicht und suchte umher. „Er sucht die Arche" wurde gesagt. Darauf erschien wieder der rote Flecken und das ganze bunte Ding. Nun kannte er sich und war zufrieden. — Der Arzt sagte Frau Domberg laute und heftige Worte über die feuchte Wand, an der das Kind geschlafen hatte. Die Polizei werde ihr das ungesunde Loch noch heute schließen, sie möge die Betten herübertragen lassen. Das kranke Kind müsse ins Spital. Frau Domberg sagte zaghaft, sie wolle es lieber zu Hause behalten. Wenn sie es im Spital hatten, wußte kein Mensch, was mit ihm geschah. Das ginge nicht wegen der Ansteckungsgefahr, sagte der Arzt, er werde sofort den Wagen schicken. —

Am Spital erfuhr Frau Domberg nach einigen Tagen, daß Helmchen den Typhus habe und einige Tage später, daß er daran gestorben sei. Sie jammerte bei den Nachbarinnen: „gerade jetzt, wo er sich so machen wollte".

Durch das Suchen einer neuen Wohnung hatte sie sehr viel Sorge und Arbeit. Schließlich entschloß sie sich, den Laden aufzugeben und mietete einige hochgelegene Zimmer, die Sonne hatten. Die Arche bekam im Glasschrank ihren Platz. —

Der junge Herder und die Sprachkunst.

Von

Helene Herrmann.

Nachdruck verboten.

„Erzeugen will ich dem anderen Gedanken, aufrufen in ihm Bilder, in ihm Ideen schaffen — nicht aber meine Gedanken bloß erzählen, meine Bilder vorkramen, meine Empfindungen hingaukeln."

Der Lebenshauch eines ganz modernen Wortes weht aus diesen Sätzen, die vor mehr als 130 Jahren ein junger Prediger und Schulmeister in Riga niederschrieb. Als Herder in einem enthusiastischen Nachruf auf einen Frühverstorbenen, der ihm viel gegeben hatte, dem er sich wesensnah fühlte, so die evokatorische Kraft beseelter Rede pries, sagte er seiner Zeit etwas Neues. Etwas ganz Neues, so sehr die Männer des kalten Rationalismus, gegen die er auch auf sprachlichem Gebiete erbittert kämpfte, sich klarer, überredender Wortgeschicklichkeit, deutlicher Ausdrucksfähigkeit rühmen mochten. Daß die Sprache, auch die des Denkers, nicht nur überreden, Gedanken vermitteln solle, nein, daß sie Gedanken schaffen, ganze seelische Welten im Hörer wie aus dem Nichts hervorzaubern könne, — das war verblüffend. Das zog Herder den Hohn seichter Vernünftler auf seine eigene, ungezähmte Feuersprache zu, das entzückte die Jugend, die seine Schriften las und die sich freudig bewußt wurde, daß sie für ihre entfesselten Seelenkräfte die Waffe selbst hämmern und schweißen könne.

Uns aber glänzt das vor so langer Zeit gesprochene Wort mit dem Schimmer eines Wunsches, in dessen Verwirklichung auch für uns noch Lebensreize liegen. Denn

Digitized by Google

wir lauschen heute Rednern und Schriftstellern, die zwar nicht im engeren Sinne Künstler sind, aber auch ihre Sprache nicht nur als Ausdrucksmittel eines reichen Gedankenbesitzes kultivieren, den sie mitteilen wollen. Es werden auch nicht bereits fertige Gedanken rhetorisch belastet mit dem schweren Prunkmantel einer „schönen" Sprache, — nein, aus ihren Worten scheint das Gefühlte, Geschaute, Gedachte erst aufzusteigen wie aus einem frischen, lebendig bewegten Meere, noch verwandt dem erzeugenden Element, ebenso beweglich, jugendlich glänzend. Noch scheint im Ausdruck die letzte Schwingung des psychischen Prozesses nachzuzittern, wir glauben Zeugen dieser Geistesgeburt zu sein, ja mehr: sie in unserer Seele zu erleben.

So erreicht der moderne Redner das Ziel, das sich der junge Herder setzt: er erregt unser intellektuelles Temperament, er steigert die visionäre Fähigkeit des Geistes. Der geheimen, belebenden, befruchtenden Kräfte, die im Worte schlummern, bewußt, zwingt er uns, angefangene Gedankenreihen weiterzudenken und über das, was direkt gesagt wird, hinaus seinen Intentionen nachzuschaffen. Und mit einer beglückenden Wirkung, die sonst nur die Kunst hat, macht der Offenbarer den Empfangenden zum Schöpfer — auf Momente. Diese ganz eigentümliche Kraft der Rede, sie nährte sich am Born einer neuen Kunst, die im Klang und Zusammenklang der Laute, im Rhythmus und in den Biegungen des Satzbaus, in den auserwählten und starken Bildern aufs neue Wirkungen erkannt hat, die noch nicht ihre belebende Macht voll erproben durften. Eine Entdeckung über das sinnliche Material der Dichtkunst, ebenso erregend wie für den Bildhauer die Erkenntnis, daß er dem Marmor und der Bronze, deren Sprache man generationenlang voll zu kennen glaubte, neue Ausdrucksmittel entrissen habe.

Diese moderne Sprachkunst, die aus der Sphäre des Künstlers auch in die des Ästhetikers und Philosophen hinübergeglitten ist, — sie trägt freilich ein ganz anderes Gepräge als die, mit der sich der junge Herder beschäftigte. Er wollte die ursprüngliche Lebenskraft des Ausdrucks, die er in der „hüft- und marklosen Sprache" seinerzeit vermißte, viel mehr als wir heutzutage aus der primitiven, zielsicheren Rede unkultivierter Völker wieder ergänzen, von deren Art, „den ganzen Gedanken mit dem ganzen Wort und dies mit jenem" zu umfassen, er nur noch bei Kindern und beim Volke Spuren zu finden meinte. Aber das Ziel, die Sprache zu einer Erweckerin, Beleberin zu machen und sie zu solchen Wirkungen zu brauchen nicht als ein an sich gleichgiltiges Werkzeug, sondern als ein Medium von eigenem Wesen und Wert, ähnelt dem der heutigen Bestrebungen, und es lohnt sich wohl, die Äußerungen des jungen Herder über Sprachkunst im Zusammenhange zu betrachten.

Er selbst freilich hat nirgends in zusammenhangender systematischer Weise darüber gesprochen. Aber wenn wir die zahlreichen Schriften, in denen er sich mit der Sprache beschäftigt, durchblättern, sehen wir überall irgend eine Beziehung zu dieser Frage, eine hingestreute Äußerung darüber.

Er hat das Problem: wie kann die Sprache in der Hand eines Gestalters zu einer lebendigen Kraft werden? nach verschiedenen Seiten hin erwogen. Er hat die Sprache als Material an sich betrachtet, auf ihre Bildungsfähigkeit hin geprüft. Er hat auch den ins Auge gefaßt, der das Material formen soll. Geführt wurde er zunächst auf das technische Problem durch ein allgemeines wissenschaftliches Interesse an der Sprache. Ein Ideal seiner gärenden Jugendseele war es, eine Geschichte des Menschengeistes zu schreiben, eine historisch-empirische Psychologie. Sie sollte sich aus allen erreichbaren Quellen nähren, aus allen Offenbarungen der kultivierten Nationen

Digitized by Google

wie aus den Lebensbetätigungen wilder Naturvölker, aus den Bekenntnissen reifster Genies wie aus den unartikulierten Äußerungen der Kindespsyche. Unter allem Material schien ihm die Sprache das wichtigste.

Seine erste Schrift, die ihn weiterhin bekannt machte, die Fragmente über neuere deutsche Literatur, beginnt mit Betrachtungen über die Sprache. Sie ist das Vehikel unserer Geistesbildung; mit ihr und durch sie lernen wir denken. Darum: wer den Geist, die Seele eines Volkes kennen will, der studiere seine Sprache. In ihren Idiotismen offenbart sich sein Nationalgeist, das eigentümliche Gepräge, das sein Wesen durch Klima, Lebensbedingungen, individuelle Anlage hat. Die Sprache ist der Niederschlag der Geistesgeschichte. Untrennbar sind seelischer Gehalt und Ausdruck verbunden. Er könnte für die Frage: ist ein bestimmtes sprachliches Material durch Übersetzungen, Nachbildungen aus fremden Sprachen zu bereichern? schon aus diesen ersten Betrachtungen das Resultat gewinnen: kein Inhalt, keine Form kann aus fremden seelischen Welten in unsere übernommen werden, dem sich die Welt unserer lautlichen Gebilde, wie sie als notwendiges Produkt unserer Geistesgeschichte da sind, nicht von selbst darbietet. Denn ebenso eng wie zwischen Inhalt und Ausdruck ist umgekehrt das Band zwischen Ausdruck und Inhalt geknüpft. Dieses Ergebnis erreicht Herder aber erst, nachdem er noch eine andere Betrachtung angestellt hat. Über die nationale Bedingtheit des sprachlichen Materials blickt er hinaus und entwirft ein Bild von den Lebensaltern der Sprache, wie es ihm vorschwebt. Jede Sprache durchlebt vier Perioden, entsprechend wieder den notwendigen seelischen Entwicklungsphasen, die jedes Volk durchmißt. Zuerst die Kindheit, die Periode leidenschaftlich unmittelbarer Triebe und stärkster Sensibilität für alle Sinnesreize; in der Sprache Überfülle sinnlichen Ausdrucks; Gesang ist die Rede, Geberde unterstützt sie: eine Sprache „für Auge und Ohr, für Sinne und Leidenschaften." Im Jünglingsalter eines Volkes, in der Zeit, da „die Denkart ihr rauschendes Feuer ablegt", bleibt die Sprache immerhin noch eine Art Gesang: „Der Dichter erhöhte nur seine Akzente in einem für das Ohr gewählten Rhythmus, die Sprache war sinnlich und reich an kühnen Bildern, sie war *noch* ein Ausdruck der Leidenschaft, sie war *noch* in den Verbindungen ungefesselt . . ." Das ist nach Herder das Blütenalter poetischer Volkskraft. Eine Sprache in ihrem männlichen Alter ist „schöne Prose". Sie braucht den Reichtum ihrer Jugend maßvoll, schränkt die Idiotismen ein, mindert die Freiheit der Inversionen, bereichert den Schatz abstrakter Worte. Auf der Stufe endlich, auf der ein Volk zu philosophischer Entwicklung durchdringt, erhöht die Sprache von selbst nicht mehr ihre Schönheit, sondern ihre „Richtigkeit": sie gewinnt mehr Klarheit des Satzbaus, Reichtum an Begriffsbezeichnungen und verliert an phantasieerregender Kraft.

Indem nun Herder den völkerpsychologischen Gesichtspunkt und den allgemeinen historisch-psychologischen verbindet, kommt er zu den vorher charakterisierten Schlüssen und fügt hinzu, es sei notwendig zu wissen, in welchem Lebensalter eine Sprache stehe, wenn man sie willkürlich formen, als Ausdrucksmaterial bereichern will. Er selbst prüft eine Reihe fremder Literaturen daraufhin, was bei Übersetzungen aus ihnen und durch die Kenntnis ihres speziellen Wesens für seine Muttersprache zu gewinnen sei. Er kritisiert nach seinen Überzeugungen den Rat der damaligen Sprachverbesserer, die Sprachformen einfach an die oder jene fremde Zunge anzupassen. Sein Ideal ist offenbar, daß eine Sprache, die wie die deutsche im Zeitalter der „schönen Prose"

Digitized by Google

steht, harmonisch ausgebildet werde sowohl nach der Seite des brausend jugendlich dichterischen Ausdrucks als nach der der altersklaren Verständlichkeit. Einen wahren Abscheu hat er vor dem rationalistischen Sprachideal, das nur für körperlose Geister gut sei, „die sich Begriffe in die Seele redeten".

Diese allgemeinen Betrachtungen darüber: was für Voraussetzungen der Sprachkunst sind rein durch die Bedingtheit ihres Materials gegeben? werden dadurch vertieft, daß Herder sich angesichts bestimmter zeitgenössischer Leistungen fragt: wie soll man übersetzen? Es ist bekannt, daß er zuerst nachdrücklich ein echtes Einfühlen vom Übersetzer verlangt, ein Hineinschmiegen in die Seele des fremden Autors, in seine nationale und zeitliche Bedingtheit, in den Geist seiner Sprache, ein Vergessen dagegen und Aufgeben aller kulturellen Selbstverständlichkeiten, in die ihn seine eigene Lebensform eindämmt. In den Fragmenten, die seine Jugendperiode einleiten wie in den Volksliederabhandlungen, mit denen sie ausklingt, in zahlreichen Rezensionen von Übersetzungen aus dem Lateinischen, Griechischen, Hebräischen wiederholt er dieselben Forderungen in anderer Form. Aber er fühlt auch stets aufs neue die Schwierigkeiten, die schon allein durch den verschiedenen Gesamtrhythmus zweier Sprachen, durch ihren heterogenen Stil einer künstlerischen Erfüllung dieser Forderungen entstehen.

Daß selbst ein Mensch, dessen Seele all das fremde, reiche Leben in sich zu fassen vermöchte, am sprachlichen Material scheitern kann, beklagt er in seiner Vorrede zur Volksliedersammlung in schönen, bewegten Worten: „Homer, Hesiodus, Orpheus, ich sehe eure Schatten dort vor mir auf den Inseln der Glückseligen unter der Menge und höre den Nachhall eurer Lieder; aber mir fehlt das Schiff von euch in mein Land und meine Sprache. Die Wellen auf dem Meere der Wiederfahrt verdumpfen die Harfe, und der Wind weht eure Lieder zurück, wo sie in amaranthenen Lauben unter ewigen Tänzen und Festen nie verhallen werden." Oder mit noch gesteigertem Reiz des sprachlichen Ausdrucks variiert er diese Klagen, wenn er von der Übertragung griechischer Chorgesänge spricht: „Aber wer kommt zum Bilde? Wer kann's aus der Höhe seiner Töne haschen und einverleiben unserer Sprache? So auch mit Pindars Gesängen, von denen meines Wissens noch nichts entfernt Ähnliches in unserer Sprache, vielleicht auch nicht in unserem Ohr da ist. Wie Tantalus steht man an ihrem Strome; der klingende Strom fleucht, und die goldenen Früchte entziehen sich jeder Berührung." Untrennbar also, das erkennt er von jedem einzelnen Werk, sei's höchstgeläuterte griechische Poesie, sei's „der Natur roher abgebrochener Schrei" wilder fremder Rassen, sei's langgezogener Klagelaut Ossianischer Gesänge aus wogendem Wassernebel „von den Hügeln der Kaledonier", sei's üppig blühende Dichtung orientalischer Leidenschaft, — untrennbar ist seelischer Gehalt und jede Form des Ausdrucks.

Mehr zwischen den Zeilen zu lesen als deutlich ausgesprochen ist die Erkenntnis, wie viel eben durch dieses Ringen mit Geist und Melodie der fremden und der eigenen Sprache für die Sprachkunst gewonnen wird. Nichts ist zu übersetzen, dem sich das sprachliche Material völlig entzieht — wohl, aber der Sprachkünstler muß auf diese Weise die Kleinodienfülle eigenen Besitzes kennen lernen, ja er muß hinabtauchen in den verschütteten Schacht der Vorzeit und von da vergessene Reize, verlorene Ausdrucksfähigkeiten heraufholen, damit er das fremde Geschmeide nachformen kann. Und was erst nur Mittel zu diesem Zweck war, wird ihm nun ein eigener Besitz, dessen er sich frei und spielend bedienen kann.

Digitized by Google

Auf diese Weise gewinnt die Sprachkunst Unschätzbares aus den Übersetzungen.

Herder wünschte ein historisches Werk, in dem das Werden, die Erlebnisse der deutschen Sprache geschildert würden und das auch die Frage beantwortete: „Wie weit ist die Sprache als Werkzeug der Literatur, wenn man sie mit anderen Nationen vor und neben uns vergleicht? wie weit als Werkzeug der Literatur, sofern sie verschiedenen Gattungen angemessen wird? wie weit für den Dichter, für den Prosaisten, wie weit für den Weltweisen? ..... Was liegen in ihr für Schätze von Gedanken, für rohe Massen zu Gestalten für ungebrauchte Formen, zu neuen Schreibarten ....."

Ich möchte hier die Frage aufwerfen, ob diese sorgfältige Erwägung des Ausdrucksmaterials nicht überhaupt ein Typisches in Herders Kunstbetrachtung ist, das nur durch die spätere Entfernung von der bildenden Kunst auf diesem Gebiete nicht zur vollen Entwicklung gelangte. Denn in seinen Jugendwerken über bildende Kunst, dem ungedruckten vierten „Kritischen Wäldchen" und der später daraus erwachsenen „Plastik", klingt diese Saite an. Der Hauptinhalt dieser Werke ist zwar eine Begründung der verschiedenen Schönheitsgesetze der Malerei und Plastik aus dem Wesen der verschiedenen Sinne, die beider Künste Ursprung sind, dem Wesen des sehenden Auges und der tastenden Hand. Aber es wird doch erwähnt, daß die Gebundenheit und die Ausdrucksfülle plastischer Kunst mit ihrem Ausdrucksmaterial zusammenhange. In einer sehr kritischen Betrachtung von Winckelmanns Würdigung egyptischer Kunst hebt er hervor, man müsse bei einem echt geschichtlichen Vorgehen beachten, wie diesem Volk sein Land zur Hand gegangen sei „mit sonderbarem Material für die Idee und die Ausführung der Idee".

Aber Herder hat die Sprachkunst nicht nur nach den gleichsam objektiven Bedingungen hin beachtet, die das Material schafft. Er wußte, wie viel beim Zustandekommen sprachkünstlerischer Leistungen das subjektive Element bedeutet, daß das Werkzeug sich wandelt in der Hand, die es braucht. Er rät einem Schriftsteller seiner Tage, der den Tacitus mit Fleiß und Verständnis, wie er ihm zugesteht, übersetzt hat, sich lieber einem anderen römischen Autor zuzuwenden, dessen Wesen und Rede dem Gesamtstil seiner Sprache mehr adäquat sei. Wertvoller als solche Äußerungen ist es uns, wenn Herder die individuell verschiedene Befähigung zur Sprachgestaltung mit folgenden Worten abschätzt: „Jeder Kopf, der selbst denkt, wird auch selbst sprechen; er wird seiner Sprache Merkmale von seiner Seh- und von den Schwächen und Tugenden seiner Denkart, kurz, eine eigene Form eindrücken, in welche sich seine Ideen hineinschlugen. Nun habe ich durch Erfahrungen bemerkt, daß nicht bei jedem, der da denkt und spricht, Gedanke und Ausdruck auf eine gleich feste Art zusammenzuhängen scheinen, daß nicht bloß bei dem einen der Vortrag loser und biegsamer ist als bei dem anderen (denn dies ist zu bekannt und leicht zu erklären), sondern daß bei diesem der Gedanke selbst mehr an dem Worte klebe und gleichsam die ganze Denkart symbolischer und zeichendeutender sei als bei dem anderen . . . und wenn wir auch nur einige Schriftsteller von Rang und Ansehen setzen, die ihre Gedanken der Sprache oder die Sprache den Gedanken auf so eigene Art anpassen, so gibt es notwendig im kleinen und großen beträchtliche Phänomene." Auch hier wieder bei Betrachtung der subjektiven Bedingungen der Sprachkunst sieht Herder die organische Einheit von Gedanken und Ausdruck als besonders wichtige Erscheinung an.

Digitized by Google

Wir erfahren aber an anderer Stelle noch Interessanteres darüber, wie er sich das eigentliche Zustandekommen eines solchen Sprachgebildes denkt. Herders Meisterbiograph Haym hat erkannt, daß wir es hier, wo er den Stil eines anderen charakterisiert, mit einer aus Selbstbeobachtung geflossenen Schilderung zu tun haben: „Die Bilder drängen sich von allen Seiten herzu, fordern Anschauen und Bemerkung, eines stößt an das andere, daß es klingt; aber endlich machen sie sich doch Raum. Gedanken zeugen Gedanken, diese treten wider unseren Willen in Sprüchen hervor; hier kommt eine Metapher zu Hülfe, weshalb soll ich sie abweisen? Dort ein Zug aus einer Geschichte, ich will ihn behalten. Aber daß das Gefolge nicht schleppend werde wie Darius' Kriegsheer, muß sich jedes einen kleinen Raum gefallen lassen: das Gleichnis wird zur Metapher, die Metapher zum Beiwort, die Geschichte Exempel, das Exempel Anspielung in einem Zuge, die Meinung wird Gedanke und der Gedanke Spruch."

Könnte man noch zweifeln, ob er dieses Bild aus dem Spiegel genommen habe, so würde eine Stelle aus seinem Reisejournal (1769) uns überzeugen, wo er berichtet, wie durch die sprachliche Formung in der Unterredung mit einem jungen Reisegefährten chaotische Gedanken erst zum Gebilde wurden: „Der Plan ward lange umhergewälzt, und es ging ihm also wie bei allen Umwälzungen: zuerst werden sie größer, nachher reiben sie sich ab. Einen Abend gab ich meinem schwedischen Jüngling davon Ideen, die ihn bezauberten, die ihn entzückten; das Gespräch gab Feuer, der Ausdruck gab Bestimmtheit der Gedanken." Er schätzt am Sprachgestalter mehr diese innere Kraft, diese Fähigkeit, das seelische Gebilde gleichsam aus dem Wort herauszulocken, als die Kunst, den sprachlichen Ausdruck an sich reizvoll zu glätten. Sprachpolierer sind ihm Sprachverderber. „Das schöpferische Vergnügen, unter seiner Feder Gedanken entstehen werden, Bilder zu sehen, paart sich selten mit der sparsamen Genauigkeit, Gedanken zu ordnen, Bilder zu feilen." Hier redet Herder sehr pro domo, denn seine Sprache, so sehr sie lebt, vibriert, die Phantasie erregt, behält nach der Seite der Ausgestaltung immer etwas vom Torso. Man spürt, daß die Gestalt los möchte aus dem schweren, unbehauenen Stein, aber die Fesseln nicht sprengen kann.

Nicht nur die persönliche Art des Schriftstellers kommt für die Sprachkunst in Betracht, auch der Zweck, dem das Sprachgebilde dient. Herder scheidet zwischen der Sprache der strengen Wissenschaft auf der einen Seite und der des Künstlers und des Redners und Schriftstellers für das lebendige wirksame Leben auf der anderen. Wer Menschen reichen Geistes- und Gefühlsinhalt aus seinem Schatze spenden will, ohne sie aus den Zusammenhängen des sie umgebenden praktischen Lebens völlig herauszunehmen, dessen Sprache soll verwandt sein mit der Redeweise des Künstlers. Er selbst will solch ein Redner für die Menschen sein. Die Metaphysik aber und die abstrakte Wissenschaft brauchen nur eine Sprache eindeutiger Begriffsvermittlung, von unabirrbarer Richtigkeit, eine ars characteristica, wie sie Leibniz wollte. Hier steht Herder dem modernen Streben recht fern.

Umso näher ist er uns mit dem Wissen, daß der Hörer unendlich viel zum Zustandekommen jener mystischen Verbindung von Ausdruck und seelischem Gehalt beiträgt. Denn der Mensch hat nicht nur als Einheit ein bestimmtes Verhältnis zu dem gesamten sprachlichen Material, dessen er sich bedienen soll: auch das einzelne Wort hat eine Geschichte und zwar nicht nur in der großen Kulturentwicklung eines

Digitized by Google

Volkes, sondern auch in der Seele des einzelnen. Herder weiß, daß ein Wort dem einen nichts zu sein braucht als eine wohlige Klangwirkung, dem andern einen einzelnen festumrissenen Inhalt gibt, dem dritten endlich beladen ist mit dem Gehalt voll durchlebter Augenblicke, der bald Entzücken, goldne Erinnerung sein kann, bald ein unbegreifliches Grausen. Er weiß, daß namentlich aus dämmerhaften Kindheitsstunden Gespenster des Erlebens aufsteigen, sich so an die Worte hängen, daß eine völlig andere Wirkung erzielt wird, als der Redner erwarten könnte. Er spricht davon in seinem genialsten Jugendwerk: „Vom Ursprung der Sprache", dessen wissenschaftlicher Gehalt hier beiseite bleiben kann, in einer ganz beiläufigen Bemerkung: „Diese Worte, dieser Ton, die Wendung dieser grausenden Romanze u. s. w. drangen in unserer Kindheit, da wir sie das erstemal hörten, ich weiß nicht, mit welchem Heere von Nebenbegriffen des Schauders, der Feier, des Schreckens, der Furcht, der Freude in unsere Seele. Das Wort tönt, und wie eine Schar von Geistern stehen sie alle mit einmal in ihrer dunkeln Majestät aus dem Grabe auf; sie verdunkeln den reinen, hellen Begriff des Wortes, der nur ohne sie gefaßt werden konnte. Das Wort ist weg, und der Ton der Empfindung tönt." Das kann eine ganz andere Wirkung haben, als der Redner beabsichtigt, es kann — ein Fall, den Herder hier ins Auge faßt — zu einer unerwarteten Verstärkung werden.

Ich habe hier aus den meisten Herderschen Jugendschriften eine Anzahl Äußerungen über Sprachbehandlung isoliert und in einen Zusammenhang gruppiert, den sie beim Autor nicht haben. Dazu berechtigt wohl der gemeinsame Zug, der durch alle diese Worte geht, mögen sie vom Material, vom Zweck der Sprachkunst, von ihrer Wirkung oder vom Wesen des Sprachgestalters handeln: das Problem, wie seelisches Leben den Ausdruck bildet, in ihm lebt, von ihm geweckt wird. Darum mag am Schlusse dieser Betrachtung, die weiter auszudehnen uns hier verwehrt ist, eine Stelle aus dem Dithyrambus stehen, der in Herders Erstlingswerk diesem Thema geweiht ist. Dieser Hymnus auf die Einheit von seelischem Gehalt und Ausdruck beim Dichter entflammte die Begeisterung des jungen Goethe. Wir wissen nun, daß diese Worte, die zunächst für den Dichter gesprochen sind, bei Herder Geltung für ein Gebiet auch außerhalb der Dichtkunst haben:

„Gedanke und Ausdruck! verhält es sich hier wie ein Kleid zu seinem Körper? Das beste Kleid ist bei einem schönen Körper bloß Hindernis. Verhält es sich wie die Haut zum Körper? Auch noch nicht genug, die Farbe und glatte Haut macht nie die Schönheit vollkommen aus. Wie eine Braut bei ihrem Geliebten, wenn derselbe, seinen Arm um sie geschlungen, an ihrem Munde hangt? Wie zwei zusammen Vermählte, die sich einander mitteilen; ein paar Zwillinge, die, zusammen gebildet und erzogen, sich lieben und begleiten wie Shakespeares Freundinnen? Diese Bilder sind bedeutend, aber, wie mich dünkt, noch nicht vollständig. Wohl! es fällt mir ein Platonisches Märchen ein, wie der schöne Körper ein Geschöpf, ein Bote, ein Spiegelbild einer schönen Seele sei, wie in ihm die Gegenwart der Götter wohne und die himmlische Schönheit einen Abdruck in ihn gesenkt, der uns an die obere Vollkommenheit erinnert, ich setze diese schönen Sokratischen Bilder zusammen und zeige meinen Lesern ein Bild, daß Gedanke und Wort, Empfindung und Ausdruck sich zueinander verhalten wie Platons Seele zum Körper!"

Digitized by Google

Die Nachtarbeit der Frauen.[1])

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

In Deutschland haben die leitenden Gewalten das Prinzip anerkannt, daß Frauen in gewerblichen Betrieben während der Nachtzeit nicht arbeiten sollen. Die Gewerbeordnungs-Novelle vom 1. Juni 1891 verbot die Nachtarbeit von Frauen in Fabriken, Hüttenwerken, Bauhöfen, und seit 1900 ist dieses Verbot auch auf Werkstätten ausgedehnt, in denen durch elementare Kraft bewegte Triebwerke nicht bloß vorübergehend zur Verwendung kommen, und auf das Personal in offenen Verkaufsstellen. Unter Nachtarbeit versteht die Gewerbeordnung Arbeit in der Zeit von 8½ Uhr abends bis 5½ Uhr morgens.

Aber diese Bestimmungen haben die Nachtarbeit der Frauen nicht zu beseitigen vermocht; sie haben Lücken in dem Schutzgebäude gelassen, durch die Überanstrengung und Gefährdung hineindringen können. Und wenn die internationalen Bemühungen nach einer gemeinsamen, einheitlichen Regelung des Arbeiterschutzes in allen industriellen Kulturländern sich das Verbot aller und jeglicher Nachtarbeit für Frauen als erste Aufgabe gewählt haben, so wird auch die deutsche Arbeiterwelt Nutzen daraus ziehen, trotzdem die Nachtarbeit der Frauen bei uns dem Buchstaben nach verboten ist.

Nach zwei Richtungen geht ein Riß durch die deutsche Gesetzgebung, soweit sie die Frauen-Nachtarbeit betrifft. Der Personenkreis, den das Verbot umfaßt, ist zu klein, und auch für die geschützten Betriebe sind gewisse Ausnahmen zulässig.

Der Kreis der geschützten Personen ist zu eng, so lange die nichtmotorischen Werkstätten, also ein großer Teil des Kleingewerbes, den Bestimmungen über die Nachtarbeit nicht unterliegen, so lange sie nicht auf die geschlossenen Kontore, auf die Gast- und Schankwirtschaften ausgedehnt sind. Zwar ist die Möglichkeit gegeben, das Verbot der Nachtarbeit — wie auch andere Schutzbestimmungen — durch kaiserliche Verordnung mit Zustimmung des Bundesrats auf andere Werkstätten auszudehnen. Hiervon ist aber nur für die Werkstätten der Kleider- und Wäschekonfektion[2]) Gebrauch gemacht worden. Dagegen bleibt gerade in den fast ausschließlich weiblichen Gewerben, in der Näherei, Schneiderei, Putzmacherei, Wäscherei und Plätterei die Mehrzahl der Arbeiterinnen ungeschützt.

Auch in den Fabriken und Werkstätten, für die das Verbot der Nachtarbeit ergangen ist, kann von einer radikalen Abschaffung dieser Arbeitsform nicht die Rede sein. Eine Reihe von Ausnahmen sind vom Gesetzgeber vorgesehen, die den Zweck hatten, die Durchführung der Bestimmung zu erleichtern. Die Praxis hat aber gezeigt, daß sie weit eher den Anlaß zu weiteren Mißbräuchen und Übertretungen gegeben haben.

Unter den zulässigen Ausnahmen sind zwei Kategorien zu unterscheiden: allgemeine, die ganzen Industriegruppen durch den Bundesrat zugebilligt werden, und spezielle, die für einzelne Unternehmungen und Betriebe bei den Verwaltungsbehörden nachzusuchen sind.

---

[1]) Die gewerbliche Nachtarbeit der Frauen. Im Auftrage der internationalen Gesellschaft für Arbeiterschutz herausgegeben von Prof. Bauer. Jena 1903.

[2]) Der Begriff der Konfektion ist dabei so eng gefaßt, daß selbst fabrikartige Betriebe, die an 100 Arbeiterinnen beschäftigen, nicht vom Gesetz erfaßt werden, sofern sie Maßarbeit ausführen.

Digitized by Google

Allgemeine Ausnahmen sind für Gewerbezweige zulässig, die nach der Art des Betriebs auf regelmäßige Tag- und Nachtarbeit angewiesen sind. Hier kann für Frauen eine Nachtschicht von 10 Stunden eintreten. Von der Kompetenz, solche Ausnahmen zu bewilligen, hat der Bundesrat nur für die Bergwerke des Oppelner Bezirks und für die Zuckerfabriken — jedoch in sukzessiv immer beschränkterem Umfang — Gebrauch gemacht. Ferner kann der Bundesrat allgemeine Ausnahmen vom Verbot der Frauen-Nachtarbeit für Fabrikationszweige gestatten, in denen regelmäßig zu gewissen Zeiten des Jahres ein vermehrtes Arbeitsbedürfnis eintritt. In solchen Saison- und Kampagne-Industrien ist aber Nachtarbeit nur für 40 Tage im Jahr und nur in der Form zulässig, daß Erlaubnis zur Überarbeit über 8½ Uhr abends hinaus erteilt wird. Doch darf in diesen Fällen die tägliche Arbeitszeit einer Arbeiterin nicht mehr als 13 Stunden betragen.

Diese Ausnahme bedeutet also nicht nur eine Durchbrechung des Verbots der Nachtarbeit (sofern man die Arbeit nach 8½ Uhr abends als solche ansieht), sondern auch des Prinzips eines elfstündigen Maximalarbeitstages. Sie ist daher vielleicht als noch bedenklicher anzusehen als die oben angeführte zulässige Nachtschicht; denn sie bedeutet nicht nur Arbeit zur Nachtzeit, sondern gleichzeitig eine übermäßig ausgedehnte Arbeitszeit. Die Saison- und Kampagne-Industrien, für die solche Ausnahmen gestattet wurden, sind: Ziegeleien, Molkereien, Konservenfabriken, sowie die Konfektionswerkstätten, die sogar an 60 Tagen jährlich die Arbeit bis 10 Uhr abends ausdehnen dürfen.

Außer den allgemeinen Ausnahmen für ganze Industriezweige können besondere für einzelne Betriebe von den Verwaltungsbehörden zugelassen werden. Namentlich ist hier die Erlaubnis zur Überarbeit wegen außergewöhnlicher Häufung der Arbeit zu nennen, die ebenso wie in den Saisonindustrien für 40 Tage im Jahr erteilt werden kann und an die Bedingung geknüpft ist, daß die tägliche Arbeitszeit nicht länger als 13 Stunden währt und um 10 Uhr abends beendet ist. Solche Bewilligungen zur Überarbeit sollen nur erteilt werden, wenn die außergewöhnliche Arbeitshäufung nicht vorherzusehen war oder wenn sie durch wichtige wirtschaftliche Gründe veranlaßt ist, wie die Gefahr des Verderbens der zu verarbeitenden Stoffe, Rücksicht auf Transportgelegenheiten, Rücksicht auf öffentliche Interessen u. dgl. Dagegen soll die Überarbeit nicht bewilligt werden, wenn die Arbeitshäufung durch ungeschickte Disposition herbeigeführt ist.

Diese Bestimmung, die sicherlich aus dem vorsichtigen und gerechten Abwägen eines Gesetzgebers hervorgegangen ist, der nicht der Industrie schaden will, während er dem Arbeiter nützt, hat sich in der Verwaltungspraxis doch als sehr anfechtbar und bedenklich erwiesen. Es ist eben undenkbar, daß die Organe, die für die Bewilligung der Überarbeit zuständig sind (in einzelnen Staaten — Württemberg und Sachsen — sind es die Ortspolizeibehörden), immer die nötige Sachkenntnis und Zeit zur Vornahme einer Prüfung der Verhältnisse besitzen. Und so waltet denn häufig bei den Bewilligungen eine zu große Milde, die Anforderungen an die Arbeiterinnen stellt, ohne daß es im Interesse der Industrie notwendig ist. Der beste Beweis dafür ist, daß die Arbeitgeber vielfach die Erlaubnis zur Überarbeit nachsuchen, ohne alsdann die bewilligte Überarbeit in vollem Umfang oder überhaupt auszunutzen. Mit vollem Recht äußert sich Max Hirsch in seinem Bericht über die Nachtarbeit der Frauen in Deutschland[1]) hierzu: „Es kann wirklich keine schärfere Kritik behördlicher Überzeitbewilligungen geben, als die Tatsache, daß die Arbeitgeber selbst in größerem Umfang auf beantragte und zugestandene Überarbeit verzichten." Also diese Ausnahmen haben ein Loch in das Schutznetz gerissen, das ohnedies nicht groß genug gewebt war, um den ganzen Kreis der Schutzbedürftigen zu bedecken, und so harren noch verschiedene Formen der Frauen-Nachtarbeit der gesetzlichen Regelung.

* * *

[1]) Vgl. Bauer a. a. O. S. 53.

Digitized by Google

„Eine zehnstündige Nachschicht", „Zwei Stunden Überarbeit"! Trockne Worte und Zahlen. Und doch sprechen sie Bände, enthüllen sie Tragödien wenigstens dem, der die Sprache der Arbeiterklasse verstehen gelernt hat; dem, für den diese Worte und Zahlen zu Begriffen geworden sind.

Was bedeutet die Nachtarbeit — in einer der geschilderten Formen — für die deutsche Arbeiterin? für das deutsche Volksleben?

Die Veröffentlichung der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, die umfassende Berichte über die deutschen Verhältnisse vom badischen Fabrikinspektor Fuchs und von Max Hirsch enthält, führt eine Fülle von Bildern an, die den durch obige Gesetzesparagraphen geschaffenen Zustand konkret machen. „Die Nachtarbeit hat nicht nur diese oder jene schädlichen Folgen" — so heißt es darin, — „sie ist an sich eine Schädlichkeit und zwar eine naturwidrige." Unter der Nachtarbeit seufzen auch starke und harte Männer, und doppelt leiden die Frauen darunter. Die Form der Nachtarbeit von Frauen, die in Deutschland am häufigsten vorkommt, ist die Überarbeit, also die bis in die späten Abend- und Nachtstunden ausgedehnte Tagesarbeit. Diese, die zum Teil in Fabriken, aber mehr in dem weiten Bereich der ungeschützten Betriebe der Hausindustrie (Werkstätten- und Heimarbeit) vorkommt, enthält alle nachteiligen Einflüsse der gewerblichen Arbeit überhaupt, verstärkt durch die Schädlichkeit der Nachtarbeit, und zwar der auf die volle Tagesarbeit noch aufgewälzten Nachtarbeit." Wenn man zunächst die verheirateten Frauen oder die Mütter im allgemeinen in Betracht zieht, so bedarf es nicht vieler Worte, um die Wirkungen von „zwei Stunden Überarbeit" zu schildern. Das heißt 13stündige Arbeitszeit; das heißt mit Einrechnung der vorgeschriebenen zwei Stunden Pause „fünfzehn Stunden" Aufenthalt in Fabrik oder Werkstätte; das heißt unter Zurechnung der für den Weg vom und zum Arbeitsort nötigen Zeit „sechzehn- bis siebzehnstündige Abwesenheit vom Hause."

Daß eine Mutter, die des Morgens um 6 Uhr ihr Heim verläßt, um abends gegen 11 Uhr dorthin zurückzukehren, für die Pflege und Erziehung ihrer Kinder in keiner, auch nicht in allerbescheidenster Weise sorgen kann, liegt ja auf der Hand, und die Schädigung des Hauswesens und der Kinderpflege nimmt progressiv mit der Länge und speziell mit der abendlichen Dauer der Fabrikarbeit zu. Und alle Fürsorgeeinrichtungen, die Krippen, Kindergärten und Horte können nicht die Verwahrlosung der unter solchen Verhältnissen lebenden Kinder verhüten, da sie nur während einer normalen Arbeitszeit — in den Tagesstunden — für die Kinder eintreten können. Am Abend müssen sie die Kinder dem Haus zurückgeben können, und so bleiben diese denn schließlich doch unbeaufsichtigt, unverpflegt, vernachlässigt, oder der Obhut irgend eines halbwüchsigen Kindes oder einer gebrechlichen, arbeitsunfähigen Anverwandten überlassen. Namentlich die Ernährungsverhältnisse der Säuglinge pflegen unter solch übermäßig ausgedehnter Arbeitszeit der Mütter zu leiden. So äußert sich ein Arzt des Bezirks Aue dahin, daß die Mütter, um nachts von der ermüdenden Arbeit ausschlafen zu können, fast allgemein ihren kleinen Kindern den sogenannten Beruhigungstee geben (trockene Mohnköpfe), der sicher — auf die Dauer gegeben — die Kindersterblichkeit erhöht. Und aus Plauen berichtet ein Arzt, daß den Kindern Schnaps eingeflößt wird, um sie zu beruhigen. Auf den Zusammenhang von Überarbeit der Mütter und Säuglingserkrankung weist auch die Tatsache hin, daß die Bezirke, in denen Frauennachtarbeit grassiert, zugleich Hauptsitze der Kindersterblichkeit sind.[1])

Ruin des Familienlebens, Gefährdung der körperlichen und geistigen Entwicklung der Kinder, und schließlich nicht zum wenigsten ein sicheres Untergraben der Gesundheit der arbeitenden Frauen und Mädchen selbst: das ist das Ergebnis der noch bestehenden Nachtarbeit, obgleich sie in Deutschland schon in größerem Umfang eingeschränkt ist.

[1]) Vgl.: Die gewerbliche Nachtarbeit. S. 29.

Digitized by Google

Aber neben den gesundheitlichen und ethischen Schäden der Nachtarbeit muß auch noch ihre Wirkung auf das geistige Niveau der Arbeiterin ins Auge gefaßt werden. „Auch jetzt noch", so sagt der Bericht, „im Zeitalter des Frauenstudiums und der Mädchengymnasien wird viel zu wenig daran gedacht, wie sehr auch im Arbeiterstande das weibliche Geschlecht der Bildung bedarf, einer weiteren, tieferen und vor allem auch praktischeren Bildung, als ihm in der Volksschule zu teil wird. Während die männlichen Arbeiter in Fortbildungs- und Fachschulen, in Bildungs- und Gewerkvereinen, in Versammlungen aller Art zum großen Teile ihre Schulkenntnisse sich erhalten, neue nützliche und erhebende Kenntnisse, Anschauungen und Ideen erwerben, geschieht von alledem sehr wenig für und seitens der Arbeiterinnen. Diese, denen doch von Natur dieselben Geistes- und Herzensanlagen verliehen sind, wie ihren besitzenden Schwestern, und zwar anders nuanzierte, aber gleichwertige wie den männlichen Volksgenossen aller Stände, vegetieren zum größten Teile in Unbildung und Stumpfheit weiter, als hätte die große soziale Emporhebung des letzten Jahrhundertsdrittels nur für jene anderen stattgefunden. Dadurch vertieft sich nicht nur die Kluft zwischen den Klassen, sondern es bildet sich eine solche zwischen den beiden Geschlechtern, die wahrlich nicht zum Wohle der Beteiligten und zum allgemeinen Besten dienen kann."

Gewiß ist es nicht die Überarbeit in den späten Abend- und Nachtstunden allein, die solche Wirkungen hervorbringt; aber sie verstärkt und unterstreicht die Schäden, die die überlange Fabrik- und Erwerbsarbeit ohnedies zeitigt. Und das Plus an Schaden, das allmählich angehäuft wird, wird schließlich zur drohenden Gefahr!

* * *

Stehen aber diesen Nachteilen der Nachtarbeit nicht erhebliche Vorteile gegenüber, die sie ausgleichen und die gegen ein Verbot dieser Arbeitsform ausgespielt werden müssen? Von zwei Seiten sind derartige Einwendungen gegen diese wie gegen jede andere staatliche Regelung des Arbeitsverhältnisses der Frauen gemacht worden; von den Manchestermännern, die eine jederzeit kampfbereite Vertretung in einigen Unternehmer-Organisationen besitzen, und von stark feministisch denkenden Frauen, die namentlich außerhalb Deutschlands mit Energie — und leider auch manchmal mit Erfolg — „gegen jede Beschränkung der persönlichen Freiheit der Frau" eingetreten sind.

Die Unternehmer-Organisationen stellen sich auf den Standpunkt, daß die Nachtarbeit wirtschaftliche Vorteile für die Industrie mit sich bringt, und daß ein Verbot derselben die Konkurrenzfähigkeit gegenüber dem Ausland schwächen, die Lage der einheimischen Industrie verschlechtern und damit die Wohlfahrt von Arbeitgebern und Arbeitnehmern gleichermaßen ungünstig beeinflussen würde.

Der Feminismus erblickt dagegen in einem Verbot der Nachtarbeit, das die Männer nicht in demselben Maße wie die Frauen trifft, eine Beschränkung der Arbeitsgelegenheit der Frau und damit die Möglichkeit, sie vom Arbeitsmarkt verdrängt, in eine schwierigere Position gebracht zu sehen.

Die Berechtigung beider Einwände läßt sich am besten prüfen, wenn man verfolgt, wie das Verbot der Frauenarbeit, oder richtiger gesagt ihre bisherige Beschränkung, in diesen beiden Beziehungen gewirkt hat.

Es ist ein hervorragendes Verdienst der internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz, daß sie gerade diese wichtigen und so schwer zu bearbeitenden Probleme durch eine vergleichende Zusammenstellung des einschlägigen Zahlenmaterials aus allen Kulturländern der Lösung nahe gebracht hat. Darnach scheint eine irgendwie erhebliche Schädigung der Industrie durch das Verbot der Frauen-Nachtarbeit nirgends herbeigeführt zu sein. Nachtarbeit ist für die Volkswirtschaft nur in einem Fall produktiv und wünschenswert, nämlich wo eine technische Notwendigkeit nächtlicher Produktion besteht wie bei Hochöfen, bei kontinuierlichen chemischen Prozessen u. dgl. Diese Form der Nachtarbeit ist aber durch das Verbot der Beschäftigung von Frauen in keiner Weise beeinträchtigt worden, da Frauen in solchen Betrieben ohnedies nicht nachts beschäftigt waren. Dagegen kann für die Nachtarbeit nur ein einseitiges

Digitized by Google

Unternehmerinteresse angeführt werden, wenn sie lediglich den Zweck hat, die Gebäude, Maschinen u. s. w. stärker auszunutzen. Aber selbst von diesem Standpunkt ist noch gegen die Nachtarbeit — sofern sie in einem Produktionszweig zur Regel wird — anzuführen, daß die allgemein verminderten Produktionskosten auch zu einem Sinken der Preise zu führen pflegen, also weniger der Industrie als den Konsumenten zu gute kommen. Ferner aber wird der Unternehmervorteil auch dadurch geschwächt, daß die Nachtarbeit nach Quantität und Qualität ganz allgemein minderwertiger als Tagesarbeit zu sein pflegt.

Es hat sich denn auch gezeigt, daß die deutsche Industrie das im Jahre 1891 erfolgte Verbot der Frauen-Nachtarbeit, das besonders die im Unternehmerinteresse liegende Nachtarbeit traf, ohne erhebliche Schwierigkeiten tragen konnte. Jedenfalls hat die Konkurrenzfähigkeit der deutschen Industrie gegenüber der ausländischen nicht gelitten; denn die Ausfuhrstatistik läßt erkennen, daß eine Hemmung des Exports in dem auf das Verbot folgenden Jahrzehnt nicht eingetreten ist. Allerdings sind gewisse Schwierigkeiten und vorübergehende Unzuträglichkeiten für einzelne Industrien entstanden. Diese haben sich entweder entschließen müssen, die Betriebe zu erweitern, oder sie haben an Stelle der Frauen männliche Arbeiter für die Nachtschichten eingestellt, was allerdings mit Mehrkosten verbunden war. Damit ist wohl der Beweis zu erbringen, daß die Unternehmerkreise durch das Verbot belastet wurden, nicht aber, daß die Industrie selbst dadurch gelitten hat.

Die Tatsache, daß Frauen verschiedentlich durch Männer bei der Nachtarbeit ersetzt wurden, scheint nun aber klar zu legen, daß der Einwand der Feministen nicht der Berechtigung entbehrt, die Frauen könnten durch solche Schutzgesetze arbeitslos gemacht werden. Solche Möglichkeiten sind jedoch nur dann richtig zu beurteilen, wenn man das gesamte Bild des Arbeitsmarktes — nicht nur einen kleinen Teilausschnitt — der Beobachtung unterwirft. Es zeigt sich auch in der Tat, daß in Rohzuckerfabriken über 50 % der beschäftigten Frauen nach dem Verbot der Nachtarbeit entlassen wurden. In anderen Branchen, wo von den Arbeiterinnen auch früher nur teilweise Nachtarbeit geleistet wurde (in Form von Überarbeit), fand nur ganz vereinzelt Ersatz der Frauen durch Männer statt. Auf diese Weise erlitten einzelne Arbeiterinnen auf kürzere oder längere Zeit einen Verdienstausfall. Dieser wurde aber trotz des damaligen flauen Geschäftsganges bald ausgeglichen, da viele Betriebe infolge der verkürzten Arbeitszeit vermehrte Arbeitskräfte brauchten und auf diese Weise die meisten Entlassenen bald wieder Arbeit fanden. Tatsächlich hat die Zahl der Industriearbeiterinnen im ganzen keine Abnahme, sondern vielmehr eine Zunahme erfahren, und zwar nicht nur absolut, sondern auch im Verhältnis zur männlichen Arbeiterschaft. In den Jahren von 1882 bis 1895 stieg die Quote des weiblichen Industriepersonals in Deutschland von 13,31 auf 16,65 %. Auch in den Saisonindustrien, in denen durch die Beschränkung der Überarbeit zuerst eine Lohnverkürzung für viele Arbeiterinnen eintrat, hat diese sich nicht zu einer Schädigung der Arbeiterinnen gestaltet. Denn da in diesen Geschäftszweigen durch die gesetzliche Regelung eine gewisse Ausgleichung zwischen der Arbeitszeit in der Saison und der sonst flauen Geschäftsperiode gefördert wurde, kam auch eine gewisse Stetigkeit in den Verdienst.

Diese Erfahrungen, die alle gegen das Verbot der Nachtarbeit erhobenen Einwendungen widerlegen, müssen für den künftigen Fortschritt des Arbeiterschutzes in Deutschland wie auch in anderen Kulturstaaten von Bedeutung werden, umsomehr als die industrielle Entwicklung anderer in bezug auf die Schutzgesetzgebung vorgeschrittener Länder dasselbe erfreuliche Bild zeigt.

* * *

Aus der am meisten geschützten Industrie Englands, der Textilindustrie, wird berichtet, daß sich kein Ersatz der gesetzlich geschützten Arbeiterinnen durch ungeschützte Arbeiter vollzog. Die Quote der männlichen Arbeiter ist fast nirgends gestiegen, die der Frauen überall — in der Baumwoll-, Wollwaren-, Flachs- und Juteindustrie —,

Digitized by Google

und zwar auf Kosten der jugendlichen Arbeiter. Auch in Österreich, Frankreich und den Vereinigten Staaten zeigt sich dasselbe Bild der Stetigkeit in der Verwendung von Frauenarbeit trotz der gesetzlichen Regelung: überall eine absolute Zunahme der Frauenarbeit und eine mindestens sich gleichbleibende Quote im Verhältnis zur Männerarbeit. In den Niederlanden, wo seit 12 Jahren ein weitgehendes Verbot der Frauen-Nachtarbeit in Kraft ist, hat sich die Frauenarbeit gerade in diesem Zeitraum ganz erheblich — auch im Verhältnis zur Männerarbeit — vermehrt. Auf 1000 in der Industrie beschäftigte Männer entfielen dort 1889 nur 113 Frauen; zehn Jahre später 124.

Nur ein Land kann einen ziffernmäßigen Rückgang des Frauenanteils an der Industriearbeit feststellen. Es ist die Schweiz, in der zweifellos die Ursache dieser singulären Erscheinung in dem starken Anwachsen von Industrien liegt, die ihrer Natur nach nur Männer verwenden können, und in der Einführung komplizierter Maschinen in die Stickerei, die von Frauen nicht bedient werden. Aber auch hier zeigt sich in der übrigen Textilindustrie ein absolutes und relatives Anwachsen der beschäftigten Frauen.

Diese ganzen Ziffernreihen, die für sämtliche Länder mit einem beachtenswerten Arbeiterinnenschutz in dem Bericht angeführt werden, deuten darauf hin, daß das Verbot der Frauen-Nachtarbeit das Arbeitsfeld der Frauen nirgends in seiner Gesamtheit geschmälert und daß es auf die Gliederung der Gesamtarbeiterschaft keinen erkennbaren Einfluß ausgeübt hat.

Warum diese Entwicklung sich vollziehen mußte, warum die Fabrikanten trotz der ihnen unbequemen Gesetze weiter an der Frauenarbeit festhielten und festhalten mußten, warum schließlich die Frauen eine ungünstige Wirkung solcher Bestimmungen für absehbare Zeiten nicht zu fürchten brauchen, das läßt sich nur aus einem tieferen Einblick in das ganze moderne Wirtschaftsleben erkennen. Eine Reihe von Ursachen haben hier zusammengewirkt: die Billigkeit der Frauenarbeit, die Differenzierung der Arbeit, ihre immer fortschreitende Zerlegung, die Männer und Frauen für besondere Verrichtungen besonders geeignet macht, und schließlich die noch viel zu wenig beachtete Tatsache, daß in den industriellen Ländern die männliche Bevölkerung bereits so vollständig von beruflicher Arbeit absorbiert ist, daß von einem Ersatz arbeitender Frauen durch Männer im erheblichem Umfange gar nicht die Rede sein kann. Vielmehr kann eine Steigerung des Arbeitspersonals, die schneller als die Bevölkerungsvermehrung fortschreitet, nur durch eine vermehrte Heranziehung von Frauen möglich gemacht werden, und kein Schutzgesetz wird deshalb die Sphäre der Frauenarbeit verengern.

Wenn die Mitglieder der englischen „Liberal Federation“ und die Anhängerinnen der französischen Frauenbewegung, die so heftig und so erbittert gegen den Schutz der arbeitenden Frauen eintreten, die oben angeführten Zahlen kennen, ist ihr Standpunkt nicht gut zu begreifen. Wenn sie ihn aber erst durch die Veröffentlichung der Internationalen Vereinigung zugänglich werden, so muß man gespannt sein, ob und mit welchen neuen Argumenten sie ihre Position verteidigen werden.

Ebenso überzeugend sind die Tabellen über die Stetigkeit des Exports der geschützten Industrien in den einzelnen Ländern, die geeignet sind, die Argumente der Industriellen zu widerlegen. Nicht nur für Deutschland, sondern auch für die anderen Staaten, die ein Verbot der Nachtarbeit erlassen haben, kann eine Verlangsamung in der Exportbewegung nicht nachgewiesen werden; vielfach ist sogar eine Steigerung zu verzeichnen. Dagegen läßt sich nun allerdings noch vorbringen, daß diese Steigerung ohne die Gesetzgebung hätte beträchtlicher sein können; daß sie es zum Teil in Industrien gewesen ist, die von den Schutzgesetzen nicht betroffen wurden, weil sie weniger in Fabriken als in der Hausindustrie ihren Sitz haben (Kleiderkonfektion, Spielwarenindustrie u. s. w.) Aber gerade in diesen Industriezweigen ist es zu so ruinösen Preiskämpfen und Lohnreduktionen gekommen, gerade da findet sich eine so fürchterliche Überarbeitung in der Saison und erschreckende Arbeitslosigkeit und Elend in der toten Zeit, daß die Exportsteigerungen teuer erkauft erscheinen. Sie sind erkauft mit Gesundheit und Lebenskraft weiter Volksschichten, mit einem

Digitized by Google

Ruin des Familienlebens, mit einer Hemmung der geistigen und sittlichen Entwicklung der Bevölkerung ganzer Landstriche, und damit sind sie zu teuer bezahlt. Ungeschützte Frauenindustrien sind parasitische Industrien, die am Mark des ganzen Volkes zehren.

* * *

Somit scheint einer weiteren Ausdehnung des Verbotes der Nachtarbeit kein ernsthaftes Bedenken im Wege zu stehen.

Für die angestrebte Erweiterung des Personenkreises, für die Ausdehnung der Gesetzgebung auf die Kleinbetriebe und für die Beseitigung der Überarbeit, die in Deutschland als wichtigste Forderungen gelten können, ist die Feststellung auch von Bedeutung, daß der Mangel an einer Organisation des inneren Bedarfs viel mehr Nachtarbeit zur Folge hat, als die so stark befürchtete ausländische Konkurrenz. Als den Anlaß zur Nachtarbeit nennt der Bericht in allererster Reihe die Damenmode, die in der Schneiderei, Putzmacherei, Kunstblumenfabrikation, Handschuhnäherei und dergleichen mehr zu späten Bestellungen und damit zu einer immer kürzer zusammengedrängten Saison führt. Ebenso ist die Nachtarbeit in der Wäscherei und Büglerei auf schlechte Einteilung der Arbeit, auf zu kurze Lieferungsfrist zurückzuführen. Über die Mißstände in den Kleinbetrieben dieser Gewerbe stimmen die Mitteilungen aus allen Ländern vollständig überein. Zu ihrer Beseitigung ist noch fast nirgends etwas getan. Der deutsche Berichterstatter Max Hirsch tritt mit aller Energie für die Regelung dieser Verhältnisse ein. „Eine der häufigsten und umfassendsten Veranlassungen zur Arbeitshäufung bilden bekanntlich die Festzeiten" so sagt er, „auch für solche Erzeugnisse, die längere Zeit im voraus hergestellt und feilgeboten werden können. Dennoch pflegen die Aufträge erst wenige Tage oder Wochen vor dem Feste und dann natürlich im Übermaß gemacht zu werden. Aber ist das unveränderlich, unvermeidlich? Für den einzelnen oder wenige Unternehmer allerdings; sie können der Sitte, der Gewohnheit, der Mode nicht gebieten. Aber wenn dem gemeinsamen Drängen der Konsumenten ein gemeinsamer, geschlossener Widerstand der Produzenten, sei es aus freiem Antriebe, sei es durch Not oder Zwang, entgegentritt, wie dann? Wenn die Konsumenten und Kaufleute infolge solchen Vorgehens entweder auf die begehrten Produkte verzichten, oder von der gewohnten Verspätung abgehen müßten, so werden wohl die meisten oder alle sich zu letzterem entschließen und die ganze Kalamität hat ein Ende." „Wenn unsere Damen sich den renommierten Geschmack und die bewährte Geschicklichkeit erster Kleiderkünstler nicht anders zu sichern wissen, als durch frühzeitige Bestellung, so werden sie Monate vorher in die Bazare und Ateliers eilen." Zum Widerstand gegen Unsitten der Konsumenten kann es aber keinen einheitlicheren, zwingenderen Impuls geben, als die gesetzliche Festlegung der Arbeitszeiten; darum tritt der Referent für ein Reichsgesetz ein, das die Nachtarbeit verbietet, ohne an allen Ecken durch Ausnahmen wieder Mißbräuche hineinzulassen. Den besten Beweis dafür, daß die bisherige deutsche Gesetzgebung nicht genügt, erblickt er darin, daß sie noch immer Ausnahmebewilligungen zu Überstunden und zu Nachtarbeit in so erheblichem Umfange möglich gemacht hat. Er weist mit vollem Recht darauf hin, daß selbst in den letzten Jahren der schweren geschäftlichen Depression die bewilligte Überarbeit nicht erheblich gegen frühere Jahre zurückgegangen ist. Es ist ein Unding, wenn in Zeiten hochgradiger Unterarbeit die Überarbeit floriert und in einer Zeit, in der die Verteilung des Lohnes auf möglichst viele Personen die Wirkung der Krise abschwächen kann, ein Teil der Arbeiterschaft zu Überarbeit herangezogen wird, während anderwärts Tausende arbeits- und brotlos werden. Und so fordert er denn die Beseitigung der Ausnahmen vom Verbot der Frauen-Nachtarbeit und die Ausdehnung der gesetzlichen Bestimmungen auf andere Gewerbezweige, und es steht zu hoffen, daß die internationalen Anregungen und Bemühungen, die auf ein Verbot der Frauen-Nachtarbeit in allen Ländern hinzielen, auch Deutschland bald zu einer Erfüllung dieser Wünsche führen mögen.

Die deutsche Gesetzgebung ging davon aus, die Nachtarbeit der Frauen zunächst da zu verbieten, wo sie eine neue und noch wenig verbreitete Erscheinung war,

Digitized by Google

daher relativ am leichtesten unterdrückt werden konnte. Durch diese Verhinderung weiteren Anwachsens der Frauen-Nachtarbeit in der Industrie hat sie sich ein großes Verdienst erworben. Jetzt aber erwächst ihr die Aufgabe, die Frauen-Nachtarbeit da zurückzudämmen, wo es sich um verbreitete und alt eingewurzelte Zustände handelt. Noch immer gibt es Unternehmer, die „für die Leistungsfähigkeit der Maschinen und Arbeitstiere ein feines Verständnis haben", bezüglich des höchsten Motors aber, der menschlichen Arbeitskraft, beachten sie nicht einmal die einfachsten Erfahrungen. Hier muß die Gesetzgebung einen Riegel vorschieben. Ziel und Richtung ist ihr für diese Aufgabe gewiesen.

* * *

Die internationale Bewegung für einen gesetzlichen Arbeiterschutz, die seit kurzem eine feste Organisation gefunden, hat es sich zunächst zur Aufgabe gemacht, die Beseitigung der Frauen-Nachtarbeit in allen Kulturländern anzustreben. Die große Agitation, die sie entfaltet, kann für Deutschland nur insoweit Pionierdienste leisten, als durch ein Vorwärtsdrängen der in der Schutzgesetzgebung zurückgebliebenen Staaten auch das vorgeschrittene Deutschland zu einem weiteren Ausbau der Gesetze veranlaßt werden kann. Die Vereinbarungen, die auf internationalem Gebiet stattfinden können, müssen zunächst für unsere Verhältnisse ohne direkten Einfluß bleiben; denn internationale Regelungen sind nur dann möglich, wenn man Forderungen so hoch steckt, daß sie den schwächsten und zurückgebliebensten Ländern erfüllbar sind. Aber auch ein solches Heben der industriell weniger entwickelten Länder kann den höher stehenden zu gute kommen; es kann ihre Aufnahmefähigkeit für neue sozialpolitische Pflichten gesteigert werden, wenn Konkurrenzländer auch auf diesem Gebiet einige Zugeständnisse machen. In erster Linie werden sich aber die Länder vorwärts treiben lassen müssen, die sich jetzt in der Übergangszeit befinden, in der die Umwandlung des Kleinbetriebes in fabrikmäßige Großindustrie in vollem Gange ist, die in industrieller Beziehung auf demselben Boden stehen, dieselben Schrecknisse durchmachen, die Großbritannien vor 100 Jahren, Deutschland einige Jahrzehnte später durchlebte.

Über den Stand der Gesetzgebung und über die Zustände der Frauen-Nachtarbeit in jenen Ländern gibt die Veröffentlichung der internationalen Vereinigung eingehende Berichte. Von besonderem Interesse sind dabei die Mitteilungen aus Japan, das so recht eigentlich im Augenblick als das Land des Übergangsstadiums bezeichnet werden kann. Ferner über Rußland, wo zwar die Grundsätze des Arbeitsschutzes formell anerkannt sind, wo aber durch Ausnahmebestimmungen und andere Komplikationen die Wirksamkeit des Gesetzes fast annulliert wird. In bezug auf die japanische Industrie ist die Tatsache besonders auffallend, daß die Zahl der weiblichen Industriearbeiter die der männlichen ganz erheblich übersteigt. Es übertrifft die Zahl weiblicher Arbeiter die der männlichen in Motorbetrieben um rund 50 Prozent, in nicht motorischen ist das Verhältnis ein noch ungünstigeres. Als Ursachen der Zunahme weiblicher Arbeit werden erstens die niedrigen Löhne, zweitens die Leichtigkeit der mechanischen Arbeit genannt; dazu kommt, daß Spinnerei und Weberei als Monopol weiblicher Arbeit betrachtet werden. Eine Regelung der Nachtarbeit von Frauen ist zwar in einem Gesetzentwurf bereits enthalten gewesen, aber nicht zum Gesetz erhoben worden. Sie scheiterte an dem Widerstand der Unternehmer, namentlich der Baumwollspinnerei-Fabrikanten. Zwar führten diese unter anderem als Grund an, daß die Nachtarbeit wegen der geringeren Hitze im Sommer von den Arbeiterinnen selbst vorgezogen wurde. Diese und andere Einwände werden aber von dem Berichterstatter als unzutreffend zurückgewiesen.

Im übrigen schildert er die Arbeitsverhältnisse namentlich in den Spinnereien als geradezu entsetzlich. Kinder und Erwachsene, Männer und Frauen arbeiten die gleiche Stundenzahl. Der Durchschnitt der Arbeitsdauer beträgt 12 Stunden, das Maximum 17. Dieses findet man hauptsächlich in den Seidenbetrieben der Provinz Shinshion, in der Seidenwürmerzucht und Spinnerei in denselben Händen liegt. Dort ist die Saison aus verschiedenen Gründen sehr kurz; man dehnt deshalb die Arbeitszeit der

Digitized by Google

Arbeiter aus, um sie nach Schluß der Saison zu entlassen. In einigen Spinnereigesellschaften ist die Behandlung der Arbeiter sehr bedrückend, die Nahrung schlecht, und die schmutzigen Schlafsäle gleichen Gefängnissen. Diese Gesellschaften betrachten ihre Arbeiter als eine Art Maschine und spannen sie wie Sklaven von morgens bis abends ein. Die gebräuchliche Methode des Anwerbens der Arbeiter, besonders von jungen weiblichen Personen ist die folgende: Die Versorgung der Spinnereigesellschaften mit Arbeitern wird von Vermittlern in die Hand genommen. Diese ziehen durch das Land und überreden arme, unwissende Mädchen, die ihren Eltern bei der Arbeit helfen, sich von einer Spinnereigesellschaft anstellen zu lassen. Dabei versprechen sie ihnen wenig Arbeit, Vergnügen in den Fabriken und hohe Löhne. Eltern und Töchter werden auf diese Art völlig betrogen, und die Mädchen werden weit weg von ihrer Heimat in irgend eine Fabrik gesandt. Der Vermittler bekommt seine Provision, die armen Mädchen aber leiden, meist abgeschlossen vom Verkehr mit der Außenwelt, viele Jahre lang in den gefängnisartigen Fabriken. Einige von ihnen entfliehen dieser Gefangenschaft, andere haben sich getötet. [1]) Auf der anderen Seite kommt auch Diebstahl geschickter Arbeiterinnen durch die verschiedenen Fabriken vor. Der wichtigste Punkt der Arbeiterfrage Japans liegt nach den Mitteilungen des Berichterstatters in den Spinnereien. Es ist zu hoffen, daß es vielleicht auf Grund der internationalen Anregung gelingen wird, diese Verhältnisse bald zu sanieren, ehe die industrielle Entwicklung auch hier zu einer Entartung ganzer Volksschichten führen müßte.

Solchen Mitteilungen gegenüber stehen ausführliche Referate über die Wirkungen des Verbotes der Frauen-Nachtarbeit in den fortgeschrittenen Staaten, wie England, Holland u. s. w. Hier sind überall nur Lücken auszufüllen, die dem Gesetzgeber zuerst entgangen sind. Dazwischen stehen die Berichte all der Staaten, in denen der Arbeiterschutz bisher nur für einen kleinen Bruchteil der weiblichen Arbeiterschaft besteht. Es ist schon an anderer Stelle darauf hingewiesen, wie auch unter solchen Verhältnissen überall die Wirkungen des Verbotes der Nachtarbeit nur günstige gewesen sind; daß die Arbeitsgelegenheit der Frauen nicht vermindert, die Entwicklung der Industrie nicht gehemmt worden ist. Aber ferner wird in dem Berichte gezeigt, daß da, wo Lücken im Gesetz geblieben sind, ein Schädling im Volksleben fortwuchert und wächst, und daß es an der Zeit ist, ihn auszureißen. So heißt es aus Belgien, in dem überhaupt noch stark manchesterliche Ideen die leitenden Gewalten zu beherrschen scheinen, daß überall, wo die Frauen-Nachtarbeit vom Schutz frei geblieben ist, diese Arbeitsweise sich mehr und mehr einzubürgern beginnt; daß selbst Industrien, von denen zu wiederholten Malen gesagt wurde, daß sie die Verwendung der Frauen-Nachtarbeit verschmähen, jetzt zu ihr greifen. So werden aus England geradezu erschreckende Mißstände über die Wäschereibetriebe mitgeteilt, auf die das Verbot der Nachtarbeit noch nicht ausgedehnt worden ist.

Und so ist es denn weit weniger die wachsende Einsicht in die üblen Wirkungen der Nachtarbeit der Frau, die Veranlassung zu einer Erweiterung der Gesetzgebung gibt; es ist vielmehr die wachsende Beteiligung der Frau am Erwerbsleben, ihr Eintreten in Arbeitsgebiete, die früher als zu anstrengend erachtet wurden, die eine Regelung dieser Frage immer brennender und dringender erscheinen läßt. Möge diese Regelung so schnell erfolgen, daß die erschöpfenden und belehrenden Berichte der internationalen Vereinigung in kurzer Zeit nur noch „die Bedeutung sozial-geschichtlicher Dokumente" besitzen mögen.

---

[1]) Vergl. a. a. O. Seite 276.

Digitized by Google

Aja.

Novelle von

Georg Nordenſvan.

Autoriſierte Überſetzung aus dem Schwediſchen von E. Stine.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 96.)

7.

In jenen Tagen wurde die Entſcheidung der Jury des „Salons“ bekannt gegeben. Aſps „Effet de matin en Suède“ war angenommen; „mademoiselle Borgstroem“ jedoch erhielt einen jener kleinen gedruckten Briefe, in welchen die Künſtler höflich erſucht werden, die eingeſandten Bilder wieder abzuholen.

Ich erfuhr durch mehrere Tage nicht, wie ſie dies Mißgeſchick aufgenommen. Ein paarmal war ich bei Edvard oben, traf ſie jedoch nie. Emmas Porträt ſtand zurückgeſchoben in einer Ecke.

Auch bei unſeren Mittagsverſammlungen erſchien ſie nicht.

Einmal des Nachts — es war halb ein Uhr und ich war auf dem Heimweg vom Theater — ward ich Edvards anſichtig, der auf dem Boulevard Clichy auf und abging. Bei jedem fünften Schritt drehte er ſich um und ſpähte in die Quergaſſe, in welcher Aja wohnte. Mich ſah er nicht. Als ich mein Haustor erreicht hatte, wandte ich mich wieder zurück, um ihm Vernunft zuzuſprechen. Er ſpazierte noch immer auf und ab, nun aber in ihrer Gaſſe, die ſtumm und leer dalag. Und ich wandte mich nochmals und ging nach Hauſe.

Als ich ihn tags darauf traf, ſah er gealtert aus, war geiſtesabweſend und zerſtreut; Emma wie immer blaß und ergeben. Sogleich nach Schluß des Diners gingen ſie ihres Weges.

Am nächſten Tag tauchten Aja und Richert wieder auf. Ich bemerkte etwas Angeſtrengtes in Ajas Heiterkeit. Edvard gegenüber ſchlug ſie einen freimütig kameradſchaftlichen Ton an, der mir nicht völlig ungeſucht ſchien. Es war, als wolle ſie den anderen zeigen, daß ſie es gar nicht vermeide, mit ihm zu ſprechen, daß ſie ſich durch ſeine Nähe nicht im geringſten befangen fühle.

Dann verſtrichen wieder einige Tage, ohne daß ich ſie und Richert zu Geſichte bekam.

Aber ſchon fing man an, im Kreiſe der in Paris lebenden Skandinavier von ihnen zu reden. Während des Winters hatten einige Damen aus dem Norden — es waren dies jedoch keine Schwedinnen — durch ein ziemlich rückſichtsloſes Auftreten an öffentlichen Orten, beſonders in einem von den Skandinaviern ſehr beſuchten Café, wo man ſie bald allgemein kannte und bezeichnete, Anſtoß erregt. Man begann über die nordiſchen Damen Gerüchte auszuſprengen, und es fanden ſich immer Perſonen, die die Augen offen und die Ohren geſpitzt hielten.

Schon früher hatte manch einer an Ajas freiem Benehmen Anſtoß genommen — ſie ſei gegen Herren gar zu kameradſchaftlich, hieß es, ſie rauche nie eine Zigarette, ſondern immer mehrere, ſie führe eine gar freie Sprache. Die „allgemeine Anſicht“ ging dahin, daß ſie ſich durch ihre Unvorſichtigkeit kompromittiere — um den gelindeſten Ausdruck zu gebrauchen.

Der Vertreter der allgemeinen Anſicht in unſerer Geſellſchaft war ein neu hinzugekommener ſchwediſcher Philoſophiekandidat, der Äſthetik ſtudierte und in einer Penſion wohnte, deren übrige Inſaſſen mittels genauer Überwachung ihrer Landsleute ihr Studium des Pariſer Lebens förderten.

Was Fräulein Borgſtröm beträfe — erklärte der Kandidat — ſo mache ſie ſich durch ihr

Digitized by Google

fortwährendes und beständiges Beisammensein mit dem jungen Herrn Richert, der nicht den besten Ruf habe, in gesetzter Gesellschaft unmöglich.

„Ach was, Altweibergeschwätz!" warf ich ein.

Da wurde der Kandidat böse.

„So? Ist das vielleicht Altweibergeschwätz, wenn man die Herrschaften um 11 Uhr des Abends in Mademoiselles Tür hineingehen und ihn um 1 Uhr wieder herauskommen sieht? Wenn das Altweibergewäsch ist, so müssen Sie wenigstens zugeben, daß die Betreffenden Anlaß dazu gegeben haben."

Das Männchen sah ganz animiert aus bei der schönen Gelegenheit, seine Ansicht zu verteidigen. Seine Äuglein glänzten vor Zufriedenheit, und hätte er sich nicht zufällig in Künstlergesellschaft befunden, so hätten wir wohl sicher einen oder den anderen wohlgewählten Ausdruck über Künstler- und besonders Künstlerinnenmoral zu hören bekommen.

Ich fragte, wann „man" diese späte Visite bemerkt habe.

Selbstverständlich hatte er sowohl Tag als Stunde in seinem Gedächtnisse verzeichnet. Es war dieselbe Nacht, als ich Edvard gegen ein Uhr vor Ajas Hause Posten halten sah. Er hatte sie also gesehen.

Dies Geklatsche machte einen äußerst unbehaglichen Eindruck auf mich. Ich wußte, wie unbedacht Aja sein konnte, wie wenig sie sich darum kümmerte, was sich „schickt" und nicht schickt: ich kannte ja auch ihre Vorliebe, die Nächte zu durchwachen. Daß es Anlaß zu übelwollenden Auslegungen geben mußte, wenn sie ihren Begleiter auf einen Abendbesuch ins Atelier lud, daran dachte sie nicht. Und verging dann die Zeit so schnell beim Plaudern, daß man, ehe man sich's versah, tief in den Nachtstunden war, so ging's wohl auch niemanden an. „Sie wollen schon gehen?" hieß es immer, wenn man „Gute Nacht" sagte, — war auch die Sonne schon aufgegangen.

Und doch zweifelte ich, ob es diesmal wirklich Gedankenlosigkeit gewesen. Es konnte ganz im Gegenteil Berechnung sein. Bei Ajas Leidenschaftlichkeit war es leicht anzunehmen, daß dies Umherziehen mit Richert eigens um Edvards willen veranstaltet war. Sollte es ein Radikalmittel sein, um ihn von sich zu entfernen, um sich selbst zum Vergessen zu zwingen? Hatte sie wirklich denselben Gedanken gehabt, daß Richert zur rechten Stunde ihren Weg kreuzte?

Innerhalb unserer Koterie — die übrigens nun so gut wie gesprengt war — rief das Geschwätz eine gewisse Verstimmung hervor; derartige Gerüchte brachten ja einen Fleck auf das Ansehen der skandinavischen Koterie. Der einzige, der sich des Gehörten freute, war der Norweger. Er guckte uns lächelnd mit den stechenden Augen an.

„Richert wäre ja närrisch, wenn er sie nicht nähme. Sie ist ja so glücklich mit ihm, daß sie auf der Straße, statt neben ihm herzugehen wie ein anderer Mensch, sich schwenkt und hüpft wie ein Kälbchen."

Und als einer von uns böse ward und ein Wort von Verantwortung hinwarf, fuhr er in seinem überlegenen Tone und mit unerschütterlicher Überzeugung fort:

„Sind Sie nun wieder einmal da mit Ihren dummen Empfindungen von Verantwortlichkeit? Wir Menschen *haben* einfach keine Verantwortung, wir haben das Recht nach unseren Anlagen zu leben" u. s. w. in diesem Stil.

Edvard klopfte stumm und nervös auf den Tisch — er konnte heute die Hände gar nicht ruhig halten. Auch Emma war da — was sie wohl denken mochte? Ich glaubte etwas wie Schadenfreude in ihren sonst so ruhigen Augen zu entdecken — für sie konnte ja auch nichts Besseres eintreten, als daß Edvard, erregt und verletzt von diesen Gerüchten — mochten sie auch noch so unwahr sein — zu glauben begann, Aja habe mit ihm gespielt und, sobald sie einen Amüsanteren gefunden, ihn beiseite geworfen. War einmal seine Kritik ihr gegenüber geweckt, so konnte er nicht anders als ihr mißtrauen.

Aber gerade, wie ich da so sitze und mir einrede, daß Frau Emmas Gedanken dieselbe Richtung gehen und daß sie sich so recht im Herzen dieser letzten Wendung der Dinge freute, da sagt sie ganz ruhig, aber bestimmt:

„Nein, daran kann doch niemand glauben, daß das wahr ist."

Digitized by Google

Die anderen verstummten. War es wirklich die kleine Frau Asp, die etwas gesagt? Und in der Absicht, Fräulein Borgström in Schutz zu nehmen?

„Aja ist nur unüberlegt," fuhr sie fort, „und kümmert sich nicht darum, was man von ihr spricht. Es macht ihr Vergnügen, sich jeder Art Konvenienz zu widersetzen. Aber von da ist ein weiter Schritt bis — bis zu dem, wessen man sie beschuldigt und was natürlich unwahr ist ... und es ist eine Schande, so etwas zu verbreiten."

Sie war glühend rot geworden vor Bewegung und vor Ungewohnheit, ihre eigene Stimme zu hören. Der kleine Kandidat errötete und machte eine Miene, als sei ihm zu nahe getreten worden. Der Norweger glotzte die kleine Bourgeoise mit überlegenem Mitleid an und öffnete gerade den Mund — er war wahrhaftig nicht der Mann dazu, zu schweigen, wenn er etwas zu sagen hatte, und das hatte er immer — als die Türe aufging und Aja Borgström, gefolgt von Richert, eintrat.

„Bonsoir la compagnie."

Sie ließen sich nieder.

„Was haben Sie eben vor?" begann sie.

„Und Sie selbst?" fragte der Norweger. „Wo haben Sie während dieser Tage gesteckt?"

Aja lachte. „Ich habe gar nirgends ‚gesteckt'. Im Gegenteil! Denken Sie nur, was für unerhörte Dinge ich, dank diesem jungen Gentleman hier, mitgemacht habe. Vorgestern Abend einen gewaltigen Atelierjux bei Monsieur Gasque, dem Symbolisten. Jeder Herr durfte eine Dame mitnehmen, und Monsieur Richert nahm mich. Es gab dort ein Schattenspiel der schönsten Pariser Modelle."

„Wir wollen nicht fragen, wieviel sie anhatten," fiel einer ein.

„Nein, tun Sie das nicht," meinte Richert.

„Aber lustig war's!" behauptete Aja. „So eine pudelnärrische Gesellschaft! Diese Pariser Künstler finden nicht ihresgleichen, was tolles Possenzeug betrifft. Zuletzt wurden die übriggebliebenen Speisen verauktioniert. Für mich fiel ein Hammelbraten ab, dem zu Ehren gestern bei mir eine Gesellschaft stattfand. Improvisiertes Frühstück für jeden, der eine feine Nase hatte und kam. Aber nun hören Sie noch! Da war auch ein Spaßvogel — er hieß Bigot oder so ähnlich — der lud uns für morgen auf ein Maskenfest, ein Privatkünstlermaskenfest, in seinem Atelier Rue Vaugirard ein. Man soll eben alles sehen und das Lustigste wählen. Hier in Paris lernt man den Humor behalten. Der Tod erwartet dich ja doch einmal — Zeit genug, dann die Lippe hängen zu lassen."

War das nicht alles auf Edvard gemünzt, dieses übermütige Auftreten, diese ausführlichen Berichte, wie sie sich in Richerts Gesellschaft und immer wieder in Richerts Gesellschaft unterhielt? Um mich los zu werden — sollte Edvard sich denken; um eine unübersteigliche Mauer zwischen ihm und ihr zu errichten — das war meine Überzeugung. Mir hatte sie gesagt, als sie an jenem Abend von ihm gesprochen und von ihrer Verzweiflung, nicht das für ihn tun zu dürfen, was sie konnte: „Ich weiß, was ich will, und ich kann tun, was ich will." Ich war nun überzeugt, daß sie ihren Vorsatz durchführen werde, koste es, was es wolle.

Es geschah in ganz offenbar ostentativer Absicht, daß sie nach dem Kaffee Richerts Arm nahm und, uns anderen zum Abschied zunickend, an seiner Seite hinausschlüpfte.

Man mußte zugeben, daß sie füreinander paßten, diese beiden, beide gleich unermüdlich und unersättlich im Genuß des Vergnügens. In Richert hatte Aja den Kameraden nach ihrem Sinn getroffen.

Auch die Gedanken der anderen gingen wohl in dieser Richtung. Der Norweger pfiff vergnügt vor sich hin, und der kleine Kandidat sah sich mit triumphierenden Blicken um — „nun, hatte ich etwa nicht recht?"

Edvard saß bleich und stumm da, und Emma hatte Tränen in den Augen.

Wohin sollte all das führen? —

Einige Tage später schlenderte ich, vom Odéon kommend, den Boulevard St. Michel entlang und trat in das Café Rouge ein, das zu dieser Nachtstunde gedrängt voll war.

Es gab dort Musik, der niemand zuhörte, die Damen rauchten, und es herrschte die lebhafteste und lauteste Unterhaltung. Das Publikum hier war ein ganz anderes, als in den Boulevard-Cafés des nördlichen Seine-

Digitized by Google

ufers; es war die Jugend des Quartier Latin, die hier herrschte und Ton angab.

Man sah Studenten der oberen Klassen, Jünglinge von gewandter und korrekter Eleganz, einige in Frackanzügen, wie es dem Pariser der mondaine geziemt und ansteht, blasiert, bleich und dünnhaarig; daneben ungeschorene, mit genialer Achtlosigkeit gekleidete Genies; ländliche Büffler mit glattgebürstetem Haar; ältliche, abgeschabte Philosophen, die in dem Café zu Hause waren, alle Zeitungen lasen und Gäste und Kellner beim Vornamen riefen. Man sah hier die Minister des morgigen Tages, die Talente und die kleinen Beamten und an der Seite dieses oder jenes irgend eine blasse Schönheit in moderner Frühlingstoilette; aber auch ganz hausbacken und einfach gekleidete junge Mädchen, alle in froher Laune und ohne Spur von Schläfrigkeit.

Man spielte Karten und Domino und trank wenig. Die Zeitungen gingen von Hand zu Hand, keinen Augenblick frei; man diskutierte Politik, Literatur und Tagesfragen.

Wolken von Tabaksrauch, kein Platz, die Ellbogen unterzubringen, und dazwischen immer neue Gäste, die, mit Gelächter und Witzen bewillkommt, Herren und Damen ohne Unterschied die Hände schüttelten.

Eben im Begriff zu gehen, erblickte ich Edvard, hinter einem Kreis des zukünftigen Frankreich eingesperrt, einsam an einem Tische sitzen. Ich nickte ihm zu und fragte, ob wir miteinander nach Hause gehen wollten. Worauf wir uns auf die Gasse hinaus Bahn brachen.

Er hatte sich auf einem Spaziergange hierher auf das linke Ufer verirrt. So brachte er also jetzt, seit es nicht mehr der Mühe lohnte, Fräulein Borgström zu behüten, seine Abende zu.

Allein er war nicht der Mann dazu, mir, sowie sie es getan, sein Vertrauen zu schenken. Er schien müde und gedankenleer, und es fiel hauptsächlich mir zu, das Gespräch in Gang zu halten, während wir durch die laue Nacht über Pont des Arts, am Louvre vorbei und die Boulevards entlang unserem Viertel zuschritten. Beim Anblicke des bunten Schildes auf dem Café des décadents kam mir der Einfall, ein wenig hineinzugucken — man hatte dort immer Gelegenheit, etwas aufzuschnappen, und Edvard brauchte Zerstreuung.

Auch hier war es gesteckt voll. Wir kamen von den Studenten zu den Künstlern, von Quartier Latin nach Clichy, von einem Milieu von Verlaine in ein solches von Villette. Auch hier Lärm und Bewegung: von Müdigkeit und blasierter Gleichgiltigkeit nicht die mindeste Spur. Zeitungen sah man nur wenig, und hörte man hier streiten, so war es nicht über Politik, sondern über das Kunstideal des nächsten Jahrhunderts.

Das Schattenspiel war für heute Abend zu Ende und der Vorhang über der kleinen Bühne gefallen.

Viele der jungen Herren hatten Damen bei sich. Man sah neben anspruchslos aber nett gekleideten Mädchen auch wieder andere, deren extravagante Toiletten in ihrer wilden und lächerlichen Karikatur der neuesten Moden dennoch Geschmack und Stil aufwiesen. Etwas Entstellendes sah man nirgends.

Und rund herum um uns ein wildes Farbenballett auf Dach und Wänden! Nirgends ein leerer Fleck zu entdecken! Überall groteske Bizarrerien, ausgelassene Phantasien einer Kunst, welche laut lachend Purzelbäume schlägt, lange Nasen dreht und doch, ob sie sich auch nichts weniger als anständig geberdet, nie plump oder vulgär wird.

Die Götttin des Lokals ist la femme. La femme, mit rotem Barett, Zigaretten und gewaltigem japanischen Sonnenschirm, — und nichts anderem. La femme schlittschuhlaufend in einer mächtigen Boa, die stattliche ornamentale Linien um sie herum bildet, in Muff und hohen Stiefeln — und sonst nichts. La femme auf Goldgrund in hohen schwarzen Strümpfen, langen Handschuhen und mit einer kleinen Maske vor dem Gesichte — und sonst nichts — außer dem Worte „hors concours" als Schild auf den Goldgrund gemalt. In „le forêt vierge" spaziert la femme — sie selbst alles eher als vierge — in wehmütigen Gedanken einher. Bizarre Kompositionen, Karikaturen der Kellner des Lokals, dekorative Phantasien in Malerei und Skulptur, in welchen rote Riesenhummer ihren Spuk treiben, wie die schwarze Katze im Chat noir. Burleske Phantastereien, ein ungehemmter Strom echter Pariser Schnurren, alles mit Schwung und französischer Jünglingslaune gemalt.

Digitized by Google

„Das hier ist fin de siècle, so gut wie Fräulein Borgströms Atelierfest," sagte ich.

„Ich finde es ekelhaft," antwortete Asp heftig. „Das heißt die Kunst entwürdigen. Was soll aus diesen Knaben werden, die in dieser Luft zu Künstlern heranwachsen?"

„Ekelhaft oder nicht," meinte ich, „so hat es doch seinen Charakter für sich, und ich denke, es müßte für einen Maler von Interesse sein, diese Pariser Jugendnatur zu studieren, die so verschieden von der unsrigen, so verschieden von der deutschen ist. Du willst doch die französische Kunst wohl nicht nach diesen Possen beurteilen? Vergiß auch nicht, daß diese Nachtschlemmer nicht die einzigen sind, die die Kunst des morgigen Tages zu tragen haben."

„Übrigens weißt du, daß die Pariser Jugend mit mehr Nerv und Energie und Ausdauer arbeitet, als man bei uns zu Hause auch nur eine Ahnung hat, daß man arbeiten könne."

Er aber hörte nicht auf mich.

„Es ekelt mich an," fuhr er fort. „Es ist so weit entfernt von allem Natürlichen und Frischen, wie eine Dekadenzgeneration es nur sein kann. Übrigens was haben wir mit den Parisern gemein? Wir sind ihnen nicht ähnlich und tun am besten daran, sie nicht zum Muster zu nehmen. Ich habe genug davon, ich reise meiner Wege."

„Komm, gehen wir!" unterbrach ich ihn.

Auf der Gasse angelangt, fragte ich: „Reisest du wirklich?"

„Jawohl, ich fahre nach Hause."

Eine Weile ging er stumm vor sich hin. Als aber die roten Mühlenflügel des Moulin rouge im Hintergrund der Straße sichtbar wurden und wir nur mehr wenige Schritte zu gehen hatten, sagte er:

„Ich leugne nicht — und es wäre dumm, es zu leugnen — daß es von Nutzen ist, hier zu studieren, von Nutzen, neues zu sehen und Eindrücke zu sammeln. Aber ein neuer Mensch wird man nicht, wenn man sich auch eine neue Art zu malen aneignet. Und es wäre auch gar nicht erfreulich, wenn man es würde. Es sind die inneren Fähigkeiten und nichts anderes, worauf sich bauen läßt.

„Zugegeben, daß hier mehr Leben, mehr Vielseitigkeit, mehr Möglichkeit zur Entwicklung ist als anderwärts. Ich aber passe nicht hierher. Es ist zuviel Hast, man ertrinkt in all den neuen Strömungen und weiß nicht, wo aus und ein. Das geht so weit, daß ich mit wirklichem Bedauern an die Ruhe des kleinen Düsseldorf denken kann. Dort wußte man nichts von Zwiespalt — dort wußte man, wie jedes Ding zu machen sei, und man machte es, so gut man konnte und es einem gelehrt wurde.

„Nein, du wirst mich verstehen, daß ich es nicht so meine — nur mitunter, wenn ich müde und unlustig werde, wenn ich die Arbeit von Wochen und Monaten kassieren muß und jeder Tag, der vergeht, meine Irritation steigert, bis ich aus reiner Verzweiflung, nur um zu fühlen, daß ich doch noch etwas tauge, irgend eine Kleinigkeit male, von der ich wenigstens weiß, daß ich sie malen kann, die ich aber keinem der Kameraden zeige . . . da kann ich manchmal das alte Düsseldorf vermissen, obwohl es ein Loch war.

„Ich reise heim, im vollsten Ernst, sobald ich den Salon gesehen. Ich habe ein Anerbieten von daheim, eine Malerschule in einer größeren Stadt zu übernehmen — ich darf noch nichts näheres über den Plan sagen, da es sich um ein ganz neues Unternehmen handelt. Es ist ein Monat, seit ich die Anfrage erhielt. Zuerst gedachte ich sofort mit nein zu antworten, jetzt werde ich aber doch wahrscheinlich zusagen. Es kommt für uns alle eine Zeit, wo wir eine Anstellung, die den Vorteil mit sich bringt, viermal des Jahres seinen Gehalt in barem zu erheben, nicht von der Hand weisen.

„Wenn ich es als Maler zu nichts bringe, so kann ich doch wenigstens ein tüchtiger Lehrer werden und mich bestreben, ein wenig Kunstinteresse daheim in Krähwinkel zu verbreiten.

„Ein Schelm gibt mehr, als er hat."

Der Salon öffnete seine Pforten, und es herrschte Jubel und Entzücken, Hoffnungsfreudigkeit, Zufriedenheit oder Verdruß unter den Teilnehmern und Hohn oder angenommene Gleichgiltigkeit unter jenen, die nicht mit dabei waren.

Edvards „Morgenstimmung" vom vorigen Sommer hatte einen ehrenden Platz an der Cimaise erhalten und erwarb als gute, ge-

Digitized by Google

diegene Arbeit allgemeine Anerkennung. Richert hatte in der „Exposition des Indépendents“ ausgestellt, wo seine Phantasien — „Gesichte und Träume“ nannte sie der Katalog — durch ihre gewaltsamen und schneidenden Farbenzusammenstellungen und die auf den Rahmen geschriebenen Erläuterungen Aufsehen erweckten und seine in affektiert kindlicher Technik gehaltenen Pariser Straßenbilder ihm viel Schimpf und Spott eintrugen. Man lachte ihn aus, und die Witzblätter karikierten seine Bilder, aber zumindest wurde er nicht totgeschwiegen, und die Vernünftigen mußten eingestehen, daß jedenfalls Talent in den Bizarrerien stecke.

Am letzten Abend der Anwesenheit Edvards in Paris hatten sich mehrere Landsleute versammelt, um ihm glückliche Reise zu wünschen. Der Norweger fand sich auch ein. Er hatte eine Neuigkeit zu melden: Richert war an die Küste gereist und zwar in Gesellschaft Germaines — „Sie wissen doch, Germaine, das kleine Mädel, die ihn vor einem Monat aufgegeben hat, um das ‚high life‘ zu kosten und an der Seite eines Amerikaners, einen Negerknaben rückwärts im Wagen, ins Bois de Boulogne zu fahren. Inzwischen ist sie auf bessere Gedanken gekommen, und so haben sich die Herrschaften ans Meer begeben, um Seebäder zu nehmen.“

Aja kam spät. Daß sie nervös und ihr Scherz aufgejagt und erkünstelt war, war jetzt so wenig neu an ihr, wie der scharfe, etwas höhnische Tonfall ihrer Stimme. Ich bemerkte, daß Edvard sie mehreremal mit jenem forschenden Blicke ansah, den ich öfters an ihm beobachtet hatte. Es war nicht schwer zu erraten, was er in ihrem Antlitz suchte.

Die Stimmung wollte nicht lebhafter werden.

Wir gaben Asps das Geleite bis zu ihrer Tür; diesmal aber gingen Edvard und Aja nicht ein Stück voraus. Sie schieden, ohne einander gesagt zu haben, was sie zu sagen hatten.

Nachdem wir Edvard und seiner Frau adieu gesagt, begleitete ich Aja bis zu ihrer Ecke. Und als ich ihr die Hand zur guten Nacht reichte, fragte ich:

„Nun, haben Sie es jetzt so, wie Sie es wollten?“

„Ja,“ antwortete sie ohne Zaudern und sah mir gerade in die Augen.

8.

Und nun — sechs Jahre nachher — traf ich alle drei auf dem kleinen Atelierfest in Stockholm. Edvard still und verschlossen wie ehedem, Richert selbstbewußter als je, Aja Borgström ein wenig grotesk und überreif, aber noch immer den Namen „Kobold“ mit Berechtigung tragend.

Viele Stürme waren seit jenem Frühling in Paris übers Land geblasen — spurlos waren die sechs Jahre an keinem der drei vorübergegangen.

Edvard ist in einer größeren Stadt ansässig, für deren Kunstverein und -schule er tätig ist. Jedes größere Gemälde, das er beginnt, wird von den beiden Zeitungen der Stadt in achtungsvollen Ausdrücken besprochen — daran ist er schon so gewöhnt, daß es ihn kaum mehr ärgert. Ob er will oder nicht, er muß seinen Ruhm als eine der Notabilitäten der Stadt tragen.

Im Sommer wohnt er auf dem Lande, wo er fleißig malt und große Motive breit und kühn in starken saftigen Farben anlegt. Da kann er dann für einen oder zwei Tage heiter und aufgeräumt sein, mit den Kindern spielen und abends mit der ganzen Familie auf den See hinausfahren. Sowie aber das Bild fertig ist, findet er es unfrisch und „gemacht“. Trotzdem wird es seiner Sorgfältigkeit und zugleich Naturtreue wegen beliebt, um seiner echt schwedischen Stimmung willen gelobt und zu billigem Preis an irgend einen Kunstverein oder eine Privatperson verkauft.

Edvard ist jedoch ein allzu ehrlicher Künstler, um ohne Bedenken aus seiner Geschicklichkeit Nutzen zu ziehen. Er hat mehrere Bilder bei sich zu Hause, die sich sehr wohl zu gefälligen und leicht verkäuflichen Publikumsbildern eignen würden, wenn er sie leichtfertig vollendete, aber er gibt sie nicht aus der Hand.

In seiner Stadt gilt er als liebenswürdiger und angenehmer Mann, der in Familien gerne gesehen ist und auch seine Freunde gern um sich sieht. Er hat zwei Kinder, und an seiner Ehe ist nichts auszusetzen. Seine Frau ist bei den übrigen Frauen der Stadt beliebt, sie ist anspruchslos und befaßt sich nie mit Zuträgereien. Sie ist immer mit ihrem Mann zusammen, wenn er sie bei sich haben will,

Digitized by Google

und auch er scheint seine alte Passion am Ausreißen und seine Liebe zur Einsamkeit überwunden zu haben.

Er liest im Klub die Zeitungen, ist Mitglied des Viraquartetts des Rektors, interessiert sich für die sozialen Fragen der Zeit und spricht gern ernst mit den Ernsten, ist im übrigen ein Ehrenmann, der sich die Mühe nicht verdrießen läßt, anderen zu helfen und der mit Gleichmut — wenn auch nicht ohne einen Schimmer von Bitterkeit — sieht, wie andere es verstehen, sein Wohlwollen auszubeuten. Er scheint auf dem Wege, seine großen Anforderungen an sich selbst zu überleben — und wird eines Tages finden, daß er alt und sein Platz unter den Resignierten sei, unter denen, die nichts mehr vom Leben zu erwarten haben.

Mit Aja Borgström hat er heute lange gesprochen. Ein ruhiger Gedankenaustausch unter alten Freunden und Kameraden, die sich nach mehreren Jahren wieder begegnet sind und hören wollen, daß es ihnen beiderseits wohl ergangen. —

Aja ist seit jenem Frühling in Paris geblieben. Sie hat sich eifrig auf die Arbeit geworfen und hat auf verschiedenen Ausstellungen französischer Kleinstädte Medaillen bekommen. Ihre Bilder haben noch immer mehr Kraft als Feinheit; etwas Ursprüngliches, einen persönlichen Charakter sucht man vergebens darin.

Ihr Auftreten ist noch ungenierter geworden. Ganz junge Herren suchen ihre Gesellschaft mit Vorliebe; das Lebhafte und kameradschaftlich Freie Ajas zieht sie an. In Frauengesellschaft bewegt sie sich gar nicht, und diese oder jene der schwedischen Pariserinnen bezweifelt, ob es passend sei, mit ihr zu verkehren. Wer sie jedoch kennt, weiß, daß Aja, wenn auch ein wenig „toll", doch „verständig" ist und daß sie eine Art hat, freier zu erscheinen, als sie tatsächlich ist. Keiner ihrer näheren Bekannten wird sie einen Augenblick im Verdacht eines Verhältnisses zu einem jener Herren haben, für welche sie im Laufe der Jahre nach jenem bösen Gerede, das ihren Namen mit dem Sven Richerts in Verbindung gebracht, geschwärmt zu haben behauptet.

Eine wirkliche Hingebung hat sie nicht zu erringen vermocht, — sie bleibt die stets beiseite Geschobene, so wie sie der gute Kamerad bleibt. Eine starke Liebe hätte die Fähigkeiten dieser starken Natur gesammelt — nun zersplittert sie ihre Empfindungen in Scherz und Spiel und sucht in eifriger Arbeit und ebenso energischem Streben nach Unterhaltung Ersatz für das, dessen sie verlustig gegangen.

Denn ihre Lebenslust ist so unbändig wie nur je, ja wird noch stärker in dem Grade, als sie fühlt, daß Zeit und Jugend ihr aus den Händen gleiten. Der „Kobold" versteht es, das Leben von der heiteren Seite zu nehmen, aber bei alledem hat er ganz sicher das Gefühl davon, daß er nicht geworden, was seinen Anlagen nach aus ihm hätte werden können.

Rauchen ist Ajas große Passion, sie raucht wie ein Schornstein von früh bis Abend, und Nachtwachen ist noch immer ihre Spezialität. Hat sie Gesellschaft bei sich, so schicken die schläfrigsten Gäste sich schon um vier Uhr an abzuziehen, die letzten aber sagen um acht Uhr gute Nacht oder bleiben zum Frühstück da. Schlafen kann man genug, wenn man alt ist. —

Sven Richert hat in vollem Maße seine Versprechungen, Aufsehen zu erregen, eingelöst. Er bildet noch immer ein ständiges Streitobjekt zwischen jenen, die seine Art affektiert und nur auf Effekt berechnet finden, und seiner eigenen Partei, die in seinen Bildern einen Strahl der Morgenröte sieht, in der die Kunst des neuen Jahrhunderts über der neuen Menschheit heraufsteigt.

Er ist Weltmann geworden, macht nicht mehr solchen Lärm wie früher, zeigt aber durch seine überlegene Haltung, daß er seine Stellung als Führer und Vertreter der neuen Kunst kennt.

Seine junge Frau — eine reiche Großhändlerstochter — ist sehr niedlich und sehr hübsch uud sieht zu ihm auf als zu dem bedeutenden Mann, der er ist. Wenn er seinen Arm beschützend um ihre Schultern legt, lacht er sein jugendfrisches Lachen, zufrieden mit ihr und mit sich selbst.

„Dein Wohl, Aja!" Man hört seine starke Stimme aus all dem Gesumme heraus. „Weißt du noch, damals in Paris? Da war ich nahe daran, mich in dich zu verlieben."

„Ein Glück für deine Frau, daß du es nicht tatest!" antwortet Aja in ihrem allerfrohgemutesten Ton.

Digitized by Google

Ein biographischer Beitrag zum Bibliothekarinnenberuf.

Von Alice Bonsset.

Nachdruck verboten.

Die Septembernummer des vorigen Jahrgangs der „Frau“ brachte eine Notiz über das Thema „Bibliothekarin“. In dieser Notiz wurde darauf hingewiesen, daß der noch ziemlich neue Frauenberuf, in dem bis jetzt erst eine kleine Anzahl von Damen Anstellung gefunden hat, zur Zeit geringe Aussichten biete. In Anbetracht der vielseitigen und hohen Anforderungen für die Fachbildung ist es sicherlich eine Forderung der Gewissenhaftigkeit, auf diesen Umstand hinzuweisen. Andererseits dürfte es aber auch Interesse haben zu zeigen, wie sich Frauen, die mit Sprachtalent und literarischen Neigungen begabt sind, im Bibliotheksfach einen angemessenen Wirkungskreis zu schaffen vermögen. So mögen einige Mitteilungen über den Bildungsgang einer Frau, die auf eigenen Wegen dieses Ziel erreichte, manchen zur Ermutigung dienen.

Helene Höhnk, die den Leserinnen der „Frau“ schon durch mehrere, meist kulturgeschichtliche Beiträge bekannt ist, stammt aus Dithmarschen, dem Lande des „Jörn Uhl“, in dem ihre Vorfahren seit länger als 2 ½ Jahrhunderten ansässig waren, in dem sie selbst mit der ganzen Eigenart ihres Wesens wurzelt. Der Trieb nach Wissen und Erkenntnis ließ sie nach erlangter Selbständigkeit mit Eifer Mittel und Wege suchen, um die Lücken ihrer mangelhaften Schulbildung auszufüllen. In Dresden, wohin sie sich zunächst begab, trieb sie ziemlich planlos alles, was in ihren Ideen- und Gesichtskreis trat, doch standen historische, kunstgeschichtliche und schöngeistige Interessen schon damals im Vordergrunde. Ein längerer Aufenthalt in London wurde hauptsächlich zum Studium der englischen Geschichte und Literatur benutzt, während sie sich im Französischen als Hospitantin an der Universität in Genf vervollkommnete. Dann befaßte sie sich mit der Erlernung der nordischen Sprachen und erwarb gute Kenntnisse im Schwedischen und Dänischen, sowie in der Literatur beider Länder, was ihr bei späteren archivarischen und bibliothekarischen Forschungen zu großem Nutzen gereichte.

Durch ihre Beiträge zu Reins pädagogischer Encyklopädie zeigte sie ihre Kenntnis der pädagogischen Literatur; ihr Interesse für die Frauenbewegung machte sie zur Mitarbeiterin verschiedener Frauenzeitschriften.

Die Bibliographie erschien ihr schon damals wichtig genug, um sie zu eifrigem Sammeln der auf die Frauenbewegung bezüglichen Literaturerscheinungen zu veranlassen, so daß ihre Bibliothek die Broschürenliteratur in ziemlicher Vollständigkeit umfaßt.

Das Hauptgebiet von Helene Höhnks literarischer Tätigkeit während der letzten Jahre ist mehr und mehr die Familiengeschichte geworden, mit deren Aufstellung resp. Bearbeitung sie von verschiedenen Seiten betraut wurde. Persönliche freundschaftliche Beziehungen zu einem livländischen vornehmen Hause vermittelten ihr den Auftrag, dessen Familienchronik zu schreiben, wodurch sie zu eingehenden genealogischen Forschungen in verschiedenen Archiven und Bibliotheken des In- und Auslandes veranlaßt wurde. Dann unterzog sie sich, im Besitz einer guten technisch-wissenschaftlichen Vorbildung, einem mehrmonatlichen Lehrkursus unter Leitung des Universitäts-Bibliothekars in Jena, und so ausgerüstet, konnte sie in der Folge die ihr mehrfach angetragene Aufgabe übernehmen, Familienarchive und Bibliotheken zu ordnen, systematische Kataloge anzufertigen und alle einschlägigen Arbeiten zu übernehmen. — Helene Höhnks bisherige Tätigkeit in diesem Fach vollzog sich innerhalb der Kreise des hohen holsteinischen Adels, in den Schlössern der Grafen zu Rantzau-Breitenburg, v. Brockdorff-Ahlefeldt und des Barons v. Donner in Bredeneck. Ihre Dienste sind außerdem schon von kleineren städtischen Körperschaften in Anspruch genommen, und die Ordnung eines Kirchenarchivs in ihrem jetzigen Wohnort Wandsbeck wird sie demnächst beschäftigen. — Der bis jetzt noch ziemlich seltene

Digitized by Google

Fall beweist, daß die Möglichkeit privater Tätigkeit für Damen, die im Bibliothekfach ausgebildet sind, vielerorten vorhanden ist; Angebot und Nachfrage ließen sich auch auf diesem Gebiete gewiß in zweckentsprechender Weise regeln. — Das Gehalt entspricht dem einer ersten Bibliothekarin an den neugegründeten Bücherhallen, es beträgt 2500 bis 3000 Mark jährlich. Die von Helene Höhnk in ihrem Aufsatz: „Bücherhallenbewegung und Bibliothekarinnen“ [1]) ausgesprochene Forderung, daß die Frauenvereine sich überall der Gründung von Volksbibliotheken annehmen sollten, ist neuerdings in der anfangs erwähnten Notiz wiederholt worden. Die öffentlichen Bücherhallen (deren Bedeutung gegenwärtig eine größere Aufmerksamkeit gewidmet wird) stehen in Deutschland der Zahl nach immer noch beträchtlich hinter anderen Kulturstaaten zurück. Ihre an sich sehr wünschenswerte Vermehrung würde einer größeren Anzahl berufsmäßig ausgebildeter Frauen Beschäftigung geben; diejenigen, welche durch Absolvierung aller den Männern vorgeschriebenen Studien bis zur Erlangung des philologischen Doktorgrades die Anwartschaft auf Anstellung an Staatsbibliotheken erwerben, haben gleichfalls eine zweijährige praktische Volontärarbeit im öffentlichen Bibliotheksdienst zu leisten.

[1]) „Die Frau“, Jahrg. 1900, Heft 7.

*

Die Höhere Handelsschule für Mädchen in Cöln hielt kürzlich ihre Semesterprüfung ab, welche, ebenso wie die früheren, ein erfreuliches Bild von dem Leben in der Anstalt gab. Der Prüfung wohnte auch ein Mitglied der Cölner Schuldeputation bei. Man sah, wie der reichhaltige Lehrstoff in gründlicher Weise nach verständiger, auf freien, dauernden Besitz abzielender Methode verarbeitet wird, und wie die Schülerinnen mit Lust und gutem Erfolg den Anforderungen der Schule gerecht zu werden sich bestreben. Auch finden die Ziele wie die Leistungen der Anstalt in immer weiteren Kreisen Anerkennung, und die abgehenden Schülerinnen erhalten, sofern sie es wünschen, sämtlich auskömmlich besoldete Stellungen in angesehenen Häusern. Für das zu Ostern 1904 beginnende neue Schuljahr liegen schon jetzt Anmeldungen von Schülerinnen aus allen Teilen des Reichs und aus dem Auslande vor.

Versammlungen und Vereine.

Der ostdeutsche Frauentag,

der vom 9.—12. Oktober in Bromberg tagte, verhandelte über die Frauenarbeit in der Armen- und Waisenpflege, über das weibliche Fortbildungsschulwesen und über Organisationsfragen im Anschluß an drei Referate über die städtische Armenpflege (Frau Eschenbach-Posen), über die Frau als Vormünderin (Frau Hübner-Bromberg) und über die Pflichten der Frauen in der Armen- und Waisenpflege in Stadt und Land (Frau Frank-Danzig). Die von den Rednerinnen aufgestellten Thesen hoben besonders die Notwendigkeit einer Vorbildung der Frauen für diese Ämter hervor. Am Schluß wurde folgende Resolution angenommen:

> Die auf dem ersten ostdeutschen Frauentag versammelten Frauen halten es für wünschenswert, daß ein Ausschuß für die Vorbereitung zur Ausübung der Armen- und Waisenpflege gebildet werde.

Über die königliche Gewerbeschule in Posen berichtete Frl. Ridder-Posen, über das hauswirtschaftliche Fortbildungsschulwesen sprach Frau Prof. Bohn-, über das gewerbliche Frl. Rick-Gnesen, über das kaufmännische Frl. von Roy-Königsberg. Im Anschluß daran wurden folgende Resolutionen gefaßt:

> 1. Kaufmännische Fortbildungsschulen mit obligatorischem Tagesunterricht für weibliche Handlungsgehilfen sind zur Hebung der sozialen und wirtschaftlichen Lage dieser Berufsgruppe als dringend notwendig zu bezeichnen. Die heute versammelten Frauen des ostdeutschen Frauentages beschließen daher, für die Gründung solcher Anstalten in den großen und mittleren Städten nachdrücklich einzutreten.
>
> 2. Der ostdeutsche Frauentag befürwortet die Einführung der obligatorischen allgemeinen und hauswirtschaftlichen Fortbildungsschule für Mädchen, die nach Bedarf da, wo es die örtlichen Verhältnisse gestatten, in gewerbliche und kaufmännische Fortbildungsschulen ausgebaut werden sollen.

Über die an den ostdeutschen Frauentag zu schließende Organisation der Frauenbewegung in den Ostprovinzen sprachen Frl. Schnee und Frau Hecht. Im Anschluß daran wurde beschlossen:

> 1. Der ostdeutsche Frauentag ist eine lose Vereinigung der Frauenvereine der drei Ostprovinzen mit regelmäßig, mindestens alle zwei Jahre, nach bestimmtem Turnus wiederkehrenden Versammlungen.
>
> 2. Ein Ausschuß von sechs Mitgliedern, aus jeder Provinz zwei, trifft alle erforderlichen Vorbereitungen für die nächste Tagung.
>
> 3. Die Vorsitzende sowie die anderen Ausschußmitglieder werden von den Delegierten gewählt.

Es wurden ferner drei Arbeitsausschüsse gebildet und zwar:

> 1. für Armen- und Waisenpflege und Vormundschaft;
>
> 2. für Fortbildungsschulwesen für Mädchen und
>
> 3. für Propaganda.

Digitized by Google

Als Ort für den nächsten Frauentag wurde Elbing in Aussicht genommen, als Vorsitzende Frl. Schnee gewählt.

In drei öffentlichen Versammlungen sprachen Frau Krukenberg über die Mutter als Erzieherin, Frl. Pöhlmann über die Vorbildung der Frau zu höheren Berufen und Frl. Pappritz über die Fürsorgeerziehung.

Der erste schlesische Frauentag

fand am 22. und 23. Oktober in Breslau statt. Er hat zur Konstituierung eines schlesischen Frauenverbandes geführt, der es, wie die anderen bestehenden Provinzialverbände, als seine Aufgabe ansieht, im engen Anschluß an örtliche Verhältnisse und in planmäßiger Zusammenfassung der lokalen Einzelbestrebungen für die Frauenbewegung zu wirken. Das Programm der Verhandlungen war vor allem unter dem Gesichtspunkt aufgestellt, die Einzelvereine, die in verschiedenen schlesischen Städten bestehen, einander näher zu bringen durch Mitteilung ihrer Arbeitserfahrungen und Erfolge. So berichteten die Frauenvereine von Görlitz, Liegnitz und Kattowitz über ihre Rechtsschutzstellen, Frl. Großer-Breslau über den dortigen Verein für weibliche Angestellte ꝛc. In einer öffentlichen Versammlung sprachen Frau Stritt über „Frauenfrage und Kulturfortschritt" und Frl. Pappritz über „Die sittliche Gefährdung der Jugend und die Fürsorgeerziehung". Der schlesische Frauenverband umfaßt 9 Vereine mit insgesamt etwa 3000 Mitgliedern. Die Vorstandswahl hatte folgendes Resultat: 1. Vorsitzende Frau Wegner-Breslau, 2. Vorsitzende Frl. von Prittwitz-Görlitz, 1. Schriftführerin Frau Handel, Kassiererin Frl. Richter-Breslau, Beisitzerinnen Frau Ladenburg-Breslau, Frau Hegenscheidt-Gleiwitz, Frau Klara Neißer, Frl. Großer, Frl. Nessel, Frau Heilberg-Breslau, Frau Hirsch-Liegnitz.

Die deutsche Nationalkonferenz zur Bekämpfung des Mädchenhandels,

die am 27. und 28. Oktober in Berlin tagte, zeigte einen anerkennenswerten Fortschritt der Arbeit auf diesem Gebiet. Über die Arbeit des Nationalkomitees berichtete Major a. D Wagener. Trotz der außerordentlichen Schwierigkeiten, die die Schlauheit der Mädchenhändler und -Händlerinnen jeder Nachforschung bereitet, ist es mit Hilfe der Behörden, die sich überall dem Komitee zur Verfügung gestellt haben, gelungen, 42 Händler festzustellen und 56 Mädchen zu retten. Die Tätigkeit des Komitees hat vor allem die Beaufsichtigung der Bahnhöfe und Hafenplätze umfaßt. Die Bahnhofsmission habe dabei gute Dienste geleistet. Was außerdem zunächst geschehen könnte, sei die Anstellung eines gewandten, mit den Verhältnissen einigermaßen vertrauten Agenten als eine Art Detektiv für den Mädchenhandel, der vor allem auch die deutschen Kolonien im Ausland auf die Verhältnisse hinzuweisen habe, außerdem Durchführung der Beschlüsse der Pariser Konvention in allen Ländern. Unter den Berichten der Lokalkomitees war der des Sanitätsrats Maretzki über die Bekämpfung des Mädchenhandels, oder vielmehr seiner Ursachen in der verelendeten jüdischen Bevölkerung Galiziens besonders interessant. Er stützte sich auf die Ergebnisse einer Studienreise, die Frl. Pappenheim aus Frankfurt gemacht hat, um die Bevölkerung und vor allem die Rabbiner über den Mädchenhandel aufzuklären und dafür zu arbeiten, daß der Kampf gegen Unwissenheit und Mangel hier auch von anderer Seite aufgenommen werde.

Gegen eine Äußerung des ersten Berichterstatters, der Verein könne nicht den Kampf gegen Bordelle und reglementierte Prostitution aufnehmen, wendeten sich Frau Scheven, Frl. Pappritz und Gräfin Pückler vom deutsch-evangelischen Frauenbund mit dem Einwand, es sei Halbheit, gegen den Mädchenhandel zu kämpfen, wenn man die Verhältnisse, aus denen er mit Notwendigkeit immer wieder hervorgehen müsse, ruhig fortbestehen lassen wolle.

Hierauf sprach Professor Dr. Ullmann (München) über: Die strafrechtliche Bekämpfung des Mädchenhandels. Er erblickt in dem Mädchenhandel die tiefste sittliche und moralische Entwürdigung der Frau, und geht in der gesetzlichen Verfolgung über die Pariser Konvention insofern hinaus, als er meint, es könne vom Standpunkt des Schutzinteresses die Frage der Einwilligung oder Nichteinwilligung keine Rolle spielen. Zur Frage der Ausdehnung der strafrechtlichen Verfolgung auf Fälle der Einwilligung befürwortet Redner folgenden Antrag, dem die Versammlung ohne Debatte zustimmt:

> „Die Nationalkonferenz spricht ihre Überzeugung aus, daß eine wirksame Bekämpfung des Mädchenhandels die Ausdehnung des Tatbestandes dieses Verbrechens auch auf die Fälle der Einwilligung einer großjährigen Frauensperson notwendig fordert.
>
> Die Nationalkonferenz beschließt gleichzeitig die Mitteilung ihres Beschlusses und ihrer Verhandlungen an das Reichsjustizamt mit der Bitte um Kenntnisnahme und geeignete Würdigung bei der Reform des deutschen Strafgesetzbuchs."

Weiter erklärte sich die Versammlung damit einverstanden, daß das Reichsjustizamt bei der Strafprozeßreform auch die Bestrafung der Ausbeutung der Notlage, die Frage der Strafbarkeit des Versuchs und die Ausdehnung der Anzeigepflicht in Erwägung ziehe.

Über die Frage der Freizügigkeit der Prostituierten sprach Dr. Burchard-Berlin. Er forderte, daß die Polizeibehörde den Prostituierten gegenüber die Ausweisungsbefugnis haben solle. Gegen ihn wendeten sich — wie das vom Standpunkt des Antireglementarismus natürlich ist —, Frl. Pappritz und Frau Scheven. Pfarrer Heinersdorf berichtet aus seiner Erfahrung als Gefängnisgeistlicher und Anstaltsvorsteher über Einzelvorgänge, die ihn belehrten, daß bei staatlichen Behörden die Prostitution als gleichsam berechtigtes Gewerbe gilt. In seinem Schlußworte betont Dr. Burchard, daß man den Heimatsgemeinden die Verpflichtung auferlegen muß, für die Heimgeschickten in sachgemäßer Weise zu sorgen. Wo es angebracht ist, hat Fürsorgeerziehung, Einweisung ins Arbeitshaus zu erfolgen. Die Versammlung stimmt mit einer geringen Mehrheit den Burchardschen Anschauungen zu.

Hierauf sprach Dr. Naumann (München) über Mädchenhandel und Kunst. Er beleuchtete zuerst die Frage: Welche Mittel lassen sich ergreifen, um dem gemeinen, ordinären Mädchenhandel unter Angabe künstlerischer Zwecke zu steuern? Die

Digitized by Google

heutigen Impresarii und Agenten rekrutieren sich meistens aus dem Stand der Zuhälter oder der Schankkellner. Redner verlangt 1. Konzessionierung der Impresarii, Agenten ꝛc., 2. Kautionsstellung für Impresarii, welche Kunstreisen ins Ausland unternehmen wollen, 3. Meldepflicht für jeden für das Ausland abgeschlossenen Kontrakt nebst Angabe der Reiseroute und Meldepflicht bei den Konsulaten im Ausland, 4. strenges Verbot des Engagements von Mädchen unter 18 Jahren — oder möglichst ein noch höheres Schutzalter. Ausnahmen möge man machen bei Akrobatenkindern, Wunderkindern ꝛc. Ferner empfiehlt Redner eine Selbsthilfe durch Genossenschaftsorganisation gegenüber dem Ring der Agenten und Impresarii. Bedeutend schwieriger sei das Thema des indirekten verschleierten Mädchenhandels an unseren Theatern. Er verweist auf eine Reihe von Mißständen, die auf den Anstellungsverhältnissen beruhen, insbesondere in Hinsicht auf die Verpflichtungen, die den Künstlerinnen auferlegt werden. Die Honorare sind vielfach so gering, daß eine Künstlerin davon nicht leben kann, zumal sie sich obenein noch die Bühnenkostüme selbst beschaffen muß. Dr. Naumann ist der Anschauung, daß auch hier, teils durch Verwaltungsmaßnahmen (strenge Theaterkonzessionierung, Prüfung der Verträge) und durch Maßnahmen auf Grundlage der Selbsthilfe (Genossenschaft, Verein zur Beschaffung von Bühnenkostümen u. a. m.) Wandel geschaffen werden könne.

Zum Schluß behandelte Reichstagsabgeordneter Henning (Berlin) das Herbergerecht der Vermietungsbureaus.

Redner empfahl, die scheinbar unverdächtigen Stätten des Mädchenhandels im Auge zu behalten und sich bei irgend welchem Verdacht an die Polizeibehörde zu wenden.

Krankenpflegestation des Berliner Frauenvereins

(Bülowstraße 14, II.) Vom 1. Oktober 1902 bis zum 30. September 1903 sind in der Pflegestation für Frauen, Bülowstraße 14 I, 93 Kranke verpflegt worden und zwar 21 unverheiratete, 72 verheiratete Frauen und Witwen. Von diesen haben 82 einen kleinen Zuschuß zu den Kosten ihrer Verpflegung geleistet, während 11 ganz und gar aus den Mitteln des Vereins erhalten worden sind.

Die Zahl der Pflegetage betrug 1272 — davon entfallen 278 auf die vollständig vom Verein unterhaltenen Kranken —, die der ausgeführten Operationen insgesamt 83 (61 kleinere und 22 große). Seit dem Bestehen der Anstalt haben dort im ganzen 1099 kranke Frauen Verpflegung und ärztliche Behandlung gefunden. Die Aufnahmebedingungen sind die gleichen geblieben. Die Entscheidung über die Aufnahme steht Frl. Dr Tiburtius zu. Sprechstunde morgens von 8—9 Uhr in der Pflegestation, Bülowstraße 14 I, oder vorm. 10—12 und nachm. 2—4 Uhr Bülowstraße 14 II. Ausgeschlossen von der Aufnahme sind Kranke mit ansteckenden oder unheilbaren Leiden.

In der seit dem 1. Oktober 1897 mit dem Berliner Frauenverein in Verbindung stehenden Poliklinik für Frauen, Gleditschstraße 48, Gartenhaus pt. (früher Alte Schönhauserstraße 23/24), sind vom 1. Oktober 1902 bis zum 30. September 1903 610 neue Patientinnen behandelt worden. Die Zahl der Konsultationen belief sich im letzten Rechnungsjahr auf 2421. Seit Eröffnung der Poliklinik (am 18. Juni 1877) haben dort im ganzen 26 345 kranke Frauen ärztlichen Rat und Beistand gesucht.

Die poliklinischen Sprechstunden finden regelmäßig Dienstags und Freitags, nachmittags von ½5 Uhr an in der Gleditschstraße 48, Gartenhaus pt., statt. Behandelnde Ärztinnen sind Frl. Dr. med. Agnes Bluhm, Frau Dr. med. Ploetz und Frl. Dr. med. Agnes Hacker, unter Assistenz verschiedener jüngerer Kolleginnen. Als Beisteuer zu den Unterhaltungskosten ist pro Person und Konsultation ein Betrag von 10 Pf. zu entrichten. Gänzlich Unbemittelte erhalten freie Arznei.

Der Verein der Freundinnen junger Mädchen

hat in Deutschland eine ganze Reihe für Stellesuchende unentgeltlich geführter Stellenbüreaus — nur die veranlaßten Portokosten werden ersetzt — in allen großen Städten. 5000 zum Helfen bereite Frauen in Deutschland und 4400 in allen übrigen Ländern der Welt, bilden die allein dem Verein zugänglichen Listen der Vertrauenspersonen, mit denen die genannten Stellenvermittlungen zum besten der Auftraggeber und Stellensuchenden arbeiten. Es wird z. B. durch die von gebildeten Ständen stark benutzte Berliner Stellenvermittlung des Vereins — W. 9, Köthenerstr. 42 — kein junges Mädchen nach Italien, England, Rußland u. s. w. in Stellung geschickt, ohne vorherige genaue Erkundigungen über das Wie und Wo der Stellen bei den Vereinsmitgliedern in den betreffenden Ländern und Städten. Daß diese Stellenvermittlungen, welche nur zum besten der Töchter unseres Volkes und durch die internationale Stellung des Vereins auch den Töchtern anderer Nationen dienen, mit großen Opfern des Vereins geführt werden, ist ebenso selbstverständlich wie die Tatsache, daß in all diesen Stellenbüreaus den Stellensuchenden nach besten Kräften Rat und richtige Hinweise für die passenden Berufe gegeben werden. Diese Hinweise sind naturgemäß von den Anforderungen des betreffenden Landes, der Befähigung und dem Naturell der Suchenden abhängig; der Verein der Freundinnen junger Mädchen hat deshalb seine Stellenvermittlungen dezentralisiert, um jede Einseitigkeit im Helfen und Beraten zu vermeiden.

Deutsche Lehrerinnen jedoch wenden sich am besten direkt an die Lehrerinnenvereine des In- und Auslandes. Das Zentralbüreau des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins befindet sich Culmstraße 5, Berlin. Das Heim des deutschen Lehrerinnenvereins in England in 16 Wyndham Place London W., das des französischen 8 Rue Villejust Paris, das des italienischen Vereins 110 via de Seragli Florenz, das Heim in Bukarest ist in Calea Ileonei 32, Bukarest.

Niemand sollte durch Zeitungsanzeigen oder Agenten Stellen im Ausland annehmen.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die ersten weiblichen Doktoranden** promovierten an der medizinischen Fakultät in Bonn. Es waren Frl. Hermine Edenhuizen und Frl. Frida Busch, beide ehemalige Schülerinnen der Berliner Gymnasialkurse. Beide haben die Doktorprüfung summa cum laude bestanden. Die Promotion gab dem Dekan der medizinischen Fakultät, Geh. Rat Fritsch, Gelegenheit zu einer durch die „Kölner Zeitung" folgendermaßen wiedergegebenen Äußerung zum Frauenstudium: „Amtlich und nichtamtlich ist in den letzten Jahrzehnten das Frauenstudium von uns Professoren der Medizin viel erörtert worden. Stets habe ich mich auf den Standpunkt gestellt, daß, wenn die Frauen dasselbe leisten, wie die Männer, sie auch dieselben Rechte haben sollen. Beschränkt und ungerecht ist der, der anders denkt. Es kann uns Lehrern nur willkommen sein, wenn unsere Zuhörer die fleißigen Damen neben sich sehen, die mit Feuereifer und ernster Ausdauer sich dem Studium widmen." Wenn überall die Herren Dozenten so vorurteilsfrei wären, sich durch die Leistungen der studierenden Frauen in ihrer Stellung zum Frauenstudium bestimmen zu lassen, so würde sicherlich die Immatrikulation auch in Preußen nicht mehr lange auf sich warten lassen. In Halle promovierte, gleichfalls an der medizinischen Fakultät, Frau Natalie Ferchland.

* **Die technische Hochschule** in München ist den bayrischen Universitäten insofern gefolgt, als sie die weiblichen immatrikulierten Studentinnen der Universität unter den gleichen Bedingungen (Erlaß der Einschreibegebühr) zuläßt wie die männlichen.

* **Der Antrag des Evangelischen Frauenbundes** an die Generalsynode, sie „wolle in wohlwollende Erwägung ziehen, inwieweit eine Erweiterung der Frauenpflichten und -rechte im kirchlichen Gemeindeleben, insbesondere auch eine Heranziehung der Frauen zu den kirchlichen Wahlen und der Gemeindevertretung möglich und durchführbar sei," ist von ihr als zur Beratung im Plenum ungeeignet zurückgewiesen worden.

* **Zum Gemeindewahlrecht der Frauen in Holland.** Aus Anlaß einer Revision des Gemeindegesetzes hatten mehrere Abgeordnete der Zweiten Kammer der niederländischen Generalstaaten eine Fassung beantragt, die das aktive und passive Gemeindewahlrecht auf die Frauen ausgedehnt hätte. Die niederländische Gemeindeverfassung von 1845 sagt nämlich, daß jeder volljährige und unbescholtene Holländer zu den kommunalen Würden und Ämtern zugelassen werden soll. Die Feministen deuten nun, wie man es seinerzeit in England mit der Bezeichnung „person" tat, den Ausdruck Holländer auf beide Geschlechter. Die Regierung hat dagegen jetzt einen Zusatzantrag zum Gemeindegesetz eingebracht, wonach jenes Recht sich ausschließlich auf Niederländer männlichen Geschlechtes beziehen soll. Darüber kam es zu einer langwierigen Debatte, die schließlich mit der Annahme des Regierungsantrages endete. Die liberale Partei, mit Ausnahme von 7 Abgeordneten, die sich der Regierung anschlossen, stimmte für die Frauensache. In Holland ist damit dasselbe geschehen, was in England 1835 schon geschah, durch die Verleihung des Gemeindewahlrechtes an die Frauen 1869 aber wieder annulliert wurde.

* **Der Verein „Frauenbund"** in Brünn hat dem mährischen Landtage während dessen jüngster Session eine Denkschrift überreicht, welche auf Grund eingehender Untersuchungen die Mängel und Unzulänglichkeiten des Ziehkinderwesens darlegt und eine durchgreifende Reform desselben fordert. Die Lebensverhältnisse der sogenannten Zieh- oder Haltekinder, welche bis jetzt jeder behördlichen Überwachung entbehren, sind die denkbar traurigsten und ihre Sterblichkeit erreicht infolgedessen eine erschreckende Höhe. Damit eine Besserung angebahnt werde, schlägt die Denkschrift folgende Maßnahmen vor. 1. Reform der Armenkinderpflege im ganzen Lande im Sinne einer behördlichen Überwachung der Pflegeparteien; für die Landeshauptstadt Brünn: Einführung des Leipziger Systems mit Ziehkinderamt, Generalvormundschaft,

Digitized by Google

besoldeten Pflegerinnen; 2. Errichtung eines Säuglingsspitales in Brünn; 3. Errichtung eines Erziehungshauses für verwahrloste Mädchen (für Knaben besteht ein solches); 4. Stärkere Heranziehung der Frauen zur Waisenpflege und Teilnahme derselben an den Beratungen über die Organisation der Waisenhäuser. H. H.

* **Die Zahl der weiblichen Studierenden** an Universitäten, Colleges und technischen Schulen in den Vereinigten Staaten von Amerika war im Verhältnis zu der der männlichen im letzten Jahrzehnt folgende (Zeitschrift für Sozialwissenschaft):

1890 . .	10 761	weibliche,	44 926	männliche
1895 . .	19 071	„	62 053	„
1900 . .	26 764	„	72 159	„
1901 . .	27 879	„	75 472	„

Die Zunahme der weiblichen Studierenden von 1890 und 1901 ist also rund 155 vom Hundert, die Zunahme der männlichen Studierenden gleichzeitig nur rund 70 vom Hundert.

Aus Literatur u. Kunst für den Weihnachtstisch. — Bücherschau.

„Goethe". Sein Leben und seine Werke. Von Dr. Albert Bielschowsky. In zwei Bänden. Zweiter Band. Mit einer Photogravüre (Goethe im 79. Lebensjahre von Jos. Stieler). Erste bis dritte Auflage. Preis 7 Mark. (München 1904, C. G. Beck'sche Verlagsbuchhandlung.) Es ist ein dankbares Gefühl, mit dem wir den lange erwarteten zweiten Band des Bielschowskyschen Goethe zur Hand nehmen. Seinen Verfasser erreicht dieser Dank nicht mehr. Fast bis zum Schluß hatte er ihn gefördert, als der Tod ihn abrief. Professor Imelmann und Professor Roethe in Berlin haben die Durchsicht des fertigen Manuskriptes, Professor Theobald Ziegler in Straßburg die Vollendung des Faustkapitels und den Schlußabschnitt übernommen. — Eine große, sorgfältige, seinem gewaltigen Gegenstand nach Möglichkeit gerecht werdende Arbeit liegt auch in diesem Bande vor uns. Wenn die Darstellung nicht selten andersartig erscheint als im ersten Bande, so ist es der Stoff, der es fordert. Die Frische des Erlebens, die beim jungen Goethe so fortreißend wirkt, führt zu einem anderen Tempo der Behandlung als der ernste feierlich werdende Schritt des in großartiger Einsamkeit dahin schreitenden Mannes. Als symbolisch mutet uns eine Notiz an, die Bielschowsky gibt. Als der Achtundvierzigjährige auf seiner Schweizer Reise den schlechten Weg vom Schwyzer Haken herabsteigt, stöhnt er und „man hat die Empfindung, daß er verdrießlich und abgemattet in Schwyz angekommen sei." 1775 ist über den gleichen Weg notiert: ‚Nachts zehn in Schwyz. Müd und munter vom Bergabspringen. Voll Durst's und Lachens. Gejauchzt bis zwölf.'"

Über die Auffassung wird sich der Leser mit dem Buch selbst auseinandersetzen müssen; er wird finden, daß es der Mühe wert ist. Diese Zeilen sollen nur für den Weihnachtstisch auf einen würdigen Gegenstand hindeuten.

„Der Weg des Thomas Truck", ein Roman in vier Büchern von Felix Holländer. S. Fischer Verlag (geh. 4 Mark, geb. 5 Mark). Unser modernes geistiges Leben ist dadurch gekennzeichnet, daß überall außerhalb der innerlich und äußerlich rangierten Gesellschaft sich Gruppen und Konventikel von Einzelnen zusammenfinden, philosophischen Abenteurern, die auf eigenen Wegen ihre Sehnsucht zu stillen suchen, die ein kühner Glaube an die Besonderheit ihrer Persönlichkeit und ein starker Wille zur Treue gegen sich selbst zu Exulanten der Gesellschaft gemacht hat. Von solchen Gemeinschaften erzählt das Leben der Großstadt, erzählen die vielen Weltanschauungs- und Gottsucherromane der Gegenwart. Manchmal ist es nur ein Spiel, in dem der aller Lebensreize Überdrüssige voll nervöser Unrast einen neuen Antrieb für seine Lebensenergie sucht, manchmal klingt es aus diesen Worten wie das Schwertersausen eines gewaltigen Kampfes. Es geht darum, gegen die Riesenautorität eines unanfechtbaren exakten Denkens, das Triumphe über Triumphe feiert, das Innerliche, das Inkommensurable, das im tiefen Grunde allein Lebenswerte zu retten. Dieser Kampf bezeichnet den Weg des Thomas Truck. Holländers Roman führt wie kein anderer zu den „Vagabunden des Lebens", die da draußen vor den Toren der anderen ihre heißen Kämpfe kämpfen. Und dazu ist er mit allen Unausgeglichenheiten, die in der Größe des Inhalts begründet sind, eins der bedeutungsvollsten literarischen Kunstwerke der Gegenwart.

„Das Suchen der Zeit". Blätter deutscher Zukunft, herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. 1. Bd. Verlag von Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf (Pr. 2,40 Mark). Die kleine Sammlung einzelner Aufsätze von den Herausgebern, von Artur Bonus, Hermann Gunkel, Heinr. Weinel u. a. spiegelt das Wollen der Richtung in unserem Geistesleben, die vom Boden des Christentums aus einen Weg zur modernen Kultur sucht. Ein feines Verständnis für das Wesen des modernen Menschen, für seine heimliche Sehnsucht und seine lauten Kämpfe vereinigt sich bei den Mitarbeitern mit einer weiten und freien Auffassung des Christentums, in der das dogmatische Element zurücktritt hinter das religiöse. So wird das Buch jedem Sinnenden etwas bieten können, es steht im Geiste des schönen Wortes

„Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

Digitized by Google

„Leben ohne Lärmen". Von Helene Voigt-Diederichs. Verlegt bei Eugen Diederichs. Leipzig 1903. (Pr. br. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark.) Helene Voigt-Diederichs ist dem Dichter des Jörn Uhl stammverwandt. Ihre Menschen schreiten wie die seinen schweren Schrittes über die niedersächsische Heimaterde, der Nordseewind rötet ihre Wangen und macht ihre Augen hell und klar, und die schweren Nebel machen ihren Sinn oft seltsam tief. Aus eigenem Frauenerleben schuf sie die Gestalt der kleinen Suse in der ersten Geschichte, deren fein andeutende Charakteristik an die Zwischenland-Kinder der Lou Andreas erinnert, nur daß in der Suse eine derbere Einfachheit liegt. Aber auch fremdes Wesen erfaßt die Dichterin mit scharfem Auge und feinem seelischen Verstehen, und den Heimatzug all der Menschen, die sie vor uns hinstellt, weiß sie wohl lebendig zu machen. Dabei fehlt es ihr nicht an der naturalistischen Schulung, die ihrer Darstellung, bei aller Selbständigkeit und Ursprünglichkeit, etwas ausgesprochen „Modernes" gibt.

Die feine Ausstattung, in der der Diederichssche Verlag bahnbrechend geworden ist, erhöht die Freude an dem kleinen Bande.

„Krauskopf". Roman von Hermann Wette. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. In dem vorliegenden Buch, dem eine ernsthafte Beachtung sicher sein dürfte, liegt uns der erste, in sich geschlossene Teil einer Lebensgeschichte vor, die durch die große Zeit der Neubegründung des Deutschen Reichs hindurchführen und im Bewußtsein des Helden alle Zeitfragen sich spiegeln lassen soll. „Krauskopfs" Kindheit macht diesen ersten Teil aus. Die westfälische Erde — ein großes katholisches Dorf im Münsterlande ist der Schauplatz des Romans — ist in ihrer Eigenart auf das glücklichste erfaßt. Die Menschen sind hier noch nicht abgeschliffene Typen, sondern starke, eckige Individualitäten. Pfarrer, Kaplan, Dorfschulmeister, Organist, die in dem Leben Krauskopfs eine Rolle spielen, sind fest auf die Füße gestellt. Am feinsten ist der „Patohm" Krauskopfs, der Doktor des Ortes, herausgearbeitet; der reiche Humor, der den Dichter so souverän mit seinen Figuren schalten läßt, kommt hier am meisten zur Geltung. — Wir dürfen auf die weiteren Teile begierig sein.

Im Verlag von Fr. Wilh. Grunow erschienen ferner die nachfolgenden Bände:

„Feuer!" Erinnerung aus dem russischen Polizeileben von Alexander Andreas. Das Buch ist weniger durch seine Kunstform als vielmehr durch seinen Inhalt interessant. Ein russischer Beamter schildert mit der eigentümlichen Anschaulichkeit und realistischen Kraft, die ähnlichen Schilderungen in Tolstois „Auferstehung" eigen ist, seine Erlebnisse als Polizeiaufseher in einem armen Viertel einer russischen Stadt. Ganz persönliche Schicksale sind in die Zustand-Schilderung verflochten und geben dem Ganzen auch als Roman ein Interesse.

„Skizzen aus unserm heutigen Volksleben" gezeichnet von Fritz Anders Der beliebte Erzähler bietet darin bereits die dritte Sammlung seiner kleinen Erzählungen, deren Hauptzug ein frischer Humor und ein freundliches Erfassen des Kleinlebens in Familie und Städtchen ist. Wenn eine dritte Sammlung von solchen Skizzen erscheint, so versteht sich von selbst, daß sie nicht alle wertvoll sind; manchmal wird die Komik mit billigen Übertreibungen erzielt, die ein wenig gezwungen wirken. Aber einzelnes aus dem Band kann einem wohl eine fröhliche Stunde bereiten.

„Der Marquis von Marigny". Eine Emigrantengeschichte von Julius R. Haarhaus. Sie gibt ein Miniaturbild eines Edelmanns des alten Regime, der sich als Exulant in der braven deutschen Stadt Koblenz schlecht und recht durchhilft, immer seinen Kavaliers-traditionen und dem weltmännischen Geschmack an erlesenen Tafelfreuden getreu.

Sämtliche Bände tragen die geschmackvolle Ausstattung des Grunowschen Verlags.

„Sonette nach dem Portugiesischen" von Elizabeth Browning, aus dem Englischen übersetzt von Marie Gothein. Brosch. 5 Mark, eleg. in Leder geb. 7,50 Mark. Verlegt bei Eugen Diederichs, Leipzig. In einer wundervollen und kostbaren Ausstattung, mit Initialen von Fritz Hellmut Ehmcke, in denen fliegende Herzen und Dornenranken zu feinen Gebilden künstlerischer Symbolik verflochten werden, erscheint eines der tiefsten und schönsten Denkmäler weiblicher Liebeslyrik in deutscher Übertragung. Nur zarteste Interpretationskunst konnte die Aufgabe unternehmen, die dunkelweiche Musik dieser Dichtung mit anderen Sprachmitteln wieder zu erzeugen, ohne zugleich die wunderbare Einfachheit der Ausdrucksweise zu verletzen. Vollkommen war sie nicht zu lösen. Aber die Übersetzerin hat mit einer Feinfühligkeit um diese Lösung gerungen, wie sie nur die innigste Vertrautheit mit dem Wesen der Dichterin und ein intensiv kultiviertes Sprachgefühl geben kann. So ist das kleine Buch in jeder Hinsicht ein erlesener künstlerischer Genuß.

„Dialog vom Tragischen" von Hermann Bahr. Berlin, S. Fischer Verlag, 1904. Hermann Bahr wird unseren Lesern als einer der feinsten Interpreten moderner Kunst bekannt sein. Die Essays dieses Bandes sind philosophischer Art, sie stellen das Suchen eines künstlerisch empfindenden, man kann auch sagen künstlerisch denkenden Menschen nach philosophischer Überwindung von Lebensproblemen dar. Nichts Systematisch-strenges in der Richtung dieses Denkens, aber ein intuitives Erfassen des Kerns, des Wesenhaften in allen Problemen, und ein sicheres Empfinden der Macht in ihnen, die unserem persönlichen inneren Leben an die Wurzel greift. Und dann seine Beobachtungen zur Psychologie der künstlerischen Wirkung und des künstlerischen Schaffens in den Aufsätzen „Ekstase", „Philosophie des Impressionismus", und zum Schluß eine kleine Studie „der böse Goethe", die Bielschowskys Auffassung in dem soeben erscheinenden zweiten Band seiner Biographie vorausnimmt. Überall die eigenartige Feinheit eines Geistes, dessen Gedanken an sich fesselnd und reizvoll sind, ob wir ihnen objektiv zustimmen oder nicht.

Sämtliche Werke von Marie Eugenie delle Grazie. In 9 Bänden oder 30 wöchentlichen Lieferungen, jede durchschnittlich 5—9 Bogen zu je 1 Mark. Verlag von Breitkopf & Härtel in Leipzig. Eine Gesamtausgabe der Dichterin ist ein literarisch sicherlich dankenswertes Unternehmen. Bis jetzt liegen der I. und III. Band vor, enthaltend das Epos Robespierre und Erzählungen unter dem Titel Vom Wege.

Digitized by Google

Eugenie delle Grazie ist eine selten vielseitige Dichterin. Ihr Können beherrscht, fast könnte man sagen, gleichmäßig Epos, Lyrik, Novelle und Drama. Ihre für eine Frau eigentümliche Objektivität erinnert an Marie von Ebner-Eschenbach. Mit ihr teilt sie eine Kraft plastischer Gestaltung, die sich auch an fremden, subjektivem Erleben fernliegenden Stoffen bewährt. Am frappantesten zeigt das ihr Epos Robespierre. Volksszenen voll heimlich grollender Drohung und voll entfesselter Wut und Leidenschaft, St. Antoine und Versailles erstehen vor uns mit glühenden Farben und klingendem Leben. Auch die Geschichten und Märchen der Sammlung „Vom Wege" lassen die sichere Technik und die reiche Eindrucksfähigkeit der Dichterin bewundern, und zugleich ihren frischen Humor und die Feinheit ihrer lyrischen Stimmungen. Überall schöpft sie aus einer Fülle des Sehens und Erlebens, wie sie wenigen zu Gebote steht, und überall vermag sie diese Fülle durch eine biegsame, bildkräftige Sprache reich und volltönend zu verkörpern. —

M. E. delle Grazie steht, wie wenige moderne Schriftsteller, außerhalb der Richtungen; sie vermag vielen etwas zu geben, und darum wird die vorliegende Gesamtausgabe der Einkehr in viele Häuser sicher sein.

„Das Sünderglöckel". Von Peter Rosegger. Pr. 4 M. (Leipzig, L. Staackmann.) Ein „moralisches" Lesebuch, aber aus Künstlerhand. Was an Kunstsünden, Wohnungssünden, Kleidersünden, an Sprach- und Literatursünden bei uns sein Wesen treibt, was „das deutsche Laster", der Trinkteufel verschuldet, Pietätlosigkeit und Prozeßführen, Roheit und Geiz, das alles erhält sein Geschichtchen und seine Betrachtung, und aus Peter Roseggers Munde hört man das alles gern. Ist einzelnes etwas dogmatisch, so ist anderes wieder aus dem frischesten Leben herausgenommen. Für einzelne Stücke, wie „die Sünde des Bräutigams", hat die Frauenwelt dem feinfühligen Dichter besonders zu danken.

„Eduard Mörikes Briefe". I. Band (1816 bis 1840). Ausgewählt und herausgegeben von Karl Fischer und Rudolf Preuß. (Berlin, Otto Elsner). Das Werk, dessen erster Band vorliegt, wird noch eine eingehende Würdigung erfahren. Der Zweck dieser Anzeige ist nur, es als Weihnachtsgabe ganz besonders zu empfehlen.

„Die Stadt mit lichten Türmen". Roman von Toni Schwabe. Umschlag und Einband von Frz. Christophe. S. Fischer Verlag, Berlin. (Geh. 2,50 Mark, geb. 3,50 Mark.) Die Geschichte der Frau, die mit der „großen Sehnsucht" im Herzen, der Sehnsucht nach der feinen, ihr gemäßen Individualität, die sie seelisch versteht und ergänzt, den minder feinfühligen Mann erwählt und ihn sich für kurze Zeit zu verklären weiß, ist nicht oft mit feineren Farben skizziert worden. Viel innerlich Erlebtes, viel geheimes Poetenleid mag hier zum Ausdruck gekommen sein. Unmerklich fast gleitet in der Schilderung hauptstädtischer geistreicher Cercles die Verfasserin aus der Sphäre ihrer Heldin in die eigene hinüber. Was sie über den Mangel an Ehrfurcht, die schlechten Instinkte des Tages-Lesepublikums sagt, über das Ringen derer, die in der Erde wurzeln, die für die Ewigkeit schaffen möchten, ist echt und erlebt. Und fein und echt ist auch der Schluß, der dem billigen Auseinanderlaufen aus gebundener Ehe die Erinnerung entgegenhält: das Leben, das sie gelebt hat und von dem sie sich nie befreien kann, hält sie fest. Und die Stadt mit den lichten Türmen versinkt.

„Nils Tufesson und seine Mutter". Bauernroman von Gustaf af Geijerstam. Umschlag und Einband von Fritz Arbeit. S. Fischer Verlag, Berlin. (Geh. 3,50 Mark geb. 4,50 Mark.) Das Thema des Romans: Blutschande und Mord, würde für den sensationellsten Kolportageroman ausreichen. Und doch ist hier nichts von Sensation, nichts von Mache, nichts von künstlich erregter äußerer Spannung. Das grausige Verbrechen wird aus seinen psychologischen Vorbedingungen entwickelt und mit der erschütternden Wahrhaftigkeit in einfachem Aufbau bis zur Vollendung geführt, wie wir sie ähnlich vielleicht nur in Dostojewskis Raskolnikow finden. Die ungesuchte Einfachheit der Sprache, wie sie einer reden würde, der Miterlebtes rückschauend berichtet, die Einfachheit der Motive und der szenischen Mittel, die das ganze Interesse der inneren Entwicklung zuwendet, steigert die Wirkung: man steht bis zum grausigen Ende unter dem Bann eines Dichters.

„Moralische Unmöglichkeiten" und andere Novellen von Paul Heyse. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. Es ist für uns nicht immer leicht, uns vom modernen psychologischen Roman zu Heyse oder Spielhagen zurückzufinden. Die starken und intensiven Eindrücke, mit denen die ganz moderne Erzählkunst auf uns wirkt, lassen die Novellistik der Generation vor uns mit ihren so unendlich viel einfacheren Problemen blaß und coulissenhaft erscheinen. Und doch ist es auch etwas um diese reine Lust am Fabulieren, die hier auch einfache Motive ergreift und sie in das Gewand eines eleganten und gepflegten Stils kleidet. Den Reiz dieser Glätte und Feinheit findet man auch in der letzten Novellensammlung wieder, die sonst vielleicht den besonderen Ansprüchen der Gegenwart am wenigsten zu bieten hat.

„Paul Heyse, Romane und Novellen". Wohlfeile Ausgabe. Erste Serie: Romane. 48 Lieferungen zu je 40 Pf. Alle 14 Tage eine Lieferung. (Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin.) Von der wohlfeilen Ausgabe von Paul Heyses Romanen liegen die Lieferungen 34—42 vor. Sie enthalten den Schluß des sechsten und den Anfang des siebenten (vorletzten) Bandes dieser schönen neuen Ausgabe und führen den großen Roman „Merlin" weiter. In diesem Roman hat Heyse eigenste innere Erfahrungen niedergelegt, künstlerisches Ringen und Schaffen verkörpert, das ihm selbst zum Erlebnis geworden ist. Die düstere äußere Gestaltung der Geschicke seines Helden wirkt freilich seiner eigenen Laufbahn gegenüber wie die Komplementärfarbe.

„Frühling" von Per Hallström. Autorisierte Übersetzung von Franzis Maro. Inselverlag Leipzig 1903. Per Hallström ist wie wenige ein Dichter des Innerlichsten. Nicht so, daß er das Wirkliche mystisch verflüchtigt, sondern gerade, indem er von einem klarsichtigen Realismus aus sich den Weg nach innen sucht, die heimlichsten und leisesten Nuancen, das letzte Zittern einer flüchtigen Stimmung noch mit der Sprache festzuhalten, mit Worten zu malen sucht. Ein seelisches Erlebnis innerlichster Art gibt den Inhalt. Ein Künstler

Digitized by Google

ergreift Besitz von einem Weibe, weil ihr Wesen die Konzeption zu einem Werk in ihm aufsteigen ließ, und weil er ihrer bedarf, um diesem innerlich Geschauten Form zu geben. Dabei betrügt er sie und sich selbst um das, was sie sich menschlich sind; der Künstler in ihm geht kalt und fühllos an der zarten Seele vorüber, die nach ihm die Arme ausstreckt, sie ist ihm Motiv, er stellt sie vor sich hin und studiert sie wie etwas Fremdes. So tötet er sie. Und dann wacht er auf und weiß, was er ihr und sich selbst getan hat. In dieses Schicksal flutet von allen Seiten wogendes Leben hinein. Die seelische Unruhe, die schmerzhafte und doch beglückende hellseherische Eindrucksfähigkeit des modernen Menschen hat kein Buch noch so stark und reich wiedergespiegelt. Die Übersetzung wird den feinen Aufgaben, die ihr dies Buch stellte, im ganzen gerecht, obwohl es gerade hier natürlich ist, daß vieles verloren geht.

Kinderbücher.

Unter den Neuerscheinungen dieses Jahres ist nicht viel, dem man so warm zustimmen konnte, wie dem Knecht Ruprecht oder den Blumenmärchen von Kreidolf. Im Verlag von Schafstein in Cöln erschien **„Rumpumpel"** von Paula Dehmel. Die Verse zeigen eine Dichterin, die wie keine andere den Ton des Kinderliedes in Form und Inhalt zu treffen weiß. Der leichte, wohlklingende Fluß der Worte, die sinnliche Kraft des Ausdrucks und das freie Spiel der Erfindung sichern den Versen ihren Eindruck auf das Kinderohr und den Kindersinn. Nicht so unbedingt einverstanden kann man mit den Bildern sein. Es ist ein fruchtbarer Gedanke gewesen, das Kinderbuch in der Einfachheit der Linien und Farben dem Sehen des Kindes anzupassen. Es wird sehr schwer sein, die Grenze zu finden, bis zu der diese Anpassung zu gehen hat. Hier scheint sie nun doch überschritten zu sein, während andererseits der physiognomische Ausdruck zuweilen mehr dem für Karikatur geschulten Auge des Erwachsenen als dem Verständnis des Kindes entspricht. Vor allem möchte man gegen den „Herrn Jesus" protestieren, der da auf dem einen Bild mit einer Brille auf der Nase am Pult steht und die artigen Kinder einträgt. Ohne pedantisch einer naiven Herabziehung der Stoffe in die Vorstellungssphäre des Kindes ihr Recht beschränken zu wollen, läßt sich hier doch fragen, ob es richtig ist, den Kindern alles in dies Alltagslicht zu rücken, sie zu gewöhnen, sich mit allem sozusagen anzubiedern. Es schimmert hier auch von seiten des Erwachsenen ein gewisses bewußtes Sichhinwegsetzen über allerlei Pietätsworte hindurch, das in ein Kinderbuch nicht eindringen sollte.

„Drei Märchen". Erzählt und mit sechs bunten Bildern geschmückt von Marie von Olfers. Berlin W. 35. B. Behrs Verlag. Die Märchen, die in zweiter Auflage erscheinen, haben manches Anmutige. Aber ihre Kindlichkeit ist zuweilen ein wenig gesucht und weichlich, und es fehlt ihnen an Ursprünglichkeit. Die Bildchen dazu sind fein und graziös in der Zeichnung und nicht ohne Humor.

„Zur Freude". 150 Geschichten und noch eine. Von Helene Stökl und Frau Juliane. Ravensburg. Verlag von Otto Maier. Preis 3,50 Mark. Das ist eine ganz hübsche Sammlung kleiner Erzählungen, die vielleicht von einer sehr puristischen Jugendschriftenkritik eines leisen moralisierenden Anstrichs wegen nicht durchgelassen werden, denen aber doch Peter Rosegger ein freundliches Geleitwort geschrieben hat. Sie werden von Kindern sicher gern gelesen werden, nur müßte nicht gerade gleich auf dem Titelblatt stehen „für artige Kinder".

Tier-A B C. Ein Bilderbuch von Henry Albrecht. Eßlingen und München. Verlag von J. F. Schreiber. Ein Bilderbuch alten Schlages mit bekannten Fabeln und Klapphornversen, die auf künstlerische Vollkommenheit keinen Anspruch machen. Die Bilder sind nicht schlecht. Dem älteren Kinderbuchcharakter entspricht auch **Ri-Ra-Rutsch,** Kinderlieder (B. Behrs Verlag, Berlin), mit anspruchslosen Schwarz-Weiß-Bildern und frischen netten Versen. Ganz verfehlt ist aber **„Das fröhliche Tierbuch"** von Egon H. Strasburger und Theodor Etzel (Eduard Koch, München). Die Geschichten sind zum großen Teil wertlos, die von dem Pferd Rodrigo einfach roh, die Karikaturen ihrer Art nach für Kinder ungeeignet. Für größere Kinder sind die Ausgaben der **Heldengeschichten des Mittelalters** von Bäßler zu nennen, die im Verlag von H. Hartung u. Sohn, Leipzig, erscheinen. In einfacher Ausstattung zum Preise von 1,25 Mark und 1,50 Mark bieten sie die Frithjoffage, die Rolandsage, die Nibelungen 2c. Eine sehr hübsche Auswahl aus den **Deutschen Sagen** von den Brüdern Grimm ist in schöner Ausstattung in der „Hamburgischen Hausbibliothek" bei Alfred Janssen in Hamburg erschienen.

Für den Weihnachtstisch möchten wir vor allem wieder hinweisen auf die früher schon von uns besprochenen Werke: für die Kleinen auf Kreidolfs „Blumenmärchen", „die Wiesenzwerge", „die schlafenden Bäume", Knecht Ruprecht, Fitze Butze (sämtlich bei Schafstein & Co., Cöln), auf das Jugendland (Verlag von Gebr. Künzli, Zürich). Für die reifere Jugend machen wir u. a. auf die Ausgaben der Kinder- und Hausmärchen von Grimm und des Robinson Crusoe aufmerksam, die beide in einer unverkürzten Ausgabe der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart (vgl. die Besprechungen im Januarheft 1903) erschienen sind. Auch auf das Büchlein von Helene Adelmann: **„Aus meiner Kinderzeit"** (L. Oehmigke, Berlin) sei noch einmal verwiesen. Es ist eine Jugendschrift im besten Sinn, weil sie nicht künstlich für die Jugend zurechtgemacht ist, sondern durch ihre Natürlichkeit und Frische Kindern wie Erwachsenen gleiche Freude machen kann. — Eine große, unbedingt zuverlässige Auswahl wirklich guter Sachen bietet das Jugendschriftenverzeichnis der Vereinigten Prüfungsausschüsse, das von Herrn Wilh. Senger, Hamburg 22, Wagnerstr. 53, zu beziehen ist.

„Arnold Böcklin". Nach den Erinnerungen seiner Züricher Freunde von Adolf Frey. Mit einem Jugendbildnis Böcklins von Rudolf Koller. Stuttgart und Berlin 1903. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. Das Buch gibt auf Grund eines reichen unveröffentlichten Materials eine Schilderung Böcklins in seinen Züricher Jahren (1835 – 1892). Aus dem Kreise seiner nächsten Freunde stammend, zeigt sie eine lebendige Frische und Intimität sowohl in der Auffassung des Künstlers als des Menschen, die sie höchst anziehend und fesselnd macht.

Digitized by Google

„Höhenluft". Novellen von Heloise von Beaulieu. Dresden und Leipzig. Verlag von Heinrich Minden. In den gewandt und flüssig geschriebenen Novellen, deren äußeres Gepräge an den Konversationsroman erinnert, steckt doch menschlich und künstlerisch mehr Ernst, als in der sonst in diesem Gewande auftretenden leichten Unterhaltungslektüre. Der Ernst, der in der Erfassung der Konflikte wie in der Charakteristik zum Ausdruck kommt, gibt jeder von ihnen eine tiefere Farbe und zeigt, daß die Verfasserin auch zu größeren Aufgaben reifen wird.

„Der Mutter Gedenkbuch". Ein Buch für wichtige Aufzeichnungen aus dem Familienleben, mit Sprüchen und Aussprüchen für jeden Tag, gesammelt von einer Mutter. Verlag von Eugen Sutermeister, Bern 1904. Das hübsch ausgestattete Buch bringt eine reiche und gut gewählte Auslese von Dichterworten und -sprüchen und möchte für seinen Zweck ganz besonders geeignet sein.

„Das Museum". Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. Verlag von W. Spemann in Berlin und Stuttgart. Es gibt keinen besseren Bilderatlas zur Einführung in die Kunst aller Zeiten als die in der Auswahl und Ausführung der Reproduktionen, wie in den hinzugefügten kurzen textlichen Anmerkungen gleich ausgezeichnete Zeitschrift, auf die wir immer wieder verweisen. Für jeden kunstgeschichtlichen Kursus, wie zur eigenen Fortbildung bietet sie das vorzüglichste Material zu einem ganz außerordentlich geringen Preise und bequemen Bezugsbedingungen.

„Künstlersteinzeichnungen" (B. G. Teubner, Leipzig). Zu wem die Künstlersteinzeichnungen als alte Bekannte kommen, der wird die letzten von ihnen: „Das Tal" von Franz Hein, „Herbst in der Eifel" von Hans von Volkmann, „Blühende Kastanien" von Strich-Chapell mit besonderer Freude und Überraschung begrüßt haben. Sie zeigen die Vorzüge der langen Reihe ihrer Vorgänger in noch gesteigertem Maße, die ausdrucksvolle kräftige Harmonie der Farben, die malerische Sinnlichkeit der Stimmungen. Es ist eine so reine, fröhliche und starke Kunst, die aus vielen der Künstlersteinzeichnungen spricht, daß man sich nur immer wieder freut, daß gerade ihre Sprache nun zu den Tausenden und Millionen dringen kann, zu denen, an die man bei dem Begriff „das deutsche Haus" denkt. Gerade auf diese letzten Bilder möchten wir besonders hinweisen: die kühne rotgelbe Farbensymphonie, die in die glasklare Herbstluft von Volkmanns Eifellandschaft hineintönt, die feinfühlig erfaßte, seltsame Zwielichtstimmung der dunklen Laubmassen auf dem Bilde von Strich-Chapell, die mit ihren Blütenkerzen vor dem gelben Abendhimmel stehen, und unter denen man in die dämmrige Dorfstraße hineinschaut, und die eigenartige Komposition des Wiesentals bei Hein, wo das sonnenbeschienene Lichtgrün der Wiese und die schimmernden Birkenstämme einen leuchtenden Maientag malen. Und ebenso kräftig in Erfindung und Ausführung ist Marie Ortliebs „Herbstluft": kompakte Baumsilhouetten über einem öden Horizont mit schweren hängenden Wolken darüber. — Der Preis für das Blatt beträgt 2,50 Mark. Eine Kartonmappe mit 5 Blättern kostet 12 Mark.

Vigée-Lebrun:
Mutter und Kind. (Doppelblatt.)
Verlag der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst. G. m. b. H.

Wem es um eine wirklich vornehme und zugleich billige Reproduktion klassischer Kunstwerke zu tun ist, der sei auf die von der Gesellschaft zur Verbreitung klassischer Kunst unternommene **„Wandschmuck-Sammlung von Meisterwerken klassischer Kunst"** aufmerksam gemacht. Der Herausgeber dieser Sammlung, die in Photogravüren nach Original-Aufnahmen Hauptwerke der Malerei vom 15. bis zum 19. Jahrhundert umfaßt, ist Professor Dr. v. Loga, dessen Name für Auswahl und Ausführung von vornherein bürgt. Es sind dabei vor allem solche Werke berücksichtigt, die sich nach Motiv und dekorativer Wirkung vorzüglich zum Zimmerschmuck eignen. Uns liegt der Ruisdalsche Eichenwald und das bekannte Bild: Mutter und Kind von Mme. Vigée-Lebrun als Doppelblatt vor. Wir bewundern, wie fein die Töne der Photogravüre der unvergleichlichen Weichheit, der feinen Anmut der Französin zu folgen vermögen, wie schön sie die tiefen, warmen Schatten, die kräftig kontrastierende Helle auf dem entlaubten Stamm im Vordergrund, das dämmernde Licht des durchscheinenden Himmels in der Ruisdalschen Landschaft wiedergeben. Der Preis der Bilder (10 Mark das einfache Blatt 73 × 95 cm; 20 Mark das Doppelblatt 90 × 110 cm) ist im Verhältnis zu der Größe und Ausführung billiger als irgend welche sonst im Kunsthandel befindlichen Reproduktionen, so daß das Unternehmen auch in dieser Hinsicht seiner Aufgabe, die klassische Kunst weiteren Volkskreisen in das Haus zu bringen, voll entsprechen kann. Man verlange zur Auswahl den illustrierten Katalog vom Verlag der Gesellschaft, Berlin W., Elßholzstr. 15.

Digitized by Google

„Meyers Historisch-Geographischer Kalender für 1904". VIII. Jahrgang. Mit 12 Planetentafeln und 354 Landschafts- und Städteansichten, Porträts, kulturhistorischen und kunstgeschichtlichen Darstellungen sowie einer Jahresübersicht (auf dem Rückdeckel). Zum Aufhängen als Abreißkalender eingerichtet. (Preis 1,75 Mark.) Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Der vorliegende Kalender hat sich längst einen solchen Ehrenplatz unter seinesgleichen erworben, daß es unnötig erscheint, seine Vorzüge noch besonders zu erwähnen. In bezug auf die diesjährige Ausgabe sei nur die hübsche äußere Ausstattung besonders hervorgehoben. Es sind fast durchweg neue Bilder aufgenommen. Sie zeigen in bunter Reihe Helden der Geschichte, der Wissenschaft und der Literatur, Völkertypen und Landschaften aller Zonen, Werke der Natur und Kunst. Jeder Tag hat sein besonderes Bild; kurze übersichtliche Geleitworte weisen auf die Bedeutung des Bildes hin.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon". Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148 000 Artikel und Verweisungen auf über 18 240 Seiten Text mit mehr als 11 000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark (Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien.) Unter den Artikeln des soeben erschienenen vierten Bandes von Meyers Großem Konversations-Lexikon dürfte der über 4½ Bogen sich hinziehende Artikel „Deutschland" besonders interessieren. Abgesehen von den geographischen und wirtschaftlichen Abschnitten hat der Artikel eine hervorragende Bedeutung in der klaren und kurzen Behandlung der deutschen Geschichte bis in unsere Tage hinein. Von den 18 dem Artikel „Deutschland" beigegebenen Karten und Tafeln zeigen vier die Hauptepochen der deutschen Geschichte. Um den für das Verständnis der deutschen Entwickelung besonders wichtigen Episoden der Befreiungskriege, der Zeit des Deutschen Bundes und des deutsch-französischen Krieges noch mehr Beachtung zu schenken, sind diese Abschnitte in eigenen Artikeln behandelt. Die Entwickelung des deutschen Volkes, die nach außen auch in den Artikeln über Deutsch-Ostafrika, Deutsch-Südwestafrika und China zum Ausdruck kommt, behandelt noch intensiver der Artikel „Deutsches Volk", in dem nach Erläuterung der ethnographischen Bildung des deutschen Volkes dessen Ausbreitung in die Nachbargebiete bis in ferne Lande beschrieben ist. Die Bestrebungen des deutschen Schulvereins, das Deutschtum im Ausland durch Schulen zu stärken, findet in den Artikeln „Deutsche Schulen im Ausland" und „Deutscher Schulverein" Würdigung. Ebenso machen wir aufmerksam auf die Artikel „Deutsche Sprache", „Deutsche Literatur", „Deutsche Verskunst", „Deutsche Philologie" und „Deutsches Recht". Die Kunst findet, soweit nicht auf die unter „Deutschland" zu findende deutsche Kunst hingewiesen werden soll, ihre Rechnung in diesem Band vor allem durch den Artikel „Christliche Altertümer", dem zwei sehr gute Holzschnittafeln beigegeben sind, und den die chinesische Kunst behandelnden Teil des Artikels „China", der gleichfalls mit zwei Tafeln geziert ist. Die Knappheit und Klarheit sämtlicher Artikel verdient auch in diesem Bande wieder rühmend hervorgehoben zu werden. (Fortsetzung der Bücherschau s. S. 188.)

Das gute Beispiel.

Erst lest, was auf der Flasche steht,
Dann will ich meinen Mund Euch zeigen,
Und, wenn Ihr dessen Schönheit seht,
Macht Ihr Euch gleich „Odol" zu eigen!

Digitized by Google

Kunststickerei ausgeführt auf der Original-Singer-Nähmaschine
der Singer Co. Nähmaschinen Akt.-Ges. Berlin W., Leipzigerstr. 92.

Digitized by Google

„Friedrich Spielhagen Romane — Neue Folge". — Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften à 35 Pf. Alle vierzehn Tage eine Lieferung (Verlag von L. Staackmann in Leipzig).

Die Lieferungen 23 bis 30, welche uns vorliegen, bringen den Schluß des Romans „Opfer", sowie die vollständige Novelle „Faustulus", 7. Auflage, und den größeren Teil der Novelle „Herrin", 7. Auflage. — Beide bringen altgewohnte Motive. In Faustulus dürften die Schilderungen der Landschaft, auf der als Hintergrund sich die kleinen Geschicke kleiner Menschen abspielen, den Spielhagen-Verehrern den Dichter der ersten Romane wieder nahe bringen. Die alte Kraft, eine Landschaft zu täuschendem Leben zu erwecken, bewährt sich hier aufs neue.

Im gleichen Verlag erschien ferner soeben:

„Am Wege". Vermischte Schriften von Friedrich Spielhagen. Die Sammlung von Aufsätzen hauptsächlich literarischen, aber auch politischen Inhalts zeigen in anziehendster Weise Spielhagen als Journalisten. Die Geisteskämpfe, von denen die Romane seiner besten Zeit sprechen, ragen auch in diese Sammlung hinein, besonders in die autobiographischen Stücke. Die literarischen Essays zeigen uns eine Persönlichkeit, die auch im Werten des Fremden eine ganz eigene, selbständige Stellung sucht. Jedenfalls möchte die Sammlung für jeden Gebildeten von höchstem Interesse sein.

„Die Freude". Ein deutscher Kalender für das Jahr 1904. Verlag von Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf und Leipzig. Der feine kleine Kalender steht diesmal unter dem Zeichen von Moritz von Schwind und Eduard Mörike. Briefe von Schwind an Mörike, eine Fülle schöner kleiner Reproduktionen von Schwinds unvergänglich heiteren und so zart humorvollen Bildern erinnern den Leser daran, daß wir im Januar 1904 Schwinds 100jährigen Geburtstag feiern. Und ihm gesellt sich Mörike, der modernste und reinste Lyriker der deutschen Spätromantik, mit neu herausgegebenen Briefen und einer Auswahl seiner schönsten Gedichte. Eine schöne Zugabe sind die Aphorismen aus Ernst Moritz Arndt und Multatulis Eheprediget — es ist aber schade, daß sie gekürzt ist. „Die Freude" bietet auch diesmal wieder eine fein gewählte und reiche Gabe aus dem Schatz echter deutscher Kultur.

„Liselotte von Reckling". Roman von Gabriele Reuter. Umschlag und Einband von Max Kutschmann. S. Fischer Verlag, Berlin. (Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark.) Dies Buch ist seinem Stoff nach nicht geeignet, die Schriftstellerin von ihrer stärksten Seite zu zeigen. Bei der Heldin selbst versagt ihre feine psychologische Kunst nicht, die gerade in dem oft Unvermittelten, Unausgeglichenen, in den vielen Anfängen und scheinbar zusammenhangslosen Einzelzügen, aus denen Wesen und Schicksal ihrer Menschen sich zusammensetzt, das Lebenswahre oft so wunderbar trifft. Aber da versagt sie und muß sie versagen, wo sie den Propheten, an dessen Schicksal Liselotte ihr Leben geknüpft hat, und seine Bewegung schildern soll. Es ist eben einfach nicht möglich, einen solchen Propheten glaubhaft zu machen, weil man die Hauptsache, den Inhalt seiner Lehre, doch nicht, oder was schlimmer, nur referierend, matt, trocken wiedergeben kann. Der Prophet als Romanfigur imponiert nicht, wir glauben nicht an seine Wirkung, weil wir sie nicht nachempfinden können. — Bei vielen schönen Einzelheiten gehört Liselotte von Reckling nicht zu den Büchern, die den Künstlernamen von Gabriele Reuter voll repräsentieren.

„Wie man in Berlin zur Zeit der Königin Luise kochte". Nach den im Jahre 1795 niedergeschriebenen Aufzeichnungen von Frau F. C. Fontane. Verlag von F. Fontane & Co. in Berlin. Preis 3 Mark. Ein höchst originelles Weihnachtsgeschenk für gute Hausfrauen. Wer die in der Schreib- und Redeweise der Originalhandschrift wiedergegebenen Rezepte liest, wird daraus nicht nur seine kulturhistorischen Kenntnisse vermehren, sondern ohne Zweifel auch mancherlei praktischen Nutzen für den eigenen Tisch daraus ziehen können. Die Leibgerichte unserer Urgroßeltern sind augenscheinlich durchaus „nicht ohne" gewesen.

„Das Tagebuch des Verführers". Von S. Kierkegaard. Insel-Verlag, Leipzig 1903. Das Buch, das zum erstenmal in einer vollständigen deutschen Übersetzung (M. Dauthendey) erscheint, ist eines der interessantesten modernen documents humains. Es ist das Selbstbekenntnis eines Mannes, dessen Wesen in einer gewissen unheimlichen Weise seine innere Einheit verloren hat, der einen zweiten Menschen spielt, einen grausamen, raffinierten, eiskalten Genußmenschen. Die Schrecken, wenn das Spiel zu Ende ist und er erwachend diesen Zwiespalt empfindet, ohne sich selbst wiederfinden zu können, werden nur leise angedeutet. Das Spiel selbst, in all seinen einzelnen Genüssen, Launen und Berechnungen von ihm selbst aufgezeichnet, ist der Inhalt des Bekenntnisses. Wir sehen einen Menschen wie ein Raubtier immer engere Kreise um ein hilfloses Opfer ziehen. Er berechnet mit kühl wägendem ästhetischen Sinn den Genußwert jedes Momentes der ersten Bekanntschaft, des innigeren Verkehrs, die Art, wie er voll auszukosten ist, und wie die letzte Erfüllung mit aller Kunst vorbereitet werden kann, um allen Genuß zu bieten. Damit ist dann für ihn alles vorbei. „Die Menschen waren für ihn nur Incitament; er warf sie von sich weg, wie die Bäume die Blätter abschütteln — er verjüngte sich, das Laub verwelkte." Es ist eine Geschichte, die als eine raffinierte seelische Studie fesselt — zum Kunstwerk fehlt ihr einfach die Menschlichkeit; ein kaltes Rechenexempel von wissenschaftlichem Reiz, das ein rücksichtslos scharfer Denker im Spiel einer schöpferischen Laune ersonnen.

„Herder". Sein Leben und Wirken. Von Richard Bürkner. Berlin. Ernst Hofmann & Co. Die ca. 300 Seiten umfassende Biographie bildet einen Band der bekannten Sammlung „Geisteshelden". Sie ist dem Zweck und Charakter dieser Sammlung entsprechend gehalten und bietet eine populäre Biographie auf Grund des großen Haymschen Werkes, ohne den Anspruch auf eine eigene Auffassung von Herders Persönlichkeit erheben zu wollen. So erfüllt das Buch in seiner die Hauptzüge klar gruppierenden Darstellung seine Absicht, einem größeren Kreise der Gebildeten Herder verständlich zu machen, sowohl nach seiner literarhistorischen und philosophischen Bedeutung, wie auch als Persönlichkeit. An einer solchen knappen Charakteristik hat es bisher gefehlt. — Wir möchten bei dieser Gelegenheit nochmals auf die früher erschienenen Bände der Sammlung hinweisen.

Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der **Atmungsorgane**, bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

„Poesie fürs Haus". Eine Auswahl von Gedichten, besonders aus der neueren Zeit von J. J. Liessem. Buchschmuck von H. Meyer-Cassel, Cöln am Rhein. Verlag von J. P. Bachem. Die Sammlung ist außerordentlich reichhaltig und ist mit großer Sorgfalt getroffen worden, so daß sie wohl geeignet scheint, ein Hausbuch zu werden, dessen Dichtungen den einzelnen und die Familie begleiten wollen durch die Tages- und Jahreszeiten, durch Freude und Schmerz.

„Frauentrost", Gedanken für Männer, Mädchen und Frauen. Verlag von C. H. Beck. München. (Preis 1,40 Mark.) Das Buch erfaßt die Frauenfrage nicht nach ihrer sozialpolitischen Seite, sondern als ein individuelles Lebensproblem. Es versucht die Lösung vom Standpunkt einer nicht in dogmatischem, sondern in freierem Sinne religiösen Weltanschauung und dürfte als eine ernst gemeinte Kundgebung zu seinem Thema von Interesse sein, auch wo man den leitenden Gesichtspunkten ferner steht.

Nach Schluß der Redaktion liefen noch folgende Neuerscheinungen ein, die wir für den Weihnachtstisch warm empfehlen:

„Böcklin Mappe". Herausgegeben vom Kunstwart. Neue Ausgabe mit Tonunterdruck. Preis 1,50 Mark.

„Meisterbilder fürs deutsche Haus", herausgegeben vom Kunstwart. XV. Folge, Blatt 85—90. Verlag von Georg D. W. Callwey, München. Preis jedes Blattes 25 Pfg.

„Jugendland". Band III. Herausgegeben von Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner. Verlag von Gebrüder Künzli. Zürich.

Sprachkranke Kinder

find. **gründl. Hellunterricht** u. liebevolle Aufnahme bei **Johanna Lenk**, gepr. Töchterschul- und Sprachlehrerin. **Coburg**, Adami-Strasse 2 I. Beste Empfehl.

Steppdecken

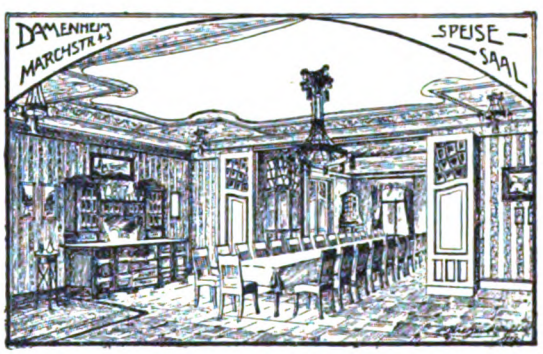
kauft man am preiswert. **nur direkt** in der Fabrik **72 Wallstraße 72**, wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. **B. Strohmandel, Berlin S. 14.** Illustr. Preiskatalog gratis.

Jena. Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen
Pension. Villa mit grossem Garten.
Dr. math. F. Haft und Frau.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Damen-Wohnungen.

1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg**, Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam**, Marienstr. 11.

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim**, Hauptstr. 20a.

Hera

D. R.-P. 94 272.

9 goldene und andere Medaillen, 2 Ehrenpreise.

Beseitigt den **starken Leib** u. **Hüften** u. gibt eine **stolze, elastische Haltung.** Vorzüglichster Korsettersatz f. jede Dame.

Maß: Nr I unter der Brust, II Hüfte gemessen.

Beste Reformhose ohne Klappe.

Agn. Fleischer-Griebel.

BERLIN, Breitestr. 28a, II.

Frauentrost

Gedanken für Männer Mädchen und Frauen
4. Abdruck. 7—9. Tausend
Mk. 1.80
leicht gebunden in den Buchhandlungen auch zur Ansicht.
Ein feines und reines Buch, das für die Befreiung des Weibes im Weibe eintritt.
Verlag C. H. Beck, München.

Digitized by Google

Bequeme

Kranken- und Ruhe-Möbel,

verstellbare **Keilkissen** für Wöchnerinnen, Asthmatiker usw., **Leibstühle, Klappstühle, Schlafmöbel aller Art.** Besichtigung und Preisliste IV gratis.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, BERLIN SW., Markgrafenstrasse 20.

Originalrezept. Sellerie-suppe. 6 Personen Zubereitungszeit 1½ Stunden. Eine große Sellerieknolle wird fein geschnitten, desgleichen etwas Schinken und beides in 70 Gramm Butter solange gedünstet, bis alles sehr weich ist. Dann stäubt man 2 Eßlöffel Mehl darüber, läßt es gelb werden und verrührt gut mit Fleischbrühe oder Wasser. Gibt das nötige Salz und auch etwas Pfeffer daran, läßt die Suppe gut durchkochen und schlägt dieselbe dann durch den Seiher, sodaß nichts zurückbleibt. Vor dem Anrichten kräftigt man mit 2 Teelöffeln Maggi-Würze im Geschmack und rührt mit 1 Ei und 2—3 Eßlöffeln Rahm ab.

Das Suchen der Zeit.

Herausgeber: Daab und Wegener.

I. Bd. leicht gebunden 2.40 M. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Das Buch dient denen, die, über Materialismus und Dogmatismus hinaus vorwärtswollend, den Zeichen der Zeit zuversichtlich gegenüberstehen.

Die Sprechstunden im Bureau des Berliner Fröbelvereins sind vom 1. Nov. ab von 3—6 Uhr nachmittags an allen Wochentagen Johanniterstrasse 19 2 Tr.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

1. Für eine adlige Familie auf dem Lande, Rittergut in Ost-Preußen, wird für 3 Mädchen von 14, 11 und 7 Jahren eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin, perfekt in Englisch, Musik Oberstufe, gesucht. Gehalt 800 Mark.

2. Auf ein adliges Rittergut in Ost-Preußen wird für ein 14 jähriges Mädchen eine in Sprachen perfekte, musikalische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin gesucht. Gehalt hoch.

St. Alban's College,

81 Oxford Gardens, Notting Hill, LONDON W.

Ladies, wishing to acquire the English language, received. Terms 30—40 shillings per week. For particulars address

Kate Bowen, Lady Principal.

The Study of English in Oxford.

A Vacation Course in English Language and Literature will he held in St. Hilda's Hall. Commences July 2nd, and ends August 29th, 1904.

Apply **Mrs. Burch.** 28 & 29 Norham Road. Oxford.

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor.

Silb. Medaille. Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. **Pension im Hause.**

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar

(vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in **Kassel.**

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

Aufnahmebedingung: Die abgeschlossene Bildung der 10klass. höheren Tochterschule. Aufnahmeprüfung.

Zweck der Anstalt: Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung f. **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen, sowie wirtschaftl. u. soziale Selbständigkeit.

Lehrgang 1jährig: a) **Sämtliche** theoret. und prakt. **kaufm. Fächer** einschl. Wirtschafts- u. Betriebslehre, Geld-, Kredit-, Bankwesen, Handelsgeographie ꝛc. b) **Sprachen.** c) **Allgemein bildende Fächer:** Aufsatz, deutsche, französische, engl. Stenographie ꝛc.

Ausw. Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt.

Auskunft, Prospekt, Jahresbericht durch Direktor **Riepe,** Klapperhof 28.

Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,

Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Turnkurse.

SW., Dessauerstrasse 24

(nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Hessling

Vorsteherin.

1—2, Freitags 1—4.

Digitized by Google

3. Für eine Familie auf dem Lande in Ost-Preußen wird für ein Mädchen von 14 Jahren eine musikalische, in der französischen Sprache perfekte, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin gesucht. Voraussichtliche Dauer: 1 Jahr. Gehalt 900 Mark.

4. Für eine Familie auf dem Lande im Bezirk Halle wird für ein Mädchen von 12 Jahren eine in den Sprachen perfekte, etwas musikalische, wissenschaftlich geprüfte Erzieherin gesucht. Gehalt 800 Mark. Eigenes Zimmer. Familienanschluß.

5. Eine höhere Töchterschule in Norddeutschland sucht eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. Ordinariat: in Klasse VI, Sprachunterricht auch in Klasse II, eventuell Naturgeschichte. 26 Stunden wöchentlich. Anfangsgehalt 1125 Mark, steigt alle 3 Jahre um 75 Mark bis 2100 Mark. Kräfte, im Ausland gewesen, beginnen mit 1200, steigen bis 2400 Mark. Schule wird in kurzem städtisch.

6. Eine höhere Mädchenschule am Main sucht nicht zu junge technische Lehrerin für Handarbeit, Zeichnen, Turnen auf allen Stufen. 24—26 Stunden wöchentlich. Gehalt 1200 Mark.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Dieser Nummer liegen Prospekte der Firmen:

Ernst Hofmann & Co., Verlagsbuchhandlung, Berlin W., Derfflingerstr. 16.

Buchhandlung des Waisenhauses, Halle a. S.

bei, die wir besonders zu beachten bitten.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung! Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung!

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Damenpensionat.

Internationales Heim, Berlin SW., Hallesche Straße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, gibt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.

Selma Spranger, Vorsteherin.

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III, gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

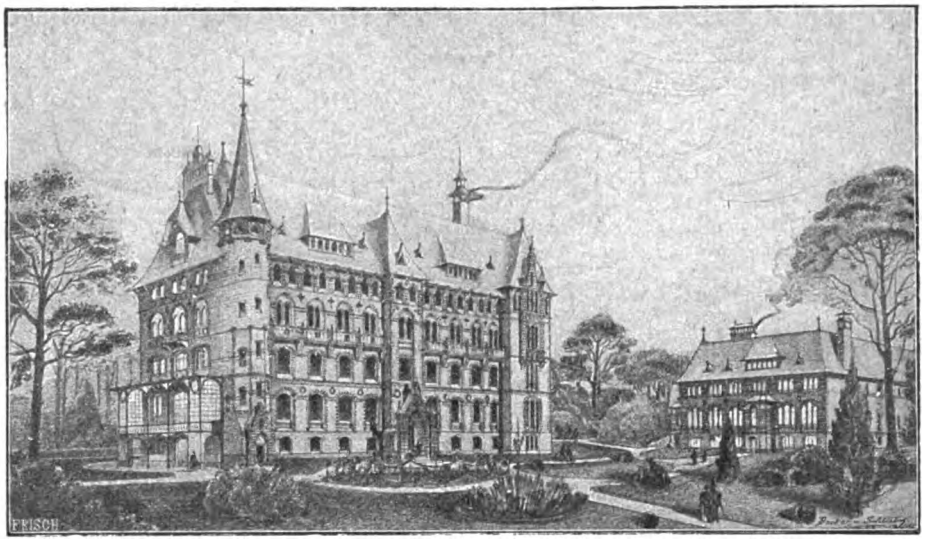
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr; für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

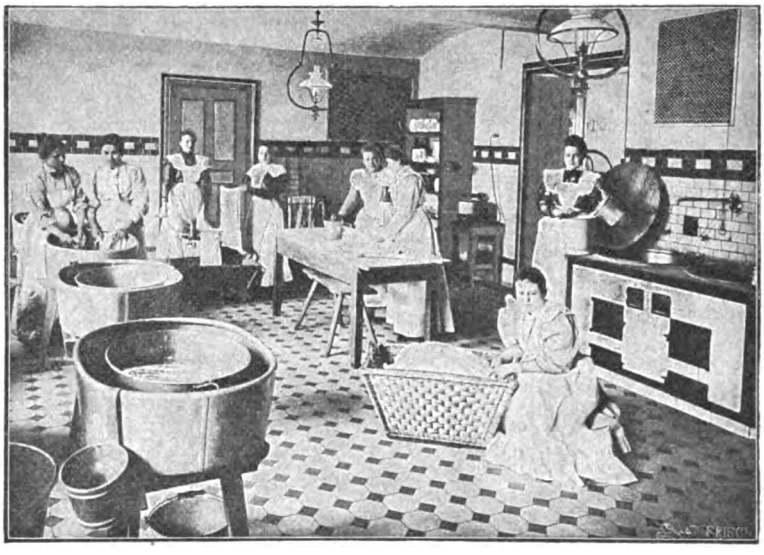
Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.



Curse in allen Zweigen der Küche u. Haushaltung für

Töchter höherer Stände,

für **Bürgertöchter.**

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 4 Januar 1904

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die Frauenbewegung und das „Recht auf die Mutterschaft".

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Von Gretchen bis auf Rose Bernd hat die moderne dramatische Kunst in mannichfachen Variationen das Schicksal der „gefallenen" Frau gestaltet; im Roman hat es in „Adam Bede" und in Helene Böhlaus „Recht der Mutter" klassische Vertretung gefunden. Die pharisäische Härte, mit der die Gesellschaft gerade hier so bedingungslos verdammt, die Ungerechtigkeit, mit der sie die Verletzung eines zu ihrer Selbsterhaltung notwendigen Gesetzes nur an dem schwächeren Teil rächt, mußte die Kunst in ihrer rein menschlichen, individuell abschätzenden Betrachtung der Dinge zum Einspruch aufrufen, einem Einspruch nicht mit den Mitteln moralisierender Abwägung, sondern mit ihren eigensten Mitteln, menschliches Leben und Leid in seiner Tiefe zu erfassen und in seiner erschütternden Wahrheit darzustellen.

Nicht selten ist die Kunst die erste Verkünderin dessen gewesen, was an neuen sittlichen Werten schon unbewußt das menschliche Fühlen und Urteilen mitbestimmte, ohne noch die festen Formen sittlicher Begriffe gewonnen zu haben; nicht selten hat sie geholfen, solche zu schaffen. So auch auf diesem Gebiet. Wir empfinden den Zusammenhang zwischen den Gestalten, die, der üblichen Vorstellung von der verachteten Dirne so unähnlich, lebendig durch unsere Literatur schreiten, und dem Wandel der Anschauungen über die „Gefallene".

Daß sich ein solcher Wandel zu vollziehen beginnt, zeigt sich in dem gesteigerten werktätigen Interesse, das sich der „unehelichen Mutter" — ich behalte der Kürze wegen den unkorrekten Ausdruck bei — und ihrem Kinde zugewendet hat. Es zeigt sich

Digitized by Google

in all den Bemühungen, die rechtliche Stellung der unehelichen Mutter zu heben, ihr mit den Mutterpflichten auch die Mutterrechte, mit der Verantwortlichkeit auch die Autorität zu geben, in der sozialen Fürsorge durch Wöchnerinnen- und Säuglingsheime, in dem Auftauchen des sozialökonomischen Problems der Mutterschaftskassen usw. Bei der hohen Ziffer der unehelichen Geburten, bei der Ausdehnung der Kreise, deren Wohl und Wehe mit diesen Fragen verknüpft ist, muß man solche Bestrebungen auf das wärmste unterstützen und kann nur dringend wünschen, daß die Frauen alten Schlages den Aufgaben der Gesellschaft in dieser Hinsicht etwas freier ins Gesicht sehen lernen.

Ihnen dazu zu verhelfen, ist sicherlich auch eine Aufgabe der Frauenbewegung. Aber ebenso sicher löst sie sie schlecht, wenn sie nun ihrerseits mit einer Sentimentalität, die mit einer gründlichen soziologischen Bildung unvereinbar ist, um die uneheliche Mutter einen Heiligenschein webt, wenn sie einen Zustand, der auf beklagenswerte wirtschaftliche Verhältnisse zurückzuführen ist, aber unserem Kulturideal vom Zusammenleben der Geschlechter in keiner Weise entspricht, zum Prinzip erheben wollte, wenn sie Theorieen aufstellt, die denen der freien Liebe verzweifelt ähnlich sehen. Und es gibt Kreise, in denen das mit einem unreifen Radikalismus geschieht, der die Frauenbewegung aufs äußerste diskreditieren muß.

Diese Theorieen haben auch bereits ihre Formulierung gefunden. Ein Büchlein von Ruth Bré[1]) (selbstverständlich ein Pseudonym — seltsam genug, daß eine Verkünderin einer so welterschütternden neuen Lehre sie nicht mit ihrem Namen deckt) will alles Ach und Weh der Gesellschaft, alle Interessenwirtschaft, die Glücklosigkeit des modernen Menschen, die zunehmende Degeneration der Menschheit aus einem Punkt kurieren; sie verspricht Glücksmöglichkeiten für jeden, Erzeugung schönster menschlicher Harmonieen, Erhaltung der Volkskraft, Wiedergeburt usw.

Und durch welches Allheilmittel sollen die in diesem verheißungsvollen Programm in Aussicht gestellten wunderbaren Wirkungen erreicht werden?

Die Voraussetzungen sind diese.

Es gibt heute nur zwei Arten von Frauen, die ihre Naturbestimmung erfüllen: die aus tausend Gründen zur Lösung ihrer kulturellen Aufgaben unfähige Ehefrau und die Dirne. Zwischen beide soll eine neue Gattung eingeschoben werden: die freie Frau, deren Ehe dauert, so lange es ihrem Bedürfnis entspricht: „vielleicht ein paar Jahre, vielleicht ein paar Monate — oder Wochen. Bei mancher Frau vielleicht nur eine Nacht." Von dieser neuen Institution, in der alle heute unerfüllte Sehnsucht nach Mutterglück befriedigt werden kann, denn die volle Achtung der Gesellschaft ist ihr gesichert, erwartet Ruth Bré einen ungeahnten moralischen Aufschwung der Menschheit. Die Prostitution verschwindet, Mann und Frau wirken in voller Harmonie neben einander, jedes in seinem Beruf; das Kind, dessen Ernährung ihnen leicht fällt, ist ihr ganzes Glück, und ist es nicht so, verläßt er sie: „sie hat ein Kind und damit eine Zukunft". (Die höher entwickelte Frau will nämlich nach Ruth Bré „sich mit einem Kinde begnügen", die Bevölkerungsfrage wird damit nebenbei auf die einfachste Weise geregelt).

Den Beweis dafür, daß das „freie Weib" die Gesellschaft so von Grund aus verändern wird, bleibt Ruth Bré uns freilich vollständig schuldig. Denn ekstatische Beteue-

[1]) Das Recht auf die Mutterschaft. Leipzig 1903, Verlag der Frauen-Rundschau.

Digitized by Google

rungen und gläubige Versicherungen sind kein Beweis. Sie ruhen überall auf der Annahme, daß mit der neuen Institution auch plötzlich die Menschen sich ihrer ganzen psychologischen Anlage nach von Grund aus umwandeln werden.

Unzweifelhaft ist es Ruth Bré heiliger Ernst mit ihrer Gesellschaftsrettung, und von der Schuld, aus einem Sensationsbedürfnis heraus — wie das jetzt nicht eben selten ist — diese Fragen aufgegriffen zu haben, ist sie sicherlich ganz frei zu sprechen. Von einer anderen Schuld aber nicht. In unserer Übergangszeit, wo die Frauen ohne eigentliche geistige Schulung plötzlich vor große sozialethische Probleme gestellt werden, laden nicht wenige sie auf sich: die Schuld eines leichtfertigen Dilettantismus, der sich an die weittragendsten Fragen wagt, ohne ihre Grundlagen zu beherrschen. Und wenn es eine Frage gibt, die nur aus der reifsten soziologischen Einsicht heraus angefaßt werden kann, zu deren Lösung auf den verschiedensten Gebieten unseres wirtschaftlichen und sozialen Lebens anhaltende zähe Arbeit eingesetzt werden muß, so ist es die Frage einer würdigeren Gestaltung der Ehe, und die Beseitigung der entsetzlichen Erscheinungsformen der doppelten Moral. Dergleichen macht sich nicht über Nacht durch ein phantastisches Programm.

Denn wohl selten ist diese Frage mit kindlicheren Mitteln angefaßt worden. Etwas kritiklos übernommene Bachofen'sche Mutterrechtstheorien, Bebels „Frau", programmatisch ausgeprägte Aussprüche aus einigen nicht eben zu den besten zu rechnenden modernen Frauenromanen, subjektive Empfindungen und von diesen beeinflußte unzureichende Beobachtungen in einem kleinen Lebenskreis: das sind die Grundfesten, auf denen ihre Theorie steht.

Einer ernsthaften Auseinandersetzung mit den Einzelheiten von Ruth Brés Ausführungen bedarf es daher nicht. Will man diese Theorieen einer eingehenden Kritik unterziehen, so wird man sie bei ihren ernster zu nehmenden und originaleren Vertretern, Bebel und Carpenter, aufsuchen. Was die Frauenbewegung nötigt, von dieser Broschüre Notiz zu nehmen, ist also keineswegs ihre sachliche Bedeutung. Es ist vielmehr einerseits die Erwägung, daß bei der Kritiklosigkeit so vieler Frauen die starke Reklame, mit der diese Schrift und andere ähnlichen Inhalts vertrieben werden, doch Erfolg haben könnte. Und andrerseits ist es der Umstand, daß diese Broschüre in ihrer unreifen Einseitigkeit eine ganze Richtung repräsentiert, eine Richtung, die sich der Frauenbewegung immer wieder aufdrängen möchte, und die sie deshalb im Interesse ihrer Selbsterhaltung energisch zurückweisen muß. Das ist um so notwendiger, als die Frauen dieser Richtung sich als die eigentlichen Vertreterinnen der durch die Frauenbewegung angeblich zu wenig berücksichtigten mütterlichen Instinkte der Frau geberden und das heiligste und selbstloseste Gefühl in der Frau, das Muttergefühl, in besonderem Maße für sich in Anspruch nehmen.

Im Hinblick auf diesen Anspruch wollen wir doch ihr Schlagwort „ein Kind und eine Zukunft" noch etwas näher untersuchen.

Wir können füglich absehen von der diesem Dogma augenscheinlich zu Grunde liegenden Annahme, daß das Kind des „freien Weibes" weder stirbt noch verdirbt, sich weder mit der Mutter auseinanderlebt, noch sie durch seine Charaktereigenschaften unglücklich macht, wie das den bedauernswerten Ehefrauen älteren Datums bisweilen geschah. Das alles muß wohl mit den psychischen Wandlungen, die das „freie Weib" bringen wird, unmöglich werden. Wir sind eben im Reiche der Phantasie, und so mag es denn gelten: ein Kind und eine Zukunft.

Digitized by Google

Eine Zukunft für die Mutter nämlich, die ihrem Empfinden Genüge getan, die für sich eine Glücksmöglichkeit geschaffen hat. Das ist das Charakteristische für das Mutterschaftsgefühl des „freien Weibes", daß nur die eigene Zukunft, nicht die des Kindes eine Rolle spielt.

Die wirkliche, echte und darum selbstlose Mutterliebe aber würde fragen: wie steht es um die Zukunft des Kindes? Welche Glücksmöglichkeiten, welche Möglichkeiten voller, freier, allseitiger Entwicklung schafft ihm die neue Gesellschaftsform?

Als eigentliche Voraussetzung dieser neuen Gesellschaftsform gilt ausgesprochenermaßen der Grundsatz, daß das Kind Eigentum der Mutter ist. Es wird garnicht einmal in Frage gezogen, ob bei der Trennung dieser Ehen, die „vielleicht ein paar Jahre, vielleicht ein paar Monate — oder Wochen" dauern — „bei mancher Frau vielleicht nur eine Nacht" — nicht auch der Vater irgend welche Ansprüche an den Besitz des Kindes haben solle. Alleinstehende „freie Weiber" mit einzigen „freien" Kindern werden daher einen wesentlichen Bestandteil der zukünftigen Gesellschaft eines neu etablierten „Mutterrechts" bilden. Gerade diesen Kindern also, die das Recht des Weibes auf die Mutterschaft so recht eigentlich zu dokumentieren bestimmt sind, werden alle die Glücks- und Entwicklungsmöglichkeiten entzogen, die das Aufwachsen in der Familie, die Erziehung durch Vater und Mutter in sich schließt. Daß die Familie, sei es aus allgemeinen wirtschaftlichen, sei es aus zufälligen individuellen Ursachen, oft in Wirklichkeit nicht diese Entwicklungsmöglichkeiten gewährt, erschüttert nicht die Tatsache, daß sie als Institution unendlich viel größere Garantieen dafür bietet, als eine einzelne Mutter sie ihrem einzigen Kinde zu bieten vermag. Und so hat sich denn doch tatsächlich die Familie als die Pflegestätte der aufwachsenden Generation seit den Urzeiten der Menschheit entwickelt, sie hat, wie unvollkommen sie auch insbesondere noch in bezug auf die Rechte der Frau sein mag, ein relativ sicheres und festes Dach über dem Kinde gebaut. Und nur unter diesem Dach ist dem Kinde eins gesichert, was von unserer verfeinerten Schätzung der Lebenswerte immer mehr in seiner Bedeutung gewürdigt werden wird: der Aufbau seiner geistigen Persönlichkeit in ihrem individuellen Gepräge, das nicht von der Mutter allein, sondern von Mutter und Vater geschaffen ist. Auf der Möglichkeit, die individuellen Werte, die mit einem neuen Menschen der Welt geschenkt werden, in vollem Maße zu entfalten, beruht aber im Grunde der Reichtum und die Aufwärtsbewegung unseres geistigen Lebens.

Wie steht es mit dieser Möglichkeit bei den Ehen, die „vielleicht ein paar Jahre, vielleicht ein paar Monate — oder Wochen, bei mancher Frau vielleicht nur eine Nacht" dauern? Der grausame Egoismus des Rechts auf die Mutterschaft schließt das Kind einfach von seinem besten Recht aus. Er erkauft das eigene Glück mit dem Glück der kommenden Generation.

* * *

Wie kommt es, daß das geschlechtliche Problem — denn um dieses, nicht um das Recht auf Mutterschaft, handelt es sich im Grunde — heute von so vielen Frauen mit so leidenschaftlichem Nachdruck diskutiert wird? Der Grund liegt klar genug auf der Hand. Die offenbare Polygamie des einen Geschlechts — der erzwungene Cölibat so vieler Angehöriger des andern, die so lange und ängstlich gewahrte Prüderie in der Erörterung sexueller Fragen, das alles hat zu einer Reaktion

Digitized by Google

geführt, die nun ihren Ausdruck findet. Und so manche Frau hat den Blick so lange starr auf dies eine Problem geheftet, bis sie sich an ihm blind gestarrt hat. Sie schiebt schließlich alles Unbefriedigtsein, alle in ihrer Individualität gegebenen Hemmungen für ein volles Lebensglück auf die eine Ursuche, mit der ihr das „Menschenglück" schlechthin verbunden scheint.

Worin besteht denn aber eigentlich das Glück für den höher entwickelten Menschen?

Formal gefaßt in der Möglichkeit, seine Persönlichkeit zu entfalten und zu betätigen; in ethischem Sinne inhaltlich bestimmt: in der Möglichkeit, den beiden großen Worten zu genügen „wirket, so lange es Tag ist" und „nicht mitzuhassen, mitzulieben bin ich da."

Nur wo die Verbindung zwischen Mann und Weib auch der Frau eine solche Möglichkeit gewährt, ist sie für sie zugleich eine Glücksmöglichkeit — vielleicht, denn das würde in der Natur der Dinge liegen, die höchste. Aber, das zeigt die Begriffsbestimmung, durchaus nicht die einzige. Und wenn der moderne Dichter, vielleicht auch unter dem Druck der erwähnten Probleme, einzig das Weib sieht, das nur ein „Weibesschicksal" will, so haben Größere vor ihm im Weibe den Menschen gesehen, der ein eigenes Menschenschicksal erlebt. So sprechen die dunklen Augen der Antigone, der zwingende Blick der Iphigenie von einem inneren Leben, das, losgelöst von der physischen Gebundenheit des Geschlechts, sich selbst erfüllt, indem es der Umwelt sein eigenes Gesetz aufprägt.

Die Fragen aber, die heut so tief und schmerzhaft in das Leben so vieler Frauen eingreifen, sind nicht durch Broschürenweisheit zu löseu. Ihre Ursachen liegen so weit verzweigt in den verschiedensten Gebieten unseres wirtschaftlichen Lebens und der Welt unserer sozialen Einrichtungen und sittlichen Begriffe, daß sie unmöglich von einem Punkte aus gehoben werden können. Die Frauenbewegung kann ihre Lösung nur mit vorbereiten helfen. Der Kampf gegen die Prostitution, gegen den Alkoholismus, der Kampf um bessere Arbeitsbedingungen für die Frau, um gesundere wirtschaftliche Verhältnisse und im Zusammenhang damit vermehrte Heiratsmöglichkeiten, um eine gerechtere Regelung des Familien- und des öffentlichen Rechts, eine tiefere Bildung, die alle menschlichen Beziehungen, vor allem die der Geschlechter, adeln hilft, das alles sind schwerwiegende Faktoren für diese Lösung. Und die Frauenbewegung ist sich selbst klar darüber, daß sie auf all diesen Gebieten arbeiten muß, um das sexuelle Leben auf eine natürlichere und gesundere Basis stellen zu helfen, auf der sich dann mit anderen menschlichen Verhältnissen auch die Formen der Ehe entsprechend wandeln können.

Immer aber wird der Frauenbewegung, der „organised mother-love," eins dabei maßgebend bleiben: das Glück der kommenden Generation.

Digitized by Google

Darf der Ehemann die Briefe seiner Frau öffnen?

Von

Dr. jur. Ernst Goldmann.

Nachdruck verboten.

Zu den wichtigsten Bürgschaften der politischen und individuellen Freiheit gehört der gesetzliche Schutz des Briefgeheimnisses, der heute in ganz Deutschland durchgeführt ist. Die Zeiten, wo die Regierenden und ihre Beamten sich das Recht nahmen, die Briefe der Untertanen nach Belieben zu erbrechen und zu lesen, sind vorüber; es waren die Zeiten der absolutistischen Willkür. Im konstitutionellen Staate gilt der Grundsatz, daß das Briefgeheimnis unverletzlich ist, und dieser Grundsatz ist den modernen Staatsbürgern so wichtig erschienen, daß sie ihn als ein „Grundrecht der Nation" in die Verfassungsurkunde aufgenommen haben. Er gilt aber auch für diejenigen deutschen Bundesstaaten, welche keine konstitutionelle Verfassung haben; denn das Reichsgesetz über das Postwesen vom 28. Oktober 1871 hat ihn als für das ganze Reich verbindlich von neuem ausgesprochen. Staatsbeamte, welche das Briefgeheimnis verletzen, insbesondere Postbeamte werden mit schweren Strafen bestraft. Nur für wenige Ausnahmefälle hat die Staatsgewalt die Befugnis erhalten, das Briefgeheimnis zu verletzen, aber diese Ausnahmen sind durch besondere Gesetze sanktioniert und können nur im Wege der Gesetzgebung erweitert werden.

Das Briefgeheimnis bedarf aber des Schutzes nicht nur gegenüber dem Staate und seinen Beamten, sondern auch gegenüber jeder Privatperson. Wer einen Brief oder eine andere Urkunde verschließt und adressiert, vertraut darauf und darf darauf vertrauen, daß nur der Adressat den Verschluß öffnen und den Inhalt erfahren werde. Der Verschluß hat ja eben den Zweck, den Inhalt des Briefes der allgemeinen, beliebigen Kenntnisnahme zu entziehen, die Vertraulichkeit des Inhalts unter den Beteiligten zu sichern. Wer den Verschluß unbefugt löst, greift also in die persönliche Rechtssphäre des Absenders oder des Adressaten ein, er macht sich einer Rechtsverletzung schuldig. Deshalb haftet er dem Geschädigten mit seinem Vermögen für allen entstehenden Schaden. Unser Recht geht aber in der Abwehr solcher Einmischungen und Übergriffe noch weiter: der Störer des Briefgeheimnisses wird obendrein in Strafe genommen, sobald es der Verletzte verlangt. Der § 299 unseres Strafgesetzbuchs sagt nämlich:

> Wer einen verschlossenen Brief oder eine andere verschlossene Urkunde, die nicht zu seiner Kenntnisnahme bestimmt ist, vorsätzlich und unbefugterweise eröffnet, wird mit Geldstrafe bis zu dreihundert Mark oder mit Gefängnis bis zu drei Monaten bestraft.
>
> Die Verfolgung tritt nur auf Antrag ein.

Der Staatsanwalt erhebt die Anklage also nur dann, wenn der Verletzte die Bestrafung ausdrücklich beantragt; wird aber der Strafantrag gestellt, so hat der Täter eine Geldstrafe, in schwereren Fällen eine Gefängnisstrafe zu erwarten.

Digitized by Google

Der Wortlaut des § 299 zeigt jedoch, daß nicht jedes Eröffnen fremder Briefe strafbar ist. Wer nur aus Versehen, aus Fahrlässigkeit handelt, kann nicht bestraft werden; nur die „vorsätzliche" Brieferbrechung wird geahndet. Bedeutungsvoller als diese erste Einschränkung des Paragraphen ist eine zweite, die sich aus dem Worte „unbefugterweise" ergibt: nur die unbefugte Brieferöffnung ist strafbar. Kann also der Angeklagte sich darauf berufen, daß er irgendwelche Befugnis hatte, den Brief zu öffnen, obwohl er nicht an ihn adressiert war, so muß er von der Anklage aus § 299 freigesprochen werden. Man kann sich denken, daß dieser Einwand von den Angeklagten am häufigsten erhoben wird und daß er bei der Anwendung und Auslegung des § 299 die größte Rolle spielt. Wir müssen uns deshalb die Frage vorlegen: Wer ist befugt, Briefe zu öffnen, welche nicht für ihn bestimmt sind?

Auf diese Frage bekommen wir weder von § 299 noch von den anderen Paragraphen des Strafgesetzbuches eine Antwort. Auch die übrigen Gesetze geben uns keine erschöpfende Auskunft. Wir müssen die in Frage kommenden Fälle vielmehr aus verstreuten Gesetzesstellen sammeln, zum Teil sogar aus dem Geiste der Gesetze und aus der Natur der Rechtsverhältnisse abzuleiten suchen. Eine Klasse solcher Fälle haben wir schon erwähnt — die Fälle, wo ausnahmsweise die staatlichen Organe zu einem Eingriffe in das Briefgeheimnis legitimiert sind. Es sind im einzelnen folgende Fälle: Der Untersuchungsrichter darf Briefe, die an den Beschuldigten gerichtet sind oder von ihm herrühren, in Beschlag nehmen und öffnen. Der Konkursverwalter hat das Recht, die an den Gemeinschuldner gerichteten Briefe in Empfang zu nehmen und zu öffnen. Die Postverwaltung darf unbestellbare Briefe zur Ermittlung des Absenders erbrechen. Alle diese Befugnisse beruhen auf ausdrücklichen Gesetzesvorschriften.

Wir gehen zu anderen Fällen über, die sich nicht unmittelbar aus dem Gesetze, wohl aber aus der Natur der Rechtsverhältnisse ergeben. Hier sei zunächst hervorgehoben, daß man durch einen Auftrag oder dergleichen dazu ermächtigt werden kann, die Briefe des Auftraggebers zu öffnen. So kann der Hausgenosse den Hausgenossen, der Vorgesetzte den Untergebenen, der Chef den Angestellten zur Eröffnung von Briefen ermächtigen. In allen derartigen Fällen ist der Beauftragte zur Öffnung befugt, er handelt ja nur als Stellvertreter des Adressaten. Es gibt auch Stellvertretung ohne ausdrücklichen Auftrag, Stellvertretung von Gesetzes wegen, und auch ein solcher Stellvertreter ist zur Brieferöffnung befugt. So darf z. B. der Vorsitzende eines Vereins oder einer Körperschaft die an den Verein oder die Körperschaft gerichteten Briefe öffnen. Dem Stellvertreter steht der Nachfolger im Rechte gleich: der Erbe darf die Briefe des verstorbenen Erblassers, der Erwerber eines Handelsgeschäfts die an die Firma gerichteten Briefe öffnen.

Die Fälle der letzten Gruppe, der wir uns jetzt zuwenden wollen, gehören sämtlich dem Familienleben an. Das Recht der Brieferöffnung kann nämlich auch aus dem persönlichen Verhältnisse der beiden Beteiligten, aus der Autorität des einen gegenüber dem anderen entspringen. Die Erziehungsgewalt, welche den Eltern zusteht, gibt ihnen das Recht und die Pflicht, die Korrespondenz des Kindes zu überwachen, seine Briefe zu öffnen und zu lesen. Das Gesetz hebt diese Befugnis zwar nicht besonders hervor, aber sie folgt einfach aus der Natur der Sache. Die Eltern müssen sich fortdauernd über den Verkehr, die Neigungen und Beschäftigungen des Kindes unterrichten, und es muß ihnen deshalb freistehen, die Briefe des Kindes zu öffnen.

Digitized by Google

Das gilt sowohl für die Briefe, welche an das Kind gerichtet werden, wie für diejenigen, welche das Kind an andere Personen schreibt. Eine Einschränkung kann diese Befugnis freilich dadurch erfahren, daß der minderjährige Sohn oder die Tochter bereits ein öffentliches Amt bekleiden; dann dürfen die Eltern natürlich nur solche Briefe eröffnen, welche zweifellos nicht Amtsbriefe sind. — Den Eltern ist der Vormund vom Gesetze gleichgestellt, auch er hat das Recht und die Pflicht der Erziehung seines Mündels, und deshalb ist auch ihm die Befugnis zur Brieferöffnung zuzusprechen. Aber auch allen sonstigen Erziehern werden wir diese Befugnis zuerkennen müssen; auch sie müssen die Korrespondenz ihrer Zöglinge frei überwachen können. Wir erachten deshalb die Leiter von Pensionen und ähnlichen Anstalten für befugt, die Briefe der ihnen zur Erziehung übergebenen Personen zu öffnen. Nur der Briefwechsel der Zöglinge mit ihren eigenen Eltern oder Vormündern ist davon ausgenommen.

In allen diesen Fällen ist es die Erziehungsgewalt, die Autorität des Erziehers gegenüber dem Minderjährigen, die das Recht zur Briefkontrolle begründet. Die Erziehungsgewalt erreicht ihr gesetzliches Ende mit der Volljährigkeit des Zöglings, regelmäßig also mit der Vollendung des 21. Lebensjahres. Sie endigt dagegen nicht mit dem Ausscheiden des Minderjährigen aus dem elterlichen Haushalt. Das Ausscheiden führt nur in einem Falle schon vor der Volljährigkeit des Kindes zur Beendigung der Erziehungsgewalt: wenn eine minderjährige Tochter heiratet.[1]) Das Erziehungsrecht der Eltern hört also stets mit der Verheiratung der Tochter auf. Tritt nun etwa der Ehemann der Tochter an die Stelle der Eltern? Geht auf ihn die Erziehungsgewalt über? — Nein! Das Bürgerliche Gesetzbuch erkennt nirgends ein Erziehungsrecht des Ehemannes gegenüber der Ehefrau an. Ein solches Recht würde sich auch wunderlich genug ausnehmen; man braucht sich nur vorzustellen, daß der Mann seine Frau zum Zwecke der Erziehung in eine Besserungsanstalt geben dürfte!

Wenn aber der Mann nicht der Erzieher der Frau ist, so hat er auch nicht die Berechtigung, ihre Korrespondenz zu überwachen und ihre Briefe zu öffnen. Das ist eine Schlußfolgerung, die ebenso klar wie einfach ist. Und doch gibt es eine große Anzahl von Juristen, welche dem Ehemanne die Befugnis zuerkennen, die Briefe der Frau zu öffnen und zu lesen, und sie erstrecken diese Befugnis nicht bloß auf alle Briefe, welche die Ehefrau empfängt, sondern auch auf alle Briefe, welche sie dritten Personen schreibt. Sie gründen das Recht des Mannes zwar nicht auf ein Erziehungsrecht, wohl aber auf das vom Gesetz gewollte Übergewicht des Mannes in der Ehe. Deshalb ist es auch nur ein Recht des Mannes, nicht etwa ein gegenseitiges Recht der Ehegatten. Als Vertreter dieser Ansicht nennen wir die Kriminalisten Blum, von Kirchmann, Franz und Hugo Meyer und Schwarze, denen sich in neuester Zeit auch Delius angeschlossen hat.[2]) Eine nähere Begründung geben diese Schriftsteller nicht; das hat aber Professor Kohler in seinem Aufsatze über „Das Recht an Briefen" (1893) getan, auf den wir später noch zu sprechen kommen.

[1]) Vergl. § 1633 des Bürg. Gesetzbuchs. Wir bemerken dazu, daß die Frauen mit 16 Jahren heiratsfähig werden, während die Männer nicht vor der Volljährigkeit heiraten dürfen. Deswegen beschäftigt sich § 1633 nur mit den Töchtern.

[2]) Als Herausgeber der 14. Auflage des verbreiteten Kommentars zum Strafgesetzbuche von Oppenhoff (1901), beim § 299.

Digitized by Google

Wenn wir die Richtigkeit dieser Ansicht, die sich auf das Rechtsverhältnis zwischen Mann und Frau stützt, nachprüfen wollen, müssen wir das sogenannte persönliche Eherecht des Bürgerlichen Gesetzbuchs näher betrachten. Es kommen für unser Thema nur die §§ 1353 und 1354 in Betracht, in erster Reihe § 1354. Er hat folgenden Wortlaut:

> Dem Manne steht die Entscheidung in allen das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten zu; er bestimmt insbesondere Wohnort und Wohnung.
>
> Die Frau ist nicht verpflichtet, der Entscheidung des Mannes Folge zu leisten, wenn sich die Entscheidung als Mißbrauch seines Rechtes darstellt.

Daß diese Bestimmung des Gesetzes dem Manne ein Übergewicht über die Frau verleiht, daß danach der Mann in allen das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten das letzte Wort hat, ist sicher; unsicher aber ist, welche einzelnen Angelegenheiten unter diese Bestimmung fallen. Das Gesetz führt als Beispiel die Wahl des Wohnorts und der Wohnung an, überläßt es aber im übrigen der Wissenschaft und dem Richter, festzustellen, ob eine Angelegenheit das gemeinschaftliche Leben der Eheleute betrifft oder nicht. Wollen wir entscheiden, wie weit das Bestimmungsrecht des Mannes reicht, so müssen wir dem Willen des Gesetzgebers tiefer nachspüren und aus der Entstehungsgeschichte des Paragraphen zu ermitteln suchen, welche einzelnen Angelegenheiten gemeint sind. Dort finden wir in der Tat die nötige Aufklärung.

In der Reichstagskommission, welche über den Entwurf beriet, fand der § 1354 starken Widerspruch. Einige Mitglieder verlangten die Streichung des Paragraphen, weil er die Ehe zu einem Hörigkeitsverhältnis für die Frau gestalte, während man die volle Gleichberechtigung beider Teile in der Ehe feststellen müsse. Die Mehrheit der Kommissionsmitglieder war aber der Ansicht, daß der Mann das natürliche Haupt der Ehe sei und daß die Frau sich bei Meinungsverschiedenheiten ihm unterordnen müsse, weil sonst die Familienbande gelockert würden. Der Paragraph wurde also nicht gestrichen. Bei der Beratung im Plenum des Reichstags wurde aber der Widerspruch von neuem rege. Die Abgeordneten Traeger und Rickert traten in längeren Reden für die Streichung des § 1354 ein, und die Sozialdemokraten stellten sogar den Antrag, die volle Gleichberechtigung der Ehefrau ausdrücklich im Gesetze auszusprechen.[1]) Namens der Reichsregierung trat ihnen Geheimrat Prof. Planck als Verteidiger des § 1354 entgegen. Seine Ausführungen sind von der größten Wichtigkeit, weil er der Hauptredaktor des Bürgerlichen Gesetzbuchs, außerdem aber der spezielle Bearbeiter des Familienrechts gewesen ist. Planck hat damals folgendes ausgeführt:

Die Auffassung, daß der § 1354 eine Vorherrschaft des Mannes in der Ehe begründe, ist nicht richtig. Zum vollen Verständnis des § 1354 muß der § 1353 herangezogen werden, dessen erster Absatz lautet:

> Die Ehegatten sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet.

Hier ist der grundlegende Satz des ganzen persönlichen Eherechts ausgesprochen: die Eheleute sollen ihre Lebensgemeinschaft so einrichten, wie es die rechte eheliche

---

[1]) Der Bund deutscher Frauenvereine schlug in seiner Petition an den Reichstag vor, dem § 1354 folgende Fassung zu geben: „In den das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten entscheidet gegenseitiges Übereinkommen."

Digitized by Google

Gesinnung erfordert. Das Gesetz bestimmt also nicht, daß der Mann in der Ehe mehr zu sagen hat als die Frau, sondern bestimmt nur, daß jeder der Ehegatten von seiner Selbständigkeit soviel zu opfern hat, als das Wesen und das Interesse der Ehe erfordert. Nach diesem Prinzip sind alle schwereren Konflikte der Ehegatten zu lösen; sind sie unlösbar, so bleibt als letzter Ausweg nur die Scheidung übrig. Das Gesetz erkennt also stillschweigend die grundsätzliche Gleichberechtigung beider Ehegatten an. Die Vorschrift, welche der § 1354 gibt, hat mit dieser Prinzipienfrage nichts zu tun; sie hat nur die tausendfältigen Fragen des täglichen Lebens im Auge, die doch entschieden werden müssen, wenn die Eheleute eine wirtschaftliche Gemeinschaft führen sollen. Gerade deshalb, weil beide Ehegatten gleichberechtigt sind, muß das Gesetz bestimmen, was bei Meinungsverschiedenheiten in diesen Fragen geschehen soll. Es handelt sich also nur um Fragen des praktischen Lebens, wie die Wahl der Wohnung und des Wohnorts. Fernere Beispiele bilden die Fragen, wie das gemeinschaftliche Leben einzurichten ist, in welchem Zimmer gewohnt, um welche Zeit gegessen werden soll, — alles äußerliche, an sich gleichgiltige Dinge, welche das innere Wesen der Ehe nicht berühren. Hier soll nun die Meinung des Ehemannes maßgebend sein, weil das der natürlichen Auffassung entspricht.

Damit haben wir die Ansicht Plancks und den wahren Sinn des § 1354 wiedergegeben, und wir wissen jetzt, daß die Worte „alle das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten" sich nur auf solche Angelegenheiten beziehen, welche sich aus der äußerlichen, praktischen Lebensführung ergeben. Es ist ganz verfehlt, aus § 1354 eine eheherrliche Gewalt oder eheherrliche Vormundschaft herzuleiten. Die Frau des Bürgerlichen Gesetzbuchs steht als gleichberechtigte Persönlichkeit neben dem Manne, sie ist nicht weniger mündig, als er es ist. Ferner betrifft der § 1354 nur solche Angelegenheiten, welche beide Ehegatten gleichermaßen angehen, also reine Eheangelegenheiten. Weiter reicht das Bestimmungsrecht des Mannes nicht. Aus dem § 1354 kann deshalb eine Befugnis des Mannes, die Briefe der Frau zu eröffnen, nicht entnommen werden. Der Mann kann nicht sagen: die Frage, ob ich die Briefe meiner Frau öffnen darf oder nicht, entscheide ich dahin, daß ich mir dieses Recht zuspreche. Denn die Korrespondenz der Ehefrau ist keine das gemeinschaftliche Leben betreffende Angelegenheit, — so wenig wie die des Mannes. Man wird dagegen einwenden, daß sich der Briefwechsel immerhin auf gemeinschaftliche Angelegenheiten im Sinne des § 1354 beziehen könne. Dieser Einwand ist aber nicht stichhaltig, weil der Briefwechsel selbst durch seinen Inhalt noch nicht eine gemeinschaftliche Angelegenheit wird: das Korrespondieren als solches ist eine eigene Angelegenheit jedes Ehegatten. Das Brieferöffnungsrecht des Mannes würde also einen Eingriff in das Individualrecht der Frau bedeuten, eine Bevormundung, die ihre persönliche Würde verletzt.

Kohler freilich meint in seinem bereits genannten Aufsatz, der Mann müsse Einblick in alle Beziehungen der Frau haben, er habe das Recht, alle das Eheleben störenden Einflüsse abzuwenden, er sei der Wahrer der Würde des Hauses und ihn treffe es, wenn die Ehre des Hauses einen Makel erfahre. Deshalb dürfe der Mann die Briefe der Frau öffnen. Wir aber meinen, daß die von Kohler aufgeführten Eigenschaften und Rechte gerade so gut der Frau wie dem Manne zukommen, daß die Frau nicht weniger als der Mann die Ehre und Würde des Hauses zu vertreten hat. Auch sonst gibt Kohler hier merkwürdige Anschauungen zum Besten. Nach seiner Ansicht

Digitized by Google

darf nämlich der Mann Briefe an die Frau einfach für sich behalten, wenn er glaubt, daß sie zur Mitteilung an die Frau nicht geeignet sind; er braucht ihr nur mitzuteilen, daß er auf die Briefe Beschlag gelegt habe. Hat der Ehemann Grund zum Verdacht der Untreue, so darf er die Briefe der Frau sogar stillschweigend zurückbehalten, um sie im Scheidungsfalle als Beweismittel zu verwerten. Die Frau hat ihrerseits kein derartiges Kontrollrecht gegen den Mann, auch nicht für den Fall, daß sie guten Grund zum Verdacht des Ehebruchs hat. Denn das wäre „ein schwerer Eingriff in die dem Ehemann zustehende Autorität und Obmacht"!! Auch ein Durchwühlen der Schränke, die der Mann aus Versehen unverschlossen ließ, wäre nach Kohler ein schwerer Frevel der Frau, und das Gericht muß nach seiner Ansicht einen auf solche Weise erlangten Brief als Beweismittel ablehnen!! Danach darf also der Mann dem Ehebruch der Frau rücksichtslos nachspüren, die Frau aber dem Ehebruch des Mannes nicht, — denn der Mann ist ja „der Wahrer der Würde des Hauses"! — Wie man solche Ungerechtigkeiten heute noch für Recht ausgeben kann, ist geradezu unverständlich.

* * *

Aus § 1354 des Bürgerl. Gesetzbuchs läßt sich also die Befugnis des Ehemannes zur Brieferöffnung nicht herleiten. Man kann aber versucht sein, sie auf den zweiten in Frage kommenden Paragraphen zu stützen, auf den Satz des § 1353: „Die Ehegatten sind einander zur ehelichen Lebensgemeinschaft verpflichtet." Nach dieser Vorschrift müssen die Ehegatten alle diejenigen Pflichten gegeneinander erfüllen, welche die echte und rechte Ehe erfordert. Zu diesen Pflichten gehört zweifellos auch die vollste gegenseitige Aufrichtigkeit; das bedarf keines Beweises. Man kann nun daran denken, aus der Pflicht der Ehefrau zur Aufrichtigkeit das Recht des Mannes zur Brieferöffnung herzuleiten. Tut man das, so muß man für alle Fälle auch der Frau das Recht geben, die Briefe des Mannes zu öffnen; denn die Verpflichtung zur Aufrichtigkeit besteht auch für den Mann. Wir sind aber anderer Meinung. Aus der Pflicht des einen zur Aufrichtigkeit folgt noch nicht das Recht des anderen zur Brieferöffnung. Kann auch jeder Ehegatte verlangen, daß ihm der andere alle für ihn wichtigen Angelegenheiten mitteilt, so darf er diese Mitteilung doch nicht durch Gewaltmaßregeln erzwingen. Die eigenmächtige Öffnung der Briefe des anderen Ehegatten wäre eine Gewaltmaßregel, die im Widerspruch mit der persönlichen Achtung steht, auf welche die Ehegatten gegenseitig Anspruch haben. Solche Maßregeln sind geradezu geeignet, das Vertrauen und die innere Gemeinschaft zu vernichten.

Man kann sagen, wo der Mann die Briefe der Frau gegen ihren Willen öffnet, da ist der eheliche Friede bereits gestört, da lebt man nicht mehr in der rechten Ehegemeinschaft. Je mehr sich aber Eheleute einander entfremden, desto weniger ist das Öffnen von Briefen zu rechtfertigen. Wo die volle innere Lebensgemeinschaft nicht mehr vorhanden ist, da entfallen die sittlichen Pflichten des § 1353, also auch die Pflicht zur Aufrichtigkeit. Tritt noch die Aufhebung der äußerlichen Gemeinschaft hinzu, trennen sich die Eheleute auch räumlich, so hört das Brieferöffnungsrecht ganz gewiß auf. Und doch kommen gerade in diesen Fällen Vergehen des Mannes gegen § 299 des Strafgesetzbuchs am häufigsten vor. Die Frau hat den Mann verlassen, aber ihre Briefe werden weiter in der Ehewohnung abgegeben; da ist die Versuchung für den Mann, die Briefe zu erbrechen und sich auf diesem Wege

Digitized by Google

vielleicht Beweismaterial gegen die Frau zu verschaffen, besonders groß. Selbst unsere Gegner geben zu, daß der Mann bei dieser Sachlage das Briefgeheimnis verletzt und bestraft werden muß.

Es sprechen noch andere Gründe gegen den Versuch, das Brieferöffnungsrecht aus § 1353 des Bürgerl. Gesetzbuchs herzuleiten. Die Pflicht zur Aufrichtigkeit ist nicht so zu verstehen, daß jeder Ehegatte bis in die kleinsten Kleinigkeiten offen sein müßte, daß er keine einzige Angelegenheit, keinen einzigen Gedanken für sich behalten dürfte. Man darf die sittlichen Pflichten nicht überspannen. Zwei Eheleute sind immer noch zwei selbstständige Menschen, sie werden durch die Ehe nicht zu einer einzigen Person. Jeder Ehegatte behält eine Menge eigenen Fühlens, Denkens und Erlebens zurück, auch wenn er sich dem anderen mit voller Seele hingibt: es gibt nicht nur materielles, sondern auch seelisches Vorbehaltsgut, und dieses Vorbehaltsgut wird um so größer sein, je verschiedener das Paar nach Herkunft, Erziehung und Erfahrung ist. Vor diesen Tatsachen des wirklichen Lebens muß die Pflicht zur Aufrichtigkeit Halt machen, und insoweit muß natürlich auch das Briefgeheimnis unter Eheleuten geschützt sein.

Noch eine weitere, sehr wichtige Erwägung spricht gegen das Brieferöffnungsrecht des Ehegatten, die Erwägung, daß nicht nur Geheimnisse der Ehegatten, sondern oft auch Geheimnisse anderer Personen im Spiele sind. Es ist nichts Seltenes, daß ein Mann dem Ehemann, eine Frau der Ehefrau Mitteilungen macht, Gedanken und Tatsachen anvertaut, die nicht für den anderen Ehegatten bestimmt sind. Wir brauchen beispielsweise nur an Ehrenhändel beim Manne, an Frauenangelegenheiten bei der Frau zu denken. Gibt man in diesen Fällen dem anderen Ehegatten das Recht der Brieferöffnung, so greift man gesetzwidrig in das Briefgeheimnis dritter Personen ein. Eigentlich müßte schon diese eine Überlegung genügen, um unsere Ansicht, daß der Mann die Briefe seiner Frau nicht öffnen darf, zu rechtfertigen.

Noch sicherer wird dieses Ergebnis, wenn wir die häufigen Fälle ins Auge fassen, wo einer der Ehegatten ein Amt bekleidet oder einen Beruf ausübt, welche zur Verschwiegenheit verpflichten. Wo bleibt die Schweigepflicht des Staatsbeamten, wenn die Ehefrau seine Briefe öffnen darf? Wo bleibt die Pflicht des Rechtsanwalts, des Notars, des Arztes, des Apothekers und der Hebamme und ihrer Gehilfen, die ihnen anvertrauten Privatgeheimnisse der Klienten und Patienten zu verschweigen, wenn die Ehefrau oder der Ehemann deren Briefe öffnen dürfen? Man bedenke nur, daß diese Personen wegen Offenbarung solcher Privatgeheimnisse in Strafe genommen werden können! Nach der herrschenden Ansicht ist es der Ehefrau allerdings untersagt, die Briefe des Mannes zu eröffnen, und damit wird dieser Teil der Fälle erledigt; soll aber für die Hebamme und die Arztin etwas anderes gelten? Oder für die zahlreichen Gehilfinnen der Rechtsanwälte und Apotheker? Für diese Fälle müssen auch unsere Gegner zugeben, daß der Ehemann das Recht zur Brieferöffnung nicht haben darf, und diese Ausschließung muß sich auf alle Briefe der Frau erstrecken; denn der Außenseite des Briefes kann man es fast niemals ansehen, ob er ein beruflicher oder privater Brief ist. Unsere Gegner sehen in diesen Fällen nur Ausnahmen vom Prinzip; wir aber sehen darin eine neue und sehr kräftige Bestätigung der Ansicht, daß kein Ehegatte die Briefe des anderen eigenmächtig öffnen darf.

* * *

Digitized by Google

Wir sind am Ende unserer Untersuchung. Sie hat uns gezeigt, daß der Ehemann das Briefgeheimnis seiner Frau nicht weniger zu achten hat als jede andere Person. Auch er wird, wenn er das Briefgeheimnis verletzt, gemäß § 299 des Strafgesetzbuchs bestraft, wenn es die Ehefrau beantragt.[1]) Natürlich sind solche Anträge selten, solange die Eheleute zusammen leben; die meisten Strafanträge dieser Art stammen von Ehefrauen, die getrennt von ihrem Manne leben. Das gesetzliche Prinzip erfährt übrigens auch eine gewisse Einschränkung: jeder Ehegatte ist als befugt zur Eröffnung eiliger Briefe des anderen Ehegatten zu erachten, wenn letzterer schwer krank oder auf längere Zeit verreist ist; er handelt dabei als Vertreter des Adressaten in dessen eigenem Interesse. In der Praxis wird es auch noch andere Fälle geben, wo der Richter nach den besonderen Umständen des Falles die Brieferöffnung für erlaubt und gerechtfertigt ansehen kann; aber diese Fälle ändern nichts an dem Prinzip, welches wir als den wahren Willen des Gesetzes ermittelt haben.

Werfen wir schließlich noch einen Blick auf das ausländische Recht, so finden wir nur ein einziges Gesetzbuch, das den Ehemann ausdrücklich zur Brieferöffnung ermächtigt; es ist das spanische Strafgesetzbuch (art. 512). In Frankreich gibt es noch kein Strafgesetz gegen die Verletzung des Briefgeheimnisses durch Privatpersonen; die bürgerlichen Gerichte aber stehen auf dem Standpunkt, daß der Ehemann den Briefwechsel der Frau kontrollieren und die Briefe öffnen darf. Das hängt wohl mit der besonderen Auffassung zusammen, die die Franzosen von der Stellung der Ehefrau haben; es walten hier dieselben rückständigen Anschauungen, die bei uns Kohler vertritt. In England ist ein solches Privileg des Ehemannes nicht anerkannt; Kohler liest es fälschlich aus der Post office Act von 1891 heraus. In Italien endlich ist die Rechtslage dieselbe wie bei uns. Der art. 159 des codice penale beginnt wie unser § 299 mit den Worten: chiunque apre indebitamente una lettera etc., und sagt auch nicht, wer eigentlich indebitamente (unbefugt) handelt. Deshalb streiten sich auch dort die Juristen darüber, ob der Ehemann die Briefe seiner Frau öffnen darf oder nicht. Während z. B. Pincherli die Frage bejaht, hat sich Giannini (Archivio giuridico Bd. 47, S. 620) ohne Einschränkung zu der von uns vertretenen Ansicht bekannt; ob ihm die italienischen Gerichte gefolgt sind, haben wir leider nicht feststellen können.

---

[1]) Erfreulicherweise hat sich auch der Oberreichsanwalt Olshausen, der angesehenste Interpret des Strafgesetzbuchs, in der neuesten Auflage seines Kommentars (1901) auf diesen Standpunkt gestellt, so daß eine Wandlung in der herrschenden Rechtsanschauung zu erwarten steht.

Digitized by Google

In neuer Spiegelung.

Von

W. Fred.

Nachdruck verboten.

„Ich bin nicht Mutter, habe keine Mutter,
bin kein Geschwister, habe kein Geschwister,
lieg' vor der Tür und bin doch nicht der Wachhund,
ich red' und stehe doch nicht Rede, lebe
und lebe nicht, hab' langes Haar und fühle
doch nichts von dem, was Weiber, heißt es, fühlen . . ."

Ein verlassener, in der Tiefe der Brust versengter Mensch kreischt schrill auf . . . . Hamletisch' Schicksal ist einer Frau beschieden gewesen. Tausendfach verstärkt, verschärft durch niedrigste Demütigung, durch vollste Einsamkeit trägt ein Weib in sich des Dänenprinzen Rachepflicht und Racheluſt. Das Kind füllt der eine Gedanke, Blut mit Blut zu sühnen, der Jungfrau löst die Scham, die Schleier, die sonst der Welt Schrecken hold verhüllen, eine grause Vorstellung: das Richtbeil zu schwingen. Und wenn eine Hoffnung nach einem Menschen aufkeimt, wenn Liebe zu Schwester und Bruder quillt — so ist auch solcher Sehnsucht Ziel nur gellende Rache, Blutdurst, ein Taumel grausamster Vergeltung. Das Haupt ist ausgebrannt, die Seele ist verzehrt, aus einem jungen Weib hat die Kraft fremder Triebe eine Erinye gemacht, eine gierige Mänade, ein wildes Tier, das eine Luſt nur beherrscht, ein Zukunftswunsch zerfressen hat: den Mord am Vater soll der Tod der Mutter und des Buhlen aufwägen. Des Weibes Schicksal ist ihr fremd; sie hat erlebt, wie Kinder ihre Mütter hassen, verachten, in elenden Tod hetzen; sie kann nicht wünschen, daß ihrem Schoß eine heilige Frucht erwachse, ein neues Leben sich von ihrem löse, das ihrem doch auf ewige Zeit zu Luſt und Leid verbunden ist . . . . Diese kräftigste Melodie tönt nicht im Ohr Elektras. Die Kindespflicht hat ihr die Mutterſehnsucht aus dem Herzen gerissen. Die zarte, warme Schwester Chrysothemis ist voll von dieser Weisheit, dieser Sehnsucht. Einen geliebten Mann will sie, und sei's ein armer Knecht. Die Last werdenden Lebens will sie spüren; schwer tragen und schmerzlich gebären; die lang verhaltene Mutterluſt endlich ausströmen lassen, „aus schweren Brüsten Kinder säugen". Reich werden, wie sie bisher allzu lange Zeit arm war. Reich wie nur Mütter sind — arm wie nur einsame, absterbende Pflänzchen. Neben Elektra wuchs die Chrysothemis im gleichen Schicksal, zu so abgründig verschiedener Art. Die Vergangenheit zu sühnen ist Elektra auf der Welt; und ihre verdorrten Arme sind zu schwach zur Tat. Sie kann sie nur ausstrecken nach Orest, dem Bruder, der vollbringt, wonach sie lechzt. An ihr vorbei aber wuchs die kleine Schwester, der keine Heldengröße, keine Übermacht heroischer Gefühle die Brust sprengt, die keine aufs äußerste gespannten Nerven, aber wache, verlangende Sinne hat, und begehrt die Zukunft, des Weibes Schicksal. Und wir, in neuen Gefühls-

Digitized by Google

kreisen erwachsene Menschen, erleben die Tragik des antiken Mythos mit tausendfältigem Schmerz, in quälendster Erschütterung gerade durch dieses Gegenspiel und Gegenbild, durch dieses neue Moment, das der antiken Fassung fremd, der Göttersage nie eigen gewesen ist.

Darum ist die „Elektra" des Wiener Künstlers Hugo von Hofmannsthal[1]) eine neue Dichtung, so neu wie Goethes Iphigenie, wie irgend eines ewigen Stoffes neue Durchdringung eben sein kann. Die Scenenfolge mag da und dort dem Sophokles genommen sein. Das, was allein einer Dichtung die Form und das Wesen gibt: die Gruppierung, der Untergrund von Stimmungen und Gefühlen, aus denen die Geschehnisse erwachsen, ist frei von aller antiken Art. Denn der Sinn der Dichtung — antiker Seele weit fremder als unserer — ist die bange Frage: Müssen wir die Vergangenheit fortzeugen lassen, müssen wir unfruchtbar bleiben, der Zukunft verschlossen? Können wir nicht aus dem Finstern ins Helle schreiten, der anderen, die wir gestern und ehedem waren, Unglück vergessen und alle Rache sein lassen? Der Weiber Amt ist neuzuknüpfen . . .

Wie sich die Menschen unter der Faust des übermächtigen Schicksals erweisen, zeigt die Tragödie. Menschen, arme, nervöse, gepeitschte Menschen sind die Gestalten der Hofmannsthalschen Elektra; der Götter und Halbgötter Reich ist zermorscht, zerflattert. Und indes Elektras grauenvolle Krankheit, ihre irre Seele uns peinigt, indes Klytaimnestras Unseligkeit uns in der abscheulichsten, untreuen Gattenmörderin die arme Geplagte verspüren läßt, und die endliche Sühne Elektras letzte Energien in einen wüsten Tanz zusammenpeitscht — weht von der Fruchtbarkeit der Chrysothemis zu uns ein starker, voller Duft der Menschlichkeit. Und um so grauser erleben wir die Tragödie.

„— — — Eh ich sterbe,
will ich auch leben! Kinder will ich haben,
bevor mein Leib verwelkt, und wär's ein Bauer
dem sie mich geben, Kinder will ich ihm
gebären und mit meinem Leib sie wärmen
in kalten Nächten, wenn der Sturm die Hütte
zusammenschüttelt . . ."

„— — — Mit Messern
gräbt Tag um Tag in dein und mein Gesicht
sein Mal und draußen geht die Sonne auf
und ab, und Frauen, die ich schlank gekannt hab',
sind schwer von Segen, mühen sich zum Brunnen
und heben kaum den Eimer, und auf einmal
sind sie entbunden ihrer Last und kommen
zum Brunnen wieder und aus ihnen selber
rinnt süßer Trank und säugend hängt ein Leben
an ihnen, und die Kinder werden groß —
und immer sitzen wir hier auf der Stange
wie angehängte Vögel, wenden links
und rechts den Kopf und niemand kommt, kein Bruder,
kein Bote von dem Bruder, nicht der Bote
von einem Boten, nichts! Viel lieber tot,
als leben und nicht leben. Nein, ich bin
ein Weib und will ein Weiberschicksal."

[1]) Die Buchausgabe: Bei S. Fischer, Berlin 1903.

Digitized by Google

— — — „Ein Weib und will ein Weiberschicksal"; das ist der neue Ton. In diesen prachtvollen Versen ist der Künstler Hugo von Hofmannsthal ein eigener und voller Dichter geworden. Die verdorrte Elektra, ein gehetztes, wildes Tier und Chrysothemis, in der alles nach Fruchtbarkeit, nach neuer Zukunft drängt — das ist die neue Spiegelung, die der ewige Stoff von der Mütter Sünde, dem fortzeugenden Verbrechen, der tragischen Schuld bis ins ferne Geschlecht erhalten hat.

(Hier muß angemerkt werden, daß im „Kleinen Theater" zu Berlin, dem wir die endliche Lösung vom gleichgiltigen Theaterspiel mehr oder weniger zu danken haben, Frau Eysoldt und Fräulein Höflich diese beide Frauen mit einer Kraft und Größe gestaltet haben, daß keine Seele unerschüttert bleiben konnte.)

* * *

Das neue Trauerspiel Gerhart Hauptmanns „Rose Bernd"[1]) zeigt Gleiten, Kämpfen, Irren, Zerschellen und Ermatten einer armen Magd. Sie wird sündig, es ist ihr Schicksal sündig zu werden. Man kann keinen anklagen, daß sie es ward, auch sie nicht. Oder man muß sie alle Verbrecher heißen, die dieses frische Kind ins Straucheln brachten und allein ließen und demütigten und in Wirrsale führten, denen ihr zerquälter Leib und ihre zage Seele nicht Widerstand halten konnten; und man muß sie selber schelten, sie eine Dirne und ein schwaches Geschöpf und eine Kindesmörderin heißen, die doch nur wie alle um sie den Trieben nicht widerstehen konnte, den Gewalten der zwingenden Natur. Die wirklich prachtvolle Gerechtigkeit, mit der Gerhart Hauptmann den Menschen seines Schauspiels Fruchtbares und Hemmendes, Starkes und Schwaches zuteilte, sodaß man sie alle begreift und keinen einzelnen als Bösewicht und Schuldträger bezeichnen kann, — ist mir denn auch das Schönste an dieser Dichtung, die leider auch diesmal schlackenhaft und unsicher, noch nicht zur Fülle und Reife gediehen, aus des Dichters Hand ins Bühnenhaus getragen wurde.

„Ma sellde vielleicht doch ane Mutter han . . ." so bricht es aus Rose Bernd hervor, die allein im Unglück steht trotz mancher Liebe, die sich ihr zuneigt. Der Vater ist ihr fern, in pietistisch frömmelnder Enge begrenzt; der Bräutigam scheint der natürliche Feind des Mädchens, die einem anderen Mann gehört hat; der Verführer, der Geliebte ist unfrei, und sie trennt sich von ihm, um ihrem Kinde einen Vater zu geben; einer gütigen Frau, die helfen will, kann sie sich nicht offen hingeben, denn die ist des Geliebten Ehefrau. Und eine Mutter hat sie nicht, die nun selbst Mutter werden soll.

Die Rose Bernd ist ein herzhaftes, schönes, kräftiges und braves Mädel gewesen, und lange hat es sie nicht angefochten, daß ihr die Männer immer über den Weg gelaufen sind und ihrer jungen Kraft nachgestellt haben. Bis dann die Liebe auffunkelte, und Wald, Wiese, Weidenbusch und Sonnenstrahl Zeuge der Zärtlichkeit wurden, die sie mit Christian Flamm vereinte. Sie lieben sich, aber sie können nicht zueinander; denn Flamm, der Wohlhabende unter den Landproletariern, zu denen Rose gehört, hat daheim eine kranke, gebrechliche Frau sitzen, der er äußerlich wie innerlich fürs Leben verbunden ist und die vom Rollstuhl aus durch Bretter sehen kann, klug und gut ist, die milde Weise dieses Menschenkreises. Sie hat's erfahren, wie das mit Männern und Weibern ist, die vom Geschlechte gehetzt werden, und sie, deren Sinne

[1]) Die Buchausgabe: Bei S. Fischer, Berlin 1903.

Digitized by Google

längst in Milde umgebogen sind, kennt die eine Triebkraft des Lebens, die uns geschaffen hat und uns zu Schöpfern macht. Sie hätte helfen können . . . Aber Rose ist einem gierigen Mann ins Netz gegangen, der ihre Liebschaft entdeckt hat, der mit Enthüllung droht. Und Rose will sich retten, den Vater schonen, dem Kinde, das wächst, Unterschlupf geben. Man hält immer einen Arm in die Höhe, will was aus dem Feuer retten, da brechen sie einem alle Knochen entzwei — das ist Rose Bernd's Geschick. Sie geht zu Streckmann, um ihn zu kaufen und hat sich doch nicht losgekauft. Der hat Blut geleckt; ist eifersüchtig, jähzornig, gereizt, kein kalter Hund, sondern einer, der die Weiber verachtet und sich, weil er sie braucht. Darum als einmal die Sonne heiß übers Feld brennt und alle Fruchtbarkeit in die schwüle Luft drängt, stoßen die Gewalten aneinander, Streckmann bedrängt Rose, der Bräutigam und der Vater kommen hinzu, eine Keilerei entsteht, dem Bräutigam stößt Streckmann ein Auge aus und geht weg, die Rose schmähend: „Frovolk, die mit aller Welt a Gestecke hat . . ."

Nun ist's um Rose Bernd geschehen. Sie weiß nicht aus, noch ein. Die Frau, die sich dem Einen aus der Fülle ihrer Liebe gegeben hat, vom Andern sich widerwillig und von roher Gewalt hat nehmen lassen, ist jetzt preisgegeben. Der Vater hat geklagt, ihre Ehre sei verletzt. Und Streckmann tritt, um im Bereich juridischer Wirklichkeit zu bleiben, den Wahrheitsbeweis an. Flamm sagt unter Eid die Wahrheit, auch Streckmann, nur Rose Bernd wird meineidig. Sie lügt nunmehr zäh und frech, lügt, leugnet alles. Sie läßt sich nicht mehr helfen. Ein wüster Zorn, dräuende Wut über alles und alle füllt sie, erstickt sie. Als ihr Bewußtsein noch wach war, wollte sie dem Kinde leben; nun aber ist sie wirr und weiß nur Eines: „Ich hoa mich geschaamt". Frau Flamm will helfen, retten, aber Rose geht auf die Straße Unter dem Weidenbaum erwürgt sie das Kind, dem sie das Leben gibt. Dann kommt sie heim, elend, gehetzt, hört den Vater, der sie verstößt, den Bräutigam, der sie bei sich behalten, mit sich nehmen will, den Gendarmen, der die Anklage wegen des Meineides bringt, und wahnsinnig in ihrer Wut, niederbrechend wie ein Stück Wild, schreit sie ihr Verbrechen heraus. „Das Mädel, was muß die gelitten han . . ." steht zum Beschlusse da.

Eine Kindesmörderin ist Rose Bernd. Der Stoff ist alt. Vor Goethe und nach Goethe, immer wieder ist an ihm das Zeitgefühl, die moralische und philosophische Kraft einer Generation geprüft worden. Die Spiegelung, die das Begebnis bei Hauptmann gefunden hat, ist nicht allzu scharf. Halb Absicht, halb dramatische Unsicherheit geben da die Gründe. Rose Bernd verlangt vor allem unser vorwurfsloses Mitleid, das erhält sie auch durch die Erschütterung, die der letzte Akt bewirkt. Aber es keimt in uns nicht, weil wir die besondere und gerechte Ethik dieser Rose Bernd sehen und annehmen, auch nicht, weil wir in ihr das willenlose Opfer fremder Schuld entdecken könnten, sondern nur darum, weil wir nicht mehr gewillt sind, schwere menschliche Tragik moralisch zu werten, und die Qual vor der Tat uns mehr angeht und ergreift, als die Tat und ihre soziale Bedeutung selbst.

Das gehetzte Weib, dem man das Recht ihrer Mutterschaft nicht lassen will — das ist die Kindesmörderin, die Hauptmann hinstellt. Die große Ehrfurcht vor dem Kinde, die Selbstverständlichkeit des größten Menschenwunders (. . . Wunders, trotz Haeckel und aller naturwissenschaftlichen Klarheit), das sind die Momente, deren Abwesenheit in unserem Dasein Rose Bernd verwirrt, in Lüge, Trug und Mord hetzt. „Heer du uff mich! —

Digitized by Google

Freu dich! Ma soll sich freu'n uff sei Kind" . . . sagt Frau Flamm; „nu, Mädel s' is doch a Glick, was du hast! Fer a Weib gibt's kee greßeres! Halt du's feste!" Das sind auch hier wiederum die stärksten Sätze der Dichtung, jene Sätze, die den Grundton abgezogen von jeder theatralischen Begebenheit und Scenenwirksamkeit geben.

(Es muß auch hier wiederum angemerkt werden, daß dem Dichter für die Frauenrolle eine wunderbare Kraft verstattet war. Aber die Lehmann als Rose Bernd nehme ich nicht als Schauspielerin; da freute man sich und litt mit einer Natur, deren Existenz zu spüren eine Erschütterung bedeutet.)

* * *

Aus seltsam weiten Fernen kommen die beiden Dramatiker, Hofmannsthal und Hauptmann zusammen und treffen sich in dem einen Lebensmoment, das stärkstes, fruchtbarstes und bei Jedem eigenstes Motiv der Dichtung ist. Hauptmann, vom Naturalismus umsponnen, oft gefesselt, oft möchte man sagen: quälend belastet; Hofmannsthal, der sich an allen Kulturen emporgerankt hat — diesmal hat sich in beiden Seelen ewiges Lebensschicksal derart gespiegelt, daß sie beide als Tiefstes und Innerlichstes erkannten: Das Weibesschicksal ist Empfangen, Wärmen, Gebären und Leiden. Hier setzt das Leben ein, hier hebt es sich, hier werden Naturen gebrochen, hier ist des Daseins Wendung.

Warenhaus-Pathologie.

Von

Dr. Fritz Flechtner.

Nachdruck verboten.

Ausbeutung der Frau! Das bezeichnet Zola in seinem Meisterroman „Au bonheur des dames" als das Prinzip jener großen Warenhäuser, die in den letzten Jahrzehnten in Paris entstanden sind und von dort ihren Siegeszug durch die ganze Welt angetreten haben. Das moderne Warenhaus in seiner höchsten Form ist ein Meisterwerk der Organisation. Alles ist darauf angelegt, die Frau anzulocken, sie in Versuchung zu führen; alle Wünsche nach Behaglichkeit und Luxus, alle Instinkte der Koketterie sollen in ihr erweckt und erregt werden.

Und die sensitive Natur der Frau, ihr stark ausgeprägtes Schönheitsgefühl, ihr Hang zu Putz und Schmuck macht sie weniger widerstandsfähig gegen die Verführung, die auf Schritt und Tritt ihr begegnet. Der Zutritt zu den Warenhäusern steht jedermann frei; man kann in ihnen spazieren gehen wie auf den öffentlichen Promenaden; ja, man darf nicht nur im Anblick dieser Reichtümer schwelgen, man darf die ausgestellten Gegenstände — zum großen Teil wenigstens — in die Hand nehmen, sie befühlen, und das alles reizt die Begierde nach ihrem Besitz. Eine weitere Verlockung hat das französische Warenhaus in dem System der freien Rückgabe gekaufter Gegenstände geschaffen. Wie manche Frau, die sonst standhaft geblieben wäre, erliegt dadurch der Versuchung; hat sie doch den Trost, die Waren wieder zurückgeben zu können, wenn sie Reue über den Kauf empfinden sollte.

Aber die Käuferin muß auch festgehalten werden in den Räumen, die sie einmal betreten. Daher will das Warenhaus ihr gewissermaßen ein zweites Heim

Digitized by Google

bieten, schöner und luxuriöser als das ihrige. Ist sie müde und abgespannt durch das Umherwandern, so laden Erfrischungsräume, Lese- und Schreibzimmer, zauberische Wintergärten zur Ruhe und Erholung ein.

So ist es denn kein Wunder, daß gar manche Frau, berauscht von der Fülle dessen, was sie sieht, was sich ihr darbietet, ihr die Hände entgegenzustrecken scheint — sich von ihrer Begierde hinreißen läßt und kauft, immer wieder kauft, weit über ihre Mittel hinaus.

Es wird nur wenige Frauen geben, die bei einem Besuche des Warenhauses niemals den einen oder anderen Artikel mit gekauft haben, dessen Anschaffung von vornherein garnicht in ihrer Absicht gelegen hatte. Zola hat in einer ausgezeichneten Szene seines Romans ausgeführt, wie eine Frau das Warenhaus betritt mit dem festen Vorsatz, nur ein Schnürband zu kaufen, und wie sie dann, hingerissen von der Pracht der Auslagen, berauscht von der ganzen Atmosphäre des Warenhauses, in sinnloser Leidenschaft alles zusammenkauft, was ihre Begierde im Augenblick reizt: gestickte Handschuhe, Schleifen, einen Sonnenschirm, Unterröcke, Servietten, Vorhänge, eine Lampe, drei Schilfmatten, einen Mantel für 110 Franks, ein Korsett, Pelzmanschetten, russische Spitzen, Elfenbeinknöpfe, einen emaillierten Streichholzkasten, seidene Mäuschen und ein Arbeitstischchen. —

Für diese Madame Marty ist der Besuch des Warenhauses ein Bedürfnis wie für andere der Besuch der Kirche; sie würde krank werden, wenn sie nicht regelmäßig, täglich hingehen könnte. Sie vernachlässigt ihr Hauswesen, ruiniert ihren Mann, der Professor ist und sich abquälen muß, um durch immer neue Nebenarbeit ihr die Mittel zu verschaffen, ihrer unersättlichen Begierde zu genügen. Noch kauft sie alles, aber eines Tages, wenn ihre Mittel erschöpft sein werden, dann wird wohl das traurige Ende bei ihr sein: Der Diebstahl.

Und auch den Diebstahl im Warenhause hat Zola uns vorgeführt. Nicht in der gewöhnlichen Form, wie er alle Tage in den Zeitungen uns begegnet; nein, seine Diebin ist eine vornehme Dame der ersten Gesellschaftskreise, ihr Mann ein hoher Staatsbeamter. Diese Madame de Boves ist von einem wahren Spitzenfieber ergriffen. Berge der feinsten, duftigsten Spitzen läßt sie sich vorlegen, um darin zu wühlen, das ist ihr höchster Genuß; und in ihrer wahnsinnigen Leidenschaft stiehlt sie eines Tages, obwohl sie noch genug Geld besitzt, um zu kaufen. Ihre soziale Stellung schützt sie davor, mit dem Strafrichter in Berührung zu kommen; sie muß, wie schon viele andere Damen der vornehmsten Kreise vor ihr, einen Schein unterschreiben, in dem sie zugibt, einen Spitzendiebstahl verübt zu haben; dann darf sie frei das Warenhaus verlassen.

Mancher Leser wird glauben, daß es sich hierbei nur um Ausgeburten dichterischer Phantasie handelt. Wie sollte eine Frau aus diesen Kreisen durch ihre Leidenschaft sich so weit hinreißen lassen, daß sie so ganz ihre Selbstbeherrschuug verliert, so völlig taub wird gegen alle Mahnungen des Gewissens! Und doch sind es keine dichterischen Übertreibungen, traurige Wahrheit ist es, die uns da entrollt wird. Je mehr die Warenhäuser wuchsen und sich vervollkommneten in der Pracht ihrer Auslagen, desto größer wurde die Zahl der Diebstähle, die in ihnen verübt werden. Und was das allgemeine Interesse an diesen Warenhausdiebstählen ganz besonders wachgerufen hat, ist die Tatsache, daß diese Diebinnen sehr oft zu den wohlhabenden, nicht selten sogar zu den reichen Gesellschaftskreisen gehören.

Können diese Frauen — denn um Frauen handelt es sich fast ausschließlich bei diesen Diebstählen — als gewöhnliche Diebinnen angesehen und verurteilt werden? Hat man es hier nicht vielleicht mit einer Krankheit zu tun, oder mit einer Abart der Kleptomanie, der die von ihr Befallenen widerstandslos unterworfen sind? Diese Fragen mußten sich notwendigerweise dem Strafrichter aufdrängen, umsomehr als die Zahl dieser Verbrechen fortdauernd wuchs. Heut vergeht kaum ein Tag, an dem nicht eine der Pariser Strafkammern eine des Diebstahls im Bon Marché, Louvre, oder Printemps angeklagte Frau zu verurteilen hätte.

Einen bedeutsamen Beitrag zur Lösung der Frage nach der Verantwortlichkeit dieser Diebinnen bietet eine vor kurzem in deutscher Übersetzung von Alfred H. Fried er-

Digitized by Google

schienene Schrift des Chefarztes vom St. Annen-Asyl in Paris, Dr. Paul Dubuisson „Die Warenhausdiebinnen." (Verlag von Hermann Seemann, Nachf. Leipzig, 1904. 181 S. Preis 2 M.) Als Sachverständiger des Seine-Tribunals hatte der Verfasser Gelegenheit, eine große Anzahl dieser Frauen auf ihren Gesundheitszustand zu untersuchen. Diese Beobachtungen bilden die Grundlage seines Werkes, das nicht nur für Ärzte und Richter, sondern auch für die Allgemeinheit von größtem Interesse sein dürfte.

Dubuisson spricht von einem besonderen Warenhaus-Rausch, der Magazinitis, der diese Frauen befallen hat und ihnen die Kraft raubt, den Versuchungen zu widerstehen, die ihnen im Warenhause bereitet werden. Aber nicht alle Frauen sind in Gefahr, von dieser Magazinitis befallen zu werden; ein besonders nervöses Temperament ist die Voraussetzung dafür. Alle diese Diebinnen sind nach Dubuissons Ansicht krank, unzurechnungsfähig bis zu einem gewissen Grade, können daher auch nicht zur vollen Verantwortung ihrer Tat gezogen werden. Auf Grund von 120 Beobachtungen ist er zu diesem Ergebnis gelangt; 29 davon, typische Fälle, teilt er in seiner Schrift mit.

Nur in 9 Fällen hat er einen charakterisierenden Krankheitszustand nicht entdecken können; die übrigen 111 Personen weisen geistige Störungen auf, hervorgerufen durch Krankheiten des Geistes oder Körpers. Schwere Geisteskrankheiten (Paralyse, Irrsinn) waren in 11 Fällen zu konstatieren, Geistesschwäche und Geistesverwirrung in 22. Das größte Kontingent zu den Warenhausdiebinnen aber stellen die Neurasthenikerinnen (26 Fälle) und die Hysterikerinnen (37 Fälle). Mit deren Studium hat sich Dubuisson denn auch ganz besonders beschäftigt, umsomehr, da diese Krankheiten die größten Schwierigkeiten für die ärztliche und juristische Beurteilung bieten.

So große Verschiedenheiten die beobachteten Fälle im einzelnen aufweisen, eine Reihe gemeinsamer Merkmale konnte doch bei allen diesen Diebinnen aufgefunden werden. Sie befinden sich fast sämtlich in guten Verhältnissen; sie stehlen an keinem andern Orte als in den großen Warenhäusern; die gestohlenen Gegenstände haben oft gar keinen Wert für sie oder fehlen ihnen nicht; sie befleißigen sich in der Regel eines unumwundenen Geständnisses, ja sie beeilen sich sogar, auch frühere Diebstähle zu enthüllen und selbst die Schlupfwinkel anzugeben, in denen sie das Gestohlene versteckt haben. Die entwendeten Gegenstände sind meist in dunklen Gängen, in Schränken, die niemals geöffnet werden, ja sogar im Innern von Polstermöbeln, worin man sie eingenäht hat, verborgen; sie sind meist unbenutzt, ja unberührt, trägen sogar noch die Preisetikette des Geschäfts. Vor Gericht haben alle diese Frauen nur den einen Gedanken, sich dagegen zu wehren, daß sie wie gewöhnliche Diebinnen behandelt werden. Sie wollen sich dessen, was sie taten, nicht bewußt gewesen sein, und sie gebrauchen alle die gleiche Entschuldigung: Es kam wie ein Rausch über mich — ich verlor den Kopf.

Viele zeigen eine merkwürdige Resignation, ja sogar eine Art Erleichterung. Sie erzählen, daß die Warenhäuser auf die Dauer eine Plage für sie wurden, und sie sind glücklich, endlich von dieser Qual erlöst zu sein, wenn es ihnen vielleicht auch teuer zu stehen kommt. Andere wieder sind verzweifelt, daß sie nun nicht mehr in die Warenhäuser werden gehen können, die bisher ihr ganzes Leben erfüllten.

Interessant sind auch die Enthüllungen, die sie über ihre Empfindungen vor und im Augenblick des Diebstahls machen. Fast alle beschreiben die auf sie ausgeübte Wirkung als eine Art Rausch, der auf einzelne sofort wirkt, so daß diese schon beim ersten Besuch des Warenhauses stehlen, während andere, die Mehrzahl, die verhängnisvolle Wirkung des Giftes erst nach Wochen, nach Monaten verspüren, nachdem sie gewissermaßen täglich eine neue Dosis zu sich genommen haben.

Der Diebstahl selbst ist für die meisten ein Genuß; sie empfinden ein nicht zu beschreibendes Gefühl der Freude dabei und sind glücklich, etwas, sei es auch noch so unscheinbar, weggenommen zu haben, ohne es zu bezahlen. Und für viele bedeutet der erste Diebstahl eine totale Veränderung, man könnte sagen, den Anfang eines neuen Lebens. Die Wirtschaft, der Gatte, die Kinder, alles tritt in den Hintergrund; sie haben nur noch den einen Gedanken, in das Warenhaus zu gehen und dort zu stehlen. Gewiß werden viele von den heftigsten Gewissensbissen gepeinigt, oft so sehr,

Digitized by Google

daß sie keinen ruhigen Schlaf mehr finden können; aber der Drang, das Bedürfnis, den Diebstahl zu wiederholen, ist so unwiderstehlich, daß sie nach kürzerem oder längerem Zögern immer wieder das Warenhaus aufsuchen und dort stehlen.

So handelt es sich bei diesen Frauen meist um rückfällige Diebinnen, sofern sie nicht schon bei dem ersten Versuch ertappt werden, was jedoch die Ausnahme bildet. Denn sie zeigen meist eine Vorsicht, eine Schlauheit bei der Ausübung der Diebstähle, die auch einem berufsmäßigen Spitzbuben alle Ehre machen würde.

Viele klagen die Warenhäuser an, daß sie die Ursache ihres Verderbens seien. Auch Dubuisson, ebenso wie Zola, stellt sich auf diesen Standpunkt. Bei dieser kunstvollen Organisation, wo alles so wunderbar darauf angelegt ist, die Frau anzulocken, ist nichts geschehen, um sie von dem Verbrechen zurückzuhalten, so führt Dubuisson aus. Und er weist ferner darauf hin, wie das Gewimmel der Käufer, die Freiheit, nach Herzenslust in den Lagern herumwühlen zu dürfen, und die ungenügende Beaufsichtigung den Diebstahl begünstigen, ja geradezu herausfordern zum Raub. „Gerade die Warenhausdiebinnen", heißt es an einer Stelle, „sind im Augenblicke der Tat in einem solchen Zustande der Überreiztheit, daß irgend eine Erwägung moralischer Natur keinen Einfluß auf sie ausüben kann." Nur von der Erscheinung eines Aufsehers verspricht er sich eine Wirkung auf diese Kranken. Aber diese Aufseher müßten uniformiert, durch besondere Abzeichen kenntlich sein und nicht, wie es heut geschieht, sich unerkannt im Publikum bewegen.

Ob die Einführung uniformierter Aufseher eine wirksame Bekämpfung der Diebstähle bedeutete, erscheint mir doch als sehr zweifelhaft. Heute weiß man nicht, ob der Nachbar zur Rechten oder Linken nicht vielleicht ein Aufseher ist, und gerade dieser im Geheimen geübte Überwachungsdienst bietet dem Warenhause einen viel größeren Schutz gegen Diebstähle. Wären die Aufseher uniformiert, so hätten es die Diebinnen nach meiner Auffassung eher leichter als heut; sie würden einfach den Augenblick abwarten, in dem der Beamte den Rücken gekehrt, und wären dann viel sicherer vor Entdeckung als heut. Denn an jedem Orte kann doch ein solcher Wächter nicht sein, überall kann er seine Augen nicht haben, es müßte denn sein, daß für jeden Käufer ein besonderer Aufpasser vorhanden wäre, der ihn auf Schritt und Tritt zu begleiten hätte.

Es würde von höchstem Interesse sein, festzustellen, ob und in welchem Umfange auch in den deutschen Warenhäusern, speziell in Berlin, Frauen der besseren Gesellschaftskreise bei den Diebstählen beteiligt sind und wie solche Fälle seitens der Ärzte und Richter beurteilt werden. Vielleicht giebt die bedeutsame Schrift von Dubuisson die Anregung zu einer ähnlichen Studie über unsere heimischen Verhältnisse.

---

[1]) Wir bringen die diesem Artikel zu grunde liegende Studie von Dubuisson hier zur Besprechung, nicht nur, weil sie eine psychiatrisch interessante Erscheinung beleuchtet, sondern auch, weil sie auf den kulturellen Nährboden dieser Erscheinung ein Licht wirft. Denn — die pathologische Anlage all der Frauen, die Dubuisson vorführt, zugegeben — wir haben gelernt, in dem Verbrechen neben solchen Dispositionen auch die sozialen Verhältnisse als Faktoren anzuerkennen, aus denen sich die seltenere oder häufigere Gelegenheit zur Versuchung, die größere oder geringere Widerstandsfähigkeit dagegen ergibt. Diese kriminalistische Auffassung wird hier von der einzelnen pathologisch veranlagten Frau die Aufmerksamkeit auf die Tausende richten, denen — und es gibt leider ja auch bei uns genug solche Frauen — das Warenhaus tatsächlich ein Lebensinteresse werden konnte, und aus deren Reihen sich diese „Diebinnen" rekrutieren. Sie wird nicht das Raffinement des Warenhauses verantwortlich machen, sondern die, die Schuld an den undisziplinierten Instinkten der Frauen haben, auf die das Warenhaus begreiflicherweise in dieser Form einwirkt. So leitet die Studie wieder einmal auf die Mißstände der Erziehung hin, die die Frauen nicht über die kindischen Begierden hinausheben, denen die Warenhausdiebinnen erliegen. Nicht beim Warenhaus, das aus der modernen Entwicklung großstädtischen Lebens mit Notwendigkeit hervorgewachsen ist, wird man eine Schuld suchen, sondern bei der landläufigen Oberflächlichkeit der Mädchenerziehung, die das „Kommissionen machen" zu einem förmlichen Sport auch bei unseren deutschen Großstadtdamen werden läßt. Die Red.

Digitized by Google

Die Pastorstochter.

Von

Karin Michaëlis.

Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von M. Bach.

Nachdruck verboten.

Der Prediger wohnte auf der Heide, dort, wo die mit Erika bewachsenen Hügel sich wie Berge erheben, und wo die Schafe tagelang ohne Führer umherlaufen.

Bäume fand man nicht in der Gegend, und die Leute in der Gemeinde hielten selten Festgelage, niemals aber trieben sie Unfug.

Ein Tag nach dem anderen glitt ebenmäßig dahin; wohl gab es unter den Dorfbewohnern solche, die Einschnitte in die Hahnenbalken machten, um die Zeit zu messen, die Mehrzahl überließ es jedoch dem Herrgott, die Rechnung zu führen. — Der Sommer kam und ging, der Winter verrann, wie es eben sein sollte.

Von den Höhen der Dünen erblickte man nur Heide, aus der die Kirchtürme rund herum am Horizont wie Nadelspitzen hervorguckten.

Meilenweit war es bis zu der nächsten Gemeinde.

Der Pastor hatte einmal — wann und warum wußte niemand — das Exempel seines Lebens abgeschlossen und sich nach dem Facit eingerichtet.

Seine Arbeit war still und zähe wie die der Heide, die vieler Blumen bedarf, um im Abendsonnenschein zu leuchten; eins war indes sicher, der Pastor lebte nicht um sich selbst zu pflegen und um Mammon zu sammeln.

Er hatte seine Schafe und seine Streifen weißen Ackerlandes; den Hof umgaben vier Scheunen und Ställe, die bebten und krachten, wenn der Sturm sie packte.

Weil er nun überlegte, daß nach ihm möglicherweise ein Prediger mit einer zahlreichen Familie kommen könne, erschien es ihm als eine Pflicht, den Hof und die Felder in gutem Stand zu bewahren, die Wirtschaftsgerätschaften auszubessern, die Hecke um den blumenarmen Garten zu beschneiden und die Gemeinde mit Opfern und Gaben in gewohnter Ordnung zu halten.

Sein Rock war fadenscheinig und blank, sein Kragen aber, den seine Tochter Malene wusch und glättete, glänzte weiß wie die Kalkwand der Kirche.

Wenn der Pastor draußen war, um widerspenstige Schafe, sowohl seine eigenen als die seiner Gemeindekinder, auf der Heide zu fangen, oder wenn er beim Stechen des Torfs in dem Eulenmoor behilflich war oder wenn er jeden Abend beim Sonnenuntergang „seine Kinder" besuchte, von Sören Vanefed auf dem Goldhofe an bis zu Anders Laus in der Fuchshöhle, dann saß Malene bei ihrer Näherei oder beschäftigte sich mit Hausarbeit im Pfarrhofe.

Die Zeit verrann, die Nadel wurde gebraucht, die Wäsche in Lauge gerieben, Hemdenleinwand und Lakendrillich gewoben, auf die Bleiche getragen. Zeit gehörte dazu, um die Schafe zu scheren, die Schafe ins Freie zu treiben — Zeit, Zeit. Seit ihrem zwölften Jahre als die Mutter starb, war Malene zu einem schlanken und großen Mädchen herangewachsen, und mit jedem Jahre legte der Prediger ein neues Joch auf ihre Schultern. Die hielten aber.

Malene nähte nicht immer in der Südstube, wo der Wind sich selten hören ließ. Sie liebte es, nach allen Himmelsrichtungen zu ziehen, nach Westen, wenn die Sonne sank, nach Norden, von wo der Wind mit einem ganzen Heere weißer und grauer Wolken kam, nach Osten, wenn ihr zum Weinen zu Mute

Digitized by Google

war; da stand die Sonne auf, von da kam der neue Tag, nach dem sie sich allabendlich sehnte, von dem sie jede Nacht träumte. Wenn die zarten Morgenwolken, leicht und rot wie Blumen am Wegesrand hinter dem Reich des Heidelandes emporstiegen, wenn die Wolken ihr still und langsam entgegenschwebten, kam es ihr vor, als brächten sie Verheißungen einer guten Botschaft. Darum liebte sie die Morgendämmerung, und auf ihrer Strohmatraze liegend, konnte sie vom Schwarzen ins Graue und vom weißlich Gelben ins goldig Rote hineinstarren — ja, bis in die Sonnenkugel und das sie umgebende Strahlengewebe.

Im Sommer fiel der Tau auf die Heide, der den gelben Ginster benetzte; auf dem Dache des Hauses wuchs Zittergras mit Tauperlen in jedem Spelz. Im Winter aber lag überall der weiße Reif, dann wurde die Heide ein Bleichplatz, auf dem ein Streifen Leinwand neben dem andern lag.

Malene hatte die kleinen Lämmer gern und folgte ihren Sprüngen zwischen den Dünen, wenn sie blökend und schmeichelnd der Mutter nachsprangen. Es kam ihr vor, als sei ihre Welt größer und freier als die, in der sie lebte.

Daß ihre Augen vom Wind und vom emsigen Nähen roträndrig, daß ihre Finger von der groben Arbeit krumm wurden, das beachtete Malene nicht. Sie brauchte keinen Spiegel. Die braunen, selbstgesponnenen, gewebten und genähten Kleider saßen, wie es sich am besten machte. Sie waren sich gleich, wie die Jahre, die verrannen.

Nicht das Verlangen nach Tanz und Spiel und munteren Reden brachte sie zum Seufzen und lockte ihr Tränen in die Augen, — nein, es war etwas anderes, das sie entbehrte, sie fand nicht Worte, es zu beschreiben.

Das gewöhnliche Tageswerk führte sie ohne Anspruch auf Anerkennung aus, und für die Arbeit, die sie in ihrer freien Zeit verrichtete, hatte der Vater immer dieselben Worte: „Es ist gut, Malene."

So sprach er, wenn sie nach einem Sturm das Dach auf dem Hause zuband oder wenn sie die Glocken läutete. Das sagte er, wenn sie ihm eine Hemdenstickerei, und wenn sie ihm den Webstuhl mit einem Winteranzuge für ihn zeigte.

Die Mutter hatte ihr etwas Französisch und Deutsch beigebracht, so gut, wie sie es selbst konnte, und der Unterricht war der Tochter nie aus dem Sinn gekommen, wie das mit vielen Erinnerungen und vielleicht mit Sorgen geschehen war. Stundenlang konnte sie sich im Konjugieren und Deklinieren üben oder die kleinen Fabeln, die sie damals gelernt hatte, immer wieder hersagen.

Ein Gefühl sagte ihr: „Das ist ein goldener Schlüssel, den du an einem Schnürchen auf der Brust trägst, verliere ihn nicht, der kann dir Königreiche erschließen." Der Schlüssel rostete, sie hielt ihn aber fest.

Die Regale des Pfarrers standen vollgepackt mit Büchern der heiligen Glaubenslehre. Ganz oben im obersten Fach lagen kleine dicke Bände französischer Klassiker. Malene versuchte sie zu lesen, und das machte ihr sowohl Mühe als Freude. Der Vater sah es eines Tages und sagte: „Laß die Bücher, Malene, es taugt nichts, sie zu lesen."

Von dem Augenblick an, rührte Malene sie nicht an. Sie lagen da wie süße verbotene Früchte.

An den Weihnachts- und Osterfeiertagen wurde Malene zu den am wenigsten verarmten Familien der Gemeinde gebeten. Dann zog sie sich aber in sich zurück, wie die Wunderlichste unter den Wunderlichen. Knechte und Mädchen hatten gemeinsam Spott und Heimlichkeiten, Mann und Frau teilten schlechte und gute Jahre, einer wußte von den Städten im Osten, ein anderer von den Städten im Westen zu erzählen. Wie taubstumm und blind saß Malene da, und der Prediger sagte: „Meine Tochter paßt am besten zur Hausarbeit, da ist sie tüchtig."

Als ganz kleines Mädchen pflegte sie auf einer Fußbank zu den Füßen der Mutter zu sitzen, die nicht müde wurde, ihre Fragen zu beantworten; das Bänkchen schleppte sie mit dahin, wo die Mutter ging. Diese spann, webte und nähte.

„Es sind Betttücher für deine Aussteuer, Malene."

Und es wurde Malene begreiflich gemacht, was Aussteuer und Hochzeit zu bedeuten hätten.

Nach dem Tode der Mutter wurden viele Betttücher gefunden, die alle mit Malenes

Digitized by Google

Namen gezeichnet waren. Malene nahm die Erbschaft auf. Sie webte die feinste Leinwand von gleichmäßigen, runden Flachsfäden, die mit Hohlsaum und erhöhten Namen genäht wurde. Hemden, Nachtjacken und weite Röcke wurden in die Aussteuerkiste hineingepackt. Sie webte rot- und weißgestreiften Zwillich, sie webte Zeug zum Brautkleid, weich und blank wie Blumenblätter.

Die Kiste, in der dies alles Platz hatte, wurde bis zum Rande gefüllt, mit großer Mühe der Deckel zugemacht und der Schlüssel umgedreht.

Malene war jetzt nicht weit von den Dreißigen; sie merkte es selbst daran, daß sie müde wurde, wenn sie nach den Schafen lief. Eines Tages sagte der Vater zu ihr: „Jetzt bist du ein altes Mädchen, Malene, für unsern Herrgott indes bist du noch gut genug."

Alt oder jung — dem hatte Malene keinen Gedanken geschenkt; in den Worten des Vaters aber lag etwas wie Schuld und Schande.

Wenn sie in der Kirche unter der Kanzel saß, von der herab der Vater einfach und schlicht redete, wurde es ihr oft schwer, den Sinn zum Gebet zu sammeln.

„Denke an die, welche, verwilderten Vögeln gleich, ohne Dach über dem Kopf, ohne Glauben im Herzen umherstreifen — —"

Malene sah durch die Fensterscheiben; draußen flogen die wilden Vögel über die Heide hinweg, so weit sie fliegen konnten. Sie hätte ihren Ewigkeitsglauben verkauft, um wie diese Vögel hinweggetragen zu werden. Doch sie war zu schwer, um fliegen, und zu träge, um fliehen zu können. — — —

Bis zur Hauptlandstraße war es weit, und da der Prediger den Weg, der dahin führte, rein halten wollte, eggte er denselben, ließ ihn walzen, hackte das Heidekraut ab und schaufelte im Winter den Schnee selbst weg. Malene mußte ihm dabei helfen und ihre Kräfte reichten zu der Arbeit oft besser aus als seine.

Niemand in der Gemeinde gab sich solche Mühe mit seinem Hof und Anwesen hieß es, doch, des Pfarrers Malene war ja ein wunderliches Geschöpf, sie kannte kein größeres Vergnügen als sich abzuarbeiten.

Damit keine Zeit verloren gehe, wenn jemand einen Auftrag an den Prediger hatte, hielt dieser es für seine Pflicht, bei Schneewetter den Pfad gleich in Ordnung zu bringen; an einem solchen Wintertage war es, daß der Pfarrer an einem Ende des Weges stand und den Schnee fortschaufelte, Malene an dem anderen. Sie sollten sich begegnen. Sie konnte ihn nicht sehen, denn das Schneegestöber jagte ihr blendende Wolken entgegen. Hier lag der Weg rein und glatt, dort sammelte der Schnee sich in fußhohen Haufen. Emsig fuhr sie fort zu arbeiten, doch war es ihr, als wenn die Mitte des Weges gar nicht käme. Oder sollte der Vater von seiner Arbeit gegangen sein? Als sie ihn endlich fand, lag er quer über dem Pfad und war nahe daran, vom Schnee ganz bedeckt zu sein. Malene trug ihn nach dem Pfarrhofe; darauf watete sie anderthalb Meilen nach dem Arzt. Eine fürchterliche Lähmung hatte ihn zu Boden geworfen. Malene wachte Tag und Nacht. Lange stand der Webstuhl unbenutzt, Staub fangend, da. Der Wind fraß, was er konnte, an Dach und Schornstein. Die Schafe erfuhren nur kümmerliche Versorgung; mit genauer Not erreichte sie es, ihnen das Futter auszuteilen und im Stall auszumisten, daß sie nicht in Unreinlichkeit verkamen.

Nach dem Winter kam das Frühjahr. Der Vater war uud blieb lahm, die Sprache hatte er aber in seiner Gewalt, und da er nicht mehr zu den Leuten in der Gemeinde gehen konnte, kamen sie zu ihm. Er mußte Hilfe haben.

Der Pfarrgehilfe kam.

Malene richtete zwei Zimmer für den Kaplan ein, der Arvid Eriksen hieß. Sie kochte Suppe und deckte den Tisch, denn der Augenblick war gekommen, daß sie ihn empfangen sollte.

Er war schmächtig und blond, mehr sah sie nicht, und er sprach in einem eigentümlich sanften Ton, so daß sie plötzlich über ihre eigene grobe Stimme erschrak und zu flüstern begann. Der junge, kurzsichtige Mann hielt sie für das Dienstmädchen, und Malene ließ ihn in dem Glauben und half ihm den Koffer und die Kiste in die zwei Kammern tragen; die nach Süden und nach Osten hatte sie ihm gegeben.

Digitized by Google

Nach Tisch, als es ihm klar geworden, wer sie war, redeten sie ein Weilchen zusammen.

Ehe der Sommer erschien, war er mit den Verhältnissen eines jeden in der Gemeinde bekannt und ging von Morgen bis Abend aus, um Hilfe zu bringen, wo man deren bedurfte.

Er hatte ein Harmonium mitgenommen, auf dem er jeden Abend geistliche Lieder spielte; dann saß Malene still lauschend in einer Ecke; oft weinte sie. Wenn er innehielt, ging sie in die Küche hinaus, um das Abendbrot herzustellen, und der junge Kaplan begann mit dem Prediger zu plaudern.

„Malene ist ein gutes Mädchen," sagte der Pastor an einem solchen Abend.

„Ihre Tochter ist ein Engel, nur das Wort paßt für sie," antwortete Arvid Eriksen.

Die Tür ging auf. Malene trat herein. Sie hatte die Worte gehört.

An dem Abend hätte sie zwanzig eigenwillige Schafe tummeln können, ohne müde zu werden.

Als der Pastor zu Bett getragen worden, und Eriksen in sein Stübchen gegangen war, saß Malene in der Wohnstube vor dem Harmonium. Sie beugte sich herab und küßte die Tasten, die seine Finger berührt hatten.

Mit einem Licht in der Hand schlich sie nach dem Boden hinauf, öffnete die Aussteuerkiste und warf aus derselben durcheinander heraus die weiße Leinwand, den roten Zwillich, das weiche, glatte Zeug zum Brautkleid. Sie blickte auf den Haufen hin, als wäre es eine sonnenbeschienene, blühende Wiese, und das Herz klopfte so, daß sie die Hand an die Brust drücken mußte.

Ein Zugwind blies das Licht aus, und Kälte beschlich sie; und die Dunkelheit drückte sie wie eine Ahnung von Sorge. Tappend suchte sie die Sachen wieder zusammen, verbarg sie, schloß die Kiste und ging darauf zur Ruhe.

Am folgenden Tage war sie fünfunddreißig Jahre alt geworden.

„Ja, Malene ist nun ein altes Mädchen, aber ein gutes, altes Mädchen," sagte der Pastor.

Arvid Eriksen fügte hinzu: „Wenn Fräulein Malene auch fünfzig Jahre würde, so würde sie nie alt für mich sein. Sie sind mir wie eine Schwester, und mir vielleicht noch mehr als eine richtige Schwester gewesen!"

Als er gegangen war, rief der Vater Malene zu sich.

„Die Hoffnung beschämt niemand, Malene, vergiß aber nicht, dir selbst zu sagen, daß du ein altes Mädchen bist, und die jungen finden am leichtesten den Weg zum Brautschemel. Die Myrten wachsen für die Jugend, und der Christdorn für die Alten!"

Malene nahm sich vor, die Worte zu beherzigen. Doch, die Zeit reichte nicht aus. Am Tage gab sie sich frohen, beglückenden Gedanken hin, und wenn sie sich dann am Abend der schlimmen Worte erinnern wollte, dann schlief sie ein und träumte, daß Arvid sagte: „Für mich sind Sie jung, Malene!"

Er war es auch, der die französischen Bücher vom Bücherbrett herunterholte, wogegen der Pastor jetzt nichts einzuwenden hatte.

Malene las und vergaß dabei fast, daß die Heide meilenweit ihr Haus umgab — und sie vergaß beinahe auch zu nähen. Sie bekam Lust, ein blaues Kleid zu besitzen, und machte sich auf nach der Stadt, um Blau zum Färben zu holen.

Wie eine Kornblume wurde das Kleid und Malene nähte Weiß in den Halsausschnitt und in die Ärmel und schmückte die Taille mit einer alten, lang aufgehobenen, silbernen Spange.

„Malene," sagte der Kaplan, „Sie sehen ganz jung aus in dem Kleid, gehen Sie doch immer damit!"

Und Malene hing die braunen Kleider fort und ging mit dem blauen.

Später mußte sie aus dem feinen Stoff des Brautkleides ein Trauerkleid nähen, denn der Vater starb den nächsten Sommer.

Am Sterbelager versprach Arvid Eriksen dem alten Prediger, niemals seine Tochter verlassen zu wollen, ihr ein Bruder zu sein, so lange er lebte.

Als sie in den Trauertagen Guirlanden von Heidekraut und Kränze von Christdorn wand, kam Arvid herein und küßte sie auf die Stirne.

„Sage ‚du' zu mir, wir sind ja nun Bruder und Schwester!"

Digitized by Google

Da war es ihr, als ob der kalte Tod selber ihr ins Ohr flüsterte: Die Myrten wachsen für die Jungen, der Christdorn für die Alten; und sie beugte sich herab und weinte.

Ein neues Leben ging für Malene auf. Arvid Eriksen wurde provisorisch für das Amt bestimmt, bis die Ernennung eintreffen würde; sowohl er als Malene sahen es als abgemacht an, daß er die Stelle erhielt.

Eines Abends ging Malene vom Pfarrhofe heraus. Sie hatte das Bedürfnis, ins Freie zu gehen, doch hütete sie sich, in die Nähe eines Hauses oder des Dorfes zu kommen. Die Sonne sah sie glühend rot untergehen, und sie blieb noch draußen, als die Sterne des Himmels ihr schon lange entgegenfunkelten. Da kam Ruhe und Klarheit über sie; da kam, was kommen sollte. Heruntergedrückt und erstickt mußte jeder Gedanke werden, der sich voller Sehnsucht zu Arvid gewandt hatte. Jede Hoffnung, die im Brautkleide der Zukunft entgegen geflogen war, mußte zu Boden geschlagen werden.

Ein Schloß, hoch und hehr wie die Wolkenburgen der Morgenröte sollte heruntergerissen, der Erde gleichgemacht, und eine Hütte sollte an Stelle des Schlosses erbaut werden.

Bei jedem Schritt, den sie tat, trug Malene einen Stein zum Bau der Hütte. Nicht Gattin, nein, sondern Schwester — Schwester, nicht Gattin.

Er hatte es versprochen, sie nicht zu verlassen, und daß er sein Versprechen halten würde, das wußte sie. Von jetzt an also sollte dies Heim die sichere Zufluchtsstätte der beiden Geschwister sein. Er sollte sein Versprechen nicht bereuen, nein, nicht bereuen.

Während sie da so allein in der Nacht und laut vor sich hinsprechend ging, kam es hüpfend und wandernd an sie heran wie Irrlichter, die hundert kleine naseweise Fragen stellten und hundert gute, unerprobte Ratschläge gaben, und dann das schwarzverschleierte Gefolge der angstvollen Sorgen — — —

War sie fähig, die frische, lebende Hoffnung zu begraben? War sie sicher, daß die Schwester nicht den Bruder daran hindern würde, das Leben zu leben? War sie dessen so sicher? Ja, sie war es. Er sollte nicht, wie so oft, von Fenster zu Fenster gehen und mit einem nach der Ferne blutenden Herzen in die Wolken starren. Frei sollte er kommen und gehen . . . und kommen.

Malene hatte ein mütterliches Erbe von tausend Kronen, außerdem die Zinsen . . . Vom 12. bis zum 37. Jahre. Im Rechnen war sie kein Meister. Tausend oder zweitausend — Arvid sollte dafür reisen. Wenn er weg war, wollte sie die Zimmer ordnen, so wie er es wünschen mochte.

Sie ging weiter und weiter, wo sie nie früher gegangen war. Sie kam zu einem Bach, über den eine Brücke führte. Da war eine Landstraße mit duftenden Bäumen an den Seiten; kleine, zitternde Windstöße ließen das Licht dann und wann aufblitzen. Eine Wolkenschicht nach der anderen wich, und die Sonne ging auf. So weit das Auge reichte, war das Ackerland, die Grabenränder ein wiegendes, schaukelndes Blumengewirr, Häuser mit Gärten davor und ein Wald — — — Baumkrone neben Baumkrone bis zu dunklen Dächern, die sich über eine schwarze Erde ausbreiteten.

Malene griff sich an die Stirn — — es war doch kein Traum? Sie pflückte und pflückte Korn, Blumen und taubenetzte Gräser, sie ging zurück an den Bach und spiegelte sich darin. Sie war es. Dann setzte sie sich an das Ufer, lächelte den Fischen zu, die zwischen Steinen und Wasserpflanzen hindurchglitten, lächelte zum anderen Ufer hinüber, lächelte, lachte und — — weinte.

Sie kriegte Lust, ins Wasser zu treten, — die schwarzen Trauerkleider abzulegen und ganz hinaus zu gehen — ganz hinaus. Da war es aber wieder da, das kalte Flüstern: Vergiß es nie, dir selbst zu sagen, du bist ein altes Mädchen.

Malene wurde plötzlich müde; sie sehnte sich nur danach, sich im Hause drinnen auf der Heide zu verbergen. Und sie wandte sich fort von dem blühenden Land — — —

Bald berührte der Fuß die Fasern des Heidekrauts und den rotkörnigen Sand — die Heide umschloß sie wieder.

Schleppend wurde ihr Gang. Es kam Malene vor, als wenn das Alter auf ihren Schultern säße und sie stöhnen ließe.

Digitized by Google

Sie krümmte ihren Fuß im Stroh des Holzschuhes, um fest aufzutreten.

Und Arvid — — er hatte weder zu essen noch zu trinken bekommen. Sie kämpfte gegen Schlaf und Erschöpfung und strengte sich an, als ob sie sich einen Weg durch den Wald bahnen müßte.

Wenn Arvid sie jetzt entbehren würde, wenn er von einem Zimmer ins andere, ihren Namen rufend, ging, wenn er auf die Dünen hinauslief, um nach ihr zu spähen, wenn er suchen sollte, bis er ihre Spur fand? — — —

Unwillkürlich sputeten die Beine sich; in schnellem Lauf über Heidekraut und Heidewurzeln eilten sie dahin; Arvids wegen müßte der Weg gekürzt werden.

Wenn er aber hinausgegangen wäre, um zu suchen, dann müßten seine Gedanken doch vielleicht liebevoller bei ihr weilen als die eines Bruders bei der Schwester — — —

Malene sank in die Knie.

Ein unebner, dunkler, sich vorwärtsbewegender Punkt wurde ihr entgegengetrieben — — sie hatte ihn erkannt, es war Arvid. Sie wollte ein Vaterunser beten, das Gebet, das schon monatelang nicht mehr auf ihren Lippen gewesen — die Gedanken verirrten sich — sie betete: am dritten Tage auferstanden von den Toten, aufgefahren gen Himmel, von dannen er kommen wird zu richten die Lebendigen und die Toten! — — Obgleich sie ihre eigenen Worte nicht hörte, wiederholte sie sie doch, bis Arvid auf sie zugelaufen kam.

„Ich bin im Kirchturm hinaufgestiegen, um nach dir zu sehen, Malene," sagte er, „mir war ganz angst um meine kleine Schwester geworden. Wenn der Webstuhl oder das Harmonium davongelaufen wäre, so wäre es ebenso natürlich gewesen — du gehörst zu den Stuben!"

Malene fügte hinzu: „Und zur Arbeit."

— — — — — — — — — — — —

Arvid wollte aber nicht für Malenes Geld reisen. Er reiste für sein Gehalt und richtete sich auf eine Ferienzeit von drei Monaten ein. Die Ernennung zum Pfarramt erhielt er als ein letztes „Glück zur Reise!"

Malene fuhr zwei Meilen mit dem Frachtwagen, um so lange wie möglich bei ihm zu sein; darauf ging sie zurück.

„Alles, was ich erlebe und weiß, schreibe ich dir, Malene, dann ist es, als wenn du mit auf der Reise wärest. Ja, wärest du nur mit! Es ist schwer, dich entbehren zu müssen, liebe Schwester — —" So stand im ersten Brief zu lesen, den Malene kurz danach in der Hand hielt. Sie las ihn in seiner Stube gegen Süden, sie las ihn in der Kammer gegen Osten, Westen und Norden, sie las ihn auf der Heide, bis die Sonne das Papier rot färbte, und drinnen im Stall bei dem kranken Schaf.

Malene schrieb aber nicht wieder. Sie konnte die Sätze nicht ordentlich zusammenfügen. Draußen im Sandgraben aber saß sie und ritzte mit einem rostigen Nagel viele Wörter in den Sand, die bald wieder verwischt wurden.

Ein andermal schrieb er: „Wie schön ist nur die Welt, Malene! Es ist, als ob die Sonne mir ganz ins Herz hineinscheine. Tag und Nacht kommen und gehen, meine Freude geht aber nicht von mir. Malene, liebe Schwester, wir wollen immer zusammenhalten, nicht wahr? Glaube mir, mitunter sehne ich mich auch nach den stillen Pfaden der Heide, nach dem Wege, der nach der Kirche führt, nach den Männern und Frauen, die diese suchen. Nach dir sehne ich mich auch, doch die Sehnsucht ist ohne Unruhe und Pein. Dich, das weiß ich, werde ich finden, wo wir uns trennten. Malene, Malene, wirst du mich kennen, wenn ich komme, wirst du meinen Jubel verstehen?" —

Ganz langsam las sie den Brief. In ihrem Herzen gab es keinen Widerklang der in seinen Briefen sich äußernden Freude.

Sie mußte der grünen Felder, der Rainblumen und des kleinen Baches gedenken — ja, die Welt da draußen war gewiß reicher als die stillen Gegenden der Heide. Konnte man ihm das verübeln, wenn die Welt ihn lockte, und er gar nicht wieder käme? Malene suchte die Hügel auf, starrte nach Osten und konnte ihre Niedergeschlagenheit nicht bezwingen.

Die Welt, die Welt, — das waren Wälder und Berge, Seen und tiefe Täler mit Blumen, die Welt, das waren aber auch Menschen, und Menschen waren es, denen ihre Angst jetzt galt.

Digitized by Google

Einen ganzen Monat hörte sie nichts von ihm; das waren für sie die längsten Tage, die sie erlebt hatte, und nur das Harmonium half ihr darüber hinweg. Jeden Abend ging sie einen langen Weg, um den Briefträger zu treffen, der grüßend, ohne die Tasche zu rühren, an ihr vorüberschritt. Wenn sie nachhause gekommen war, setzte sie sich an das Harmonium und rief, ohne eine Melodie zu suchen, einzelne Töne hervor; sie wollte nur den Klang im Ohre haben. Würde er zum Winter wieder da sitzen und die alten, sanften Lieder spielen, während sie aus dem schneeweißen Leinen den Predigerkragen für ihn zurechtschnitt und faltete? — — — —

Dann meldete er seine Ankunft.

Malene machte die Nacht zum Tage, um alles erreichen zu können, was sie wollte. Sie reinigte, putzte und schmückte das Haus wie zu einer Feier. Die Gardinen hingen weiß im dämmrigen Oktoberlicht; Erikazweige wurden in die Vasen gesteckt und Erinnerungskränze für die Familienbilder geflochten. Ein Lamm wurde geschlachtet, mit Salz und Butter bereitet und an einem Pudding ließ es Malene nicht fehlen. Ein Fest sollte es sein. Sie deckte den Tisch für den Bruder und die Schwester und kleidete sich in das kornblumenblaue Kleid.

Jetzt hielt sie ihn bei der Hand. Die Welt hatte ihn ihr nicht genommen. Sie hörte seine Stimme, wenn sie auch anfangs nicht seine Worte vernahm. Sie zog ihn hinein und schloß die Tür hinter ihnen zu. Der Friede, der sie erfüllte, war so sicher wie der Friede des Todes.

Sie speisten zusammen, und Arvid erzählte, während er sich in den festlich hergerichteten Stuben umhersah. Dann setzte er sich ans Harmonium und sang.

Malene wollte die Lampe anzünden, denn es war schon längst dunkel geworden, Arvid bat sie, noch zu warten.

„Setze dich zu mir, Schwester, wir zwei wollen von der Zukunft reden.“ Sie setzte sich. Eine neue Ahnung durchfuhr sie.

„Wir wollen uns nie trennen, du Liebe, nicht wahr?“

Sie antwortete nicht, doch er verstand sie. „Malene, warum meinst du, daß ich die große, lärmende Welt schöner fand als unsere stille Heide? Antworte mir!“

Sie antwortete nicht, denn da war etwas, das ihr nicht klar war.

„Malene, ich fand ja das Glück draußen. Verstehst du mich jetzt? Ich wollte es nicht schreiben. Ich wollte selbst Zeuge deiner Freude sein. Denke dir, Schwester, ich habe ein junges Wesen gefunden, das das Leben mit uns beiden hier in dieser Stille teilen will — — wenn du es so willst, Malene, — und ich weiß es, du willst es. Warum sprichst du nicht?“

Langsam, wie einer nach dem andern ausgestoßene Seufzer ließen die Worte sich im dunkeln hören:

„Willst du dich verheiraten? Kommt sie — — hierher?“

„Ja, sobald du sie empfangen willst — — und dann, Schwester, hilfst du ihr, ihre Aussteuer zu nähen und tüchtig zu werden, nicht wahr?“ Er zog sie an sich. „Gieb mir einen Kuß, du Liebe, nnd sage mir, daß du dich mit mir freust.“ Und er küßte Malene.

Es dauerte ein Weilchen, ehe sie die Worte sagen konnte, die er zu hören begehrte.

Später am Abend, als sie an einem Tischtuch säumte, fragte sie:

„Sie ist wohl jung, Arvid?“

„Ja, Schwesterchen, sie ist so jung, daß du gut ihre Mutter sein könntest.“

Am nächsten Morgen, als Arvid ins Zimmer trat, lag auf Tisch und Stühlen aufgestapelt alle grauweiße Leinewand, die Malene und Malenes Mutter gewebt und genäht hatten.

„Sieh her, Arvid, das ist für dich und sie, das ist meine Brautgabe. Sie ist so jung, sie soll nicht rote Augen und harte Finger kriegen. Ich bin ja alt, ich werde dir aber helfen, ihr das Leben leicht zu machen.“

Arvid konnte nicht Worte genug finden, um Malene zu loben.

Malene aber ging weit hinaus auf die Dünen und verbarg ihr tränennasses Gesicht in der harten Heide.

Digitized by Google

Norwegische Frauen als Wähler und Stadtverordnete.

Von

Kaja Geelmuyden.

Autorisierte Übersetzung aus der norwegischen Zeitschrift Det ny Aarhundrede von Ida Anders.

Nachdruck verboten.

Infolge des Gesetzes vom 29. Mai 1901 sind norwegische Frauen über 25 Jahre, die entweder selbst oder durch Gütergemeinschaft mit dem Ehegatten Steuern für ein Einkommen von 400 Kronen in den Städten, 300 Kronen auf dem Lande bezahlt haben, stimmberechtigt und bei den Stadtverordnetenwahlen wählbar.

Als diese Gesetzesvorlage im norwegischen Storthing angenommen wurde, kam dies sicherlich den meisten überraschend. Die Lauheit, die stets im Parlament dieser Sache gegenüber zu Tage getreten war — trotz aller schönen Versprechungen von seiten der Linken —, hatte schon längst den Frauen hinsichtlich des Verständnisses der Politiker für ihre Forderungen jede Illusion geraubt; und das Gesetz wäre auch diesmal nicht zur Wirklichkeit geworden, wenn nicht eine Anzahl Konservativer die Vorlage unterstützt hätten, einzelne aus wirklichem Gerechtigkeitsgefühl, andere, weil sie ihnen ein Gegengewicht gegen die Wirkungen des gleichzeitig angenommenen allgemeinen Stimmrechts für Männer zu bedeuten schien.

Kaum war indessen das Gesetz zur Tatsache geworden, als es die Frauen zu fühlen bekamen, daß sie einen bisher ungeahnten Wert bekommen hatten. Sie repräsentierten ja nun jede eine Stimme und waren eine Macht geworden, mit der gerechnet werden mußte. Alle Parteien nahmen sich ihrer liebevoll an und wollten sie auf den rechten Weg leiten — um von dem Zuwachs zur Wählermasse soviel wie möglich zu profitieren. Die Linke erinnerte die Frauen daran, was sie der Fortschrittspartei schuldeten, die sich ihrer Sache stets angenommen hätte. — Die Rechte sprach schöne und wohlgesetzte Worte von dem milden und wohltuenden Einfluß der Frau im Laufe der Zeiten und versprach sich viel von ihrer redlichen Gesinnung — die den Herren doch ziemlich lange entbehrlich gewesen war. Alle waren sie so ungefähr darin einig, „das neue Element im öffentlichen Leben willkommen zu heißen".

Es zeigte sich jedoch bald, daß die Frauen selbst besser vorbereitet waren, als man hätte glauben sollen, und Lust hatten, die Sache selbst in die Hand zu nehmen. Man konnte sich nicht lange besinnen, da die Stadtverordnetenwahlen schon zum Herbst stattfinden sollten. Im ganzen Lande wurden von den Frauenbewegungs- und Stimmrechts-Vereinen Versammlungen und Vorträge angekündigt zur Aufklärung der Frauen über ihre neuen Rechte und die sich daraus ergebenden Pflichten. Diese Versammlungen, die meist erdrückend zahlreich besucht waren, erregten, dank den ausgezeichneten Rednerinnen, über die wir so glücklich sind zu verfügen, großes Interesse. Selbst die Frauen, die sich der Stimmrechtsfrage gegenüber vorher gleichgiltig, ja ablehnend verhalten hatten, wurden nunmehr von Eifer ergriffen zu belehren und belehrt zu werden, und wo man auch zusammenkam, gab es eine eifrige Diskussion.

Viele der selbständiger denkenden Frauen verspürten wenig Lust, sich ohne weiteres als Schwanz irgend einer der für die Wahlen einexerzierten politischen Parteien anzuhängen. Sie meinten, daß man dadurch weiter nichts erreichte, als die Stimmenzahl dieser Parteien zu vermehren, daß man kein „neues Element" in das öffentliche Leben bringen würde — was da wohl gebraucht werden konnte. Für alle jene Frauen war es eine willkommene Nachricht, daß der „Verein für Frauenstimmrecht in Kristiania" in

Digitized by Google

einer Versammlung beschlossen hatte, in einem Aufruf den Frauen erstens den bedingslosen Anschluß an eine der politischen Parteien zu widerraten und zweitens eine eigene unpolitische und programmlose Wählerliste aufzustellen, für die man tüchtige und angesehenen Männer und Frauen ohne Rücksicht auf ihre politische Farbe suchen wollte. Etwas später wurde ein Arbeitsausschuß von 20 Mitgliedern — ausschließlich Frauen — eingesetzt, um eine solche Liste auszuarbeiten.

Dieser Beschluß erregte um so größere Aufmerksamkeit, als zu dem Vorstande und den Mitgliedern des genannten Vereins außer der im ganzen Lande wohlbekannten Frau Ragna Nielsen die meisten der Frauen gehörten, welche die öffentliche Meinung in der Hauptstadt als die ersten bezeichnete, die in die Kommunalverwaltung gewählt werden müßten, (sollte man nun einmal Frauen haben, so wollte man natürlich gern solche, die etwas bedeuteten,) Frauen von der Rechten und der Linken, die die verschiedenen Parteiführer gehofft hatten, auf ihre Listen zu bekommen. Diese Selbständigkeit kam deshalb sehr ungelegen und wurde sofort von den Führern und Preßorganen der Parteien angegriffen und verhöhnt — zunächst allerdings verhältnismäßig milde und vorsichtig, indem man den Gedanken, ein Zusammengehen der Parteien in der Kommunalverwaltung zu versuchen, ideal, wenn auch undurchführbar fand.

In einer vom Verein „Wohl des Hauses" einberufenen Massenversammlung wurde der Gedanke des Vereins für Frauenstimmrecht in einem einleitenden Vortrag von Frau Ragna Nielsen klar und präzis dargelegt. Sie zeigte, wie das in den letzten Jahren entstandene Programmwesen — oder Unwesen — sich herausgebildet habe. Es galt stets neue Mittel zu finden, um einer Partei Stimmen und dadurch den Parteiführern Macht und Ansehen zu schaffen — so kam man darauf, lauter Einzelforderungen aufzustellen, immer mehr, ein ganzes Programm, das leichtgläubigen Wählern in die Augen stechen und sie auf den Leim locken konnte. — In der Politik sind Parteien ein notwendiges Übel; doch in einer Kommunalverwaltung sind sie unnötig, da kommt es nicht darauf an, was man über die Unionspolitik denkt, sondern ob man Tüchtigkeit und Einsicht in den Sachen besitzt, die ein für allemal zu den Aufgaben der Kommune gehören: Straßen- und Kanalisationswesen, Kirchen und Schulen einer Stadt und vor allem ihr ökonomisches Gedeihen haben dasselbe Interesse für Steuerzahler der Rechten wie der Linken. Es sei wohl möglich, daß die Frauen, die es noch nicht gelernt haben, sich eine Art Moral für das private und eine andere für das öffentliche Leben zu halten, für allerlei Dinge in der Kommunalverwaltung ein Auge hätten, die Männern entgehen. Es könnte auch in ihrem besonderen Interesse liegen, im Laufe der Zeit dies und jenes anzuregen. Aber wollten sie jetzt schon beginnen, sich von den längst eingearbeiteten, festgeschlossenen Männerorganisationen verschlingen zu lassen, so würden ihre selbständigen Anschauungen und Meinungen bald vernichtet und in dem blind und taub machenden Parteiinteresse ertränkt werden. Wozu die Vortragende alle Frauen auffordern wollte, war selbst zu denken und zu wählen, ehe sie sich an eine Partei bänden.

Ein anderer von den großen Frauenvereinen tadelte durch seine Vorsitzende, Staatsrätin Qvam, diese Taktik in starken Worten. Es wurde innerhalb dieses Vereines den Frauen vorgehalten, daß sie nur durch die Parteien hoffen könnten, etwas zu erreichen, und daß sie innerhalb dieser Parteien arbeiten müßten, um ihre speziellen Interessen und Ansichten geltend zu machen. Die Vorsitzende glaubte auch nicht, daß die Frauen schon jetzt die Einsicht und Erfahrung hätten, und ebensowenig, daß sie die erforderlichen Geldmittel haben könnten, um mit einer eigenen Wahlarbeit in dieser kurzen Zeit ein Resultat zu erzielen.[1])

Der Gedanke, daß Frauen für unpolitische Kommunalwahlen arbeiten sollten, war indessen aufgeworfen und wurde an manchen Orten aufgenommen. In Bergen wollten

[1]) Es sei hierbei bemerkt, daß das Arbeitskomitee des Vereins für Frauenstimmrecht durch eine vernünftig durchgeführte Ökonomie imstande war, sich mit den kleinen Beiträgen zu behelfen, die die Mitglieder des Vereins spendeten. Seine Wahlarbeit kostet $^1/_{20}$ der Summe, die eine der großen politischen Parteien brauchte.

Digitized by Google

sich ebenso wie in Kristiania die besten Vertreterinnen der Frauen nicht an die Parteiprogramme binden. Später machten sich unabhängige Männer und Frauen dort zusammen ans Werk, eine unpolitische Wählerliste aufzustellen. Trotz manches Mißgeschicks und trotzdem die Arbeit allzu spät begonnen wurde, gelang es auch eine solche zustande zu bringen und sie bei der Wahl repräsentieren zu lassen. — In Kristianssand sammelten sich eine ganze Anzahl Frauen um eine sogenannte „private" unpolitische Liste — einen Mischzettel, der Namen von den Wählerlisten der übrigen Parteien enthielt. An den meisten Orten wurde jedoch die Idee wieder aufgegeben, teils weil man die Zeit zu kurz fand — auch wohl weil der Mut fehlte, die Arbeit für etwas so Neues zu beginnen. Es war bequemer, sich an die fertigen, eingearbeiteten Parteien zu wenden und diese zu bewegen, die Frauen, die man wünschte, auf ihre Listen zu setzen.

Im Laufe des Sommers und Herbstes brachte Fräulein Gina Krogs Zeitschrift „Nylände" eine Reihe ausgezeichneter Artikel über Kommunalwahlen und -Angelegenheiten, worin u. a. das Wahlgesetz und das komplizierte Wahlsystem entwirrt und anschaulich erklärt wurde. Diese Artikel wurden eifrig studiert von alt und jung — auch von Männern. Es zeigte sich nämlich, daß die meisten von diesen, wenn ihre Frauen in ihrem frischen Eifer die Herren und Gebieter um Aufklärung über diesen oder jenen Punkt fragten, vielfach die lieblichste Unwissenheit verrieten. „Was soll ich mir den Kopf über so etwas zerbrechen" sagte ein wohlbekannter alter Biedermann, „dazu habe ich eine Parteileitung, — daß sie für mich denkt!" — Daß die Parteiführer wirklich dazu da waren, zu denken — und zwar in ihrer eigenen Richtnng, in deren Interesse sie skrupellos alles auslegten — das merkten die unparteiischen unter den Frauen auch bald; sie sahen, daß sie sich auf sich selbst verlassen mußten, und sie gingen gründlich zu Werke. Aufklärende Vorträge wurden gehalten, und an mehreren Orten errichtete man vor der Wahl eigene Auskunftbureaus zur Anleitung in den rein praktischen Fragen. Daß sie es hierbei gewissenhaft vermieden, irgend jemand in seiner Meinung zu beeinflussen, wurde überall anerkannt.

In dem Maße, wie die Wahl sich näherte und die Parteiagitation die übliche Steigerung erfuhr, verschärften sich auch die Angriffe gegen die „Frauenliste" in Kristiania wie gegen die unpolitischen Listen überhaupt, die man vermutlich als eine Folge des Auftretens der Frauen betrachtet. Von den Frauen der Rechten wie der Linken wurden Massenversammlungen einberufen, in denen es den Zuhörerinnen als ihre heiligste und einzige Pflicht vorgehalten wurde, mit der Partei zu stimmen, die die Versammlung einberufen hatte, — oder jedenfalls, wenn es garnicht anders ginge, mit der Gegenpartei zu stimmen, aber um Gottes Willen nicht mit den „Unpolitischen" oder den „Frauen", die nun trotz ihrer Friedfertigkeit die gefährlichsten von allen geworden wären. — Worin ihre Gefährlichkeit bestand, erfuhr man nicht so genau.

Die Frauen der Rechten hatten in Kristiania und Drontheim Männer gewählt als ihre Wortführer, im übrigen hielt man sich in der Regel an seine eigenen weiblichen Rednerinnen.

Das Arbeitskomitee des Vereins für Frauenstimmrecht (das auf Grund seiner Mitgliederzahl populär das „Zwanzigerkomitee" oder die „Zwanzigfrauen" genannt wurde) arbeitete inzwischen ruhig weiter, ohne sich von Prophezeiungen anfechten zu lassen, daß es keinen einzigen Mann von Bedeutung auf seine Liste und nicht genug Stimmen bekommen würde, um einen einzigen Vertreter durchzusetzen. Es ließ sich auch nicht durch direkte Anerbietungen verlocken, „Stimmen zu gewinnen," indem es Kompromisse mit anderen Vereinen einging. Sein ständig wiederholter Grundsatz war: „Wir arbeiten für das, was wir recht finden; wir wollen weder agitieren, noch uns auf Verhandlungen einlassen. Erreichen wir diesmal nichts, beginnen wir das nächste Mal von neuem". Diesem Grundsatz blieb es die ganze Zeit treu, trotzdem die Versuchung, auf alle die unwitzigen Angriffe eine scharfe Antwort zu geben, oft recht stark war — um so mehr, als dem Komitee die besten und geübtesten Streitkräfte unter den Frauen angehörten.

Trotzdem von Anfang an die Absicht des Komitees klar genug auseinandergesetzt worden war, brachten die Zeitungen stets verhüllt oder ausgesprochen spöttische Fragen,

Digitized by Google

was die „Damen" eigentlich mit ihrer Arbeit zu erreichen gedächten — Fragen, die immerfort wiederholt wurden, ob man sie auch noch so klar beantwortete. Durch dies Vorgehen der Presse hatten sich in bezug auf die unpolitische Liste die Begriffe verwirrt, — was wohl auch beabsichtigt gewesen war. Einzelne glaubten, sie sollte ausschließlich Frauen zur Wahl aufstellen — andere, man wolle lauter farblose Personen finden, solche, die gar keinen Standpunkt hätten! Einer Aufforderung zufolge hielt dann die Vorsitzende des Vereins für Frauenstimmrecht, Frl. Anne Holsen einen öffentlichen Vortrag über die unpolitische Liste der Frauen und deren Zweck — so klar, sachlich und formvollendet, daß er selbst die Anerkennung der Gegner gewann. Er erregte nicht wenig Aufsehen und wurde am folgenden Tage als Beilage zu „Verdens Gang" gedruckt. Dieses Blatt hatte sich die ganze Zeit — im Gegensatz zu anderen politischen Zeitungen — gegenüber dem Beschluß und der Arbeit des Vereins für Frauenstimmrecht sehr wohlwollend verhalten und seine Spalten den Anhängern des unpolitischen Programms zur Verfügung gestellt, — wovon jedoch nur in geringem Maße Gebrauch gemacht wurde, da die Frauen, wie schon erwähnt, prinzipiell keine Agitation treiben wollten.

Als sämtliche Wählerlisten veröffentlicht wurden, zeigte es sich zum allgemeinen Erstaunen, daß die der Frauen eine ganze Reihe wohlbekannter und angesehener Männernamen enthielt, darunter einzelne, an die sich die politischen Parteien vergebens gewandt hatten. Daß sie die besten weiblichen Repräsentanten aufwies, wußte man ja vorher. Nun bekamen die Parteien ernstlich Angst, Stimmen zu verlieren, und das gröbste Geschütz wurde aufgefahren. In den letzten Tagen vor der Wahl und am Wahltage selbst enthielten die Zeitungen die heftigsten Aufrufe, sich vor der sogenannten unpolitischen Frauenliste zu hüten, diesem „reißenden Wolf" (sie wurde wirklich in „Aftenposten" so benannt), die von der Linken als Handlanger einer verächtlichen Rechten bezeichnet wurde, während die Rechte sie düster und drohend „weiter" nichts als eine maskierte Linkenliste nannte. Das half. Trotz der vielen unerwarteten Beweise von Sympathie, die den Frauen bei ihrer Arbeit zuteil geworden waren, nicht zum wenigsten seitens der Männer, erhielt die Liste bei der Wahl nur zwei Repräsentanten, freilich zwei seiner besten weiblichen Politiker, nämlich Frau Ragna Nielsen und Frl. Anne Holsen. Stellvertreter wurden zwei der anderen Frauen, die man bei der Wahl durchzubringen gehofft hatte. Insofern wurde das Resultat von allen Frauen, mit welcher Partei sie auch gestimmt hatten, freudig begrüßt; aber es wurde lebhaft bedauert, daß keiner der ausgezeichneten Männer, die auf der Liste gestanden haben, gewählt worden war.

Das Entgegengesetzte ereignete sich in Tromsö, wo eine Partei, die sich „die unabhängige Linke" nannte, die Frauen bewogen hatte, eine Wählerliste aufzustellen und zu unterzeichnen, von der dann bei der Wahl alle Frauennamen gestrichen wurden, so daß nur Männer hineinkamen.

Überhaupt zeigte es sich, daß die Linke im ganzen Lande sehr häufig die Frauen aus ihren Listen gestrichen hatte, was sowohl Erstaunen wie Entrüstung erregte. In mehreren Städten kam nicht eine einzige Frau auf die Liste der Linken, trotzdem man sich allgemein darüber klar war, wie tüchtig und für das öffentliche Leben brauchbar gerade die dort aufgeführten Frauen waren. Der schlimmste Schlag war, daß in der Hauptstadt selbst sich das gleiche Schauspiel zutrug. Freilich hatten hier sowohl Rechte wie Linke infolge der Sonderliste der Frauen teilweise neue und unerprobte Frauennamen auf ihre Listen setzen müssen; die der Linken enthielt jedoch ein paar gute Namen, und das rücksichtslose und unerklärliche Streichen erregte große Erbitterung gegen die Partei.

Die Rechte war durchgehends höflicher gegen ihre Damen. Der große Troß ehrbarer Konservativer änderte nichts an seinen Listen, man verschlang sie ganz, mit Frauen und allem — aber sie hatten auch meist nette, gebildete Damen bekommen, die niemals großen Lärm gemacht hatten und an denen keiner Anstoß nehmen konnte.

Die Frauen machten bei der Stadtverordnetenwahl im Jahre 1901 etwas über $^1/_3$ der Wählermasse aus. Unter 633 487 Stimmberechtigten waren 231 064 Frauen. Von diesen waren 18 971 persönlich Steuerzahlende, etwas über die Hälfte auf dem Lande, der Rest in den Städten.

Digitized by Google

Die Wahlbeteiligung war bei den Frauen auf dem Lande an den meisten Orten spärlich, durchschnittlich nur 4,9 Prozent. Das Interesse war gering; auf dem Lande ist man ja gern geneigt, alles Neue mit Mißtrauen zu betrachten. In gegen $^1/_5$ der Bezirke wurden gar keine Stimmen von den Frauen abgegeben.

In den Städten war die Beteiligung meist ganz gut, durchschnittlich 48 Prozent (von Männern stimmten in den Städten durchschnittlich 57 Prozent). In vielen kleineren Städten war die Beteiligung der stimmberechtigten Frauen noch weit stärker, bis zu 80—90 Prozent, in einzelnen größeren Orten dagegen ziemlich dürftig.

Von den gewählten 12 428 Repräsentanten waren 98 Frauen, davon 86 in zusammen 27 Städten und nur 12 in den Landdistrikten. In einer Stadt (Kristianssand) wurden 7 Frauen, in 5 Städten je 6, in den übrigen von 6—1 Frau gewählt. In 33 Städten wählte man keine weiblichen Stadtverordneten. Zu Stellvertretern wurden 160 Frauen gewählt, davon 105 in den Städten und 55 auf dem Lande.

Frau Ragna Nielsen.
(Aus: Det ny Aarhundrede.)

Die Frauen stehen in der öffentlichen Wahlstatistik mit eigenen Listen nur in Kristiania und einem einzelnen Kirchspiel aufgeführt, wo sie jedoch zu wenig Stimmen erhielten, um einen Repräsentanten durchzusetzen. Indessen hatten, wie schon erwähnt, Frauen allein sowohl die Liste der „unabhängigen Linken" in Tromsö und die private unpolitische Liste in Kristianssand unterzeichnet.

Dieser letzteren war es vermutlich zu verdanken, daß in Kristianssand die größte Anzahl weiblicher Repräsentanten gewählt wurden, trotzdem die dortigen Frauen sich nur spärlich beteiligten. Man hatte dort auch einige Sozialisten auf der unpolitischen Liste aufgeführt, etwas, was man sonst vermied.

Die Frauen Kristianias hatten ihre Liste „die unpolitische Liste" genannt. Dies mußte im letzten Augenblick geändert werden, da der Wahlvorstand es gesetzwidrig fand, die Liste mit einem Adjektiv zu bezeichnen, weshalb der Name in „Liste des Vereins für Frauenstimmrecht" abgeändert wurde. Dies machten sich die Gegner natürlich augenblicklich zu nutze, die die Sache so auslegten, als ob die Liste für nicht unpolitisch genug befunden worden sei! In Bergen erhob man keinen Einwand gegen die Bezeichnung unpolitische Liste.

Durchschnittlich stimmten freilich die Frauen diesmal mit ihren Parteien, oder richtiger mit den Parteien, zu denen sich ihre wahlgewohnte, männliche Umgebung zählte. Es ist ja immer nur eine Minderzahl imstande, über öffentliche Angelegenheiten und Personen ihre eigene Meinung sich zu bilden, und die emsige Agitation der Parteien tut auch im letzten Augenblick das Ihre, um das Stimmvieh in die alten Reihen zu treiben. Doch hatten Frauen, die im übrigen mit politischen Parteien stimmten, in ganz großer Ausdehnung von dem Rechte der Namensüberführung Gebrauch gemacht, um für die Frauennamen der anderen Listen zu stimmen, wenn diese eine besonders sammelnde Kraft hatten. Dies war auch der Grund, weshalb die weiblichen Namen auf der unpolitischen Liste in Kristiania mehr Stimmen erhielten als die männlichen.

Die Rechte erhielt an den meisten Orten die große Majorität bei den Wahlen, was man nicht zum wenigsten der Beteiligung der Frauen verdanken zu müssen glaubte. Konservative Spießbürger, denen weibliches Stimmrecht ein paar Monate zuvor ein

Digitized by Google

Greuel und eine Widerwärtigkeit gewesen war, spazierten nun kreuzvergnügt zur Wahlurne in Begleitung ihrer Ehehälften, die, ob sie nun wollten oder nicht, helfen sollten, den fürchterlichen Sozialisten Schranken zu setzen. Die Sozialisten und ihr Trachten nach des Nächsten Gut waren nämlich das Schreckbild, das die Konservativen überall aufstellten, um irrende Seelen auf den sicheren Weg zu bringen. — Die Zeitungen der Rechten waren, nachdem der Ausfall der Wahl bekannt geworden, auch äußerst galant gegen die Damen und dankten für die gute Hilfe. Das Entgegengesetzte war bei den Blättern der Linken der Fall. So gab „Dagbladet" in Kristiania ausschließlich den Frauen Schuld an dem für die Partei ungünstigen Ausfall und tröstete sich und seine Leser damit, daß bei den Storthingswahlen, wo die Frauen nicht dabei wären, schon alles gut gehen sollte!

An einzelnen Orten des Westlandes, wo die Nachwirkungen der pietistischen Bewegung noch zu verspüren sind, unterließen es die Frauen der Arbeiterklassen aus religiösen Gründen fast durchweg, ihre Stimmen abzugeben.

Was die Frauen der Sozialisten anbelangt, so ist zu bemerken, daß sie sich überall der Zusammenarbeit mit den anderen Frauen entzogen und nur mit ihrer Partei arbeiten wollten. Diese brachte übrigens trotz aller Prophezeiungen nirgends eine starke Vertretung durch.

Frägt man, ob schon jetzt von der Beteiligung der Frauen am öffentlichen Leben einige Wirkung zu verspüren sei, so muß die Antwort unbedingt ja lauten. Nicht gerade in dem Sinne, daß irgend eine Frau bisher eine Revolution in den Kommunalverwaltungen herbeigeführt oder (vielleicht mit einer einzigen Ausnahme) wesentliche Neuerungen angeregt hätte, die nicht ebenso gut Männer hätten vorbringen k ö n n e n. An vielen Orten verhalten sie sich vorläufig noch passiv, da sie meinen, daß sie in rein formeller Hinsicht viel zu lernen haben. In Bergen halten die Frauen vor jeder Magistratssitzung private Versammlungen ab, wo sie dann die vorliegenden Sachen zur gegenseitigen Aufklärung und Belehrung durchgehen. Eine Stadtverordnete in einer der größeren Städte schreibt: „Was ich in den Beratungen vor allen Dingen gelernt habe, ist, zu schweigen; denn die dort übliche Redseligkeit ist über alle Grenzen abscheulich. Keine Frau hat sich noch in diesem Punkt versündigt; deshalb hört man uns an, wenn wir einmal etwas sagen."

In einer Landgemeinde — Eidsvold — wo eine besonders tüchtige Frau in der Kommunalverwaltung sitzt, war diese in ein Komitee von fünf Mitgliedern gewählt worden, das über mehrere Entwürfe für eine Straßenlinie zu entscheiden hatte. Obwohl sie im Komitee mit ihrer Meinung ganz allein blieb, erhielt sie in der Kreisverwaltung nach einer lebhaften Debatte zwei Drittel der Stimmen für „ihre" Linie — ein recht bemerkenswertes Resultat auf dem Lande.

In Kristiania mit seiner verhältnismäßig dürftigen weiblichen Repräsentation — nur 6 von 84 (2 Rechte, 2 unpolitische und 2 Sozialisten) ist man so glücklich, in Frau Ragna Nielsen eine Stadtverordnete zu besitzen, deren energische Persönlichkeit und unermüdliche Arbeitskraft schon längst von allen Parteien anerkannt und geschätzt worden ist. Sie wird auch stark in Anspruch genommen, und ihr klarer, praktischer Blick und ihre unerschrockene Kritik üben schon jetzt einen merklichen Einfluß aus — nicht zum wenigsten in ökonomischen Fragen, wo sie eine Bresche in das gewohnte System gelegt hat, von Ökonomie zu r e d e n, statt sie praktisch im Detail durchzuführen. Ihre Kritik u. a. des kostbaren Systems der kommunalen Mittelschulen und ihr Nachweis von dessen Konsequenzen hat große Aufmerksamkeit und selbstverständlich in einzelnen Abteilungen viel Verstimmung erregt, nach dem sehr üblichen Prinzip, daß freilich in der öffentlichen Verwaltung gespart werden muß, so im Unbestimmten, Großen und Ganzen genommen — aber die Sparsamkeit hat sich hübsch von den Gebieten fern zu halten, die meine eigenen persönlichen Interessen berühren!

Aber die hauptsächliche Wirkung weiblichen Stimmrechts liegt doch in anderen Dingen: In dem größeren Respekt, der nun der Arbeit der Frauen und ihren persönlichen Meinungen entgegengebracht wird, speziell in den Kreisen, wo es vorher undenkbar war, ihnen irgendwelchen speziellen Einfluß einzuräumen und wo im ganzen alles,

Digitized by Google

was zur „Frauenfrage" gehörte, wie das rote Tuch war. In freier denkenden Kreisen sind ja norwegische Frauen schon seit vielen Jahren als die ebenbürtigen und gleichgestellten Arbeitsgefährten der Männer angesehen worden — jedenfalls in der Theorie; in der weiteren Ausdehnung, in der die Frauen nun zu allerhand Ämtern, mit und ohne Gehalt, gewählt werden, wo ihre besonderen Fähigkeiten und Anlagen zu ihrem Recht kommen; und nicht zum wenigsten in dem Rückhalt, den es den vielen richtig Denkenden aber Verzagten unter den Frauen gibt, wenn sie sehen, daß eine von den Ihren sich nun öffentlich aussprechen und für die Auffassung ihres Geschlechtes von manchen sozialen und moralischen Verhältnissen kämpfen kann, wo diese Auffassung von der üblichen und angenommenen abweicht — allerdings auch ferner, ohne gehört zu werden, aber doch ohne den Hohn und Spott zu erregen, dem vorher die sogenannten Weiberansichten fast immer begegneten.

In Schul- und Armenwesen, in Vormundschaftssachen und Krankenhaus-Aufsicht, in alle möglichen Komitee's und Kommissionen — sogar in Regulierungskommissionen hat man nun Frauen gewählt, und von keiner Seite hört man andere als befriedigte Urteile über die gemeinsame Arbeit der beiden Geschlechter.

In einer Versammlung in Drammen sagte eine Vortragende vor der Wahl: „Wir kommen zum öffentlichen Leben mit unseren einfachen Begriffen von Recht und Unrecht. Schämen wir uns dieses unseres naiven Standpunktes nicht." —. Die Hoffnung, die man hegte, daß die Frauen nach ihrem Gewissen urteilen würden, quer durch alle Parteirücksichten hindurch, scheint bis jetzt keine trügerische gewesen zu sein; jedenfalls nicht in bezug auf die Frauen, die eine Überzeugung haben. Und wir glauben nicht, daß es jemand bereut oder bedauert, sie in das öffentliche Leben hineingelassen zu haben.

Konfessionalismus und Frauenbewegung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Vor kurzem ist ein katholischer Frauenbund gegründet worden. Er soll neben einer planmäßigen Zusammenfassung der Vereinstätigkeit katholischer Frauen den Zweck haben, „die katholischen Frauen in die gegenwärtig das Frauengeschlecht bewegenden Fragen einzuführen und ihnen zu ermöglichen, an einer Lösung derselben im Sinne der christlichen Weltanschauung erfolgreich mitzuwirken." Zum Vorstand gehören u. a. die Frauen bekannter Zentrumsabgeordneter, Bachem und Trimborn. Wer die maßgebende katholische Presse in ihrer Stellung zur Frauenfrage während der letzten Jahre beobachtet hat, wird sich sagen, daß es zu einer solchen Gründung kommen mußte. In der Entstehung eines im Sinne der Frauenbewegung fortschrittlichen katholischen Organs „Die christliche Frau" war ein solcher Zusammenschluß schon vorbereitet. Die Charitastage hatten schon vorher der Frauenfrage einen Teil ihrer Verhandlungen gewidmet, in den Stimmen aus Maria Laach tauchte sie auf, und die Kölnische Volkszeitung hat ihr seit längerer Zeit ein vorurteilsfreies Interesse geschenkt. Es ist gar keine Frage, daß die Frauenbewegung in bezug auf einzelne praktische Aufgaben sozialer Wohlfahrtspflege schon der katholischen Vereinstätigkeit

Digitized by Google

manches verdankt, und daß sie von dem katholischen Frauenbund in dieser Hinsicht manche Förderung erwarten darf. Hat sie deshalb Grund, sich dieser neuen Organisation zu freuen?

Als diese Frage bei der Gründung des evangelischen Frauenbundes aufgeworfen wurde, haben maßgebende Stimmen aus der sogenannten „bürgerlichen" Frauenbewegung sie ohne weiteres bejaht. Man hat es als einen Sieg der Sache begrüßt, daß Frauen, in deren Weltanschauung sich der Gedanke der Frauenbewegung zunächst nicht einfügen wollte, sich doch der zwingenden Macht der Tatsachen schließlich ergaben, und man hat sich mit Befriedigung gesagt, daß unsere Bewegung nun ganze Kreise ergreifen würde, zu denen die interkonfessionelle Frauenbewegung keinen Weg gefunden hätte. Zur Gründung des katholischen Frauenbundes hat sich die bürgerliche Frauenbewegung bis jetzt noch wenig geäußert, doch wollte man die einzelnen befragen, so würde man sicher sehr viel weniger unbedingte Zustimmung finden. Und doch wäre es einseitig, zu verkennen, daß der Gewinn für die Frauenbewegung hier derselbe ist wie dort. In beiden Organisationen ist die Vertretung der Frauenbewegung an eine Bedingung geknüpft. Man will sie mit den Gedanken einer bestimmten Weltanschauung durchdringen und in gewissem Sinne den praktischen Zielen dieser Weltanschauung dienstbar machen. Wenn vom Gesichtspunkt der Frauenbewegung aus der ersten Gründung im allgemeinen mehr Sympathie entgegengebracht wird als der zweiten, so hat das seinen Grund sicherlich darin, daß man in der Weltanschauung als solcher auf der einen Seite engere Schranken für die Entfaltung der Frauenbewegung sieht, als auf der anderen, und daß man den Willen und die Macht, konfessionelle Zwecke in den Vordergrund zu stellen, auf der einen Seite höher einschätzt als auf der anderen.

Darum ist jetzt erst, bei der Gründung des katholischen Frauenbundes, in der liberalen Presse die Klage über die konfessionelle Spaltung, die auf immer neuen Gebieten unseres Volkslebens zu tage tritt, laut geworden. Ich meine, die Trierische Landeszeitung hat nicht ganz unrecht, wenn sie dem entgegenhält, daß von solchen Klagen bei Gründung des evangelischen Frauenbundes nicht die Rede gewesen sei, trotzdem er das Prinzip des Konfessionalismus in die Frauenbewegung eingeführt habe. Und ich meine, auch für uns ist die Frage nicht die: Frommt uns ein evangelischer Frauenbund, oder frommt uns ein katholischer Frauenbund, sondern die prinzipielle: wie stellen wir uns überhaupt zu konfessionellen Organisationen in unserer Bewegung?

Da wird also vor allem das Argument zu betrachten sein, daß die Ideen unserer Bewegung durch die konfessionellen Vereine in Kreise getragen werden, an die sonst nicht heranzukommen wäre. In anderen Worten heißt das: daß die Autorität der konfessionellen Einkleidung eine Werbekraft entfaltet, die dem Gedanken der Frauenbewegung an sich für die betreffenden Kreise nicht innewohnen würde; die Etikette dieser oder jener Konfession ist eine Art Freipaß zum Einzug in Gebiete, in denen die Frauenbewegung sonst als Kontrebande gilt; die Konfessionalität der Frauenbewegung ist ein brauchbares und wirksames taktisches Mittel zu ihrer Verbreitung. Selbstverständlich kann dieser Gesichtspunkt nur von solchen geltend gemacht werden, die religiösen Überzeugungen keinen besonderen Wert beilegen. Wem sie ein inneres Heiligtum sind, der wird sie nicht dazu erniedrigen wollen, in dieser Weise als Mittel zum Zweck zu dienen. Das hieße doch, um ein Bild Jean Pauls zu gebrauchen,

Digitized by Google

mit Szeptern nach Früchten werfen. Also nur die „Frauenrechtlerin", der ihre Sache über jedem anderen Interesse steht, könnte eines mit solchen Mitteln erfochtenen Sieges sich freuen. Aber auch sie müßte sich fragen, ob mit diesen Anhängern, für die eine Sache erst durch die Sanktion dieser oder jener Autorität annehmbar wird, ein wirklicher innerer Fortschritt zu verzeichnen ist, ob solche Menschen zur Frauenbewegung in ein festes und klares Verhältnis treten können, wenn man sie nur auf einem Umweg dafür gewinnen konnte. Natürlich wird durch die Erweiterung ihres Propagandagebietes die Frauenbewegung auch diesen oder jenen erreichen, der nicht einer ausdrücklichen Sanktion, sondern nur einer Gelegenheit, eines äußeren Anstoßes bedurfte, um aus selbständiger innerer Überzeugung für sie einzutreten und zu arbeiten. Und viele Mitarbeiterinnen im deutsch-evangelischen Frauenbund sind ein Beweis dafür, daß durch diese Vermehrung der Propaganda- und Arbeitsgelegenheiten für unsere Sache ihr tatsächlich wertvolle Kräfte gewonnen sind. Im ganzen aber ist auch vom Gesichtspunkt der Frauenbewegung aus Konfessionalität als taktisches Mittel ein zweischneidiges Schwert.

Auch noch aus anderen Gründen als dem angeführten. Vor allen Dingen um der Zersplitterung der Kräfte willen. Schon jetzt haben wir in manchen Städten einen Zweigverein der interkonfessionellen Frauenbewegung neben einem solchen des evangelischen Frauenbundes. Die praktischen lokalen Aufgaben, die der Frauenbewegung obliegen, sind aber doch tatsächlich die gleichen, ob ein konfessioneller oder ein interkonfessioneller Verein sie angreift. Man braucht nur die Vereinsberichte, die Tagesordnungen der Generalversammlungen, die Petitionen 2c. aus beiden Lagern zu vergleichen, um diese durchgehende Übereinstimmung zu konstatieren. So schafft man an vielen Orten zwei zeit- und kraftraubende Apparate für dieselben Funktionen. Zu solcher Verschwendung von Kraft fehlt es uns wirklich an leistungsfähigen Persönlichkeiten. Ob überdies aus diesem Nebeneinander gleicher Bestrebungen sich eine Konkurrenzstimmung ergibt oder nicht, ist lediglich eine Frage des Taktes der Vorsitzenden. Daß der evangelische Frauenbund und die interkonfessionelle Frauenbewegung nach Kräften an dem Prinzip des „Getrennt marschieren — vereint schlagen" festgehalten haben, ist ein persönliches Verdienst der Leitungen. Wir dürfen uns nicht darüber täuschen: je mehr konfessionelle Zweigvereine neben denen der unabhängigen Frauenbewegung an den einzelnen Orten entstehen, um so größer wird die Reibungsfläche. Und es könnte wohl einmal sein, daß der gute Wille der Leitung auf beiden Seiten nicht immer über Differenzen hinweghülfe. Jedenfalls wird das um so schwerer, wenn nun neben dem evangelischen und dem interkonfessionellen ein katholischer Frauenverein in derselben Stadt entsteht. Damit wird die Einheitlichkeit in der Bewegung einfach unmöglich, denn es ist kaum denkbar, daß der evangelische und der katholische Verein auch nur „vereint schlagen". Die Macht des einen, des konfessionellen Prinzips, das diese Vereine verfolgen, wird sich in diesem Fall zweifellos stärker erweisen, als der beiden gemeinsame Zweck: die Frauensache.

Und nun betrachten wir die ganze Frage in noch größerem Zusammenhang, in ihrer Bedeutung für unser nationales Leben. Die politische Presse hat mit Recht in der Begründung eines deutsch-katholischen Frauenbundes ein politisch bedeutungsvolles Ereignis gesehen. Auf Schritt und Tritt sehen wir unser politisches Leben unheilvoll beeinflußt durch den immer weiter auseinanderklaffenden Gegensatz der Konfessionen. Wir wachsen zu zwei Völkern auseinander, die sich immer weniger verstehen. Jede

Digitized by Google

Kulturfrage — von der Reform der Mädchenschule bis zur lex Heinze — wird eine Machtfrage, wird entschieden durch einen Kampf oder einen Kompromiß zwischen zwei feindlichen Lagern. Die Durchführung der Weltpolitik, die Wahrung der Machtstellung nach außen muß erkämpft werden durch ein Paktieren in der inneren Politik, das den Gegensatz immer augenfälliger konstatiert. Es ist geradezu eine der brennendsten Fragen unserer nationalen Entwicklung, ob es gelingt, diesem wachsenden konfessionellen Zwiespalt Einhalt zu tun. Jedes neue Gebiet, auf dem die konfessionellen Fahnen aufgepflanzt werden, bedeutet eine Verschärfung des Konflikts. Jede Ausdehnung des Arbeitsfeldes, auf dem Angehörige der verschiedenen Konfessionen, unbeschadet ihrer religiösen Überzeugungen, sich zu gemeinsamer Kulturarbeit die Hand reichen lernen, ist in nationalem Sinn ein unschätzbarer Gewinn. Das, meine ich, muß für jeden national empfindenden und politisch klar sehenden Menschen bei allen Sonderbestrebungen, gleichgiltig auf welchem Gebiet, der leitende Gesichtspunkt sein. Und mir scheint, es könnte einem modern denkenden Menschen nicht schwer sein, diesen Gesichtspunkt festzuhalten. Unser geistiges Leben hat die Weltanschauung des einzelnen so individualisiert, daß es schwerer und schwerer wird, die Überzeugungen vieler durch ein uniformes Bekenntnis wirklich rein und zutreffend auszudrücken. Aber indem wir uns so voneinander trennten, haben wir zugleich gelernt, fremde Anschauungen als etwas individuell Berechtigtes zu verstehen und zu achten, und die Übereinstimmung in der Weltanschauung nicht als conditio sine qua non für jede Art gemeinsamer Arbeit anzusehen.

Auch die Frauenbewegung hat bis vor wenigen Jahren diesen Standpunkt festgehalten. Sie hat Frauen der verschiedensten geistigen Richtungen, solche, die auf positivem konfessionellen Standpunkt stehen, und freier denkende vereinigt, weil sie sich sagte: es gibt keine evangelischen und keine katholischen *Ziele* in der Frauenbewegung, sondern nur das eine gemeinsame Ziel: den Frauen den Einfluß auf die Kultur zu verschaffen, den sie bei voller Entfaltung ihrer geistigen Persönlichkeit anszuüben vermöchten. Wie der einzelne dieses Ziel mit seinen religiösen Überzeugungen verknüpft, kann ihm überlassen bleiben; an sich liegt in dem Streben danach nichts, das mit den Grundlagen irgend eines Bekenntnisses in Widerspruch stünde, oder das aus einem religiösen Bekenntnis heraus besonders formuliert werden müßte. Ob ich als evangelische Frau gegen die staatliche Reglementierung des Lasters oder für die Zulassung zum Universitätsstudium kämpfe, oder von irgend einem anderen Standpunkt aus, ist sachlich ganz gleichgiltig, und weder in Frauenlöhnen, noch in Arbeiterinnenschutzgesetzen, noch in Vereinsrechtsparagraphen lassen sich die Unterschiede eines katholischen oder evangelischen oder sonst eines philosophischen Credo ausdrücken. Diese Einsicht hat die deutsche Arbeiterbewegung in ihrer allerjüngsten Entwicklung bewiesen. In der Frauenbewegung ist sie bis vor wenigen Jahren maßgebend gewesen.

Nun hat sich eine konfessionelle Absonderung auch auf diesem Gebiet vollzogen. Die ganz selbstverständliche Konsequenz eines evangelischen Frauenbundes ist ein katholischer geworden. Ganz ohne Schuld an dieser Gestaltung der Dinge mag die interkonfessionelle Frauenbewegung nicht sein. Es ist vielleicht hier und da auf Versammlungen und in der Presse von einzelnen ihrer Vertreterinnen einmal eine Äußerung getan, die die Toleranz nach rechts — die den Menschen meist so viel schwerer fällt, als die Toleranz nach links — vermissen ließ. Sie ist aber meines Wissens — ich denke besonders an eine Äußerung auf dem Dresdener Frauentag —

Digitized by Google

auch nicht ohne Zurückweisung geblieben. Keinesfalls aber kann man sagen, daß die Frauenbewegung positiv konfessionellen Frauen ein Zusammengehen mit ihr unmöglich gemacht hätte.

Also nicht die Erfahrung, daß man in der bürgerlichen Frauenbewegung in seinen Überzeugungen verletzt werde, sondern nur der positive Wunsch, auch auf diesem Gebiet „unter sich" zu sein, mit den Zielen der Frauenbewegung zugleich die Interessen dieses oder jenes Bekenntnisses zu verfolgen, hat zu den konfessionellen Gründungen geführt. Einen persönlichen Vorwurf kann man natürlich niemandem daraus machen, wenn es ihm als eine Gewissenspflicht erscheint, überall, bei jeder Betätigung im wirtschaftlichen und sozialen Leben, für seine religiösen Überzeugungen zu wirken. Ob dieser Gewissenspflicht nicht ebenso genügt werden könnte, wenn man innerhalb einer Organisation, die alle umfaßt, seine Anschauung vertritt, wenn man die Andersdenkenden sucht, statt sich von ihnen abzuschließen, ist eine Frage, die auch nur individuell beantwortet werden kann. Auch soll nicht der geringste Zweifel in die Leistungen einer konfessionellen Organisation gesetzt werden. Aber das ist keine Frage: im Interesse unseres nationalen Lebens sind die konfessionellen Organisationen der Frauenbewegung zu bedauern, denn bei noch so freundschaftlicher Stellung der Leitungen untereinander entziehen sie Hunderten von einzelnen Frauen die Gelegenheit, sich in dauernder gemeinsamer Arbeit kennen und verstehen zu lernen. Und wie können wir z. B. an ein paritätisch organisiertes Unterrichtswesen denken, wenn wir nicht einmal auf einem Gebiet, wie das der Frauenbewegung, einen paritätischen Standpunkt festzuhalten vermögen?

Man wird fragen, was soll diese Erörterung jetzt, da die Sache doch nun einmal geschehen ist? Ich glaube, daß es gerade, weil sie geschehen ist, um so notwendiger ist, die Bedenken und Gefahren dieser Sonderung dauernd und fest im Auge zu behalten, um sie auch nach der konfessionellen Trennung nach Kräften zu verhüten. Die interkonfessionelle Frauenbewegung sollte dafür sorgen, daß nicht die Religion für sie in dem Sinne zur „Privatsache" wird wie bei den Sozialdemokraten, sie sollte den paritätischen Standpunkt konsequenter als jene, allen Richtungen gegenüber, festhalten, damit sie immer fähig bleibt, auch positiv konfessionelle Anhänger der einen oder anderen Richtung aufzunehmen. Und die konfessionellen Vereine sollten sich immer zahlreichere Berührungspunkte mit der bürgerlichen Frauenbewegung — vor allem durch Anschluß an den Bund deutscher Frauenvereine — schaffen. Die gelegentliche Beschickung der Vereinsversammlungen durch einzelne Delegierte genügt nicht, um die Mitglieder in weitem Umfang miteinander in Fühlung zu bringen. Vor allem aber meine ich, sollte an Orten, wo die Möglichkeit einer paritätischen Organisation der Frauenbewegung besteht — wo sie sich vielleicht schon praktisch bewährt hat — von konfessionellen Gründungen abgesehen werden. Im Interesse der Frauensache und im Interesse unserer gesamten nationalen Entwicklung wird man von der konfessionellen Frauenbewegung diese Zurückhaltung verlangen dürfen.

Um so mehr, als keine wirklich tief und fest begründete religiöse Weltanschauung dadurch verlieren kann, daß sie Andersdenkenden gegenüber das Einende sucht. Denn es bleibt doch wahr:

„Was ist das Heiligste? Das, was heut und ewig die Geister,
Tiefer und tiefer gefühlt, immer nur einiger macht."

Digitized by Google

Professor Carla Wenckebach.

Nachdruck verboten.

Als bei der ersten Generalversammlung des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins in Friedrichroda 1891 die deutschen Lehrerinnen in ihrer Gesamtheit begannen, für Frauenbildung und Mädchenschulwesen neue Bahnen zu suchen, fand sich zufällig eine Kollegin zu ihnen, die in fremden Landen auf solchen neuen Bahnen schon ein Stück Weges zurückgelegt hatte: es war Professor Carla Wenckebach vom Wellesley College in Massachusetts. Wer sie damals kennen lernte, fühlte an der Kraft und der energischen Frische ihrer Persönlichkeit, daß ihr Lebenswerk im fernen Westen dem deutschen Namen und den deutschen Frauen Ehre mache, und sie selbst hat mit herzlicher Freude und lebendiger Teilnahme den Fortschritt der Bewegung verfolgt, deren Anfang sie damals in Friedrichroda gesehen hat. So gebühren ihr, die Ende des vorigen Jahres aus ihrem voll erfüllten Arbeitskreis abgerufen wurde, auch von unserer Seite einige Worte dankbaren Gedenkens. Sie war nach einer mehrjährigen Lehrerinnentätigkeit in Belgien, Schottland und Rußland nach New York gekommen. Dort hatte die Leiterin einer der bedeutendsten amerikanischen Frauen-Universitäten, Wellesley College, an einem Vortragscyklus, den sie veranstaltete, teilgenommen und sie sofort für die deutsche Fakultät ihres College gewonnen. 1883 trat Carla Wenckebach als Lehrerin für Deutsch im Wellesley College ein und stieg bis zum Jahre 1893 zu dem Range eines ordentlichen Professors auf. Unter ihrer Leitung hat sich die deutsche Fakultät so glücklich entwickelt, daß sie jetzt zu den größten des ganzen College gehört.

Ihr verdankt das College auch die Begründung der Abteilung für Pädagogik. Als sie in das College eintrat, war es Sitte, daß die Lehrerinnen freiwillige Bibelstunden mit den Schülerinnen abhielten. Da Carla Wenckebach sich zur Erteilung dieser Stunden nicht fähig fühlte, bot sie an, statt dessen einen pädagogischen Kursus zu halten. Das wurde dann der Anfang zu einer besonderen Abteilung für Pädagogik.

Was sie als Persönlichkeit dem College gewesen ist, das spiegelt sich lebendig in den Worten, mit denen ihre Schülerinnen der Trauer um ihren Tod Ausdruck gaben: wir empfangen aus der Charakteristik, die sie in den warmen Nachrufen des Wellesley Magazine erfährt, den lebhaftesten Eindruck davon, daß es die spezifisch deutschen Seiten ihres Wesens waren, die sie dort so anziehend machten. Ihre wissenschaftliche Arbeit im College und ihre Persönlichkeit gingen in einander auf und wurden zusammen zu einem lebendigen Zeugnis deutschen Geistes und deutscher Kultur.

Digitized by Google

Sie hat weitverbreitete Bücher zur Einführung in das Studium des Deutschen geschrieben. Sie hat Ausgaben deutscher Klassiker und eine Sammlung deutscher Lyrik veranstaltet. Mit Begeisterung sprechen die Amerikanerinnen von der Art, wie sie ihnen das Wesen deutscher Märchendichtung und Heldensage verständlich gemacht, wie sie ihnen Wagners Dichtung und Musik erschlossen habe, und diese Begeisterung im Lande des Dollar ist gewiß ein starker Beweis für die Kraft der Persönlichkeit, die sie zu wecken verstand. „Sie verstand es," heißt es mit Bezug auf ihren Unterricht, „in den Schülerinnen die Überzeugung zu erwecken, daß die Arbeit, die sie von ihnen verlangte, der Mühe wert sei. Sie empfingen viel mehr als technische Schulung, neue Tore der Erkenntnis wurden ihnen erschlossen, und sie wurden in eine größere Welt geführt. Mit welcher Begeisterung verweilte sie bei den älteren Dramen, bei der Fülle mittelalterlicher Dichtung, dem Reichtum der Nibelungensage! Wie trug sie diese gewaltigen Stoffe in unser modernes Leben, wenn sie über ihre Darstellung in Wagners Dichtung und Musik sprach. Sie hatte die Tiefe und Gründlichkeit, die ihrem deutschen Stamm eigentümlich ist, und die Begeisterung, die nur seltenen Menschen geschenkt ist."

Dieses ganz Persönliche — das tritt auch in all den ihr gewidmeten Nachrufen am lebhaftesten hervor, das beherrscht die Erinnerungen der Schülerinnen an das, was sie ihnen gewesen ist. Man fühlte sich als Mitglied der deutschen Abteilung unter dem Einfluß eines starken, fortreißenden Enthusiasmus, durch den alle Schönheit und Freude des Studiums in doppeltem Glanz leuchtete. Man riet in Wellesley College den neu eintretenden Schülerinnen, zuerst einmal Deutsch zu treiben „because you get so much out of it." „Wir waren persönlich ungeheuer stolz auf die deutsche Abteilung," heißt es weiterhin, „es war da alles so wirklich und so lebendig, so reich und so voll weiter Gedanken und Anregungen und Kraftquellen für uns. Jedem in der Welt konnten wir sie zeigen und sagen: Das ist unübertroffen. Denn es gibt eine Art Arbeit, die ihr eigenes Gepräge einer Vortrefflichkeit trägt, die nicht an etwas anderem gemessen werden kann." „Wir segnen Dich," heißt es in einem anderen Nachruf, „denn unter dem Druck aller Mühe und Sorge und Erschöpfung bewahrtest Du das Herz eines Kindes, eine unverwüstliche Lebensenergie, einen frischen einfachen Glauben an die Güte und Schönheit des Lebens. Du konntest jede Freude an Natur und Geselligkeit tief genießen. Familienbande, die nationalen Traditionen, der Weihnachtsbaum waren Dir teuer. Niemals verlorst Du den Sinn für die Grenzen des Lebens — für das Wunderbare und das Geheimnis, das unser Dasein umhüllt." Ein deutsches Leben — mitten in einer Welt anderer Gefühlsweise und anderer Werte, das sich selbst treu einen tiefen Eindruck seiner Eigenart in seiner Umgebung zu geben vermochte — das empfinden wir auch aus diesen Worten.

Ein frischer Humor, der Carla Wenckebach, „den kleinen Bismarck", wie man sie nannte, in allem „College fun" eine Rolle spielen ließ, unermüdliche Tatkraft, die Klarheit und Festigkeit, mit der sie die Abteilung zur Ehre des College leitete, waren die glücklichste Ergänzung der weichen und gemütvollen Züge ihres deutschen Wesens und sicherten ihnen erst eigentlich ihre Wirkung.

So ist sie in jedem Sinne für uns eine Pionierin gewesen: für deutsche Kultur in dem fremden Lande, und für deutsche Frauenarbeit auf einem Gebiet, das in der Heimat noch lange unzugänglich blieb, als es ihr die Fremde erschloß. Daß sie ihren in so mancher Hinsicht bedeutsamen und verantwortungsreichen Posten so ausfüllte, dürfen auch wir ihr von Herzen danken.

H. L.

Digitized by Google

Die neuen Radierungen von Käthe Kollwitz.

Von

Anna T. Plehn.

Nachdruck verboten.

Als Käthe Kollwitz ihre letzte Radierung plante — das Blatt repräsentiert mit einer Fülle von Vorstudien ein ganzes Jahr intensiver Arbeit — da wollte sie es in die Bauernkrieg-Folge einreihen. Es sollte dargestellt werden, wie die schwarze Anna am Abend des unglücklichen Kampftages ihren Knaben begräbt. Die schwarze Anna ist eine historische Persönlichkeit, die in jenen unruhigen Zeiten anfeuernd vor dem Zuge der Aufständischen herzulaufen pflegte, ganz wie Blatt 4 des Radiercyklus sie zeigt. Die Idee der Begräbnisscene ist nur in einigen Zeichnungen behandelt worden, und sie hat mehrere Entwicklungsstadien durchgemacht. Solche Wandlungen pflegen besonders gut über das Künstlerwollen zu unterrichten, wenn man die verschiedenen Phasen miteinander vergleicht.

Zuerst sollte die Frau auf nächtlichem Feld das Grab schaufeln beim Schein einer Laterne, mit der sie ihr Kiud unter den übrigen Gefallenen gesucht haben mochte. Die Leiche ruhte mit hochaufgestütztem Oberkörper im Vordergrunde. Damals war noch an eine Ausführung als farbige Lithographie gedacht, und ein nächtlich dunkles Blau war ausersehen, dem Blatt auch koloristische Eigenschaften zu geben. Man sieht, die Auffassungsweise war eine ganz ähnliche wie bei dem Webercyklus. Wie dort war durch einen historisch möglichen Moment an das wirkliche Geschehen angeknüpft. Die Stimmung vom Anfang- und Schlußblatt jener Folge wäre hier in einem vereinigt worden. Die einsame Trauer der Mutter neben der kleinen Leiche im Bett und das Bergen der Gefallenen in Reihen in der engen Weberstube. Auch bei der Bestattungsscene hätte man noch die Quelle empfunden, aus der die Vorstellung stammte, wie dort Hauptmanns Drama, so hier eine geschichtliche Überlieferung.

Bei der Arbeit aber wuchs die Teilnahme an dem geschilderten Jammer über das Nachfühlen eines kleinen Einzelschicksals hinaus. Der Gegenstand wurde erweitert und doch auch wieder beschränkt. Es war nicht mehr das unglückliche Weib, die mit dem einzigen Liebesbesitz ihres armen Lebens zugleich auch die betrogene Hoffnung ihrer Genossen begräbt, sondern es bedeutete nun die Verkörperung des Mutterschmerzes selbst, dessen Darstellung jede Erinnerung an eine wirkliche Begebenheit beeinträchtigen und verkleinern mußte. Die Frau mußte ganz allein sein mit der Leiche. Keine Umgebung irgend welcher Art, kein Gerät wie Spaten und Laterne, vor allem auch nicht ein farbiger Ton, der einen Anflug von dekorativem Reiz in die Herbigkeit der künstlerischen Mittel gebracht hätte. Auch nicht mehr Mutter und Kind neben einander, so daß der Blick abwechselnd von einem zum anderen ginge, sondern beide in eine einzige Gruppe verschlungen. So entstand die zweite Auffassung: eine am Boden sitzende Gestalt, die das Kind leidenschaftlich mit den Armen umschlingt. Es war aber noch nicht das letzte Stadium.

In der Zeit, als ihre Arbeit diese Wendung genommen hatte, sprach die Künstlerin öfter mit tiefer Bewegung von der Pietà Michel Angelos, jener Gruppe

Digitized by Google

von Maria mit dem Sohn, der durch seinen Tod gleichsam wieder zum Kinde — für seine Mutter zum Kinde — geworden ist. Der männliche Körper mußte in den Maßen nun ein Bedeutendes zu klein angenommen werden, um der sitzenden Frau so im Schoße liegen zu können. Eine von den Kühnheiten, die das Genie sich öfter erlaubt, ohne daß man es auf den ersten Blick auch nur bemerkt. Wenn Käthe Kollwitz dieses Werk als die erhabenste und wohl als eine unerreichbare Lösung dieser nie-erschöpften Aufgabe bezeichnete, so mag davon in ihrer Phantasie insofern eine Spur zurückgeblieben sein, als bei der endlichen Vollendung ihrer letzten Arbeit eine Beurteilerin nicht ohne Feinheit sagen konnte, daß gewissermaßen ein Wettstreit mit einer plastischen Auffassung in der Zeichnung bemerkbar sei. Von einer Beeinflussung der Empfindung kann aber gar keine Rede sein. Es läßt sich kein schärferer Gegensatz zu der gelassenen Hoheit von Michel Angelos Gruppe denken wie die äußerste Rücksichtslosigkeit der Leidenschaft, welche die Zeichnerin haben wollte und schließlich erreichte. Wenn man an frühere Beispiele der Kunstgeschichte denkt, so dürfte man eher als bei Michel Angelo bei Giovanni Pisano einen verwandten Schmerzausdruck finden.

Um dies letzte Maß von Ausdruck zu erreichen, entschloß sich die Künstlerin endlich, alles auszuscheiden, was noch irgendwie an die Wirklichkeit erinnern könnte, und sie zeichnete nicht nur den Knaben, sondern auch die Mutter nackt.

Ich glaube nicht, das viele dies Blatt sehen werden, ohne daß ihnen zuerst ein heftiger Schreck durch die Glieder fährt. Ich selbst dachte, als ich die erste Skizze in Käthe Kollwitz's Arbeitsraum sah, einen Augenblick: nein, das ist unmöglich — und im zweiten: das hat die Furchtbarkeit des Lebens, dem man sich trotz Sträubens fügt. Das ist Raserei, wie sich die noch lebenden Glieder um die erstarrten verknoten zu einer Umarmung, an der jeder Nerv und jede Hautstelle ihren Anteil haben wollen, da sie nur so fühlen, daß für jetzt noch da ist, was ihnen entrissen werden soll. Dasselbe sagt der fast wütende Kuß, in dem sich ein verzerrtes Antlitz gegen den erkalteten Körper preßt. Nichts ist von der Leiche zu sehen als das schlaff herunterhängende zarte Gesicht und die langen Haare, die das Herabfallen noch stärker betonen. Neben diesem Aufhören jedes lebendigen Willens die unheimliche Energie, mit der Arme und Beine der verzweifelten Mutter an den Leib — wenn es nur anginge in ihn hinein — pressen wollen, was Fleisch und Blut von ihm selber ist. Hier hat ein weiblicher Künstler ausgedrückt, was eine männliche Phantasie nie geschaut hätte, was der Mann vermutlich kaum nachfühlen wird und was nur eine Frau, die Mutter ist, und Momente des Zitterns um ein Kind selber in ganzer Gewalt durchlebte, vor sich sehen konnte mit solcher Leibhaftigkeit.

* * *

Es ist nicht zum ersten Mal, daß Käthe Kollwitz Vertiefung des Ausdrucks durch eine äußerste Vereinfachung und durch Verbannung alles Beiwerks sucht. Im Webercyklus waren noch Situationen zu schildern, das Milieu mußte erklärt werden. Die Webestühle und allerlei dürftiger Hausrat werden, so wenig sich auch die Künstlerin bei solchen Äußerlichkeiten aufhält, dem Luxus des eisernen Parktors beim Fabrikanten gegenübergestellt. Auch beim „Tanz um die Guillotine" ist die steile Häuserreihe mit ihrem Fenster und Rahmenwerk Gegenstand einer eingehenden Beobachtung. Auch sind die verschiedenen Gruppen oder Einzelfiguren, wenn auch dicht aneinandergerückt, doch jede für sich charakterisiert und zur Geltung gebracht. Diese Sonderung nimmt ab bei dem zuerst gearbeiteten Blatt des Bauernkrieges. Im Zusammenhang der Folge

Digitized by Google

soll es die Nummer 3 führen. Der vorwärtsdrängende Zug der Aufständischen ist als schwarze Masse zusammengeschlossen, man gewahrt hauptsächlich ein Wogen von Köpfen, aus dem sich ein paar Arme mit einem wilden Pathos dunkel in den hellen Himmel hineinstrecken. Der einzelne verschwindet zu Gunsten des Ausdrucks der Massenempfindung. Aber selbst hier ist dem Detail der als Waffen getragenen Sensen und Dreschflegel viel Aufmerksamkeit gewidmet, und sie sind zu einer außerordentlich wirksamen Unterstützung der Aufwärtsbewegung verwendet. Auch ist durch die Burgen im Hintergrund sogar eine landschaftliche Lokalandeutung gegeben, worin dies Blatt gegenüber allen übrigen einzig dasteht.

Auch diese Situation, wie sie ihr Vorspiel in dem Marsch der Weber hatte, fand ihre Vollendung in einer abermaligen Behandlung, die im vorigen Jahr entstand.

Da war aus dem starken Schreiten ein ungestümes Vorwärtsstürzen geworden. Keine Einzelheit löst sich hier aus der zusammengeballten Masse. Keine Waffe, kein Fahnentuch ist sichtbar. Vorgebeugte Köpfe, gestreckte Leiber und vorgreifende Arme, alle haben nur eine einzige Richtung, und der malerische Ton, welcher die ganze Bildfläche beherrscht, läßt diese Rasenden in eins verschwimmen mit der Andeutung vom Terrain des Hintergrundes. Man weiß nicht, wo der Zug aufhörte, wo die Erdschollen beginnen, und wo sich ein Kopf, ein Arm einzeln kräftig plastisch heraushebt, da hängt er doch so eng mit dem Haufen zusammen, daß dieser wie ein enormes, vielgliedriges Ungetüm erscheint. Eine starke Vereinfachung des Sehens, unterstützt durch eine malerische Auffassung von Licht und Schatten, wird hier zu einer völlig ungezwungenen Symbolik, wie sie dem Realismus am angemessensten ist.

Die Künstlerin hat sich sonst anderer Mittel bedient, um die Gefühlswelt sichtbar ins Reich der Tatsachen hineinragen zu lassen. Schon in ihrem ersten Werk langte die Knochenhand des Todes mitten in die mutige Nüchternheit ihrer Wirklichkeitsschilderung. Dann kehrte dasselbe Symbol in dem Gretchenbilde wieder. Es erschien wie durch eine Augentäuschung der Sinnenden, statt des eigenen Spiegelbildes im Wasser, wo es die umfassende Gebärde wiederholte, mit der dies einsame Weib des noch Ungeborenen denkt. In dem Spiegel unter sich sieht sie aber das kleine Wesen vor sich, wie es der Tod in gute Hut nimmt. Auch neben die allerstärksten Schilderungen des Erdenelends, zwischen die beiden Gruppen, denen nur die Wahl zwischen dem Strick oder der Schande bleibt (die Zertretenen), stellte die Künstlerin ein symbolisches Bild: Den Mann der Zukunft, der auf das Schwert gestützt, die Hand zum Schwur in die Seitenwunde des toten Heilands legt. Die ihrer eigenen Art am wenigsten entsprechende Darstellung der Künstlerin.

Und noch einmal wurde der Versuch gewagt, ein Phantasiebild körperhaft mitten unter die Wesen der Wirklichkeit zu stellen. Über dem Zug der Empörten in der ersten Fassung des Bauernkrieges schwebt als Allegorie des Aufruhrs ein mänadenhaftes Weib in der Luft, deren Fackel die Burgen der Unterdrücker entzündet. Wenn sie auch, durch einen blassen Aquatinta-Ton angedeutet, gegen die dunkle Energie der in festen Strichen radierten Männerschar schemenhaft zurücktritt, so ist doch ihr Körper in Linie und Ausdruck so kühn lebendig, daß sie die Entstehung aus derselben Phantasie deutlich anzeigt, die ihrer ganzen Art nach in dem irdisch Tatsächlichen allein völlig zu hause ist.

Es scheint nicht, daß die Künstlerin zu solchen Mitteln wieder zurückgreifen wird. Sie waren, wie ich glaube, die letzten Spuren von der Beeinflussung, die Klingers mächtiger Stift bei den meisten Zeichnern seiner Zeit zurückgelassen hat. Blickt man auf

Digitized by Google

die spätere Fassung der Aufständischen, so ist aller Spuk verschwunden. Die Verkörperung der Aufreizung, der Anfeuerung, ist allerdings wieder eine Frau, aber sie schreitet nun mit festem Schritt der Bande voran, eben als die schwarze Anna, von der die Quellenschriften jener Tage zu berichten haben. Und obgleich hier nichts Unmögliches vorgeht, obgleich jede Figur und jeder Strich mit der strengsten Wirklichkeitstreue vereinbar ist, so wirkt die ungestüme Wut dieses Vorwärtsstürmens dämonischer als die Allegorie der ursprünglichen Gestaltung.

Dasselbe gilt von der neuen Schilderung des Mutterschmerzes, deren Kühnheit vielleicht manche nicht folgen und der sie darum eine andere Deutung geben werden, die aber in der Kraft ihres Ausdrucks jedenfalls zum Symbol dessen wurde, was der Zeichnerin als höchster Grad der Verzweiflung gilt.

Neben diesen Werken, die alle des Lebens Not und den leidenschaftlichen Kampf gegen sie zum Inhalt haben, gehen einige Arbeiten her, in denen eine Freude am Lichten und Lieblichen zum Ausdruck kommt. Die Zeichnung nach einem wie im Schlafe daliegenden Knaben, ein ganzes Blatt mit Skizzen nach dem gleichen zarten Mädchenköpfchen (es ist dasselbe, welches in seiner Anmut so rührend aus der Verzweiflungsscene der Zertretenen herausblickt), ein Frauenakt in Rückenansicht, der sich als lithographische Zeichnung von einem prächtig grünen Hintergrund abhebt, das alles sind Zeugen von einem unbezwinglichen Verlangen, das die Künstlerin nach einer helleren Welt zieht. Ihr mitfühlendes Herz muß für jeden Schmerz einen Ausdruck finden, aber hinter diesem Leid steht der sehnsüchtige Wunsch nach Schönheit und Glück. Wer weiß, ob wir nicht in naher Zeit durch dieselbe Hand auch Glück und Stolz der Mutter verkörpern sehen.

Nachdem ich solange davon gesprochen habe, wie sich dies künstlerische Seelenleben in dem Gestalten und Geschehen der einzelnen Werke abschildert, wende ich mich nun ohne Aufenthalt zur Betrachtung der Ausdrucksmittel, die vielleicht mehr wie alles andere die Veranlassung wurden zu der imponierenden Anordnung, welche man den Werken dieser Frau in der graphischen Ausstellung der Berliner Sezession soeben gegeben hat. Es ist so viel davon die Rede, daß man es den Frauen schwer mache, ihre Leistungen nach Verdienst zur Geltung zu bringen, daß es nur billig ist, gegebenen Falls freudig festzustellen, wenn ein weibliches Talent von männlichen Kollegen vorurteilslos und neidlos an den Platz gestellt wird, der ihm gebührt. Und das ist hier durch die Kommission dieser Künstlervereinigung in vollem Maße geschehen. Vielleicht ist dieser Ort und dieser Zirkel gegenwärtig in Deutschland der einzige Platz, wo so etwas geschieht. Ich vermute nach dem, was mir vom Auslande bekannt ist, daß ein derartiges Vorgehen auch dort nirgends seinesgleichen finden würde. Man giebt einer Frau in einer Veranstaltung, für die man im Aufnehmen sehr wählerisch war, eine Hauptwand und damit, wie ich schätze, mehr Mauerfläche als irgend einem Künstler des Inlandes. Damit ist eine weise Einsicht in den wahren Vorteil der Gesamtheit bewiesen, die nur gewinnen kann, wenn eine solche Kraft ausgiebig vertreten ist. Das muß recht nachdrücklich betont und anerkannt werden.

Worin bestehen nun eigentlich diese Ausdrucksmittel, die so imponieren? Von Jahr zu Jahr hat die Sicherheit von Hand und Stift zugenommen. Die großen, freien Züge mit der Kohle auf farbigem Papier, dem Lieblingsmaterial, werden beredter, indem sie zugleich vereinzelter, sparsamer dastehen. Diese rastlos wiederholten Studien zu irgend einer Bewegung, die von der Komposition gefordert wird, setzen

Digitized by Google

einen ausgesprochenen Protest jenem geläufigen Impressionismus entgegen, der so oft das charakterische Wesen der Dinge vernachlässigt. Es ist hier nicht der Ort, die Berechtigung und die Verdienste des Impressionismus nachzuweisen, die ihm ohne Zweifel zugesprochen werden müssen. Darum ist er aber keineswegs bestimmt, jener hingebenden Vertiefung ein für allemal ein Ende zu machen, die den besonderen Ruhm grade der deutschen Zeichner von jeher darstellte. Nach dieser Richtung neigt das Streben von Käthe Kollwitz, wie denn Klarheit und Eindringlichkeit Grundeigenschaften ihrer künstlerischen Persönlichkeit sind. Dieselben Eigenschaften sucht sie auch mit den widerstrebenden Werkzeugen auf Kupfertafel und Steinplatte durchzusetzen wie mit den fügsamen Mitteln von Kohle und Federzeichnung. Der Sinn für das Malerische, der dem Element der Empfindung am intimsten entspricht, zog sie neuerdings zu jener Technik, die sich eines weichen Ätzgrundes bedient, um breite Tonmassen auf das Papier zu bringen und der Abstufung von Licht und Schatten die reichsten Möglichkeiten zu gewähren. In dem Umfange, wie wir sie hier angewendet sehen, werden sie noch nicht häufig gebraucht. Die Radierung erhält so etwas von der Weichheit der Schabkunst, ohne doch so stark in die Dunkelheit gehen zu müssen. Aber auch innerhalb dieser malerischen Töne — wir haben schon gesehen, wie sie künstlerisch verwertet werden — bleibt die Klarheit in der Ergründung und Durchführung des Wesentlichen jeder Form das unverrückbare Ziel dieser Arbeiten. Wie sie der Empfindung die Überzeugungsfähigkeit gibt, so erfreut sie das Auge durch den Anblick von sicher geschauten Weltbildern mehr als durch das, was landläufig „Schönheit“ genannt wird.

Zum gegenwärtigen Stand der Coeducation in den Vereinigten Staaten.

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

Ich erinnere mich aus meiner Kindheit einer Zeit, wo man morgens mit seinem Bruder und dessen Freund einträchtiglich in dieselbe Schule ging. Das war auf dem Lande, aber auch als wir bald darauf in eine große Stadt zogen, wurde das nicht anders. Links saßen die Jungen und rechts die Mädchen, und ein Lehrer unterrichtete die hoffnungsvolle Schar. Die Jungen lernten meist schlechter und kriegten mehr Haue; bei den Mädchen aber war Schwatzhaftigkeit das Hauptlaster, wegen dessen es zuweilen eine Abschrift oder eins auf die Hand gab. Auf dem Spielhofe ließ man die Jungens für sich spielen und vergnügte sich mit den Geschlechtsgenossinnen, und nur wenn der Lehrer einmal eine Partie „Wilder Mann“ oder eine winterliche Rutschpartie auf glatten Abhängen organisierte, rannte man mit den Knaben um die Wette oder torkelte am Ende des Rutsches kameradschaftlichst übereinander. Zuweilen gewann man einen Freund unter den Jungens, der einen vor den gefürchteten „wilden“ unter seinen Stammesbrüdern beschützte und einem bei den Rechenaufgaben half. Daß eine solche Freundschaft unter Umständen tiefere Absichten barg und der Gedanke eines späteren ehelichen Zusammenlebens als Mann und Frau nicht immer ganz ausgeschieden wurde, will ich nicht verhehlen, ich habe dafür sogar einen objektiven Beweis in einem Ausspruch meiner jüngeren Schwester. Als sie ihre Schullaufbahn

Digitized by Google

mit dem 8tägigen Besuch der untersten Volksschulklasse glorreich eröffnet hatte, überraschte sie eines Tages beim Nachhausekommen meine Mutter mit der Erklärung: „Mama, ich hab' es mir überlegt; alle die kommen, weise ich ab, ich nehme nur den Erich." Solch feste Bande hatte ein achttägiger Schulbesuch bereits zwischen ihr und besagtem Erich geknüpft.

Dann kam der Freund aufs Gymnasium und man selbst auf die „höhere Töchterschule". Nun gab es zwei geteilte Welten, die Jungens- und die Mädchenschule. Die Jungensschule war natürlich bei weitem die interessanteste. Was gab es da für originelle Persönlichkeiten unter den Lehrern, deren Eigenheiten von den Brüdern unzählige Male dargestellt, stets denselben großen Heiterkeitserfolg hatten. Zu welchen Kühnheiten verstieg man sich da nicht in den Pausen vor den Stunden! Dagegen konnten unsere Erzählungen gar nicht aufkommen. Was für herrliche Bücher brachten die Brüder erst aus ihrer Schule mit! Von der Eiszeit und vom Höhlenbären, und Romane von Dahn, Ebers und Freytag; das alles durfte man mitlesen, wogegen der Bruder höchst selten in die unseren, von denen ich gar keine Erinnerung habe, einen Blick zu tun geruhte. Mit scheuer Ehrfurcht sah man, wie sie sich in Latein, Griechisch und Mathematik vertieften, wovon man „nichts verstand"; auch Geschichte konnten sie sehr viel besser; nur im Französischen war man ihnen über und bekam zuweilen auch den ehrenden Auftrag, den deutschen Aufsatz in bezug auf Stil und Fehler nachzusehen. Kamen dann die Zeugnisse, so hatte man meist das bessere, das aber nicht recht zur Geltung kam; es wurde einem bedeutet, daß bei den Jungens „gut" schon das Allerhöchste und etwas riesig Verdienstvolles sei; „sehr gut" gäbe es bei ihnen gar nicht. Damit war das schöne Zeugnis entwertet, und man flüchtete sich zur Mutter; ihr lieber Blick gab einem die Versicherung, daß sie sich über das Töchterschulzeugnis eben so sehr freute wie über das Gymnasialzeugnis, aber auch ihr war eine gewisse höhere Ehrfurcht vor dem letzteren schließlich doch anzumerken, die man denn auch am Ende bei sich selbst im tiefsten Busen gerechtfertigt fand.

Hatte man also dieses Knabenleben noch teilen können, wenn man in dem günstigen Falle war, einen Bruder zu besitzen, so hatte man nach dieser Zeit, wenn der Bruder von seinen Berufsstudien hingenommen wurde, keinen Teil mehr an seinem Geistesleben. Der junge Mann wurde eine terra incognita, und man hatte das dunkle Gefühl, daß er, wenn man ihm in der Gesellschaft begegnete, nicht sein eigentliches Wesen zur Schau trage. Man ahnte eine ganze Welt voll eigenartiger Interessen und Erlebnisse, von der den Frauen nur einzelnes mitgeteilt wurde; teils waren diese, wie die jungen Leute in Momenten schonungsloser Wahrheitsliebe versicherten, „zu gut" dazu, und dann „fehlte ihnen das Verständnis".

Die schädlichen Folgen dieses Trennungssystems sind uns heute bereits unmittelbar zum Bewußtsein gekommen. Es hat zwei einander fremde Welten geschaffen: die Welt des Mannes, in der die Frau als störendes Element empfunden wird, versucht sie sie je zu betreten, und die Welt der Frau, in deren Enge sich der Mann nicht einmal mehr versetzen kann.

So sehr uns diese Entfremdung der Geschlechter als ein Übel fühlbar geworden ist, so ist es uns doch noch nicht so allgemein zum Bewußtsein gekommen, daß ihre Wurzel in einem verkehrten Erziehungsprinzip zu suchen ist. Noch immer hören wir auf dem Gebiet der Erziehung die Losung einer einseitigen Geschlechtskultur: hie Verstand, hie Gefühl; und sowohl das Knabengymnasium als auch die „höhere Töchterschule" sind in ihrer Einseitigkeit die Produkte dieses Strebens. Man hat, um mit Helene Lange zu reden,[1]) die von der Natur gegebene und daher auch schwerlich je verlierbare Verschiedenheit weit über die Grenzen des von der Natur Gewollten hinaus gesteigert. „Ist etwa," heißt es da, „der bei uns heute vielfach herrschende Zustand ein naturgewollter, daß Mann und Frau zwei verschiedene Sprachen reden, daß ihn nur noch Tatsachen, sie nur noch Personen und die damit zusammenhängenden Gefühlskreise interessieren? Sollte nicht vielmehr," so fährt die Verfasserin fort, „eine

[1]) „Grundfragen der Mädchenschulreform" in der „Frau", April 1903, S. 389.

Digitized by Google

vernünftige Schulbildung alles tun, um die schon durch so manche andere Einrichtung unseres gesellschaftlichen Lebens geförderte Hypertrophie des Gefühls bei den Frauen zurückzubilden zur natürlichen und zweckmäßigen Stärke?"

Diese Frage versetzt uns mitten hinein in den großen Kreis der Erziehungsprobleme, deren Lösung das 19. Jahrhundert dem 20. als nächste Aufgabe hinterlassen und die dieses auf allen Seiten mit dem Gefühl vollster Verantwortlichkeit ergriffen hat. Wir arbeiten an einer Reform der Mädchenbildung; zunächst am Ausbau der höheren Mädchenschule. Wir haben jüngst die ersten städtischen Mädchengymnasien ins Leben treten sehen. Im allgemeinen wagen wir der Frau ihr Anrecht auf Teilnahme am höchsten Bildungsschatz der Nation nicht mehr abzustreiten. Im Verlauf einer naturnotwendigen Entwicklung haben wir uns sogar genötigt gesehen, wir wußten selbst nicht wie es kam, noch eine alte scheinbar von der Sittlichkeit gebotene Grenze zwischen den Geschlechtern einzureißen: in allen unseren Universitäten sitzen die lernbegierigen Frauen mitten unter den Studenten.

Dieser Neuerung hat sich vor allem die ältere Generation der in den Lehrstühlen Sitzenden und der Regierenden noch nicht gefügt. Einer der ältesten und besten Meister der Berliner Universität mit einem feinen und ritterlichen und durch historische Studien geweiteten Sinn für die Frau und ihre Geistesbildung, unterzog sich der Mühe eines besonderen Übungskurses für die Frauen, weil es sein Gefühl verletzte, sie unter den Studenten zu sehen. Die Immatrikulation wird den Frauen versagt, weil man in dieser Hinsicht auf die Lehrenden keinen Druck ausüben will. Hingegen die jüngere Generation denkt anders. Die jüngeren Dozenten kommen den Frauen am meisten entgegen und treffen ohne weiteres den natürlichen Ton gegen sie, den viele so schwer finden. Am Schreckgespenst der Frauenuniversität scheinen wir glücklich vorbeigekommen zu sein. Damit ist die Coeducation, die gemeinsame Erziehung der Geschlechter, der wir prinzipiell noch feindlich gegenüberstehen, auf der höchsten Stufe des Unterrichtswesens ohne weiteres etabliert. Und da wir auf dem Lande und in kleineren Städten, überall da, wo praktische Gründe mitsprechen, auch noch Knaben und Mädchen in eine gemeinsame Volksschule schicken, so wird auch hier noch vielfach das zu Beginn dieses Aufsatzes gezeichnete Idyll des Zusammenlebens sich wiederholen.

Aber im Prinzip sind wir gegen Coeducation. Wir dulden sie eben da, wo wir kein Geld zu separaten Schulen haben, aber wo wir über die nötigen Mittel verfügen, da verwirklichen wir schleunigst das erstrebenswerte Ideal einer besonderen Mädchenschule. Auf dem Gebiet des höheren Unterrichts kennen wir nur, wie vorhin ausgeführt, strengste Trennung der Geschlechter. Wir können eine Töchterschule unmöglich errichten in einer Straße, wo ein Knabengymnasium ist, und begegnen sich diese beiden einmal auf einem Ausfluge auf verschiedenen Waldwegen in der Richtung auf dasselbe Ziel, wie ich mich eines solchen Falls noch aus meiner Schulzeit sehr lebhaft erinnere, so räumt nach längerem Kriegsrat in gehöriger Entfernung eine der beiden Parteien, vermutlich die schwächere, das Feld, und überläßt dem Gegner das Wirtshaus samt Bier und Butterbrot, um die gefährdete Moral zu retten.

Da wir nun aber, wie die Errichtung der Mädchengymnasien beweist, das Vorurteil überwunden haben, als seien für den Aufbau der weiblichen Psyche aus dem allgemeinen Wissensstoff besondere und vorsichtig verdünnte Präparate nötig, da wir dadurch die Wiederannäherung der Geschlechter auf der Basis gemeinsamen Geisteslebens wieder begonnen haben, sollten wir sie nicht auch in derselben Schule zusammenbringen und somit auch in den Entwicklungsjahren Coeducation an die Stelle der getrennten Erziehung treten lassen? Hat diese Einrichtung neben der Vereinfachung der Frage der Mädchenbildung nicht auch einen Vorteil in der Einwirkung der Geschlechter aufeinander? Für zwei deutsche Staaten ist die Lösung der Frage bereits praktisch versucht: in Baden besuchen die Mädchen in einer Reihe von Städten die Gymnasien und Oberrealschulen der Knaben. Württemberg ist in vereinzelten Fällen diesem Beispiel gefolgt.[1])

[1]) Tabelle VII im Handbuch der Frauenbewegung, III. Teil, S. 128 ff.

Digitized by Google

Es ist für uns Deutsche lehrreich, zur Betrachtung dieser Frage einen Blick auf die neuere Entwicklung der Coeducation in den Vereinigten Staaten zu werfen, die in dieser Beziehung das reichste Beobachtungsmaterial bieten, da sie dort seit mehr als 50 Jahren zu den stehenden Einrichtungen im Schulleben gehört, obwohl sie noch nicht ganz widerspruchslos herrscht. Die Möglichkeit einer genauen Einsicht in dieses Gebiet gewährt der letzte offizielle Bericht über das Erziehungswesen der Union, der 1902 erschienen ist.[1])

Im allgemeinen ist in der Union die gemeinsame Erziehung das charakteristische Kennzeichen der öffentlichen Schulen, doch ist sie auch in den Privatschulen in bemerkenswertem Grade vertreten. Sie beherrscht das ganze Elementarschulwesen (elementary and secondary schools)[2]); natürlich gibt es ab und zu eine getrennte Schule, die zufälliger Umstände, beschränkter Räumlichkeit u. s. w. wegen diesen Charakter erhalten hat oder ein Überbleibsel ist aus der Zeit, wo die ersten Schritte im öffentlichen Schulwesen vorsichtig mit dem Knabenunterricht gemacht wurden.

In bezug auf die höheren Schulen aber ist das Prinzip nicht so unangefochten, obwohl es auch hier, dem praktischen Sinn des Amerikaners entsprechend, bedeutend überwiegt. Eine tabellarisch verwertete Umfrage durch alle 45 Staaten der Union ergab im Jahre 1902, daß in 28 dieser Staaten nur gemeinsame Schulen vorhanden sind, doch haben auch die übrigen mehr gemeinsame Schulen als getrennte, so daß von 628 Städten 587 durchaus coeducational sind, also ca. 93 Prozent. Verglichen mit der vor 10 Jahren veröffentlichten Statistik sind seitdem drei der dort mit getrennten Schulen verzeichneten Städte zur Coeducation übergegangen; ein Rückgang von Coeducation zur Trennung der Geschlechter ist in keinem einzigen Fall zu verzeichnen.[3]) Die Amerikanerin wird also praktisch in der Zeit des heranwachsenden Alters, wo bei uns die strengste Trennung herrscht, bis zum Übergang auf die Universität oder eine Berufsschule mit dem Knaben nicht nur in gleicher Weise, sondern auch gemeinsam unterrichtet.

Auf dem Gebiet des Universitätsunterrichts (wobei man im Auge halten muß, daß die amerikanische Universität wie die englische das letzte Schuljahr eines deutschen Gymnasiums einschließt) besteht historischer Entwicklung zufolge auch noch getrennter neben gemeinsamem Unterricht. Da der erste Andrang der amerikanischen Frauen zu den Universitätsstudien in eine Zeit fiel, wo gegen Coeducation besonders in den älteren Oststaaten noch ein starkes Vorurteil herrschte, so entstanden besondere Frauenhochschulen und sogenannte Annexe zu den besten älteren Landesuniversitäten, während die neueren Staatsuniversitäten des Westens ausnahmslos von ihrer Gründung an für beide Geschlechter bestimmt sind. Doch da die Tendenz zur Coeducation entsprechend dem demokratischen Geist der Nation schließlich auch eine Menge der älteren Universitäten ihre Pforten den Frauen zu öffnen zwang, so überwog sehr bald auch hier die Zahl der beiden Geschlechter gemeinsamen Bildungsanstalten. Indessen erfreuen sich auch die meist durch großartige Schenkungen prächtig ausgestatteten Frauenhochschulen, die durchschnittlich zugleich Internate sind, so großer Beliebtheit, daß ihre Zahl auf 145 gestiegen ist neben 344 gemeinsamen Universitäten; doch stehen von diesen 145 nur 13 auf derselben Höhe wie die größeren Landesuniversitäten.

---

[1]) Report of the Commissioner of Education for the Year 1900—1901. Washington 1902.

[2]) Siehe Handbuch der Frauenbewegung, Teil III, wo es S. 436 in dem Bericht der Amerikanerin Dr phil. Jane Sherzer über die Frauenbildung in den Vereinigten Staaten heißt: „Die Erziehung beider Geschlechter ist so untrennbar miteinander verknüpft, daß wir unmöglich — namentlich bei der Elementarschule — vom Mädchenunterricht als von etwas vom Knabenunterricht Abweichenden sprechen können." Und Anmerkung daselbst: „Knaben und Mädchen sind nicht nur in demselben Raum zusammen, es sitzen auch nicht die Knaben auf der einen und die Mädchen auf der anderen Seite, sondern sie sitzen bunt durcheinander, wie es der Lehrer bestimmt, der oft findet, daß die Knaben sich besser betragen, wenn sie neben einem kleinen Mädchen sitzen. Nur auf dem Spielplatz sind sie voneinander getrennt, da die Spiele der Knaben oft für die Mädchen zu ungestüm sind."

[3]) Vergl. auch Handbuch der Frauenbewegung a. a. O. S. 441.

Digitized by Google

Auch hier nun verzeichnet der neueste Bericht die bemerkenswerte Tatsache eines größeren Fortschritts der Coeducation:

1880	waren coeducational	51,3	Prozent
1890	„ „	65,5	„
1900	sind „	71,6	„

Ob diese starke Ausbreitung der Coeducation sich mehr aus praktischen Bedürfnissen herleitet oder ob sie einem Prinzip entspricht, das lehrt eine Durchsicht der zahlreichen Meinungsäußerungen von Lehrern, Professoren, Schulinspektoren und Schulräten, Geistlichen und Ärzten und hervorragenden Männern und Frauen des Landes, die auf die Umfragen verschiedener Schulverwaltungen eingelaufen und dem offiziellen Bericht beigefügt sind. Diese stellen vor allem dem Gerechtigkeitssinn des Amerikaners ein schönes Zeugnis aus, da auch der entschiedenste Gegner der Coeducation nicht daran denkt, der Frau das Recht auf höhere Bildung überhaupt zu verweigern. Es wird überall ausdrücklich betont, daß die Frauen ebenso wie die Männer Anspruch auf die beste Bildung haben und der Staat ihnen dieselbe in keinem Falle verweigern dürfe. In den meisten Fällen ergab sich dabei Coeducation als das Natürliche, abgesehen davon, daß nicht jede Stadt in der Lage war, gleich zwei höhere Schulen einzurichten. Dieser Standpunkt des Natürlichen wird auch viel betont. Das Familienleben setzt die Geschlechter in die innigste Berührung, das Leben bestimmt sie füreinander, wozu diesen Zusammenhang durch eine feindliche Trennung unterbrechen? Daneben werden, hauptsächlich durch die Argumente der Gegner angeregt, auch positive Vorteile dieses Systems sehr stark ins Feld geführt. Fast einstimmig wird betont, daß die Lernlust zunehme und die gemischten Klassen einen höheren Durchschnitt der Leistungen erzielten. Dieses Zeugnis stellt u. a. auch Präsident Adams, der Rektor der Cornell University, den Frauen aus. Die Haltung solcher gemischten Klassen wird gerühmt und der gute Einfluß, den die Geschlechter aufeinander ausüben, wie insbesondere die Gegenwart der Mädchen dazu beiträgt, die Knaben gefügiger und eifriger zu machen und ihnen zeitig eine gesunde Zurückhaltung auferlegt. Daher denn auch einige meinen, daß der ganze oder größere Vorteil des gemischten Systems auf seiten der Knaben sei. Andere aber rühmen auch, daß sich wie bei den Jungen „less rowdyism" und „more earnestness", so bei den Mädchen „less unladylike conduct" und „fewer escapades" zeigen, als wenn sie unter sich sind. Die Sexualität wird nach vielen Zeugnissen durch die Gewohnheit gemeinsamer Arbeit und genauere Kenntnis von einander in den Hintergrund gedrängt, und mit welcher freien Natürlichkeit und schönen Kameradschaftlichkeit der amerikanische junge Mann mit dem gleichaltrigen Mädchen zu verkehren weiß, kann man ja im Verkehr mit Amerikanern immer wieder als nicht abzuleugnende Frucht dieser freieren Erziehung wahrnehmen. Im allgemeinen wird die Frage als keiner Diskussion mehr bedürftig betrachtet, und vielfach kommen aus dem Westen Antworten, die die Frage, ob getrennte Erziehung oder Coeducation vorzuziehen sei, absurd finden. Eine Antwort aus Milwaukee sagt z. B. 8. Juni 1890: „Ihre Frage kommt uns Leuten in Wisconsin ungefähr so vor, wie wenn man fragen wollte, ob Frauen und Männer und Knaben und Mädchen in der Kirche in denselben Bänken sitzen dürfen. Die Coeducation ist bei uns so durchweg und so lang im Gebrauch, daß wir Mühe haben, uns die Folgen einer Rückkehr zu dem alten klösterlichen System vorzustellen."

Indessen sind unter den Befragten auch einige, zwar sehr in der Minderzahl, die sich als Gegner der Coeducation bekennen, wie ja auch einige der größten Städte, u. a. New York und Boston, in der Praxis eine vorsichtige Zurückhaltung bewahrt haben. In New York ist das Verhältnis der Gesamtzahl der High Schools zu denen mit Coeducation wie 12 : 7, in Brooklyn wie 6 : 3, in Boston wie 12 : 7. Für New York mit seiner stark gemischten Bevölkerung, die noch stetig durch die Einwanderung an fremden Elementen nicht immer der besten Art zunimmt, ist der Grund solcher Trennung ohne weiteres klar und wirkt in den bevölkerten Teilen der City sogar auf die Elementarschulen. Anders Boston. Der dortige Zustand fällt um so mehr

Digitized by Google

ins Gewicht, als die alte Zentrale der Neu-Englandstaaten die älteste geistige Kultur besitzt und stolz ist auf ihr blühendes Erziehungswesen.

Boston hatte 1902

3 high schools für Knaben
2 „ „ „ Mädchen
7 „ „ „ beide Geschlechter.

Von den grammar schools, die das 5. und 6. Schuljahr unserer Volksschule umfassen, waren

12 ausschließlich für Knaben
12 „ „ Mädchen
34 für beide Geschlechter gemeinsam.

Alle Schulen der Vorstädte Bostons sind wiederum coeducational.

Diese Klassifizierung gewann eine besondere Bedeutung, da sie vom Vorsitzenden des United States Bureau of Education 1885 im Circular of Information als nachahmenswert empfohlen wurde. Hier heißt es[1]): „Dieses System (6 gemischte Schulen niederer Ordnung und 4 getrennte Schulen höherer Ordnung, eine mit alten Sprachen und eine ohne solche für jedes der Geschlechter) kann als der Normaltypus des höheren Schulwesens bezeichnet werden. Es stimmt überein mit der Einrichtung des Sekundärunterrichts in den Ländern, die im Erziehungswesen am weitesten vorgeschritten sind, wo die Geschlechter getrennte Schulen besuchen und besondere Knabenschulen mit und ohne alte Sprachen bestehen, deren repräsentative Typen das deutsche Gymnasium und die Realschule sind. Sparsamkeitsrücksichten werden in kleinen Städten diese Spezialisierung verhindern. In den größeren Städten aber ist der Fortschritt nach dieser Richtung schon bedeutend, und die Geschichte des Unterrichtwesens berechtigt zu der Voraussage, daß sie sich in dem Maße ausbreiten wird, als alle Einwohner verstehen lernen, was das Beste ist für die Erziehung ihrer Kinder."

1890 nun wurde von der Bostoner Schulbehörde ein besonderes Komitee beauftragt, im Hinblick auf bevorstehende Neugründungen von Schulen die Frage der Coeducation zu untersuchen.

Das Komitee aber war in der Majorität für Coeducation. Es erklärte, wie der jetzige Zustand geworden sei, den es als fundamentalen Mißgriff bezeichnete und stützte die gemeinsame Erziehung mit einer Menge ethischer Gründe. Die von ihm veranstaltete Umfrage unter Sachkundigen hatte 565 Verteidiger der Coeducation gegen 291 Gegner ergeben. Von 254 Lehrern, die sich als Gegner zeigten (gegen 422) waren charakteristischerweise 122 nur an Mädchenschulen, 109 nur an Knabenschulen und nur die übrigen 23 in gemischten Schulen tätig.

So scheint auch hier eine weitere Befestigung des Prinzips der getrennten Schule so gut wie ausgeschlossen.

Die Gründe, die von den Gegnern der Coeducation ins Feld geführt werden, sind ziemlich dieselben, wie man sie bei uns in den Erörterungen über diese Frage gehört hat. Die Beobachtungen, die andere in bezug auf die gute Haltung der gemischten Klassen gemacht haben wollen, werden von einzelnen bestritten. Sie finden die Disziplin in der gemischten Schule schwerer, wobei ihnen denn stets entgegnet wird, daß das System allerdings nur tüchtige Lehrer voraussetze und in dieser Beziehung ein gutes Kriterium für den Lehrer bilde. Ferner fürchten die Gegner, daß die Leistungen der Knabenschulen durch die Mädchen beeinträchtigt werden, insofern von diesen körperlicher Veranlagung halber nicht dieselbe Regelmäßigkeit des Schulbesuchs erwartet werden könne wie von den Knaben. Aber darauf wird entgegnet, daß erstlich die Natur nicht von jedem Mädchen eine gleiche Schonung verlange und durchschnittlich auch die Knabenschulen nicht regelmäßiger besucht seien; ein Unterschied sei hier nirgends aufgefallen, und gelegentliche Lücken würden durch die schnellere Auffassung der Mädchen leicht ergänzt. Die geringere physische Leistungsfähigkeit der

[1]) Report S. 1251.

Digitized by Google

Frau wird überhaupt oft angeführt, und es fehlt nicht an einzelnen Stimmen, die in einer geistigen Ausbildung der Mädchen, die der der Knaben gleichkommt, eine Gefahr für die Fortpflanzung der Nation erblicken. Sehr richtig bemerkt dazu Dr. E. E. White, ein Mitglied der oberen Schulbehörden, im „National Teacher" Juni 1872:[1]) „Wo ist diese durchschnittliche physische Grenze der geistigen Leistungsfähigkeit der Frau? So weit unsere niederen, höheren und höchsten Schulen in Betracht kommen, hat sich diese Grenze bis jetzt noch nicht ziehen lassen. Auf diesen Gebieten arbeitet sie mit derselben Leichtigkeit wie ihr Bruder, und ebenso gut, wenn auch nicht genau in der gleichen Art." Und Thomas Wentworth Higginson, einer der bekanntesten Schriftsteller der amerikanischen Nation und von Anfang an ein warmer Freund der Frauensache, macht mit Recht einen solchen Gegner aufmerksam auf die guten Folgen, die die Erziehung zu regelmäßiger Arbeit auf den Organismus der Frau ausübe. Verschiedene für das Frauenstudium interessierte Vereine haben Umfragen über den Gesundheitszustand der Mädchen in den Colleges angestellt, und ihn, wo es möglich war, vergleichen lassen mit dem unbeschäftigter Schwestern, wie man es auch in England getan hat, und das Ergebnis war durchaus befriedigend.[2]) Der Hinweis auf die schädlichen Folgen geistiger Überanstrengung hat natürlich unter den Ärzten viele Anhänger; es finden sich aber auch Gutachten von ärztlicher Hand, die den geradezu wohltätigen Einfluß geregelter geistiger Arbeit gebührend betonen.

Ein wichtiges Gegenargument aber ist natürlich wie bei uns die gefährdete Moral, wobei denn auch begreiflicherweise die persönlichen Erfahrungen (auf die übrigens nur eine Minderzahl sich stützt) den stärksten Gegensatz zueinander bilden. Einer der Begutachtenden war selbst „coeducated" und ist völlig überzeugt, daß der freie Verkehr der Geschlechter für beide Gefahren birgt. Die Anhänger sind genau vom Gegenteil überzeugt. So sagt Dr. W. T. Harris in einem Bericht über die Schulen von St. Louis:[3]) „Ich habe gefunden, daß in den gemischten Schulen das Sexuelle in den Hintergrund trat, während dasselbe durch die getrennte Schule geradezu entwickelt wird." Dabei wird wiederholt ein Wort Jean Pauls zitiert: „Um Schamgefühl zu erziehen, würde ich raten, die Geschlechter zusammen zu erziehen, denn zwei Knaben werden zwölf Mädchen oder zwei Mädchen zwölf Knaben rein erhalten mitten zwischen Winken, Anspielungen und Unanständigkeiten, bloß durch den Instinkt, der der natürlichen Scham vorangeht. Aber ich stehe für nichts in einer Schule, wo Mädchen allein sind und noch weniger, wenn es Knaben sind."

Endlich das Hauptargument: die Verschiedenheit der Anlage und der Bestimmung macht auch eine verschiedenartige Erziehung nötig. Wie aber schon erwähnt, ist man sich darüber ziemlich einig, daß die heutige Frau dieselbe Bildung braucht wie der Mann, und daß der verschiedenartige geistige Aufbau sich wie in der Körperwelt aus den gleichen Nahrungsstoffen vollzieht. Nur die Art und Weise, wie diese Stoffe an den Geist herangebracht werden, soll eine andere sein beim Mädchen wie beim Knaben. Es wird aber hier einfach durch eine Fortsetzung des vorhergehenden Arguments widerlegt: warum sollen nicht verschieden geartete Geister aus derselben Lehr- und Einwirkungsmethode eine verschiedenartige Einwirkung empfangen? Fast jede Familie ist eine Illustration der Tatsache, daß verschiedene Menschen von derselben Umgebung und denselben Umständen verschieden beeinflußt werden. Man könnte hinzufügen, daß ja auch die Knaben und Mädchen untereinander nicht gleich sind und bei aller Berücksichtigung der Individualität niemand eine spezielle Lehrmethode für jeden einzelnen verlangen wird. Hier wirkt auch die verschiedene Individualität der Lehrenden ausgleichend, wobei zu bedenken ist, daß in der Union die Frauen auf allen Stufen des Unterrichts bis in die Universitäten hinein ebenso wie die Männer vertreten sind. Endlich läßt ja auch gerade das amerikanische System, wie vielfach hervorgehoben wird, der Auswahl in den einzelnen Lehrfächern reichsten

[1]) Report S. 1248.
[2]) Vergl. Report, Tabelle S. 1280.
[3]) Report S. 1241.

Digitized by Google

Spielraum, so daß nicht alle dieselben Lehrstunden mitnehmen, sondern des öfteren eine Teilung zu verschiedenartiger Beschäftigung eintreten kann.

Es ist dies ein kleiner Auszug aus den Gutachten. Natürlich legen wir nicht allen diesen Gutachten und tabellarischen Übersichten unbedingte Beweiskraft bei. Viele von ihnen entstammen einem beschränkten Gesichtskreis und verraten deutlich ihren Gelegenheitscharakter, und der Individualität ist in der Beurteilung gleicher Vorgänge hier der weiteste Spielraum gelassen. Aber sie geben doch einen Einblick, wie weit man drüben das Problem ausgeschöpft hat und liefern den unanfechtbaren Beweis, daß die Coeducation hier in der Tat im Unterrichtswesen so starke Wurzeln geschlagen hat, daß sie den charakteristischen Zug desselben abgibt.

Wir können uns natürlich nicht zumuten, eine Institution von so weitreichender Bedeutung einfach zu übernehmen. Tatsächlich war dem Amerikaner bei dem Aufbau seiner neuen Kultur die Coeducation in vielen Fällen das natürlich Gegebene. Wir aber haben ein fest fundiertes und ausgeführtes Schulsystem mit ausgesprochenem Trennungscharakter. Dort bereitete der demokratische Geist der Nation die Gleichstellung der Frau vor; wir aber fürchten als Aristokraten eine zu starke Nivellierung. Wir haben so lange in der Idee gelebt, daß unsere ideale Weiblichkeit nur durch Abwendung vom Leben und durch Behütung vor dem rauhen Alltag gedeihen könne, daß wir von der Mischung der Geschlechter die feinste Blüte der Weiblichkeit vernichtet zu sehen fürchten. Wir haben durch die übertriebene Trennung der Geschlechter eine solche Atmosphäre unnatürlicher Sexualität erzeugt, daß wir nicht anders können, als von der Aufhebung dieser Trennung die schlimmsten moralischen Folgen erwarten.

Aber wir haben ja die gefürchtete Coeducation schon, ehe wir sie sanktioniert haben, und die schlimmen Folgen sind ausgeblieben. In der eigenen Erfahrung finden wir unser Leben bereichert, wo immer wir es mit dem anderen Geschlecht teilen konnten. Es war das notwendige Element zu tieferer und allseitiger Erfassung des Menschlichen, und ein deutliches Gefühl des Verlustes — von beiden Seiten oft ausgesprochen — begleitete die Trennung. Nun brauchen wir neue Bildungsanstalten für die Mädchen, um der nach langem Kampfe erkannten Notwendigkeit einer gleich gründlichen Bildung des weiblichen Geschlechts zu folgen: Realschulen, Gymnasien. In vielen Fällen begegnet ihre Errichtung bei gutem Willen unüberwindlichen finanziellen Schwierigkeiten. Vom Staat, der sich gewöhnt hat, seinen Unterrichtsetat fast ausschließlich für die Knabenschulen aufzuwenden, ist sobald nichts zu erwarten, und unserer privaten Initiative stellen sich nicht ungezählte Millionen zur Verfügung wie im Lande des Dollars. Hier wäre die Eröffnung der betreffenden Knabenschulen für die Mädchen gerade in kleineren Städten das einfachste Auskunftsmittel. Hier könnten wir uns ein Vorbild nehmen am Gerechtigkeitsgefühl des Amerikaners, der allen Kindern seines Landes die gleiche gute Erziehung gesichert sehen will und dem Kinder Söhne und Töchter bedeutet. Und auch an seinem vorurteilslosen und mutigen Natürlichkeitssinn. Vielleicht daß wir dann, durch Erfahrung belehrt, einsähen, daß die gemeinsame Erziehung nichts Widernatürliches ist, sondern unter Umständen die Keime einer fruchtbaren Erneuerung unseres gesellschaftlichen Lebens auf natürlicher Grundlage in sich schließt.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Eine Stellenvermittelung für Frauen und Mädchen,** die in sozialer Hilfsarbeit ausgebildet sind, haben die Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit in Berlin eingerichtet. Sie sind in der Lage Anstalten und Vereinen Damen nachzuweisen, die, ausgebildet in den sozialen Gruppen, vermöge ihrer praktischen und theoretischen sozialen Kenntnisse sich besonders dazu eignen, besoldete Berufsstellungen als soziale Sekretärinnen, Leiterinnen von Kinderhorten u. a. anzunehmen. Meldungen von Vakanzen sind an die Vorsitzende, Fräulein Alice Salomon, Friedrich Wilhelmstr. 7 zu richten.

Nur solchen Damen werden Stellen vermittelt, die in den Gruppen ausgebildet sind. Meldungen anderer Bewerberinnen bleiben unberücksichtigt.

* Infolge einer Petition des **Dresdener Zweigvereins der Internationalen Föderation** ist ein öffentliches Haus in Mittweida seitens des sächsischen Ministeriums des Innern aufgehoben worden.

* **Die Immatrikulation** ordnungsmäßig vorgebildeter Frauen soll, nach in der Presse verbreiteten Nachrichten, in Straßburg bevorstehen.

* **Die technische Hochschule** in Karlsruhe immatrikuliert rite vorgebildete Studentinnen wie die badischen Universitäten.

* **An der Universität Berlin** sind im Wintersemester 546 Hörerinnen eingeschrieben.

* **Weibliche Gewerbeinspektion.** In Württemberg ist eine zweite Assistentin der Gewerbeinspektion angestellt worden. Die Zahl der bisher angestellten weiblichen Gewerbeinspektorinnen, bezw. Assistentinnen verteilt sich auf die Bundesstaaten wie folgt: Preußen 3, Hessen 2, Bayern 2, Baden 1, Hamburg 1, Reuß j. L. 1, Württemberg 2, Altenburg 1, Bremen 1, Weimar 1, Coburg-Gotha 1, Sachsen 4 Vertrauenspersonen.

* **Eine Schulärztin** hat der Magistrat von Charlottenburg anzustellen beschlossen. Es ist dies das erstemal in Deutschland, daß eine Schulärztin berufen wird. Der Magistrat von Berlin lehnte kürzlich dahin gehende Petitionen der Berliner Lehrerinnenvereine ab.

* **Zur Kostümfrage der weiblichen Bühnenmitglieder.** Die erste öffentliche Sitzung des Deutschen Bühnenvereins hat vor kurzem im großen Saale des Königlichen Schauspielhauses in Berlin stattgefunden. Das Hauptinteresse der Verhandlungen erstreckte sich auf die Frage der Lieferung historischer Kostüme an Theatern, sowohl an Hoftheatern, deren einige schon seit Jahren ihren weiblichen Mitgliedern diese Vergünstigung gewähren, wie auch an Stadt- und Privattheatern. In Herrn Intendanten Claar (Frankfurt a./Main) erstand ein warmer Verteidiger und Fürsprecher der schwebenden Frage, die „im Prinzip" ja nun gelöst wäre, deren definitive Entscheidung jedoch durch Antrag des Direktorial-Ausschusses bis zum Jahre 1907 vertagt worden ist. Die Presse hat in anerkennenswerter Weise die Bestrebungen der Deutschen Bühnengenossenschaft, der in erster Linie die Aufstellung jener Forderung zu danken ist, unterstützt, und wird dieses verschiedenen Zusicherungen zufolge auch ferner tun, so daß aller Voraussicht nach in absehbarer Zeit an allen Theatern den weiblichen Mitgliedern, ebenso wie den Herren das historische Kostüm geliefert werden muß, und somit eine Aufbesserung der Einkommensverhältnisse der Schauspielerinnen herbeigeführt wird.

* **Die Lohnverhältnisse der Kellnerinnen** kamen kürzlich in der bayrischen Kammer zur Besprechung. Die Regierung wurde ersucht, im Hofbräuhaus mit gutem Beispiel voran zu gehen und die Kellnerinnen so zu besolden, daß man ihnen dann das demoralisierende Trinkgeldnehmen verbieten könne. Bei dem Finanzminister schien nicht viel Neigung zur Berücksichtigung der berechtigten Anregungen zu herrschen.

* **Armenpflegerinnen** anzustellen, beschloß die Stadtverordnetensitzung in Solingen. An der Erweiterung der Frauenarbeit in der kommunalen

Digitized by Google

Armenpflege sind überhaupt, dank der eifrigen Tätigkeit des rheinisch-westfälischen Frauenverbandes, die Rheinlande in ganz hervorragendem Maße beteiligt.

* **Die Gewährung des aktiven Landtagswahlrechts an selbständige bayrische Frauen** ist seitens des Rechtsanwalts Dr. Blättner beim Landtag beantragt worden. Der Petent hält unter den gegebenen Verhältnissen zunächst nur diese Form des Frauenwahlrechts — mit der Einschränkung, daß die Stimmabgabe durch einen männlichen Stellvertreter erfolgt — für zeitgemäß, bekennt sich aber prinzipiell für gleiches Wahlrecht für Männer und Frauen. In der Begründung der Petition wurden besonders die Steuerleistungen der Frauen an den Staat als Grundlage staatsbürgerlicher Rechte betont. Eine andere, von Männern und Frauen unterzeichnete Petition fordert dasselbe ohne die Einschränkung in bezug auf die Stimmabgabe. Man darf auf den Erfolg begierig sein.

* **Eine Petition zum Arbeiterinnenschutz** beabsichtigt die Gesellschaft für soziale Reform dem Bundesrat einzureichen. Es handelt sich um Regelung der Arbeitszeit für erwachsene Arbeiterinnen in Fabriken nach folgenden Gesichtspunkten:

1. die nach § 137 Abs. 2 der Gewerbeordnung zulässige tägliche Arbeitszeit soll von 11 auf 10 Stunden herabgesetzt werden, wenn nötig mit der Maßgabe, daß nach Ablauf von zwei Jahren, nach Kundmachung des betreffenden Gesetzes, die Arbeitszeit auf 10½, nach weiteren zwei Jahren auf 10 Stunden herabgesetzt wird; 2. die nach § 137 Abs. 3 a. a. O. zu gewährende Mittagspause von 1 Stunde soll auf 1½ Stunden verlängert werden; die Einhaltung einer 1stündigen Mittagspause ist jedoch dann gestattet, wenn die Mehrheit der in den einzelnen Betrieben beschäftigten Arbeiter in geheimer Abstimmung dies beantragt; 3. der Arbeitsschluß am Sonnabend und an den Vorabenden der Festtage wird auf spätestens 4½ Uhr nachmittags verlegt; 4. die Beschäftigung von Wöchnerinnen soll vor Ablauf von sechs Wochen nach ihrer Niederkunft überhaupt nicht und während der folgenden zwei Wochen nur dann gestattet werden, wenn das Zeugnis eines approbierten Arztes dies für zulässig erklärt.

* **Stimmrecht von Frauen in der Generalversammlung einer Aktiengesellschaft.** (Urteil des Reichsgerichts vom 23. Mai 1903.) Nach dem gegenwärtig geltenden Aktienrechte kann die Bestimmung, daß Witwen der Aktionäre, wenn sie im Besitz einer Aktie sind, das persönliche Stimmrecht versagt und sie auf die Ernennung von Bevollmächtigten angewiesen seien, als rechtsgültig und wirksam nicht angesehen werden. Sie ist mit § 252 des Handelsgesetzbuches, welcher jeder Aktie das Stimmrecht gewährt, unvereinbar. Eine Unterscheidung, je nachdem der Aktionär ein Mann oder eine Frau ist, ist auch mit den Grundsätzen des Bürgerlichen Gesetzbuchs, welches hinsichtlich der Geschäftsfähigkeit zwischen männlichen und weiblichen Personen keinen Unterschied macht, nicht in Einklang zu bringen. Ein Zwang zur Ausübung der Stimmberechtigung durch Bevollmächtigte ist nicht mehr zulässig, und es gilt das auch für Aktiengesellschaften, welche vor dem 1. Januar 1900 entstanden sind. Eine statutarische Bestimmung dahin, daß ein Aktionär, welcher sein Stimmrecht nicht persönlich ausüben will, als Bevollmächtigten nur einen Aktionär wählen kann, fällt unter die Bedingungen, welche auch jetzt noch mit rechtlicher Wirkung aufgestellt werden können und alle Aktionäre gleichmäßig trifft. Wegen Nichtzulassung des Bevollmächtigten einer Witwe, der übrigens nicht Aktionär war, wurden die Beschlüsse einer Generalversammlung für ungiltig erklärt, indem angenommen wurde, es lasse sich nicht beurteilen, welchen Erfolg es gehabt hätte, wenn dem Bevollmächtigten erklärt worden wäre, seine Auftraggeberin könne selbst ihr Stimmrecht ausüben. (Z. Wochenschr., Jg. 32, S. 204.)

* **An der philosophischen Fakultät in Wien** promovierten drei Frauen; demnächst werden die ersten vier Abiturientinnen auch den medizinischen Doktorgrad erwerben.

* **Zum Arbeiterinnenschutz** sind in der Schweiz neue Bestimmungen erlassen worden, die zwar an dem 11stündigen Maximalarbeitstag für Frauen festhalten, aber im übrigen zeitgemäße Reformen bringen. Besonders die Ausdehnung des Arbeiterinnenschutzes auf Lohnarbeiterinnen in nicht fabrikartigen Betrieben ist eine sehr erfreuliche Neuerung.

* **Die Einführung des staatsbürgerlichen Wahlrechts für Frauen** wurde vom norwegischen Storthing abgelehnt.

* **Weibliche Ärzte im Staats- und Gemeindedienste in Schweden.** Die schwedische Regierung hat am 11. d. Mts. eine Verordnung erlassen, wonach unverheiratete weibliche Ärzte mit demselben Recht wie männliche Anstellung erhalten können als: Ärzte an den Bezirkslazaretten, Krankenhäusern, Hospitälern, als Eisenbahn- und Gefängnisärzte, im Dienst der Kommune (jedoch nicht als Stadtarzt), als Assistenten der Universitäten, kurz alle derartigen Stellungen erhalten können mit Ausnahme einiger Stellen als Provinzial-, Stadt- und Militärarzt, sowie Oberarzt an Hospitälern und Irrenanstalten. Sobald eine im Amt befindliche Ärztin sich verheiratet, geht sie ihres Amtes verlustig. (Soz. Prax.)

* **Die Zulassung zur Advokatur,** die Holland den Frauen kürzlich gewährt hat, ist in England abgelehnt worden. Miß Cave hatte vor kurzem Aufnahme in einen der Juristenverbände — die

Digitized by Google

Grays Inn — als notwendigen Schritt zur Zulassung zur Advokatur verlangt, und sie war mit dem Hinweis auf ihr Geschlecht abgewiesen worden. Der Lord Kanzler, der Lord Oberrichter und fünf Richter hörten ihre Berufung gegen diese Entscheidung und lehnten sie ab, da sie keinen Präzedenzfall zu ihren Gunsten anführen könne.

* **Der Versuch einer Mutterschaftsversicherung** ist in Boston von privater Seite gemacht worden. Es hat sich dort eine Gesellschaft für Mutterschaftsversicherung gebildet. Gegen Einzahlung kleiner monatlicher Prämien erhalten die Frauen bei Entbindung von einem lebenden Kinde von der Gesellschaft eine Summe von 100 bis 500 Dollars ausbezahlt. Die Versicherungsgesellschaft ist ein geschäftliches Unternehmen, doch sind die leitenden Stellen durchweg unbesoldet. Die Auszahlung beträgt bei einer monatlichen Prämie von 3 Dollars nach mindestens fünfmonatlicher regelmäßiger Einzahlung 200 Dollars, nach mindestens elfmonatlicher Einzahlung 300 Dollars, nach mindestens dreiundzwanzigmonatlicher Einzahlung 500 Dollars.

* **In Neuseeland** wird einmal wieder über die Verleihung des passiven politischen Wahlrechts an die Frauen verhandelt. Ein dahin gehender Antrag wird von dem Abgeordneten Mac Nab eingebracht.

* **Totenschau.** Eine der wenigen aus der ältesten Generation der deutschen Frauenbewegung, Franziska Ammermüller, ist im 87. Lebensjahre gestorben. Ihr verdankt die Frauenbewegung in Württemberg ihre ersten Anfänge. Mit lebendigem Verständnis ergriff sie die Anregung, die 1873 durch eine Wanderversammlung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins in Stuttgart zu den württembergischen Frauen getragen wurde, und 18 Jahre hindurch hat sie als Vorsitzende des damals gegründeten „Schwäbischen Frauenvereins" für die praktische und ideelle Förderung der Frauenbewegung gearbeitet. Auch nachdem sie den Vorsitz niedergelegt hatte, hat ihr reges Interesse den Fortschritt der Frauensache in ihrer engeren Heimat und draußen im größeren Vaterlande begleitet. Wer die Geschichte der deutschen Frauenbewegung und ihre Entwicklungsbedingungen kennt und weiß, was die ruhige praktische Pionierarbeit ihrer ersten Vertreterinnen für sie bedeutet, der wird auch dieser ersten Arbeiterin für unsere Sache ein dankbares Gedenken bewahren. —

Aus ähnlicher segensreicher lokaler Tätigkeit wurde Adelheide Schmidt, die Vorsitzende des Frauenbildungsvereins in Gotha, abgerufen. Unter ihrer Leitung ist der Verein „einer der bedeutungsvollsten Faktoren der inneren Entwickelung der Stadt" geworden; die Einrichtung eines Volkskindergartens, einer Fortbildungsschule waren praktische Resultate seiner Arbeit. Dreißig Jahre hindurch hat der Verein zugleich die Gedanken und Ziele der Frauenbewegung in Gotha vertreten und ist dem Allgemeinen deutschen Frauenverein, dessen Zweigverein er ist, in lebendiger Wechselwirkung der Arbeit und der Ideen verbunden gewesen.

Versammlungen und Vereine.

Der Internationale Frauenkongreß 1904.

Mit der am 2. November unter Leitung von Frau Hedwig Heyl stattgehabten konstituierenden Versammlung des Berliner Lokalkomitees für den Internationalen Frauenkongreß des Bundes deutscher Frauenvereine sind die umfassenden lokalen Vorbereitungsarbeiten in Angriff genommen. Die lokale Arbeit ist auf 7 Gruppen, unter Leitung je eines Vorstandmitgliedes des Lokalkomitees, verteilt: Repräsentation, Ausstellungen, Abzeichen 2c. (Frau Elisabeth Kaselowsky); Presse, Informationsbureau, Post 2c. (Frau Eliza Ichenhäuser); Gesellige Veranstaltungen, Empfänge 2c. (Frl. Marg. Friedenthal); Sehenswürdigkeiten, Theater 2c. (Frl. Anna Pappritz); Freiquartiere, Verpflegung im Kongreßlokal der Philharmonie 2c. (Frl. Alice Salomon); Kasse (Frau Wentzel-Heckmann); Kongreßhandbuch (Frau Hedwig Heyl). Das ganze Lokalkomitee setzt sich aus je einer Vertreterin der 25 Berliner Bundesvereine sowie aus etwa 100 Einzelpersonen zusammen, die vom Bundesvorstand eingeladen, sich zur Mitarbeit bereit erklärt haben. Im Lauf des Winters wird, um die Arbeiten zu zentralisieren, ein eigenes Bureau gemietet werden, von dem aus die Leitung dieses komplizierten lokalen Apparates erfolgen soll.

Mit der Einteilung und Feststellung des Kongreßprogramms, der Aufstellung der Rednerlisten, der Einladung der Rednerinnen, dem Arrangement der Sitzungen und öffentlichen Versammlungen 2c. 2c. ist der Bundesvorstand als Organisationskomitee gegenwärtig eifrig beschäftigt. Im allgemeinen dient ihm dabei die vorzügliche Organisation des Londoner Internationalen Frauenkongresses von 1899 als Grundlage; doch hatten die deutschen Bundesdelegierten bei dieser Gelegenheit neben vielem Nachahmenswerten auch manches als unpraktisch erkannt; es werden daher verschiedene Übelstände, die in London nicht zu vermeiden waren, in Berlin in Wegfall kommen. Zunächst wird die störende gleichzeitige Tagung von Kongreß und Generalversammlung des Inter-

Digitized by Google

national Council of Women, die gerade den offiziellen Vertreterinnen der verschiedenen Nationalverbände die Beteiligung an den Kongreßsitzungen vielfach unmöglich machte und dem Kongreß dadurch die Bekanntschaft mancher interessanten Persönlichkeit vorenthielt, durch ein bequemeres und natürlicheres Nacheinander ersetzt werden, da bekanntlich die Generalversammlung des I. C. W. vom 8. bis 11., der Kongreß vom 12. bis 18. Juni stattfindet.

Ein weiterer Vorzug vor London dürfte die Zentralisation in bezug auf das Kongreßlokal sein. Während dort die Sitzungen in 3 bis 4 verschiedenen, zum Teil weit auseinander liegenden städtischen Gebäuden abgehalten wurden, wird sich in Berlin alles unter einem Dach, in den für die ganze Kongreßzeit gemieteten Räumen der Philharmonie abspielen. Dieser größeren äußeren Einheitlichkeit wird auch die innere insoweit entsprechen, als der Bundesvorstand, um jeder Zersplitterung und Überladung des Programms vorzubeugen, die 4 Arbeitssektionen des Kongresses (1. Frauenbildung; 2. Frauenerwerb und -Berufe; 3. Soziale Einrichtungen und Bestrebungen; 4. Die Stellung der Frau im privaten und öffentlichen Recht), auf diejenigen Gebiete beschränkt hat, die für die durch die Frauenbewegung angestrebten Veränderungen in den Rechten und Pflichten der Frau in Betracht kommen.

Die 4 Sektionen werden gleichzeitig an den 6 aufeinander folgenden Vormittagen vom 13. bis 18 Juni ihre jedermann zugänglichen Sitzungen abhalten und jeden Tag ein anderes Spezialgebiet behandeln. Diese Sitzungen sollen zur Hälfte der Erstattung von längeren und kürzeren Referaten, zur anderen Hälfte der freien Diskussion gewidmet sein. An den Nachmittagen resp. Abenden finden allgemeine Versammlungen im großen Philharmoniesaale statt, in denen allgemein wichtige und aktuelle Fragen der internationalen Frauenbewegung zur Erörterung gelangen sollen. So wird u. a. die Frauenstimmrechtsbewegung nicht nur im Rahmen der betreffenden Sektion (Stellung der Frau im privaten und öffentlichen Recht), sondern auch in einer dieser großen Versammlungen behandelt werden, und zwar werden Vertreterinnen der Bewegung aus allen Ländern über die bisherigen Erfolge, auch über die praktischen Resultate des Frauenstimmrechts berichten. Eine andere Abendversammlung ist für Berichte über den Stand der Frauenbewegung in den Kulturländern, eine für die Besprechung des Themas „Frauenlöhne" in Aussicht genommen, ein Abend mit dem Thema „Der Einfluß der selbständigen Frauenpersönlichkeit auf Wissenschaft und Kunst" wird neue interessante Gesichtspunkte und Ausblicke auf die Zukunft geben, usw.

Nach den vorliegenden persönlichen Mitteilungen und Zeitungsberichten gibt sich überall, selbst in Australien und Neuseeland, ein großes Interesse der Frauenwelt für den Kongreß kund, das eine ebenso zahlreiche, wenn nicht noch zahlreichere Beteiligung wie in London erwarten läßt. Ganz besonders entwickeln die amerikanischen Gesinnungsgenossinnen eine lebhafte Propaganda für den Kongreß, und es werden neben den europäischen Ländern vor allem die Vereinigten Staaten durch mehrere ihrer führenden, dem Namen nach auch in Deutschland wohlbekannten Persönlichkeiten in Berlin vertreten sein. — Alles in allem scheinen die Auspizien für den Kongreß bis jetzt nach jeder Richtung günstig. Hoffentlich lohnt auch der Erfolg die viele Mühe und Arbeit, die dafür noch in den nächsten Monaten zu leisten sein wird!

Der Verein Frauenwohl Nürnberg

feierte am 26. November sein 10jähriges Bestehen. Wenn es von irgend einem unserer Frauenvereine gilt, daß er einen Faktor im Leben seiner Stadt bedeutet, so von ihm. Das von ihm errichtete Wöchnerinnenheim, die Frauenarbeitsschule, die kunstgewerblichen Werkstätten, die Auskunftstelle, wissenschaftliche Fortbildungskurse für Frauen, alle diese Anstalten haben schon Tausenden von Frauen gedient, sei es durch soziale Fürsorge und Hilfe, sei es durch praktische, künstlerische und geistige Schulung. Sie haben zum Teil auch vorbildlich auf andere Städte gewirkt, wie der Verein Frauenwohl denn überhaupt, entweder durch direkte Initiative oder durch mittelbare Anregung auch außerhalb seines eigenen Arbeitsfeldes Frauenbestrebungen mannigfachster Art förderte. So verdankt z. B auch der Verein weiblicher kaufmännischer Angestellten ihm seine Entstehung. — So bedeutet die Feier des 10jährigen Bestehens einen Rückblick auf wirkliche, fruchtbare Erfolge, die zugleich eine Gewähr für neue Fortschritte in sich tragen. Die Festrede des Frl. Dr. phil. Kipfmüller, die einen Überblick über die Arbeit des Vereins gab, zeigte, auf wie festem Grunde die Hoffnung steht, der die Vorsitzende, Fr. Helene von Forster, in ihrem Prolog Ausdruck gab:

Wenn wir längst dahin,
Wird jenen sie, die nach uns kommen werden,
Den Boden geben, drin sie kräftig wurzeln.
Treibende Kräfte wird sie ihnen wecken,
Damit sie wachsen können, stark und frei.

Verein für Bodenreform.

Im Verein mit seiner Frauengruppe hat der Bund der Bodenreformer in Berlin ein volkswirtschaftliches Seminar eingerichtet, dessen zweiter Cyklus am 16. Januar beginnen wird. Die Vorlesungen finden jeden Sonnabend 8½ Uhr abends in der Landwirtschaftlichen Hochschule statt und sind Mitgliedern frei, Gästen, Damen und Herren, gegen 2 Mark Gebühren für den ganzen Kursus zugänglich. Für Frauen, die ja noch immer allzu selten Gelegenheit haben, sich volkswirtschaftlich und politisch zu betätigen, können diese Übungsabende als besonders wichtig gelten. Wie freudig die Gelegenheit ergriffen wird, diesem Mangel abzuhelfen, zeigt der stetig wachsende Zudrang zu dem Seminar, sodaß der größte Hörsaal der Hochschule notwendig wurde, der für die 200 und mehr Zuhörer noch immer nicht ganz ausreicht. Der Cyklus dieses Winters wird Agrarpolitik zum Thema haben. Es sind Referate in Aussicht genommen, die den Gegenstand von den verschiedensten Seiten beleuchten. Jedem Referat folgt eine Diskussion.

Digitized by Google

„Menschen". Charakterstudien von Ellen Key. S. Fischer, Verlag, Berlin. (Geh. Mark 4.—, geb. Mark 5.—.) In der Deutung und Darstellung litterarischer Persönlichkeiten liegt die Stärke der schriftstellerischen Tätigkeit von Ellen Key, mehr als in der theoretischen Behandlung soziologischer Fragen. Deshalb ist dieser neue Band ein ganz reiner Genuß. Er spricht über Almquist, als über Schwedens „modernsten Dichter" und über Elizabeth Browning und Robert Browning. Schon in der ersten Sammlung ihrer Essays hat Ellen Key in dem „Abend auf dem Jagdschloß" ihre tiefe Vorliebe für Almquist ausgesprochen. Modernste künstlerische Anschauungen zeigt uns ihre Interpretation bei dem vor hundert Jahren geborenen Dichter. Dieser Monismus der Form, der alle traditionellen Grenzen zwischen den dichterischen Gattungen vernichtet und jeden Inhalt in sein eigenes, aus den verschiedensten Elementen des künstlerischen Ausdrucks gewähltes Gewand hüllt, ist schon Almquists künstlerisches Streben. Wie aus dem Wesen des Menschen und aus seinen Schicksalen sich seine Weltbetrachtung und die Richtung seines künstlerischen Wollens entfaltet, das zeigt Ellen Key in ihrer tief schauenden und darum so sicher und fein vereinfachenden Weise. In dem noch reicheren Aufsatz über die Brownings ist besonders das intimste Problem, das Verhältnis der beiden Menschen zu einander, die Beziehungen zwischen Künstlertum und Erotik, mit der größten Meisterschaft behandelt. Die Anmerkungen vermißte man gern. Sie sind für Ellen Key's mehr künstlerische als wissenschaftliche Behandlung des Essays stilwidrig und störend.

„Pantheon-Ausgabe". Bd. X. Grillparzer. Des Meeres und der Liebe Wellen. (In Leder geb. 2,50 Mark.) Bd. XI. Goethe, Faust II. (In Leder geb. 3 M.) S. Fischer, Verlag, Berlin. Die in seltener Feinheit ausgestatteten Bändchen stellen der deutschen Buchkunst ein erfreuliches Zeugnis aus. Möchte nur ihre Verbreitung den bisher noch recht anspruchslosen Geschmack des deutschen Lesepublikums in ebenso erfreulicher Weise erweisen. Dem Grillparzerbändchen ist das Geleitwort von Hugo von Hoffmannsthal eine schöne und stimmungsvolle Einleitung. Im Faust hat Pniowers Einführung philologische Belehrung mit enthusiastischer Paraphrase geschmackvoll verknüpft. Die Textrevision — in beiden Bänden von Pniower — ist sorgfältig. Damit liegt die Pantheon-Ausgabe des Faust vollständig vor. Der erste Band erschien schon vor einiger Zeit, gleichfalls mit einer Einleitung von Pniower, und mit einem Goethe-Bildnis nach einem 1791 gefertigten Kupferstich von Lips. Die beiden Bändchen der Faust-Ausgabe dürften für den Bücherfreund ein erlesener Besitz sein.

„Die Komödie auf Kronborg". Erzählung von Sophus Bauditz. (Leipzig, Fr. Wilh. Grunow.) Das eigenartige Bändchen mit den feinen, stimmungsvollen Zeichnungen führt uns in das Jahr 1586 zurück, wo englische Komödianten vor König Frederik dem Zweiten von Dänemark auf Kronborg spielten. Mit ihnen ist ein junger Mann herübergekommen, den der Vorname Will und allerhand andere vom Verfasser gegebene Winke den Leser bald als William Shakespeare erkennen lassen. Er erlebt im stillen Kloster bei Kronborg, was sich nachher in seinen Dramen gestaltet. Ophelia und Falstaff, der Schauplatz zur Hamlettragödie und Anklänge aus Romeo und Julie sind geschickt in die Erzählung verwoben, die an und für sich schon ihren Reiz durch die Echtheit der Lokalfärbung ausübt.

„Die belgische Malerei" von Richard Muther. (Mit 32 Vollbildern.) S. Fischer, Verlag. Berlin W. (geb. 6 Mark.) Der geistreiche Ästhetiker gibt eine weniger auf historischen Studien als auf feinsinnigem, geschultem Sehen beruhende knappe Darstellung der Entwicklung der belgischen Kunst im 19. Jahrhundert. Mit der bekannten virtuosen Treffsicherheit charakterisiert, ziehen die Zeitabschnitte und ihre Träger an uns vorüber, hier und da überragt von einer einsam eigene Wege schreitenden Gestalt, wie Wiertz oder Meunier. In sorgfältig ausgeführten Illustrationen sind genug Stichproben gegeben, um die Darstellung verständlich zu machen. Das Buch ist mit ganz besonderer Feinheit ausgestattet.

„Ein schlichtes Herz". Von Gustave Flaubert. Deutsche Übertragung von Ernst Hardt. Insel-Verlag. Leipzig 1904. In der bekannten schönen Ausstattung des Insel-Verlags erscheinen drei Novellen — außer der Titelnovelle die „Sage von Sankt Julianus" und „Herodias" — in einer feinfühligen Übersetzung, die den so schwer wiederzugebenden Nuancen der modernen französischen Erzählkunst in seltenem Maße gerecht wird. So dürfte diese kleine Sammlung in der Tat geeignet sein, deutsche Leser an die feine Kunst Flauberts heranzuführen.

Digitized by Google

„Angelika Kauffmann". Von Eduard Engels. Verlag von Velhagen u. Klasing. Bielefeld u. Leipzig. (Preis 3 Mark.) Das sehr hübsch ausgestattete Bändchen, das in gut ausgeführten Kunstdrucken auch ein paar Bilder seiner Heldin reproduziert, gehört einer größeren Sammlung an, die Hanns von Zobeltitz unter dem Gesamttitel „Frauenleben" veröffentlicht. Die Sammlung umfaßt knappe, dem Verständnis breiterer Kreise der Gebildeten angepaßte Biographien hervorragender Frauen aus Geschichte, Litteratur und Kunst. Eduard Engels hat mit seiner lebendigen, geschickt und eindrucksvoll inscenierenden Darstellungsweise seinem Stoff eine sehr gefällige und ansprechende Form gegeben, die dem eleganten kleinen Buch eine freundliche Aufnahme sichern wird.

„Shakespeare-Brevier" von H. Siegfried. — Verlag Schuster & Löffler, Berlin 1903. Dem Goethe-, Schopenhauer-, Gottfried Keller-Brevier läßt der Herausgeber ein Shakespeare-Brevier folgen. Ich bin ein Feind solcher Sammelsurien, wo ein kleiner Geist einen übermächtigen ausschlachtet. Der Faulheit unserer „Gebildeten", Shakespeare nicht zu lesen, wird damit Vorschub geleistet. Was der große Brite an Lebensweisheit bietet, genießt man viel lieber im Zusammenhang. Wozu die Werke auf solche Sprüche und Sentenzen hin filtrieren? Es wird nur die Entfremdung von großer Kunst in diesem Unternehmen systematisch betrieben. Citatenjägern, die es bei der Abfassung ihrer Aufsätze nötig haben, werden sich über das Büchlein freuen und es häufig benutzen mit dem lieblichen Vermerk: „Shakespeare sagt . . ."

Dr. Regener.

„Balladen und Schwänke", von Oskar Wiener. J. C. C. Bruns Verlag. Minden 1903. Der Ton ist schon gut und sicher getroffen, der in seiner burschikosen Weise etwas lebhaft und prickelnd nach Art und Ausdruck wirkt. Dieses Urwüchsige in der Behandlung des Vorwurfs sichert der Sammlung auch den Erfolg, so wenig eigene dichterische Noten immerhin angeschlagen sind. Mitunter fühlt man den Apparat zu deutlich, der die Balladenfiguren lebendig halten soll, und dieses Erkünstelte wirkt lähmend. Geschlossen in der Stimmung, reif in den Mitteln, diese Stimmung zu erreichen, sind — jedes in seiner Art — „Das Kronenlied" und „Der Preis". Prächtig der inneren Gestaltung nach ist „Das Gesindel". Da gestaltet der Dichter in dem einfachen Vorgang ein Schicksal, das der eine Tag dem andern zuträgt, das von Anbeginn war und in Zukunft sein wird. Mir däucht, der Künstler weiß besser zu plaudern, als zu dichten; besser feuilletonistisch als balladenhaft zu gestalten. Seine Schwänke muten darum auch flüssiger und natürlicher an. R.

„Camera-Kunst". Eine internationale Sammlung von Kunst-Photographien der Neuzeit. Unter Mitwirkung von Fritz Loescher herausgegeben von Ernst Juhl, Hamburg. Mit 80 Reproduktionen nach hervorragenden Kunst-Photographien und textlichen Beiträgen in- und ausländischer Fachschriftsteller. (Preis 4,50 Mark, in Ganzleinen-Einband 5,50 Mark.) Der Band bietet sowohl hinsichtlich der bildlichen als der textlichen Beiträge eine gute Übersicht über den gegenwärtigen Stand der photographischen Technik und einen für den Laien gewiß oft noch überraschenden Einblick in die künstlerische Durchbildung, zu der die photographische Kunst in dem letzten Jahrzehnt gelangt ist. Es ist deshalb auch für solche, die nicht Fachleute sind, außerordentlich interessant.

Böcklin-Mappe herausgegeben vom Kunstwart. Neue Ausgabe mit Tonunterdruck. München. Georg D. W. Callwey. Kunstwartverlag. (Preis 1,50 Mark.) Die Mappe enthält sechs Kunstblätter in einer für den billigen Preis überraschend guten Ausführung. Der Tonunterdruck gibt den Bildern eine leichte Farbigkeit, durch die sie eine stärkere Stimmungswirkung erhalten, als im bloßen Schwarz-Weiß-Druck. Besonders dem „Heiligen Hain" und „Dichtung und Malerei" kommt diese Tönung zu statten. Mit den hinzugefügten knappen Erläuterungen dürfte die Böcklin-Mappe des Kunstwart in ihrer neuen Ausstattung den Ansprüchen einer würdigen Popularisation unserer Meister in vortrefflicher Weise genügen.

Auch auf die neue Folge der Meisterbilder sei an dieser Stelle nochmals hingewiesen. (Pr. pro Blatt 0,25 Mark.) Sie bringen „Das Konzert" von Gerard Terborch, „Gilles" und „Die Einschiffung nach Cythere" von Watteau, die „Flußlandschaft" von Aalbert Cuyp, „Die Infantin Maria Teresa" von Velasquez, den „Mann mit der Nelke" von Jan van Eyck, das „Haarlemer Holz" von Hobbena, die „Versuchung des Heiligen Antonius" von David Teniers d. J., die „Heilige Barbara" von Hans Holbein d. A., die „Kuh bei der Tränke" von Millet, die „Apokalyptischen Reiter" von Dürer und die „Heilige Justina" von Moretto. — In den auf den Umschlag gedruckten textlichen Erläuterungen wird jedes Mal das Hauptsächliche aus dem Leben des Künstlers einfach und klar erzählt. Die Reproduktionen — z. T. ebenfalls mit Tonunterdruck — leisten durchweg mit den bescheidenen Mitteln überraschend Gutes, so daß ihnen nur weiteste Verbreitung gewünscht werden kann.

„Sternschnuppen". Für die Jugend und ihre Freunde, Herausgegeben von Heinr. Moser, Bilder von Gertrud Kohrt. Verlag Gebr. Künzli, Zürich-München. Preis des Heftes 1 Mark. Das kleine Bilderbuch mit Textbeiträgen von Paula Dehmel, Richard Zoozmann u. a. ist kein ganz so glücklicher Griff wie Knecht Ruprecht oder Jugendland, sowohl in den Bildern als im Text. Neben gut Gelungenem, wie z. B. dem Bilde vom Sommer, finden sich doch auch Karikaturen, die sich an dem heiligen sachlichen Ernst, mit dem ein Kind an ein Bilderbuch herangeht, geradezu versündigen, indem sie einen dem Kinde gegenüber unverantwortlichen Ton kecken Scherzes anschlagen. Bilder, wie das der losgelassenen Teufel, gehören nicht in ein Kinderbuch.

„Schwätzchen für Kinder" von Ernst Kreidolf. (Schaffstein, Cöln.) Der geniale Jugendkünstler bietet wieder ein paar Blätter seiner Kinderbilder und Reime. Sie zeigen die gewohnte feine Anpassung an des Kindes Art zu sehen und die physiognomische Kunst der „Wiesenzwerge". Ganz besonders gelungen ist diesmal das Vorsatzblatt in Farbe und Zeichnung.

Digitized by Google

„Jugendland" ein Buch für die junge Welt und ihre Freunde. Herausgegeben von Heinrich Moser und Ulrich Kollbrunner Verlag von Gebr. Künzli. Zürich und München (Band III, für die reifere Jugend bestimmt). Ein Jugendbuch, an dessen Texten u. a. Ilse Frapan, Detlev von Liliencron, an dessen künstlerischer Ausstattung vor allem Schmidhammer, aber auch Kuhnert, Franz Hoch mitgearbeitet haben, ist eine der erfreulichsten Erscheinungen — vielleicht die erfreulichste — in der Jugendlitteratur des Jahres. Ganz besonders ist es zu begrüßen, daß mit dem Jugendland ein Bilderbuch höheren Stils geschaffen ist, daß die bisherige Lücke vom Kinderbuch zur großen Kunst in bester Weise ausfüllt. Es ist für Knaben und Mädchen von 9—10 Jahren an aufs wärmste zu empfehlen.

„Kinderwelt" Erzählungen und Skizzen aus neueren deutschen Dichtern ausgewählt vom Hamburger Jugendschriftenausschuß. Leipzig, Verlag von Ernst Wunderlich. Leipzig, 1904. Die Sammlung, in der Helene Böhlau, Detlev von Liliencron, Charlotte Niese, Helene Voigt u. a. vertreten sind, bietet für größere Schulkinder eine vorzügliche Auswahl moderner Novellistik und zeigt die Tätigkeit der Hamburger im besten Licht.

Im Verlag von Hermann Beyer u. Söhne, Langensalza erschienen eine Reihe von Jugendschriften, die den alten Bahnen des Bilderbuches in nicht immer unanfechtbarer Weise folgen:

„Die Gänsehirtin," ein Märchen von Harry Wünscher mit Bildern von Aug. Plinke.

„Kindertage in Lust und Plage" Text von Helene Binder, Bilder von August Plinke.

„Der kleine Ko aus Kiautschou" Bilder und Texte. Marie Meurer.

„Schwänzelpeter und Schlumpelliese" Text von Otto Weddigen, Bilder von August Plinke.

„Des Moarx Künstlerreise" mit sechs Bildern von Prof. E. Härtel.

„Kunterbunt im Jahresrund" Verse von Helene Binder, Bilder von Aug. Plinke.

In Bildern und Versen zeigen diese Bücher mit wenig Ausnahmen die fabrikmäßige Flachheit, von der wir unsere Jugendlitteratur gern befreien möchten. Ein vornehmer pädagogischer Verlag von Hermann Beyer wäre wohl berufen, die Jugendschriftenbewegung auf ihren neuen Bahnen zu begleiten und zu fördern.

In demselben Verlag erschienen **„Neue Waldmärchen"**, **„Oberförsters Mieze"**, **„Kätchen und ihre Freunde"**, drei Bücher von Marta Freddi-Clausius. Sie enthalten zum Teil Erzählungen aus dem eigenen Leben der Verfasserin und sind in der Tendenz gesund und gut gemeint, wenn man auch unseren heranwachsenden Mädchen lieber etwas kräftigere Kost vorsetzen möchte.

„Taubenflug". Roman von Lucy von Hebentanz-Kaempfer. München. Allgemeine Verlags-Gesellschaft m. b. H. „Auch im Volke regte es sich. Der Schulzwang mit Lehrern, die nicht alle christlich gesinnt, der Militärdienst in den großen Städten, hatte die Jugend nur zu bald dem heimischen Katholizismus entfremdet und der Lehre falscher Propheten die Wege geebnet" (S. 41) — — — — das eine Probe für die Tendenz des über 400 engbedruckte Seiten umfassenden Romans. Ästhetisch betrachtet ist er ein Gewirr von allerlei Personen und Begebenheiten, in dem weder Komposition noch Charakteristik, noch schließlich die Sprache auf künstlerischem Niveau steht.

Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut (Bleichsucht)** 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

„Damenkalender 1904". Schreibkalender, Geschäftskalender, Anthologie. 43. Jahrgang. Berlin, R. v. Deckers Verlag, G. Schenck, Königl. Hofbuchhändler.

Otto Webers Trauermagazin, Mohrenstr. 34/35, bietet außer allen fertigen Gegenständen als Kostüme, Paletots, Hüte, Blusen, Röcke, Morgenröcke, Matinées, Jupons 2c. vorzügliche Qualitäten in schwarzen Stoffen zu allen Preisen. Die Firma wird seit mehr als 30 Jahren von ihrem Begründer geleitet und bietet daher die Garantie für prompte und zuverlässige Ausführung der Aufträge.

Es sind in letzter Zeit häufig Reklamationen über verspätete Lieferungen bei der Firma eingegangen, die sich immer dahin aufklärten, daß die betreffenden Herrschaften nicht in Otto Webers Trauermagazin, dessen Verkaufsräume sich durch mehrere Etagen hinziehen, sondern in einem kleinen Trauerladen, der unweit dieser Firma ein kleines Parterre-Lokal umfaßt, gekauft haben. Es wird daher gebeten, auf die Hausnummer **35** und die Firma „Otto Webers Trauermagazin" zu achten.

Originalrezept. — Weiße Rüben. 6 Personen. Zubereitungszeit 1 Stunde. Die Rüben werden von der dicken Schale befreit, in Streifchen geschnitten und in kochendem Salzwasser 20 Minuten gekocht, damit sie von ihrer Schärfe verlieren. Nun läßt man ein gutes Stück Butter heiß werden, dämpft darin eine feingeschnittene Zwiebel, giebt die Rüben hinein, streut Salz darüber und läßt sie unter öfterem Umwenden andünsten, bis sie eine hellgelbe Farbe haben, dann gießt man Fleischbrühe zu und ¼ Stunde vor dem Anrichten bindet man mit einem kleinem Eßlöffel angerührtem Mehl. Beim Anrichten fügt man zur Verfeinerung und Bekömmlichkeit des Gerichtes 1 Eßlöffel Maggi-Würze bei. A. u. R.

Sprachkranke Kinder

find. **gründl. Heilunterricht** u. liebevolle Aufnahme bei **Johanna Lenk,** gepr. Töchterschul- und Sprachlehrerin. **Coburg,** Adami-Strasse 2 I. Beste Empfehl.

Steppdecken

kauft man am preiswert. **nur direkt** in der Fabrik **72 Wallstraße 72,** wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. **B. Strohmandel, Berlin S. 14.** Illustr. Preiskatalog gratis.

Jena. Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen. Pension. Villa mit grossem Garten. Dr. math. F. Haft und Frau.

Familien-Pension I. Ranges [21

von

Elisabeth Joachimsthal

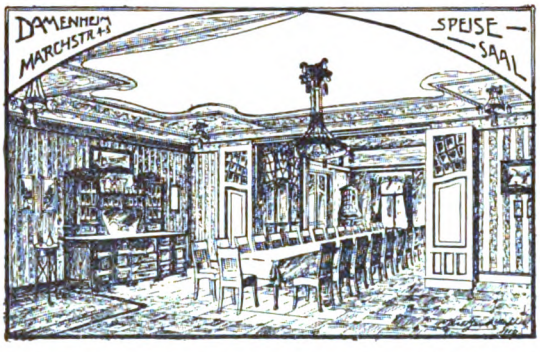
BERLIN

Potsdamerstr. 35 II. rechts

Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Damen-Wohnungen.

1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeinsamen Haushalt. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11.

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Hera

D. R.-P. 94 272.

9 goldene und andere Medaillen, 2 Ehrenpreise.

Beseitigt den **starken Leib** u. **Hüften** u. gibt eine **stolze, elastische Haltung.** Vorzüglichster Korsettersatz f. jede Dame.

Maß: Nr I unter der Brust, II Hüfte gemessen.

Beste Reformhose ohne Klappe.

Agn. Fleischer-Griebel.

BERLIN, Breitestr. 28a, II.

Das Suchen der Zeit.

Herausgeber: Daab und Wegener. I. Bd. leicht gebunden 2.40 M. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Das Buch dient denen, die, über Materialismus und Dogmatismus hinaus vorwärtswollend, den Zeichen der Zeit zuversichtlich gegenüberstehen.

Digitized by Google

Wollen Sie Betten anschaffen?

Dann fordern Sie sich **gratis und franko** Preisliste II über **Jaekel's** berühmte, unübertroffene **Patent-Reform-Bettstellen** nebst kompletten Bettausstattungen.

Franko-Versand über ganz Deutschland.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,

Berlin, Markgrafenstrasse 20. **München,** Blumenstrasse 49.

Bekanntmachung.

An der hiesigen städtischen Handels- und Gewerbeschule wird die Stelle einer

Leiterin der Mädchenabteilung

zum 1. April 1904 frei.

Die Anstellung erfolgt zunächst auf Probe. Das Anfangsgehalt beträgt 2400 Mark und steigt nach der endgiltigen, auf Lebenszeit erfolgenden Anstellung in Zwischenräumen von 3 zu 3 Jahren um je 200 Mark auf 3000 Mark. Außerdem wird nach der endgiltigen Anstellung ein Wohnungsgeld-Zuschuß von 300 Mark gezahlt.

Die Stelleninhaberin erwirbt Ruhegehalts-Berechtigung nach Maßgabe der für Staatsbeamte geltenden Vorschriften.

Meldungen mit Lebenslauf und beglaubigten Zeugnis-Abschriften sind bis zum **10. Dezember d. J.** an uns einzureichen.

Auskunft über Art und Umfang der dienstlichen Pflichten d. Leiterin wird der Direktor der Schule Herr **Stillke** auf Wunsch erteilen.

Gnesen, d. 26. November 1903.

Der Magistrat.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

1. Für eine Privatschule in Hessen-Nassau wird zu Ostern 1904 eine für höhere oder Volksschulen geprüfte Lehrerin für den Elementarunterricht gesucht. 30 Kinder, Knaben und Mädchen. Anfangsgehalt 1000 Mark; angenehme Stellung.

2. Ein Pensionat am Harz sucht zum 1. Januar oder Ostern 1904 eine wissenschaftlich geprüfte, 20—30jährige Lehrerin für den sprach- und wissenschaftlichen Unterricht. Englisch und Französisch im Ausland. Gehalt 800 Mark, falls Klavierunterricht erteilt werden kann, 1000 Mark.

3. Eine bestrenommierte Privatschule in großer Stadt Mitteldeutschlands sucht zum 1. 4. 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin für die Mittelstufe und den französischen Unterricht. Französisch im Ausland. Gehalt 1400 Mark, steigend bis 1800 Mark. Nach fester Anstellung Einkauf in Pensionskasse. Klassenstärke 15—20 Schüler; Stundenzahl 22—24 wöchentlich.

St. Alban's College,

81 Oxford Gardens, Notting Hill, LONDON W.

Ladies, wishing to acquire the English language, received. Terms 30—40 shillings per week. For particulars address

Kate Bowen, Lady Principal.

The Study of English in Oxford.

A Vacation Course in English Language and Literature will he held in St. Hilda's Hall. Commences July 2nd, and ends August 29th, 1904.

Apply **Mrs. Burch.** Norham Hall. Norham Road. **Oxford.**

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor.

Silb. Medaille. Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. **Pension im Hause.**

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar

(vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in **Kassel.**

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

Aufnahmebedingung: Die abgeschlossene Bildung der 10klass. höheren Töchterschule. Aufnahmeprüfung.

Zweck der Anstalt: Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung f. **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen, sowie wirtschaftl. u. soziale Selbständigkeit.

Lehrgang 2jährig: a) **Sämtliche** theoret. und prakt. **kaufm. Fächer** einschl. Wirtschafts- u. Betriebslehre, Geld-, Kredit-, Bankwesen, Handelsgeographie 2c. b) **Sprachen.** c) **Allgemein bildende Fächer:** Aufsatz, deutsche, französische, engl. Stenographie 2c.

Ausw. Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt.

Auskunft, Prospekt, Jahresbericht durch Direktor **Klepe,** Klapperhof 28.

Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Zweite durchgesehene und ergänzte Auflage.
6.—10. Tausend.

Der Beruf und die Stellung der Frau,

ein Buch für Männer und Frauen, Verheiratete und Ledige, alt und jung von

Johannes Müller.

Großoktav 169 S., broch. 2 Mk., in Leinen 3 Mk., in Leder 4 Mk.

Das beste, reifste und tiefste über die Frauenfrage, die Frau in und außer der Ehe und über die Frauenbewegung, was ich je gelesen.

Prof. Zimmer im „Frauendienst".

Der Verlag der Grünen Blätter in Leipzig.

Digitized by Google

4. Eine Schule in größerer Stadt Norddeutschlands sucht zum 1. 4. 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin im Alter von 22—35 Jahren für Mittel- und Oberklassen. Schülerzahl ca 25; Stundenzahl 22 wöchentlich. Gehalt 1200 Mark.

5. Eine Kuratoriumschule in der Prignitz sucht zum 1. 4. 1904 eine Lehrerin mit abgelegter oder beabsichtigter Vorsteherinnenprüfung. 50 Schülerinnen in 4 Klassen. Stundenzahl 16 bis 20 wöchentlich; Gehalt 1500 Mark, freie Wohnung und Heizung.

6. Eine Familienschule in der Mark Brandenburg sucht zu Ostern 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. 10 Kinder aller Altersstufen sind in allen Fächern einer höheren Töchterschule zu unterrichten. Stundenzahl 28 wöchentlich. Gehalt 1200 Mark.

7. Eine höhere Privatschule in der Provinz Sachsen ist zum 1. 4. 1904 oder früher zu verkaufen, die einzige am Ort. 40 Kinder in 3 Klassen, 8 Jahrgänge. Kaufpreis 1500 M., eventuell weniger.

8. Eine Mädchen-Mittelschule in Westfalen sucht zu Ostern 1904 eine in Klassenunterricht erfahrene, wissenschaftlich geprüfte, 25—30jährige Lehrerin. Unterrichtsfächer: Religion, Deutsch, Geschichte, Geographie in Klasse II, eventuell Französisch oder Rechnen in Klasse II oder auf tieferen Stufen. Klassenstärke ca 30 Mädchen von 14—16 Jahren. Stundenzahl 24 wöchentlich. Gehalt 1500 Mark, steigend bis 1800 Mark.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt der Firma:

Th. Griebens Verlag (L. Fernau), Leipzig.

bei, den wir besonders zu beachten bitten.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung! Grosse Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung!

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Damenpensionat.

Internationales Heim, **Berlin SW.,** Hallesche Straße 17, I, dicht am Anhalter Bahnhof, gibt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.

Selma Spranger, Vorsteherin.

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen **gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III,** gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für **Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner** usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post (Postzeitungsliste Nr. 2752) bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

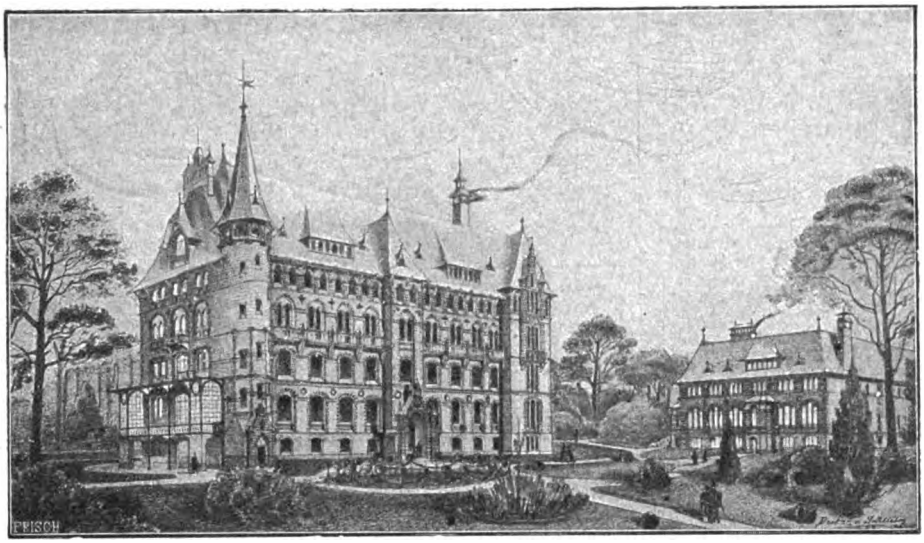
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr; für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus II erteilt Frl. **D. Martin.**

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.

Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.

Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse,
Vermittlungsklasse,
Kindergarten,
Säuglingspflege,
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 5 Februar 1904

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S

Die Suche nach dem freien Weib.

Eine Episode aus der Saint-Simonistischen Bewegung.

Von

Dr Georg Misch.

Nachdruck verboten.

Im Beginn des 12. Jahrhunderts sah man einen Laien, genannt Tanchelm, der von den Inseln Seelands gekommen war, mit ungewöhnlichem Erfolge unter dem Volk von Flandern und der Markgrafschaft Antwerpen predigen und Anhang gewinnen. Der Kern seiner mystischen Lehren ist sehr schwer festzustellen, seine sozialen Forderungen, sein Kampf gegen den Zehnten, auch wohl seine freie Moral mochten ihm die vielen Adepten zuführen. Fast alle Historiker haben in ihm einen Vorläufer Johanns von Leyden und der Wiedertäufer gesehen. Er erklärte die Klöster für Bordelle, das von den Priestern bereitete Altarsakrament für nichtig: aus den Verdiensten und der Heiligkeit des Ministers erstehe die Kraft der Sakramente, und die Kirche sei nur bei ihm und den Seinigen; da er die Fülle des heiligen Geistes empfunden habe, sei er ebenso Gott wie Christus. Er bildete eine Gilde von zwölf erlesenen Männern, welche die zwölf Apostel darstellten, eine Frau lebte mit ihnen als die Jungfrau Maria, und eines Tages ließ er sich vor der Menge des Volkes, dem er predigte, ein Bild der heiligen Jungfrau bringen und verlobte sich mit ihr. Von Brügge ausgewiesen, fand er in Antwerpen günstigen Boden, und sein Anhang wurde so groß, daß kein Fürst ihm entgegenzutreten wagte. Im Jahre 1124 oder 1125 wurde er von einem Geistlichen erschlagen.

* * *

Digitized by Google

Es gibt auch eine naturalistische Mystik, und die Motive, von denen das menschliche Dichten und Denken in keineswegs schrankenloser Fülle zehrt, kehren auch in dem 19. Jahrhundert in neuer Gewandung wieder.

Die naturalistische Geistesrichtung ist heute eine erste Macht in dem Leben der Kulturvölker, nicht nur als Philosophie, sondern auch als Religion. Einen positivistischen Gottesdienst kann man, wenn auch nicht in deutschen Landen, so doch in Frankreich und England besuchen, in Schweden oder Amerika, wo die Errichtung der Republik Brasilien anno 1879 ein Werk der Positivisten gewesen ist. Sonntags 11 Uhr 15 Minuten findet man die humanitäre Sekte in ihrer Kapelle vereinigt zum Kult der Menschheit, dessen genaue Zeremonien noch Auguste Comte aufstellte: „Liebe als Prinzip, Ordnung als Grundlage, Fortschritt als Ziel, Leben für den Mitmenschen und für den großen Tag", so beginnt der Anruf der Gemeinde, und in Gebet, Vorlesung und Predigt erscheinen die neuen mystischen Symbole als bewußte religiöse Fiktionen: Das einzig reale „Große Wesen", die Menschheit, „der große Fetisch", die Erde und der Raum als „das große Milieu".

Die Ursprünge dieser Bewegung führen zurück in die große Zeit der Ausbildung der mathematischen Naturwissenschaft, deren zugehöriger philosophischer Ausdruck der Naturalismus oder Positivismus ist; in dem Frankreich der d'Alembert und Turgot und der früheren Enzyklopädie wurde der strenge Standpunkt des engeren, französischen Positivismus formuliert, der die Philosophie als eine Generalisation der fortschreitenden Naturwissenschaft faßte, und in einer kontinuierlichen von philosophischer Besinnung begleiteten wissenschaftlichen Bewegung war der von Descartes her vorbildliche französische Geist der abstrakten Freiheit und rationalen Gestaltung enthalten, der in der großen Revolution seine Triumphe feierte.

Dieser französische Geist mit seinem Glauben an die Abstraktionen läßt sich in seinem kontinuierlichen Wirken bis in die Ideale der Frauenemanzipation verfolgen; er war wirksam in der großen naturwissenschaftlichen Bewegung, welche, mit der Physiologie bis an die Grenze der Wissenschaft vom Menschen vorgedrungen, sich in der Revolutionszeit an die Schöpfung einer „sozialen Physik" begab; er war wirksam in Condorcet und in den Arbeiten der moralisch-politischen Klasse des Institut de France, welche Gesetzgeber, Philosophen, Rechtsgelehrte zur rationalen Reorganisation der Gesellschaft aufrief, war wirksam hinter den Mauern der neugegründeten Ecole polytechnique, deren Schüler, zur künftigen Leitung der Gesellschaft berufen, in ihrer Logik der Abstraktionen einen phantastischen Enthusiasmus und eine Religion von Brüderlichkeit, Assoziation, Hierarchie entwickelten. Saint-Simon und seine Schule so gut als Comte haben hier ihre festen Wurzeln. Saint-Simon, auf dessen Persönlichkeit schließlich all diese sozialen Projekte zurückführen, zeigt im Bilde die zügellose Ausschreitung des abstrakten wissenschaftlichen Geistes, aus der auch das Ideal des freien Weibes hervorgegangen ist.

Unter den streng wissenschaftlichen Köpfen, die ihn umgaben, diesen Mathematikern und Naturforschern, ist Saint-Simon ein Mensch, welchem alle Methode und Kritik, jede Konzentration zu strenger, gründlicher Arbeit fernliegt. Wie er nach einem wilden Leben, das ihn nach Amerika trieb, um am Unabhängigkeitskampfe teilzunehmen, dann ihn durch aller Herren Länder führte, mit großen Projekten, Kanäle zu bauen und einen indischen Aufstand als Gegenstück des amerikanischen zu organisieren, bis er schließlich in dem Frankreich der Revolution vor Spekulationen mit den Nationalgütern nicht zurückschreckte, und nach diesen Lebens-„Experimenten", wie er es nennt, endlich

Digitized by Google

in der Wissenschaft den Stoff für seine Genialität sucht, ist er von dem Willen beherrscht, irgend etwas ganz Großes aufzuführen. Um den Status der Wissenschaft aufzunehmen und die erforderliche große Leistung, die er vollbringen wird, festzustellen, begibt er sich unter die Naturforscher, und auf glänzenden Banketten, wo er die Professoren auch der polytechnischen Schule um sich versammelt, sucht er in Gespräch und Diskussion die Wissenschaft an der Quelle zu erfassen. Es läßt sich nachweisen, wie in diesem Verkehr der ganze Zusammenhang von Sätzen, Idealen und Forderungen, den die naturwissenschaftlich-positivistische Bewegung erarbeitet hatte, auf Saint-Simon überging. Immerfort gären sie nun in seinem Kopfe. Wie er die Prätention hat, der weltumwendende Philosoph des 19. Jahrhunderts zu sein, zur Lösung der größten Probleme berufen, ergreift er sogleich die höchste Idee, an deren Verwirklichung soeben die große Unterrichtsreform arbeitete: systematische Reorganisation der Gesellschaft, basiert auf dem Zusammenhang der positiven Wissenschaften, Erhebung der positiven Wissenschaften zur leitenden Macht in der Gesellschaft. Wie der Aufruf zur Lösung dieser Aufgabe sich durch all seine Schriften hindurchzieht, erhält sein unstätes Denken eine gewisse Einheit. Die Aufgaben lagen vor ihm, und immer neu setzt er an, sie zu lösen, und erklärt, nun wirklich reif zu sein, nun endlich die Wahrheit gefunden zu haben. Er gründet Zeitschriften, zieht junge Gelehrte wie Augustin Thierry und Auguste Comte zur Mitarbeit heran, er appelliert immer wieder an die ersten Forscher, sendet ihnen seine Programme und Entwürfe, sie mögen bessern und vollständig machen, er plant eine europäische Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, die großen Werke auszuführen: — was er selbst wirklich leistet, kommt über die pompöse Ankündigung wenig hinaus, und alles ist Fragment. Aber er ist eine außerordentlich lebendige Persönlichkeit, ein Agitator mit großer Macht über andere Menschen.

Die letzte Phase in Saint-Simons Denken war durch das „Neue Christentum" bezeichnet, und bald nach seinem Tode war die priesterliche Genossenschaft organisiert, welche die neue diesseitige Moral ins Leben überzuführen bestimmt war. Comte hatte sich von Saint-Simon losgesagt, als dieser zu direkten praktischen Reformprojekten überging. Die wissenschaftliche Erkenntnis der Gesellschaft und die darauf zu bauende Moral schien ihm die nächste unerläßliche Aufgabe: „mit der weltlichen Reorganisation beginnen, das ist die umgekehrte Welt, ist buchstäblich der Pflug vor dem Ochsen." Die Saint-Simonisten haben doch mit ihren praktischen Reformprojekten segenvoll gewirkt; Errichtung von Kreditinstituten, Eisenbahnen, großen öffentlichen Arbeiten ist ihr Verdienst, und der Suez-Kanal ist ein Werk, dessen Idee auf diese Kreise zurückführt. Das war freilich erst, nachdem sie auf die Utopien ihrer Jugend verzichtet hatten. Es ist bekannt, daß auch die Emanzipationsbestrebungen der Frau ihrem Programm angehörten und von ihnen her dem „jungen Deutschland" vermittelt sind: es war die originale Idee des Saint-Simonistischen Hohepriesters Enfantin, daß erst die Erscheinung des „freien Weibes", der „Femme-Messie", die Vollendung der neuen Moral und Gesellschaft ermöglichen werde. Der geschichtliche Überblick hat sich verlohnt, wenn nunmehr deutlich wird, daß dieses Ideal des freien Weibes ein letzter Ausdruck desselben abstrakten Geistes ist, der von der allgemeinen Idee rationaler Gestaltung bis in die positivistische Mystik wirksam war. Und nun mag die theatralische Komödie vom freien Weib beginnen. Bestrebungen, die heutzutage wieder bei uns als neu und modern sich breit machen, erscheinen hier in ihrem geschichtlichen Spiegelbilde als längst dagewesene Pose.

Digitized by Google

Die Saint-Simonistische Theokratie war organisiert. Silvester 1829 war die absolute oberste Gewalt in die Hände der beiden Hohepriester Bazard und Enfantin gelegt worden, mit einem Friedenskuß war, in Nachahmung der urchristlichen Gemeinde, die Feierlichkeit geschlossen worden. Eine Hierarchie, gesondert nach den Geschlechtern, war aufgerichtet: auf die beiden „Väter", welche nach autoritativem Prinzip einem jeden seine Stelle anwiesen, folgte ein engeres „Kollegium", und auf einen zweiten Grad die Masse der Neophyten; innerhalb jeden Grades nannte man sich Bruder, sonst Vater oder Sohn, und Enfantin duzte seine sämtlichen „Kinder" und hat ihnen nie mit Geld, Rat, tätiger Verwendung zurückgehalten. Man spottete wohl über die „Priester von Memphis", und Benjamin Constant zählte die Geißeln her, die „von oben kommen": Schnee, Hagel, Blitz .... „Sie vergessen das Licht," entgegnete Bazard.

Die Frauenfrage war gleich die erste große Angelegenheit, die bei der Feststellung des moralischen Dogma die Gemeinde in Aufregung setzte und zu sprengen drohte. Saint-Simon spricht in seinen Schriften nirgends von den Frauen; aber sein letzter getreuer Freund überlieferte seine Worte: „Das soziale Individuum, das ist Mann und Weib." Enfantin nahm den Gedanken auf. Die Emanzipation der Frau war als das notwendige Komplement der Emanzipation des Proletariats gegeben, Unterricht und Unabhängigkeit für sie gefordert; nun sollte in der neuen Gesellschaft jede Funktion durch ein „Paar" erfüllt werden, und aus „Paaren" von Priester und Priesterin der künftige Klerus sich zusammensetzen. Wie die alle den Richtungen gemeinsame Formel lautete: aus der Geschichte die Erkenntnis der Zukunft und von ihr aus die Bestimmung der Gegenwart, so erschien in der offiziellen Zeitschrift, dem „Organisator", durch die Typen markiert, der Syllogismus: der Mann gedenkt der Vergangenheit — die Frau ahnt die Zukunft — das Paar sieht die Gegenwart. Die Vorstellung blieb zunächst noch in den Schranken der katholischen Moralität: „eine Wolke von Weihrauch" sollte Priester und Priesterin trennen, und als ein junger Anhänger ein geliebtes Mädchen zur Frau begehrte, verbot ihm Vater Enfantin die Ehe: es gezieme sich nicht, daß einer der Begründer der neuen Religion diese veraltete soziale Form adoptiere: „Priester und Priesterin sind ehelos aus Notwendigkeit und Wahl; aus Not, um die Bindung an die Familie zu vermeiden, aus Wahl, weil die Menschheit ihre Familie ist." Und der junge Märtyrer verzichtete und wandte sich an den Klerus der Zukunft: „Ihr seid rein wie die Engel, und die Liebe der Engel allein ist euch bekannt."

Die baldige Bekehrung zur freien Liebe kam wie bei Bebel durch die schonungslose Logik des Theoretikers. Der allmächtige „Vater" sollte auf die Kinder mit allen Mitteln wirken können, das Fleisch war heilig wie der Geist, so war den Oberen, Mann und Weib, der geschlechtliche Verkehr mit den anderen zu gestatten. Auch die psychologische Begründung fehlte nicht: es gäbe stetige Naturen und solche, die der Abwechslung bedurften: Othello und Don Juan; in der Ehe fänden nur die Stetigen einseitige Berücksichtigung; das Priesterpaar aber habe an beiden Naturen teil, während sie einander leidenschaftlich lieben, lieben Priester und Priesterin auch ihre Untergebenen und dürfen es ihnen, zumal im Moment der Beichte, zeigen . . . „Ich kenne," schreibt Enfantin seiner Mutter, „gewisse Lebenslagen, wo ich meine Frau allein für fähig halten würde, einem meiner Söhne in Saint-Simon Glück, Gesundheit, Leben zu geben."

Digitized by Google

Es waren vielleicht die leidenschaftlichsten Erörterungen, die je über diese Fragen geführt worden sind, als im Sommer 1831 die Aufstellungen Enfantins im Kollegium zur Entscheidung standen; der Hoheprieſter hatte an seinem Genossen, dem Realpolitiker Bazard, seinen Gegner, und nun führten sie — nach langen, geheimen Kontroversen — in einer drei Monate langen, ganze Nächte durchdauernden Diskussion ihren Zweikampf vor dem nächsten Grade männlicher und weiblicher Anhänger auf. Eine bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte Erregung bemächtigte sich der Versammlung, Ekstase und Prophezeiung war nichts Seltenes, die neue Übung, daß jeder, von den Vätern an, eine Lebensbeichte in diesen Sitzungen ablegen mußte, steigerte die Temperatur. Zwischen den feindlichen Gruppen stand Comte sich sammelnd, Sainte-Beuve zaudernd, Béranger mit dem Gedanken an seinen Gesang der Verrückten. Das Ende war ein Schlaganfall Bazards und das Schisma — „er ist vom Blitze getroffen worden," sagte Enfantin: so diskutierten sie bis an die Schwelle des Todes.

Aber auch der Sieger Enfantin selbst war zu der Einsicht gekommen, daß seine Aufstellungen noch unfertig waren; so sollte vorläufig die alte Lebensweise beibehalten werden und als Ausdruck des provisorischen Zustandes die Hierarchie für die weiblichen Adepten aufgehoben werden: aus den Reihen der Frauen selbst wird der Messias erstehen, das „freie Weib", die „Mutter", die Femme-Messie, die durch ihre Vereinigung mit dem Vater das höchste Paar, „Le Couple Prêtre" bilden und die Regeln der neuen Moral endgültig festsetzen wird. Die Suche nach dem freien Weib war die nächste Aufgabe.

Das freie Weib — der Gedanke war merkwürdig genug, und es war unrecht und unnötig, daß das noch herrschende Gerücht ein mißverständliches, zweideutiges Spiel mit dem Worte Freiheit hineinmengte. Eine kluge, kühne, aufrichtige Frau, die nachgedacht hat über das Los ihrer „Schwestern", ihre Bedürfnisse kennt, ihre Fähigkeiten, in die der Mann nie völlig eindringt, ergründet hat, sie soll kommen und rückhaltlos Beichte ablegen, das Geheimnis ihres moralischen, intellektuellen und physischen Wesens ausliefern und so die unentbehrlichen Elemente bieten für die Erklärung der Rechte und Pflichten der Frau. Nicht viel über ein Jahrzehnt war es her, daß Saint-Simon, als der bedeutendste Mann seiner Zeit, an Madame de Staël, als die bedeutendste Frau geschrieben hatte, sie solle ihm helfen, der Menschheit ihren neuen Messias zu schenken; die Dame, in der Gesellschaft ihres Geliebten, lachte und antwortete nicht auf die Einladung. An ihren Platz schien dann George Sand berufen: ihre ersten Romane kamen, als der Saint-Simonismus gerade das meiste Aufsehen machte, sie war offenbar von der Schule beinflußt, es klang wie ein Empörungsschrei gegen die Allmacht des Mannes, und man machte auch einen direkten Versuch, diese Lelia für die Doktrin zu gewinnen; es war vergebliche Mühe, und vollends kam die Enttäuschung, als Ende der 40er Jahre ihre mit ängstlicher Spannung erwarteten Memoiren erschienen und nichts weniger brachten, denn eine rückhaltlose Beichte der Frau.

Inzwischen hatte Enfantin in dem klösterlich geregelten Leben, das er in Menilmontant mit 40 erwählten Aposteln in symbolisch zur Schau gestellter Arbeit führte, ein neues Schulkostüm erfunden, das der Sehnsucht nach der Mutter Ausdruck gab. Zu der weißen Hose, dem violetten Rock und der zum steten Gedenken an das Bedürfnis brüderlicher Hilfe rückwärts zuzuknöpfenden Weste — weiß die Liebe, violett der Glaube, rot die Arbeit — gehörte eine Halskette aus Rhomben, Zirkeln, Triangeln als religiösen Symbolen; sie schloß in einer Halbkugel mit der Aufschrift „der Vater": an dem Tage,

Digitized by Google

wo man die Mutter fände, sollte die Kugel vervollständigt werden. Dann kam die unvermeidliche Anklage wegen Verletzung des Vereinsgesetzes und der öffentlichen Sitten. In dem großen Moment, vor den Geschworenen, erklärte Enfantin: „Wir hoffen alle, daß eine Frau kommen wird, Messias ihres Geschlechts, welche die Welt von der Prostitution befreien soll, wie Jesus sie von der Sklaverei erlöst hat. Dieser messianischen Frau bin ich ein Vorläufer, ich weiß es; ich bin für sie, was Johannes für Jesus war. Da ist all mein Leben, da ist das Band all meiner Handlungen, sie sind logisch verkettet, denn sie fließen alle aus meinem Glauben an die Frauen." Er hatte doch bereits eine Dame, Julie Fonfernot, eine Republikanerin aus der Julirevolution, die sich zur „Mutter" angeboten hatte, zurückgewiesen. Und von seiten seiner Schüler rief man ihm zu: „Sie wird zu euch kommen, von Bewunderung ergriffen für euer Genie, eure Ausdauer, eure hohe Gesinnung; sie wird zu euch kommen im Cölibat, in der Niedrigkeit, in der Armut, im Schmerz, in der Wüste; denn sie ist Christin. Und sie wird euch erwecken zur Ehe, zur Familie, zu Reichtum, Erhöhung, zur Freude, zur Welt; denn sie ist Heidin . . ."

Sie kam nicht. Und nun sollte er auf ein langes Jahr ins Gefängnis Sainte-Pélagie! Er wandte sich im Gebet an Gott, schrieb füglich auch den langen Erguß nieder und nannte ihn: L'Attente. Es ist ein genugsam bedeutendes Dokument, um auszugsweise Mitteilung zu verdienen; in all' der Verschwommenheit und melodramatischen Aufputzung gelangen doch hier auch berechtigte Gedanken und Wünsche, wie die Befreiung von Prostitution, Ehebruch usw, in wirksamer Form zu enthusiastischem Ausdruck.

Großer Gott! ich habe deinen Willen erfüllt, ich harre auf dein neues Wort . . . Ich harre . . . Du hattest mich geschaffen verlangend nach deinen Freuden, nach deinem Ruhm; mitten in einer Welt eiseskalt vor Atheismus, hattest du auf mich alle Strahlen deiner Liebe gelenkt, meine Seele hat geglüht, doch noch ist sie nicht erloschen, und ich harre . . .

Ich habe deinen Willen erfüllt, ich habe gehorcht, du bist zufrieden mit mir, ich fühle es: ich fühle es in dem Glauben der Kinder, die mich umgeben und in dem Haß der Menschen, die mich zurückstoßen, aber dein Wort der Liebe sagt es mir noch nicht, ich harre und horche. Ich harre, und die süße Stimme, die du mir verheißen hast, sie schweigt! Wie dieses Schweigen meine Seele drückt! Und doch dank ich dir, o mein Gott . . . denn du hattest dich mir geschenkt in der Fülle der Gnade, auf daß du durch deinen Sohn ein Zeichen gäbest, daß es deine Tochter höre.

Deine Tochter! Vater, ich habe gesprochen, und sie kommt noch nicht, aber sie hat mich gehört; nicht, so ist es? Ich habe gesprochen mit allen Kräften meines Lebens, ich habe nichts vergessen von den Gaben, die du mir geschenkt, alles, auch die Liebe meiner Mutter, habe ich dir aufgeopfert: Vater, du wirst sie mir wiedergeben.

Harren, harren! Was sie tun mag zu dieser Stunde? So lange ist's, daß ich sie liebe! Sag' mir, mein Gott, sag' mir, ob sie mich auch schon liebt, sag' es mir, ich werde die Kraft haben, zu harren, sag' mir nur, ob sie noch etwas fordert von mir, du weißt es, ich bin bereit, befiehl.

Und diese Kinder, die deine Güte mir gegeben hat, Vater! . . . Sie leiden, denn unter den Menschen hast du sie auserwählt als Menschen voller Liebe und Sehnsucht, sie leiden, denn die Apostel der Befreiung deiner Töchter können nicht lange leben, beraubt der Hälfte ihres Lebens; sie leiden, und doch, schau hin auf sie, ihre Geduld harrt, daß ich dich bitte und du mich erhöreſt. — — —

Habe ich doch noch nicht genug getan, auf daß sie uns liebe? Kann sie noch zweifeln an unserer Liebe für das Volk und für sie? O ja, ich fühle es, du hast meinem Wort alle Kraft gegeben, die dein Wort im Menschen hat; aber du bist nicht nur Wort. — Welten! Welten! ihr lebt das Leben meines Gottes! Erde, wie schön du bist! Du, du mußt mich hören und sehen, zu Menschen nur habe ich noch gesprochen, Menschen nur mich gezeigt. Mächtiger, starker Gott! Gott der Tatkraft und des Mutes, die Erde, auch sie spricht dein Wort, und ich höre sie, wie sie mir ruft: „Wo ist dein Beweis von Mut und Kraft? Ich kenne dich nicht. Mensch, weißt du, wie die Menschen meinen Schoß aufreißen,

Digitized by Google

mich tränken mit ihrem Schweiß, auf daß ich sie zeuge und nähre? Bist du Proletarier? — Mensch, weißt du, wie ich mit einem Mantel von Stein die Menschen bedecke, die Gold in meinen Eingeweiden suchen? Hast du meinen Leib zersprengt? — Mensch, weißt du, wie die Menschen mich schmücken und schön machen mit Städten und Wäldern und Ernten? Hast du gebaut, gepflanzt, gesät? — Mensch, weißt du dich zu bemächtigen der Kraft, die den Raum erfüllt, weiß du sie zu lenken und sie mir zurückzugeben, verstärkt durch die deine, um mein Leben zu nähren und mich mächtiger zu machen und reicher? Bist du Volk? — Nein? — Nunwohl, ich kenne dich nicht".

Mächtiger, starker Gott, Gott der Tatkraft und des Mutes, sie wird mich kennen! Du hast nicht gewollt, daß auf meinem Körper von Kindheit an rohe Arbeit laste, du hast mich nicht als Proletarier geschaffen, aber du hast mich zum Menschen gemacht, du hast mir dein Leben gegeben in Kraft und Mut, denn ich habe deine Liebe. Sie wird mich kennen.

Ja, Vater, ich habe noch nicht genug getan für den Ruhm deines Namens . . . Deine Tochter kennt mich nicht! Ich kann vorübergehen an ihr, und ihr Blick haftet nicht an mir; man kann mich nennen vor ihr, und ihr Herz schlägt nicht schneller. Mächtiger starker Gott, du hast deine auserwählten Söhne, denen du für Jahrhunderte das Schicksal der Welt anvertrautest, auf harte Proben gestellt; Moses in der Wüste, Jesus an einem Kreuz, Mahomed inmitten der Kämpfe, Saint-Simon im Elend . . . Aber, Vater, keiner von ihnen hat es unternommen, die Frau zu erretten aus ihrer Hörigkeit und sich mit ihr zu vereinen durch das freie Band deiner göttlichen Liebe, keiner von ihnen ist wahrhaft geliebt worden von ihr, keiner hat sie so geliebt wie ich sie liebe, keiner hat deinen Namen bekannt in der Liebesleidenschaft, die mir Leben gibt.

. . . Gott der Güte und Wahrheit, du, der du mich auserwählt hast, daß ich Prostitution und Ehebruch vertilge aus der Mitte deiner Söhne und Töchter, habe ich nicht genugsam bewiesen, daß du mir die Kraft verliehen hattest, die über die egoistischen Affekte der Herren triumphiert, und den Freimut, der die ehrgeizige Arglist der Sklaven zuschanden werden läßt? Ich habe Tränen, heiße Tränen gesehen in den Augen von Männern, die nie geweint hatten, da ich in deinem Namen gebot, die Ketten der Frau zu brechen; und ich habe gesehen, wie die Augen von Frauen trocken wurden und nicht mehr weinen konnten, da ich die Fesseln löste, an die sie sich gewöhnt hatten . . . Vater, ich habe dich gesegnet in meiner Einsamkeit, aber ich dürste nun nach deinem Segen, doch ich bin ruhig, ich harre, meine ungeduldige Hand wird nicht Verwirrung schaffen und die Schneide deiner Verheißung erraffen wollen; ich weiß, daß du sie erfüllst mit einem Liebestrank, ich will harren, doch mich dürstet sehr.

Vater, ich klage nicht. Hast du mir doch Kinder gegeben! In deiner Güte hast du mich glücklicher gemacht als Jesum! Sie sind meine Kinder und nicht meine Schüler, ich werde nicht zu dir sprechen: Vater, warum hast du mich verlassen? Sie lieben mich, ich werde harren . . . Mein Glaube lebt, ich werde harren."

Während Enfantin die unfreiwillige Muße in Sainte-Pélagie dazu benutzte, um die Saint-Simonistischen Dokumente zusammenzustellen und abschreiben zu lassen und so die Archive vorzubereiten, die von dem menschlichen Geschlecht einst so eifrig würden zu Rate gezogen werden, wirkte draußen seine Erfindung vom freien Weib in einem possenhaften Nachspiel fort.

Für das Jahr 1833, als der achtzehnten Hundertjahres-Wiederkehr von Christi Todesjahr, hatte er ein großes Ereignis prophezeit; natürlich mußte das die Erscheinung des weiblichen Messias sein, und die neueste Wendung, die ein Ingenieur und „Mitglied des Kollegiums erster Klasse" fand, war entsprechend die, daß in dem Orient die Befreierin gefunden werden müsse: „Unsere Ahnen haben das Kreuz genommen, um das Grab Cristi zu befreien, laßt uns einen Kreuzzug unternehmen, um die Frau aus ihrem Grabe zu befreien . . . Mutter, dein bin ich! Dein durchdringender Blick wird unter den strengen Falten meines Gesichts mühelos das unsagbare Verlangen, zu lieben und geliebt zu sein, entdecken, und deine Hand, sanft und leise, berührt meine Stirn und glättet die Furchen, die das Leiden grub." Die „Kompanie der Frau" (Les Compagnons de la Femme) war bald gebildet, Enfantin gab aus seinem Gefängnis den Segen und gebot eine autokratische Disziplin, strenges Cölibat und religiöse

Digitized by Google

Übungen, früh zu Ehren der Mutter, abends zu Ehren des Vaters. Verschiedene Broschüren erschienen in Lyon mit dem Titel: 1833 oder das Jahr der Mutter.

Die zwölf Ritter der Frau besaßen Idealismus genug, um sich bei ihren knappen Geldmitteln als Erntearbeiter und Matrosen bis nach Konstantinopel durchzuschlagen. Die Türken, denen der Verrückte heilig ist, respektierten die Französisch redenden Fremden in ihrem wunderlichen Kostüm; sie grüßten keinen Mann, aber vor jedem Weib entblößten sie das Haupt, und die Legende berichtet, daß sie niederknieten. Sultan Mahmoud ließ sie festnehmen, aber er gab ihnen bald die Freiheit wieder, als er die von ihnen aufgesetzte Darlegung ihrer Prinzipien sich hatte verdolmetschen lassen: „Saint-Simon, Enfantin der höchste Vater. Gott Vater und Mutter; die Frau dem Manne gleich; die Kunst der Industrie gleich; künftiges Leben, Seelenwanderung; keiner von uns ist Gott, aber Gott ist in uns; das goldene Zeitalter liegt nicht hinter uns, wie die Dichter sagten, sondern vor uns. An dem Tage, wo das freie Weib spricht, werden die Himmel sich auftun, und wir werden Gott in seiner Herrlichkeit schauen." Nach weiteren Irrfahrten, auch nach Rußland und Smyrna, wo Lady Stanhope eine Rolle spielte, wankte denn doch die Zuversicht, in einem Harem die Offenbarung der Frauenseele zu finden. Die Mission löste sich auf, und die meisten gingen nach Egypten, wo Enfantin, aus der Haft erlöst, mit Arbeiten für den Suez-Kanal begann.

Das freie Weib bestand noch eine Zeitlang in Paris fort als Titel einer unregelmäßig erscheinenden Zeitschrift, welche die Saint-Simonistische Frauengruppe gegründet hatte. Hier erst vollzog sich — von Frauen aus! — der volle Fortgang zur libertinistischen Richtung; Enfantins Unterscheidung von stetigen und unsteten Naturen wurde verworfen, weil es keine steten Naturen gäbe, und es hieß da einmal: „Ruhm auch den Frauen, welche ihrem Freiheitsinstinkt folgend, den Weg unserer Emanzipation geebnet haben! Welches auch immer die Ausschweifungen sein mögen, zu der ihre Schwäche sie hinreißen konnte, und wenn sie in Kot untertauchten — ihr Name wird eines Tages gesegnet werden."

Solange die Saint-Simonisten sich versammelt haben, stand ein leerer Sessel als Symbol zu seiten des Vaters, und auf dem großen Porträt, das Léon Cogniot von Enfantin gemalt hat, ist der Priester in vollem Kostüm vor einem Sitz mit zwei Plätzen dargestellt: er zeigt mit Prophetengebärde auf den leeren Platz, zum Zeichen, daß er des freien Weibes harrt. Als in den achtundvierziger Tagen die deutsche Frauenbewegung sich auf die wirtschaftlichen und sozialen Interessen, auf den Kampf um Arbeit und bürgerliche Pflichten gründete, stellten sich ihre Vertreterinnen, wie Louise Otto-Peters, bewußt in scharfen Gegensatz zu der Saint-Simonistischen Richtung. Wer dem Weibe seine freie Entfaltung und seinen Anteil an der Kulturarbeit der menschlichen Gesellschaft sichern will, wird die Forderungen, die er für die „Emanzipation" aufstellen möchte, nur auf die Beobachtungen gründen können, welche die geschichtliche Erfahrung über Eigenart, Umfang und Grenzen des weiblichen Könnens liefert. Unsere kurze Erfahrung reicht dazu kaum aus. Es war ein Wahngebilde, der Glaube, daß ein „freies" Weib die Bedürfnisse und Fähigkeiten, das „Geheimnis" der Frauenseele durch einen einfachen einmaligen Vorgang von Sichbewußtmachen würde offenbaren können. Aber der Gedanke, daß der Frau eine eigentümliche, nur aus dem Bezirk ihrer Erfahrungen feststellbare Funktion in der Gesellschaft gebührt, ist von dauerndem Wert: insofern bringt die Komödie vom freien Weib, wie alle gute Komödie, die Wirklichkeit des Lebens zum Vorschein.

Digitized by Google

Fidus.

Von

Dr Edgar Alfred Regener.

Nachdruck verboten.

In dem Bekanntwerden mit dem Maler Fidus wird es vielen so gegangen sein wie mir. Gelegentliche Arbeiten in der Zeitschrift „Sphinx", Beiträge im „Simplicissimus" zu jener Zeit, da diese Wochenschrift noch nicht den ausgesprochen satirischen Charakter von heute trug, und dann vor allem die Studienblätter aus der „Jugend" machten auf ihn aufmerksam und regten die Teilnahme für sein Schaffen an. Allerlei dunkle Berichte über seine absonderlichen Bekleidungsprinzipien wurden uns von München zugetragen. Es wurde gelacht und gespottet über ihn wie über seinen Lehrer Diefenbach. Das Menschliche an ihm gab mehr Stoff zum Reden als das Künstlerische. Als damals der jetzt fast überall bekannte Kinderfries erschien mit dem etwas langatmigen Titel „Das wiedergefundene Paradies, das ist das Leben in Übereinstimmung mit der Natur" und dann auch der siebzig Meter lange Fries „Kindermusik", erregte die wunderbar frische Behandlung des nackten Kinderkörpers mit Recht Staunen und Entzücken. Man konnte wohl ungefähr eine Deutung und einen Begriff von der Fidusschen Kunst ahnen; ein festes Urteil zu bilden war aber erschwert, da die genannten Arbeiten nicht das Werk eines einzelnen waren, sondern Meister und Schüler, Diefenbach und Fidus, gemeinsam es entwarfen und ausführten. Da Fidus mit seinen Zeichnungen und Gemälden sehr selten auf Ausstellungen zu treffen war, hielt es schwer, ihm in seiner Kunst näher zu kommen. Was wir von ihm als Buchschmuck kennen lernten, schadete ihm mit wenigen Ausnahmen in der Beurteilung mehr als gut war. Von hier geht auch die Bewertung seiner künstlerischen Persönlichkeit als Backfischzeichner aus, als Stilist des Süßlichen und Weichlichen. Ein flüchtiger Blick in Maximilian Berns Anthologie „Für junge Herzen" (Verlag Wertheim) gibt uns genugsam Kunde von der Berechtigung solches Spruches. Es mußte dem Künstler einmal daran liegen, diese etwas bitter beischmeckenden Bezeichnungen zu entkräften, und wiederum, was die natürliche Folge davon ist, dem Publikum, dem Kunstfreunde, dem Liebhaber wie dem Fachmann einen größeren Einblick in seine Kunst zu gewähren. Dafür sind nun zwei Veröffentlichungen bestimmt, die sich ergänzen können und wohl auch wollten. Es sind dies zwei Fidus-Mappen, die, unter Leitung des Künstlers herausgegeben, zehn, respektive elf ganzseitige Tafeln in ein- und mehrfarbiger Lichtdruck-Reproduktion enthalten, und zwar betitelt sich die eine Mappe „Naturkinder", die andere „Tänze". Dem Besucher der vorjährigen großen Berliner Kunstausstellung am Lehrter Bahnhof werden die Mappen bekannt sein, zu denen die Originale, wenigstens der Cyklus „Walzer", sich im gleichen Raum befanden. Von besonderem Kunstwert ist neben diesen Mappen die Darbietung von Wilhelm Spohr: „Fidus".[1]) Dieser Prachtband wurde im Text mit weit über 200 Darstellungen nach Originalen des Künstlers, mit 27 ganzseitigen Kunst-

[1]) Die beiden Mappen wie Spohrs „Fidus" sind bei J. C. C. Bruns-Minden erschienen.

Digitized by Google

blättern als Beilagen im Dreifarben-Lichtdruck, Lichtdruck und Chromo-Phototypie ausgestattet. Es ist sicherlich zum genauen Verstehen der Fidusschen Kunst ein in seiner Wirkung nicht zu unterschätzender Beitrag. Um so mehr, da Wilhelm Spohr dem Suchenden ein verständnisvoller Führer ist.

In der Darstellung des äußeren Lebens des Künstlers folge ich den Angaben des Spohrschen Buches. In der Charakterisierung seiner Kunst stütze ich mich nur auf die sichere Kenntnis der Originalwerke des Künstlers, zu deren Vergegenwärtigung in der Erinnerung mir allerdings das Bildermaterial jenes Buches treffliche Dienste leistet.

Hugo Höppener, der unter seinem bürgerlichen Namen weniger bekannt ist als unter seinem Künstlernamen Fidus, oder vielmehr nur unter diesem der Zahl seiner Verehrer und Verächter bekannt ist, wurde am 8. Oktober 1868 in Lübeck geboren. Sein Vater betrieb das Handwerk der Zuckerbäckerei, bei dem auch damals schon mancherlei auf Form und Farbe des Gebäckes in seinen verschiedensten Arten gegeben wurde. Man kann vielleicht annehmen, daß hier und da das väterliche Gewerbe bei dem Jungen Vorstellungen und Gedanken im Nachahmungstriebe auslöste, deren Anregungen seiner lebhaften Phantasie später zum Vorteil gereichten. Ein frühzeitig eintretendes Leiden, das ihn an die Stube fesselte, hinderte ihn am Umgange mit Altersgenossen und zwang ihn, an die Stelle tobender Tätigkeit stilles Sinnen und Grübeln zu setzen. Dabei wandte er seine Aufmerksamkeit zumeist dem menschlichen Körper zu, dessen Feinheiten und Verschwiegenheiten im Spiel der Muskeln er durch Abtasten seines eigenen Körpers bald beherrschte. 18½ Jahre alt bezog der junge Höppener, nachdem er durch einen fünfjährigen Zeichenunterricht in der Schülerklasse der Lübecker Gewerbeschule seinem Talent eine sichere Schulung gegeben hatte, die damals bestehende Vorschule der Münchener Akademie. Hier lernte er den Maler Carl Wilhelm Diefenbach kennen und begeisterte sich an den Ideen, die jener als Tatsachen in das Leben übersetzen wollte. In der Einöde Höllriegelsgereuthe bei München lebte die kleine Gemeinde, die sich um Diefenbach als ihre Meister geschart hatte; hier erhielt auch Höppener seinen Beinamen Fidus, „der Getreue". Auf die Dauer fand er in diesem Zusammenleben keine Befriedigung, besonders schmerzte es ihn, in so geringem Maße zum eigenen künstlerischen Schaffen zu gelangen. Zudem löste er sich doch schon innerlich von dem ganzen Kreise und den dort herrschenden Tendenzen. Fidus selbst äußert sich darüber wie folgt: „Ich verdanke diesem Einsiedler die stärksten ästhetischen Anregungen. Denn er lebte damals einigermaßen das schöne Bild, das ich mir vorher nur als Zukunftsentfaltung ausgemalt hatte. Später sah ich ein, daß die bleibende künstlerische Darstellung einer Idee wichtiger ist, als deren unbedingte Übertragung in die äußeren vergänglichen Lebensformen." Die Kenntnis des nackten menschlichen Körpers vertiefte sich dem ringenden Künstler in der Zeit seines Aufenthaltes in Höllriegelsgereuthe, wo die Frage der Bekleidung wenig Sorge verursachte, ungemein. Vom Sommer 1889 ab besuchte er, nachdem er sich von Diefenbach getrennt hatte, wieder die Münchener Akademie, bis er drei Jahre später nach Berlin übersiedelte. Von hier aus nimmt die Fülle seiner Zeichnungen und Gemälde ihren Anfang, die ihn über die anfangs aus materiellen Gründen gepflegten Buchschmuck-Lieferungen hinaus zu großen, tiefen Schöpfungen führte, denen er Kraft und Reichtum seiner Mannesjahre widmet. Fidus lebt jetzt in der Schweiz, wohin ihn die Realisierung seiner Tempelkunstgedanken führte.

Es ist eine stete Steigerung zu eigenstem Stil und eigenster Formensprache, die wir in der Entwicklung von Fidus' Künstlerschaft wahrnehmen. Aus der akademischen

Digitized by Google

Manier, Schwarz und Weiß in Licht und Schatten gegeneinander zur Wirkung kommen zu lassen, aus den subtilsten Stricheleien und den leise gewischten Partien heraus wachsen die persönlichen Linienäußerungen, in deren Einfachheit und Sicherheit Farbe und Glanz, Hell und Dunkel und das lebhafte Zueinander von Duft und Leben beschlossen liegt. Was der junge Künstler vordem einer Vielheit, einer Strichmenge überließ, durch die das Werk als ein Wille und Gewolltes sprach, das führt er heute, reifer im Erfassen des Vorwurfs und herrischer im Verfügen über die anzuwendenden Mittel, zurück auf die Blendungen und die Sprechfähigkeit einer einzigen Linie. Dazu gesellt sich in den früheren Jahren ein Beugen und Biegen im Ausdruck, dem ein klares Ziel fehlt, dem in Bangen und Ahnen eines Zweckes die Kraft fehlt, Dämmerungen zu erhellen und Nebel zu zerstreuen und an ihre Stelle ein Gewisses zu setzen.

Fidus ist nicht der einseitige Aktzeichner, als den man ihn hier und da verschrien hat. Aus den neunziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts stammt so manches Porträt von reifer Vollendung. Der Mensch nicht dargestellt als ein Typus, dessen Name X oder Y sein könnte, sondern das Individuum, die Persönlichkeit. Darum vermeiden seine Studien das Schmeichelnde retouchierender Maler, welche die Natur stets nach eigenen Prinzipien ummodeln, um einen Schlager, eine Reklame ihres Könnens zu geben. Glänzende Fracks, blitzende Orden, sauber gefettete Haare oder die entsprechende Glatze, schöne „natürliche" Gesichtsfarbe und all die kleinen und großen Erfüllungen eines „guten" Porträts. Ganz anders Fidus. Er vermeidet alle schreienden Farben, umgeht technische Verblüffungen und führt alles Drum und Dran auf eine Formel der Einfachheit zurück, die nun aber voll und ganz mit dem Wesen des dargestellten Menschen übereinstimmt. Er sucht Beziehungen zwischen dem inneren und äußeren Menschen zu einer Gestalt der Wirklichkeit, zu Leben und Bewegung.

Seine Farbentechnik kommt vor allem in seinen Landschaften zum Ausdruck. Hier gibt er Tönungen von wunderbarer Intimität und Feinheit. Was ist das z. B. für ein eigentümliches fahles Leuchten, das über dem nordischen Fjord liegt. Auf den Felsen ist es naß vom Tau des Morgens. Noch ist die Sonne nicht hervor, aber ein atemstilles Erwarten bricht aus den gigantisch aufgetürmten Wolkenmassen, deren Graublau sich nach stärkeren Nuancen sehnt. Die wenig aus der Mitte des Wassers ragenden Klippen dehnen sich noch ohne Traum und Wissen vom Tage, während kaum merkliche Wellen um das Gestade schluckern und gluckseln. Das Dämmerdunkel, das die Ferne in einen weißlichen Nebel hüllt und den Vordergrund wie mit weichen Schleiern deckt, ist von selten feiner Tongebung. Es hält schwer, sich aus der Reproduktion dieses Bildes, das sich in dem Spohrschen Buche befindet, eine Vorstellung von der Wirkung des Originals zu machen. Ganz eigenartige Farbenwirkungen sprechen auch aus Bildern wie „Viviana", „Vorabend", der stark verzeichneten „Frau vom Meere", aus den Skizzen seiner Tempelkunstbestrebungen.

Es ist eine bekannte Tatsache, daß Fidus seine Gestalten zum größten Teil nackt darstellt. Diese Eigenart wurde hin und wieder zu heimlich reizendem Sinneskitzel ausgebeutet. Damit wurde denn auch solchen Urteilen der Boden bereitet wie diesem, daß die Fidussche Kunst pervers sei. Die Grenze der Empfindungen des Geheiligten und Entweihten ist so äußerst fein gezogen, daß der Wille zum Verständnis dieser Feinheit fern von einer ungesunden Prüderie stehen muß. Der nackte Mensch ist ein Problem für den Betrachter, dessen Zweifel durch eine ruhige Sicherheit und beruhigte Gewißheit über das Erotische hinausgehoben sind. Es ist ein Genießen ohne

Digitized by Google

Gier und Wollust, ein feines Vibrieren leisester, seelischer Reize, die sich treffen in dem einen großen Zweck und Ziel der Reinheit, um dessen Lösung und Klärung die Menschheit lebt und glüht. Es erfordert keine Abtötung der Sinne, kein neutrales, ungeschlechtiges Wesen, sondern verlangt ein äußerst regsames Spiel der Sinne, doch so, daß ihr Walten und Schaffen nicht an der Oberfläche des Dargestellten haftet, sondern es durchdringt bis zur Tiefe. Unser Blick soll nicht an der Geschmeidigkeit oder an der Härte der Linie, die je nach dem Vorwurf wechselt, in lüsternem Brüten hängen bleiben, es wäre eine Profanation alles Künstlerischen. Wir sollen sie als Mittel zum Zweck betrachten, sollen ihrer Sprache lauschen und aufhorchen, welche Verkündigung uns offenbar wird. Fidus hat mit jedem Strich seines Griffels etwas zu sagen, er will mit jeder Linie ein Stück Seele geben, etwas, was den plastischen Ausdruck des Gefühls ausmacht. Ein paar in die Höhe gereckte, im Beten verkrampfte Hände raunen von einer Verzweiflung, der selbst der entgötterte Himmel keine Tröstung mehr gewährt. Den gewaltigsten Schmerz stellt er nicht durch ein verzerrtes, von Tränen überschwemmtes Antlitz dar; die Rechte schließt, fest aufgepreßt, die Augen und deckt das Gesicht zum großen Teil, während der Kopf in den Nacken gezogen ist und die Linke in eigentümlich unbeherrschter Gebärde in die Luft greift. Dazu muß der Körper nackt sein. Das Spiel der Nackenmuskeln muß frei liegen, um in seinem willenlosen Krampf zu ergreifen. Der Charakter, die Gemütsstimmung des Menschen spricht nicht allein aus der Durchbildung des unbekleideten Gesichts, es spricht aus der ganzen Gestalt, und die Gesichtszüge erfahren durch die — wenn ich so sagen darf — Physiognomie der nackten Glieder die wirksame Unterstützung. Sobald wir einmal von dieser Seite aus unsere Betrachtung geleitet haben und zu einem Ergebnis gekommen sind, wird uns eine unter der Voraussetzung des Nackten gebildete Darstellung nur als Kunstwerk erscheinen und nur nach seinem Formen- und Ideengehalte Geltung gewinnen. Dies zu erkennen und dies zu würdigen, dazu gehört auch hier Ernst und Eifer wie bei jedem Stück Welt, das in Erscheinung tritt.

Fidus' ganzes Wirken hat einen großen Endzweck. Seine langjährigen Arbeiten sind immer neue Studien zu dem immer umfassenderen Werk, das in der Tempelkunst seine Ausdeutung erhalten soll. Diese Kunst sucht „dem Volke Antwort zu geben auf seine heiligsten, geheimsten und deshalb allgemeinsten Fragen". Diese Antwort will sie geben in einer innigen Vereinigung von Malerei, Musik, Dichtkunst, Plastik und Baukunst, kurz in allen Künsten, die sich einem einzigen Prinzip unterzuordnen haben und alle ihre Werte ausgeben in diesem einen Wollen. In heiligen Hainen sollen schön geschmückte Tempel errichtet werden, die den Göttern geweiht sind, die unser Leben bestimmen; in denen den Leidenschaften Altäre errichtet werden, wo Menschenseelen die Brände schüren mit ihrem eigenen Herzblut. Da soll der Tempel der Erde enthalten die Säle der Liebe und des Ehrgeizes, der Lust und der Sehnsucht, die Hallen des Wissens, der Gefühle und der Ergebung, aus der Kammer des Schweigens führt das Dunkle zu dem Rundbau des Heiligtums, dem Allerheiligsten. Da ist ein Tempel dem Lucifer geweiht, während ein anderes Heiligtum „Der weiße Tempel" oder „Der Drachentempel" ist. Man könnte von den Andachtsstätten einer „gemeinreligiösen" Kunst sprechen, da die Heiligtümer ihren inneren Schmuck in Sinnbildern erhalten, die Bezug haben auf die Ausgestaltung einer solchen Gemeinreligion, die eines Hanges zum Heidnisch-mystischen nicht entbehrt. Bei diesen Entwürfen, die ein sicheres architektonisches Formgefühl und baumeisterliches Geschick bei starker Anlehnung

Digitized by Google

an ägyptische Motive (des Tempels zu Edfu z. B.) bekunden, nimmt uns wieder die Farbe gefangen, die in meisterhafter Weise behandelt ist.

Diesem Tempeltraum zu Glück und Genuß dichtete Fidus die heiligen Offenbarungen einer schmerzvollen Menschwerdung. Es trieb ihn, die Frage nach der Weltseele, ihrer Macht und ihrem Wirken in seiner Weise zu deuten. Die Gewalt seiner Phantasie trägt Leben, Sinnen und Handeln in den weichen Akkorden einer unbezweifelten Gewißheit in die tote Umgebung, lockt Seele aus dem Unbeseelten und sieht die Welt als ein ewig neu sich gebärendes Wesen an. Seine Weltanschauung, die buddhistische Elemente vereinigt mit den poetischen Reizen mittelalterlicher Naturphilosophen — z. B. Giordano Bruno, mit vielfachen Ausdeutungen und Erweiterungen seines Strebens bis auf die Gegenwart — bringt in der Tempelkunst einen Faktor in Ansatz, der die Bedeutung seiner Kunst und der darin gestalteten Idee in dem Maße erweitert, daß sie eine religiöse Befriedigung gewährt mit all den in ihr ruhenden Erlösungen und Befreiungen. Das ist Nahrung und Sättigung der suchenden Seele. Eine stille Insel der Romantik in unserer gärenden Zeit unausgeglichener Kulturideale. Fidus sucht in seiner Weise die Probleme zu lösen. Was er gibt ist Seele und was er gestalten will in Zukunft, ist das Kunstwerk, in dem die Seele ihre Empfängnis feiert. Die Seele des einzelnen und der Allgemeinheit. Und hierin schlichten sich alle Kämpfe. . . .

Von Frauen und über Frauen.

Die zärtlichen Muttergefühle immer auf dem Präsentierteller, als pièce de résistance in der Argumentation gegen die Frauenbewegung, ist aufdringlich, abstoßend. Wie man in seinem Kämmerlein betet, so liebe man daheim sein Kindchen. Aber ich sehe keinen Grund, Gefühle, die einen so reichen Lohn schon in sich selbst tragen, als ungeheure, Ehrfurcht gebietende Qualitäten an die große Glocke zu hängen, Heiligenscheine dafür als Dutzendware auf den Markt zu werfen, auch für Stirnen, hinter denen nie eines Gedankes Glut gestrahlt, nie ein Funke von Edelsinn auch nur geglimmt hat. Mir ist dieses Protzen mit der Mutterliebe widrig. Frauen können ihren Kindern die zärtlichsten Gefühle weihen, und sich anderen Kindern, ja, der ganzen übrigen Menschheit gegenüber herz- und gemütlos erweisen. Das wäre die echte Mutter, die allen Kindern hold ist.

Viele Frauen haben vielleicht keine andern Vorzüge, aber gar keine; sie können vielleicht nicht einmal kochen; da bleibt ihnen doch immer noch die Mutterliebe. Die kostet keine Arbeit, wird nicht erworben, ist von selbst da, und je heftiger sie da ist, umsomehr rückt sie die Mutter in eine verklärende Beleuchtung.

Die Mutterliebe entbehrt der Idealität, die man ihr zuspricht, wenn es mir auch fern liegt, zu leugnen, daß es eine Mutterliebe gibt, die rührend und ergreifend ist, eine Liebe, die immer tröstet, immer verzeiht, die immer gibt, niemals nimmt, die selbst an dem entgleisten Kinde, das am Pranger der Menschheit steht, in unverbrüchlicher Treue festhält.

In Romanen kommen diese Mütter noch häufiger vor als im Leben.

*

Nicht der Naturinstinkt scheint mir der Grundpfeiler der menschlichen Mutterliebe, eher ist es das Schaffen und Wirken an dem Kinde. Die Mutter fühlt sich als das Schicksal des kleinen hilflosen Geschöpfes, das ihr anvertraut wurde, wobei allerdings die Vorstellung, daß es ihr eigenes Fleisch und Blut ist, mitwirkt. Die Vorstellung, sage ich, — nicht die Tatsache.

Hedwig Dohm.

(Aus „Die Mütter". S. Fischer, Verlag, Berlin.)

Digitized by Google

Die Gärtnersfrau.

Von

Cyriel Buysse.

Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Rhea Sternberg.

Nachdruck verboten.

Sie hieß Philomene, aber man nannte sie das Beeldeken. Nicht etwa weil sie so bildhübsch gewesen wäre, sondern weil sie mit ihrer hageren, unbedeutenden, kleinen Gestalt und mit dem sanften, schmerzvollen, blassen Gesicht an ein hölzernes Heiligenbildchen erinnerte.

Sie war die Frau des Gärtners auf dem großen Schloß und hatte drei Kinder, zwei Mädchen und einen Knaben. Im Park, ein wenig seitwärts von dem prächtigen, eisernen Gitter mit den vergoldeten Stäben, lag ihr sauberes, hübsches Häuschen in der Nähe der Pferdeställe und Remisen, halb versteckt hinter stattlichen alten Buchen und Rhododendronsträuchern.

Während ihr Mann den ganzen Tag in den Gemüsegärten, im Park und in den Treibhäusern beschäftigt war, hatte sie für das Hauswesen zu sorgen. Die beiden Mädchen gingen täglich in das ziemlich weit entfernte Dorf zur Schule; nur der kleine Junge blieb noch bei ihr zu Hause.

Sie fühlten sich glücklich in ihrer Lage. Zwar mußte Theofiel schwer arbeiten; denn auf dem großen Schloß war eigentlich Arbeit genug für einen zweiten Gärtner. Aber davon wollte der Herr Baron durchaus nichts hören, und es gelang Theofiel durch ununterbrochene, äußerste Anstrengung all seiner Kräfte, die übermäßig schwere Aufgabe zur Zufriedenheit seines Herrn zu erfüllen. Sonst hatten sie in der Tat über ihr Los nicht zu klagen. Sie brauchten keine Miete zu bezahlen, und Theofiel verdiente bedeutend mehr als früher, da er nur ein armer Tagelöhner gewesen war. Sie hatten einen kleinen Gemüse- und Blumengarten und ein Stückchen Ackerland, auf dem sie Kartoffeln und Rüben pflanzten, soviel sie für ihre eigenen Bedürfnisse und für den Unterhalt der beiden Ziegen und zahlreichen Kaninchen gebrauchten. Auch Hühner nnd Tauben hielten sie sich, die mit ihren bunten Farben und ihrem lauten Gackern und Girren den sonnigen Platz vor der Tür belebten.

Doch ein Schatten trübte dieses bescheidene Glück; ein unbestimmtes, quälendes Gefühl der Abhängigkeit, der Unfreiheit drückte sie oft nieder, etwas, das keiner von beiden auszudrücken vermochte, das aber schwer auf ihrem niederen Dasein zu lasten schien; unsichtbar sank es aus den hohen, grauen Türmen des Schlosses, aus den feierlichen, düsteren Baummassen des Parks auf sie herab. Das Schloß und seine ganze stattliche Umgebung flößte ihnen stets eine außerordentliche, ja ängstliche Ehrfurcht ein. Klein und nichtig wie ihr armseliges Häuschen neben dem mächtigen Bau fühlten sie selbst sich neben seinen reichen, vornehmen Bewohnern. Im Sommer besonders, wenn da alles voll Leben und Bewegung war, wenn die prächtigen, glänzenden Wagen über den knirschenden Kies fuhren, wenn es auf der Terrasse vor dem Hause von hell gekleideten, fröhlich schwatzenden und lachenden Damen und Herren wimmelte, wenn zweimal täglich, zum Lunch und zum Diner, die schwere Gartenglocke läutete, wenn die spielenden Kinder jauchzten und lärmten, die Diener und Gouvernanten hin und wieder

Digitized by Google

liefen — dann hielt eine unbestimmte, beklemmende Angst sie völlig gefangen. Theofiel war dann vom frühen Morgen bis zum späten Abend unsichtbar, er war in den Gemüsegärten und Treibhäusern vollauf beschäftigt. Beeldeken aber traute sich nicht einen Schritt über den Platz vor dem Hause hinaus; hier war sie durch hohe Bäume gegen eindringende Blicke vom Schlosse her geschützt; hier ermahnte sie angstvoll ihre Kinder, keine lauten Spiele zu spielen, und ehe noch der Abend dämmerte, trieb sie die Hühner in den Verschlag, damit ihr Gackern nicht die Aufmerksamkeit der Herrschaften erwecke.

Nur im Winter atmeten sie freier, dann kam Ruhe und Friede über ihr Gemüt. Dann blieb das Schloß zu, und sie waren Alleinherrscher auf der großen Besitzung. Der Mann brauchte sich nicht unaufhörlich zu quälen und zu plagen, und man sah das dürre, kleine Beeldeken manchmal in dem verlassenen Park auf den breiten Kieswegen zwischen den dunklen, kahlen Riesenbäumen spazieren gehen. Sinnend starrte sie dann wohl nach dem großen Schloß, das sie noch niemals betreten hatte. Sie träumte von einer unbekannten, überwältigenden Pracht unter den hohen Kuppeln und Türmen, hinter den fest geschlossenen grauen Fensterläden und den alten, mit Efeu bewachsenen Mauern. O, wie gern hätte sie's einmal von innen gesehen, um zu erfahren, was es denn eigentlich auf sich hatte mit ihrer heimlichen Angst vor der darin vermuteten, geheimnisvoll verborgenen Macht. Aber das ging nicht, denn es bestand ein strenges, unerbittliches Verbot: weder sie noch ihr Mann durfte je das Schloß betreten. Sie waren nur die Gärtnersleute, mit dem Schlosse selbst hatten sie nichts zu tun; das lebte neben ihnen sein eigenes Leben, von dem ihren getrennt; im Sommer lustig und lachend, im Winter steif und kalt in sein undurchdringliches Geheimnis gehüllt. Wie eine ewige Drohung fürchteten sie diese unbekannte Allmacht, die ihre Seelen bedrückte, als wäre ihr eigenes Leben hinter den riesenhaften Mauern heimlich eingeschlossen, als könne jeden Augenblick ein unerwarteter Befehl daraus hervorgehen und unwiderruflich über ihr Los bestimmen.

Während der langen Winterabende pflegten sie, wenn die Kinder zu Bett gegangen waren, neben dem flackernden Herdfeuer zu sitzen; er mit der Pfeife im Munde, sie die Hände im Schoß gefaltet. Nachdenklich schauten sie dann in die rotglühenden Flammen, lauschten dem Wind, der ächzend und stöhnend durch die hohen Bäume und um ihr einsames Häuschen fuhr, und sprachen weitschweifig über das Schloß mit seinen zahlreichen Sommergästen, mit seiner winterlichen Verlassenheit und Ruhe und über ihr eigenes, stilles, niederes, fleißiges Leben. Sie redeten nicht in klaren Worten von dem instinktiven, beängstigenden Gefühl, unter dem sie so sehr litten; doch sie ahnten es gegenseitig aus den trägen, kargen Worten, mit denen sie einander zu ermutigen suchten.

„Nichts besseres kann der Mensch im Leben tun, als stets seine Pflicht zu erfüllen," meinte Theofiel ganz allgemein, und Beeldeken nickte zustimmend mit dem Kopfe und fügte hinzu, daß sie vor allem ihre Hoffnung und ihr Vertrauen auf Gottes Güte und Gnade setze.

„Ich tue alles, was mein Herr mir befiehlt, und selbst wenn er mir nichts befiehlt, arbeite und sorge ich für ihn, soviel ich nur kann," sprach er. Und Beeldeken antwortete:

„Und ich tue mein Bestes, um niemand durch mein Verschulden zu ärgern und hoffe, daß der liebe Gott uns belohnen wird, daß wir mit unsern Kindern in Glück und Frieden leben können bis zu dem Augenblick, da es zum Scheiden kommt."

Wunderbares Mysterium! ... Es war, als ob diese Naturmenschen in ihren harmlosen, einfältigen Seelen etwas Unvermeidliches kommen fühlten und von einem ängstlichen, hilflosen Bemühen erfüllt waren, ihrem Geschick zu entgehen.

* * *

Es war Ende März, ein böser Tag mit ununterbrochenem Regen und eisigem Wind. Trotzdem hatte Theofiel unaufhörlich gearbeitet, gesät, gepflanzt, gedüngt; denn ängstliche Sorge erfüllte ihn bei dem Gedanken, daß er in diesem Jahr, nach dem langen, rauhen Winter, mit seinen frühen Gemüsen und Früchten arg im Rückstand war. Am Abend kam er völlig erschöpft von der Überanstrengung, und von

Digitized by Google

der durchdringenden feuchten Kälte am ganzen Körper zitternd nach Hause zurück. Ganz plötzlich schien er ein alter Mann geworden zu sein, dessen Kräfte auf einmal verbraucht waren; er hielt den Rücken gekrümmt, die hohlen Wangen waren aschfahl, ein Ausdruck scheuer Furcht lag in den stumpfen, traurigen, tief in die dunkeln Höhlen gesunkenen Augen. Er mochte nichts essen, nur heißen Süßholztee trank er im Überfluß, fünf, sechs große Tassen nacheinander; schaudernd saß er in sich versunken am Feuer, während das entsetzte Beeldeken in aller Eile mit einem Krug kochenden Wassers sein Bett wärmte. Sie sprach ihm Mut und Trost zu und lief wie gehetzt hin und her, von der Küche in die Stube und wieder zurück.

„Es wird nichts sein, nur eine starke Erkältung, die kommt von dem Wetter," meinte sie. „Ein paar Tage ruhig und warm im Bett bleiben, viel heißen Süßholztee trinken, gehörig schwitzen, und alles ist wieder in Ordnung."

Aber anstatt daß es besser wurde, bekam er schon am zweiten Tage qualvolle Schmerzen im Hals und in der Seite, und plötzlich wurde der Zustand so ernst, daß man eilig einen Arzt und Pastor rufen mußte.

Der Pastor kam noch gerade zur rechten Zeit, um ihm die Sterbesakramente zu geben, aber als der Doktor kam, war es schon zu spät ... Plötzlich, nach einem kurzen, heftigen Fieberanfall war er gestorben, in ihren Armen gestorben. Wild war er in seinem Bett emporgesprungen, hatte sich mit beiden Händen an den Hals gegriffen, als wolle er da eine würgende Klaue wegreißen ... dann ein rauher Schrei, ein krampfartiges Verzerren des Gesichts, ein wildes Ausschlagen der Arme, und leblos mit dem Kopf auf den Bettrand schlagend, war er zurückgestürzt in die Kissen ... alles war vorüber ...

Beeldekens überwältigender Schmerz äußerte sich zunächst in einem Nichtbegreifen. Tot ... so plötzlich tot, wo er im Augenblick zuvor noch gesprochen, noch eben seine Tasse Tee getrunken hat ... nein, nein, sie faßte es nicht, sie glaubte es nicht ... er war nicht tot, er ruhte nur, er schlief nur ... der Doktor irrte sich, der kannte ihn ja nicht so, wie sie ihn kannte, der wußte ja nicht, daß er eben noch gesprochen, noch getrunken hat. Sie lief hinaus, ohne Grund, ohne Zweck, kam wieder zurück, sah nach dem Herd, ob das Feuer auch brannte, ob der Tee auch nicht kalt würde. Denn er war nicht tot, er schlief nur, er würde vielleicht gleich wieder aufwachen und zu trinken verlangen. Und es schien ihr ganz merkwürdig, daß die Kinder so verzweifelt weinten und schluchzten, und daß der Doktor mit so trauriger Miene auf sie zukam, um ihr banale Trostworte zu sagen; denn ihr Mann war doch nicht tot ... man stirbt nicht so plötzlich, das dauert eine Weile, man ruft, man leidet, man schreit, man kämpft Tage und Nächte lang mit dem Tode. Sterben ...! nein, nein, sterben ist etwas anderes, etwas ganz, ganz anderes ...

„Ach ja, Mutterchen, es ist sehr traurig, sehr traurig, und ich habe großes Mitleid mit Ihnen; aber dagegen ist nun nichts mehr zu machen, und Sie müssen sich bemühen, es mit Vernunft zu tragen," hörte sie den Doktor sagen. „Ich gehe nun wieder weg, Frauchen, denn hier gibt's für mich nichts mehr zu tun. Kann ich Ihnen vielleicht im Dorf einen Dienst erweisen, es beim Pastor melden und beim Schulzen?"

Da dämmerte langsam in ihrer Seele das Verständnis für die unglückselige Wahrheit; ein furchtbares Zittern schüttelte ihren armseligen, kleinen Körper; wild blickte sie auf ihre weinenden Kinder und in das betrübte Gesicht des Doktors, und plötzlich begriff sie, begriff, daß er tot war.

Unter Tränen, Schluchzen und Händeringen verrann Stunde um Stunde; sie war stumm und starr, gelähmt vor Verzweiflung, zerschmettert von dem entsetzlichen Leid. Und doch stellte die nüchterne Wirklichkeit ihre natürlichen Forderungen: arbeiten, essen, trinken, schlafen, die unerbittliche Fortsetzung des täglichen Lebens.

Beeldeken hatte einen verheirateten Bruder und eine verwitwete Schwägerin, die Schwester ihres seligen Mannes. Beide wohnten in benachbarten Dörfern, und Reinildeke, die älteste Tochter, teilte ihnen die traurige Nachricht mit:

Lieber Onkel und liebe Tante!

Ich ergreife die Feder, um euch die traurige Mitteilung zu machen, daß Vater gestern

Digitized by Google

plötzlich gestorben ist. Er war nur einige Tage krank, aber wir hofften, daß es wieder besser werden sollte; doch plötzlich konnte er nicht mehr atmen und kein Wort mehr sprechen. Der Herr Pastor kam noch zur rechten Zeit, um ihm die letzte Ölung zu geben, aber als der Herr Doktor kam, war Vater schon tot. Wir sind sehr betrübt, lieber Onkel und liebe Tante, und hoffen, daß ihr zum Begräbnis kommen werdet, das übermorgen um ½10 sein soll.

In Mutters Namen.

Eure anhängliche Nichte

Reinildeke van Dalen.

Auch an den Baron schrieb sie:

Herr Baron!

Ich ergreife die Feder, um Ihnen von Mutter ein Kompliment zu bestellen mit der Mitteilung, daß Vater gestern plötzlich gestorben ist. Wir sind sehr betrübt, und Mutter hofft, daß sie Sie bald sehen wird, um von Ihnen zu hören, was sie nun in ihrer traurigen Lage zu erwarten hat. Das Begräbnis von Vater soll übermorgen um ½10 mit einer gesungenen Messe in der Parochialkirche stattfinden.

Ihre untertänige

Reinildeke van Dalen.

Im Namen von Mutter.

Am Tage der Beerdigung kamen Beeldekens Bruder und Schwägerin des Morgens mit dem ersten Zuge an. Die Frau war tief traurig und weinte bitterlich; der Mann, mehr überrascht als bekümmert, fragte mit lästiger Ausdauer nach allerlei Einzelheiten: wie denn das Unglück so plötzlich gekommen sei, warum man nicht so oder so gehandelt, warum man ihn nicht früher benachrichtigt habe. Dann wollte er den Sarg sehen, in dem der Schwager bereits lag, und da er selbst Schreiner von Beruf war, betrachtete er das Holz und die Arbeit mit kritischem Blick; er hatte hier und da zu tadeln und war vollends entrüstet, als ihm Beeldeken auf seine Frage schluchzend antwortete, was sie dafür bezahlt habe.

„Was, 36 Frcs. für solch 'ne Kiste von Sarg! Beim Himmel, solche Särge möcht' ich auch für 36 Frcs. machen, nur ein Jahr lang, vom 1. Januar bis zum 31. Dezember. 36 Frcs. per Sarg, pah!", und er gab dem rotgefärbten Holzkasten einen verächtlichen Stoß.

Dann kam eine andere wichtige Sache zur Sprache: was sollte nun aus Beeldeken und den drei Kindern werden? Der Bruder fragte sie, ob sie etwas gespart hätten.

„Etwas, aber wenig; das Leben ist so teuer," schluchzte sie.

„Hier wirst du doch keinesfalls bleiben können," sagte der Bruder.

Aber die Schwägerin meinte, Theofiel habe so lange Jahre fleißig und treu seine Arbeit getan, daß der Herr Baron doch wohl Mitleid mit seiner armen Witwe und seinen Kindern haben würde.

„Mitleid schon," antwortete der pessimistische Bruder, „doch 's ist schlimm, daß man für Mitleid kein Butterbrot kaufen kann. Alles was der Baron für sie tun wird, hängt nur von seiner Güte ab."

Dagegen konnte die Schwägerin nichts sagen, und das arme Beeldeken fühlte schwerer als je die Allmacht des großen Schlosses, das bereits das Leben ihres Mannes zum Opfer gefordert hatte, und von dem nun auch ihre und ihrer Kinder Zukunft abhing.

Während sie so redeten, hörten sie draußen plötzlich den Kies unter den Rädern eines sich nähernden Wagens knirschen, und gleich darauf hielt ein glänzendes Coupé vor dem Gartenhäuschen. Der Diener sprang vom Bock, öffnete die Tür und half dem Herrn Baron beim Aussteigen. Nur mit Anstrengung kam der große, schwerfällige Mann aus dem Wagen; sein Gesicht mit den hervorstehenden, wasserblauen Augen, von einem grauen Backenbart umrahmt, war dunkelrot geworden. Er ächzte laut, als er endlich draußen stand und gab seinem Kutscher in französischer Sprache einen Befehl. Mit der Peitsche grüßend, ließ dieser darauf die Pferde im Schritt nach dem Schlosse gehen. Dann kam der Baron steifbeinig, schwer auf den starken Stock mit der großen, silbernen Krücke gestützt, auf das Gartenhäuschen zu, dessen Tür der Schreiner bereits ehrerbietig geöffnet hielt.

Nun standen sie alle drei mitten in der niederen, dunkeln, kleinen Küche, die beiden Frauen heftig schluchzend, der Bruder mit einer

Digitized by Google

niedergeschlagenen Gelegenheitsmiene, alle sehr geehrt durch den vornehmen Besuch.

„Wünsche euch allen guten Morgen," sagte der Baron mit seiner fetten, schweren Stimme. Respektvoll erwiderten sie alle drei seinen Gruß mit einem „guten Morgen, Herr Baron". Dann stammelte er einige leere Trostworte, bei denen die Frauen noch heftiger schluchzten, und ging gleich darnach auf den Zweck seines Besuches über. Er fragte Beeldeken, was sie nun zu tun gedenke. Doch da die unglückliche kleine Frau nicht fähig war, ihm eine Antwort zu geben, trat der Bruder für sie ein und sagte demütig, daß sie bereits davon gesprochen hätten, doch schwer einen Entschluß fassen könnten, ehe sie wüßten, was der Herr Baron über sie bestimmt habe. Sich stöhnend auf einen Stuhl niederlassend, den der Bruder ihm angeboten hatte, sagte der Baron:

„Ich habe mit meiner Frau darüber gesprochen, und wir haben folgendes beschlossen: Theofiels Frau mag auf dem Schlosse bleiben, wenn sie will, aber nicht in diesem Hause, wo ich einen andern Gärtner hineinsetzen muß. Wenn sie bleiben will, muß sie in das kleine Häuschen an der andern Seite des Parkes ziehen, wo früher der alte Forstwärter gewohnt hat. Sie braucht keine Miete zu bezahlen, aber sie muß auf dem Hof oder im Schloß arbeiten, wenn wir ihre Hilfe gebrauchen."

Die beiden Frauen blieben schweigsam und unbeweglich, doch der Bruder nickte wiederholt zustimmend mit dem Kopf.

„Sehr wohl, Herr Baron, sehr wohl. Wir sind Ihnen sehr dankbar, Herr Baron. Hast du gehört, Filemiene, was der Herr Baron gesagt hat?"

Beeldeken richtete ihr verweintes Gesicht ein wenig auf und dankte dem Baron mit fast unverständlichem, klanglosem Stottern. Und auch die Schwägerin dankte und schnaubte sich dann vernehmlich die Nase, was dem Ausbruch ihres Kummers augenscheinlich ein Ende machen sollte.

„Also bleibt's dabei, nicht wahr?" schloß der Baron, der fand, daß sein Besuch nun lange genug gedauert hatte. Mit Anstrengung erhob er sich von seinem Stuhl. „Adieu denn alle . . ."

„Ja, Herr Baron, dabei bleibt es, Herr Baron, und noch vielen Dank für Ihre Güte, Herr Baron," sprachen sie abwechselnd, während der Schreiner den Edelmann aus der Tür geleitete.

Als er wieder ins Zimmer trat, wiederholte er nochmals, daß er die Handlungsweise des Barons sehr schön und edelmütig finde, und daß man nun ohne Aufschub Anordnungen für Filemienes ferneres Leben treffen müsse. Was sollte sie fortan beginnen, um auszukommen? Sie bekam wie früher freie Wohnung, und das war sehr schön, sehr viel; aber im übrigen würden ihre Einnahmen wohl so beschränkt sein, daß sie unmöglich für sich und ihre drei Kinder sorgen konnte. Darum schlug der Bruder vor, daß er und die Schwägerin je ein Kind zu sich nehmen sollten; dafür brauchte Filemiene keinen Cent zu bezahlen; die Kinder würden sich, soweit sie konnten, nützlich machen und so ihren Unterhalt selbst verdienen.

Die Schwägerin stimmte dem sofort zu, aber Beeldeken erschrak bei den Worten ihres Bruders. O Gott, ihre Kinder, ihre armen Kinder! Daran hatte sie noch nicht gedacht, daß sie zukünftig nicht im stande sein würde, alle drei Kinder im Hause zu behalten; aber nun wurde sie sich dessen plötzlich bewußt, uun fühlte sie auch, daß es nicht anders ging, und ergeben beugte sie das Haupt unter diesem unerwarteten neuen Schlage, so völlig vernichtet in ihrem Schmerz, daß sie für ihren Bruder und ihre Schwägerin nicht einmal ein Wort des Dankes fand. So forderte dieses allmächtige Schloß immer mehr Opfer von ihr, es verschlang nacheinander all die schwachen Kräfte ihres traurigen Lebens, und sie war ihm wehrlos preisgegeben . . .

„Nimm du die zweite, ich will die älteste nehmen, und den Jungen wollen wir ihr lassen," sprach der Bruder zur Schwägerin, ohne Beeldekens Rat einzuholen. Und erst als die Schwägerin sich mit seinem Vorschlag einverstanden erklärt hatte, fragte er der Form wegen auch die Schwester, ob es nach ihrem Sinne sei.

Ein Geräusch von sich nähernden, gedämpften Stimmen und Schritten wurde hörbar, und vom fernen Kirchturm begannen die Glocken zu läuten. Die Nachbarn und Freunde des Verstorbenen kamen mit einer Bahre, um

Digitized by Google

den Toten abzuholen und nach dem Kirchhof zu bringen. Sie klopften an die Tür und traten still herein; es waren ihrer acht, die den Sarg abwechselnd auf den Schultern tragen wollten. Alle hatten sie ihre Sonntagsröcke angelegt, und die braunrot gebrannten runzeligen Gesichter waren frisch rasiert. Einer von ihnen tat die übliche Frage:

„Frauchen, ist es mit Ihrem Willen, daß die Leiche aus dem Haus kommt?"

Und als das trostlos zusammengekauerte Beeldeken schluchzend bejaht hatte, führte der Bruder sie in die Schlafstube, wo sie unter scharrenden Schritten den Sarg emporhoben, um ihn draußen auf die Bahre zu setzen. Dann breiteten sie die Armen-Leichendecke darüber; sie war aus verblichenem grünem Sammet, mit einem verschossenen goldenen Kreuz und Fransen verziert. Schwer hoben vier Männer die Last auf ihre Schultern und schritten damit über den knirschenden Kiesweg zum Schloßgitter, gefolgt von dem Bruder, der Schwägerin und den andern vier Männern, welche die ersten nachher ablösen sollten. Auch einige Nachbarsfrauen gingen mit, in lange schwarze Mäntel gehüllt, das schwarze Gebetbuch mit dem kupfernen Schloß in den gefalteten Händen. Die Kinder, für diesen Tag zu einer Nachbarin gegeben, waren nicht zu sehen. Als der langsame Zug, hinter den hohen Buchen hervortretend, vom Schlosse aus in Sicht war, stand der Herr Baron gerade oben auf der Treppe, im Begriff in das Haus zu gehen. Er wandte sich um, und gewohnheitsgemäß zog er den Hut vor dem Sarge. Die Leute aber glaubten, daß er sie grüße, und mit einem scheuen, schrägen Blick nach dem Schlosse nahmen sie alle tief ihre Mützen ab. Der Baron bemerkte es nicht einmal, denn schon hatte er die Tür geöffnet und war in das Innere des Hauses getreten, während der Zug — ein kleines, schwarzes, trauerndes Häuflein Menschen — unter den hohen Bäumen an dem monumentalen Gitter entlang verschwand.

Nun mußte Beeldeken noch die traurigen letzten Entschlüsse ausführen. Sie zog in die armselige, baufällige, seit Jahren unbewohnte Hütte des Forstwärters am äußersten Ende des Parks und sollte sich dann auch gleich von ihren beiden Mädchen trennen. Die Kinder wußten bereits von ihrem Schicksal und fanden sich schnell darein; sie hatten noch keine rechte Vorstellung davon, wie traurig ihr Los war; sie wußten noch nicht, was es heißt, das Haus der Mutter zu verlassen. So folgten sie dieser eines Morgens ruhig und willig, nachdem sie mit vielen Küssen und Liebkosungen von dem kleinen Bruder Basielken Abschied genommen hatten.

Sie wurden von dem Ohm und seiner Frau sehr freundlich empfangen. Aber ein unruhiges Leben herrschte in seinem Hause, lärmende Kinder, Gesellen und Burschen, Käufer gingen ein und aus, und Beeldeken hatte sogleich den Eindruck, daß ihre Reinildeke hier viel zu arbeiten haben würde. Doch das hatte ihr Bruder ihr ja im voraus angedeutet, und sie war ihm trotzdem dankbar, daß er ihr diese Unterstützung gewährte. Nachdem sie alle zusammen in der dunkeln, kleinen Küche Kaffee getrunken hatten, nahm sie ohne viel Tränen von ihrer ältesten Tochter Abschied, um die zweite, Leontientje, zur Schwägerin zu bringen.

War es bei ihrem Bruder unruhig und laut, so schien dagegen hier eine behagliche Ruhe zu herrschen. Sie war Plätterin, und ihr ganzes Häuschen sah so nett und lustig aus, die kleinen Zimmer waren so hell, so reinlich und duftend von all dem frisch gewaschenen und geplätteten, glänzend weißen Linnen. Über dem Hause des Bruders lag etwas ernst Schwerfälliges, womit Reinildekes mageres, ein wenig steifes Gesichtchen ganz gut harmonierte; und auch hier fühlte Beeldeken eine gewisse Übereinstimmung zwischen dem frischen Weiß und dem sonnigen Lachen des blonden Leontientje mit den hellblauen, strahlenden Augen. Auch von ihrem zweiten Kinde nahm sie ohne große Rührung Abschied, und einsam kehrte sie in der Abenddämmerung zurück in ihre armselige Hütte am Waldesrande, wo sie fortan mit Basielken allein hausen sollte.

Schwer konnte sie sich zuerst daran gewöhnen. Wie sie sich nachts in dem entlegenen Häuschen fürchtete, wenn der Sturm heulend und klagend durch den Wald tobte und die mächtigen Bäume wie Stecken schüttelte; das waren so recht die Nächte für Verbrecher, für Wilddiebe und Mörder. Wenn der Abend

Digitized by Google

hereinbrach, traute sie sich nicht mehr vor das Haus; ängstlich stand sie bei verschlossener Tür mit Basielken an dem vielteiligen, kleinen Fenster, blickte nach den schwankenden, schwarzen Tannenkronen und schaute der wilden Jagd der Wolken zu, die wie flüchtige Schatten den silbernen Mond bald verdeckten und bald wieder frei gaben und das Firmament zu einem wüsten Chaos machten. In solchen Stunden mußte sie beständig an ihren verstorbenen Mann denken, der nun im kühlen Grabe lag, an ihren Kummer und an den Tod. Erst nach einer langen, verzweifelten Zeit söhnte sie sich ergeben mit dem Leben aus und fügte sich in das Unabänderliche.

Der Frühling war gekommen und mit ihm die erquickende Lebensfrische, der muntere Gesang der Vögel, die Herrlichkeit der ersten Blätter und Blüten. Und Beeldeken ging hinaus, um mit Spaten und Hacke das Stückchen Land zu bearbeiten, das zwischen dem Park und ihrer Hütte lag, und Basielken, ihr kleiner Liebling, der Sonnenstrahl ihres Lebens, half ihr dabei.

Sie hatte ihn so lieb, so lieb! Das war etwas, was sie jetzt zum erstenmal so innig fühlte, etwas, was sie nicht mit Worten ausdrücken konnte. Oft liebkoste sie ihn, wie sie es nie mit einem ihrer andern Kinder getan hatte, und wie es auch bei Leuten ihres Standes nicht der Brauch ist; sie küßte und herzte ihn leidenschaftlich, Tränen der Rührung in den Augen, als wolle sie ihn gegen unbekannte Gefahren beschützen, die ihn und damit auch sie bedrohen könnten. Und sie dankte dem Himmel, daß er sie vor weiterem Unheil bewahrt, daß das gewaltige, gefürchtete Schloß ihr wenigstens ihn noch gelassen hatte.

Ihre größte Sorge war ihre materielle Lage. Sie hatte nun zwar freie Wohnung und ein Stückchen Land, auf dem sie ein wenig Kartoffeln und Gemüse pflanzte, aber das war auch so ziemlich alles. Ab und zu hatte sie ein paar Stunden des Tages bei dem neuen Gärtner oder bei dem Pächter der Meierei das Unkraut auszujäten; doch für die Dauer genügte diese geringe Einnahme nicht für ihren und Basielkens Unterhalt.

Sie war also sehr erfreut, als der Pächter des Meierhofes sie eines Morgens fragte, ob sie ihm ihren Jungen nicht als Kuhhirt geben wolle; er sollte monatlich 8 Fr. verdienen und bei ihr im Hause bleiben. Sie mußte ihn dann allerdings aus der Schule nehmen, die er nun schon besuchte; aber das betrachtete sie als ein geringes Hindernis, umsomehr als es ja nur während der Sommermonate war. So gab sie gern ihre Zustimmung, und schon am nächsten Morgen trieb Basielken die schönen, buntfleckigen Kühe auf die Weide hinter dem Tannenwald. Gerührt und auch ein wenig ängstlich kam Beeldeken, um nach ihm zu sehen.

„Bist auch nicht bange, Junge?" fragte sie halb lachend und doch mit Tränen der Rührung in den Augen.

„Aber gar nicht, Mutter," antwortete das Bürschchen freudestrahlend und dreist mit leuchtenden Blicken. Wie ein Zwerg unter Riesen stand er neben den ruhig grasenden Kühen, ließ hoch über ihrem bunten Rücken seine lange Peitsche knallen und sang übermütig die Hirtenweise mit dem weithin schallenden Alahoe! Alahoe! Alahoe! Wie ein Echo gaben es aus einiger Ferne andere Hirten zurück.

Da lachte die Mutter beruhigt und beinahe stolz. Wie flink und geschickt ihr Junge war, als ob er dieses Amt schon seit Jahren ausübe. Und sie ging am sonnigen Waldesrand ein Stück mit ihm entlang in der durchdringenden Milch- und Moschusluft, welche die friedlichen Tiere ausströmten. Die guten, von langen, weißen Wimpern beschatteten Augen halb geschlossen, grasten sie mit der langen, rauhen Zunge und der feuchten, stumpfen Schnauze die kurzen, frisch betauten Grashalme, die flaumigen, runden wilden Kleeblätter, die leuchtend weißen Maßliebchen und die glänzend gelben Butterblumen ab, indem sie ein eintöniges Geräusch verursachten, wie von einer rhythmisch sich bewegenden, mähenden Sense. Hin und wieder blickte die eine oder andere für einen Moment empor, ohne ihr Kauen zu unterbrechen, sanft blökend, mit der Spitze ihrer rauhen Zunge die feuchte Nase beleckend oder mit einem trägen Wedeln ihrer langen Schwanzquaste die Fliegen von den Schenkeln fortjagend. — Von dem dunkeln Hintergrund des Waldes hoben sich die saftig goldgelben Streifen blühenden Klees und die in unabsehbare Fernen

Digitized by Google

sich dehnenden fruchtbaren Felder mit ihrem wechselvollen, leuchtenden Grün in lieblichem Farbenspiel ab. Zarte Frühlingsblüten erfüllten die Luft mit süßem Wohlgeruch, und fröhlich schmetterten die Lerchen ihre lustigen Lieder zum strahlenden Himmelszelt empor.

* * *

Nun war das Schloß auch wieder bewohnt. Die zahlreichen Familienmitglieder mit den vielen Kindern waren wieder da; aber auch von Fremden wimmelte es, die täglich in prächtigen Wagen kamen und gingen. Alle Augenblick ertönte der Ruf der Glocke; galonierte Diener, Kutscher in Livree, Hausmädchen in schwarzen Kleidern und weißen Schürzen eilten hin und her.

Beeldeken, die jetzt viel weiter vom Schlosse entfernt wohnte, merkte nicht mehr viel von all der Unruhe; aber trotzdem fühlte sie wieder, wie in früheren Sommern, eine unbestimmte, drückende Last auf ihrer Seele. Wieder meinte sie, nicht frei atmen und leben zu können; und diese Furcht war mit einem seltsamen Reiz der Neugier gemischt, wenn sie daran dachte, daß sie nun wohl etwas mehr von dem Schlosse kennen lernen würde, da sie ja nach der Abmachung mit dem Herrn Baron vielleicht bald zur Arbeit hinberufen werden würde.

Das geschah denn auch. Eines Morgens sah sie eins der Mädchen vom Schlosse sich ihrer Hütte nähern, während sie, auf der feuchten Erde kauernd, damit beschäftigt war, ihr kleines Kartoffelfeld vom Unkraut zu befreien. Als das Mädchen nahe genug war, um von ihr gehört zu werden, blieb sie am Rande des Feldes stehen, damit sie ihre zierlichen Schuhe nicht mit Erde beschmutze und rief:

„Filemiene, die gnädige Frau läßt dir sagen, daß du heute ins Schloß kommen mußt; wir haben ein großes Diner, und du sollst abwaschen helfen!"

„Im Schloß?!" rief Beeldeken, die bei der Nachricht erschrak.

„Natürlich," lachte das Mädchen, „im Pferdestall dinieren sie nicht. Wirst du kommen?"

„Ja," antwortete Beeldeken aufstehend.

Und schon war das Mädchen fort; sie hatte gar flinke Bewegungen, und mit dem sorgfältig frisierten, blonden Haar, dem eng anliegenden, schwarzen Kleid und der glänzend weißen Schürze erschien sie hübsch und elegant wie eine junge Dame.

Beeldeken ging sofort ins Haus, um andere Kleider anzuziehen; dann verriegelte sie ihre Tür und eilte nach dem Schloß. Aber ehe sie es erreicht hatte, begegnete sie unerwartet hinter einem Rhododendron-Gebüsch der ganzen erlauchten Schar der Familie und der Gäste, die in dem Park spazieren gingen. Erschrocken fuhr sie zusammen, grüßte scheu, wurde feuerrot und schlug hastig einen krummen Seitenweg ein; sie fühlte sich in ihrer Niedrigkeit völlig vernichtet von dem überwältigenden Anblick all der farbenprächtigen Toiletten. Mit einem großen Umweg gelangte sie endlich an die Rückseite des Schlosses und war froh in dem Gedanken, daß sie doch nun wenigstens nicht gleich ihrer Herrschaft unter die Augen zu treten brauchte.

„Sieh, sieh, da bist du ja schon," rief ihr die dicke Köchin von der Küchenschwelle aus entgegen. „Nun, kommst gerad' zur Zeit, wir wollen essen; komm' nur rein."

Schüchtern trat Beeldeken näher. O, was für eine schöne, große Küche! Und wie lecker es hier nach Saucen und Speisen roch! Welche Bequemlichkeit für alles! Was für ein herrlicher, großer Herd! Und all' die unzähligen, golden und silbern glänzenden Töpfe, Schüsseln und Pfannen, wie sie sie noch nie gesehen hatte, und von deren Anwendung sie sich gar keine Vorstellung machen konnte! Vor Bewunderung und Ehrfurcht schlug sie die Hände zusammen.

„Das ist hier 'n Reichtum, was?" rief die Köchin. „Na, setz' dich man erst und trink 'n Gläschen Port, das macht Appetit."

„Ach nein, nein, das wag' ich nicht, ich betrink' mich ja," antwortete Beeldeken, ängstlich das Glas zurückweisend, das die Köchin ihr einschenkte.

„Ach was, mußt dich hier nicht genieren," drang die Köchin in sie und stellte das gefüllte Glas auf die Ecke eines großen, weißen Tisches neben Beeldeken.

„Aber ich bin sicher danach betrunken," zitterte Beeldeken, indem sie nur nippte, „ich fühl's schon; es sitzt mir schon im Kopf."

Digitized by Google

Das Mädchen lief zum Herd und schürte das Feuer an. Lachend und scherzend kamen mit lauten Schritten der Kutscher und ein Diener herein.

„Ist alles fertig, Marie?“ rief der erstere, „wir haben Hunger.“ Dann sahen sie das Beeldeken und grüßten sie. „Ach guten Tag, Hermine, wie geht's; kommst auch mal her 'n bißchen helfen?“ Und ohne eine Antwort abzuwarten, ging der Kutscher an den Schrank, in dem die Flasche Portwein stand, und schenkte sich hintereinander zwei große Glas voll ein.

„Oho, oho! Bist wohl nicht recht gescheit!“ rief die Köchin ihm drohend zu.

„Was, sollen wir nicht mal 'n Gläschen hinter die Binde gießen!“ scherzte er, und die Flasche dem Diener gebend, der seinem Beispiel folgte, lief er zur Köchin, schlug seinen Arm um ihre Hüfte und gab ihr einen schallenden Kuß.

Doch wütend stieß sie ihn fort, riß mit Gewalt dem Diener die Flasche aus der Hand und verschloß sie im Schrank.

„Wenn ihr nicht vernünftig seid, bekommt ihr gar nichts, das merkt euch! Und nun holla, setzt euch, wir wollen essen. Verdammt! . . . muß ich erst wieder nach den Mädels oben klingeln! Holla! Franz, klingel' mal! Nie sind sie zur Zeit da, die Faullenzer!“

Beeldeken blickte scheu aus ängstlichen, erschrockenen Augen. Wie konnten sie es wagen, so laut und respektlos zu reden in diesem stolzen Schloß, wo ihr alles so gewaltig imponierte! Und plötzlich dachte sie mit tiefer Trauer an ihren seligen Mann, der ja auch sein ganzes Leben lang solche tiefe Ehrfurcht vor dem Schlosse gehabt hatte wie sie.

Die Mädchen kamen herunter und setzten sich an den Tisch. Und nun war Beeldeken noch mehr betroffen von dem groben Gesprächston und all dem Häßlichen, das sie miteinander redeten. Die Köchin war besonders boshaft, spitz und scharf gegen das blonde Hausmädchen, welches Beeldeken am Morgen gerufen hatte, und dem der Kutscher augenscheinlich den Hof machte. Aber vollends entsetzt war sie, als die Leute über ihre Herrschaft und deren Gäste sprachen. Sie ward dunkelrot vor Schreck, konnte nicht weiter essen, so gut es auch schmeckte und sah fortwährend angstvoll nach der Tür, als ob sie jeden Augenblick fürchtete, den Herrn Baron oder die gnädige Frau Baronin in hellem Zorn auf der Schwelle erscheinen zu sehen. Die andern bemerkten ihre Angst und lachten sie aus.

„Du bist wohl bange, was?“ fragte der Kutscher.

„Ich hab' solche Angst, daß der Herr oder die gnädige Frau kommen kann,“ antwortete sie.

Da brachen sie alle in ein schallendes Lachen aus.

„Ach, das möcht' ich mal erleben,“ rief die Köchin, die Fäuste in die Hüften stützend.

„Die gnädige Frau kommt nie in die Küche,“ erklärte das blonde Mädchen dem Beeldeken.

Aber diese war nicht zu beruhigen; sie konnte es nicht begreifen, daß eine gnädige Frau nie in ihre Küche kommen sollte. — Als sie mit dem Essen fertig waren, standen sie auf und gingen alle wieder an ihre Arbeit; auch Beeldeken wurde gleich ihr Platz am Abwaschtisch in der schönen, großen Nebenküche angewiesen.

Bald rief die Glocke zum Diner der Herrschaften, und nun begann in der Küche ein wüster Lärm; Teller und Gläser klirrten, hastige Schritte kamen und gingen, Flaschen wurden puffend entkorkt; Mädchen und Diener lachten und scherzten, immer mit gewagten Anspielungen auf die Herrschaften, und dazwischen klang ab und zu ein heiserer Ruf oder ein kurzer, derber Fluch der Köchin. Beeldeken stand zitternd an ihrem Abwaschkasten, ihre Wangen glühten von dem Gläschen Wein, das sie getrunken hatte, und von dem heißen Wasserdampf, der sie wie ein Nebel umhüllte. Sie war so aufgeregt, so erschrocken und entsetzt, daß sie dem Weinen nahe war.

„Die Sorte kann essen, was? Ich wunder' mich bloß, daß sie nicht platzen!“ rief die Köchin, als sie ihr wieder einen Haufen Geschirr zum Abwaschen brachte. Und plötzlich zog sie Beeldeken am Ärmel:

„Komm mit, mußt dir mal die Bande ansehen; sie sitzen halb nackt am Tisch!“

„Ach, wo denkst du hin, das wag' ich nicht, das wag' ich nicht!“ eiferte Beeldeken dagegen.

Digitized by Google

„Ja, ja; komm nur mit, komm, kannst sie sehen, ohne daß sie's merken." Und mit Gewalt fast zog sie sie mit sich fort durch einen breiten, weiß marmornen Gang nach dem großen, marmornen Vestibul voll Blumen und Blattpflanzen, von wo sie unbemerkt durch eine Glastür in den Eßsaal sehen konnten. Sich ganz klein machend, sah das zitternde Beeldeken in dem prächtigen, hohen, großen Raum die langen, lebhaft schwatzenden, bunten Reihen der Gäste an den märchenhaft geschmückten Tischen sitzen; die Herren alle im schwarzen Frack mit weißer Binde, die Damen von Juwelen strahlend, die blonden oder dunkeln, kunstvoll frisierten Köpfe mit Blumen geschmückt — aber nackt, nackt, nackt, die größere Hälfte des Oberkörpers nackt, mit bloßem Hals und bloßen Armen, mit bloßen Schultern und bloßem Rücken, alles nackt, leuchtend nackt, als hätten sie auf halbem Wege aufgehört sich anzukleiden.

„Ach Herr Jesus, Herr Jesus! Die haben ja kein Hemd an!" rief Beeldeken, und schlug entsetzt die Hände zusammen. Und plötzlich rannte sie fort, vor Aufregung heftig schluchzend, während die Köchin in lautes Lachen ausbrach.

Sie hatte keine Ehrfurcht mehr vor dem Schlosse. Nun sie endlich wußte, was da hinter den stolzen Mauern und Türmen geschah, empfand sie eine furchtbare Enttäuschung gemischt mit einem Gefühl bitteren Verdrusses und Bedauerns, daß sie das alles nicht viel früher gewußt habe. O, wenn sie nun bedachte, daß darum ihr geliebter Mann gestorben war, gestorben, weil er für diese schamlos nackten Frauen und diese aufgedunsenen dicken Männer sich über seine Kräfte gequält und geplagt hat; wenn sie daran dachte, daß man darum ihr ihre geliebten Kinder genommen, sie aus ihrem Hause vertrieben hatte — dann fühlte sie, wie grausam, wie hart und ungerecht das alles war. Sie waren die Opfer ihrer Ehrlichkeit und Ergebenheit geworden, sie waren unverdient gestraft worden für all ihre Güte und Bravheit, während die Diener, Knechte und Mägde hier, die ihre Herrschaft hinter ihrem Rücken verspotteten, beleidigten und bestahlen, in Wohlstand und Überfluß im Schlosse leben durften. Die haben niemals Respekt vor dem Schlosse gehabt, die beherrschten es durch ihren Haß und ihre heimliche Verachtung, durch ihre beständige versteckte Feindseligkeit. Und das arme, schwache Beeldeken beneidete ihren verwegenen Spott, ohne daß sie es wagte, es ihnen nachzumachen. Denn obgleich ihre Ehrfurcht geschwunden war, konnte sie sich doch von jener unbestimmten Furcht nicht frei machen, daß das mächtige Schloß ihr noch viel Kummer und Leid bringen könne.

* * *

Basielken war wie gewöhnlich mit seinen Kühen auf die Weide gegangen. Es war nun vollends Sommer geworden, alles grünte und blühte in voller Pracht; die Vögel jubilierten in den Bäumen; buntfarbige Schmetterlinge schwebten über süß duftenden Blumen; wie die Wellen eines wogenden Meeres neigten sich die schwanken Halme unter der Last der goldenen, schwer gefüllten Ähren, und das üppige Laub des dichten, tiefen Waldes spendete Schatten und Schutz gegen die Glut der Sonne. Wie schön das alles war, wie frisch und erquickend! Langsam und wohlgemut schlenderte Basielken neben seinen Kühen einher; er hatte das schmutzig graue Hemdchen auf der Brust offen gelassen; die fast weißblonden Haare und das braun gebrannte Gesicht schützte keine Mütze, die bloßen Füße kein Schuh. Doch helle Lebensfreude blitzte aus seinen Augen, und in lustigen Tönen schmetterte er sie in die Welt hinaus. Er war des „Alahoe!" der Hirten müde geworden und hatte andere Klänge gefunden: den lieblichen Gesang der Lerche ahmte er nach, das Girren der Tauben, das Krähen des Hahnes, das Schleifen der Sense, das Bellen des Hundes. Das letztere amüsierte ihn ganz besonders, denn sein Bellen pflegte regelmäßig von einem Hunde beantwortet zu werden, den er dann stets bald hinter den Zweigen der Erlengebüsche gewahrte. Es war Picky, eines der Hündchen vom Schloß, ein rot und weiß gefleckter Terrier, der auch heute wieder mit Mademoiselle Isabelle, dem zarten Enkelkind des Barons, und dessen Gouvernante spazieren ging.

Da dachte sich Basielken einen Spaß aus. Als er sie am Wiesenrand hinter den Erlen sich nähern sah, kauerte er sich schnell, vorsichtig

Digitized by Google

und still unter die herabhängenden Zweige, und in dem Moment, als das Kind mit dem Fräulein und dem Hund vorbeikam, sprang er plötzlich bellend und wie ein Hund auf allen Vieren laufend hervor. Das Kind und die Gouvernante fuhren erschrocken zur Seite, während Picky mit wütendem Gekläff auf ihn losschnaubte. Das kleine Mädchen aber floh wie besessen, heulend und schreiend, als habe man einen Mordanschlag gegen sie verübt, nach dem Schloß zurück, gefolgt von der Gouvernante, die sich vergebens bemühte, es einzuholen. Der Terrier lief ihnen nach, und starr vor Angst, Tränen in den Augen, stand Basielken allein auf der Wiese bei den Kühen, die ruhig weiter grasten und kaum einmal aufgeblickt hatten . . .

Beeldeken war auf ihrem Stückchen Acker bei der Arbeit, als sie, mechanisch aufschauend, den Baron auf sich zukommen sah. Ein instinktiver Schreck bemächtigte sich ihrer, denn er kam niemals hierher; und als sie mit dem schüchternen, flüchtigen Blick, den sie auf ihn zu werfen gewagt hatte, bemerkte, wie rot und wütend er aussah, war sie vollends betroffen. Er ging so schnell, wie es sein schwerfälliger, steifer Körper erlaubte, bei jedem Schritt den stützenden Stock in die Erde stemmend, und während das entsetzte Beeldeken sich noch fragte, ob sie es wirklich war, die er in seinem Zorn suchte, hörte sie plötzlich seine rauhe Stimme:

„He, komm mal her, du!" und unbeweglich stand er auf dem Grasweg, sie gebieterisch mit seinem Stock herbeiwinkend.

Sie sprang empor, schüttelte hastig die feuchte Erde von den Händen und Kleidern und lief mit glutrotem Gesicht zu ihm hin.

„Was wünschen der Herr Baron?"

„Du hast die Wahl!" schrie er, zitternd vor Wut, „entweder schickst du augenblicklich deinen rüden Bengel fort, oder du gehst selbst!"

Alle Farbe war aus ihren hageren Wangen gewichen, mit stumpfem, starrem Blick, vor Schrecken keines Wortes mächtig, stand sie wie angewurzelt da.

„Diese Range; diese abscheuliche, gemeine Range! Er hat Mademoiselle Isabella beinahe zu Tode erschreckt! Zwei Stunden gebe ich dir Zeit, ihn fortzubringen. Hast du mich verstanden? Wenn er innerhalb dieser zwei Stunden nicht gutwillig weg ist, jage ich dich selbst fort!"

„Es ist gut, Herr Baron, ich werde ihn wegbringen," antwortete Beeldeken mechanisch, mit fast unhörbarer Stimme. Ihr ganzer, armseliger Körper bebte, dicke Tränen standen ihr in den Augen. „Aber was hat er denn getan, Herr Baron, ich kann mir nicht denken, was da geschehen sein muß . . ."

„Er hat Mademoiselle Isabella erschreckt, sage ich dir ja, hat sich hinter dem Erlengebüsch versteckt und ist dann plötzlich, bellend wie ein Hund, vorgesprungen, als sie mit der Gouvernante ganz nah bei ihm war. Das Kind hat vor Schreck fast den Verstand verloren; wir fürchteten, daß es uns in Krämpfe fiele. Ach dieser Schlingel, dieser verdammte Schlingel! Es ist sein Glück, daß er mir nicht unter die Finger gekommen ist, ich hätte ihn mit meinem Stock zu schanden gehauen!"

„Ach Herr Jesus, Herr Jesus, was sind das für Sachen!" jammerte Beeldeken, die Hände ringend, während der Baron sich drohend umsah, als wolle er den Schuldigen entdecken. Dann wiederholte er noch einmal seinen unwiderruflichen Befehl:

„Innerhalb zwei Stunden ist er fort, oder du gehst selbst," und ohne Gruß ging er ins Schloß zurück. Seine hagern Beine zitterten von der übermächtigen Anstrengung, die Schultern hatte er steif emporgezogen, der dicke Hals leuchtete dunkelrot unter dem Rande des gelben Strohhuts.

Beeldeken aber stand noch immer auf derselben Stelle, als wäre sie ihrer Sinne nicht mächtig. Endlich verschwand sie, mechanisch vorwärts schreitend, auf dem Wege nach der Meierei, um nun auch ihren letzten Trost, ihren einzigen, geliebten Jungen fortzugeben. Sie fürchtete, daß es bewegte Szenen geben könnte, fürchtete sich besonders vor ihrer eigenen Schwäche und Rührung und beschloß, mit Aufbietung ihrer ganzen Energie ihm die Wahrheit vorzuenthalten und ihm keine Vorwürfe zu machen.

„Basielken" sprach sie, als das Kind mit den Kühen nach dem Meierhof zurückkam, „du sollst noch heute Nachmittag mit mir nach

Digitized by Google

Vameloare gehen, mal Reinildeke guten Tag sagen."

Der Ernst der Lage hatte ihr plötzlich einen mutigen, tapferen Entschluß eingegeben. Fort mußte er, dagegen war nichts zu tun; selbst weggehen konnte sie nicht, das stand für sie gleich mit betteln gehen. Sie wollte ihn also zu ihrem Bruder bringen, wo ja auch schon ihre älteste Tochter war; inständig wollte sie ihn bitten, daß er auch noch Basielken zu sich nehmen möchte, und wäre es auch nur für den Augenblick, bis man etwas für ihn gefunden hätte.

„Komm," sprach sie, den kleinen Burschen an die Hand nehmend. Das sonst so muntere Basielken war tief niedergeschlagen und mit dem Vorschlag augenscheinlich nicht einverstanden. Doch sie ging mit ihm zu dem Meier, der ihre Bitte, ihn für den Nachmittag freizugeben, sofort erfüllte. Abends, nach ihrer Rückkehr, wollte sie dann dem Meier alles erzählen.

Sie zog ihrem Liebling die Sonntagskleider an und nahm die Alltagssachen in einem kleinen Paket unter den Arm, doch so, daß sie es ihm soviel wie möglich verbarg, indem sie ihm die andere Hand reichte. Schweigend und schnell gingen sie über krumme Sandwege, bald im Schatten hoher Pappeln, bald über freie, sonnige Felder. Sie litten unter der warmen Sonne, noch mehr aber unter dem unausgesprochenen Druck ihres schweren Gemüts. In ihrem Schweigen lag eine heimliche Angst, die Beeldeken gewaltsam vorwärts zu treiben schien, so daß der kleine Kerl ab und zu laufen mußte, um mit ihren hastigen Schritten mitzukommen. Er fühlte sehr wohl, daß er diesen Weg nicht zum Vergnügen machte, daß derselbe in einem geheimnisvollen Zusammenhang stand mit seiner Missetat von heute früh; instinktiv empfand er es, je länger desto drückender, wenn auch seine Mutter kein Wort davon erwähnte. Er fragte sie auch nicht; aber in der bangen Vorahnung, daß ihm ein Unheil drohe, hielt er krampfhaft die Finger der Mutter umklammert, wie in einem stummen Flehen um ihren Schutz.

Beeldeken hielt sich mit Anstrengung ihrer ganzen Kraft mutig und stark. Doch als sie das Dorf erreichten, wurde sie plötzlich von einer mächtigen Bewegung ergriffen; eine ungestüm emporquellende Zärtlichkeit für ihr liebes, artiges Jungchen durchzuckte ihr Herz bei dem Gedanken an die nahe bevorstehende Trennung, und zitternd drückte sie sein Händchen fester. Ach nein, sie konnte ihn nicht hergeben, sie konnte es nicht! Sie wollte lieber betteln gehen, lieber im Elend sterben! Ein Schluchzen schnürte ihr die Kehle zusammen, ihr Schritt wurde unsicher und schwankend, und schon machte sie eine Bewegung, als wollte sie umkehren, fliehen mit ihrem Kinde, als plötzlich dicht hinter ihrem Rücken eine Tür aufgerissen wurde, und eine schrille Stimme rief:

„He, Filemiene . . . wo kommt ihr denn her . . ."

Sie wandte sich erschrocken um und erkannte ihren Bruder, der, hier im Hause arbeitend, sie vom Fenster aus gesehen hatte. Da fühlte sie plötzlich eine Schwäche im ganzen Körper und hatte nicht den Mut umzukehren.

„Ach, du bist's," sagte sie mechanisch, und zunächst den Zweck ihres Besuches verbergend, fügte sie hinzu: „wir wollten mal sehen, wie's Reinildeke geht."

„O gut, sehr gut, sie ist hier sehr zufrieden," prahlte der Bruder, „und wie steht's mit dem Burschen hier?" lachte er, Basielken unter das Kinn fassend. „Wartet 'n bißchen, ich geh' mit euch."

Er ging schnell zurück in das Haus, gab den Gesellen, die nun allein weiter arbeiten sollten, einige Anweisungen, kam gleich wieder und brachte die beiden unter eifrigem Schwatzen in seine Wohnung. Als sie eintraten, sahen sie Reinildeke, hinter dem Ladentisch stehend, mit einem Käufer verhandeln.

„Ach Herr Jesus, Mutter und Basielken! Wie kommt ihr hierher!" rief das Mädchen und wurde dunkelrot.

Und gleich kam auch die Schwägerin aus der Küche herzu, vor Überraschung die Hände zusammenschlagend.

„Filemiene und der Jung'! Seid ihr auch mal da? Kommt rein und setzt euch, ihr müßt Kaffee trinken."

Sie führte sie ein paar Stufen hinunter in die dunkle Küche neben dem Laden und begann nun eifrig umherzulaufen, das Feuer anfachend, Butterstullen schneidend, Kaffee mahlend, und dabei beständig schwatzend und

Digitized by Google

[illegible], während ihr Mann mit zufriedenem Lachen und behaglichem Schnalzen seine Pfeife [illegible]. Und sie mußten Kaffee trinken, [illegible] sie kein Vergnügen daran hatten, Barbara blieb das Brot in der Kehle stecken, und Beeldeken bekam trotz alles Bittens von Bruder und Schwägerin nicht einen Bissen, nicht einmal ein Stückchen Kuchen hinunter, denn sie überlegte fortwährend, ob und wie sie ihr Gesuch anbringen sollte.

Ab und zu kam auch Reinildeke herein, aber immer nur auf einen Augenblick, ohne ruhig mit ihrer Mutter reden zu können, denn immer wieder ging die Klingel der Ladentür. Auch die Söhne des Hauses kamen, zwei plumpe, grobe, fünfzehnjährige Burschen, die mit ihrem schwarzen Haar, der gelben Gesichtsfarbe, dem großen, gewöhnlichen Mund und den häßlichen Augen beide der Mutter sehr ähnlich waren. Nach Art der Schreiner trugen sie grauleinene Kittel und Schürzen. Plump lachend grüßten sie Tante und Vetter und fingen dann gleich an, unmäßig zu essen; ohne ein Wort zu reden, stopften sie sich ununterbrochen gewaltige Stücken Brot in den Mund und tranken dazu laut schlürfend den heißen Kaffee aus riesenhaften Töpfen. In stolzem Wohlgefallen lächelnd sahen die Eltern ihnen zu und freuten sich ihrer Stärke und Tüchtigkeit. Als sie mit ihrer reichlichen Mahlzeit fertig waren, klopfte der Ohm Basielken lachend auf die Schulter und sagte, er solle mal mit seinen Jungens in die Werkstatt gehen und sehen, was sie da machten. Aber Basielken fürchtete sich und klammerte sich wieder an die Hand der Mutter, die er eben erst losgelassen hatte.

„Nein, nein . . . nicht allein . . . ich hab' Angst, Mutter muß mitgehen . . ."

Der Ohm und die Jungen lachten ihn aus.

„Was, Angst in die Werkstatt zu gehen? Haha, ist das 'n Küken!" und sie wollten ihn gewaltsam mit fortziehen. Aber der Kleine begann zu weinen, und selbst seine Mutter konnte ihn nicht bewegen, mit den beiden Burschen allein zu gehen. Erst als er sah, daß sie ihnen folgte, ließ er sich dazu überreden, und auch dann noch widerstrebend.

In der Werkstatt ein paar Schritte hinter den Jungen zurückbleibend, sammelte Beeldeken endlich ihren ganzen Mut, um den wahren Zweck ihres Besuches zur Sprache zu bringen.

„Ach, hört mal, Siez und Urzula, ich muß euch schnell etwas sagen, da wir gerade allein sind," und mit ängstlichem, dumpfem, gehetztem Ton erzählte sie von dem traurigen Vorfall.

„Sakerlot, Sakerlot," fiel ihr der Bruder ein paarmal ins Wort, bedenklich den Kopf schüttelnd, „und was willst du nun mit ihm tun?" fragte er, als sie ihre Erzählung beendet hatte.

„Ach, ich hab' gedacht, daß ihr ihn vielleicht für ein Weilchen nehmen könnt," antwortete sie demütig und erstickte einen Seufzer.

Da kraute sich der Mann heftig den Kopf und verzog das Gesicht, während die Frau erschrocken ausrief:

„Ach du meine Güte!"

„'s ist nicht möglich, nicht möglich, wir haben keinen Platz," sagte er endlich, „unser Häuschen ist zu klein, jeder Winkel schon besetzt."

„Ich kann ja Reinildeke wieder mitnehmen," warf das zitternde Beeldeken schüchtern ein. Aber heftig wiesen die beiden Eheleute diesen Vorschlag ab.

„Ach, wo denkst du hin, sie ist hier so gut aufgehoben und so zufrieden, und sie lernt hier das Geschäft. Später kann sie sich vielleicht selbst mal 'nen Laden aufmachen."

Und plötzlich begriff die arme Frau sehr wohl, daß ihnen daran lag, ihre Tochter zu behalten, weil sie Nutzen von ihr hatten, und nicht Basielken, der ihnen mehr Last als Hilfe sein würde.

„Geh' doch mal zu Mie-Therese, die hat Platz die Menge," meinte der Bruder. Und da ihr keine Wahl mehr blieb, beschloß sie, seinen Rat zu befolgen und den Jungen nach Sint-Maria-Arpoela zu bringen, wo die Schwester ihres seligen Mannes wohnte.

Sie ging mit Basielken in die Küche zurück, wo Bruder und Schwägerin ihr mit viel Freundlichkeit nochmals Trank und Speise aufzudrängen suchten, um so ihre hartherzige Weigerung ein wenig zu mildern. Doch sie lehnte alles ab, und nach kurzem, hastigem Abschied von Reinildeke, die wieder mit Käufern im Laden stand, gingen sie fort.

Digitized by Google

Die Sonne stand hoch am Himmel und brannte heiß auf sie hernieder, während sie zwischen baumlosen, wallenden Kornfeldern dahinschritten. Doch das malerische Dörfchen, das sie bald erreichten, lag im kühlen Schatten; und gleich am Eingang desselben, an einer Krümmung des Wegs, stand Mie-Thresens Haus. Es gewährte einen gar freundlichen Anblick mit seinen weißgetünchten Mauern, den altertümlichen, gemalten Blumen längs des Giebels, den grünen Fensterläden, dem grellroten Ziegeldach und den schattigen vier alten, prächtigen Linden zu beiden Seiten der bogenförmigen kleinen Tür. Die Fenster standen weit offen, und schon vom Wege aus sah die Mutter ihr Leontientje, die mit hochroten Wangen an dem leuchtend weißen Plättisch mitten in dem hellen Zimmer stehen. Der ganze Raum war angefüllt mit blendend weißer Wäsche, die überall umherhing und -lag, und auf welche die leise sich wiegenden Lindenblätter in krausen, grünen Licht- und Schattenspielen wunderliche Spitzenmuster zu werfen schienen.

Als sie sich dem offenen Fenster näherten, sah Leontientje auf, und mit einem Freudenschrei setzte sie ihr Plätteisen nieder und kam herausgeflogen. Auch Tante Mie-Threse war sofort da, mit einem großen runden Kaffeetopf kam sie aus dem Hinterhause, und auch sie war freudig überrascht, sie da so unerwartet zu sehen. Basielken, jetzt viel weniger ängstlich und mißtrauisch, ließ sich von der fröhlichen, lachenden Schwester mit nach draußen unter die duftenden Linden führen, und Beeldeken nahm hastig die Gelegenheit wahr, nun auch ihrer Schwägerin die traurige Tatsache zu erzählen.

„Mannsleute kann ich hier nicht gebrauchen, das ist unmöglich, er würde uns unsere Wäsche verschmutzen," antwortete Mie-Threse mit bedächtigem Kopfschütteln und einem sehr bestimmten Ausdruck in den großen, blauen Augen. „Aber ich weiß zufällig einen guten Posten für ihn; der Bauer Walle, für den wir alles waschen und plätten, sucht einen Kuhhirten. Vor noch nicht zehn Minuten war er hier im Haus, und es soll mich wundern, wenn er nicht noch hinten im Fuchs sitzt. Komm' mit, wir wollen selbst nachsehen."

„Ach du lieber Gott, soll ich ihn denn gleich so unter fremde Menschen geben!" seufzte Beeldeken unter Tränen.

„Was willst du anders machen?" antwortete Mie-Threse. „Ich habe für dich getan, was ich konnte, als ich Leontientje zu mir nahm; aber Mannsvolk kann ich hier nicht gebrauchen, sag' ich dir. Also schnell, komm mit, daß wir ihn noch treffen."

Und sie zog Beeldeken mit sich hinter das Haus durch einen kleinen Garten, dessen Tür auf das Wirtshaus hinausführte. Basielken hatte, während er mit der Schwester vor der Tür spielte, ihr schnelles Verschwinden nicht bemerkt. Die arme Mutter aber erkannte auch hier, wie zuvor bei dem Bruder, daß man Leontientje gern behielt, um sie auszunützen, daß man sich aber hütete, ihren kleinen Jungen zu nehmen, der noch zu nichts zu gebrauchen war.

„Er ist noch da, ich hör' ihn schon," sagte Mie-Threse, als sie sich dem Wirtshaus näherten. Durch eine Hintertür und einen schmalen Gang gelangten sie ins Gastzimmer; gleich beim Eintreten sah Beeldeken einen Mann, eine Art Riesen mit blauem Kittel und langer Peitsche am Schanktisch stehen, in lärmendem Gespräch mit einer Frau, die ihn bediente. Als die beiden Frauen näher traten, drehte er sich um und kam lachend auf sie zu, ein tropfendes Glas Jenever in der Hand. Beeldeken fuhr fast erschrocken zurück vor diesem großen, dicken Mann mit dem roten Gesicht, den wässerigen Glotzaugen und dem sabbernden Tabaksmund.

„Haha, kommst auch'n Gläschen trinken?" schrie er Mie-Threse entgegen. „Womit kann ich dich traktieren?"

„Ich komm' dir'n Kuhhirt bringen," rief sie laut, als spräche sie mit einem Tauben.

„Wen denn, das Frauchen da?" lachte der Bauer, auf Beeldeken zeigend.

„Ihren Sohn."

„Was?" fragte er, seine dicke, blaurote Hand trichterförmig ans Ohr legend.

„Ihren Sohn, sag' ich," schrie Mie-Threse.

„Ach so! . . . ist er auch kein Dieb?" fragte er nun plötzlich ernst, mit wichtiger Miene.

„Bist wohl nicht klug! Er ist der Sohn meiner Schwägerin," rief Mie-Threse entrüstet.

Digitized by Google

Und sie erklärte dem entsetzten Beeldeken schnell, daß der vorige Hirt wegen Diebstahls weggeschickt worden war.

„Na, denn ist's gut, er soll kommen," beschloß der Bauer.

„Willst ihn sehen? er ist hier," fragte Mie-Threse.

Beeldeken zitterte am ganzen Körper und warf ein, daß ihr Junge noch gar nichts davon verstände. Doch darum kümmerte sich der Bauer absolut nicht. Der Junge sollte nur am nächsten Morgen kommen, dann würde er ihn ja sehen. Er leerte sein Glas und bestellte noch eins. Dann drang er in die beiden Frauen, sie mußten auch ein Gläschen annehmen, Anis oder Pfeffermünz, wie es ihnen beliebte, um auf gegenseitige Gesundheit zu trinken. Darauf ließ er sie gehen.

„Ach, sag's ihm noch nicht, wart' noch ein bißchen, nachher will ich's ihm selbst sagen," flehte Beeldeken, während sie durch das Gärtchen wieder zurück gingen.

„Aber er muß es doch wissen," meinte Mie-Threse.

„Ja," seufzte Beeldeken, „aber nicht jetzt gleich, und laß mich's sagen. Ach Gott, ach Gott, er wird sich totweinen, wenn er's hört."

Sie gingen wieder ins Haus, in das freundliche weiße Zimmer, wo die Kinder schon auf sie warteten. Leontientje plättete; Basielken aber war wieder argwöhnisch geworden und schaute mit ängstlichen Blicken nach der offenen Hintertür. Als er seine Mutter sah, lief er auf sie zu und ergriff ihre Hand. Sie setzten sich und mußten wieder Kaffee trinken, obgleich Beeldeken versicherte, daß sie den bereits bei ihrem Bruder bekommen hätten. Sie konnte wieder nichts essen, ihre Kehle war wie zugeschnürt von trauriger Bewegung. Der Kleine aber, müde und hungrig, hieb ordentlich in die dicken Butterstullen ein, die auf einer Ecke des weißen Tisches inmitten der vier großen Kaffeetöpfe aufgehäuft waren. Doch Mutters Hand ließ er nicht los, und während sie über allerlei sprachen, merkte Beeldeken plötzlich, daß ihr Junge auf seinem Stuhl eingeschlafen war. Ach, das war ein Ausweg! Sie machte ihrer Schwägerin ein Zeichen und flüsterte:

„Er schläft. Willst du ihn bis morgen hier behalten? Ich werde jetzt nach Hause gehen."

Mie-Threse machte erst eine Bewegung, als wollte sie es ablehnen.

„Ach bitte, bitte, tu's doch," flehte Beeldeken schluchzend, „behalt ihn nur die eine einzige Nacht, und bring' ihn morgen zum Bauern. Das ist alles, um was ich dich bitte."

Da nickte Mie-Threse bejahend. Leontientje, die von dem ganzen Vorfall nichts ahnte, machte große, erstaunte Augen. Langsam zog Beeldeken ihre Hand zurück, aber er erwachte halb und hielt ihren Zeigefinger noch in der kleinen geschlossenen Faust. Sie blieben alle dabei totenstill, mit starr auf ihn gerichteten Blicken. Sein Köpfchen fiel seitwärts auf die linke Schulter, der Mund öffnete sich halb; er schlief wieder ruhig. Ein Wagen fuhr rasselnd vorbei, doch er erwachte nicht. Da wand Beeldeken langsam ihren Finger aus seiner Faust, die halb geöffnet aufs Knie zurückfiel. Sie stand auf und schritt leise hinaus, den traurigen Blick auf ihr Kind gerichtet. Unbeweglich blieben Mie-Threse und Leontientje sitzen.

„Auf später, und schreib' mir bald, wie alles abgelaufen ist," flüsterte Beeldeken mit unterdrücktem Schluchzen.

Mie-Threse nickte gelassen; Leontientje aber wurde dunkelrot, und dicke Tränen kamen ihr in die Augen, die sonst stets so heiter und sonnenklar waren.

„Scht!" mahnte streng die Tante, und das Mädchen beherrschte sich mit aller Willenskraft.

Das arme Beeldeken stand an der Tür; auch ihr hageres Gesicht war feuerrot geworden, und die stumpfen, traurigen Augen waren mit Tränen gefüllt. Noch einmal sah sie ihn an, wie er bewegungslos schräg auf seinem Stuhl saß, während die grünlichen, zitternden Schatten der Lindenblätter auf seinem Gesichtchen spielten; und plötzlich durchzuckte sie die Vorstellung, daß ihr Kind tot sei, und daß all dies blendende Weiß, das ihn wie ein Leichentuch umgab, ihn bald ganz verhüllen würde.

Sie biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten und lief hinaus. Ein letztes Mal

Digitized by Google

noch sah sie von draußen durch das offene Fenster hinein. Er hatte sich nicht gerührt, fest und ruhig schlief er. Die Tante blickte ihn still an, den Zeigefinger auf dem geschlossenen Mund, und Leontientjes liebes Gesicht war in stille Tränen gebadet. Dann winkte sie mit der Hand ein letztes Lebewohl und floh . . .

* * *

Es war spät, als sie wieder in das Schloß zurück kam; scharf und düster hoben sich die hohen Türme und die schweren Baumkronen von dem dunkeln Horizont ab, der im Westen noch rötlich leuchtete.

Was nun? Wohin nun? Ihr einsames Häuschen flößte ihr jetzt ein unsagbares Grauen ein; sie ging hinein, lief aber gleich wieder ins Freie, als jage sie eine fremde Gewalt hinaus . . .

Es war Nacht geworden, eine herrliche, still feierliche, klare Sommernacht. Die Nachtigallen sangen ihre süßen sehnenden Weisen, träumerisch zirpten die Grillen im Grase, und hoch über den dunkeln Wäldern stand am funkelnden Sternenhimmel die stille Mondsichel in rötliches Licht getaucht, wie ein in Blut getränktes Schwert.

O, wohin, wohin nun? Ziellos wanderte sie durch die Dunkelheit, und plötzlich stand sie an der hinteren Schloßmauer, wo Azalien und Jasminbüsche betäubenden Duft ausströmten. Da stand sie vor dem Feinde, der ihr alles genommen hatte, ihren Mann, ihre Kinder, ihren Wohlstand; da lag das mächtige Ungeheuer, das sie ihr ganzes Leben lang so sehr gefürchtet hatte, dieser Riese mit all den Kuppeln und Türmen, und sie stand daneben in ihrer Nichtigkeit, wie ein niederer Wurm, ohnmächtig in ihrem Schmerz und ihrem Haß.

O, wie sie ihn plötzlich anschwellen, ihn groß und mächtig werden fühlte, diesen Haß, in ihrem kleinen, schwachen, unbeholfenen Körper. Wie brauste er in ihr auf mit wildem, stürmischem Rachedurst, während sie nun an ihr letztes, schweres Opfer dachte, während sie daran dachte, daß sie nun alles verloren hatte, weil da oben ein Mann herrschte, mächtiger als alles Recht und alle Liebe, allmächtig wie ein grausamer, unerbittlich unbarmherziger Tyrann! Ein wildes Stöhnen entrang sich ihrer Brust, und machtlos hob sie die geballten schwachen Fäuste gegen ihren Feind empor. Ach, wenn sie nur könnte, wenn sie nur könnte! Denn nun, wo sie alles, alles verloren hatte, war ihre Furcht vor dem Schlosse geschwunden; nun würde auch sie wagen, es voll Verachtung zu schmähen, es zu beleidigen und heraus zu fordern, wie die Köchin, die Diener und der Kutscher es taten. Aber die waren stark, und sie war schwach; das Schloß konnte ohne jene nicht bestehen, doch sie war hier entbehrlich; von ihren Launen hing es ab, klein und niedrig wurde es vor ihnen, doch für sie blieb es der Riese, auf sie, deren es nicht bedurfte, sah es von seiner Höhe herab wie auf ein nutzloses Gewürm, das im Staube kriecht.

Und über ihre Ohnmacht seufzend, wandte sie sich ab; sie fühlte sich plötzlich wieder so klein, so schwach und elend, vollends erschöpft nach dem mächtig aufbrausenden Zorn. Niedergedrückt und überwunden schwankte sie zurück nach ihrer verlassenen, einsamen Hütte am Waldesrand, die sie ja wohl noch als eine große, gnädige Wohltat ihres Herrn betrachten mußte, und in der sie morgen wieder — nun ganz allein — den rauhen Kampf ums Leben fortsetzen würde . . .

Digitized by Google

Wie erzieht das Haus für das soziale Leben?

Von

Helene von Forster.

Nachdruck verboten.

Wer im Reflexionswinkel steht und mit beobachtenden Augen hinausschaut in das Weben und Wirken der Zeit, alte Lebensformen zu neuen sich umformen, auf alten, zertrümmerten Anschauungen neue sich aufbauen und sich ausgestalten sieht, wer erkennt, wie viel Lebenskraft und Lebensenergie einzelner bei dieser Ausgestaltung Verwertung findet, der wird in sich den kräftigen Anstoß fühlen, den diese Beobachtungsweise seinem Tun und Handeln gibt. Nicht als ein Untätiger wird er abseits stehen können, sondern es als eine zwingende und heilige Notwendigkeit empfinden, hier, wo alle Kräfte sich regen, auch seine Kraft einzusetzen, um bei der Fundamentarbeit für dieses Neue Mithelfender zu sein, und wäre es auch nur, um zu dem Zukunftsausbau ein Sandkorn herbei zu tragen. Er wird mit Ernst sich fragen nach der Art, wie seine Arbeit von seinem Können aus zu leisten ist, und er wird nach den Grundsätzen forschen, nach denen sie geleistet werden muß, soll sie überhaupt fördernd und fruchtbringend sein.

Welches nun wären diese Grundsätze?

Von allen den Fragen, die gegen Ende des vergangenen Jahrhunderts aufgeworfen, erörtert und ungelöst in dieses Jahrhundert mit übernommen wurden, ist die brennendste und umfassendste, eine Frage, die heiß umstritten, nach deren Lösungsmöglichkeiten mit der größten Leidenschaftlichkeit gesucht wurde, und die doch ihrer Lösung am fernsten steht, die große soziale Frage. Sie ist so stark in den Vordergrund getreten, beherrscht so sehr alle Richtungen und alle Parteien, und die Gemüter so vieler, die berufen und so vieler, die nicht berufen sind, daß sie schon unserem Jahrhundert die Prägung gab und daß es bereits in seinen Erstlingsjahren von führenden Geistern als das soziale Jahrhundert von seinen Vorgängern unterschieden wurde.

Die soziale Frage. Zeitströmungen laufen in ihr zusammen, aus der Zeit gehobene Denkwerte sind in ihr lebendig. Aus ihr wird das Neue aufquellen, das unter der Sonne der Menschenliebe blühen und groß werden soll; aus ihr heraus werden die Grundsätze erwachsen, nach denen alle Arbeit zum Wohle der Gesamtmenschheit und zur Förderung jenes Neuen geleistet wird. Und jeder an dieser Frage unternommene Lösungsversuch wird das Herbeitragen eines Steinchens zur Festigung der zyklopischen Grundpfeiler bedeuten, die das Neue tragen sollen. Wenn wir an das Werden des Neuen, als an ein Umbilden, Umformen, an ein Umwerten alter Anschauungen denken, wenn wir nicht glauben, daß durch Zerstören erreicht werden kann, was positiven Anstrengungen versagt bleibt, wenn wir auf Grund dieser

Digitized by Google

Gedanken uns fragen, wo mit jenen Lösungsversuchen am ehesten einzusetzen wäre, wird die Antwort lauten: auf dem Gebiet der Erziehung. Und wenn die Frau, die ihren Blick auf das Haus gerichtet hält als auf einen Platz, den sie beherrscht, eine Wollende ist, die es jene Versuche zu machen drängt, so wird ihr das Haus als die Stätte erscheinen, auf der nach Lösungsmöglichkeiten in erster Linie zu forschen sei. Damit wird sie über die Art ihrer Arbeit sich klar werden.

Nun ist aber gerade, soweit man bei dem Auflegen sozialreformatorischer Pläne und bei der Erörterung sozialreformatorischer Gedanken auf die Erziehung zurückgriff, der laute Ruf nach Verstaatlichung der ganzen Erziehung entstanden. Also nicht das Haus ist als der Platz angesehen worden, der den fruchtbaren Boden zur Pflanzung und Pflege neuer Ideenkeime abgeben könnte, sondern der Wunsch nach Lostrennung des Zöglings von Haus und Familie ist größer und dringender geworden. Zu untersuchen, inwieweit das Lautwerden dieses Rufs durch historische und politische Zeitverhältnisse bedingt ward, oder wie er bei Betrachtung trauriger Mißstände geweckt wurde, würde zu weit führen. Es hieße auch zu sehr in Einzelheiten sich verlieren, wollten wir die Aussprüche pädagogischer Autoritäten wie Wilhelm von Humboldt, Schleiermacher, Herbart u. a. gegen die Staatserziehung ausführlich hier zitieren. Nur die eine Tatsache möchten wir hervorheben, daß allein bei Anerkennung der absoluten Notwendigkeit einer Umgestaltung von außen nach innen von einer breiteren Ausdehnung einer staatlichen Erziehungsmacht das Heil erwartet werden kann. Wer an eine Reformierungsarbeit von innen nach außen denkt, wird diese Macht eher beschränkt als ausgedehnt wissen wollen.

Bei der heutigen Gestaltung des Staates und bei den Nutzwerten, die noch für ihn in Betracht kommen, kann er nicht die Register für die Einzeltöne ziehen, aus denen die Klänge zu späteren Harmonien sich zusammensetzen werden. „Der Staat blickt nicht auf das Innere." „Er braucht Soldaten, Beamte und dergleichen", sagt Herbart, „und prüft jeden auf seine Leistungsfähigkeit. Der Schwächere tritt ihm vor dem Stärkeren zurück; die Mängel des einen werden ihm durch die Vorzüge des andern ersetzt." Anders die Familie. In dem engen Kreis, den sie beherrscht, bei dem Einfluß, dem sie dem einen auf den andern ermöglicht, bei der Rücksichtnahme, die sie von dem einen für den andern fordert, bei den Grenzbestimmungen, die sie treffen muß, damit nicht das Recht des einen an dem Recht des andern sich stoße, muß es für sie direkt Selbsterhaltung bedeuten, wenn sie auf die Pflege der feinen Gesinnungen hinwirkt, aus denen heraus sich allein soziale Reformen gestalten können. Freilich bei einer realistischen Auffassung dieser Selbsterhaltung werden nur die wirtschaftlichen Nutzwerte in Betracht kommen, das Aufgreifen günstiger Gelegenheiten zur Erhöhung des materiellen Besitzes, ein Streben, das in vielen Fällen geradezu zu einem Ersticken der sozialen Empfindungen führen müßte. Es birgt in sich die Lockung über alles Vernünftige hinauszugehen und großgezogen und unterstützt durch erzieherische Maßnahmen kann es auf die Beziehungen der Familienmitglieder untereinander verderblich und vernichtend einwirken. Damit wird es für den Wesenskern der Familie nicht als ein Wachstum förderndes sondern viel eher als ein zerstörendes Element angesehen werden müssen. So tritt die idealistische Auffassung, daß für diesen Wesenskern die Kräftigungsmittel auf sittlichem Gebiet in erster Linie zu suchen seien, in den Vordergrund.

* * *

Digitized by Google

Was heißt nun sozial erziehen? Es heißt im Einzelnen ein feines Gerechtigkeitsgefühl erwecken, das die Grundlage zu späterer sozialer Gesinnung bilden muß, es heißt „unter der Sonnenwärme der Menschenliebe den sozialen Geist pflegen und zur Erstarkung bringen". Daß bei diesem Vorgehen in erster Linie der kleinere Kreis der Familie sich zu dem größeren, den das Haus bedeutet, erweitert, liegt in der Natur der Sache. Inwieweit aber kann eine nach diesen Prinzipien geleitete Erziehung des Einzelnen eine Erziehung für das soziale Leben genannt werden? Hier wird wieder die realistische Auffassung der idealistischen entgegenstehen.

Im Lichte der realistischen hieße für das soziale Leben erziehen, auf die dort sich weitenden Tätigkeitsfelder nur als Eroberungsgebiete hinweisen, geeignet, den Platz, den der Einzelne behaupten muß, durch Mehrbesitz zu vergrößern. Es hieße auf die Sümpfe, die in der breiten Öffentlichkeit sich dehnen, nur den Blick lenken, um auf die Gefahren, die sie bieten, aufmerksam zu machen, es hieße auf die Grenzpfähle, hinter denen das Recht anderer liegt, nur hinzeigen, so weit es die Klugheit gebietet, die da lehrt, daß es für den Einzelnen günstiger ist, sie im gegebenen Moment geschickt zu überspringen.

Im Licht einer idealistischen Auffassung aber hieße es, die Tätigkeitsfelder betrachten lehren mit dem Wunsch, auf ihnen mit Arbeit und Fleiß *für die Allgemeinheit* den Boden zu verbessern, es hieße die Sümpfe zeigen, um die Kraft zu erwecken, die es einzusetzen gilt um sie auszutrocknen, es hieße auf die Grenzpfähle, die das Recht anderer schützen, deuten, damit der heranwachsende Mensch in ihnen unübersteigliche Schranken erkennen lernt.

Nur die idealistische Auffassung kann uns hier beschäftigen, weil wir das „für das soziale Leben Erziehen" doch fassen wollen als ein „zum Besten des sozialen Lebens" Erziehen. In wieweit kann nun die Einzelpersönlichkeit zum Besten des sozialen Lebens, d. h. zur Förderung des Wohles der Gesamtheit beitragen? Nicht nur in soweit sie Kenntnisse und Fertigkeiten für die Kulturarbeit einsetzen kann, sondern in erster Linie durch den sittlichen Wert, den diese Kenntnisse und Fertigkeiten durch eine ideale und vornehme Gesinnung erhalten. Diesen sittlichen Wert zu geben, ist das Haus der gebotene Platz. Aus der Stellung der Hausgenossen zu einander, aus dem Verhältnis ihrer Rechte zu ihren Pflichten, aus der wechselseitigen Auffassung der von ihnen vollzogenen Arbeit, kann für des Hauses jugendliche Mitglieder eine Fülle von Vorbildlichem und von Lehrreichem entnommen werden. Betrachtet man aus sozialpädagogischem Gesichtswinkel den Kreis der Erscheinungen, die das Haus beherrscht, so ergeben sich eine Reihe von Forderungen, die für alle häusliche Erziehungsarbeit die Richtung geben sollten.

„Weckt in den Kindern," möchten wir allen zurufen, die in solcher Arbeit stehen, „das warme Gefühl für den Nächsten, lehrt sie Ernst machen mit dem Grundsatze der Nächstenliebe. Führt sie mitten hinein in das Reich der Ideen der Zukunft, laßt sie an diesen großen Ideen und Plänen sich begeistern, und scheut nicht davor zurück, daß diese Ideen Euch einmal unbequem werden, die gesellschaftliche Stellung der Familie gefährden, Stunden, die euer Kind vielleicht euch widmen würde, rauben könnten, oder das Kind mitfortreißen werden auf Bahnen, da ihr ihm nicht zu folgen vermögt. Bedenkt, auch Christus hat zu seiner Mutter gesagt, als er seine großen Wege ging: ‚Weib, was habe ich mit dir zu schaffen', und Maria nahm es hin mit einem sanften Herzen. Laßt, wenn Eure Kinder zu den Besitzenden gehören, nie das

Digitized by Google

Triumphgefühl des Bessergestellten in ihnen aufkommen, lehrt sie, wie viel größer ihre Menschenpflichten werden, sind sie an einen Platz gestellt, der ihnen die Erfüllung dieser Pflichten leicht macht. Schätzet Knaben und Mädchen gleich und zeigt ihnen, daß ihr in ihnen, wenn auch nicht gleichartige, so doch gleichwertige Menschen erkennt. Laßt sie beide die gleiche Ausbildung genießen, d. h. diejenige Ausbildung, die ihre Fähigkeiten erheischen. Führt ihnen aus allen Ständen des Volkes Spielgenossen zu, und lehrt sie die Sprache des Volkes zu verstehen.

Erzieht sie zu gesunden und starken Menschen. Wahrt sie vor dem Genuß des Alkohols und macht sie auf dessen schädliche Folgen aufmerksam. Erzieht sie zu sittlich reinen Menschen. Es wird euch nicht schwer werden, wenn ihr Knaben und Mädchen gleichschätzt. Der Knabe, der das Mädchen im Hause wahrhaft ehren lernt, wird es außer dem Hause nicht entwürdigen. Es wird euch nicht schwer werden, wenn ihr sie in der richtigen Art belehrt, wenn ihr in ihnen das ästhetische Gefühl so stark macht, daß sie das Unsittliche als etwas Häßliches empfinden, wenn ihr den Knaben zu rechter Zeit und in der rechten Weise auf die große Verpflichtung aufmerksam macht, die er der Menschheit gegenüber hat.

Erzieht die Kinder zu einfachen Sitten. Lehrt sie die praktischen Kenntnisse, die ihnen das Haus nur zu geben vermag, und lehrt sie richtig. Weckt in ihnen die echte vaterländische Gesinnung, indem ihr ihnen sagt, daß die Pflichten gegen das Vaterland darin bestehen, daß man seinem Volke nützt, daß man die Klassengegensätze, die Bildungsgegensätze zu mildern bestrebt ist. Lehrt sie das Kleid des Arbeiters nicht mit Mißachtung betrachten, und lehrt sie die Arbeit lieben und ehren in jeder Form. Lehrt sie das rechte Wohltun, das Anspruch auf Dank nicht begleiten darf. Lehrt sie, daß es mit Takt und Zartsinn ausgeübt werden muß. Weckt in ihnen nicht die Furcht und die Scheu vor dem Verkommenen und Elenden, sondern ruft in ihnen das Mitleid wach, aber nicht jenes Mitleid, das Verzweiflung schafft und tatenlos macht, sondern das Mitleid, das zur Hilfe drängt und die Tat gebiert. Lehrt sie das alles in der frischen, fröhlichen Weise, wie sie der Aufblick zu Idealen giebt! Früh muß dies große Ziel der häuslichen Erziehung ins Auge gefaßt werden. Die kleinsten und scheinbar geringfügigsten Dinge können Schritte zu ihm hin oder von ihm weg bedeuten.

Gedankenlos appelliert der Erzieher häufig genug an den Egoismus des Kindes, um es zu beeinflussen. Kleinen, essensunlustigen Kindern pflegt man, um sie zum Essen anzuregen, mit Anspielung auf ein anderes Mitglied des Hauses immer wieder vorzusagen: „Nein, die Suppe gehört nicht dem und dem, die gehört dem Kindchen ganz allein!“ oder man stellt ihm die Spieltiere um den Teller und schlägt danach unter dem Ausruf: „Nein, nein, das Kätzchen, das Hündchen bekommt garnichts! Das gehört alles dem Kind“; schon diese scheinbar unwichtigen Vorgänge sind geeignet, in dem kleinen Wesen selbstsüchtige Triebe zu wecken. Das Erzählen und das Beloben seiner kleinen Aussprüche und Leistungen in seiner Gegenwart stärkt diese Triebe. Das beliebte „zum Schein kosten“, wenn das Kind von seinen Eßwaren an andere abgeben will, ein Scheinmanöver, das das Kind natürlich rasch durchschaut, gibt ihm die ersten vagen Vorstellungen darüber, daß man durch Geben vom Eigenen kein Opfer von ihm fordern will, und daß Verzicht auf eigenen Genuß nicht ernstlich von ihm verlangt wird. So lernt es oberflächlich und gedankenlos geben.

Das Besprechen der Fehler von im Hause verkehrenden Personen, der kleinen Sünden der Spielgenossen des Kindes, oder der Mängel der Dienstboten des Hauses

Digitized by Google

in seiner Gegenwart legt den Grund zu häßlichen Vorurteilen, mit denen belastet es später seinen Mitmenschen entgegen tritt. Ich kenne Eltern, die vor ihren Kindern das Wort „Dienstboten" oder das Sammelwort „Leute" überhaupt nicht gebrauchen, sondern von ihren Mitarbeitern sprechen.

Standesunterschiede kennt das Kind nicht, wenn wir ihm nicht eigens den Blick dafür schärfen, und es weiß auch nichts von jenen Standesvorurteilen, wenn wir sie nicht künstlich in ihm wachrufen. Hüten wir uns, sie in die jungen Seelen zu legen. Wilde und häßliche Triebe sprossen, wo sie wirken. Klassenhaß und Massenhaß gärt auf an allen Enden, weil sie in der heranwachsenden Generation schon lebendig sind. Und doch werden nur dann, wenn sie sich mildern, die tiefen Risse sich zu schließen beginnen, die zwischen den einzelnen Volksschichten klaffen. Mißächtliche Bemerkungen über den Angehörigen einer anderen Klasse, wegwerfende Äußerungen über Schlechtgekleidete des Arbeiterstandes und im gegensätzlichen Fall höhnische, spottende, böse Worte über Angehörige der oberen Klassen genügen, diese Standesvorurteile wachzurufen.

Die in den Schulbüchern allenthalben vorkommenden kleinen Geschichten, in denen Standesunterschiede besonders hervorgehoben werden, Schilderungen, die den Sinn für das Wohltun wecken sollen, ziehen jene Vorurteile künstlich groß. Sie sollten aus den Lesebüchern verbannt werden. Des Kindes Seele reagiert fein, wohl viel feiner, als wir im allgemeinen annehmen. Sie erfaßt das Klassenbewußtsein, das den Schilderungen solches gespreizten Edelmuts zu Grunde liegt und macht es sich unbewußt zu eigen.

Um es vor Überhebung zu wahren, lehre man das Kind Bitte und Danke sagen zu jedermann ohne Unterschied der Person. An kleinen Tiergeschichten werde es ihm anschaulich gemacht, wie eine gute Behandlung bessernd auf scheinbar schlimme Fehler einwirken kann. So werde ihm z. B. erzählt, wie eine Katze ihre Naschhaftigkeit dadurch verlor, daß sie regelmäßig und gut gefüttert wurde, wie ihre Falschheit keine Falschheit gewesen, sondern nur Scheu und Angst vor Menschen, die sie quälten, stießen und verfolgten, wie sie bei braven Kindern ein gutes, treues Tier geworden usw. Dadurch wird es auf Entwicklungsmöglichkeiten aufmerksam. Auch alle jene Tierschilderungen, die mit fertigen Urteilen enden wie: Die Katze ist falsch! Der Esel ist ein faules Tier! Der Ochse ist dumm! Das Schwein ist schmutzig! sollten aus den Schullesebüchern der Schulen ausgeschaltet werden.

Sehr früh sei das Kind in praktischen Fertigkeiten, wie sie das Haus am besten gibt, unterwiesen.

Das Mädchen lerne schon im frühesten Kindesalter putzen, fegen, waschen, bügeln, und wenn es heranwächst, kleine Kinder pflegen, auch wenn diese nicht im Hause sind. Der Knabe lerne mit Hammer, Beil und Säge, mit Bohrer, Feile und Kleister umgehen; aber auch das Mädchen übe sich in diesen kleinen Handfertigkeiten, während der Knabe lernen muß, es nicht als eine Schande anzusehen, wenn er einmal ein Zimmer kehren soll oder einen Flecken auf dem Boden aufwaschen. Das Erlernen dieser kleinen Fertigkeiten, dieser praktischen Arbeiten ermöglicht nicht nur im Leben ein leichteres Sichzurechtfinden, es befähigt auch später zu sozialer Hilfstätigkeit, bewahrt vor der Unterschätzung der arbeitenden Klassen und leitet nicht auf den bequemen Ausweg, eine Arbeit, die man nicht ausführen kann, gering zu achten und den, der sie leistet, von oben herab anzusehen. Die Abneigung der Kinder vor Kranken,

Digitized by Google

das Grauen vor einer Wunde helfe man ihnen frühzeitig überwinden mit Milde und Geduld und lehre sie, wenn Blut fließt, beispringen und verbinden.

Auf die Armut sei das Kind früh hingewiesen, aber nicht mit der Bemerkung, daß sie der Schlechtigkeit Gefährtin sei, sondern mit dem Bestreben, ihm klar zu machen, wie viel sittliche Größe sich sehr oft mit ihr eint. Auch im Bettler lerne es den Menschen achten, das gibt ihm später die Kraft, das Gute, das Wahre, das im edelsten Sinn Reinmenschliche aus seinem Nebenmenschen hervorzulocken und sich durch Schlechtes und Häßliches nicht abstoßen, nicht schrecken, nicht verbittern zu lassen; das trägt ihm fruchtbare, lebenspendende Gesinnungen zu. Im Wohltun lerne das Kind, wenn auch ein schwieriges, so doch ein glückschaffendes Tun erkennen, das heimlich und leise geübt werden muß, um andere nicht zu verletzen.

Wie die Kunde von einer starken erzieherischen Tat mutet es uns an, was uns von dem Philosophen und Pädagogen Lazarus erzählt wird. „Die beste Schule der Wohltätigkeit war ihm das Elternhaus. Als einst sein Vater, ein unermüdlicher Anwalt der Bedürftigen, einem armen Fischer zu einem neuen Rock verhelfen wollte, ließ er sich denselben auf den eigenen Leib machen, damit der künftige Besitzer dem Schneider verborgen bliebe. Dann schickte er seinen Sohn in die nur mit einem Drücker verschließbare Wohnung des Fischers, während dieser auf dem Markt war. „So deutlich," berichtet Lazarus, „als ob es gestern geschehen, erinnere ich mich, daß ich das lebhafte Gefühl, mit welchem ich den Heimweg zurücklegte, als einen Vorgeschmack der ewigen Seligkeit betrachtete."

Ist es nicht gut, den Kindern solche Seligkeiten zu schaffen?

Das Mitempfinden der Kinder, ihre Hilfsbereitschaft werde geweckt im Hinweis auf die traurigen Erscheinungen, wie wir sie in den Gesunkenen, den Verkommenen und ganz Elenden sehen; und es werde in ihnen geweckt mit Gedanken, wie sie aus dem Dichterwort hervorgehen:

„Es zehrt an aller Mark der Sünde flammend Feuer,
Ein jeder ist verschuldet jeder Tat
Und trägt auf seiner Seele ungeheuer,
Was jeder je an Schuld und Frevel tat."

Unsere Lesebücher führen immer noch eine Reihe von Geschichten, aus denen eine harte und pharisäische Auffassung von Schuld und Elend spricht. Ein kleines Mädchen, erzogen in sozialen Gedanken, bekam als Thema des zweiten Schulaufsatzes eine Geschichte zu erzählen, in der die Treue eines Hundes dadurch bewiesen wurde, daß er seine Herrin durch Gebell auf den unter ihrem Bette versteckten Dieb aufmerksam machte. Mit diesem Gebell rief er Leute herbei, die den Dieb erschlugen. Als die Kleine bis zu dem Dieb gekommen war, erklärte sie mit Tränen in den Augen: „Den leg' ich nicht drunter." Von ihrer Mutter befragt, warum sie das nicht schreiben wolle, sagte sie: „Weil ein Dieb doch etwas so Trauriges ist; seine Eltern haben ihm doch nicht gesagt, wie er es besser machen soll. Er hat vielleicht Hunger gehabt, da hätte man ihm etwas zu essen geben sollen, aber man darf ihn doch nicht mit Knüppeln totschlagen." Hatte das Kind nicht ein richtiges Empfinden?

Nicht an Feinheit der Seele wird der jugendliche Mensch einbüßen, der durch die rauhe Schule der Wirklichkeit geht, aber er wird an tiefen, großen und starken Empfindungen gewinnen, die allein das Leben lebenswert machen. Er hat die Wahrheit geschaut, er wird nicht vor ihr zurückschrecken, er wird nach ihr suchen und forschen,

Digitized by Google

wird an ihr sich stählen und in ihr handeln lernen, und er wird zu einem kraftvoll Schaffenden erwachsen, der durch seine Arbeit Werte für das soziale Leben herbeiträgt. Er wird diese Arbeit achten und lieben lernen, wird sie als sein bestes Teil erkennen, wird fühlen, wie sie ihm Kraft gibt und seine Kraft erhält. Sozialpädagogik und individualistische Erziehung sind hier Kreise, die sich berühren, denn für sich gewinnt an sittlichen Begriffen, für sich gewinnt an Vertiefung des religiösen Gefühles, wer den sozialen Geist in sich lebendig werden, wer sich von ihm durchdringen läßt. Für sich gewinnt an ästhetischen Empfindungen, wer sich durch große Ideen und Gedanken begeistern läßt, für sich gewinnt an Glück, wer den Glauben an das Ideale in sich großwachsen fühlt.

Wer Augen hat zu sehen und Ohren hat zu hören, der vernimmt, wie an den Mauern des Hauses das soziale Leben brandet. Er sieht, wie dort die Menge sich drängt und schiebt. Er sieht, wie die, die in den vordersten Reihen stehen, ängstlich sich mühen, ihren Platz zu hüten, denn vor ihnen dehnt sich die breite Straße; sie atmen die freie Luft, sie blicken empor zu den Menschheitshöhen. Aber er sieht auch die rückwärts Stehenden schieben und stoßen und drängen, er sieht ihre bleichen Gesichter sehnend erhoben, er versteht, wie auch sie jenen Weitblick gewinnen möchten, wie auch sie sich sehnen nach dem frischen Luftzug, wie auch sie an die breite Straße wollen, und er sieht im Schieben und Drängen manch einen niedergetreten und andere über ihn hinwegschreiten, er hört die Untertöne des Schmerzes, das Wimmern der Elenden.

Aus dem Hause nun sollen die Samariter und Samariterinnen hinausziehen, um auf die Wunden am Menschheitskörper die Finger zu legen, aber nicht um sie weiter aufzureißen, sondern um sie sorgsam zu untersuchen und vorsichtig zu pflegen, bis sie heilen. Das Haus soll der Tempel werden, von dem die Priester und Priesterinnen ausgehen, die den sozialen Frieden predigen.

Die Forderung einer sozialen Erziehung ist nicht neu. Sie ist von einer Reihe von Pädagogen gepredigt worden. Aber man ist noch weit davon entfernt, ihre Erfüllung als das Ziel der erzieherischen Tätigkeit im Hause aufzufassen, und es ist noch nicht ins Volksbewußtsein gedrungen, daß sie von allen Forderungen auf dem erzieherischen Gebiet die herrschende sein müßte. Wäre sie das, so wäre unsere Bewegung nicht entstanden. Das feine Gerechtigkeitsgefühl, das den keimfähigen Boden gibt für soziale Empfindungen und soziales Handeln, hätte es nicht geduldet, daß dem einen Teil der Menschheit die Entwicklung all' seiner Fähigkeiten auf jede Weise ermöglicht wird, während man bei dem andern das Sehnen darnach künstlich zum Verkümmern brachte. Die Sittlichkeitsbegriffe, die auf jenem keimfähigen Boden erwachsen mußten, sie hätten die doppelte Moral nicht aufkommen lassen, sie hätten das soziale Gewissen geschärft und hätten der Anschauung zum Siege verholfen, daß nur auf einem sittlich reinen Grund, den beide Eltern dem Sein des Kindes geben, ein sittlich wahrhaft hochstehender Mensch erwachsen kann, und daß auch seelische und und geistige Vererbungsmöglichkeiten neben den körperlichen auf den ehernen Tafeln eingeschrieben sind, auf denen die Vererbungsgesetze stehen. Den Vorzug, den die Frau genießt, dadurch daß sie zur Mutter berufen ist, hätte man ganz anders zu werten verstanden. Man hätte erkannt, daß sie durch ihre weibliche Eigenart, durch ihre Leidenskundigkeit vor allem befähigt ist, die feinen Linien des Verstehens zwischen den einzelnen Volksschichten zu ziehen, daß sie auserwählt und berufen ist, durch ihre

Digitized by Google

Erziehungsarbeit Arbeit für die Allgemeinheit zu leisten und daß sie diese Arbeit leisten muß, wenn die Probleme der Gegenwart sich nicht immer tiefer und tiefer verwirren sollen. Wie hätte man sich gemüht, ihre Eigenart immer feiner auszugestalten, sie zu einer sittlich und geistig selbständigen Persönlichkeit erstarken zu lassen. Man hätte ihr nicht den geistigen und körperlichen Zwang angetan, der sie auf eine niedere Stufe der Entwicklung herabgedrückt. Für die Zeichen der Zeit hätte man ihr Verständnis geweckt. Das Leben hätte man sie bis in seine feinsten Regungen verstehen gelehrt; man hätte vor ihr das Tor geöffnet, das auf die breite Straße führt und hätte nicht ihren sehnenden Ruf: „Macht doch das Tor auf, macht es doch auf," solange unerhört verhallen lassen.

Aber andere Zeiten dämmern herauf.

Man beginnt die Brücke zu schlagen, die die Kluft zwischen der rauhen Wirklichkeit und dem geträumten Land der Zukunft überspannen soll.

Die ersten Pfähle, die sie tragen sollen, sind schon eingerammt. Der Hammer dröhnt, ein singender Klang schwirrt durch die Welt. Das ist der Ton, der auf die Dissonanzen, die rings um uns aufschrillen, wirken wird, bis sie sich lösen in feine wohltuende Harmonien einst in einer fernen reichen Zukunft!

Des Kohlenzeitalters Anfang und Ende.

Von

Paul Scheffler.

Nachdruck verboten.

Weltuntergangsprophezeihungen, vor drei-, zweihundert Jahren noch vielbeliebt und gläubig hingenommen, — die aufgeklärte Menschheit von heute traut ihnen nicht mehr. Als Wettermeister Falb, der kürzlich erst Verstorbene, vor vier Jahren einen solchen Weltuntergang ansagte, einen naturwissenschaftlich frisierten sogar — die Erde sollte am 13. November 1899 mit einem der drei Tempelschen Kometen zusammenstoßen und von dem Anprall in Stücke gehen, — da machten selbst die spekulativsten amerikanischen Konfektionäre nur mäßige Geschäfte mit ihren Anpreisungen engelweißer Gewänder, in denen die Gläubigen das Weltende würdig erwarten sollten. Über die Möglichkeit oder richtiger Unmöglichkeit einer mehr oder weniger nahe bevorstehenden, alles Leben auf Erden ertötenden Abkühlung des Sonnenballs hat uns vor fünfzig Jahren schon Helmholtz beruhigt. Wenn auch die Sonnentemperatur, wie neuerdings berechnet worden, nur 7000—10000° betragen soll und durch die fortgesetzte gewaltige Wärmeausstrahlung eine jährliche Abkühlung um 29° erfahren müßte, so bewirkt die fortschreitende Zusammenziehung der Sonnenmasse andererseits eine entsprechende Temperaturerhöhung, so daß unser lebenerhaltendes Taggestirn noch mindestens 4 Millionen Jahre in der gegenwärtigen Stärke weiter strahlen und vielleicht erst in 30 Millionen Jahren auf dem Punkte angelangt sein wird, den er-

Digitized by Google

littenen Wärmeverlust nicht mehr einholen zu können. Wenn aber erst nach 30 Millionen Jahren der kritische Zeitpunkt eintritt, da, nach Dubois-Reymonds drastischem Ausspruche, „der letzte Eskimo trauernd am Aquator beim Scheine einer Tranlampe friert," so braucht uns Menschen von heute und auch von morgen und übermorgen das wirklich nicht zu kümmern; im Hinblick auf eine solche kleine Ewigkeit mag getrost das berüchtigte „après nous le déluge" gelten.

Anders ists schon, wenn ein Naturforscher wie der englische Chemiker William Crookes die Befürchtung ausspricht, daß die Menschheit dem Verhungern nahe sei. Schon jetzt reichen die Erträgnisse aller getreidebauenden Länder nicht mehr aus, um den Bedarf an Weizenbrot zu bestreiten. Der Fehlbetrag konnte bis zum Jahre 1895 noch durch die Vorräte der früheren überreichlichen Ernten gedeckt werden. Aber schon 1897 genügten diese zum Ersatz des Defizits von rund 145 Millionen Hektolitern nicht mehr, es fehlten daran 37 Millionen Hektoliter, und so mußten $6^1/_2$ Millionen Menschen bereits hungrig bleiben. Wir müßten, meinte Crookes, entweder durch erhöhte künstliche Düngung den Ertrag der 163 Millionen Acker Weizenboden der Erde entsprechend steigern, wozu aber die vorhandenen Vorräte an Natronsalpeter nicht ausreichen würden, so daß wir auf Mittel bedacht sein müßten, ihn künstlich aus dem in unerschöpflicher Fülle in der Luft vorhandenen Stickstoff mittels Elektrizität herzustellen, oder aber wir müßten daran gehen, die Produktionsfähigkeit der Tropen für uns nutzbar zu machen, sei es durch Getreidebau, der noch auf ungeheuren Flächen dort möglich wäre, sei es durch den Anbau von Früchten, die, wie die Banane, derartig ertragreich sind, daß ein Acker Bananen z. B. 133 mal so viel Nährstoff liefert wie ein gleich großes Weizenfeld.

Der Unkenruf des englischen Gelehrten, den dieser auf der 1898er Jahresversammlung britischer Naturforscher erschallen ließ, ist ziemlich eindruckslos verhallt. Vielleicht sagte man sich mit Recht, daß die Zunahme der Brotesser nicht für alle Zeiten in demselben raschen Tempo erfolgen würde wie in den letzten dreißig Jahren, in denen sie sich fast um das Doppelte vermehrten; daß mit der Grenze, die der Ertragsfähigkeit der Erde gesteckt wäre, auch dem Anwachsen der Menschheit ein natürliches Ziel gesetzt sein würde.

Schwerer als die große Welthungersnot droht der künftigen Menschheit die Kohlennot. Und zwar nicht die Kohlennot, die wir jetzt schon allwinterlich erleben durch Preistreibungen, Syndikate, Unternehmerringe und Grubenarbeiterstreiks, und der wir mit einem Schlage entgehen könnten, wenn wir uns zur Verstaatlichung der Kohlenbergwerke entschlössen, sondern die richtige „Weltkohlennot", die Erschöpfung aller irgend zugänglichen Steinkohlenlager der Erde, das völlige Versiegen dieser Bodenschätze infolge der unglaublichen Verschwendung, die wir mit ihrem Verbrauche betreiben. Immer zahlreicher werden die Stimmen ernster Forscher und praktischer Fachleute, daß wir, wenn auch noch nicht so bald, so doch immerhin in absehbarer Zeit die letzte Tonne Steinkohle werden verbrannt haben. Und dann? Alle die Vorschläge, die bisher gemacht worden sind für den Fall, daß dereinst das Ende der Steinkohlen da sein würde, laufen darauf hinaus, in einer großartigen Nutzbarmachung der mechanischen Naturkräfte, namentlich der natürlichen Wasserstürze, Ersatz zu schaffen, wenn es nicht etwa einer späteren Zukunft gelingen sollte, die Sonnenwärme direkt in Arbeit umzusetzen, ein Verfahren, das jährlich einhalbmillionenmal soviel Energie für die Menschheit verfügbar machen würde, als die Kohlenproduktion der

Digitized by Google

ganzen Erde. Ist doch die Energiemenge, die der Erde als Sonnenwärme zugeführt wird, so groß, daß sie hinreichen würde, in einer Stunde einen die Erde umgebenden Wassermantel von 2½ cm Dicke zum Sieden zu erhitzen, oder in einem Jahre eine die Erde einhüllende Eisschicht von 35 m Höhe zu schmelzen. Und dabei gelangt von der ganzen, der Sonne entstrahlenden Wärmemenge nur der zweitausendmillionste Teil zur Erde, alles übrige geht in den Weltenraum hinaus. Aber auch das Arbeitsvermögen, das in den atmosphärischen Niederschlägen steckt, ist ein so respektables, daß es die verbrannten Kohlenstoffmengen auf unabsehbare Zeit zu ersetzen vermöchte. Prof. Reuleaux schätzt es auf 100000 Millionen Pferdestärken; und wird hiervon nur der tausendste Teil für die mechanischen Betriebe gerettet, so können wir der Kohlen gern entbehren.

Daß es mit der Kohlenherrlichkeit einmal ein Ende nehmen würde, müßte man sich eigentlich schon nach dem naturphilosophischen Grundsatze sagen, wonach nur das ohne Ende ist, was auch keinen Anfang gehabt. Der Anfang des modernen Steinkohlenverbrauchs, der bald zur skrupellosen Vergeudung ausartete, liegt aber erst ein Jahrhundert zurück, denn er begann genau mit der Erfindung der Dampfmaschine. Bis dahin war die Verwendung der „schwarzen Diamanten", wie Maurus Jokai die Steinkohle genannt hat, eine so sparsame gewesen, daß wohl noch in Jahrhunderttausenden oder gar Jahrmillionen die vorhandenen Vorräte nicht zu erschöpfen sein würden. Aus dem Funde eines Ornamentbruchstückes von Cannelkohle an der schottischen Küste will der englische Geologe Lyell die Bekanntschaft des Menschen mit der Kohle auf etwa 5000 Jahre schätzen. Der Mensch der Steinzeit scheint in England schon einen primitiven Kohlenbergbau betrieben zu haben, der sich natürlich auf die obersten zutage tretenden Schichten beschränkte. Theophrast, der im 4. Jahrhundert v. Chr. lebte, erwähnt die Kohle als ein von den Schmieden und Erzgießern geschätztes Brennmaterial, das namentlich in den Bergwerken von Bena gewonnen werde, aber auch in der griechischen Landschaft Elis und im fernen Ligurien. Bis ins 3. Jahrhundert v. Chr. soll der Gebrauch der Steinkohlen bei den Chinesen nachweisbar sein. Marco Polo, der berühmte Reisende des Mittelalters, fand die Verwertung der „schwarzen Steine" als Brennmaterial im Reiche der Mitte schon ganz allgemein vor; das war also im 13. christlichen Jahrhundert. Die erste historisch zuverlässige Erwähnung der Kohle haben wir in der Chronik der Abtei von Peterborough aus dem Jahre 852, worin berichtet wird, daß ein Lehnsmann dieses Klosters verpflichtet worden sei, den Mönchen u. a. auch 60 Ladungen Holz und 12 Ladungen Kohle jährlich zu liefern. Im 13. Jahrhundert war die Kohle von Newcastle bereits Handelsartikel, und Anfang des 14. muß ihre Anwendung auch in London schon allgemein gewesen sein, denn Gegner der Steinkohlenfeuerung setzten beim Parlament einen Antrag durch, König Eduard I. zum Verbot der Benutzung von Kohlen für London und seine Vorstädte zu veranlassen. Im Jahre 1306 erließ der König auch tatsächlich ein solches Verbot, „weil die Bürger den schwefligen Rauch und Geruch nicht vertragen mochten." Kaum zwanzig Jahre später wurden die „Seekohlen von Newcastle" freilich wieder in der Hauptstadt und sogar im Königlichen Palaste gebrannt, obgleich sich die Frauen Londons verschworen hatten, keine Speisen zu essen, die über Steinkohlenfeuer bereitet waren. Das Verbot wurde fast drei Jahrhunderte später von der Königin Elisabeth zeitweise wiederholt. In Paris verschmähten noch vor zweihundert Jahren die besseren Köche die Kohlenfeuerung.

Digitized by Google

Und die Frauen widerstrebten ihr, weil sie vom Kohlendunst eine schädliche Wirkung auf den Teint befürchteten.

In Deutschland ist sehr früh Torf gebrannt worden. Denn schon Plinius erzählt von den Chauken im heutigen Oldenburg: „Sie holen mit ihren Händen aus der Tiefe der Sümpfe Erde herauf, trocknen und verbrennen sie, um ihre Speisen zu bereiten und ihre von der Kälte erstarrten Glieder zu erwärmen." Von der Torfverwendung bis zur Nutzbarmachung der in Deutschland gerade vielfach zutagetretenden Flötze war wohl nur ein kleiner Schritt. Die wendischen Sorben scheinen die Zwickauer Kohle im 10. Jahrhundert bereits kunstgerecht abgebaut zu haben. Auch den Zwickauern wollte eine Polizeiverordnung von 1348 die Steinkohlenfeuerung verbieten, weil sie die Luft verpeste. Aus jener Zeit stammen auch die frühesten Nachrichten über den Kohlenbergbau im Ruhrgebiet; der im Saarbecken hat erst 1529 und der schlesische erst kurz vor dem dreißigjährigen Kriege begonnen. In Böhmen wurde 1550 die erste Braunkohlengrube und 1580 das erste Steinkohlenbergwerk eröffnet. Belgien hat seine reichen Kohlenschätze schon im 11. Jahrhundert abzubauen begonnen. In London hatte sich um 1700 der Kohlenverbrauch gegen das Jahr 1600 verzehnfacht.

Aber erst mit der Erfindung der Dampfmaschine, also seit Beginn des 19. Jahrhunderts, ist der Kohlenkonsum zu der Höhe gestiegen, von der wir sobald wie möglich wieder werden herabgehen müssen, wollen wir nicht in wenigen Jahrhunderten mit unserm Reichtum abgewirtschaftet haben. Noch der französische Sozialist Fourier (1772—1837) hatte, als er ganz richtig eine neue Zeit heraufkommen sah, die neue Kräfte zur Bewältigung des steigenden Güterverkehrs notwendig machte, auf die kuriose Idee verfallen müssen, Löwen und Walfische zu dressieren, um stärkere Zugtiere zu Lande und zu Wasser zu haben als Pferde, Kameele und dergl. Heute treiben wir mittels der Steinkohle Dampfmaschinen bis zu 50 000 Pferdestärken.

Wie sehr die Dampfmaschine und die ins Riesige wachsende Eisenindustrie von vornherein mit der Kohle aufräumte, geht daraus hervor, daß schon 1831 in England die Frage auftauchte, wie lange die vorhandenen Vorräte wohl ausreichen würden. Und eine damals eingesetzte Kommission berechnete den Kohlenreichtum Großbritanniens auf 148 Billionen Kilo. Im Jahre 1901 wurde er nur noch auf 90 Billionen geschätzt. Allein in den letzten zehn Jahren hat die englische Kohlenförderung eine Steigerung um fast 63 000 Millionen Kilo erfahren und 1902 die Höhe von mehr als 227 Millionen Tonnen à 1000 Kilo erreicht. In Deutschland ist es mit der Steigerung des Kohlenverbrauchs nicht viel anders gewesen: in den letzten zehn Jahren vermehrte er sich um 45½ Prozent, nämlich von 73 852 600 auf 107 436 000 Tonnen. Und so in der ganzen Welt. Hatte 1800 die Weltproduktion an Kohle erst 12 Millionen Tonnen betragen, so hundert Jahre später, 1899, bereits 720,6 Millionen. Mit der Masse Steinkohlen, die wir jährlich der Erde entnehmen, könnten wir 40 Kubikkilometer Wasser vom Eispunkt bis zum Siedepunkt erhitzen. Und verteilten wir diese Wärmemenge gleichmäßig auf alle Menschen der Erde, deren man 1900 rund 1611 Millionen zählte, so träfe auf jeden einzelnen so viel Wärme, daß er täglich 67 Liter Wasser von 0° zum Sieden bringen könnte. Nahezu ein Drittel dieses ganzen Kohlenquantums wird heute von den Vereinigten Staaten Nordamerikas geliefert, von Großbritannien das zweite, kleinere Drittel, ein halbes Drittel von Deutschland. Auf diese drei größten Kohlenproduzenten entfallen fast 80 Prozent

Digitized by Google

aller geförderten Kohle. Aber während Nordamerika erst angefangen hat, in so großartigem Maßstabe an dem unheimlichen Wettrennen in der Vergeudung seiner Bodenschätze teilzunehmen, und wohl noch ein Jahrtausend und länger mit seinen mehr als 500 000 Quadratkilometern Kohlenfelder reicht, gehen die englischen, die nur 23 000 Quadratkilometer Ausdehnung haben, nach einer neuerlichen Berechnung seitens der Society of Arts bereits in 200 Jahren ihrer Erschöpfung entgegen. Und so groß ist die Besorgnis jenseits des Kanals, daß im Januar 1902 abermals eine wissenschaftliche Kommission von der britischen Regierung zur Feststellung der verfügbaren Kohlenschätze eingesetzt worden ist, deren Berechnungen noch ausstehen. Hat doch der französische Geologe Eduard Lozé kürzlich erst angegeben, daß der konkurrenzfähige Kohlenbergbau in England sogar schon mit dem Jahre 1950 sein Ende erreicht, wenngleich die Ausbeutefähigkeit nach seiner Ansicht auch noch 375 Jahre vorhält. Für Deutschland hat der Oberbergrat R. Nasse 1893 eine umfassende Berechnung angestellt und gefunden, daß wirtschaftlich, also die Förderkosten deckend, noch 112 Milliarden Tonnen Kohle bei uns anstehen. Und zwar giebt er für die voraussichtliche Erschöpfung folgende Jahre an: 1990, also noch in diesem Jahrhundert, Königreich Sachsen; hundert Jahre später, nämlich 2090, das Wurmgebiet; 2140 Niederschlesien; 2385 das Ruhrgebiet, 2647 Oberschlesien, welche letzteren beiden mit ihren 50 bezw. 45 Milliarden Tonnen den weitaus größten Anteil am deutschen Kohlenbestande haben; am spätesten, erst 2763, das Saargebiet mit seinen 10 Milliarden Tonnen. Etwas günstiger fällt eine Berechnung des Bergrats Schulz aus, der 1899 die Erschöpfung des Ruhrbeckens erst auf das Jahr 3100 ansetzte und das oberschlesische Kohlenbecken sogar als „unerschöpflich nach unseren Begriffen" bezeichnete.

Jedenfalls geht aus alledem hervor, daß für Europa wenigstens, und speziell für das bisher größte europäische Kohlenland, Großbritannien, in immerhin absehbarer Frist das „Zeitalter der Verbrennung", wie der Tübinger Professor Clemens Winkler kürzlich die Spanne Menschheitsgeschichte genannt hat, die sich der Steinkohle bedienen durfte, beendet sein würde, wenn nicht der Vorrat der außereuropäischen Länder, namentlich Chinas mit seinen meist noch unerschlossenen 600 000 Quadratkilometern Kohlenfelder, aber auch Sibiriens und Afrikas jenes Ende noch um ein bis zwei Jahrtausende hinausschöbe. Zwar der berühmte englische Physiker Lord Kelvin hat gemeint, ein solches Ende könne es überhaupt nicht geben, denn es gebe garnicht soviel Sauerstoff in der Erdatmosphäre, um alle vorhandene Kohle zu verbrennen. Wir würden daher eher als an Erschöpfung der Kohlenvorräte an Sauerstoffmangel zugrunde gehen, also ersticken. Ja, wenn wir in der bisherigen Weise in der Verbrennung von Kohle fortschritten, würde dieser Zeitpunkt, da der Atmosphärensauerstoff verbraucht und die Menschheit elend den Erstickungstod sterben müßte, bereits in 400 Jahren eintreten. Nun, dann hätten wir erst recht allen Grund, den maßlosen Verbrauch an Kohle einzuschränken, aus dem vor hundert Jahren begonnenen „Zeitalter der Verbrennung" uns möglichst wieder zurückzuflüchten in jene Periode, da die Steinkohle noch nicht der fast ausschließliche Wärme- und Kraftspender war.

Und darin hilft uns ja schon jetzt in großartigster Weise die Wunderkraft der Elektrizität, zu deren Erzeugung wir nichts weniger als auf die Energie der Steinkohle angewiesen sind: wo ein Wasserlauf ist mit starkem Gefälle, läßt sich Elektrizität billiger erzeugen als durch Verbrennung von Kohle. In Italien werden heute schon

Digitized by Google

von den 650 000 Pferdestärken, mit denen die Maschinen des Landes arbeiten, 300 000 dem Wasser entnommen und nur 350 000 den Dampfmaschinen mit Kohlenfeuerung. Ungenutzt hat es noch über fast 3 Millionen Pferdekräfte zu verfügen. In Amerika ist man fortschreitend darauf bedacht, die großartigen Wasserfälle des Landes elektrisch auszunutzen. Die Schweiz, Frankreich, Skandinavien haben noch ungezählte nicht genutzte Wasserkräfte zur Verfügung. Deutschland ist darin mit am schlechtesten daran.

Umsomehr sollten wir anfangen, mit unseren Kohlenschätzen sparsam zu wirtschaften, mit denen wir vor allen europäischen Staaten einen bedeutenden Vorsprung haben, sodaß, wenn wegen des eingetretenen Kohlenmangels der Weltverkehr und die Weltindustrie längst von England z. B. fort und nach Amerika und China hinübergewandert sein mag, Deutschland immer noch im Wettbewerbe der Völker mitsprechen könnte. Im kleinen schon wäre zu beginnen: Sündigt man doch, wie Prof. Winkler ausführt, bereits in Haus und Küche in haarsträubendster Weise an dem kostbaren Gut: an den ganz zweckmäßig konstruierten eisernen Regulieröfen öffnet man die Türen völlig zwecklos, ruiniert oft schon bei der erstmaligen Benutzung die Verschlüsse und jagt so den größten Teil der darin entwickelten Wärme zum Schornstein hinaus ins Freie.

Unvergleichlich bedeutender freilich, als solche Verschwendung aus Leichtsinn ist diejenige, die wir vorläufig noch begehen müssen, notgedrungen, weil unsere Technik noch so unvollkommen ist. Werden doch in unseren Dampfmaschinen, Lokomotiven usw. kaum 15 Prozent, meist sogar nur 10 Prozent von der Energie der darin zum Verbrennen gebrachten Kohle in mechanische Arbeit umgesetzt. Erst ganz neuerdings ist es dem Charlottenburger Professor Josse gelungen, eine „Abwärmekraftmaschine" zu konstruieren, bei der durch Ausnutzung des Auspuff- oder „Abdampfes" bis zu 40 Prozent der verwendeten Kohle zur Kraftleistung herangezogen werden. Auch an die rationelle Ausnutzung der Hochofengase wird man gehen müssen. Der Franzose Gustave Gin hat berechnet, daß dadurch allein auch wasserarme Länder schon mit wasserreichen würden konkurrieren können. Prof. Winkler bezeichnet es geradezu als ein Gebot der höheren sittlichen Vernunft, der zwecklosen Vergeudung fossiler Kohle mit aller Kraft entgegenzutreten. Je länger ein Land das Ende seiner Kohlenvorräte wird hinausschieben können, sei es durch zweckmäßigere Ausnutzung der Verbrennungswärme, sei es durch Erschließung anderer Energiequellen, um so länger wird es seinen wirtschaftlichen Niedergang aufhalten, der unweigerlich eintreten muß, wenn es mit seinen Kohlenvorräten ausgewirtschaftet hat; denn die Kultur zieht der Kohle nach. Und wenn dann auch an anderer Stelle neue gewaltige Industriestätten aufblühen, in China, in Afrika, den Steinkohlenländern der Zukunft — das alte Europa wird abgeblüht haben, wie die Wälder der grauen Urzeit, die einst seine sträflich verschwendeten Kohlenschätze schufen. Es sei denn, daß in Italien und Skandinavien, der südlichen und nördlichen Halbinsel, die unerschöpflichen Wasserkräfte auch für unsern Kontinent neue und schönere, weil rauch- und dunstfreie Kulturmittelpunkte geschaffen haben werden. Der Kohle, aus der wir allzuschlecht genutzte Kräfte zogen, mag dereinst das Ende bereitet sein, im fallenden und steigenden Wasser haben wir sie immer wieder neu.

Digitized by Google

Frauenlöhne.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Thomas Hood schildert das Los einer Näherin in seinem Lied vom Hemde mit den Worten:

„Schaffen — Schaffen — Schaffen —
Und der Lohn? Ein Wasserhumpen,
Eine Kruste Brot, ein Bett von Stroh,
Dort das morsche Dach — und Lumpen!
Ein alter Tisch, ein zerbrochner Stuhl,
Sonst nichts auf Gottes Welt!
Eine Wand so bar — 's ist ein Trost sogar,
Wenn mein Schatten nur drauf fällt."

Diese Worte können noch heut als Gleichnis für die Entlohnung der meisten Frauen dienen. Welchen Erwerbszweig auch die Einzelne erwählen mag — wenn sie nicht zu den wenigen Glücklichen gehört, die für eine Ausnahmestellung auserwählt sind, so pflegt sich ihr Lohn so niedrig zu halten, daß sie zwar vielfach die nackten Existenzbedürfnisse befriedigen, aber sich nicht ein menschenwürdiges, sorgloses Dasein schaffen kann. Wenn ein französischer Schriftsteller die Lage der arbeitenden Frauen Frankreichs in einem Werk geschildert hat, dem er den Titel „Frauenlöhne — Frauenelend" gab, so könnte man mit gutem Recht diesen selben Titel über eine Schilderung der Lage der arbeitenden Frauen in der ganzen Welt setzen. Während es ganz undenkbar erscheint, von Männerlöhnen schlechthin zu sprechen, irgend einen gemeinsamen Gesichtspunkt zu finden, unter dem ein solches Thema behandelt werden könnte, zeigen die Löhne der Frauen in den verschiedensten Berufssphären die traurige Gemeinsamkeit eines so auffallenden Tiefstandes, daß sich uns die Pflicht aufdrängt, nach den Ursachen dieser Tatsache zu forschen und Mittel zur Beseitigung zu suchen.

Die schlechte Entlohnung der Frauenarbeit — sei es Fabrik- oder Heimarbeit, sei es die Leistung der Handelsangestellten oder der Lehrerin — ist unter zwei Gesichtspunkten zu würdigen. Es ist einerseits zu untersuchen, ob die Entlohnung der meisten Frauen ausreicht, um den Unterhalt in standesgemäßer Weise, d. h. dem gewohnten Klassenbedarf entsprechend zu decken; und es ist ferner in Betracht zu ziehen, ob die Frauen für gleiche Leistungen gleichen Lohn wie die Männer empfangen. Beide Fragen müssen — das ist das Resultat aller auf diesem Gebiet vorliegenden Arbeiten — mit Ausnahme weniger Berufsgruppen entschieden verneint werden.

Zunächst soll die Tatsache, daß die Entlohnung der Frauenarbeit meist nicht hinreicht, um die Grundlage der Existenz abzugeben, um einen vollen Entgelt für den Einsatz der Arbeitskraft zu gewähren, etwas näher beleuchtet werden. Die wirtschaftliche Ungeheuerlichkeit, daß eine große Gruppe von Arbeitern für längere Zeit die volle Arbeitskraft an Arbeitgeber verkauft, ohne dafür einen Preis zu bekommen, der die Kosten der Erhaltung der Arbeitskraft vollständig deckt, diese Ungeheuerlichkeit wird bei den arbeitenden Frauen täglich von neuem zur Wahrheit. Das eherne Lohngesetz würde — sofern es überhaupt Geltung hätte — an den arbeitenden Frauen zu Schanden werden; denn es kann kein Zweifel darüber herrschen, daß der Lohn eines großen Teils der arbeitenden Frauen sich dauernd unter dem Existenzminimum hält.

Digitized by Google

Wo man die Bilanz der Ausgaben und Einnahmen zieht, überall zeigt sich ein Defizit, auch wenn die Ausgaben auf das sparsamste und knappeste berechnet werden.

Dieses Mißverhältnis ist nur dadurch zu erklären, daß ein großer Teil der arbeitenden Frauen nicht ausschließlich auf das Einkommen aus ihrer Arbeit angewiesen ist, und daß die anderen, die bei dieser Lebensweise zu Grunde gehen müssen, durch immer nachdrängende Scharen täglich ersetzt werden. Wer nur einen Zuschuß zum Familieneinkommen zu verdienen braucht, wie viele Hausfrauen und Haustöchter, der wird durch den niedrigen Lohn selbst nicht so sehr geschädigt, wie er andere schädigt. Aber die alleinstehende erwerbende Frau trifft ein hartes Los. Ihr Leben bedeutet entbehren und entsagen, sorgen und mühen, kämpfen und darben. Es gehört die größte Kunst einer im Rechnen und Sparen begabten Frau dazu, um im Budget einer großstädtischen Arbeiterin das Soll und das Haben auszugleichen. Und die klaffende Lücke, die trotz aller Bemühungen bleibt, das Manko auf der Seite des Habens, das jede zuverlässige Berechnung der Wirtschaftsführung einer solchen Arbeiterin zeigt, das wird bestätigt durch die früh alternden, elend aussehenden, schlecht ernährten Frauengestalten, denen wir in den Fabrikvierteln der Städte begegnen. Sie findet ihren Ausdruck in den zahlreichen Erkrankungen an Bleichsucht, an Magenleiden, an Schwindsucht, deren Ursache häufig in der Unterernährung der arbeitenden Frauen zu suchen ist.

Das Existenzminimum einer großstädtischen Arbeiterin wird von Dr Wilbrandt[1]) auf 600 Mark jährlich berechnet; das Einkommen bleibt dauernd in den meisten Branchen — für die jüngeren Arbeiterinnen in allen — dahinter zurück. Der durchschnittliche Wochenverdienst einer Arbeiterin in der Berliner Papierindustrie beträgt 10 Mark, der Mannheimer Fabrikarbeiterinnen 8 Mark, der badischen Zigarrenarbeiterinnen 7½—10 Mark. Näherinnen in Berliner Wäschefabriken stehen sich auf 9—10 Mark, Knopfloch-Handarbeiterinnen auf 6—7½ Mark. Im allgemeinen kann man einen Jahresverdienst von durchschnittlich 500 Mark feststellen; er schwankt zumeist zwischen 400—600 Mark. Damit soll nicht gesagt sein, daß höhere Verdienste nicht vorkommen, aber diese Zahlen sind durch einzelne Ausnahmefälle von höheren Löhnen nicht zu widerlegen. Höhere Löhne kommen teils in einigen Gewerben vor, die einen besonderen Kräfteaufwand oder die besonders schwierige gelernte Arbeit erfordern wie in der Plätterei, der Buchdruckerei, oder in Berufen, in denen der Zudrang der Arbeiterinnen ein sehr geringer, zeitweise ungenügender ist, wie im Dienstbotenberuf. Hier muß die Aufgabe der Freiheit, die von den Mädchen gefordert wird, mit einem im Verhältnis zur Entlohnung anderer Frauen hohen Arbeitsentgelt aufgewogen werden. Aber diesen günstigen Ausnahmefällen stehen andere gegenüber, die Löhne weit unter dem Durchschnitt aufweisen. Von oberschlesischen Bergarbeiterinnen wird berichtet, daß ihr Jahresverdienst auf 300 Mark zu berechnen sei, und in einzelnen Teilen Niederbayerns sollen die Löhne der Fabrikarbeiterinnen noch niedriger stehen.

Aber weit trauriger liegen die Lohnverhältnisse schließlich bei den meisten Heimarbeiterinnen, namentlich in der Konfektions-Industrie. Sie bleiben mit ihrem Einkommen meist um 30 Prozent und mehr hinter dem Existenzminimum zurück; und die Frauen, die solchen Erwerb ergreifen, um nicht nur den eigenen, sondern auch den Unterhalt für Angehörige zu verdienen, sehen sich dabei schmählich enttäuscht. Es liegen gerade hierüber amtliche Erhebungen und Preisberechnungen vor. Sie sind oft angeführt worden, haben immer von Neuem Stürme der Entrüstung und Äußerungen tiefsten Mitleids hervorgerufen. Aber eine Besserung hat sich noch nicht erzielen lassen. Es ist nur an die Erhebungen des Reichsamts des Innern vom Jahre 1887 zu erinnern, deren Mitteilungen über die Lohnhöhe noch immer zutreffend sind, was durch Angaben des „Konfektionär" aus den letzten Jahren bestätigt wird. Es wurden — um nur wenige Beispiele anzuführen — für die Anfertigung eines Dutzend Manschetten 0,60—1,10 Mark, für ein Dutzend Kragen 0,50—0,80 Mark, für ein Dutzend mit der Hand gefertigte Knopflöcher 0,10 Mark gezahlt. In der Erfurter Mäntelkonfektion

[1]) Handbuch der Frauenbewegung. Teil IV.

Digitized by Google

übersteigt der Durchschnittslohn der Arbeiterinnen selten 6 Mark wöchentlich. Damenhemden werden nach neueren Angaben mit 1,25—2,00 Mark pro Dutzend, Wirtschaftsschürzen mit 0,60—0,75 Mark pro Dutzend bezahlt.

Wer kann die Tragödien ermessen, von denen diese Zahlen reden! Wer kann die Not und das Elend begreifen, das sie umschließen; die hoffnungslose Verzweiflung — aber auch all die Wut und Erbitterung, die solche Arbeitsverhältnisse hervorrufen müssen. „Wer es vermöchte, nur ein Leben nachzuempfinden, wie es tausendfach gelebt wird" — so sagt Oda Olberg in ihrer Abhandlung über das Elend in der Konfektionsindustrie — „ein Leben, von dessen Elend die trockenen Worte ‚5 Mark Wochenlohn' etwas ahnen lassen; wer im Stande wäre, diesem innerlich Nacherlebten Ausdruck zu verleihen, der hätte wohl für neue Begriffe neue Worte zu schaffen. Viele würden ihn lesen; aber vielleicht würde ihn niemand verstehen; denn es gibt Dinge, die man nicht im behaglichen Salon mit sattem Magen nachempfinden kann."

Wenn man diese Lohnziffern ins Auge faßt, erscheint es erklärlich, daß den meisten alleinstehenden Arbeiterinnen ein Mittagessen für 30 Pfennig in den Volksküchen zu teuer ist. Wilbrandt führt das Budget einer Arbeiterin aus der Berliner Wäscheindustrie an, die 450 Mark jährlich verdient und für Schlafstelle und Ernährung jährlich 412,75 Mark ausgibt, wobei alles aufs sparsamste beschafft wird. Es bleiben demnach für Kleidung, Wäsche und alle übrigen Lebensbedürfnisse — und die Arbeiterin hat geistige Bedürfnisse ebensogut wie die Frau aus anderen Kreisen, oder sollte wenigstens die Möglichkeit haben, sie zu entwickeln und zu pflegen — 37,25 Mark jährlich, ein Betrag, der sie geradezu auf andre Einkommensquellen hinweist. Es liegen denn auch viele Äußerungen männlicher Arbeiter darüber vor, die die Lebensweise der Kolleginnen als absolut ungenügend bezeichnen. Frau Gnauck führt in ihrer bekannten Arbeit über die Arbeiterinnen in der Berliner Papierindustrie die Äußerung an: „Die Arbeiterinnen leben fast nur von Kaffee und Kakao; abends kochen sie Gemüse und Kaffee oder was vom Mittag übrig bleibt. Die Nahrung würde einen Mann in 8 Tagen arbeitsunfähig machen."

Zusammenfassend kann man daher die Frage, ob der Lohn der Arbeiterinnen im allgemeinen so hoch ist, daß sie von ihrem Erwerb leben können, ohne verkümmern und verkommen zu müssen, mit derselben Bestimmtheit verneinen, mit der sie für den alleinstehenden Arbeiter zu bejahen ist.[1])

Damit ist aber der zweite Gesichtspunkt, unter dem die Entlohnungsfrage zu betrachten ist, berührt: die Frage nach der Gleichheit oder Ungleichheit der Löhne bei gleichen Leistungen von Mann und Frau. Ist es vom wirtschaftlichen und menschlichen Standpunkt aus aufs tiefste zu beklagen, wenn Frauen trotz des Einsatzes ihrer ganzen Arbeitskraft keinen vollen Unterhalt aus ihrer Arbeit ziehen, so tritt bei der Forderung eines gleichen Lohnes für gleiche Leistung vor allem das Prinzip der Gerechtigkeit hervor. Das Aussprechen dieser Forderung allein besagt schon, daß die Bewertung der Männer- und Frauenarbeit eine verschiedene zu sein pflegt. Und in der Tat ist auch nicht zu verkennen, daß die Frauen — wenn auch ihre Leistungen und Verrichtungen nur selten denen ihrer männlichen Konkurrenten ganz gleichartig sind — nach einem besonderen niedrigeren Maßstab bezahlt werden.[2]) Solange es eine Frauenbewegung gibt, hat sie denn auch die Forderung nach gleichem Lohn bei gleicher Leistung für Mann und Frau auf ihr Programm gesetzt, und in Deutschland war es der Allgemeine Deutsche Frauenverein, der auch auf diesem Gebiet schon vor 20 Jahren zuerst die Sonde einsetzte. Aber der Gedanke, von dem man sich dabei leiten ließ, war ausschließlich der der Gerechtigkeit, wie denn überhaupt alle auf die Frauenbewegung bezüglichen Fragen zunächst mehr unter diesem Gesichtspunkt behandelt wurden und behandelt werden mußten. Man verlangte Gleichberechtigung in der Ausbildung und Ausübung aller Berufe, Gleichberechtigung vor dem Gesetz

[1]) Wilbrandt a. a. O.

[2]) Ich verweise hierfür auf eine eingehende Untersuchung über die Unterschiede bei der Bezahlung von Männer- und Frauenarbeit und über deren Ursachen, die ich in einiger Zeit veröffentlichen werde.

Digitized by Google

und dem Staat, und man glaubte, all solche Forderungen durchzusetzen, wenn man den Glauben an ihre Gerechtigkeit verbreitete. Aber in Bezug auf die Gleichheit des Lohnes konnte das nicht zutreffend sein. Dieser konnte nicht — wie die Frauen der vorigen Generation glaubten — durch einen Druck auf die Fabrikanten durchgesetzt werden; denn auf dem Arbeitsmarkt herrschen nicht die Ideen der Gerechtigkeit, sondern die des wirtschaftlichen Vorteils.

Und der wirtschaftliche Vorteil bedingte, daß die Arbeitgeber die billigste Arbeit nahmen, die sie fanden; daß sie billige Arbeit nahmen, wo sie sie fanden; und die Frauenarbeit bot sich ihnen tatsächlich — das kann keinem Zweifel unterliegen — immer billiger dar als gleichwertige männliche Arbeit. So hat denn — brutal gesprochen — gerade die Billigkeit der Frau ihr Eingang auf dem Arbeitsmarkt verschafft. Die Frau wurde auf dem Arbeitsmarkt zu einer gefährlichen Konkurrentin des Mannes, nicht etwa nur bei Arbeiten, für die sie geeigneter oder ebenso geeignet war, sondern auch in Gruben und Bergwerken, auf Bauten und in Hüttenwerken, weil sie den Mann unterbot, weil sie als Lohndrückerin auftrat. Deshalb muß die Forderung nach gleichem Lohn für gleiche Leistung, die wir aufrecht erhalten, in erster Linie unseren eigenen Geschlechtsgenossinnen gelten. Unser Bemühen muß darauf gerichtet sein, in unseren eigenen Reihen die Ursachen zu beseitigen, die zu einer ungleichen Entlohnung von Mann und Frau, zur niedrigen Lohnforderung der Frauen führen.

Wenn man die kurze Vergangenheit der Frau auf dem Arbeitsmarkt verfolgt, so ist es leicht zu erklären, daß sie mit geringerem Lohn als der Mann vorlieb nahm, ihre Forderungen niedriger stellte. Jahrhunderte lang haben die Frauen nur im Rahmen des Hauses geschafft; ein Lohnverhältnis, das in Geld ausgedrückt wurde, blieb den meisten fremd, und die isolierten, in Millionen von Einzelhaushaltungen verstreuten Frauen fanden keine Gelegenheit, ihr Solidaritätsgefühl zu entwickeln, das gemeinsame Interesse mit ihren Arbeitsgenossinnen in andren Haushaltungen zu erfassen. Sie waren gewohnt zu arbeiten, und oft schwere, anstrengende und aufreibende Arbeit zu tun; aber sie verrichteten die Arbeit aus Liebe zu ihren Angehörigen, aus Pflicht; vielleicht auch, weil sie nur darin ihre Existenz fanden. Aber sie taten es niemals für Geld; die Arbeit der Hausfrau wird bis auf den heutigen Tag nicht bezahlt, sie wird in Folge dessen auch gering bewertet. Die meisten Frauen bleiben in ihren persönlichen Bedürfnissen durchaus abhängig von ihrem Mann, der sich nicht nur selbst als ihren Ernährer ansieht, sondern auch häufig von Frauen als solcher betrachtet wird, auch wo gar keine Veranlassung dazu vorliegt. Was Wunder denn, daß die Frauen, als die bittre Not einer schweren Zeit sie zur Erwerbsarbeit drängte, ihre Arbeitskraft niedrig einzuschätzen und sie für jeden Preis herzugeben bereit waren.

Die unbezahlte und unbewertete Arbeit der Hausfrau, die geringe Einschätzung ihrer Arbeitskraft war es auf der einen Seite, die die Frauen zu niedrigen Lohnforderungen veranlaßte. Auf der anderen Seite der erbitterte Konkurrenzkampf — nicht nur zwischen Mann und Frau, sondern auch zwischen Frauen untereinander — der durch die wirtschaftlichen Umwälzungen des letzten Jahrhunderts herbeigeführt wurde. Der Kampf um die nackte Existenz, der auf dem Arbeitsmarkt ausgefochten wurde, er nötigte die Frauen, zu Hungerlöhnen zu arbeiten, um ihre Kinder nicht verhungern zu lassen.

Aber ebenso wichtig wie diese beiden Ursachen, ebenso ausschlaggebend für ihre niedrigen Lohnforderungen und für die niedrigen Preisbewilligungen, die man ihnen bot, war die Tatsache, daß die Frauen zunächst nur als ungelernte Arbeitskräfte auf den Markt traten. Als die Maschine die Muskelkraft der Männer vielfach entbehrlich gemacht hatte, spannte die Industrie Frauen und Kinder in ihren Dienst. Und ähnlich lag es in anderen Berufsarten. Den Eintritt in das kaufmännische Gewerbe, in den Staatsdienst, in den Post- und Bahnbetrieb erlangten die Frauen in einer Zeit der fortschreitenden Arbeitszerlegung, die die Heranziehung von wenig oder gar nicht vorgebildeten Kräften möglich machte. Auch zu Lehrerinnen an öffentlichen Schulen wurden Frauen zuerst berufen, nicht weil man an ihre besondere Eignung glaubte, sondern weil es an männlichen Bewerbern fehlte und man daher mit schlechter

Digitized by Google

vorgebildeten Lehrkräften — und das waren die Frauen damals — vorlieb nehmen mußte. Überall hatten die Frauen deshalb den letzten Platz einzunehmen, die niedrigste und schlechter bezahlte Arbeit zu thun, denn für bessere gelang es überall, die besser vorgebildeten Männer zu gewinnen.

* * *

Unter diesem Zeichen traten die Frauen in die Erwerbsarbeit ein, und nur, wo es den Frauen gelungen ist, die Vorbildung eines ganzen Standes zu bessern, das Können auf ein Niveau zu heben, das dem der Männer um nichts nachsteht, da haben sie auch ihre Gehälter und ihre Löhne den männlichen anzunähern vermocht. Die Beispiele hierfür sind noch vereinzelt. In erster Linie ist der deutsche Lehrerinnenstand zu nennen, der seine glänzende Berufsorganisation dafür nutzbar machte, um die Anforderungen an die Mitglieder des Standes immer höher zu stellen. Wenn im Allgemeinen die Lehrerin in ihrem Wissen und Können hinter dem männlichen Kollegen nicht zurückbleibt, so ist es darauf zurückzuführen, daß durch die Initiative der Lehrerinnen die Prüfungsanforderungen für die Frauen immer höhere wurden. Nur auf Grund ihrer Leistungen konnten die Frauen Gehaltsaufbesserungen durchsetzen, wie sie beispielsweise das letzte preußische Lehrerbesoldungsgesetz den Frauen gebracht hat.

Unter den weiblichen Handelsangestellten ist es nur den Bureauarbeiterinnen in wenigen Städten möglich gewesen, ähnlich günstige Gehaltsverhältnisse auf Grund guter Ausbildung zu erlangen. In Cöln, München, Frankfurt soll ihre Lage eine so erfreuliche geworden sein. In der Industrie sind es vor allem die Textilarbeiterinnen in Lancashire, die ganz dieselbe Arbeit wie die Männer tun, die sich für ihre Arbeit ebenso schulen, sie mit demselben Berufsernst erfassen, die mit den Männern organisiert sind und den gleichen Lohn wie diese erringen.

Im allgemeinen ist die Ausbildung der Frauen für ihre Erwerbsarbeit eine viel geringere als die der Männer. Der junge Kaufmann lernt drei bis vier Jahre, die Buchhalterin oft nur drei Monate, und auch in der Industrie ist die Frauenarbeit in viel größerem Umfang als die männliche Arbeit eine ungelernte zu nennen. Die Arbeiterin in einer Kartonfabrik lernt in wenigen Tagen eine bestimmte Art Kartons anfertigen; sie ist daher in viel stärkerem Maße als der gelernte Buchbinder, der in jedem Betrieb unterkommen kann, von ihrem Arbeitgeber abhängig. Sie steigt nicht im Lohn und ist gegenüber jedem Versuch, ihr Einkommen zu kürzen, widerstandsunfähig. Denn sie kann nicht leicht andere Arbeit finden, während sie für den Arbeitgeber, wie alle wenig gelernten Arbeitskräfte, jeden Augenblick zu ersetzen ist. Daher ist sie nur selten im Stande, mit ihren Arbeitsgenossinnen kräftige Organisationen zu bilden, die ebenso wie die Berufsvereine der Männer höhere Löhne durchsetzen können. Der Dilettantismus, der durch die ungenügende Lehrzeit der meisten Frauen erzeugt wird, wirkt eben auf die Auffassung des Berufs, auf die Stellung der Frau im Berufsleben und auf ihre Bezahlung. Er entwertet nicht nur die Arbeit der Frauen, die tatsächlich untergeordnete Arbeit leisten, sondern unter seinem Odium haben auch die Frauen zu leiden, die dasselbe leisten wie ein Mann. Sie müssen sich mit ihren Lohnansprüchen denen ihrer Konkurrentinnen anpassen, wenn sie nicht durch deren Angebot verdrängt werden wollen. Die Löhne werden eben durch Angebot und Nachfrage auf dem Arbeitsmarkt nicht der individuellen Leistung, sondern dem Können, dem Wert der konkurrierenden Gruppe angepaßt.

* * *

Es bleibt daher eine der wichtigsten Aufgaben der Frauenbewegung, das Niveau der ganzen Frauenarbeit zu heben, für eine bessere Ausbildung der Frauen zum Beruf Sorge zu tragen. Dem haben aber bisher mehr innere als äußere Schwierigkeiten im Wege gestanden. Das Gros der Frauen, das in die Erwerbsarbeit hineingeht, rechnet nicht damit, den vollen Unterhalt verdienen zu müssen. Während man für den Knaben fast immer nach einem Berufe sucht, der ihn einst in den Stand setzen soll, eine Familie zu erhalten, sucht man für das Mädchen eine Tätigkeit, die es ihm

Digitized by Google

ermöglicht, die Toilettenausgaben zu bestreiten, womöglich den Eltern ein Kostgeld zu zahlen, und ebenso bemühen sich die erwerbsuchenden Ehefrauen häufig nur, einen Zuschuß zum Familieneinkommen, nicht den vollen Individualbedarf zu verdienen. Die Tatsache, daß ein großer Prozentsatz der arbeitenden Mädchen jung aus dem Beruf ausscheidet (das Durchschnittsalter der Berliner Handelsgehilfin beträgt 21 Jahre), läßt in allen Klassen eine intensive Abneigung — der Eltern wie der Mädchen — gegen eine längere Lehrzeit entstehen. Man scheut sich, für die Lehrjahre einer Tochter Geld zu opfern, dessen Zinsertrag nicht gewiß erscheint. Ist in Arbeiterkreisen für den Knaben eine dreijährige Lehrzeit nicht zu lang, ist die Erhaltung des Knaben in diesen Jahren nicht zu teuer, so lassen die Eltern sich dabei von der Gewißheit leiten, daß dieser Sohn während seines ganzen Lebens auf den Beruf gestellt sein wird.

Die Opfer, die man auf diese Weise für den Sohn bringt, werden als vielversprechende Kapitalsanlage angesehen, da man den Sohn für die Gründung und Versorgung einer eigenen Familie ausrüsten will. Bei der Tochter liegen aber die Dinge ganz anders. Auch für sie pflegen die Eltern eine Familiengründung im Auge zu haben und zu erhoffen. Aber diese pflegt für das Mädchen nicht auf ihrer Erwerbsarbeit zu beruhen, sondern, im Gegenteil, sie — wenn auch nicht immer auf die Dauer — davon zu befreien. Und sehr ähnlich sieht man die Dinge in bürgerlichen Kreisen an. Im Hinblick auf diese Zukunftshoffnungen erscheint den Eltern meist eine lange Lehrzeit für Töchter unrentabel. Das Mädchen soll so schnell wie möglich einen *Verdienst* finden, nicht einen *Beruf* ergreifen, und das drückt der ganzen Frauenarbeit den Stempel des Dilettantischen, Provisorischen, Zufälligen auf und schraubt die Löhne auf einem niedrigen Niveau fest.

Mit dieser Auffassung muß gebrochen werden, wenn die Frauenarbeit zu höherem wirtschaftlichem Wert geführt, wenn ihr eine Bezahlung gesichert werden soll, die den Frauen eine menschenwürdige Existenz gewährt, und die sich bei gleichen Leistungen den Männerlöhnen anpaßt.

Wie die *Ursachen* der schlechten Bezahlung zu beseitigen sind, die in letzter Linie in dem unentwickelten Stadium der Frauenberufsarbeit, in der dilettantischen Auffassung des Berufslebens und der ungenügenden Ausbildung der Frauen zu suchen sind, dafür lassen sich verschiedene Wege vorzeichnen.

Vielleicht würde in einer Gesellschaftsordnung, in der die Berufstätigkeit der Frau im selben Umfang üblich ist wie die des Mannes, in welcher innerhalb der Familie beide Gatten zu gleichen Teilen für den Unterhalt beisteuern, die niedrige und ungleiche Entlohnung der Frau verschwinden. Denn unter solcher Rechtsverfassung und Wirtschaftsordnung müßte die Frau ebenso wie der Mann zu einem Beruf erzogen werden; sie müßte denselben Bedarf als Grundlage der Preisforderung einsetzen wie der Mann; sie würde in höherem Alter im Beruf tätig sein und daher etwa dieselbe Fähigkeit wie der Mann erlangen, bis auf geringe Unterschiede, die sich aus der mangelnden Kontinuität der Frauenarbeit, vielleicht auch aus der geringeren Muskelkraft ergeben müßten. Die Frau eines solchen Zukunftsstaats würde aller Voraussicht nach ebenso wie der Mann bezahlt werden. Aber diese radikale Lösung der Frage kann von allen denen nicht acceptiert werden, die die Erziehungsaufgaben dem Hause, das Kind der Familie erhalten wollen, und die an einer Wertschätzung auch solcher Aufgaben festhalten, die nicht dem Gelderwerb dienen, die nicht einer öden, mechanischen Gleichmacherei der Geschlechter zustreben, sondern nach einer organischen besseren Verteilung der Arbeit suchen. Sie kann vor allem aber denen nicht genügen, die in der ganzen bisherigen Entwicklung der Menschheit die Richtung auf eine organische, wesensgemäße Differenzierung der Arbeit erblicken, die zu höherer Kultur zu führen scheint. Die Anhänger dieser Richtung können eine Lösung der Lohnfrage nur durch Umwandlungen der Anschauungen über Stellung und Aufgaben der Frau erhoffen. Sie können nur wünschen, daß die Überzeugung Platz greift, daß Frauen ebenso wie Männer für einen Beruf erzogen und tüchtig gemacht werden müssen, gleichviel, ob sie ihn dauernd in vollem Umfang oder ob sie ihn überhaupt ausüben werden.

Digitized by Google

Es muß in den Frauen die Liebe zur Arbeit gepflegt werden, die Berufstreue und Berufshingabe, damit sie während der Dauer ihrer Berufsarbeit den ganzen Menschen einsetzen und auch den vollen Unterhalt für einen Menschen beanspruchen können. Dann nur können die Frauen zu höheren Stufen der Leistungsfähigkeit emporklimmen, der Unterschied zwischen Männer- und Frauenlöhnen, soweit er sich aus der unqualifizierten und weniger wertvollen Frauenarbeit ergibt, wird verschwinden, und mit ihm der Lohndruck, den heut die arbeitenden Frauen auf alle Arbeiterkategorien ausüben, zu ihrem eignen und des ganzen Volkes Schaden.

Wir müssen also für den gleichen Lohn, den wir fordern, die gleiche Arbeit wie der Mann einsetzen, d. h. nicht nur dieselbe Geschicklichkeit, sondern dieselbe Ausdauer, Regelmäßigkeit, Hingabe und Berufstreue. Dann erst wird die Erwerbsarbeit der Frau aus einem Übel zu einem Segen für das Wirtschaftsleben werden; dann wird die Frauenarbeit vordringen, wo sie geeigneter als Männerarbeit ist, nicht weil sie billiger ist, und wo heut ein wüster Konkurrenzkampf zwischen Mann und Frau den Arbeitsmarkt beherrscht, da werden Männer und Frauen gemeinsam den Kampf um die Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen führen.

Behördliche Inkonsequenzen.

Von

Helene Lange.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Im Jahre 1893 hat das preußische Unterrichtsministerium der ersten Gymnasialanstalt für Mädchen die Konzession erteilt. Im Jahre 1895 hat dasselbe Ministerium die ersten Abiturientinnen zur Reifeprüfung zugelassen. Seitdem sind neben mehreren privaten drei städtische Gymnasialanstalten durch das preußische Unterrichtsministerium genehmigt worden.

Im Jahre 1894 wurde seitens des preußischen Unterrichtsministeriums mit dankenswertem Nachdruck die Anschauung vertreten, daß für den Unterricht der Mädchen auch in den Oberklassen der höheren Mädchenschulen Lehrerinnen in höherem Maße als bisher heranzuziehen seien. Im Jahre 1899 wurde diese Anschauung unter noch stärkerer Betonung des erziehlichen Wertes der Lehrerin in den Oberklassen von neuem entschieden ausgesprochen.

An den neugegründeten sechsstufigen Gymnasialanstalten können nun aber Lehrerinnen auf Anordnung des Ministers nur bis zur Untersekunda unterrichten. Diese Anordnung ist durchaus berechtigt, denn das preußische Oberlehrerinnenexamen gibt keinerlei Befähigung zum Unterricht auf der Oberstufe von Mädchengymnasien.

Was ist nun zu tun, um der so entschieden ausgesprochenen Ansicht des Unterrichtsministeriums, daß „es unnatürlich wäre, die Erziehung heranwachsender Mädchen ausschließlich oder auch nur überwiegend in die Hände von Männern zu legen," auch in dem neuen Zweige des weiblichen Unterrichtswesens Geltung zu verschaffen? Was ist zu tun, um auch den Gymnasiastinnen die Erziehung zu „edler Weiblichkeit" zu sichern, die der Erlaß von 1894 durch die Tätigkeit der Lehrerinnen erreichen will?

Offenbar gibt es nur ein Mittel: die Zulassung der Frauen zu der Prüfung, die dem Lehrer das Gymnasium erschließt, zum Examen pro facultate docendi. Diese Zulassung liegt ja an sich schon in der Konsequenz der Entwicklung, die im

Digitized by Google

Jahre 1893 beginnt und deren Hauptdaten hier rekapituliert wurden. Sachsen, Bayern und Baden haben diese Konsequenz daher auch gezogen.

Die vom preußischen Unterrichtsministerium genehmigten Gymnasialanstalten haben inzwischen auch schon viele Schülerinnen entlassen, die mit Genehmigung des Unterrichtsministeriums die Reifeprüfung bestanden und ihre Studien ganz in der Weise der männlichen Studenten absolviert haben. Man sollte annehmen, daß das Ministerium mit Rücksicht auf den im Widerspruch mit seinen Anschauungen bestehenden Lehrerinnenmangel an den Mädchengymnasialanstalten jede Kandidatin für das Examen pro facultate docendi freudig begrüßen und ihr allen nur möglichen Vorschub leisten würde. Ja, die Begünstigung solcher Aspirantinnen durch Aussetzung von Regierungsstipendien würde angesichts des im Augenblick so dringenden Bedürfnisses niemand überraschen.

Was geschieht aber?

Im Januar des Jahres 1903 reichte eine rite vorgebildete Studentin ihre Bewerbung um Zulassung zum Examen pro facultate docendi ein. Sieben Monate darauf, Ende August desselben Jahres, erhielt sie die mit der Länge des verflossenen Zeitraums in seltsamem Gegensatz stehende lakonische Antwort, daß ihre Zulassung mit den bestehenden Verwaltungsgrundsätzen unvereinbar sei. Da ihr inzwischen seitens eines preußischen Mädchengymnasiums eine Stelle angeboten war, die an die Bedingung dieses Examens geknüpft war, so hatte sie schon im Juni eine zweite Eingabe unter Hinweis auf den speziellen dringlichen Fall gemacht. Auf diese zweite Eingabe fehlt noch heute (20. Januar 1904) die Antwort. Der Augustbescheid tut des zweiten Gesuchs keine Erwähnung. Das betreffende Gymnasium hat inzwischen eine Holländerin und eine Österreicherin angestellt.

Fragt man nach den Gründen dieses mehr als seltsamen Verfahrens, so bleibt einem nur eine einzige Erklärung: das in Preußen bereits bestehende Oberlehrerinnenexamen soll nicht durch ein höheres wissenschaftliches Examen entwertet werden.

Mit dieser preußischen Oberlehrerinnenbildung hat es seine eigene Bewandtnis. Sie ist nicht Fisch noch Fleisch. Zunächst wird ein drei Jahre umfassender seminaristischer Bildungsgang durchgemacht. Dann folgen mehrere Jahre unterrichtlicher Praxis. Aus dieser heißt es sodann sich wieder losmachen, um ein dreijähriges wissenschaftliches Studium durchzuführen. Fast alle, die diesen Weg gehen mußten, haben die mit keinem andern Examen in dieser Weise verbundenen inneren und äußeren Schwierigkeiten empfunden. Von 104 Oberlehrerinnen, die befragt wurden, erklärten sich nur 7 unbedingt einverstanden mit dem jetzigen Studiengang.[1]) Aber sei dem, wie ihm wolle, jedenfalls erkennt das Ministerium selbst an, daß die auf diese Weise vorgebildeten Oberlehrerinnen für die Oberklassen der Mädchengymnasien nicht genügen. Wie ist es also möglich, die Konsequenz zu umgehen, daß das Examen pro facultate docendi den Frauen freigegeben werden muß?

In einem kürzlich auf einer Frauenversammlung von einer Dame gehaltenen „Herrentoast" hieß es: „Der deutsche Mann ist ein vorzüglicher Pädagoge. Wie viel Geduld — hat er uns nicht schon gelehrt." Ich kann nicht umhin, diese pädagogische Fähigkeit dem preußischen Unterrichtsministerium in ganz besonderem Maße zuzuerkennen.

[1]) Die betreffende Erhebung wurde von der Sektion für höhere Schulen des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins veranstaltet. Vergl. die über diesen ganzen Gegenstand vorzüglich orientierende „Denkschrift über den Stand der Oberlehrerinnenfrage" von Anna Marie Ristow, Oberlehrerin.

Digitized by Google

Die Photographische Lehranstalt des Lettevereins zu Berlin.

Durch den Umzug des Lettevereins in sein neues Gebäude hat vor allem die Photographische Lehranstalt eine Ausdehnung und Vervollkommnung ihrer Einrichtungen erfahren können, die sie den besten Fachschulen der Männer an die Seite stellt. Sie steht unter der Leitung des Direktors D. Schultz-Hencke. Wir geben nachstehend das Wichtigste über die allgemeinen Einrichtungen des Lehrgangs ꝛc. Näheres ergeben die von der Registratur des Lettehauses, Berlin W., Viktoria-Luiseplatz zu erbittenden Prospekte.

Die Photographische Lehranstalt bezweckt eine Ausbildung ihrer Schülerinnen für alle Zweige der photographischen Praxis, einschließlich auch derjenigen Berufszweige, welche sich der Photographie als Hilfsmittel bedienen.

In erster Linie erstreckt sich der Unterricht auf die verschiedenen Aufnahme- und Kopierverfahren, sowie Retusche auf künstlerischer Grundlage, zu deren Vorbereitung der erforderliche Zeichenunterricht ebenfalls erteilt wird.

Der Unterricht für Anfängerinnen erstreckt sich im allgemeinen auf einen eineinhalbjährigen Kursus, doch können solche Schülerinnen, die schon in der Praxis tätig waren, oder auf anderweitigem Wege genügende photographische Vorkenntnisse erlangt haben, nach eingeholter erforderlicher Zustimmung des Direktors von der Verpflichtung des eineinhalbjährigen Besuches der Anstalt befreit werden.

Ist nur die Erlernung bestimmter Verfahren beabsichtigt, so kann durch den Direktor Dispensation von der vorgesehenen Unterrichtszeit erfolgen; der Unterricht findet dann in einer mit diesem zu vereinbarenden Stundenzahl statt.

Im Anschluß an die erlangte allgemeine photographische Ausbildung findet in dem dritten Halbjahre der Unterricht in einzelnen Spezialfächern statt, wie im Auszeichnen von Vergrößerungen und Herstellen derselben, in der mechanischen Retusche mit der Luftestompe, air brush, sowie auf besonderen Wunsch in den sogenannten photomechanischen Verfahren, in der Herstellung von Druckplatten für Flach-, Hoch- und Tiefdruck. Nach mindestens eineinhalbjährigem Besuche wird den Schülerinnen auf Wunsch ein auf ihre erlernten Fertigkeiten eingehendes Zeugnis, bei kürzerem Aufenthalt in der Anstalt nur ein einfaches Besuchszeugnis erteilt, jedoch ist die Ausstellung des Zeugnisses davon abhängig, daß die Schülerin die gesamten, von ihr gefertigten Arbeiten 14 Tage vor Schluß ihres Schuljahres dem Direktor einreicht. Der Direktor ist berechtigt, einen Teil der von der Schülerin während des Unterrichtsjahres angefertigten Zeichnungen und Bilder nach Auswahl bis ein halbes Jahr nach dem Abgange der Schülerin zu Ausstellungszwecken zurückzubehalten.

Zur Erläuterung des Vorstehenden und zur Erleichterung bei Auswahl eines bestimmten Zweiges des photographischen Berufes sei das Folgende erwähnt. Es hat sich nach dem nunmehr zwölfjährigen Bestehen der Anstalt herausgestellt, daß der Eintritt in die Praxis denjenigen Schülerinnen leicht wurde, welche sich nicht nur einem bestimmten Zweige der Photographie gewidmet, sondern ihr Augenmerk auf eine möglichst allgemeine Ausbildung gerichtet hatten. Aus diesem Grunde wurde auch sehr bald seitens der Leitung der Anstalt eine einseitige Ausbildung von Retoucheurinnen aufgegeben, da nur die größeren Ateliers Hilfskräfte für diesen Zweig allein engagieren, hier aber auch Anforderungen gestellt werden, die eine mehrjährige Praxis voraussetzen und welche Schülerinnen nach eineinhalbjährigem Unterricht genügend zu erfüllen noch nicht im stande sind, während der kleinere Photograph, der oft nur eine Hilfskraft engagieren kann, Wert darauf legt, daß diese ihm bei allen vorkommenden Arbeiten mit zur Hand gehen kann. Hieraus ergibt sich von selbst die Zweckmäßigkeit eines sich auf die wichtigsten photographischen Verfahren erstreckenden Unterrichts, sowie der Vorteil, der in der Annahme einer Stellung vorerst in einem kleineren Atelier liegt, wie sie allen unseren Schülerinnen bei der Entlassung empfohlen wird. Auch die Annahme einer Volontärstellung auf kurze Zeit ist nach dem Verlassen der Anstalt sehr anzuraten, da der Volontärin eine größere Bewegungsfreiheit im photographischen Betriebe gestattet ist und sie hierdurch sich um so schneller in die Praxis einarbeiten wird.

Neuerdings ist in den Lehrplan auch Unterricht in der Reproduktionsretusche, sog. „Kunstretusche", derjenigen Retusche aufgenommen worden, welche als wichtigstes Hilfsmittel bei Herstellung photomechanischer Druckplatten dient. Zur Erlernung dieser Retusche ist ebenfalls ein eineinhalbjähriger Kursus erforderlich mit der Maßgabe, daß im ersten Semester eine allgemein photographische Ausbildung stattfindet und das folgende volle Jahr zur Erlernung der Reproduktionsretusche verwandt wird. Bei Aufnahme in diesen Kursus ist ein erhöhtes

Digitized by Google

zeichnerisches Können der Aufzunehmenden Voraussetzung.

Die Aussichten, welche sich den in die Praxis eintretenden Schülerinnen nach den gemachten Erfahrungen bieten, sind folgende: „Gehilfinnen für alles" und Retuscheurinnen erhalten ein monatliches Gehalt von ca. 60 bis 150 Mark, oder bei freier Station, wie vielfach üblich, ca. 20 bis 50 Mark, wobei die kleineren Zahlen das durchschnittlich empfangene Anfangsgehalt ausdrücken. — Das Gehalt der Empfangsdamen wird der Regel nach höher bemessen, schon deshalb, weil erhöhte Ansprüche an die Toilette gestellt werden, doch wird hier bei der Anstellung in erster Linie auf das Äußere und Sprachkenntnisse gesehen. — Den Kopiererinnen pflegt ein Gehalt von 50 bis 100 Mark monatlich zugestanden zu werden, das bei freier Station die entsprechende Verminderung wie oben erfährt. — Retuscheurinnen für „Reproduktionsretusche" erhalten ein wesentlich höheres Gehalt. Bisher betrug das Anfangsgehalt durchschnittlich 80 Mark, jedoch wurde nach kurzer Zeit ein wesentlich höheres Gehalt, bis 120 Mark gezahlt.

Über die Einteilung des Unterrichtsstoffes orientiert folgender Plan.

Photographische Übungen: Aufnahmen auf Trockenplatten ev. auch nassen Platten, von Büsten, Kunstgegenständen, Zeichnungen, Drucken und dem lebenden Modell; Positivverfahren (Kopierprozeß auf Eiweiß, Celloidin-, Pigmentpapier, selbstgefertigtem und käuflichem Platinpapier), Lichtpausübungen, Herstellung von Diapositiven, Skioptikonbildern und Vergrößerungen in der Solarkamera, Gummidruck. Im dritten Halbjahre Vergrößerung auf Bromsilberpapier bei künstlichem Licht, Übung in der Herstellung photomechanischer Druckplatten, Lichtdruck, Photogravüre.

Experimentalchemie: Einführung in die Chemie, kurze Besprechung der wichtigeren chemischen Elemente und der für die photographischen Prozesse wichtigsten Verbindung derselben. Im II. Teile Besprechung der photographischen Prozesse.

Photographische Optik und Kunstlehre: Besprechung der photographischen Objekte und Apparate. Erörterung des Einflusses der Stellung und Neigung des Apparates zum aufzunehmenden Objekt. Über Stellung und Beleuchtung.

Zeichnen nach dem lebenden Modell usw: Teile des menschlichen Körpers (Teile des Gesichts, ganzer Kopf, Hände, Füße), theoretische Erläuterungen der Proportionen des menschlichen Körpers, Zeichnen in diesem Sinne. Zeichnen nach dem lebenden Modell, Gewand- und Halbaktzeichnen.

Gipszeichnen: Nach einfachen Ornamenten, nach Gipsabgüssen des menschlichen Körpers, mit Bevorzugung des Kopfes, der Hände und Füße.

Porträtstudien: Kopfzeichnen nach dem lebenden Modell, Zeichnen auf photographischer Unterlage.

Perspektive usw: Die Grundzüge der Perspektive im Hinblick auf die photographische Aufnahme.

Retusche: Materialkenntnis. Gleichmäßigmachen unruhiger Flächen auf Salz-, Eiweiß- und Celloidinpapier mit Eiweiß- und Gummifarben. Retusche kleinerer photographischer Bilder bis zur Kabinettgröße auf Eiweiß-, Salz-, Platin-, Chlorsilbergelatine- und Bromsilbergelatine-Papier. Retusche von Negativen, desgleichen von Vergrößerungen.

Reproduktionsretusche: Übungen mit der Luftestompe und dem air brush-Apparat. Bearbeitung von positiven Papierbildern, Ausdecken und Bearbeitung von Negativen zum Zwecke der Reproduktion.

Aquarellieren und Übermalen: Aquarellieren nach Vorlagen, Übermalen von Photographien in Lasur- und Deckfarben.

Buchführung: Einfache und photographische Buchführung.

Das Honorar für den anderthalbjährigen Gesamtkursus beträgt 300 M. Dazu kommen aber noch ziemlich erhebliche Kosten für Material. Über die Bedingungen bei Teilnahme an einzelnen Kursen und von Amateurinnen vergleiche den Prospekt. Als Vorbildung wird in der Regel die einer voll ausgestalteten höheren Mädchenschule verlangt. Die Anmeldung erfolgt bei dem Direktor. Sprechstunden wochentäglich mit Ausnahme des Mittwoch und Sonnabend von 12—1 Uhr im photographischen Laboratorium des Lettehauses.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Realgymnasialkurse** in Breslau sollen jetzt nach dem Muster von Schöneberg und Charlottenburg in eine der höheren Mädchenschule angegliederte 6 stufige Realgymnasialanstalt verwandelt werden. Eine in derselben Weise organisierte Anstalt wird in Danzig begründet werden.

* **Als erster weiblicher Doktorand** promovierte in Straßburg Frl. Elise Gütschow an der philosophischen Fakultät. — In Heidelberg promovierte Frl. Annie Mittelstaedt an der philosophischen Fakultät, und zwar in den Fächern Geschichte, Deutsch, Nationalökonomie.

* **Eine weibliche Hilfskraft** für die Gewerbeinspektion hat Anhalt anzustellen beschlossen.

* **Zur Kostümfrage der Schauspielerinnen.** Der Direktor des Deutschen Theaters zu Berlin, Herr Dr Otto Brahm, hat sich auf Anregung der Deutschen Bühnengenossenschaft hin einverstanden erklärt, für die an seiner Bühne stattfindende Erstaufführung des Fuldaschen Schauspiels „Novella d'Andrea" nicht nur wie bisher den Chordamen und Vertreterinnen kleinerer Rollen die historischen Kostüme zu liefern, sondern zugleich auch noch allen in diesem Stück beschäftigten Darstellerinnen.

Digitized by Google

Direktor Brahm gehört nicht zum Deutschen Bühnenverein, für dessen Mitglieder die Lieferung historischer Kostüme an die Darstellerinnen in einigen Jahren Gesetz wird. Um so erfreulicher ist seine dankeswerte Initiative in dieser wichtigen Frage.

Die deutsche Frauenbewegung und die Arbeiterinnen in Crimmitschau.

Die Ereignisse in Crimmitschau haben die deutsche Frauenbewegung in doppelter Hinsicht berührt. Sie haben über ca 3000 arbeitende Frauen eine Not gebracht, vor der alle Parteirücksichten und Bedenken zurücktreten sollten. Und andererseits riefen sie die deutsche Frauenbewegung auf, für eine Forderung einzustehen, die sie selbst seit Jahren immer wieder vertreten hat: den Zehnstundentag für alle Fabrikarbeiterinnen. Und wahrlich sind gerade die Crimmitschauer Verhältnisse dazu angetan, die soziale Notwendigkeit dieser Forderung hell zu beleuchten. Den Lebenslauf einer Crimmitschauer Arbeiterin schildert Alice Salomon in der „Sozialen Praxis" auf Grund eigener persönlicher Nachforschungen folgendermaßen:

Vom 12. bis 14. Jahr haben sie als Halbzeitler in der Fabrik gearbeitet, denn damals war die Kinderarbeit noch erlaubt und üblich. Dann haben sie die Fabrikarbeit in vollem Umfang aufgenommen, ohne nach der Verheiratung irgend eine Unterbrechung zu machen. Die Männer verdienten als Färbereiarbeiter oder dergleichen etwa 14 Mark, die Frauen als Auslegerin 9 Mark, als Drussiererin 10 Mark. Gespart hatte man vor der Hochzeit nichts, da Eltern zu unterstützen waren. Einige mußten die Einrichtung auf Abzahlung nehmen, und dafür mußte die Frau arbeiten. Als das erste Kind zur Welt kam, konnte der Verdienst der Frau gar nicht mehr entbehrt werden, so wurde das Kind zu Großeltern oder anderen Verwandten getan und 4 Mark wöchentlich dafür bezahlt. Nach Haus kommen diese Kinder in den ersten Lebensjahren kaum, auch Sonntags nicht, da die Frauen meist der Ansicht sind, daß die Ungleichmäßigkeit der Verpflegung den Kindern schadet. Vielleicht sind sie auch selbst der Kinderpflege zu sehr entwöhnt. Als das zweite Kind kam, wurde auch dieses fortgegeben. Nun werden 7 Mark pro Woche für beide Kinder gezahlt. Mein Einwand, daß dabei ja nur 2—3 Mark vom Lohn der Frau erübrigt werden, die sie vielleicht durch bessere Versorgung des Haushalts einbringen könnte, wurde damit zurückgewiesen, daß der Überschuß doch ein größerer sei, da die Kinder zu Haus doch auch etwas kosten würden. Wenn mehr Kinder kommen, wird die Fabrikarbeit meist „der Not gehorchend" aufgegeben. „Meine Frau kann nicht arbeiten," sagte mir ein Weber mit 20–22 Mark Wochenlohn, „wir haben sechs Kinder, da rentiert es sich nicht."

Die Versorgung der Kinder durch die Mutter oder durch Fremde ist in Crimmitschau ausschließlich ein Rechenexempel. Eine Frau mit zwei Kindern sagte mir, sie arbeite in der Fabrik und schicke die Kinder, seit sie schulpflichtig seien und seit die Großmutter, bei der sie früher in Ziehe waren, gestorben, tagsüber zu ihrer Schwester. Diese habe drei kleine Kinder. Da komme das Fortgeben der Kinder zu teuer, und sie arbeite deshalb zu Hause für die Fabrik und verdiene sich noch etwas durch Beaufsichtigung fremder Kinder. Sie zahle der Schwester dafür 1,50 Mark pro Woche. Eine andere Frau, die nur ein Kind von 10 Jahren hat, sieht dieses Kind höchstens einmal jährlich, da es mehrere Stunden von Crimmitschau entfernt bei ihren Eltern untergebracht ist. Sie zahlt dafür 3 Mark wöchentlich. Diese Beispiele lassen sich beliebig vermehren; sie sind typisch. Die meisten Arbeiterinnen können sich gar keine andere Versorgungsmöglichkeit für ihre Kinder vorstellen. Sie kennen es nicht anders.

Die Forderung des Zehnstundentags für die Frauen, die auf Grund dieser Verhältnisse gestellt ist und im Mittelpunkt des Crimmitschauer Kampfes stand, zu unterstützen, haben deshalb eine Reihe von bürgerlichen Frauen für ihre Pflicht gehalten. Sie haben ihrer Stellung zu dieser Forderung in einem Aufruf Ausdruck gegeben, der außerdem zu Sammlungen für die Arbeiterinnen aufforderte. Unterzeichnet war der Aufruf von Alice Salomon, Berlin. Helene Lange, Halensee-Berlin. Marie Stritt, Dresden. Minna Cauer, Berlin. Anna Simson, Breslau. Anna Pappritz, Berlin. Elisabeth Jaffé-Richthofen, Dr. phil., Heidelberg. Else Lüders, Berlin. In den Kreisen der deutschen Frauenbewegung hat diese Aufforderung auch ein Echo gefunden. Aus allen Teilen Deutschlands sind Beiträge eingelaufen. Anfang Januar fand, durch Alice Salomon, Else Lüders und Charlotte Engel-Reimers einberufen, eine Versammlung in Berlin statt, in der von Alice Salomon, Else Lüders und Herrn Redakteur Weinhausen die Verhältnisse in Crimmitschau und die Folgen des Kampfes für die Arbeiterverhältnisse des Ortes und für die deutsche Industrie beleuchtet wurden. Die Versammlung nahm folgende Resolution an:

„Die Versammlung erklärt ihre volle Sympathie mit der Forderung der Crimmitschauer Textilarbeiter um Verkürzung der Arbeitszeit, sie hält diese Forderung doppelt berechtigt in einer Industrie und an einem Ort, in dem ein erheblicher Prozentsatz weiblicher Arbeiter, namentlich auch verheirateter Frauen beschäftigt sind. Die Versammlung protestiert gegen die Stellungnahme der Behörden in diesem Kampf, welche die Gegensätze nur verschärft hat, und bedauert die ablehnende Haltung der Arbeitgeber gegenüber allen Einigungsversuchen. An Reichstag und Bundesrat richtet die Versammlung die Forderung, mit möglichster Beschleunigung den Maximalarbeitstag von zehn Stunden für die Fabrikarbeiterinnen durch Reichsgesetz festzulegen; die Forderung wird von namhaften Sozialpolitikern aller Richtungen seit langem vertreten und ist für Deutschland spruchreif, wie die Berichte der Gewerbeaufsichtsbeamten für 1902 klar beweisen."

Digitized by Google

Leider ist infolge der besonderen Konstellation unserer wirtschaftlichen mit unsern politischen Verhältnissen in dem Crimmitschauer Konflikt mehr und mehr die Machtfrage in den Vordergrund getreten. An die Stelle der sachlichen Frage: für oder wider den Zehnstundentag — um die es sich handelte, ist eine politische geschoben worden: für oder wider die Sozialdemokratie. Die deutsche Frauenbewegung sollte sich in ihrer Stellungnahme nicht durch diese Verschiebung des Gesichtspunktes irre machen lassen, um so weniger als für die Arbeiterinnen in Crimmitschau selbst der Gesichtspunkt des Klassenkampfes hinter dem Wunsch nach einer wirklichen Erleichterung ihres Loses, wie es scheint, zurückgetreten ist. Alice Salomon schildert ihren Eindruck in der sozialen Praxis:

Die Frauen halten an ihrer Forderung nach Arbeitszeitverkürzung mit unbeschreiblicher Zähigkeit fest. Vor allem fordern sie die Verlängerung der Mittagspause auf 1½ Stunden, die bei den immerhin beträchtlichen Entfernungen des Ortes absolut nötig erscheint. „Wir gehen nicht wieder in die Fabrik, bis uns das nicht bewilligt wird", das kann man fast von allen Frauen hören. „Wenn die Fabrikantenfrauen nur einmal spüren würden, wie einem des Abends beim Heimweg die Knie zittern, dann würden sie ihren Männern sagen, daß 11 Stunden zu viel ist," sagte mir eine Arbeiterin. Die Frauen lassen sich anscheinend von Machtfragen, von dem Gedanken des Klassenkampfes viel weniger beeinflussen, als von den rein materiellen Forderungen. Das ist für sie das A und O des Kampfes, dafür wollen sie zusammenhalten und darben.

Der Standpunkt, der das Interesse der Familie, des Kindes, des Hauses in den Vordergrund stellt, sollte jetzt, nachdem der Kampf mit der Niederlage der Arbeiter geendet hat, durch die Instanz vertreten werden, bei der die Verantwortlichkeit für die geistige und materielle Gesundheit des ganzen Volkes liegt, und die über die Parteien hinweg diese Verantwortlichkeit zu erfüllen hat. Der Reichstag sollte die Einführung des Zehnstundentages für alle Frauen-Fabrikarbeit in Aussicht stellen, damit die ungeheuren Opfer und Einbußen, die der Kampf beiden Parteien auferlegt hat, wenigstens einigermaßen aufgewogen werden durch einen notwendigen und segensreichen sozialpolitischen Fortschritt.

* **Das kommunale Frauenwahlrecht in Dänemark.** Das Folkething hat, über die Vorschläge des Regierungsentwurfs hinausgehend, bei der zweiten Lesung des Gesetzentwurfs zur Reform des kommunalen Wahlrechts einstimmig, bei Stimmenthaltung der Konservativen und einiger Moderater und Liberaler, beschlossen, daß auch dienende Personen (Dienstboten, Knechte und Mägde) und verheiratete Frauen, die bekanntlich nach dem Regierungsvorschlag in Gleichstellung mit den „Personen, die von Unzucht leben", wahlrechtslos bleiben sollten, das kommunale Wahlrecht erhalten. Bedingung des Wahlrechts bleibt allerdings Steuerleistung, aber so, daß den Ehefrauen die Steuerzahlung ihres Mannes zu gute gerechnet wird. Bei der Verhandlung erklärte der Minister des Inneren, daß er sich diesen von 15 Liberalen beantragten Abänderungen des Entwurfs anschließen könne, er befürchte aber, daß dadurch der Sache im Landsthing Schwierigkeiten bereitet würden.

* **Über die Zulassung von Frauen zu Staatsämtern** hat die norwegische Regierung dem Storthing einen Gesetzentwurf zugehen lassen. Der Entwurf, der auf Grundlage der Gutachten der einzelnen Ministerien ausgearbeitet worden ist, erweitert zwar den weiblichen Wirkungskreis, bezeichnet aber zugleich die Arbeitsgebiete, von denen die Frauen auch fürderhin ausgeschlossen bleiben sollen. Offenes Feld erhält die norwegische Frauenwelt in der Rechtsprechung. Schon bisher amtieren auf Grund einer Verfassungsbestimmung Frauen als Beisitzer, fortan soll ihnen auch der Richterberuf geöffnet werden. Ebenso werden sie sich im höheren Lehrfache betätigen können, mit Ausnahme in der theologischen Fakultät. Das Gutachten der Bischöfe weist den Gedanken einer Zulassung von Frauen zu Kirchenämtern rundweg ab. Die Bischöfe erklären, die Besetzung kirchlicher Stellungen mit weiblichen Kräften widerstreite sowohl dem Worte Gottes, wie dem Augsburgischen Bekenntnisse und der kirchlichen Überlieferung. Außerdem sind Frauen natürlich im Ressort des Kriegsministeriums ausgeschlossen und aus internationalen Gründen von der Konsulatslaufbahn. Sie sind auch nicht zugelassen zum Amt der Minister, Stiftsamtmänner (den deutschen Oberpräsidenten entsprechend), ferner zum Polizeidienst, den Direktorenposten im Landstraßen-, Kanal-, Hafen- und Leuchtturmwesen, in den Bergwerken und in den Gefängnissen und Irrenhäusern, soweit diese außer weiblichen auch männliche Insassen haben. Einen Unterschied zwischen verheirateten und unverheirateten Frauen macht der Gesetzentwurf nicht. Die Regierung ist in Bezug auf verheiratete Frauen der Ansicht, daß eine jede selbst zu beurteilen habe, ob sie ihre Pflichten als Gattin und Mutter mit der Übernahme eines Staatsamtes in Einklang bringen könne.

* **Die Zulassung zur Advokatur,** die der Miß Cave seitens der Barristers of the Middle Temple kürzlich verweigert wurde, wird demnächst noch von anderen englischen Juristinnen zu erreichen versucht werden. Bekanntlich ist es in England

Digitized by Google

notwendig, daß der die Universität verlassende Jurist zu seiner weiteren Ausbildung in einen juristischen Verband aufgenommen wird. An diese Aufnahme ist die Zulassung zum Examen und damit auch zur Advokatur gebunden. Es ist nun nicht ausgeschlossen, daß irgend ein anderes juristisches Syndikat die Frauen zuläßt. In nächster Zeit will sich Miß Pankhurst mit dem gleichen Gesuch an die Benchers von Lincoln's Inn wenden. In England wiederholt sich jetzt in der Jurisprudenz, was sich vor ein paar Jahrzehnten in der Medizin zutrug, wo auch kein Syndikat die Frauen zulassen wollte. Aber so wie damals werden auch jetzt die Schranken schließlich fallen müssen.

* **In die Prüfungskommission der Universität Aberdeen** wurde als erstes weibliches Mitglied Miß Jane Forbes gewählt.

* **Einen Preis** von 60 000 Frcs. (den größeren Teil des Osirispreises) verlieh der Ausschuß des Syndikats der Pariser Presse an Mme. Curie zur Fortsetzung ihrer Radium-Forschungen.

* **Studierte Frauen in Rußland.** Die Gutsbesitzerin Sapolski von Sapolje (Gouv. Rjasan) hat kürzlich in Moskau das Examen als Mathematikerin glänzend bestanden. Bis jetzt hatte sich in Rußland noch niemals eine Dame einer mathematischen Prüfung unterzogen. Die Blätter treten lebhaft dafür ein, daß Frau Sapolski, die sie eine zweite Sonja Kowalewsky nennen, in Rußland eine Anstellung erhalte. — In Odessa starb vor einigen Tagen Sophie Perejaßlawzewa, eine Naturforscherin, die eine Reihe wertvoller Arbeiten veröffentlicht hat. Sie wurde als Tochter eines Obersten in Kursk geboren, besuchte in den 60er Jahren das dortige Mädchengymnasium und lebte dann, mit botanischen, anatomischen und zoologischen Studien beschäftigt, einige Zeit in Charkow. Darauf studierte sie in Zürich Naturwissenschaft und promovierte dort zum Dr phil. Nach Rußland zurückgekehrt, wurde sie mit der Leitung der Zoologischen Station in Sebastopol beauftragt. Diesen Posten bekleidete die Verstorbene zwölf Jahre, siedelte dann nach Odessa über und war später in Neapel mit zoologischen Forschungen beschäftigt, wohin sie von der Moskauer Naturforschergesellschaft gesandt wurde.

* **Frauen als Geschworene.** Am Kindergerichtshof von Chikago saßen kürzlich zum erstenmal sechs Frauen als Geschworene zu Gericht. Es handelte sich um die Frage der Überführung eines Kindes in eine Besserungsanstalt.

Versammlungen und Vereine.

Internationaler Frauenkongreß 1904.

Die Arbeit der Sektionen ist vorläufig nach folgendem Programm festgesetzt:

I. Sektion für Frauenbildung.

Vorsitzende: Frl. Helene Lange; stellvertretende Vorsitzende: Frl. Gertrud Bäumer.

Montag, den 13. Juni:
Die Bildung der Frau für ihren Mutterberuf. Häusliche Erziehung. Kindergarten.

Dienstag, den 14. Juni:
Die Bildung der Mädchen durch die Volksschule. Gemeinsame Erziehung der Geschlechter. Einheitsschule.

Mittwoch, den 15. Juni:
Die Aufgaben der Mädchenfortbildungsschule. Die Volksbildungsbestrebungen für Frauen.

Donnerstag, den 16 Juni:
Höhere Mädchenbildung (Höhere Mädchenschule, Gymnasium usw).

Freitag, den 17. Juni:
Das Universitätsstudium der Frauen.

Sonnabend, den 18. Juni:
Die Beteiligung der Frauen am Unterrichtswesen: a) als Lehrerinnen; b) an der Unterrichtsverwaltung.

II. Sektion für Frauenerwerb und -Berufe.

Vorsitzende: Frl. Alice Salomon; stellvertretende Vorsitzende: Frl. Else Lüders.

Montag, den 13. Juni:
Landwirtschaft und häusliche Dienste.

Dienstag, den 14. Juni:
Die Frau in Gewerbe und Industrie.

Mittwoch, den 15. Juni:
Die Frau in Handel und Verkehr.

Donnerstag, den 16. Juni:
Soziale Frauenberufe.

Freitag, den 17. Juni:
Wissenschaftliche Frauenberufe.

Sonnabend, den 18. Juni:
Künstlerische Frauenberufe.

III. Sektion für soziale Einrichtungen und Bestrebungen.

Vorsitzende: Frau Anna Edinger; stellvertretende Vorsitzende: Frau Katharina Scheven.

Montag, den 13. Juni:
Armenpflege, Kranken- und Rekonvalescenten-Fürsorge.

Dienstag, den 14. Juni:
Fürsorge für Kinder und Jugendliche.

Digitized by Google

Mittwoch, den 15. Juni:
Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit.

Donnerstag, den 16 Juni:
Gefangenenfürsorge. Alkoholbekämpfung.

Freitag, den 17. Juni:
Berufsorganisationen. Arbeits- und Stellenvermittelung.

Sonnabend, den 18. Juni:
Verschiedene Wohlfahrtsbestrebungen; Rechtsschutzstellen für Frauen; Klubs; Heime usw.

IV. Sektion für die rechtliche Stellung der Frau.

Vorsitzende: Freiin Olga von Beschwitz; stellvertretende Vorsitzende: Frl. Dr Gottheiner.

Montag, den 13. Juni:
Die zivilrechtliche Stellung der Frau. a) Wirkungen der Ehe im allgemeinen; b) Eheliches Güterrecht.

Dienstag, den 14. Juni:
Die zivilrechtliche Stellung der Frau. a) Elterliche Gewalt; b) Stellung der unehelichen Mutter und ihres Kindes; c) Vormundschaft.

Mittwoch, den 15. Juni:
Die Frau im Vereinsrecht und in der sozialen Gesetzgebung.

Donnerstag, den 16. Juni:
Frauen in kommunalen Ämtern. a) in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege; b) in den städtischen Schuldeputationen.

Freitag, den 17. Juni:
Das kommunale und kirchliche Wahlrecht der Frau.

Sonnabend, den 18. Juni:
Das politische Wahlrecht.

Der Vorsitz in den von 9–1 Uhr Vormittags stattfindenden öffentlichen Sektionssitzungen wird jedesmal von einer anderen deutschen Vertreterin des betreffenden Arbeitsgebietes geführt werden. Mitteilungen hierüber wie auch über die Tagesordnung der 5 in Aussicht genommenen großen öffentlichen Propaganda-Versammlungen können erst später erfolgen. Über die Rednerinnen zu den einzelnen Themen kann erst Genaues festgesetzt werden, wenn auf sämtliche nach dem Ausland ergangene Einladungen Antworten eingelaufen sind.

Der Zentralverband zur Bekämpfung des Alkoholismus

veranstaltet in der Woche nach Ostern 1904 (5. bis 10. April) in Berlin „Wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus." Hervorragende Gelehrte sind bereits als Vortragende gewonnen worden. Es wird über folgende Themen gelesen werden:

> Geschichte des Kampfes gegen den Alkoholismus. Alkohol und Volkswirtschaft. Alkohol und Verbrechen. Wirkungen des Alkohols auf die Nachkommenschaft. Alkoholismus und Prostitution. Der Alkoholismus und die Arbeiterfrage. Schule und häusliche Erziehung im Kampf gegen den Alkoholismus. Die Einwirkungen des Alkohols auf Körper und Geist.

Männer und Frauen aller Stände, welche in amtlicher Stellung oder freier Wohlfahrtspflege auf dem Gebiete sozialer Reform arbeiten und sich über den Feind unseres Volkstums unterrichten wollen, werden hierdurch zur Teilnahme aufgefordert.

Teilnehmerkarte 6 Mark.

Meldungen an Senatspräsident Dr von Strauß und Torney, Berlin W., Bayreutherstr. 40.

Bücherschau.

Neue Lyrik.

„Der Halkyonier". Ein Buch Schlußreime von Otto Erich Hartleben. Berlin, S. Fischer, Verlag. Hartleben, der Herausgeber von Angelus Silesius, hat in den Rhythmen des Mystikers eigene Lebensweisheit ausgedrückt. Die knappe, abschließende, einfach aussagende Art dieser Vierzeilen, die der zuversichtlichen und unbeirrten Innerlichkeit des Angelus Silesius so wundervoll entspricht, fügt sich auch der resignierten Weltbetrachtung des Modernen, der sich mit dem Leben endgiltig auseinander gesetzt hat, dem kühlen Aburteilen des Aristokraten über die misera plebs, dem pointierten Witz des Satyrikers, der in allerlei schmutzige Tiefen schaute. Hartlebens halkyonische Verse sind inhaltlich geistvoll und fein, und dabei ein interessantes artistisches Experiment.

Von den **Gedichten** von Heinrich Seidel hat die Cottasche Verlagshandlung eine Gesamtausgabe veranstaltet. In fast überreicher Fülle werden alle die kleinen Gelegenheitsgaben einer sonnigen Wohnstubenatmosphäre darin ausschüttet, Lieder und Spruchhaftes, Balladen und Gelegenheitsgedichte. Die harmlose Frische der Empfindung, die freundliche Teilnahme für das Kleinste der Alltagsumgebung, diese Züge Seidelscher Novellistik geben auch der Lyrik ihren Ton. Und dazu kommt ein feines Formgefühl, das nicht gerade in kühner Eigenwilligkeit, aber sicher vor Verirrungen seinen Weg geht. Volksliedmäßiges klingt zuweilen rein und voll an. Und die feine Parodie gerät dem Dichter von Leberecht Hühnchen besonders gut.

Unter dem Titel **„Und aber windet sich ein Kranz"** hat Christian Morgenstern, der Übersetzer von Ibsens Gedichten in der großen deutschen Ibsen-Ausgabe, eine Sammlung Lyrika bei S. Fischer (Berlin) erscheinen lassen, die in Klang und Rhythmus von feinem musikalischen Gefühl zeugen. Ein großer Formenreichtum in rhythmischer und sprachlicher Hinsicht gibt die Mittel zu einem subtil abgetönten Malen von Stimmungen mehr als zu elementarem Ausklingen großer Leidenschaft.

Digitized by Google

Neben dem wenigen Guten steht eine größere Menge des Dilettantenhaften und Talentlosen oder wenigstens Unreifen und Anfängerhaften. Im Verlag von J. P. Bachem in Köln erschienen Gedichte von M. Herbert unter dem Titel **„Einsamkeiten"**. Neben einzelnem Gelungenen und Echtem drängt sich Konventionelles und Geschmackloses, ganz besonders in den religiösen Gedichten. Höher steht die Sammlung von Hedwig Bransfeld: **„Erwachen"**, im gleichen Verlage erschienen, die in manchem Gedicht ein schönes Formgefühl und eigenartige Empfindung und Stimmungskraft zeigt, und **„Von Alltag und Sonntag"** von Maja Matthey (Verlag von Georg Heinrich Meyer, Leipzig und Berlin), das kräftigere Farben trägt und kühneren Ausdruck findet, aber auch von Unsicherem und gelegentlichen Mißgriffen in Wort und Form nicht frei ist.

„Denise de Montmidi". Roman von Georg Freiherr von Ompteda. Egon Fleischel u. Co. Berlin 1903. (Preis 5 Mark.) Ein Roman aus der großen Welt behandelt — man könnte sagen eine Variation des Themas der doppelten Moral, wenn der Ausdruck für die ganz objektive Auffassung und Darstellung Omptedas nicht viel zu tendenziös wäre. Er erzählt die Geschichte einer gedankenlosen und kindischen, aber innerlich reinen und der Treue und Aufopferung fähigen jungen Französin, die von ihrer Familie aus dem Kloster weg an einen leichtsinnigen jungen Lebemann verheiratet wird. Auf der Hochzeitsreise verspielt er sein Vermögen, und in der erzwungenen Zurückgezogenheit seines kleinen Gutes, auf dessen eigene Bewirtschaftung er nun seine Existenz gründen muß, versinkt er in die Roheit, über die ihn die Eleganz von Paris nur äußerlich erhoben hatte. Denise, die erst ehrlich und standhaft den von ihm verschuldeten Wechsel ihres Lebens mit ihm getragen hat, sieht sich von ihm vernachlässigt, ja um einer groben und ordinären Bauerndirne willen betrogen. Sie selbst läßt die Empörung darüber und die innere Öde ihres Lebens der Versuchung erliegen, die ein junger Gutsnachbar ihr im Spiel einer gleichfalls erzwungenen Langeweile bereitet. Was ihrem Gatten niemand sonderlich übel nimmt, ja viel Entschuldbareres als das, wird ihr als ein Verbrechen angerechnet. Der Gatte, der Geliebte, ihre Familie verstößt sie. In Paris auf sich selbst angewiesen, wird sie die Geliebte eines älteren Mannes, auch in ihrer zweifelhaften sozialen Stellung keine Gesunkene und Verkommene. Nach seinem Tode sucht sie, ein Opfer einer auf Lüge, gleißender Heuchelei und kalten Egoismus gestellten Gesellschaftsklasse, im Kloster ihre Zuflucht. Diese Entwickelung macht die feine Erzählkunst des Verfassers bis in die Einzelheiten hinein spannend und überzeugend. Mit sicherem Takt ist die Gestalt der Denise und ihr Schicksal gegen die sie verurteilende Gesellschaft kontrastiert, ohne daß die Verteilung von Licht und Schatten tendenziös wirkt.

„Mathilde". Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau. Roman. **„Aus Hütten am Hange"**. Kleine Erzählungen von Carl Hauptmann. München. Georg D. W. Callwey. (Preis 5 Mark bezw. 3 Mark.) Es sind beides Bücher, die abseits liegen von der Richtung, in der unser moderner Roman, auch der naturalistische, sich bewegt. Etwas eigenartig Ringendes, Unfertiges kennzeichnet sie. Eine Ausdrucksfähigkeit, die sich hier dem gewaltigsten Geschehen, dem feinsten seelischen Erleben gewachsen zeigt, dort naiv und ungeschickt nach primitiven Mitteln greift, dann wieder wortreich, fast schwülstig um die Verkörperung der geschauten Situationen ringt; so rein und unmittelbar geschauter Situationen, wie sie wenigen unserer Romane zu Grunde liegen. Denn das ist das Schönste in diesen beiden Büchern: die Ehrlichkeit des künstlerischen Sinnes, in dem diese Menschenschicksale sich spiegeln. Es ist nicht das bewußte Wirklichkeitspathos, die ostentative Wahrheitsliebe des Naturalismus, sondern etwas unendlich viel Objektiveres und Einfacheres. Man fühlt sich versucht, die Zeichnungen aus dem Leben einer armen Frau neben Clara Viebigs „Das tägliche Brot" zu stellen. Beide Romane begleiten den Weg einer Frau, die in schlichter und einfältiger Weise das Leben, das die scheinbar hilflos Preisgegebene in seine Wirbel reißt, überwindet. Wenn Clara Viebigs Darstellung durch die technische Virtuosität jenes kunstmäßigen Naturalismus ihr Gepräge erhält, es dabei aber vielleicht doch den Gestalten an individueller Innerlichkeit gebricht, ist hier der zunächst sich aufdrängende Eindruck eine merkwürdige technische Härte und Herbigkeit, die sich z. B. schon in den eigentümlich schwerfälligen Kapitelüberschriften äußert. Aber aus diesem zuweilen ungeschickt drapierten Gewande schaut uns das Leben mit tiefen Augen seltsam fesselnd und bannend an, und die Wahrheit berührt uns in dieser primitiven Ausdrucksform um so zwingender. „Aus Hütten am Hange" ist eine Sammlung von Geschichten aus dem Riesengebirge, die, technisch zuweilen abgerundeter als der Roman, durch dieselbe eindringliche Treue der Charakteristik, eine wundervolle epische Plastik und zugleich eine eigenartige Stimmungskraft wirken.

Die „Hausbücherei" der Deutschen Dichter-Gedächtnis-Stiftung ist soeben mit drei Bänden eröffnet worden. Von allen Unternehmungen, die dem „billigen Buch" galten, der Aufgabe, die Meisterwerke unserer Literatur jedem einzelnen in unserem Volk zu eigenem Besitz darzubieten, hat die Deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung ihre Aufgabe in der vielseitigsten und umsichtigsten Weise in Angriff genommen. Die ersten drei Bände bieten dafür einen Beweis. Sie zeigen großen, klaren, schönen Druck, der von der ersten augenhygienischen Autorität Deutschlands als durchaus zureichend anerkannt worden ist. Die Bücher sind auf gänzlich holzfreiem, schönem Moderndruck-Büttenpapier hergestellt, in einem Format — nicht zu klein und nicht zu groß — das in einer gewöhnlichen Herrentasche Platz hat. Auch sind sämtliche Exemplare der 3 Bände, von denen übrigens jeder auch einzeln käuflich ist, fest und solide (mit aufgedrucktem Vorder- und Rückentitel) in sogenanntes „Dermatoid" gebunden, einen leinenartigen Stoff von schöner Farbe (Band 1 ist rot gebunden, Band 2 grün, Band 3 gelbbraun), der bei all seinem schmucken Aussehen doch die äußerst angenehme Eigenschaft hat, daß er kaum Schmutz annimmt, wenn er aber doch durch sehr starken Gebrauch der Bücher schmutzig geworden ist, sich — mit Wasser (meist schon ohne Seife) reinigen läßt. Das Dermatoid, deutsche Erfindung und deutsches Fabrikat, hat sich in Bibliotheken und

Digitized by Google

für Einbände von Privatbüchern schon vielseitig auf das Beste bewährt.

Den 1. Band der „Hausbücherei" bildet Kleists „Michael Kohlhaas". Das Buch ist von Dr Ernst Schultze mit einer knappen Einleitung versehen, die in einfacher und populärer Form den Dichter charakterisiert. Der Münchener Maler Ernst Liebermann hat das Buch, das außerdem noch mit einem schönen Kleistbildnis geschmückt ist, mit 7 prächtigen Vollbildern illustriert. Trotzdem beträgt der Preis für das gebundene Buch nur 90 Pfg. Den 2. Band bildet Goethes „Götz von Berlichingen", mit dem schönen Goethebildnis von Lips (1791) und mit einer Einleitung des bekannten Goetheforschers Dr Wilhelm Bode. Das Buch kostet gebunden nur 80 Pfennige und ist gewiß vielen willkommen, die eine schöne und handliche Sonderausgabe des „Götz" zu besitzen wünschen. Auch der 3. Band endlich dürfte viel Anklang finden. Er betitelt sich „Deutsche Humoristen" und enthält 4 ausgewählte humoristische Erzählungen von Peter Rosegger, Wilhelm Raabe, Fritz Reuter. Ein unbegreiflicher Mißgriff ist allerdings die 5. Erzählung des Bandes, eine ganz platte Humoreske von Albert Roderich, die sich an dieser Stelle seltsam ausnimmt. Bei einer Stärke von 221 Seiten ist das Buch für den außerordentlich geringen Preis von 1 Mark käuflich. Findet es beim Publikum die erwartete Aufnahme, so sollen weitere Bände ähnlichen Inhalts folgen. — Die 3 bisher erschienenen Bände der „Hausbücherei" eignen sich sowohl zusammen als auch einzeln ganz besonders zu Geschenken für Groß und Klein. Sie sind ein so günstiges Zeugnis für das Unternehmen, das sie geschaffen, daß man ihnen nur von Herzen auch äußern Erfolg, das heißt weiteste Verbreitung wünschen möchte.

„Rahel, ein Buch des Andenkens für ihre Freunde". Bearbeitet und eingeleitet von Dr Hans Landsberg, Renaissance-Bibliothek, 2. Bd. Berlin, Verlag von Leonhard Simion Nf., 1904. (Preis brosch. 3 Mark.) Der Band bietet eine mit Takt und Verständnis getroffene Auswahl aus den drei Bänden, in denen Varnhagen Rahels briefliche Beziehungen zu den Menschen ihrer Zeit zusammenfaßte. Es ist durch die Reichhaltigkeit des Dargebotenen wohl wert, an die Stelle der alten Ausgabe zu treten, wenigstens für den Laien, der sich in dieses merkwürdig bewußt gelebte und darum so unharmonisch-interessante Leben vertiefen will.

„Liebesbriefe eines englischen Mädchens". Autorisierte Übertragung. Erschienen im Insel-Verlag Leipzig, 1904. Das Motiv dieses Briefromans ist das denkbar einfachste: Die Liebe eines Mädchens zu einem Mann, der ihr durch seine Mutter absichtlich entfremdet wird. Und auch der Vollzug dieser geringen äußeren Handlung wird gar nicht dargestellt, alles erscheint nur als inneres Erlebnis. Aber nun erblüht in diesem ganz kleinen äußeren Rahmen das seelische Leben in einer Fülle, einer Tiefe und Zartheit, die diese Briefe den schönsten Dokumenten weiblicher Erotik an die Seite stellt. Die Übersetzung wird den feinen Nüancen des Originals gerecht, wenn sie auch hier und da die frische Naivetät des Ausdrucks nicht erreicht — vielleicht mit unsren Sprachmitteln überhaupt nicht erreichen kann.

„Erinnerungen von Ludolf Ursleu dem Jüngeren". Roman von Ricarda Huch. Sechste Auflage. J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. (Preis 4 Mark.) Daß von diesem Buch, einem der besten Romane unserer Gegenwartsliteratur, einem so zurückhaltenden, feinen und stillen Buch eine sechste Auflage erscheinen kann, ist ein gutes Zeichen für die literarische Durchschnittsbildung. Ihm noch einmal ein Geleitwort zu geben, dessen bedarf es kaum, es sei denn der Wunsch, daß noch recht viele in seine goldene Tiefe hineinschauen lernen möchten.

„Mißbrauchte Frauenkraft" von Ellen Key. 2. Auflage 1904. S. Fischer. Verlag. (Preis 1 M., gebunden 2 Mark.) Die zweite Auflage der vielbesprochenen und viel angefochtenen Broschüre, mit der Ellen Key auch in Deutschland zuerst bekannt wurde, hat gegen die erste keine Veränderungen erfahren. Auch wer ihrer Grundauffassung von den Aufgaben der Frauenbewegung, von dem Wesen der Frauenfrage nicht zustimmt, wird der Feinheit sich freuen, mit der sie ausspricht, was in Kämpfen und Fragen um die „neuen Bahnen" auch gesagt und durchdacht werden muß.

Sämtliche Werke von Marie Eugenie delle Grazie. Zweiter Band. **„Robespierre"**, ein modernes Epos, 2. Teil. Verlag von Breitkopf und Härtel. Leipzig 1903. Nachdem der erste Band der Ausgabe, der den ersten Teil des Robespierre enthielt, bereits mit dem dritten, einem Novellenband, zugleich erschienen ist, liegt nun mit dem zweiten Band das Epos abgeschlossen vor. Wir weisen hier auf das Erscheinen nur hin und werden später noch einmal auf die Dichterpersönlichkeit der Marie Eugenie delle Grazie im ganzen eingehen.

„Die Besiegten" von Ludwig Bauer. J. C. C. Bruns Verlag, Minden 1903. „Kleine Tragödien der Zeit", nennt der Verfasser seine Dialoge, die in scharfer Präzisierung Fragen der Gegenwart auf den Gebieten der Kunst und der Wissenschaft, des politischen und sozialen Lebens zu einem kleinen Kunstwerk formulieren. Fortschritt und Reaktion, Streben und schläfrige Gleichgiltigkeit stehen sich im Kampf der Meinungen gegenüber: Der Offizier, der das Duellwesen oberflächlich verteidigt; der Priester, der ein Sklave des Dogmas und der Beschränktheit geworden; der Lehrer, der die technische Aufgabe durch seine Praxis löst, wie er aus Menschen Maschinen macht. Der Künstler wie der Anwalt, die Geliebte wie die Dirne, der Arzt wie der Aristokrat, sie alle, alle sind die Besiegten, die das Leben zerbrach und in Trümmer schlug. Die Arbeiten Bauers sind außerordentlich scharf beobachtet und mit dieser Schärfe auch konzipiert. Man könnte bei ihnen von Kulturdokumenten der Moderne sprechen, denn sie zeigen die Unterströmungen auf, durch die das Getriebe der Gesellschaft und dieser Weltkreise bestimmt wird. Dr Regener.

„Welt und Ich", Dichtungen von W. C. Gomoll. Verlag Gose u. Tetzlaff. Berlin 1903. Leise, durch die Unruhe des Lebens verschleierte Probleme der Welt und ihres Wirkens finden ihre Spiegelung und Wertung in den Reflexionen des

Digitized by Google

Ich. Fragen, die aus Träumen sich zur Wirklichkeit ringen und noch in der Behandlung das Gestaltlose nicht abgestreift haben. Die klare Plastik und ruhige Reife fehlt, die uns zeigt, daß der Künstler mehr Sklave des Stoffes, als sein Herrscher in der Ausführung ist. Fein in der Wirkung sind die Liebesgedichte, die jugendfrisch und voll stolzer Hingebung sind; fein auch die landschaftlichen Stimmungen, die mit weichen Tönen angegeben und hie und da verschwommen sind. Immerhin offenbart Gomoll eine Begabung, die in dauernder Selbstzucht Treffliches erreichen wird. Der kühne Titel „Welt und Ich" wird später auch eine tiefere Berechtigung finden, als er sie bei dem Erstlingswerk des Verfassers verdient. An die Ausgestaltung seines Talentes dürfen wir mit Sicherheit glauben. Dr R.

„Aus dem Zuchthause". Von Hans Leuß. Preis 2,50 Mark. Verlag von Johannes Räde, Berlin W. 15. Die „Kulturprobleme der Gegenwart" (herausgegeben von Leo Berg) bieten uns in ihrem siebenten Bande eine jener sozialen Studien, die uns in eine fremde Sphäre mit den Augen des Erlebenden hineinschauen lassen. Der Verfasser hat bekanntlich eines Meineids wegen, den er um einer Dame willen leisten zu müssen glaubte, mehrere Jahre Zuchthaus erhalten. Er schildert die Welt, die hinter den Mauern unserer Strafanstalten liegt, wie sie in dieser Weise noch nicht geschildert worden ist. Denn auch der erfahrenste Fachmann, auch der weitherzigste Menschenfreund kann die inneren Erlebnisse eines „Zuchthäuslers" nur ahnen, niemals nachempfinden. Wenn die jüngere Kriminalistenschule den Grundsatz vertritt, daß das Verbrechen eine Folge der sozialen Zustände ist, wenn sie unserem Strafsystem die bessernde Kraft abspricht und es von Grund aus für verfehlt hält, so ist dies Buch im höchsten Grade geeignet, ihren Theorien ein überzeugendes Tatsachenmaterial zur Stütze zu geben. Man möchte vielleicht wünschen, der Verfasser hätte der plastischen Kraft seiner eigenen Darstellung mehr vertraut; die langen Reflexionen wirken störend. Jeder Denkende muß sie selbst machen; ja, man wird sagen dürfen, daß die Kenntnisnahme von den Gräueln der im Zuchthaus noch zulässigen Prügelstrafe, daß die sich aufdrängende Überzeugung von der Nutzlosigkeit und alle Energie lähmenden Wirkung unserer Strafmethoden gründlich geeignet ist, seine Gemütsruhe zu stören. Und dafür können wir dem Verfasser dankbar sein.

„Handbuch für Lehrer und Lehrerinnen". Verlag von Theodor Hofmann in Leipzig 1903. Das von einer Reihe von Fachkräften herausgegebene Handbuch wird von Prof. Theobald Ziegler mit einer knappen und klaren Übersicht über die Geschichte der Volksschule, ihre gegenwärtigen Entwicklungstendenzen und die Aufgaben des Lehrers ihnen gegenüber eröffnet. Es bietet für alle das Berufsleben betreffenden Angelegenheiten, sowohl hinsichtlich der gesamten Unterrichtstätigkeit als auch des äußeren Dienstverhältnisses, der Fortbildung, Organisation usw sachlich sorgfältige und sehr vielseitige Nachweise. Auch die besondern Angelegenheiten der Lehrerinnen sind, wenn auch etwas summarischer, berücksichtigt. Wenn man hinsichtlich der Anlage noch einen Wunsch äußern sollte, so wäre es der, daß wenigstens in kurzen, hauptsächlich bibliographischen Angaben bei den einzelnen Abschnitten auch die außerpreußischen Staaten berücksichtigt würden.

„Die große Stimme". Novellen von Ida Boy-Ed. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. In ihrer gewandten Weise erzählt die Verfasserin von diesem und jenem aus Menschenherz und Menschenleben. Den Vorzug dürfte man neben der ergreifenden Titelnovelle den kleinen Skizzen aus der nordischen Heimat geben: „Der Dorfdiplomat" und „Ein Handel".

„Anweisung zur selbständigen Vermögensverwaltung für die alleinstehende Frau." Von Anna Mittelstaedt. Verlag von Carl Mayer, Hannover und Berlin. In klarer und populärer Form gibt die Verfasserin über die mit eigner Vermögensverwaltung zusammenhängenden Fragen Auskunft. Die Ausführungen, die gut orientiert und dem Verständnis des Laien geschickt angepaßt sind, möchten vielen Frauen gute Dienste leisten können, sodaß ihnen eine möglichst weite Verbreitung zu wünschen ist.

„Die kleine Fee". Eine Geschichte für Kinder von Sophie Rollier. Deutsch von M. Stöber. Ravensburg, Verlag von Otto Maier. Die freundliche kleine Erzählung wird sicher die Spannung und Teilnahme der Kinder wachhalten und ist in ihrer harmlosen Frische warm zu empfehlen.

„Kürschners Jahrbuch 1904". Kalender, Merk- und Nachschlagebuch für Jedermann. Berlin, Leipzig, Eisenach. Hermann Hilger. Verlag. (Preis 1,50 Mark.) Das Kürschner-Jahrbuch ist durch seine stoffliche Reichhaltigkeit, seine praktische Anordnung und den billigen Preis bereits so gut eingeführt, daß auf das Erscheinen des neuen Jahrgangs nur hingewiesen zu werden braucht.

„Frauenkalender für 1904". Herausgegeben vom Deutsch-evangelischen Frauenbunde. Verlag von Edwin Runge in Gr. Lichterfelde-Berlin. (Preis 1 Mark.) Der Kalender enthält außer dem üblichen Kalendermaterial einen Nachweis von Frauenberufen, Mitteilungen über die Vereinstätigkeit des Bundes, ein Verzeichnis seiner Mitglieder und Ortsgruppen und einen Aufsatz „Unsere Prinzipien in der Frauenfrage", der allerdings der „bürgerlichen Frauenbewegung" von einem einseitigen konfessionellen Gesichtspunkte aus wenig gerecht wird.

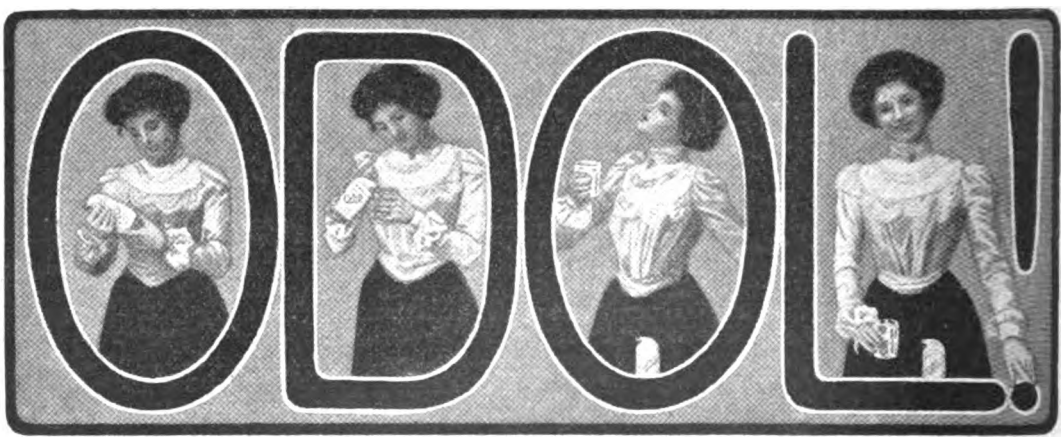
„Die Tiere der Erde". Von Dr W. Marshall, Prof. für Zoologie und vergleichende Anatomie an der Universität Leipzig. Stuttgart u. Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Von dieser volkstümlichen Übersicht über die Naturgeschichte der Tiere ist jetzt die 20. Lieferung erschienen. Die Abbildungen des Prachtwerks — über tausend an der Zahl — sind sämtlich nach dem Leben hergestellt. Bei der glänzenden Ausstattung des Werks, das in 50 Lieferungen vollständig sein wird, ist der Preis von 60 Pfennig pro Lieferung nicht zu hoch. Das Werk dürfte sich sehr zum Geschenkwerk für die reifere Jugend eignen.

Digitized by Google

Vorlesebuch von Berthold Otto. Was das Kind der Mutter vorliest. **Mütterfibel von Berthold Otto**, eine Anleitung für Mütter, ihre Kinder selbst lesen zu lehren. Verlag K. G. Th. Scheffer. Leipzig 1903. Bei der Anerkennung, die uns Berthold Otto längst durch seine Schriften abgewonnen hat, nehmen wir jedes neu erscheinende Werk dieses Verfassers mit gespannter Erwartung in die Hand. Auch die beiden vorliegenden Bücher beweisen wiederum, daß wir es mit einem ganz hervorragenden Pädagogen zu tun haben. In beiden Schriften wendet er sich an die Mutter mit dem Bestreben, dieselbe anzuleiten zu einem zielbewußten Ausnutzen der in ihr lebenden erziehlichen Kräfte. Jede auch nur einigermaßen intelligente Mutter wird mit Dankbarkeit den Anregungen folgen, die der Verfasser zur Ermöglichung des „Gerneleſens" bei jungen Kindern in seinem Vorlesebuch gibt. Auch wird der Mutter gezeigt, wie sie durch Benutzung der kindlichen Ausdrucksweise ein Verständnis erreichen kann für besondere Vorgänge im Leben, in der Natur ꝛc., bei deren Erläuterung sie bisher oft genug mutlos abbrechen mußte. Die Art, wie der Verfasser im Rahmen des nur 32 Kapitel zählenden Vorlesebuches das Interesse des Kindes vom Puppenspiel bis zum Naturereignis des feuerspeienden Berges und bis zur Bedeutung der griechischen Sprache zu steigern versteht, ist ein Kabinettsstückchen der Pädagogik.

In der Mütterfibel stellt der Verfasser in klarer für jede Mutter verständlicher Weise die „begriffliche Methode" des Lesenlehrens, wie er sie erdacht und erprobt, dar. Es mag anfangs manche Mutter wunderlich anmuten, die alten, vertrauten: a, e, i, o, u und Genossen im Alphabet als: Öffner, Drücker, Quetscher, Runder, Spitzer u. s. w. wiederzufinden. Auch erscheint die Möglichkeit fabelhaft, 3—4jährigen Kindern diese Begriffe plausibel zu machen und darauf das ganze Gebäude des Lesenlernens aufzurichten. Nach sorgfältigem Durchstudieren kann man jedoch die Methode nur warm empfehlen und dem Buche eine weite Verbreitung wünschen. Schon im Interesse der eigenen mütterlichen Fortbildung, denn nur wenige Mütter dürften über den Wert der Lautphysiologie orientiert sein, und doch wäre, meines Erachtens, deren Kenntnis und Beherrschung nicht nur ein wichtiger Faktor beim Lesenlehren, sondern auch bei anzustellenden Sprechübungen mit undeutlich sprechenden Kindern. Es wird durch diese Mütterfibel somit der mütterliche Gesichtskreis beträchtlich erweitert und sicherlich durch die überaus anschauliche Art der Unterweisung manche Mutter zu dem Versuche angeregt, das soeben selbst Gelernte lehrend zu verwerten.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon." Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148000 Artikel und Verweisungen auf über 18240 Seiten Text mit mehr als 11000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Der soeben erschienene V. Band von Meyers Großem Konversations-Lexikon ist trefflich geeignet, über alle Fragen, die sich in den alphabetischen Grenzen dieses Bandes bewegen, sicher und klar Auskunft zu geben. Vor allem sind es infolge der alphabetischen Anordnung die Materien der „Elektrizität" mit all ihren Unterabteilen und des „Eisens", dessen Gewinnung, Produktion und Verwendung, sowie des „Eisenbahnwesens", die in diesem Band größern Raum einnehmen und auch, wie die Natur der Sache es verlangt, eine reichere Illustrierung erfordern, die Fachmann und Laien gleiches Interesse bietet. Aber auch die wirtschaftlichen Teile des Eisenbahnwesens sind ganz hervorragend dargestellt und verdienen Beachtung, sowie die allgemein wirtschaftlichen und rechtswissenschaftlichen Artikel von allgemeinem Interesse, „Einkommen", wie „Ehe", „Erbrecht", „Eigentum", „Enteignung" usw. Von den zahlreichen, speziell naturwissenschaftlichen Artikeln abgesehen, sei vor allen hier auf die geschickte Darstellung und prächtige Illustrierung der Artikel „Entwicklungsgeschichte" und „Embryo" hingewiesen. Für jedes Wissensgebiet bringt das Buch eine klare, übersichtliche und gewandte Darstellung und bleibt auf keine Frage eine Antwort schuldig.



Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor **Dr. O. Liebreich**, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. **Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.**

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

„Papierblumen." Anleitung zur Herstellung von Blumen und Blüten für Jung und Alt von Mathilde Leonhardt. Mit Schnittmusterbogen und zahlreichen Abbildungen. Elegant broschiert 1,80 Mark. Verlag von Otto Maier in Ravensburg. Die Anleitung wird in leichtverständlicher Weise gegeben und durch die vielen beigegebenen Bilder und Muster wirksam unterstützt, so daß das Werkchen als sehr praktisch empfohlen werden kann.

„Fünf Hauptfragen aus der Methodik der Geographie" von H. Prüll. Preis 80 Pf. Leipzig. Verlag von Ernst Wunderlich. Das Buch bietet eine Fülle von Anregung und gibt für die Einführung in das Kartenlesen, die Begründung der geographischen Tatsachen und Erscheinungen u. a. dem Lehrer vorzügliche praktische Ratschläge.

Kleine Mitteilungen.

Für die arme erblindete Privatlehrerin sind infolge der Annonce in der Novembernummer eingegangen:

Frl. H. Lange, Berlin	10	Mk.
Eine Kollegin, Berlin	10	„
Frl. Dreeger, Bromberg	10	„
Frau Hoffmann, Bonn	5	„
Frl. Mück, Münster	4	„
Frl. Hark, Gotha	10	„
Sammlung v. Frl. Müller, Aachen	22	„
Chemnitzer Lehrerinnen-Verein	51	„
Aus Schottland — Ungenannt	3	„
Aus Saarbrücken — Ungenannt	13	„
Von Danziger Lehrerinnen	63	„
Summe	201	Mk.

Allen Geberinnen für die Gabe und die liebenswürdigen Worte herzinnigen Dank.

Frau Superintendent **Gottgetreu** und Frl. **Farné**
im Namen der Empfängerin.

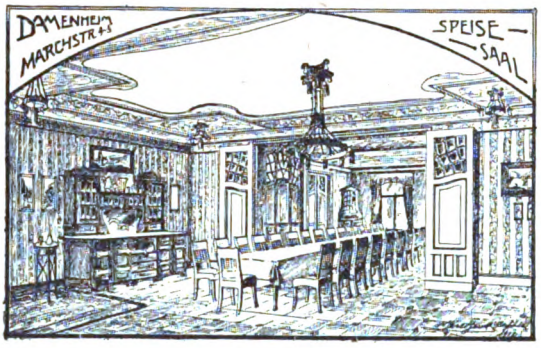
Sprachkranke Kinder
find **gründl. Heilunterricht** u. liebevolle Aufnahme bei **Johanna Lenk,** gepr. Töchterschul- und Sprachlehrerin. **Coburg,** Adami-Strasse 2 I. Beste Empfehl.

Steppdecken
kauft man am preiswert. **nur direkt** in der Fabrik **72 Wallstraße 72,** wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. **B. Strohmandel, Berlin S. 14.** Illustr. Preiskatalog gratis.

Jena. Zum Abiturium Vorbereit. für Mädchen
Pension. Villa mit grossem Garten.
Dr. math. F. Haft und Frau.

Familien-Pension I. Ranges
von [21
Elisabeth Joachimsthal
BERLIN
Potsdamerstr. 35 II. rechts
Pferdebahnverbindung nach allen Richtungen. Solide Preise. Beste Referenzen.

Damen-Wohnungen.
1—4 Zimmer mit Kochgelegenheit, vollständig in sich abgeschlossen. Billiger Lebensunterhalt durch gemeins. Haush. Schutz für Person und Eigentum. Gemeinsame Interessen, keine spekulative Ausbeutung. Geselliger Verkehr ohne persönliche Beschränkung. Kein Stift sondern genossenschaftl. Vereinigung.



Berlin-Schöneberg, Hauptstr. 20a, Akazienstr. 5. **Charlottenburg,** Marchstr. 4/5, Mommsenstraße 6. **Potsdam,** Marienstr. 11

Prospekte gratis vom Vorstande des **Damenheim,** Hauptstr. 20a.

Hera
D. R.-P. 94 272.
9 goldene und andere Medaillen, 2 Ehrenpreise.

Beseitigt den **starken Leib** u. **Hüften** u. gibt eine **stolze, elastische Haltung.** Vorzüglichster Korsettersatz f. jede Dame.

Maß: Nr I unter der Brust, II Hüfte gemessen.

Beste Reformhose ohne Klappe.

Agn. Fleischer-Griebel.
BERLIN, Breitestr. 28a, II.

Das Suchen der Zeit.
Herausgeber: Daab und Wegener. I. Bd. leicht gebunden 2.40 M. In den Buchhandlungen zur Ansicht. Verlag Langewiesche, Düsseldorf. Das Buch dient denen, die, über Materialismus und Dogmatismus hinaus vorwärtswollend, den Zeichen der Zeit zuversichtlich gegenüberstehen.

Digitized by Google

Leiden Sie an Raummangel?

Dann fordern Sie sich **gratis** und **franko** Preisliste I über **Jaekel's** berühmte, mühelos zusammenlegbare **„Schlafe patent"-Möbel** in allen Formen.
Unentbehrlich in Familien, Hôtels, Pensionaten usw.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,
BERLIN, Markgrafenstrasse 20. MÜNCHEN, Blumenstrasse 49.

Originalrezept. Schweinsleber-Haché. — 6 Personen. 1½ Stunden. Die Leber und das Herz eines Schweines werden sauber gewaschen, mit einem Lorbeerblatt, 1—2 Zwiebeln, etwas Salz und einigen Pfefferkörnern in Wasser 20—25 Minuten sacht gekocht. Dann hackt man Leber und Herz samt einer Scheibe fetten Speck gröblich. Unterdessen dünstet man 2 Löffel Mehl in etwas Butter bräunlich, verkocht dies mit einem Teil der Brühe, in der Leber und Herz gar gekocht wurden, fügt das gehackte Fleisch dazu, läßt es gehörig durchkochen, gibt etwas Zitronensaft und — wenn man es hat — ¼ Glas Weißwein dazu, schmeckt nach Salz ab und vollendet das Gericht mit 10—12 Tropfen Maggi's Würze. v. Bg.

Frauentrost

Gedanken für Männer Mädchen und Frauen
4. Abdruck. 7—9. Tausend
Mk. 1.80
leicht gebunden in den Buchhandlungen auch zur Ansicht.
Ein feines und reines Buch, das für die Befreiung des Weibes im Weibe eintritt.
Verlag C. H. Beck, München.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Offene Stellen an Schulen.

1. Für eine königliche Handels- und Gewerbeschule in Posen wird zum 1. 4. 04 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht mit Befähigung zum Unterricht in Handelsfächern. 24 Stunden wöchentlich. Nach einem Jahr definitive Anstellung. Pensionsberechtigung. Gehalt 1500 Mark steigt bis 2700 Mark.

2. Für eine Kuratoriumschule im Regierungsbezirk Bromberg werden zum 1. 4. 04 eine Oberlehrerin oder Schulvorsteherin und eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 60 Kinder

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,
Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,
Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.
Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).
Frau Klara Kessling
Vorsteherin.
1—2, Freitags 1—4.

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar
(vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in **Kassel.**

Höhere Handelsschule für Mädchen, Köln a. Rh.

Aufnahmebedingung: Die abgeschlossene Bildung der 10klass. höheren Töchterschule. Aufnahmeprüfung.
Zweck der Anstalt: Gründliche theoret.-prakt. Ausbildung f. **angesehene, gutbesoldete** kaufm. Stellungen, sowie wirtschaftl. u. soziale Selbständigkeit.
Lehrgang 2jährig: a) **Sämtliche** theoret. und prakt. **kaufm. Fächer** einschl. Wirtschafts- u. Betriebslehre, Geld-, Kredit-, Bankwesen, Handelsgeographie 2c. b) **Sprachen.** c) **Allgemein bildende Fächer:** Aufsatz, deutsche, französische, engl. Stenographie 2c.
Ausw. Damen wird in guten Familien passende Unterkunft vermittelt.
Auskunft, Prospekt, Jahresbericht durch Direktor **Riepe,** Klapperhof 28.
Der Direktor. **Das Kuratorium.**

Handelsschule für junge Mädchen
Einjähriger Kursus.
Beste und billigste Ausbildung in **allen** kaufmännischen Sächern.
Anmeldungen: täglich 3—5.
Gustav Brühl,
Mathieustr. 13.
(2. Eingang Ritterstraße 36.)

Höhere Mädchenschule
St. Jacobi.
Mathieustrasse 13. (2. Eingang Ritterstrasse 36.)
Anmeldungen täglich 11—1. **Gustav Brühl.**

Digitized by Google

von 6—14 Jahren sollen in allen Fächern für die 1. Klasse einer höheren Töchterschule vorbereitet werden. Gehalt für die Vorsteherin 1600 Mark, Gehalt für die Lehrerin 1000—1200 Mark.

3. Für eine höhere Privatschule in einer großen Stadt Norddeutschlands wird zum 1. 4. 04 eine evangelische Oberlehrerin gesucht mit Berechtigung für Deutsch, Erdkunde oder Geschichte respektive eine fremde Sprache. Unterricht ist auf die Oberstufe und im Seminar zu erteilen. 24 Stunden wöchentlich. Anfangsgehalt 2000 Mark. Pensionsberechtigung.

4. Für eine höhere Privat-Mädchenschule in einer größeren Stadt in Hessen wird zum 1. 4. 04 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht für Englisch und Französisch in Oberklasse auch für alle anderen Fächer. 22—24 Stunden wöchentlich. Gehalt 1400—1500 Mark.

Offene Stellen in Familien.

5. Für ein Institut in Belgien wird für sofort eine gesunde junge Dame, die täglich 1 Stunde Deutsche Konversation mit den Schülerinnen pflegt und 600 Mark Pension zahlt, gesucht.

6. Eine adlige Familie auf dem Lande sucht zum 1. 4. 04 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. 1 Knabe von 9 Jahren und 1 Mädchen von 7 Jahren sind in allen Fächern, auch Musik, Zeichnen und Latein bis Quarta zu unterrichten. Gehalt 600—1000 Mark.

7. Eine adlige Familie auf dem Lande sucht für sofort eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. Zu unterrichten sind 1 Mädchen von 12 Jahren, vom Herbst ab 1 Mädchen von 6 Jahren. Musik erwünscht. Gehalt 6—900 Mark.

8. Eine Familie auf dem Lande sucht zum 1. 4. 04 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zum Unterricht für 2 Mädchen von 9 und 12½ Jahren, eventuell für ½ Jahr 1 Knabe von 10 Jahren. Musik erwünscht. Gehalt 700 Mark.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung!

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Damenpensionat.

Internationales Heim,
Berlin SW.,
Hallesche Straße 17, I,
dicht am Anhalter Bahnhof,
gibt Pension für 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. per Tag für Tage, Wochen und Monate.
Selma Spranger, Vorsteherin.

Heimat

für alleinstehende Mädchen und Frauen gebild. Stände, Dresden, Lüttichaustraße 10, III, gegründet von dem Verein „Freundinnen junger Mädchen". Preis 1,20 M. täglich. Auch Zimmer für Damen mit und ohne Pension.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

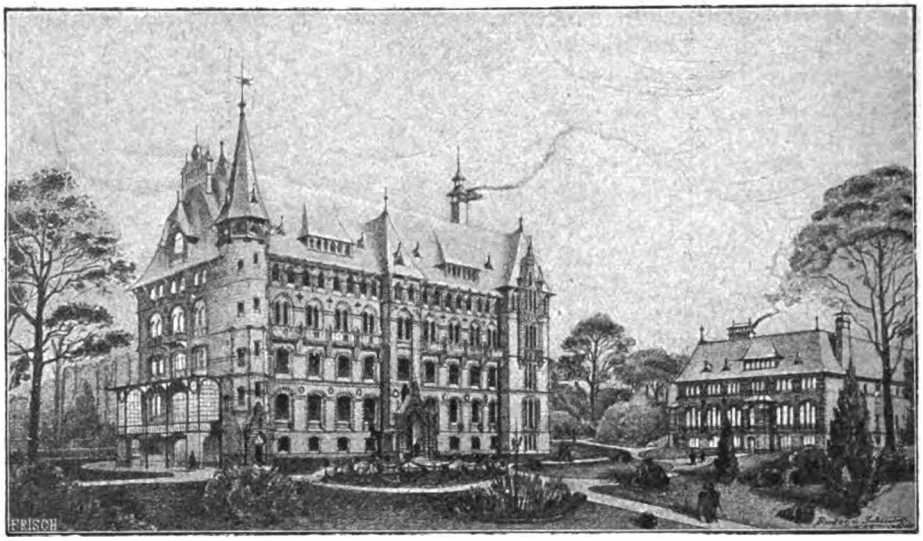
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr; für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30.
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch-
und
Haushaltungs-schule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.

Curse
in
allen Zweigen der Küche u. Haushaltung
für
Töchter höherer Stände,
für
Bürgertöchter.
Kochcurse für Schulkinder.
Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus I erteilt Frl. **D. Martin.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2.50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 6 März 1904

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Susan B. Anthony, die Seniorin der Frauenstimmrechtsbewegung.

Von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten

„I am a full and firm believer in the revelation that it is through woman that the race is to be redeemed. And it is because of this faith that I ask for her immediate and unconditional emancipation from all political, industrial, social and religious subjection."

Diese Worte hat Susan B. Anthony viel tausendmal gesprochen. In ihnen ist ihr Lebenswerk gekennzeichnet und der Grund, aus dem es erwuchs.

Seit fünfzig Jahren steht die nun Vierundachtzigjährige an der Spitze der amerikanischen Frauenbewegung. Ihre langjährige Freundin und Mitarbeiterin, mit der ihr Name während dieser Zeit stets verbunden erscheint, die glänzend begabte und tatkräftige Elisabeth Cady Stanton, von der der erste Anstoß zur Organisation der amerikanischen Frauen ausging, ist 87jährig im Oktober 1902 gestorben. Susan Anthonys Blick aber ruht noch immer klär und scharf auf dem Werk, dem ihr Leben gewidmet war, auch von dem stilleren Heim in Rochester (N. Y.) aus, in dem ihre Schwester Mary für häusliches Behagen sorgt und ihre Freundin und Biographin, Ida Husted Harper, ihre Arbeit teilt.

Susan B. Anthony hat ihre Arbeit in der Frauenbewegung von jeher ausschließlich auf die Erlangung des politischen Wahlrechts konzentriert. An dieses festeste Bollwerk von allen legte sie von Anfang an mutig die Sturmleitern an, und mit einer durch keine Niederlage zu brechenden Ausdauer leitet sie noch heute die Belagerung mit gewaltig verstärkten Angriffsscharen. Schon wankt es zuweilen in seinen Grundfesten. Sie weiß, daß es eines Tages fallen muß, auch wenn ihre Augen den Sieg nicht mehr sehen werden.

Digitized by Google

Susan B. Anthony hat stets die angreifbarste Position gewählt, stets in der vordersten Reihe gestanden. Eine Kämpferin für Wahrheit und Gerechtigkeit, für die es keine Menschenfurcht gibt, die auch nie durch Liebenswürdigkeit gewinnen wollte, nie für Kompromisse zu haben war, hat sie wie keine andere im Kreuzfeuer der Verfolgung gestanden, die den Vertretern dieser unpopulärsten aller Forderungen der Frauen auch im Lande der Freiheit nicht erspart geblieben ist. Wenn heute dessenungeachtet ihr Name von allen Seiten nur mit Achtung und Bewunderung genannt wird, so läßt das in der Tat auf eine wahrhaft große und lautere Persönlichkeit schließen.

Ihre Freunde haben es sich angelegen sein lassen, noch zu Lebzeiten der „grand old woman" einen umfassenden Bericht ihres Lebens und Wirkens zusammenzustellen,[1]) mit Benutzung der großen Masse von Material, die sie selbst für diesen Zweck frühzeitig gesammelt hatte. Durch die chronologische Aneinanderreihung der Tatsachen werden zwar die krausen Fäden des zufälligen Geschicks nur zum geringsten Teil entwirrt; dafür ist durch reichliche Mitteilung von Briefen und Dokumenten aller Art ein möglichst vollständiger Einblick in die Geschehnisse selbst gestattet.

Betrachten wir eines der der Biographie beigegebenen Bilder aus den letzten Lebensjahren: eine stattliche Gestalt, scharfe Züge, Augen, die scharf und prüfend geradeaus sehen, um die schmalen Lippen ein Zug von unbeugsamer Energie, und doch liegt etwas Gütiges über dem Antlitz, um das sich anspruchslos das glatte, nun ganz weiße Haar schmiegt. Wie kam diese Frau dazu, das friedliche Heim verlassend, auf persönliches Glück verzichtend, in dem Kampf für das Frauenstimmrecht ihre Lebensaufgabe zu sehen? Wie hat sie diesen Kampf durchgeführt? Die Anfänge der gesamten amerikanischen Frauenbewegung, die vollständige Geschichte des Frauenstimmrechts, ein Stück der politischen Entwicklung der Nation überhaupt entrollt sich mit der Betrachtung dieses Lebensganges. Ich will versuchen, auf diesem begrenzten Raum die Hauptzüge desselben zu skizzieren; ob es vielleicht gelingt, dabei auch etwas vom Wesen der dahinter stehenden Persönlichkeit zu erfassen.

Susan B. Anthony entstammt einer Quäkerfamilie. Damit war sie in einen Kreis ernster Menschen gestellt, charakterisiert durch einen Geist der Arbeitsamkeit, der körperlichen und sittlichen Reinheit, schlichter und opferbereiter Menschenliebe, aber sich vom politischen Treiben fernhaltend und lieber die „Stillen im Lande" darstellend. In Susan sind alle diese charakteristischen Züge des Quäkers als Grundzüge des Charakters vorhanden, nur der letzte wird allmählich durch ein stärkeres Element in sein Gegenteil umgebogen. In dieser Gemeinschaft genossen die Frauen eine größere Freiheit der Entwicklung und mehr Selbständigkeit als anderswo; die Gleichheit aller vor dem Angesichte des Herrn gebot, auch den Frauen das Wort nicht zu entziehen, und Susan zählte eine hochbegabte Predigerin zu ihren nächsten Verwandten. Viele Züge der Tochter zeigen sich bereits in dem Vater; er erscheint als ein kluger, äußerst selbständiger, gerechter, freiheitlich denkender Mann, der niemals der Enge und Unduldsamkeit verfällt, die seine Glaubensbrüder zuweilen in religiösen und moralischen Dingen an den Tag legen. Ein feiner Zug in ihm ist die Achtung vor der Selbständigkeit seiner Kinder. Die Töchter erwählen einen Beruf, sobald sie erwachsen sind, auch als die Familie noch im behaglichsten Wohlstand lebt; Susan und ihre Schwester sehen wir lange Zeit als „schoolmistress" auf dem Lande wirken. Als der Vater in eine bedrängte Lage gerät und Susan von ihrem Verdienst nach Hause schickt, stellt er geschäftsmäßig für jede empfangene Summe einen Schein aus und zahlt in besseren Zeiten alles bis auf den letzten Heller zurück. Natürlich ist er ein Temperenzler wie alle Quäker und ein Gegner der Sklaverei; wie vielen flüchtigen Sklaven haben nicht die mitleidigen Quäker in der Zeit der Verfolgung über die Grenze geholfen! Aus ihrer Mitte ging die abolitionistische Bewegung hervor, die sich

[1]) The Life and Work of Susan B. Anthony. By Ida Husted Harper. Indianapolis. Kansas City. 1898. 2 vol.

Digitized by Google

zu einer gewaltigen nationalen Krise auswuchs und in dem Bürgerkrieg von 1860 eine blutige, aber siegreiche Lösung fand. Susan's Vater steht den Anfängen dieser Bewegung nahe, die um die dreißiger Jahre liegen. Die später so berühmt gewordenen Führer der Abolitionisten William Lloyd Garrison, Wendell Philipps, Parker Pillsbury, H. W. Channing; Frederick Douglaß, der, selbst ein Schwarzer, für seine schwarzen Brüder kämpft, kehren in seinem Farmhaus bei Rochester (N. Y.) ein. Mit diesen und andern Vertretern der großen Reformfragen des Tages kommt Susan früh in Berührung, und hört hier alle brennenden Fragen des politischen Lebens erörtern. Alle diese Männer und Frauen treten damals aus der Gemeinschaft der Quäker aus, weil die tatkräftige Menschenliebe in ihnen stärker ist als der Hang zum Quietismus. So bot der jungen Susan das Vaterhaus die Vorbereitung zur künftigen Laufbahn. Von Anfang an lernt sie, über den engen Kreis ihres Lebens hinausspähen und die Interessen der Gesamtheit empfinden; sie hat in bedeutenden Persönlichkeiten ein Vorbild selbstloser Hingabe an Menschheitsaufgaben. Sie besaß scharfen Verstand, Mut, Drang nach Tätigkeit. Kein Wunder, daß ihr der Kreis des Schullebens bald zu eng wird; sie sehnt sich nach größeren Aufgaben, will mithelfen im Kampf gegen die bloßgelegten Schäden des Gemeinwesens. Sie hat das Glück gehabt, in ihrem Vater einen warmen Freund dieser Bestrebungen zu finden; auch als sich ihre Arbeit ausschließlich der Frauensache zuwandte, ist man ihr im Vaterhaus stets mit Verständnis gefolgt und hat sie in jeder Weise gestützt. Darin hat sie es besonders gut gehabt, wenn wir bedenken, wie oft der strebenden Frau ihre Selbständigkeit das Vaterhaus kostet. Susan hat stets mit innigster Liebe an diesem Elternhaus gehangen, und oft klingt in stürmischen Zeiten des Kampfes das Heimweh nach seinem Frieden durch ihre Briefe.

* * *

Ihre erste öffentliche Tätigkeit gehört der Mäßigkeitsbewegung, in der sich zwischen 1840 und 1850 die Frauen als „Daughters of Temperance" zur Mitarbeit vereinigt hatten, da die Männer sie nicht als Rednerinnen zuließen und überhaupt gegen jedes öffentliche Auftreten von Frauen ein starkes Vorurteil herrschte. Bereits 1849 aber versucht sich Susan in ihrer Gesellschaft in öffentlicher Rede. „Wer soll das große Werk der Reform betreiben?" fragt sie. „Sollten das nicht die Frauen tun, die ja am meisten zu leiden haben unter den Ränken dieses schrecklichen Feindes?" Sie ermahnt die Frauen: Laßt uns tun, was in unseren Kräften steht, „to harmonize and happify our social system".

Das Gefühl sozialer Verantwortlichkeit ist also bei ihr bereits in vollem Maße entwickelt; die Sonderaufgaben der Frau sucht sie darzustellen. Auch die Notwendigkeit von Frauenhilfe gegen die Unsittlichkeit wird hier bereits betont. Bald hat Susan B. Anthony eine leitende Stelle innerhalb dieser Organisation. Sie besucht auch regelmäßig die Versammlungen der Abolitionisten, die das scharfe Gesetz gegen die flüchtenden Sklaven von 1850 damals in gewaltige Erregung setzte, aus der das Losungswort der „immediate and unconditional emancipation" emporstieg. Sie schließt Freundschaft mit den Frauen dieser Bewegung, der allseitig verehrten Quäkerin Lucretia Mott, der vielverfolgten Rednerin in der Sklavenfrage Abby Kelly Foster u. a., die alle an leitender Stelle in der Frauenbewegung wiederzufinden sind. Gleichzeitig dringen damals die Nachrichten zu ihr von der ersten Frauenversammlung in Seneca Falls, die E. Cady Stanton 1849 einberufen hat, um die Frauen zur Wahrnehmung ihrer Rechte aufzufordern. Ihre Eltern und Geschwister haben die radikalen Resolutionen dieser ersten Tagung mitunterzeichnet. Sie liest den Bericht der im folgenden Jahr in Massachusetts abgehaltenen ersten größeren Frauenversammlungen. Die Frauen, die als Führerinnen damals auftraten, hatten als Mitarbeiterinnen in der Antisklavereibewegung persönlich die Erfahrung ihrer unfreien Stellung machen müssen; man hatte in den Versammlungen der Männer ihre Anerkennung als Delegierte verweigert und in zum Teil stürmischen Szenen ihnen das Recht der Rede bestritten. Auch die unfreie rechtliche Stellung der Frau, der das damals geltende English

Digitized by Google

Common Law keine rechtlich selbständige Existenz zuerkannte, die weder Verfügungsrecht über ihr Vermögen noch ihre Kinder besaß, war in einer Menge Fälle zu Tage getreten und viel erörtert. Diese Ursachen der Erhebung waren Susan B. Anthony natürlich nicht fremd. Auch hatte sie als Lehrerin bereits persönlich erfahren, wie viel weniger die Frauenarbeit galt als die Männerarbeit. Daß sie mit den Beschlüssen dieser Versammlungen sympathisierte, ist selbstverständlich. Aber für die Forderung des Stimmrechts, die E. Cady Stanton in Seneca Falls nur unter Protest durchgesetzt hatte, die in den Massachusettsversammlungen aber bereits an erster Stelle steht, hat sie noch nichts übrig. Denn die Quäker enthielten sich des Stimmrechts wie jeder politischen Handlung. Die Einsicht in die Bedeutung des Stimmrechts aber wurde ihr sehr bald, als ihre öffentliche und sich rasch erweiternde Wirksamkeit in der Temperenzbewegung auf dieselben Schranken stieß, die die in der Antisklavereibewegung arbeitenden Frauen zur Deklarierung der „Frauenrechte" getrieben hatte.

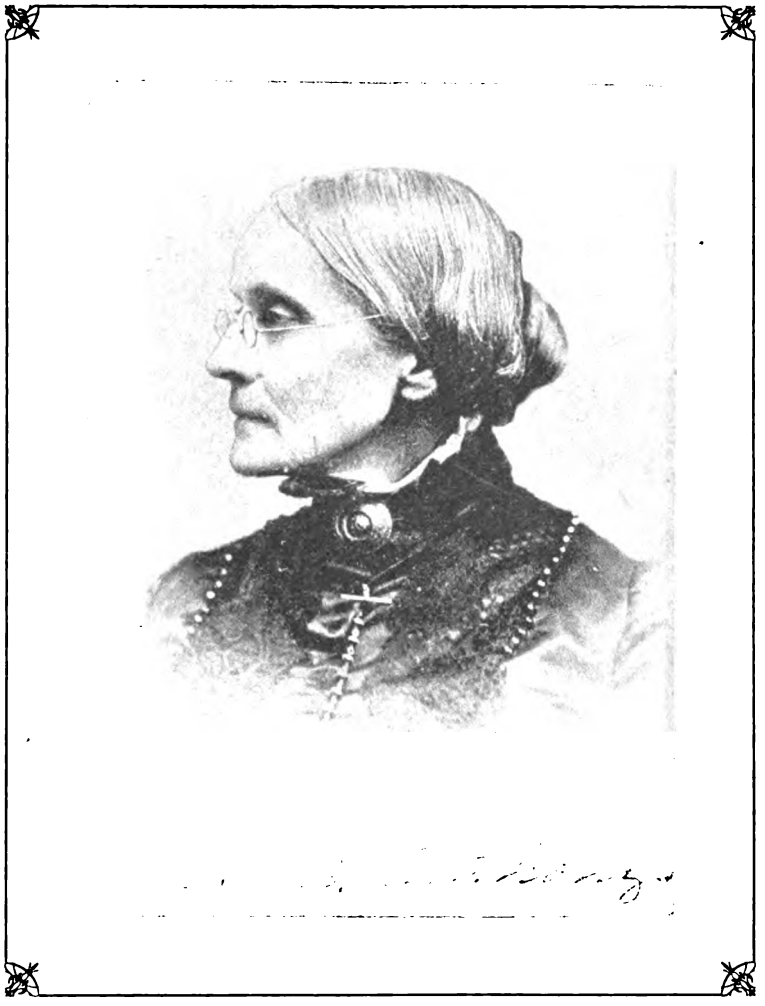
Als sie und andere Frauen als Delegierte der „Daughters of Temperance" an einer Versammlung der „Sons of Temperance" teilnehmen, und Miß Anthony sich zum Wort meldet, wird sie von dem Vorsitzenden belehrt, daß die „Schwestern" nicht eingeladen worden sind, um mitzureden, sondern um zuzuhören und zu lernen. Und gleich zeigt sich hier die angeborene Selbständigkeit ihrer Natur und die Energie des Handelns, die sie stets gekennzeichnet haben. Sie verläßt mit einigen Frauen die Versammlung und beruft sogleich eine besondere Versammlung der Frauen, in der sie den Zusammenschluß aller an der Temperenzsache arbeitenden Frauen zu einer State Temperance Society anregt und durchführt. Als sie selbst im nächsten Jahr als Delegierte dieser Gesellschaft an der Men's State Temperance Society teilnimmt, wird ihr nach stürmischen Szenen unter besonderer Opposition der Geistlichkeit als Beschluß der Versammlung übermittelt: „daß die Frauen nicht als Delegierte anerkannt werden könnten, da die Sitte gegen die öffentliche Teilnahme der Frauen an diesen Dingen sei." Der Vorwurf der „Unweiblichkeit", die Mahnung, in dem „von Gott der Frau bestimmten Wirkungskreise" zu bleiben, erschallen auch hier. Noch stärker wiederholt sich diese Ausschließung der Frauen auf der World's Temperance Convention in New York 1853. Zu diesen Erfahrungen kommt die Einsicht in die Unfähigkeit der Frauen, irgendwie bestimmend auf die Gesetzgebung einzuwirken. Um ein Gesetz gegen die Trunksucht zu erlangen, hatte Susan B. Anthony geholfen, eine Petition von 28 000 Unterschriften vor die Legislatur zu bringen. Sie bleibt unbeachtet, und einer der gegnerischen Redner sagt: „Wer sind die, die dies Gesetz verlangen? Nur Frauen und Kinder". Bald darauf wohnt sie ihrer ersten Frauenrechtsversammlung in Syracuse (N. Y.) bei, wo das Stimmrecht im Mittelpunkt der Erörterung steht. Die dortigen Ausführungen werden entscheidend für sie. „Das Gefühl der gänzlichen Hilflosigkeit, die dies Ausgeschlossensein von jeder legalen Vertretung mit sich führt, kam über sie mit zermalmender Gewalt. Die erste große Ursache der Ungerechtigkeit, unter der die Frau litt, wurde ihr klar enthüllt, und sie begriff wie niemals vorher, daß jede Gesellschaftsklasse, die ihre gesetzliche Vertretung gezwungener Weise einer anderen Klasse überlassen muß, ohne weiteres im Nachteil ist."

So gelangt auch sie zu der Überzeugung, daß nur das Stimmrecht der Frau in der Gesellschaft die Anerkennung ihrer Tätigkeit und Einfluß auf die Gestaltung derselben zu geben imstande sei. Die früh geknüpfte Freundschaft mit Mrs. Stanton, die die Forderung des Stimmrechts von Anfang an als den einzigen Weg radikaler Selbsthilfe bezeichnet hatte, hilft diese Überzeugung befestigen.

Man darf, um das Zwingende dieses Schlusses zu verstehen, nicht vergessen, daß das allgemeine Stimmrecht in der Tat in den Vereinigten Staaten in ganz anderem Umfange wie bei uns die ausschlaggebende Macht bildet. Die Majoritäten regieren, und sie zu erlangen ist lediglich ein Werk der größeren Machtmittel und der stärkeren Parteiorganisation. Man denke an die unglaublichen Agitationsmittel, zu denen selbst die höchsten Beamten des Staates hinuntersteigen, die unwürdigen Mittel, mit denen

Digitized by Google

die Masse der politisch unmündigen Wähler gewonnen wird. Hier ist der Raum zur Entfaltung des rohesten Parteiegoismus gegeben. Angesichts dieser Zustände verlange man von der selbständigdenkenden Amerikanerin, die auch ihr Teil vom Unabhängigkeitssinn der Väter geerbt hat, daß sie ihre Rechte genügend durch den Mann vertreten finde, gegenüber einer Reihe von Tatsachen, die das Gegenteil beweisen!



Susan B. Anthony.

Nun lag es im Charakter von Susan B. Anthony begründet, daß, nachdem sie einmal zu der Erkenntnis von der schwerwiegenden Bedeutung des Stimmrechts gelangt war, sie auch alle Kraft einzig an die Erlangung dieses Grundrechts setzt, das alle anderen Rechte in sich schließt. Jeder andere Weg ist ein Umweg. Die Axt an die Wurzel! Der kühle, rein praktische Verstand des Amerikaners, dem die Ökonomie der Mittel Hauptgrundsatz ist, seine zähe Konsequenz, seine agressive Kampflust, treten jetzt in der schlichten Quäkerin hervor und machen aus ihr, die nur reiner Drang zu helfen zum Werke treibt und die ursprünglich jeder politischen Handlung abgeneigt ist, die unbeugsame Vorkämpferin für das Stimmrecht der Frau.

Digitized by Google

Ihre erste spezielle Tätigkeit gilt der Reform des ehelichen Güterrechts in ihrem Heimatsstaat New York. Denn sie macht auf ihren Agitationsreisen die Erfahrung, daß die pekuniäre Abhängigkeit der Frau — der verheirateten Frau stand nicht einmal die Verfügung über ihren persönlichen Erwerb zu, — das erste Hindernis ihrer Befreiung bildet. Die Art, wie sie in den zehn Jahren vor dem Bürgerkrieg in dieser Sache zu Werke geht, zeigt ihre organisatorischen Fähigkeiten gleich in hohem Maße entwickelt. In dieser Beziehung war die Arbeit in der Temperenzbewegung eine gute Vorschule gewesen. Sie beruft sogleich 1854 in Albany, dem Sitz der Legislatur von New York, eine State Suffrage Convention ein, und erhält von dem hier gebildeten Komitee den Auftrag, eine Petition zur Reform des ehelichen Güterrechts vor die Legislatur zu bringen. Sie geht in ihrer Vaterstadt selbst von Haus zu Haus, um Unterschriften zu sammeln. Im folgenden Jahre wird der Legislatur eine Petition mit 10 000 Unterschriften vorgelegt, nachdem Miß Anthony durch 14tägige allabendliche Versammlungen in Albany, durch Preßberichte, durch Flugblätter die Gemüter über die Frage in Bewegung gesetzt hatte. Sie selbst erhält die Erlaubnis, die Petition vor der zu ihrer Prüfung bestellten Kommission der Legislatur zu verteidigen. Die völlige Erfolglosigkeit ihrer Bemühung schlägt ihren Mut nicht nieder. Im Gegenteil: für die folgenden Jahre wird die Propaganda dieser Frage systematisiert. Als Generalagentin übernimmt Susan B. Anthony die ganze Arbeit. Eine Reihe von Rednern wird ausgesandt durch den ganzen Staat, die Gründung von Stimmrechtsvereinen angeregt und Tausende von Unterschriften gesammelt. Jährlich wird die Legislatur mit Petitionen bestürmt, und Miß Anthony sorgt dafür, daß eine besonders wirksame Rede von Mrs. Stanton auf dem Pult eines jeden Mitglieds des hohen Hauses liegt. Das Vereinskomitee hat ihr diese Arbeit übertragen, aber ihr keinen Dollar überwiesen zur Bestreitung der Ausgaben. So nimmt sie auch die finanzielle Verantwortung ganz auf ihre eigenen Schultern. Wo Subskription und Eintrittsgelder versagen, müssen ihre eigenen Ersparnisse herhalten; wo diese nicht reichen, wendet sie sich nicht vergebens an die väterliche Hilfe. Hätte sie je gezögert, bis die Mittel bereit lagen, so würde der größte Teil der Arbeit ungetan geblieben sein. Sie selbst begiebt sich im Januar 1854 allein auf eine viermonatliche Vortragsreise durch den ganzen Staat New York, mit 50 Shilling in der Tasche. Eine solche Tour war damals mit den größten Mühsalen verknüpft. Viele Städte und Dörfer zu erreichen waren tagelange Schlittenfahrten in Kälte und Schneesturm nötig. Oft fand sich nur ein einziges Wirtshaus mit allerprimitivster Verpflegung; nichts zu sagen von dem Widerstand oder der Gleichgiltigkeit des Publikums, die zu besiegen der größere moralische Mut erforderlich war. Solcher Agitation unterzieht sie sich Jahr für Jahr, zuweilen im Verein mit den Rednern des Anti-Sklavereibundes, der sie auch gelegentlich als Rednerin mit einem kleinen Gehalt engagiert. Sie bereitet regelmäßig jeden Frühling und Herbst eine Versammlung in Albany vor. Sie ist gegenwärtig bei jeder der jährlichen Diskussionen ihrer Petition im Senat, wo die mit so viel Mühsal bezahlte Petition zum Gegenstand wohlfeiler Heiterkeit gemacht wird oder der Referent sie verdächtigt als Ausfluß einer Gesinnung, die „die Ehe und die gesamte moralische Grundlage unseres Staatslebens zu untergraben droht." Aber nach 10jähriger Arbeit wird die Vorlage 1860 angenommen, die der Frau das Recht über ihren Erwerb zuspricht, sie von der Vormundschaft des Gatten in allen gesetzlichen Handlungen befreit und ihr gleiches Recht auf die Kinder zugesteht.

Mit dieser ersten Arbeit in der Frauenfrage verbindet sie eine gleich rührige Agitation in der Sklavenfrage; auch die Abolitionisten übertragen ihr gern die Organisation der Versammlungen, und zählen sie unter ihre besten Mitarbeiter. Sie besaß keine eigentlich rednerischen Gaben, und vor besseren Rednern zog sie sich gern zurück. Wenn ihr aber die bestellten Redner im letzten Moment absagten, so trat sie unbedenklich für sie ein, und ihre schlichten Darlegungen schöpften ihre Wirkungskraft aus der Festigkeit der Überzeugung, der sie entstammten. Die Not zwang sie, auf dies mächtigste aller Agitationsmittel nicht zu verzichten; nie wollte sie für ihre Person Eindruck machen. Bei Versammlungen nahm sie stets den unangenehmsten und undankbarsten Teil auf sich, alles

Digitized by Google

Geschäftliche lag stets auf ihr, für alle Kosten mußte sie aufkommen. Hatte sie aber glücklich alle Zuhörer versammelt, alle Redner bereit und Mrs. Stanton im Präsidentenstuhl, so setzte sie sich zufrieden an den Tisch der Sekretärin und freute sich, wenn Mrs. Stanton mit zündenden Worten die Versammlung bewegte.

Bei dieser Arbeit in der Sklaven- und Frauenfrage fand aber Susan B. Anthony noch Zeit, auf anderen Gebieten, wo sie die Frauen vernachlässigt sah, gebunden von der eigenen Mutlosigkeit, den zündenden Funken hineinzuwerfen. So war es ihr lange aufgefallen, daß die Lehrerinnen in den Lehrervereinen, obwohl meist zahlreicher als die Männer, nie das Wort ergriffen und ihre Sonderinteressen vertraten, obwohl sie ebensogut zahlende Mitglieder waren wie diese. Ergötzlich ist die Geschichte, wie Miß Anthony, nachdem sie zwei Tage lang mit den andern Frauen stumm den Verhandlungen einer solchen Versammlung gefolgt ist, sich plötzlich zum Wort meldet. „Eine Bombe hätte keinen größeren Effekt hervorbringen können. Zum erstenmale wurde eine Frauenstimme in den Lehrerversammlungen gehört. Es folgten einige Augenblicke gespannter Stille. Nachdem der Vorsitzende sich von der ersten Bestürzung erholt hatte, frug er sehr höflich: „Was wünscht die Dame?" „Ich bitte um das Wort zum Gegenstand der Debatte", erwiderte Miß Anthony ruhig, obwohl auch ihr das Herz klopfte. Sich zu den Männern wendend, die in den Vorderreihen saßen, frug er: „Was beschließt die Versammlung?" „Ich beantrage, daß sie gehört wird", sagte einer; ein anderer unterstützte dies, und es folgte eine halbstündige Debatte, während der Miß Anthony stehen blieb. Zuletzt wurde abgestimmt, nur unter den Männern, und eine kleine Majorität entschied, daß sie sprechen sollte. Miß Anthony sagte ihre paar Worte und setzte sich. Beim Hinausgehen aber zogen sich viele der Lehrerinnen von ihr zurück und sagten: „Haben Sie je so etwas gesehen? Ich schämte mich für mein Geschlecht". Einige wenige aber sagten ihr anerkennende Worte: „Von jetzt an werden wir uns zu Gehör bringen."

Am folgenden Morgen eröffnete der Vorsitzende die Versammlung mit den Worten: „Ich bin gefragt worden, warum die Damen nicht zum Reden aufgefordert werden und nicht in die Komitees gewählt sind. Ich antworte: Seht diesen prächtigen Saal. Seht diesen Pfeiler, sein Fußgestell, seinen Schaft, den herrlich krönenden Schmuck des Kapitäls, wo jeder Teil an seinem Platz zur Stärke und Schönheit des Ganzen beiträgt. Sollte ich dies prächtige Schmuckwerk von seiner Höhe zu dem Schmutz des Fußgestells hinunterziehen lassen? Niemals."

Zum Erstaunen dieses Herrn aber und aller Gleichdenkenden wurden an diesem Tage von den Frauen zwei Resolutionen eingebracht, des Inhalts, „1. die Versammlung möge das Recht der weiblichen Mitglieder, an den Beratungen der Körperschaft teilzunehmen, anerkennen. 2. sie möge, da die Lehrerinnen sehr ungenügend bezahlt würden, nach dem Grundsatz, daß das Gehalt nur nach der Arbeitsleistung zu bestimmen sei, die Beseitigung dieses Übelstandes ins Auge fassen."

Nach einem vergeblichen Versuch, diese Resolutionen zu unterdrücken, kamen sie zur Debatte und wurden zum Erstaunen des Vorsitzenden einstimmig angenommen.

Unterdessen hatte sich der politische Himmel mehr und mehr verdüstert. Die Sklavenfrage drohte die Nation in zwei Teile zu spalten. Alle Interessen waren ihr zugewandt; so war für die Frauenfrage wenig zu tun, und die Frauen selbst stellten alle Kräfte in den Dienst der verschwisterten Bewegung. Die Anti-Sklavereigesellschaft von New York übertrug Susan B. Anthony die Organisation der im ganzen Staat abzuhaltenden Versammlungen. Viele weichen in diesen Tagen der Gefahr scheu vor der drohenden Haltung der Gegner zurück; man hetzt den Pöbel auf die Versammlungen der Abolitionisten, die sich durch die Polizei vor den Steinwürfen der Menge schützen müssen. Miß Anthony fehlt es nie an Mut. Als 1859 der kühne Bandenführer John Brown, der unversöhnlichste Feind der Sklavenhalter, gefangen und zum Tode verurteilt worden war, hält sie in Rochester, ihrer Vaterstadt, für ihn eine öffentliche Gedächtnisfeier.

Digitized by Google

Auch während des Bürgerkrieges ruhte Miß Anthony nicht. Von ihr im Verein mit Mrs. Stanton ging der Aufruf aus zur Bildung einer „Women's Loyal League", um für „sofortige und unbeschränkte Emanzipation" des Sklaven zu arbeiten. In einer ihrer zu diesem Zweck gehaltenen Reden heißt es: „Man spricht davon zu der Union zurückzukehren, wie sie vorher war. Wir verlangen etwas Besseres. Die jetzige Konstitution hat die Nordstaaten gezwungen, die Sklaverei zu beschützen. Wir durften denen nicht helfen, die nach Freiheit rangen; wir mußten den Bedrücker unterstützen. Die Männer, die diese Gesetze gaben, haben die Frauen mitschuldig gemacht. Jetzt aber muß die Frau die Erzieherin der Menschheit werden." Die Loyal League beschließt mit einer Millionenpetition für die Emanzipation der Sklaven den Abolitionisten zu Hilfe zu kommen. Den ganzen heißen Sommer des Jahres 1864 hindurch ist Miß Anthony im Bureau des Vereins im Cooper Institute N. Y. zu finden, Briefe und Flugblätter zu Tausenden verschickend, Redner aussendend, alle Kräfte dienstbar machend, Mittel zur Bestreitung der Ausgaben erfindend. Bei einem sehnsüchtigen Verlangen nach Ausruhen in dem geliebten Vaterhaus hält sie der Gedanke der Pflicht aufrecht und das Vorbild ihres Vaters: „Jeden Tag wird mir Vaters Bedürfnis nach Gerechtigkeit für jedes menschliche Wesen, für den niedrigsten Schwarzen ebenso gut wie für den höchstgestellten Weißen, zur tieferen Wahrheit, und mein Gebet ist, ihm eine würdige Tochter sein zu dürfen." Die eingereichte Petition von 400 000 Unterschriften bot den Abolitionisten einen kräftigen Rückhalt, und das 13. Amendement zur Konstitution hob die Sklaverei für das ganze Gebiet der Union auf.

* * *

Aber trotz all dieser Betätigung zeigt uns erst die Zeit nach 1865 Susan B. Anthony auf dem Schauplatz ihrer eigentlichen Tätigkeit; erst in den folgenden durch die Frage des Negerstimmrechts hervorgerufenen Verfassungskämpfen wird die Frauenstimmrechtsfrage eine politische Frage. Die Frauen hatten sich bis jetzt mit den Abolitionisten solidarisch gefühlt: die Verfassung stellte sie durch den Ausschluß vom Stimmrecht auf eine Stufe mit dem Neger und dieselbe Berufung auf die allgemeinen Menschenrechte unterstützte ihre Forderung einer parlamentarischen Vertretung. Nachdem aber die Aufhebung der Sklaverei erreicht war, und das nächste Ziel der ehemaligen Abolitionisten die Erlangung des Stimmrechts für den Schwarzen wurde, fanden diese es klüger, das Negerstimmrecht von der unpopulären Sache des Frauenstimmrechts zu trennen, um jenes nicht zu gefährden. Noch mehr aber: die ehemaligen Freunde wurden zu Widersachern, indem das von ihnen vorgeschlagene 14. Amendement das bisher in der Konstitution nicht vorhandene Wort „male" einfügte, und damit dem Frauenstimmrecht zugleich einen Riegel vorschob. Miß Anthonys wacher Blick ersah die Gefahr, während sie noch für das Negerstimmrecht wirkend im Felde stand. Sie eilt zu Mrs. Stanton, ein Komitee wird gebildet, ein Aufruf erlassen. Eine Equal Rights Association wird organisiert, mit der Aufgabe, vom Kongreß die Gewährung des Frauenstimmrechts zugleich mit dem Negerstimmrecht zu fordern. Miß Anthony war unermüdlich. Diese Zeit ist eine der schwersten ihres ganzen Lebens, da auch die ehemaligen Freunde sich wider sie kehren unter dem Vorwurf, daß der Egoismus der Frauen die Sache der Freiheit verderbe; dies sei die Stunde des Negers, wo es den Frauen zu warten gezieme. Unter so viel abratenden Stimmen, denen auch die feste Mrs. Stanton für den Augenblick erliegen kann, bleibt sie unerschütterlich in ihrer Überzeugung, daß die Gewährung des Negerstimmrechts ohne die des Frauenstimmrechts den stärksten Schlag für die Frauensache bedeuten würde; indem der Masse der Wähler 2 Millionen Stimmen zugefügt würden, die als aus der ungebildetsten Volksschicht stammend bei jeder allgemeinen Abstimmung sicherlich gegen das Frauenwahlrecht auftreten würden. Aber alle Anstrengungen waren vergebens. 1868 wurde das 14. Amendement angenommen, und damit das Wahlrecht ausdrücklich auf jeden „männlichen Bürger" beschränkt. Auch Kansas, wo im April 1867 eine Frauenstimmrechtsvorlage zum erstenmale der allgemeinen Abstimmung unterbreitet wurde, ging wegen Mangel

Digitized by Google

an Unterstützung verloren. Miß Anthony und Mrs. Stanton hatten alle Kräfte auf den bedrohten Punkt gerichtet und wiederum selbst die Redetour durch den Staat angetreten, um Stimmen zu werben. Das war für den neugegründeten Staat Kansas in jenen Zeiten noch eine ganz andere Aufgabe als für die kultivierten Oststaaten. „Der größte Teil der Wege mußte in Planwagen gemacht werden, durch Ströme und baumlose Prärien; oft verlor man bei eintretender Dunkelheit die schmale Wegspur. Wir schliefen in Blockhäusern, und unsere Mahlzeiten bestanden aus Dörrfleisch, eingemachtem Gemüse und gesäuertem Brot, und das Getränk war schlechtes Wasser. Das schlimmste waren die nächtlichen Quälereien, verursacht durch eine Art Insekt, das die Baumwollenpflanze beherbergt". Ein andermal schreibt Miß Anthony: „Es ist fast unmöglich, hier ein ordentliches Versammlungslokal zu bekommen; und die Schriften treffen nie rechtzeitig ein. Wir sprechen in Schulhäusern, Scheunen, Sägemühlen, Holzhauerhütten mit Bretterplanken als Sitzen und Laternen als Beleuchtung, aber die Leute kommen 20 Meilen weit, um zu hören, und unsere Flugschriften werden wahrhaft verschlungen."

Auf diesem Feldzuge zog sich Miß Anthony eine starke Gegnerschaft zu, die eine jahrelange Spaltung unter den Vertretern des Frauenstimmrechts verursachte und ihre Sache für lange Zeit stark diskreditiert hat.

Damals bereits ist es ihr klar geworden, daß die Frauen, wenn sie etwas erreichen wollen, sich an eine der großen Parteien anschließen müssen. Das war aber leichter gesagt wie getan, denn welchen Einfluß hatten die vom Stimmrecht ausgeschlossenen Frauen in die Wagschale zu werfen? Nichts als ihre agitatorische Arbeit. Diese daher so wirksam wie möglich zu machen, war Miß Anthonys Hauptbestreben. Auf dem Kansasfeldzuge nun bot sich den Frauen unerwartet Hilfe von demokratischer Seite, die die Arbeit der Frauen gegen das von republikanischer Seite befürwortete Negerstimmrecht auszuspielen gedachte. Da die republikanische Partei, in der die ehemaligen Abolitionisten aufgegangen waren, jede Unterstützung des Frauenstimmrechts schroff verweigert hatte, so nahm Miß Anthony kurz entschlossen die dargebotene Hilfe an. Mrs. Stanton stimmte zu. Die übrigen Frauen aber waren entrüstet über dies Bündnis mit den ehemaligen Sklavenhaltern. Miß Anthony aber ist trotz aller Anfeindung diesem Utilitätsgrundsatz stets treu geblieben: „wer für das Frauenwahlrecht ist, hat meine Stimme; nach seinen sonstigen Überzeugungen frage ich nicht."

Von dieser Partei erhielt sie auch die Mittel, einen lang gehegten Lieblingsplan auszuführen, nämlich ein Parteiorgan zu gründen. So konnte sie das Jahr 1867 trotz Verlusten und Niederlagen als glückliches bezeichnen: „Das Jahr geht zu Ende, keines ist je besser ausgefüllt worden mit ernster und wirksamer Arbeit; in Kansas 9000 Stimmen für unsere Sache abgegeben (neben 10 000 für das Negerstimmrecht) und eine Zeitung begründet. Die Revolution (so betitelte sie charakteristischer Weise das neue Organ) heischt Arbeit, Arbeit! Mutig voran denn im neuen Jahr."

In der Tat kommt jetzt für diese unermüdliche Arbeiterin die Zeit des schwersten Kampfes. In ihr Tagebuch schreibt sie am 1. Januar 1868: „Alle die alten Freunde, mit kaum einer Ausnahme sind überzeugt, daß wir im Unrecht sind. Nur die Zeit kann es lehren. Ich aber glaube, daß wir das Rechte getan haben, und daß es uns endlich gelingen muß." Dies sind auch die Jahre der größten Verfolgung. Die große Schar der Anhängerinnen der Frauenbewegung sondert sich feindlich von ihr und Mrs. Stanton und den wenigen Getreuen als den „Radikalen" und verweigern nach Auflösung der Equal Rights Association den Beitritt zu der neu zu gründenden Woman Suffrage Association, wenn diese beiden Frauen an der Spitze bleiben. Von da an gibt es zwei getrennte große Stimmrechtsvereine, die National Woman Suffrage Association unter Führung von Elisabeth Cady Stanton und Susan B. Anthony mit dem Sitz in New York und die American W. S. A. unter der Leitung von Lucy Stone mit Sitz in Boston. Die Erbitterung geht so weit, daß kein anderer Frauenklub in dem Hause tagen will, wo sich die Redaktion der „Revolution" befindet,

Digitized by Google

obwohl es von der Besitzerin extra für die Frauenvereine errichtet war, und die Redaktion muß verlegt werden. Anderthalb Jahre lang erklettert nun Susan B. Anthony täglich ein halbes Dutzend mal die sieben Treppen zum Redaktionslokal, zu ihren andern Arbeiten die dornenvolle Aufgabe der Herausgabe eines politischen Blattes auf sich nehmend, das von allen Seiten angefeindet wird und stets mit finanziellen Schwierigkeiten zu kämpfen hat. Obwohl sie und Mrs. Stanton ihre Arbeit fast umsonst geben, ist das Blatt nicht zu halten, da die demokratischen Freunde sich außer stande zeigen, ihre Verpflichtungen zu erfüllen und Kapital nicht aufzutreiben ist. Nach heroischem Kampf muß sich Susan B. Anthony in das Unvermeidliche fügen. Was es ihr kostete, zeigen die Worte in einem Brief: „Wenn ich nur sterben könnte und dadurch ehrenvoll zurücktreten, ich täte es gern; aber lebend scheitern zu müssen, es würde zu schrecklich sein.“ Nachdem sie die ganze Zeit über jeden Dollar, den sie verdient und von Freunden erhalten hatte, für das Blatt aufgewendet, blieben ihr nach der Aufgabe desselben noch 10 000 Dollar Schulden. Diese Schuld zu tilgen, von der ihr persönlich nicht ein Dollar zu gute gekommen war, war das Ziel ihrer Arbeit in den nächsten Jahren. Nach sechs arbeitsvollen Jahren kann sie dann schreiben: „ich kann der Welt wieder ins Auge blicken; ich schulde niemand mehr was.“

Natürlich vermehrt dies öffentliche Hervortreten auch die Angriffe der Presse, die sich stets mit Vorliebe an ihre Person heften, als die nie um Gunst wirbt, nie durch Liebenswürdigkeit bestechen will, nie um die Wirkung ihrer Rede bekümmert ist, wenn es um die Wahrheit geht, gerade und klar und schonungslos ihre Überzeugung ausspricht. Lassen sich weniger „weibliche“ Eigenschaften denken? Dazu die äußerste Schlichtheit der Erscheinung, das nicht unschöne, aber scharf gezeichnete Antlitz, der Umstand, daß sie unverheiratet bleibt, alles muß dazu dienen, sie dem wohlfeilen Spott der Menge preiszugeben.

Was diese Angriffe noch vermehrt, ist der Umstand, daß sich Susan B. Anthony auf dem eingeschlagenen Weg immer mehr ins rein politische Lager getrieben sieht. Nach der Annahme eines 14. und 15. Amendements, das dem Neger das Stimmrecht und alle übrigen Bürgerrechte garantiert, richtet ihre Schar ihr Augenmerk auf die Erlangung eines 16. Amendements zu gunsten des Frauenstimmrechts. Susan B. Anthony wählte wie immer diesen kürzesten Weg, da Erfahrung in Kansas gelehrt hatte, daß, wenn sie sich an die Regierungen der Einzelstaaten wandte, die Vorlage stets an der notwendigen Ratifikation durch allgemeine Volksabstimmung scheitern würde.

Da sehen wir sie mit Mrs. Stanton den Sitzungssaal einer demokratischen Versammlung betreten, wo ihr Memorial um Aufnahme des Frauenstimmrechts in das Parteiprogramm unter Witzen und Gelächter verlesen wird, ihr Name mit einem wahren Höllenlärm begrüßt, ihre Worte zu obscönen Witzen umgedeutet werden. In den Zeitungen wird die Szene noch nach Kräften ausgeschmückt. Wenn man sich dabei einen Moment vergegenwärtigt, aus welchen Überzeugungen heraus diese ernste und opfermutige Frau solche Forderungen stellte, daß hier gelitten wurde um der Gerechtigkeit willen, um in den Worten ihres Kinderglaubens zu reden, so wird die ganze Roheit dieser Szene offenbar, die für Miß Anthony sich unzählige Male wiederholt hat. Ist es ein Wunder, daß auch sie zuweilen müde wird? „Warum nur“, heißt es im Tagebuch, „muß ich immer auf der rauhesten Seite des Lebens stehen? Warum kann ich nicht auch mich entschuldigend vor dem unangenehmen und viel zu schweren Kampf zurückweichen? Ich weiß es nicht, aber nach Tagen wie der gestrige, sinkt mir fast der Mut. Dann aber fällt es mir ein, daß die Verheißung nur bei denen ist, die aushalten bis ans Ende — und ich mache mir Mut, weiter vorwärts zu gehen.“ Gewiß, ihre Stimmung war bitter geworden; die Enttäuschung an den Freunden, mit denen sie 20 Jahre lang um die gemeinsame Sache gekämpft hatte, hatte ihr zu tiefe Wunden geschlagen; auch der Ton ihres Blattes war nicht gerade auf Versöhnlichkeit gestimmt gewesen. Erfahrung hatte die harte Einsicht gelehrt, daß „die Frauen allein stehen“ müssen. Schonungslos ging sie vor gegen alle Halbheit und allen Dilettantismus: „The fact is, I am not fit to deal with anybody who is not terribly

Digitized by Google

in earnest." Nie aber wird sie ungerecht, erwidert sie Angriff mit Angriff, steigt sie zu persönlicher Feindschaft herab. Die Sache ist alles. Jüngeren Helferinnen schreibt sie: „ladet alle Verantwortung auf mich ab, laßt sie ihren Hohn an mir auslassen, ich bins gewohnt und mittlerweile fast wetterhart geworden." Und nie zeigt sie es vor der Öffentlichkeit, wenn ihr der Mut sinken will. Vor andern ist sie immer zuversichtlich und bereit, sinkende Hoffnungen zu stützen. Und es fehlt auch nicht ganz an freundlichen Stimmen, die bessere Zeiten verkünden. Da ist ihre beste Helferin und Mitarbeiterin, Mrs. Stanton, die stets mit ihr eines Sinnes ist. Und wenn die unerbittliche Susan auch oft ein unbequemer Mahner war für die nachgiebigere Mrs. Stanton, der es zuweilen schien, als dürfte die Sorge für einen Haushalt und 12 Kinder von dieser und jener Rede, von dieser und jener Versammlung dispensieren, so ist doch die Freundschaft der beiden Frauen dadurch nur fester und fruchtbarer geworden. Wenn sie um sich schaut, sieht sie die Frauensache mächtig gewachsen, aus der Isolierung herausgehoben, neue Gebiete besetzend, und die neu eröffneten Bahnen höherer Ausbildung liefern eine sich stets mehrende Schar von Helferinnen. Voreingenommene von dieser Schar wandeln sich in Freunde, wenn sie Susan B. Anthony kennen gelernt haben. Damals schreibt eine von diesen: „Ich habe Miß Anthony diese 8 Tage lang studiert, und Leute gesprochen, die seit 20 Jahren ihre intimen Bekannten sind, und alle stimmen darin überein: sie ist eine Frau von unbestechlicher Integrität. An Selbstlosigkeit und Güte hat sie kaum ihresgleichen, und ihre Energie und Arbeitskraft findet eine Grenze nur an ihrer physischen Kraft, die zuweilen bewunderungswürdig ist. Die Richtigkeit ihres Urteils läßt sich zuweilen anzweifeln, nie aber die Lauterkeit ihrer Motive, noch ihre Treue gegen ihre Freunde." Und es ist nötig, daß sie Unterstützung findet, denn es folgt noch eine Zeit schweren Kampfes.

Je mehr sich die Wellen der Bewegung ausbreiten, besonders in den jungen Weststaaten ein günstiges Feld findend, je gewaltiger wird das Arbeitsfeld. Miß Anthony hält alle Fäden der Bewegung in der Hand, unterstützt die neu sich bildenden Vereine mit Rat und Tat, sendet Geld, kommt persönlich, wo der Erfolg einer Stimmrechtsvorlage auf dem Spiele steht, und verteilt ihre Rednerinnen wie ein geübter Feldherr über den Staat.

Sie und Mrs. Stanton machen von da an alljährlich ausgedehnte Vortragstouren durch die meisten Ost- und Weststaaten. In jedem Staat, wo eine Stimmrechtsvorlage zur Abstimmung gelangt, und das geschieht seit 1870 häufig, erscheinen sie persönlich.

Die Mühseligkeiten solcher Reisen mag sich vorstellen, wer je in unkultivierten Ländern von solcher Ausdehnung gereist ist! Das schlimmste ist in den Weststaaten die Feindschaft der liquor-dealers, die sich aus den rohesten Elementen der Bevölkerung zusammensetzen und den Frauen entgegenarbeiten, weil diese die Mäßigkeitsbewegung unterstützen. Es kommt vor, daß Susan B. Anthony drei Monate lang allnächtlich in einem anderen Bett schläft, zuweilen auch ohne ein solches, an den meisten Tagen Nachmittags und Abends sprechend. Sie wird weit bekannt, und einzelne Zeitungen fangen an, die Kraft und logische Schärfe ihrer Darlegungen anerkennend zu besprechen. Als sie Ruf erlangt hat, unternimmt sie solche Vortragstouren im Auftrag der damals eingerichteten „Lecturing Bureaus", eine Art Agenturen für die Aussendung von Rednern jeder Art, und zuweilen werfen diese Touren einen hübschen Verdienst ab, den sie aber bei dem nächsten Stimmrechtsfeldzug unfehlbar wieder zusetzt.

Ein zweites wichtiges Feld ihrer Tätigkeit bildet die Belagerung des Kongresses in der Bundeshauptstadt Washington, um das 16. Amendement zu erlangen, an dem die Lösung der Frauenstimmrechtsfrage hängt. In jedem Jahre wird eine Petition eingebracht. Unzählige Male haben Miß Anthony selbst und die besten Rednerinnen mit ihr die Petition vor der Legislatur verteidigt. Zu jeder Eröffnung des Kongresses eilt sie nach Washington und sucht persönlichen Zugang zu den Abgeordneten. Bei jeder Abstimmung ist sie auf der Tribüne und merkt sich Freund und Feind. Sie befragt die mit Nein Abstimmenden brieflich um ihre Gründe; eine treffende Rede

Digitized by Google

zu Gunsten der Vorlage sendet sie sogleich vervielfältigt in alle Welt; Gegner mit schwachen Gründen müssen sich in Versammlungen und in der Presse ihre scharfe Kritik gefallen lassen. Als sich 1880 die beiden Stimmrechtsgesellschaften vereinigt haben, betreibt sie die Errichtung eines ständigen Komitees in Washington. Sie erreicht es, daß auch im Kongreß die Angelegenheit des Frauenstimmrechts einer besonderen Kommission übertragen wird. Sie wird in den Straßen von Washington eine populäre Figur. Den säumigen Senatoren, die etwa ein Versprechen nicht gehalten haben, wird schwül, wenn sie Miß Anthonys hohe Gestalt auf sich zukommen sehen, und hat einer nicht Stand gehalten, so findet er sie sicher am Ausgang zum Verhör bereit auf ihn warten. Zu jedem Schritt, den der Kongreß im Laufe von 30 Jahren in der Frauensache getan hat, steht sie in Beziehung. Um diese ihre Tätigkeit in ihren eigenen Worten zu resumieren: „Es wird schwer sein, eine Stadt in den Nord- und Weststaaten zu finden, wo ich nicht gesprochen habe, und auch in vielen Städten des Südens habe ich geredet. Seit 45 Jahren stehe ich auf der Rednertribüne; die Zahl meiner Reden ist unmöglich anzugeben; es würden wahrscheinlich im Durchschnitt 75—100 auf jedes Jahr fallen. Seit 1869 habe ich vor jedem Komitee des Kongresses gesprochen und unzählige Male vor unserer New York Legislatur."

Auf einem dritten Feld versucht Miß Anthony in den siebziger Jahren eine Zeitlang ihr Ziel zu erreichen: in den Gerichtshöfen. Denn das 14. Amendement, zu gunsten des Negers gemacht, erklärte alle in den Vereinigten Staaten Geborenen oder naturalisierten Personen für Bürger derselben, und verbot, ihre Privilegien und Freiheiten durch irgend welche Gesetze zu verkürzen.

Unter Berufung auf dies Amendement versuchten die Frauen, bei den Wahlen mitzustimmen, um von den Gerichtshöfen die Frage entscheiden zu lassen, ob mit der Wahlentziehung nicht eben eine solche Verkürzung der Frauen in ihren Privilegien als Bürger eingetreten sei. Auch hier ging Miß Anthony als Märtyrerin voran, ließ sich wegen widerrechtlicher Beteiligung an den Wahlen in Anklagezustand versetzen, hatte die Genugtuung, die Sache durch mehrere Gerichtshöfe zu ziehen und nach allen Seiten erörtert zu sehen und ließ sich zu einer großen Geldstrafe verurteilen, die sie nie bezahlte.

Auch mit der Steuerverweigerung ging sie voran, eine Maßregel, die aber bald als unausführbar aufgegeben werden mußte.

Ihr viertes großes Arbeitsgebiet war die stets wachsende Vereinstätigkeit. Sie ließ kein Jahr ohne eine Versammlung der National Society vorübergehen, traf alle Vorbereitungen und wußte Stimmung zu machen inmitten allgemeiner Mutlosigkeit. Überall nahm sie den unangenehmsten Teil der Aufgabe, die geschäftliche Leitung auf sich. Wenn sie aber alles vorbereitet und die Versammlung eröffnet hatte, stieg sie von der Rednertribüne herab, um Mrs. Stanton den Platz der Vorsitzenden einzuräumen, den sie selbst beharrlich verweigerte, und erst angenommen hat, als Mrs. Stantons Platz 1892 leer wurde. Sie wachte darüber, daß das Programm innegehalten wurde und wenn unwichtige Tagesfragen die Aufmerksamkeit vom Hauptpunkt abzulenken drohten, war sie stets diejenige, die auf die eine Aufgabe hinwies, in der alle andern aufgingen. In der Organisation war sie unübertrefflich. Von ihr ging auch die Idee aus, Beziehungen zu den Frauenvereinen der übrigen Kulturländer zu suchen und einen Weltbund der Frauen zu begründen. Auf einer Reise nach England wurde mit den dortigen Führerinnen der Plan besprochen und 1888 der International Council of Women ins Leben gerufen, dessen erster Tagung Susan B. Anthony in dem Frauenweltkongreß bei Gelegenheit der Ausstellung in Chicago eine so glänzende Vertretung sichern half, und dessen 3. Tagung wir im Juni dieses Jahres in Berlin erleben werden.[1])

* * *

[1]) Wir haben gegründete Hoffnung, sie bei dieser Gelegenheit hier zu sehen und sprechen zu hören: „I shall be very happy," schreibt sie der Herausgeberin dieser Zeitschrift „to be with you,

Digitized by Google

Und noch immer ist dieser kursorische Bericht über das Lebenswerk dieser Frau nicht vollständig. In Erkenntnis der geschichtlichen Bedeutung der Bewegung, in der sie gestanden, erfaßt sie die Notwendigkeit, die Geschichte dieser Bewegung zusammenzustellen. Ein ungeheures Material, Zeitungen, Programme, Flugblätter, Briefe, Tagebücher, hat sie gesammelt. Mrs. Stanton muß trotz Sträubens an die Redaktion des Werkes. Auch die finanziellen Schwierigkeiten der Veröffentlichung waren nicht gering. Auch dieses Unternehmen hat ihre unbesiegbare Energie zu Ende gebracht; drei große Bände der History of Woman Suffrage erschienen 1881—1887, der vierte ist unter ihrer Leitung soeben vollendet worden.[1])

Man freut sich der Erfahrung, daß einer solch unvergleichlichen Hingabe, wie sie hier geübt wurde, auch der äußere Erfolg schließlich nicht ausblieb, und Susan B. Anthony in den ihr ganzes Leben lang festgehaltenen Hoffnungen nicht getäuscht wurde. Sie sah ihre Sache sich aus der Verachtung erheben zu ernsthafter Beachtung in den Legislaturen und im Publikum. Kein Jahr vergeht jetzt, wo nicht im Kongreß und in den Legislaturen mehrerer Staaten Frauenstimmrechtsvorlagen diskutiert werden. Vier Staaten haben den Frauen das politische Wahlrecht erteilt; in fast allen übrigen besitzen sie irgend eine eingeschränktere Form des Stimmrechts. Die führenden Oststaaten, New York und Massachusetts, haben sich der Bewegung nicht länger verschließen können. Die Frauen der höchsten Stände, die sich lange ferngehalten hatten, sind heute der Bewegung gewonnen und leihen neben dem Gewicht ihrer gesellschaftlichen Stellung und dem Einfluß ihres Kapitals tätige Mitarbeit. Die Eröffnung aller Bildungs- und Berufswege hat eine unübersehbare Schar von tüchtigen Kräften ins Feld geführt, die zu der greisen Führerin verehrend aufschauen.

Die große Women's Christian Temperance Union, die in den 80er Jahren den seit 1850 von den Frauen aufgegebenen Kampf gegen die Trunksucht wieder aufgenommen hatte, und erst der Stimmrechtsbewegung durchaus abgeneigt war, schloß sich, durch den Mißerfolg ihrer Massenpetitionen belehrt, ihr an — ½ Million christlicher und konservativ gesinnter Frauen bekennen sich damit zu der Ansicht, daß eine radikale Gesetzgebung gegen die Trunksucht von einem Männerparlament nie zu erlangen sein wird. Miß Anthony hatte diese Wandlung vorhergesagt.

Der Ton der Zeitungen ist sachlicher geworden in Behandlung der Frage und respektvoll, ja bewundernd gegen die einst so geschmähte Person der Führerin. In den Südstaaten, den katholischen, einst sklavenhaltenden, konservativsten, wo die Frauenbewegung bis zu den 80er Jahren überhaupt eine unbekannte Erscheinung blieb, bringt die Presse Ausführungen wie diese: „Miß Anthony ist eine in jeder Hinsicht bedeutende Frau, deren Geist seine Spuren zurücklassen wird nicht nur in der Geschichte des 19. Jahrhunderts sondern für alle zukünftige Zeiten in der gehobenen sozialen Stellung der Frau. Sie war eine der ersten Frauen in Amerika, die ihre Stimme für die Rechte der Frau erhoben, und hat es erlebt, ihre Schwestern von gesetzlichen Fesseln befreit zu sehen, in allem, außer dem Stimmrecht, dem Manne gleichgestellt. Niemand kann die Gerechtigkeit ihrer Forderungen leugnen, und im Lichte kalten Verstandes gesehen, von Vorurteil und Gefühlseinflüssen befreit, sind ihre Argumente nicht zu widerlegen!" — „Niemand blickt in das Antlitz dieser ehrwürdigen Frau, die in ihrem Lebenswerk ergraut ist, ohne zu fühlen, daß es hier mehr ist als eine absurde Idee." Jetzt heißt es in den Berichten über Vortragstouren: „in jeder der besuchten Städte wurden die Damen von den angesehensten Bewohnern zu Gast geladen, das Publikum war zahlreich und anerkennend, und die Zeitungen brachten lange und günstige Berichte. Es gab keinen Mißton in dem Chor des freundlichen Willkommens; es fiel kein abfälliges Wort

---

provided I am well enough to make the trip, but I shall than be four score and four and a little more, and a great many things may come in to prevent my making the journey, but my friends here are very anxious to have me go and I think I shall, all things working together for that good end. D. Red.

[1]) The History of Woman Suffrage, edited by Susan B. Anthony and Ida Husted Harper im Selbstverlag von S. B. Anthony, Rochester N. Y. 17 Madison Street.

Digitized by Google

gegen die Redner oder ihre Sache. Die Frage wurde in öffentlicher Diskussion mit derselben Sachlichkeit besprochen wie jede andere, und sie zu erörtern, verlangte nicht mehr Mut, als irgend eine der Reformfragen des Tages."

Welch eine Wandlung seit den Zeiten jener ersten Versammlungen, wo Miß Anthony sich schüchtern zum Wort meldete und geradezu niedergeschrieen wurde, da keine Frau öffentlich sprechen durfte; wo sie New York State im Schlitten durchqueren mußte, zu einer handvoll Leute in Dorfschulhäusern sprach, lächerlich gemacht von den Zeitungen und geächtet von der Gesellschaft! Ihr siebenzigster und achtzigster Geburtstag brachten geradezu großartige Ovationen der gesamten Frauenwelt Amerikas und darüber hinaus. Auf all die Beweise von Bewunderung und Dankbarkeit, was hatte sie zu erwidern? „Freunde, ich bin nicht gewohnt an Lob und Dankesbezeugungen. Ich weiß mich dabei nicht zu benehmen. Hättet Ihr mich mit Steinen geworfen, mich gescholten, mir das Sprechen verboten, gesagt, ich hätte den Frauen mehr geschadet als genützt und verdiente am Pfahl verbrannt zu werden, hättet ihr etwas gegen die Sache gesagt, der ich seit 30 Jahren zu dienen versucht habe, dann hätte ich gewußt, was ich antworten sollte; so weiß ich es nicht. Ich bin für diese Bewegung gewesen, wie der Holzhauer und Wasserträger. Ich verstehe nichts von der Kunst der Rede. Was ich getan habe, tat ich, weil ich die Frauen in besserer Lage sehen wollte. Das ist alles."

Es ist ein schöner Zug der amerikanischen Frauen, daß sie diese Anerkennung auch praktisch betätigen, indem sie der einen sorgenfreien Lebensabend verschafften, die stets arm war, weil sie nie für sich, sondern stets für die Sache sorgte.

Die Forderung des Frauenstimmrechts ist, seitdem Miß Anthony sie als praktische Notwendigkeit erkannte und mit der Maxime der „Gleichheit", „Freiheit" für alle begründete, mit einer Menge sozialer, naturwissenschaftlicher und philosophischer Theorien gestützt worden.

Miß Anthony hat diese gelten lassen, aber ihrerseits nie aufgehört, sie als eine einfache Forderung der Gerechtigkeit hinzustellen. Auch ist sie noch immer darin „radikal", daß sie nur das „volle Stimmrecht" zu erlangen bestrebt ist und das partielle Stimmrecht eher als ein Hindernis denn als Förderung ansieht. Sie hält fest am Weg kongressionaler Aktion, da die Gesetze der Legislaturen der Einzelstaaten stets einer allgemeinen Volksabstimmung bedürfen, für einen günstigen Ausfall derselben ist die öffentliche Meinung noch nicht stark genug. Aber die Länge der Zeit hat auch sie warten gelehrt. Jetzt hält sie die stürmische Jugend zurück: „the slow process of agitation and education is our only way". Immer natürlich bleibt ihr das Stimmrecht die Grundforderung. In einem Brief aus den letzten Jahren stehen die tausendmal von ihr variierten Worte: „Die große Mehrzahl der Frauen betätigt sich noch immer am liebsten in persönlicher Hilfeleistung oder in der öffentlichen Wohltätigkeit; wenige nur sind fähig einzusehen, daß neun Zehntel aller gesellschaftlichen Schäden aus der Gebundenheit der Frau herfließen. Man muß die Axt an die Wurzel legen. Wenn ihr und alle Frauen, die jetzt im städtischen Gemeinwesen für charities und reforms arbeiten, das Stimmrecht hättet, was meint ihr, wie lange würden die Spielhäuser und Bordelle noch offen stehen dürfen? Wie lange, meint ihr, würden unsere Straßen von Männern unsicher gemacht werden, die unter den Frauen nach einem Opfer ihrer Lüste suchen, und von Frauen, die dasselbe thun? Während ihr arbeiten müßt wie ihr tut, mit Leib und Seele euch der Ausrottung dieser schrecklichen Zustände unserer halb-barbarischen Kultur hingebt, muß ich die Wurzel zu treffen versuchen, aus der sie hervorwachsen."

Es ist das Erhebendste an diesem Leben, daß es ganz einer, mit unerschütterlicher Überzeugungstreue festgehaltenen Idee hingegeben ist. Miß Anthony hat der Frauensache jede Stunde des Tages, jeden Pfennig ihres Vermögens, ihre ganze Arbeitskraft, ihr ganzes Leben gewidmet. Ein individuelles Glück zu suchen kam für sie gar nicht in Betracht. Der Gedanke an Heirat kommt ihr nie angesichts der großen Aufgabe, die auf sie wartet. In dem rauhen Kampf, der alle Härten ihrer Natur herausfordert, bleibt doch die Güte ein Grundzug ihres Wesens. Wie vielen hat sie persönlich ge-

Digitized by Google

holfen; wie oft ist sie für unschuldig Verurteilte öffentlich eingetreten, hat sie Verfolgte mit eigner Lebensgefahr beschützt! Ihre Wahrheitsliebe, ihr Eifer um die Gerechtigkeit, ihr scharfer Verstand, ihr seltnes Organisationstalent, ihre staatsmännische Klugheit, ihre Furchtlosigkeit, ihre Energie, ihre physische Leistungsfähigkeit vereinigen sich zu einem Gesamtbilde, das höchste Achtung auch vom Gegner erzwingt.

Im ganzen liegt diesem Lebenswerk ein tiefer Idealismus zu Grunde, die Sehnsucht, das Leben reiner und glücklicher zu gestalten, die Ungerechtigkeit zu beschränken; der Glaube, daß aus der unverbrauchten Eigenart der Frau solche belebenden Kräfte zu lösen sind. Die Art, wie sie dieser Aufgabe gerecht wird, ist eine typisch amerikanische, und nicht zu lösen von dem Boden, auf dem sie gewachsen ist. Sobald man sich in die politischen Verhältnisse der Union hineinversetzt, erscheint sie vollkommen begreiflich und durchaus konsequent. Trotz alles schlimmen „Radikalismus," trotz des „direkten Widerstandes," trotz des Faustkampfs mit den Parteien lieben wir Susan B. Anthony, eben weil sie stets so „terribly in earnest" war. Aber wir sehen auch, daß gebundene Kräfte zu lösen für uns nicht das Stimmrecht das erste oder einzige Mittel sein darf. Erziehung gehört dazu und Betätigung, das Feld erweitert sich vor diesen beiden Schritt für Schritt. Bei uns haben Ideen langsames Wachstum. Aber die Frucht pflückt, wer den Tag der Reife erwarten kann.

Dekorative Frauenkunst.

Von

Julia Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Kulturen spiegelten sich in zwei Ausstellungen dekorativer Kunst, die im Januar in Keller und Reiners Salon stattfanden. Ein Interieur von George de Feure, dem Pariser, illustrierte die Richtung des französischen Geschmacks, und die Arbeiten des „Vereins der Künstlerinnen", (für die Weltausstellung in St. Louis bestimmt) gaben Eindruck von den Neigungen des deutschen Kunstgewerbes.

Und interessant war es zu sehen, wie die Formensprache des Franzosen in Zierlichkeit und schmeichlerischer Weichheit durchaus feminin, dem Frauendienst des Boudoirs geweiht schien, die deutschen Künstlerinnen aber strenge, sachliche männlichere Lösungen suchten und so, diesmal nicht nur in ihrer Domäne, in Stickerei und Applikation, sondern in der Möbel- und Metallkunst Erfolge erreichten.

Das Niveau dieser Frauenausstellung ist ein sehr respektabeles. Sie zerstört den letzten Rest des Odiums gegen die „Weibliche Handarbeit", hier ist nichts Spieleriges, keine Süßigkeit, keine Atrappenbijouterie. Man erhält den Eindruck kluger, richtig sehender Augen und geschickter, erfinderischer Hände. Alle Aufgaben werden vom Gesichtspunkt des Zwecks und der praktischen Anwendungen aus angesehen. Besonnen wird aller äußerlicher, nur auffrisierter Ausputz vermieden. Materialgerechtigkeit herrscht. Die Schönheit eines Stückes wird in der Betonung seines Materials, in der harmonischen Ausbildung seiner Proportionen und seiner Funktionen gesucht. Sachlichkeit und konstruktive Ehrlichkeit herrscht, und verfeinerter Geschmack hütet sich dabei vor der Gefahr, nüchtern, allzu rustikal zu werden, in einen ungehobelten Naturburschenstil zu verfallen.

Digitized by Google

Sachlichkeit und konstruktive Ehrlichkeit, die in der einseitig naturalistischen Periode des Möbelbaus das Ziel bilden, sind hier einfach nur die selbstverständlichen Faktoren und Vorbedingungen, und das Ziel, das mit diesen Mitteln erreicht werden soll, ist Komfort, ist Zweckmäßigkeit, die nicht nur dem Gebrauch frommt, sondern durch die liebevolle Ausbildung, durch die Nuanzierung der Einzelheiten dem Auge Freude macht. Vor allem ist ein Zeichen von Kultur, wie Motive alter Stile neu belebt und modernen Formen eingegliedert werden. Auch manche hübsche technische Einfälle sind zu verzeichnen, die aus der besonderen Behandlung der Eigenart eines Materials Schmuckmotive gewinnen.

* * *

Ein Rundgang durch die mannigfachen Provinzen dieses dekorativen Reiches, das nun auf die Völkerwanderung geht, soll das zeigen.

Bei den Möbeln fällt vor allem die glückliche Vereinigung äußerlich harmonischen Eindrucks und innerlicher Sachlichkeit auf.

Den Triumph dieser Mischung erreicht der große, grün gebeizte Garderobenschrank von Marie Kirschner. Ein mächtiges, aber durch gute Gliederung in seinen Formen wohl gebändigtes Möbel. Er illustriert gut die Theorie, daß aus Zweckmäßigkeit und präzisem Funktionieren ein ästhetisches Vergnügen kommen kann. Zweigeteilt ist er, die rechte, die Garderobenseite öffnet ihre Tür durch Drehung auf der Mitte der Seitenwand so weit, daß nach der Öffnung der Inhalt sich handbereit übersichtlich darbietet. Die weite Tiefe des Schrankes ist kein Verließ, in dem die Kleidung abgründig sich verliert, sie ist durch die intelligente Disposition, die an die verblüffend bequemen aufrecht aufklappbaren Schrankkoffer erinnert, eine Art Garderobenregistrator, ein Kostüm-Shannon geworden. Und der „Schmuck" dieses Schrankes ergibt sich aus seinen praktischen Eigenschaften. Geschmiedete mattpolierte Messingbänder beleben die grüne Fläche. Aber nicht willkürlich sind sie als Beschläge daraufgesetzt, sie sind ein Schmuck, der dient; sie sind die Ausläufer der Türangeln, sie sprechen schon äußerlich den Mechanismus, die Technik dieses Verwandlungsschrankes aus, sie deuten sichtbar sein Wesen und seinen Charakter an, sie sind seine betonenden Akzente.

Reize der Verwendungs- und Gebrauchsmöglichkeiten lassen sich auch gern bei Bücher- und Mappenschränken anbringen. Dafür finden sich hier manche Beispiele. Marie Kirschner erfand außerordentlich zweckmäßige kleine Regale für Arbeitsmaterial und Handbücherei, am Schreibtisch zu stehen. Variationen alter Gebetspulte sind es, die Bücher stehen nicht aufrecht auf geraden Brettern, sondern sie liegen auf geneigten und bieten sich so dem Benutzer dar. Schmuck und Zweckmäßigkeitsfaktor gleichzeitig ist der an der Seitenwand sich aufwärts schlängelnde Eisenbeschlag, er wächst sich zu einer Handhabe aus, an dem man das auf Rollen gehende Gestell als Bibliothekwägelein bequem dirigieren kann.

Ein Regal von Lina Krause bringt eine hübsche Neuerung damit, daß nicht nur die Längsbretter nach Bedarf zu verstellen gehen, sondern daß auch auswechselbare Querbrettchen eingefügt sind, die das Umfallen der Bücherreihen in einem nicht ganz gefüllten Fach verhindern, ohne daß man metallene Bücherhalter einstellen muß.

Digitized by Google

Sehr gelungen ist auch der graugrüne Notenschrank mit den schönen silbergrauen Beschlägen von der Frau von Falkenstein. Seine Vorderfläche erhält ihre bewegte, lebendige Physiognomie durch die mannigfaltige Anordnung der horizontalen breitoffenen und der vertikalen schmalgliedrigen Fächer. Freie, reizvolle Unsymmetrie herrscht. Die Fassade ist, wie es auch bei guter Architektur sein soll, Ausdruck der inneren Gliederung und der Zweckbestimmung und erregt dadurch das Gefühl des Richtigen und Stimmenden und somit ästhetischer Befriedigung.

Ein paar hübsche Sitzmöbel fallen auf, ein Dos-à-dos aus rotbraunem Holz mit diskreter Flachschnitzerei (von Eugenie Dillmann) und ein körpergerechter grauer dreieckiger Stuhl, der ein bescheidenes Ornament aus einer Anordnung handgeschmiedeter Eisennägel an seinem Unterteil weist.

Ein beliebter Dekor für die reicher behandelten Möbel ist die Einlege-Arbeit, die Intarsia. Viel gelungene Beispiele gibt's und auch ein Gegenbeispiel, wie man sie nicht anwenden soll.

Die Intarsia, das Einlegen von Holzteilen in Holzflächen, muß immer holzmäßig sein, dem Charakter des Holzes entsprechend. Will sie malerisch wirken, so zerstört sie damit ihr eigenes Wesen. Man sieht hier einen mit großer Mühe und Sorgfalt gearbeiteten Teetisch mit farbigen Blumenstücken; sie sehen aus wie Malerei, sind aber eingelegt, die Holzschnitte sind für das Experiment der abgetönten Buketts besonders eingefärbt. Das ist eine Verirrung, außerdem wirkt diese Blumenauslage plastisch, sie macht sich viel zu anspruchsvoll breit; Intarsia aber ist Flachmusterstil, sie hält sich in der Fläche und drängt sich nicht vor.

Richtig trifft den Intarsiastil ein Teetischchen (von Elise Schellbach), auf dessen rotbrauner Decke sich ein gelblicher Blätterkranz rundet, nicht als eine Panoptikumillusion, daß ihn jemand für wirklich halten und danach greifen könnte, sondern als Flachmuster, als Vignette.

Dieses Tischchen ist wie auch ein ähnliches (von Lina Krause) ein Beispiel sinnvoller Überlegung, leicht beweglich, und im Unterbau mit mannigfachem offenen und verglasten Gefächer ausgestattet. Voll Eigenart und Sicherheit ist dann noch die Intarsia auf der Rückwand des stattlichen Sophabaus von Sophie Luise Schlieder. In graues Ahorn wurde luftig geschwungenes Bandwerk aus grünem Ebenholz mit perlmuttergeränderten Mistelblättern eingelegt.

Einen aparten Einfall für Einlegearbeit hatte Ilse Schütze; sie schmückte die Ladenflächen ihrer Kredenze in frei behandeltem Biedermeierstil mit den Silhouetten eines Jünglings und eines Mädchens in der lieblichen Tracht von 1830. Das scheint ein malerisches Motiv. Aber hier ist es durchaus holzmäßig behandelt und wächst natürlich und selbstverständlich aus seinem Boden, der schwarze Ausschnitt der Silhouette auf dem gelben Grunde. Schwarz und gelb sind nämlich auch die Holzfarben dieses Möbels. Sie entsprechen dem Stil; man erinnert sich dabei an die Rahmen um alte Kupfer aus gelbem Birnbaumholz mit aufgesetzten schwarzen Eckquadern. Mit viel Liebe ist diese Kredenz, die übrigens von der Kaiserin erworben wurde, komponiert. Der untere Teil offen, von schwarzen Säulchen getragen, darüber die Platte mit einem Hintergrund von Spiegelglas, und dann ein Aufbau mit einem geschickten Arrangement von Kästchen und Fächern, die teils geschlossen (mit jenen Silhouettentüren), teils verglast sind und ihr mit interessant gemasertem Holz gefüttertes Innere zeigen.

Digitized by Google

Dies Stück führt zu den Variationen älterer Stile über. Die souveränste solcher Variationen, die nur eine Anregung aufnimmt und sie völlig selbständig in ganz modernem Geist ausbildet, ist der ausgezeichnete Schreibtisch von Marie Kirschner.

Seine Komponistin erinnerte sich an die so schmuckvolle Kombination aus Edelholz mit Bronzemontierung, die in der Rokoko- und Empirezeit so beliebt war, und sie erneute das in ganz persönlichem Gegenwartsgeist.

Sie entwarf ein zierliches Tischchen, das wie jene alten Möbel ein Bronzegitter um seinen Tischrand und Bronze-Durchbruchwerk zwischen den tragenden Seitenpfosten hat.

Aber dieser Bronzezierrat ist keine Kopie nach Louis XV. oder Louis XVI. Er ist modern behandelte Blumenstilisierung, ein schmiegsames Tulpenmotiv. Und dazu kommt die andere moderne Eigenschaft: dieser Tisch ist kein Koketterie-Schauobjekt, sondern ein eminent praktisches Stück. Der linke tragende Seitenpfosten enthält vier tiefe, geräumige Kästen mit breitgeschwungenen, der Hand sich anpassenden Griffen, und die Seitenschenkel des oberen Randgitters lassen sich zurückschlagen (sie bilden dann mit der Rückwand eine gerade Linie), Seitenbretter lassen sich nun herausziehen und der zierliche Tisch wird jetzt, ohne die Anmut seiner Form einzubüßen, zu einem sehr ernsthaften, geräumigen Arbeitsutensil.

Anklänge an Louis XVI.- und Empiremotive zeigt die große Schauvitrine von Maria von Brocken. Auf gradlinigen Stützen wölbt sie sich in ovaler Leibung aus der Wand; Birnbaumholz ist ihr Material. Breitgeschnitzte Bandornamente, matt vergoldet, ziehen sich um Stirn- und Seitenränder.

* * *

Respektabel wie die Möbelkunst präsentiert sich auch die in mannigfacher Form auftretende Metallarbeit. Schon in den Beschlägen kann man das Niveau der Leistungen erkennen. Nichts Kleinliches stört, großzügig, voll Liniengefühl ist die Physiognomie.

Wie die Beschläge, so stellen sich in den Dienst des Möbels die Kupferplatten, die Hildegard Lehnert mit kunstvoll geätzten Blättern und Blütenwerk bedeckt. Diese Platten mit ihrem diskreten japanisierenden Flächenspiel werden als Füllungen verwandt für Schränkchen oder wie hier für die Paneelwandungen zur Begrenzung des Schliederschen Sophabaus.

Daneben aber gibt es eine Menge selbständiges Gerät.

Wuchtige Palmenständer von Sophie Luise Schlieder, grün patiniert; Dreifüße, die mit der Krümmung und Spreizung lebendig die Funktion des Lastens und Tragens zum Ausdruck bringen und nicht nur dekorativ, sondern auch zweckentsprechend sein wollen, nicht nur an den Schein, sondern auch an die Notwendigkeiten denken und z. B. ein Ablaufbecken für das Palmenwasser organisch und stilsicher der Gesamtkomposition akklimatisieren.

Rühmlich anzuerkennen ist von der gleichen Künstlerin ein Notenpult. Auf breitem Untersatz, auf den der Geiger unbesorgt den Fuß setzen kann, wächst ein Schaft, der die doppelseitige Pultfläche trägt. Sie besteht aus einem kräftig geführten, durchbrochenen Kupferflechtwerk, das sehr wirkungsvoll sich von der unterlegten transparenten, matt-graugelb schimmernden Opalescentglasplatte abhebt; darüber hinaus wächst der Schaft zu einer das Ganze überragenden elektrischen Lampe. Sie wird überfangen, — so daß das Licht abgeblendet nach unten fällt und, wenn keine Noten auf

Digitized by Google

dem Pulte liegen, über die glasgefüllten Kupferausschnitte spielt, — von einem kupfernen Rundhelm, kräftig gehämmert und mit amethystfarbenen Glasflüssen großaugig inkrustiert.

Auch in kleineren Lampen zeigt sich Sicherheit für gleichzeitig schmückende und zweckvolle Form. Eine Schreibtischlampe wird komponiert in Form eines in bäumender Bewegung sich aufwärtsrollenden Blattes, von dem das elektrische Licht dann gleichsam herunterzüngelt. Der tischflache Teil des Blattes dient zugleich als eine Schale, und der sich aufwärts bäumende senkrechte (der die Blattrippen als Metalldurchbruch zeigt) stellt sich zwanglos als ein gut von oben belichtetes Lesepult zur Verfügung.

Einen herben aber erlesenen Geschmack merkt man den eisernen Hängeleuchtern von Elisabeth Neelsen an. Sie erinnern an schottische Kunst, an die Handschrift der Makintosh, die puritanisch-asketisch erscheint und doch so delikat in der Nuancierung ist. Diese Leuchter, die für die Wand oder den Spiegel gedacht sind, haben spröde primitive Linien, doch die Art, wie ihre Läufe aus der apart durchbrochenen Ovalplatte, an der sie hängen, herauswachsen, streng gerade sich strecken, dann entschieden zu dem energisch ausgebildeten Lichtträger sich biegen, — das hat Charakter.

Zu erwähnen sind aus dem metallischen Bereich noch die blinkenden, schmuckhaften Schirmständer von Marie Kirschner aus gebogenen Messingstäben und der Verkleidung des Fußkastens mit irisierenden Platten aus Klostermühler Schmelzglas, sowie die zum Flankieren bestimmten Bücherhalter von Lina Krause, zierliche Durchbruchwände mit Pflanzenverästung aus Eisen- und Messinglegierung.

* * *

Eine Fülle von Kleinkunst, von Bibelots, von Objets d'art stehen noch in dieser Ausstellung herum und bevölkern als Staffage die Möbel. Kaum ein Gebiet der modernen angewandten Kunst blieb unerprobt.

Keramische Experimente brachten mit Glück Hildegard Lehnert und Helene Lobedan. Schon früher hatten sie Gefäße mit eingeschnittenem und geritztem Dekor entworfen, jetzt gehen sie auf diesem Wege weiter und setzen die so behandelten Vasen und Schalen einem galvanischen Niederschlagsverfahren aus, das die Motive mit metallischem Luster aus der irdenen Grundfläche heraushebt. Die Motive sind meistens Blätter und Halme. Wirkungsvoller als das naturalistische Ornament scheint mir noch das ursprünglichere spielende freie, wie auf jener schmalen Vase, über deren graugrüner Fläche mattgoldige Tupfen und Sprenkel schillern.

Neigung zu besonderen technischen Versuchen verraten die Tischplattenfüllungen von Helene Lobedan. Aus schwarz poliertem Glas sind sie, mit einem Sandstrahlgebläse werden sie mattierend behandelt, so daß die ornamentalen Motive, meistens Blattgezweig, blank und schwarz in der durch das Gebläse erzeugten grauen Fläche stehen bleiben, — Silhouetten im hellen Grunde, japanischen Schablonen gleichend.

Auch irisierende Gläser gibts, hübsch, aber ohne Originalität.

Sehr fein scheinen die Emailmalereien von Dora Kellner. Blumenmotive geben sie von einem so tiefen dunkelglühenden Lüster, daß man an ostasiatische Schmelzarbeiten auf Kupfer denkt. Schön ist auch das türkisfarbene Email auf Emmy Luthmers Dose.

Ein gutes Zeugnis verdienen die Schmucksachen von Ilse von Cotta. Ihre Schließen aus rauh behandeltem Silber, mit den Augen farbiger Steine illuminiert, sind phantasievoll und dabei einfach und materialgerecht.

* * *

Digitized by Google

Auf diesem Rundgang trafen wir die Frauen häufig bei männlicher Hantierung, die wuchtigen Maße des Holzes und der Metalle balancierend und sicher und frei mit robustem Material schaltend.

Das hat ihnen die Hände und den zarten Sinn für Zierlichkeit und zärtliche schmeichlerische Wirkung aber nicht verdorben. Neben den strengen männlichen Arbeiten blüht auch dekorative Lyrik.

Und eine ist Meisterin in beiden, Marie Kirschner. Die den mächtigen Garderobenschrank ersonnen und die schmucklosen Bücherständer aus Holz und Eisen, zaubert die delikatesten Stickereien.

Eine Flügeldecke bezeugt die Noblesse ihres Geschmacks. Auf hellgrünem Seidengrund wechseln dunkelgrüne Kränze von Goldfäden gebunden mit kleineren Kränzchen aus winzigen Silberpailletten ab.

Erlesene Farbenstimmung hat die Decke von Clara von Sievers, mattrosa und mattgrün auf weiß. Dieselbe stellt mit Ilse Schütze einen gemalten Paravent aus, mit graulila gezweigten Feldern und einem anmutigen Fries von Singe-Engeln.

Dekoratives Raffinement zeigen zwei andere Paravents von Marie Kirschner. Sie verwenden mit Glück „Kunstformen der Natur". Die metallisch stahlblau-violett schimmernden Flügeldecken brasilianischer Käfer werden als Applikationsingredienzen, sozusagen als pailletes naturelles verwertet. Auf weichwelligem, schwimmendem grünen Moiree wiegt sich in schlanker Biegung ein Palmenstamm, und in seiner Krone glitzert und blinkt es . . .

Emmy Luthmer lieferte dem Raum Applikations-Portieren, sehr ruhevoll in ihren dunkelgrauen Tönen, im Schnitt den Aufnäharbeiten an die hieratische Linie der Jung-Wiener Kunst erinnernd.

Ein farbenschweres, schön gestimmtes Kissen der Freifrau von Maltzahn darf nicht vergessen werden, auf weißer Seide eine rostbraun-mattgelb-grüne Herbststudie aus Ahornblättern. Und bei aller Konstruktivität, Sachlichkeit und natürlicher Schlichtheit, und wie die anderen scheinbar prosaischen Tendenzen unserer Gegenwartsrichtung heißen, ward schließlich auch die zierlichste, hauchzarteste Poésie fugitive, die die dekorative Kunst des achtzehnten Jahrhunderts ausgebildet, nicht vergessen, die Kunst des Fächers.

Schöne Exemplare von Margarethe Erler ruhen in der großen Vitrine, gestickt und gemalt voll koloristischer Finesse, gefaßt in kostbaren Perlmuttergestellen, graviert, vergoldet, durchbrochen, und einer der zartesten zeigt ein verschlungenes Bandwerk orange und grün auf durchsichtig weißem Grunde.

* * *

So spricht die Ausstellung, die in St. Louis von deutscher Art und Kunst zeugen soll, beredt zu uns.

Sie zeigt, daß die Frauen auch im Kunstgewerbe „sich gelüsten lassen nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre" und daß sie darum noch nicht ihre Weiblichkeit aufzugeben brauchen.

Auf das Ernste, Schwere und auf das Leichte und Graziöse in diesem Frauenreich schaut die hohe Mädchenstatue der Cornelia Paczka-Wagner, versonnen, heiter und nachdenklich zugleich; sie scheint an allem Teil zu haben . . . Keine Ferne macht sie schwierig . . .

Digitized by Google

1. Moses 3.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

Für Dr Ebeling war die schönste Stunde des Tages gekommen. Er saß in seinem behaglich ausgestatteten Arbeitszimmer auf dem nachgiebigen Schaukelstuhl, Kissen im Rücken und unter den Füßen, und schlürfte echt russischen Tee aus einem feingeschliffenen Glase. Exquisite Zigaretten, kleine Dinger, deren jede er nach acht, zehn Zügen für verbraucht erachtete, mehrten die wohlige Behaglichkeit. Bücher lagen vor ihm auf dem großen runden Tische, Bücher zu beiden Seiten auf kleinen Tischchen; er hatte die Wahl von Seifenblasenlektüre bis hinauf zu Ewigkeitswerken. Diese allumfassende Möglichkeit gab ihm stets ein Gefühl des Reichtums und der Herrschaft über Zeiten, Welten und Welteninhalt. Es war eine heilige Stunde, in der das Leben aufhörte ein Kampf zu sein, er schob es zurück und betrachtete es lächelnd aus der Distanz erhabener Beschaulichkeit. Es war eine heilige Stunde. Nicht, daß er sich besonders heiligen Gedanken hingab oder sich aufmachte, Gott und die Wahrheit zu suchen, aber er zog ein Gehege um sie, daß niemand einbrechen konnte in ihre nirwanaartige Stille.

Dr Ebeling griff eben zu seiner dritten Zigarette, da klopfte es an seine Tür. Sein Staunen war wie ein Sturz aus lichter Höhe; der Wortwechsel an der Flurtür, anfangs ein geflüsterter, dann anschwellend wie zerstörungslustige Wasserfluten, war ihm kaum zum Bewußtsein gekommen. Noch ehe seine Verständnislosigkeit dem Unerhörten gegenüber sich zur Entrüstung heraufgearbeitet hatte, trat eine junge Frau ins Zimmer und stellte sich ihm vor. Er sah sofort eine große Entschlossenheit in ihrem Gesicht, eine zitternde Erregung in ihren Gliedern, und ohne daß er sich Rechenschaft geben konnte, wie es gekommen sei, saß sie ihm gegenüber, er ein Wartender, unruhig gespannt, sie nach einem Anfang suchend, der es ermöglichte, wirres Garn ohne Verlust glatt abzuwickeln.

Endlich begann sie: „Herr Doktor, ich bin Witwe; ich habe zwei Söhne und drei Pensionäre. Die Pensionäre sind eine Notwendigkeit; sie sind in dem Alter meiner Söhne, vierzehn- und fünfzehnjährig. Ich brauche — natürlich brauche ich —“

Ebeling unterbrach die Zögernde. Ein Wald hochgereckter, ausgestreckter Ansprüche mit allerlei Buschwerk zwischen den kräftigen Stämmen zeigte sich seinem wach gewordenen Vorstellungsvermögen, er kannte das, kannte diese Wälder mit ihrem Gestrüpp und die rauhe Arbeit des Sichhindurchwindens.

„Ich glaube kaum,“ — sagte er.

Da unterbrach ihn die Frau ihrerseits mit einem schnellen Aufleuchten der Augen, das die Flucht jeder Verlegenheit bekundete.

„Sie glauben kaum, daß sie mir etwas nützen können, nicht wahr? Und doch haben gerade Sie, Herr Doktor, mir das, was ich brauche, geraubt, so selbstverständlich geraubt, und nicht nur mir, sondern noch unzähligen andern mit mir, des bin ich sicher. Die Achtung, die ich brauche, haben Sie mir zertreten, in das Herz meiner Söhne haben Sie Zweifel gesäet. Sie haben einen Strich gezogen zwischen mir und ihnen und in zwei Welten geteilt, was eine Welt sein sollte.“

Digitized by Google

Dr Ebeling sah sein Gegenüber halb bestürzt, halb belustigt an.

„Daß ich nicht wüßte, gnädige Frau!“ sagte er unsicher.

Der Name seines Besuches hatte sich ihm bei der flüchtigen Vorstellung nicht eingeprägt, und etwas in Wort und Haltung der überaus einfach Gekleideten nötigte ihn zu tadelloser Höflichkeit.

„Natürlich nicht!“ sagte die Frau fast spöttisch. „Dieser Raub ist Gewohnheitssache, Sie halten ihn für Ihr gutes Recht.“

Ebeling wurde ungeduldig.

„Zur Sache!“ sagte er.

„Gern!“

Das spöttische Lächeln verschwand aus dem klugen Gesicht der Frau. Sie richtete ihre jungen braunen Augen fest auf Ebeling, ihre ruhige Klarheit verwirrte ihn, ganz wider seinen Willen.

„Ich schicke voraus,“ begann sie, „daß Sie, Herr Doktor, der Religionslehrer meiner fünf Jungen sind; die fünf sind in derselben Klasse. Bisher wurde es mir nicht schwer, die lebhafte Schar zu leiten und zu bändigen; niemand verweigerte mir je ernstlich den Gehorsam, man hatte Respekt vor mir. Es war das etwas Natürliches, das sich aus unserm Verkehr und meinem mütterlichen Walten von selbst ergab, es brauchte nicht erzwungen zu werden. Ich wußte kaum, daß in unserem schönen, freien Zusammenleben so viel Respekt vor mir vorhanden war. Da wurde es anders, ganz plötzlich, so schien es mir. Doch als ich bei der ersten offensichtlichen Auflehnung gegen meine Anordnungen zurückdachte, wurde mir klar, daß diese Eruption sich langsam vorbereitet hatte. Ganz seltsam hatte sie sich vorbereitet, Herr Doktor; durch Anstarren, verwundertes, neugieriges Anstarren, als befände ich mich in einer den Knaben schwer denkbaren Situation, die niemals ihre eigne werden könnte, und als wären sie höchst gespannt, wie ich mich in ihr zurecht zu finden verstände. Bei den beiden ältesten Pensionären spielte die Neugierde stark in Spott, selbst in Schadenfreude hinüber. Es gab oft ein Zischeln und Gekicher unter den Jungen, das den früheren Ausbrüchen harmloser Geheimniskrämerei durchaus nicht glich. Es stand in Beziehung zu meiner Person, ich fühlte es. Die Augen der Knaben begegneten sich oft, sich fragend, sich verständigend, die Unbefangenheit war fort. Meine Söhne waren scheu, gequält, sie spielten mit mir Versteck.

Alles dessen erinnerte ich mich, als der älteste Pensionär mir einmal den Gehorsam verweigerte, wo er ihn mir durchaus nicht verweigern durfte, denn ich sprach zugleich im Auftrag seiner Mutter. Da verlangte ich Klarheit und ruhte nicht, bis ich sie gewonnen hatte. Ich will Ihnen den Weg dazu nicht schildern, auch nicht erzählen, was ich aus Kindermund dabei vernommen und hinter Kinderstirnen gelesen und tief, tief in den allerdunkelsten Seelenwinkeln entdeckt habe, nicht reden von den bösen, scheuen und doch schon recht regsamen, gierigen Wünschen nach Schauen und Genießen, mit denen selbst der reife Mensch nur selten zu seinem Heile fertig wird. Sie mögen sich's in Ihrer nächsten stillen Nachmittagsstunde ausmalen, Herr Doktor!“

Ebeling maß die kühne Frau mit einem kalten, strengen Blick, dann lehnte er sich lässig zurück und markierte durch ein leises Gähnen hinter der schmalen, weißen Hand seine gelangweilte, aber geduldige Gleichmütigkeit.

Die Frau lächelte schon wieder. Sie hielt den Kopf außerordentlich hoch. Ebeling sah immer die feinen Nasslöcher, die zwei braunen Apfelkernen glichen, und den kräftigen Bau des Halses unter dem Kinn. Bei ihrer lebhaften Art zu sprechen gab's allerlei interessante Muskelspiele und Ebeling fühlte den Maler in ihm sich regen. Rafaelsche Madonnen mit Hälsen gleich stämmigen Säulen stiegen vor ihm auf.

„Was ich spreche, geht Sie etwas an, es geht Sie in der Tat etwas an!“ begann die Frau wieder. „Die Knaben schöpften die Anregung, die Lust und die Kraft zu ihrem skeptischen, rebellischen Verhalten aus Ihrer Religionstunde, Herr Doktor.“

Digitized by Google

„Das ist eine schwere Anklage," sagte Ebeling, sich Mühe gebend, bei der Sache zu bleiben, der er noch immer keine allzugroße Bedeutung zuschrieb.

„Eine sehr schwere Anklage," bestätigte die Frau voll tiefen Ernstes, und zum erstenmal sank der gehobene Kopf herab.

„Und nun will ich sie begründen," klang die helle, kühle Frauenstimme an Ebelings Ohr. „Das dritte Kapitel des 1. Buch Moses lehrt nach Ihnen, wie die Frauen einzuschätzen sind. Erstens: Die Schlange ist ein Symbol der bösen Begierden, die aus des Weibes, als aus des schwächeren Gefäßes, Brust emporquollen wie schlammige Wasser der Tiefe. Also, alles Böse stammt vom Weibe. Zweitens: In dem Kampf mit der bösen Lust unterliegt das Weib, weil es sich der Lüge, zum mindesten der Verdunkelung der Wahrheit als Waffe bedient. Beweis: Es sagt auf die Frage: Ja, sollte Gott gesagt haben: Ihr sollt nicht essen von allerlei Bäumen im Garten? — Von den Früchten des Baumes mitten im Garten hat Gott gesagt: Esset nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht sterbet!

Gott hat aber nicht gesagt: Rühret es nicht an! Die Bibel berichtet nichts davon. Das ist Übertreibung, bewußte Übertreibung, wie sie noch heute bei passenden Gelegenheiten in der Frauenwelt üblich ist. Die Frau scheut sich nicht, Gott anzugreifen, seine Größe und Güte zu kleinlicher Strenge zu stempeln, um ihrem Unterhandeln mit der Schlange einen Schein des Rechtes zu geben. So lügt sie doppelt und dreifach, selbstsüchtige Ziele im Auge und zugleich den wildesten Vorstellungen preisgegeben: Ihr werdet sein wie Gott. Verlogen der Intellekt, verlogen die Phantasie!

Drittens. Sie kostet die schlimme Frucht. Nun ist sie eine Gefallne. Da kommt die Angst. Allein schuldig, allein sich vor Gott verantworten — nein, das geht nicht, das erträgt sie nicht. Wenn sie schon ins Elend muß, wenn Strafe sie treffen soll, dann soll auch der an ihrer Seite sein, der mit ihr das Glück der Unschuld teilte, er darf nicht stehen, wenn sie gefallen ist, er darf nicht Gottes Freund bleiben, wenn sie zur Verstoßnen wird. Und aus dem schlimmsten, weil folgenschwersten Egoismus, den je die Welt geschaut hat, reicht sie mit lügnerisch lächelndem Munde, den Abgrund ihrer Seele durch Blicke der Liebe verbergend ihrem Gefährten den Apfel, dessen Genuß seine stolze Unberührtheit vernichtet.

Und nun folgt viertens der Hinweis auf 1. Moses 3, 16 und eine Auslegung, Herr Doktor — — — Ich wußte in der Tat nicht, daß Gott das erste Menschenpaar und mit ihm die Menschheit in zwei so unversöhnliche Gegensätze zerschnitt, in ‚Subjekt und Objekt' ‚Zweck und Mittel', ‚Mensch und Menschengebärerin'".

Die Frau war aufgestanden, ruhig war alles an ihr gewesen wie das Wattenmeer zur Ebbezeit, die klaren Augen, der gesenkte Kopf, die langen schmalen Hände, deren eine auf dem Tische geruht hatte, die freie Haltung, jetzt brauste es über sie hin wie eine gewaltige Flutwelle. Mit großen Schritten durchmaß sie das Zimmer, in dem sie ein ungebetener Gast war, als wäre sie mit sich und ihrem Zorn allein.

Ebeling stand auf. Etwas von der gewaltigen Flutwelle schien an ihm hinaufzusteigen, zum Herzen, zum Kopf, es verursachte Betäubung. Er streckte beschwörend die Hand aus.

Da blieb die Frau vor ihm stehen, hoch aufgerichtet, den Kopf zurückgeworfen, wiederum Ruhe in den klaren Augen.

„So, Herr Doktor! Die vierzehn- und fünfzehnjährigen Buben haben nun die ganze Psyche des Weibes und mit ihr die Lösung des furchtbaren Problems der Schuld und des Leidens. Sie haben die Psyche des Weibes, sage ich, ihrer Mutter, ihrer Schwestern, mit ihr werden sie sich durchschnittlich recht wenig beschäftigen, aber auch die Psyche der Frauen ihrer Zukunft, derjenigen Frauen, mit denen sie einst in andere Beziehungen treten werden, die Psyche der Geliebten, der Braut, der Gattin — — und hier grübeln sie nach, zersinnen sie sich — oder sie nehmen auch einfach die kräftige Federzeichnung an — und finden — o Freude, o Freude und abermals Freude — Herr Doktor, sie finden eine Freude, die vielen Seelen den Tod bringt."

„Gnädige Frau!"

Digitized by Google

Die Frau trat ein paar Schritte zurück, denn Ebeling sprang auf. Er nagte an seinem wohlgepflegten Bart, das Gesicht war flammend rot geworden. Es wurde ihm nicht leicht, seine Stimme zur Ruhe zu zwingen.

„Was Sie hier anzudeuten belieben, existiert wohl nur in Ihrer Phantasie, es ist Übertreibung, weibliche Übertreibung.“ Er gewann sein überlegenes Lächeln wieder. „Außerdem — ich bin auch Theologe und ich habe meine Weltanschauung.“

Seiner Gegnerin schien diese Erklärung eher eine Ermutigung als eine Entmutigung zu sein.

„Um so besser,“ sagte sie, „beides schließt doch wohl das Streben nach Wahrheit in sich.“

Ebeling war gereizt.

„Jawohl, und deshalb eben verträgt die Theologie keine Dilettanten, keine Frauen, die sich um eine Weltanschauung nicht sonderlich zu bekümmern pflegen, es sei denn, um Staat damit zu machen.“

„Sehr wohl!“ sagte die Frau, „aber wenn die Wahrheit Ihre Richtschnur ist, wie können Sie dann behaupten, das Weib habe gelogen, als es Gottes Befehl in die Worte faßte: Gott hat gesagt: Esset nicht davon, rühret es auch nicht an, daß ihr nicht sterbet!?“

„In der Bibel steht nicht, daß Gott gesagt habe: Rühret es auch nicht an!“

„Gut!“ sagte die Frau. „Dann hat auch Elisa gelogen, und Jesus gelogen, und die Mehrzahl der großen Propheten dazu —“

„Elisa, Christus!“ sagte Ebeling entrüstet.

„Wissen Sie nicht, daß Schopenhauer das behauptet hat?“ fragte sie mit kühlem Staunen. „Er beruft sich auf Johannes. Der erzählt, Jesu Brüder forderten ihn auf, nach Jerusalem zu gehen, da antwortete er —“

Sie trat an den Schreibtisch und nahm in ihrer selbstverständlichen Art eine Bibel von dem Bücherbord darüber. Nach kurzem Suchen las sie:

„Gehet ihr hinauf auf dieses Fest. Ich will noch nicht hinaufgehen auf dieses Fest, denn meine Zeit ist noch nicht erfüllt. Da er aber das zu ihnen gesagt, blieb er in Galiläa. Als aber seine Brüder waren hinaufgegangen, ging er auch hinauf zu dem Fest, nicht offenbarlich, sondern gleich heimlich.“

„Da, Sie sehen, wer dieses Kapitel so liest, wie Sie den Sündenfall, Herr Doktor, der könnte eine Lüge zwischen den Zeilen lesen. Ich will nicht, ich kenne meine Bibel zu gut. Und nun Elisa. — Er log in dem entscheidendsten Augenblicke seines Lebens, gerade als Elias, der Gewaltige, ihn zu seinem Nachfolger erwählte. Ich lese es auch, damit Sie sehen, wie er log in der ernstesten Stunde. 1. Kön. 19 — hier ist's! ‚Und er (Elias) ging von dannen und fand Elisa, den Sohn Saphats, daß er pflügete mit zwölf Jochen vor sich hin und warf seinen Mantel auf ihn. Er aber ließ die Rinder und lief Elias nach und sprach: Laß mich meinen Vater und meine Mutter küssen, so will ich dir nachfolgen. Er sprach zu ihm: Gehe hin und komme wieder, denn ich habe mit dir zu tun. Und er lief wieder von ihm und nahm ein Joch Rinder und opferte und kochte das Fleisch mit dem Holzwerk an den Rindern und gab es dem Volk, daß sie aßen und machte sich auf und folgte Elia nach und diente ihm‘. — Der Abschiedskuß war nur ein Vorwand, nicht wahr? Elisa log, ist's nicht so?“

„Lächerlich!“ sagte Ebeling. „Das nennt man mit dem Buchstaben Götzendienst treiben! Man muß zwischen den Zeilen zu lesen verstehen.“

„Und wenn ich nun zwischen den Zeilen lese, daß Gott gesagt hat: Rühret es auch nicht an!“

„Es gehört Schulung dazu zwischen den Zeilen zu lesen,“ sagte Ebeling. „Lesen Sie Paulus recht aufmerksam, dann werden Sie wissen, aus welchem Geiste heraus man in der Bibel zwischen den Zeilen zu lesen hat.“

„Und wenn ich nun zwischen den Zeilen lese,“ fuhr die Frau, ohne seinen Einwand zu beachten, fort, „daß der Mann diesen übertreibenden Zusatz gemacht hat, um sich und sein Weib um so sicherer zurückzuschrecken? Sie wissen, das Weib war

Digitized by Google

noch nicht geschaffen, als Gott das Verbot aussprach. Da die Frau es kennt, hat der Mann es ihr übermittelt. Frauen sind unselbständige Denker, sie beten nur nach, — vielleicht übertrieb der Mann?"

Ebeling wurde heute aus sich selbst nicht klug. Er hatte nicht nötig die Faust, er brauchte nur den kleinen Finger zu heben, bildlich gesprochen natürlich, um die naiv kühne Frau zum Schweigen zu bringen und mit einem demütigen Stachel im Herzen nach Hause zu schicken. Für solche Waffengänge war Paulus ein Held unter vielen. Aber er hatte das Gefühl eines Reiters, dem ein flinke Hand die Sattelriemen löst. Vielleicht war der Schaukelstuhl daran schuld, auf den er sich wieder gesetzt hatte, weil das harte Voreinanderstehn ihm komisch kriegerisch erschien. Auch nötigte ihm die Frau Respekt ab durch einen Zug stolzer, strenger Wahrhaftigkeit. Er erlebte es mit, daß die Buben Respekt vor ihr hatten. Diese starke Achtungsempfindung wand ihm sein Rüstzeug aus den Händen. Er beschloß auf das praktische Gebiet überzugehen, hier ließen sich die Schwierigkeiten, deren er sich voll bewußt war, leichter überwinden.

Aber die Frau begann noch einmal:

„Steht hier nicht in der Bibel klipp und klar: Und ich will Feindschaft setzen zwischen Dir, der Schlange, und dem Weibe? Und was haben Sie aus diesem Gottesruf an das Weib, fest und bewußt in den Kampf gegen das Böse einzutreten, gemacht, Herr Doktor? Sie sagen ihm entgegen: Die Frau ist nicht Gottes Ehre, sondern des Mannes Ehre, in des Mannes Haus soll sie dem Manne dienen. So verschließen Sie ihr das Leben und hindern sie am gottbefohlenen Kampf. Es wird beliebig zwischen den Zeilen gelesen, bald so, bald so. Ein Prinzip geht voran und biegt und verbiegt und zerbricht. Gott spricht in der Bibel, so heißt's, aber wehe ihm, wenn er anders spricht, als sein einziges Ebenbild, der Mann, es will, dann tut man ihm Gewalt an."

„Lassen wir das, es führt zu weit," sagte Ebeling mit seiner mildesten Stimme. „Regen Sie sich nicht auf! Lassen Sie uns das Wichtigste besprechen, wir haben es noch nicht berührt!"

„Ja, es regt mich auf," sagte die Frau und holte tief Atem.

Sie ging ans Fenster. Die großen braunen Augen suchten den Horizont. Den rebenumwachsenen Berg, der hinter freundlichen Wiesen, Gärten und Villen aufwärtsstieg, krönten Wälder. Sie bildeten eine schwarze Mauer mit unregelmäßigen zarten Spitzen, festen Wölbungen und tiefen, senkrechten Einschnitten. Hier war's, wo Himmel und Erde einander umfaßten, als vermählten sich Zeit und Ewigkeit, damit alle Kinder der Zeit stracks hineinzögen in das neue Reich.

Es herrschte völlige Stille im Zimmer. Seltsam, daß Ebeling die großen, weichen, persischen Teppiche, die Chaiselongue mit den vielen, zu bequemer Ruhe ladenden Kissen, die schweren Tür- und Fenstervorhänge mit ihren tiefen, weichen Falten, all' die schützenden, wärmenden, zierenden Behänge, Schirme, Handarbeiten, und was es sonst noch gab, mit all' den kostbaren Stickereien, daß ihm sein ganzes Zimmer, an dessen Verschönerung er immer noch arbeitete, plötzlich echt sybaritisch erschien, wie eine Verleugnung jeglichen Kampfes. Es war keine angenehme Vorstellung, um so minder angenehm, als dort am Fenster eine Frau stand, von der er wußte, daß sie den Kampf nicht mied, sondern ihn suchte als eine Pflicht und ein Recht. Er bewunderte ihre rücksichtslose Selbständigkeit, ihr völliges Auf-sich-beruhen, dann wieder schämte er sich dieser Bewunderung.

Jetzt löste sich die Frau aus ihrem Schauen.

Sie sah dem Doktor gerade ins Gesicht mit einer seltsamen unpersönlichen Ehrlichkeit.

„Da habe ich mir eben eine Frucht vom Baume der Erkenntnis gepflückt," sagte sie. „Sie bot sich mir dar. Ich möchte Ihnen davon zu kosten geben, Herr Doktor. Ich sah im Geiste eine Bibel, da stand: Und die Schlange sprach zum Manne. Und der Mann nahm die Frucht, aß, und gab seinem Weibe auch davon. Und das Weib sprach zu Gott: Der Mann, dem Du mich zugesellet hast, gab mir davon und ich aß. Und nun hören Sie, wie die bekannten Handlungen bei vertauschten Rollen gedeutet

Digitized by Google

wurden. Des Mannes Tat hieß eine Prometheustat; Großmut ist es, nicht Verführung, daß er dem Weibe die Frucht zum Mitgenießen reichte. Das Weib aber lohnte des Mannes Hochherzigkeit mit erbärmlichem Klatsch usw. Geben Sie die Möglichkeit einer solchen Deutung zu, Herr Doktor?"

Ebeling starrte die Frau an, fast fassungslos. Sie hatte ihm wirklich eine Frucht vom Baume der Erkenntnis gereicht, aber er zögerte sie zu nehmen.

„Lassen Sie uns das Wichtigste besprechen," sagte er noch einmal. „Wir haben die Knaben ganz ausgeschaltet, um die es sich im letzten Grunde doch handelt."

„Ja, das Wichtigste ist noch nicht berührt," sagte die Frau. „Das alles waren eigentlich nur Vorreden, notwendige freilich. Es war die Schale, jetzt kommt der Kern. Wie wollen Sie es rechtfertigen, Herr Doktor, daß Unsittliches in die Religion hineingetragen wird als ein Teil ihres Seins, um gleichzeitig durch sie das Wunder zu bewirken, daß die Unsittlichkeit höchste Sittlichkeit wird?"

„Gnädige Frau! Alle Achtung vor Ihrem Intellekt und guten Willen," sagte Ebeling heftig, „aber Sie schießen über das Ziel. Dergleichen Anklagen beruhen auf Begriffsunklarheit. Ich fühle mich nicht getroffen. Ich habe meine Weltanschauung. Sie verträgt sich mit der Religion und mit der Bibel, das bürgt für ihre Sittlichkeit. Ich verstehe, daß es Wahrheiten gibt, die Sie schmerzen müssen. Trösten Sie sich damit, daß Sie eine Ausnahme sind, denn es gibt Ausnahmen, das gestehe ich bereitwillig zu."

„Es kümmert mich wenig, welch einen Platz Sie meiner Person in Ihrem System einräumen," sagte die Frau ironisch. „Bemerkenswert ist es aber doch, daß Gott, Ihr Gott, nur zu trösten vermag, wenn er Ausnahmen schafft. Aber nun zur Hauptsache. Sie untergraben die Familie, Herr Doktor, Sie lockern die heiligsten Bande der Natur."

Ebeling stützte den Kopf in die Hand. Mit seinem Denken war es heute übel bestellt. Es fehlte die Klarheit, die Reinheit, Fremdes drängte sich hinein, das sich dem fein geschliffenen Bestand nicht fügen wollte.

„Schicken Sie mir die Jungen zu," sagte er, „das wird das Beste sein. Es muß Mißverständnisse gegeben haben. Es gibt ein Zwischen den Zeilen lesen auch bei dem gesprochenen Wort, das haben die Jungen im Geist ihrer Flegeljahre probiert. Es tut mir leid, daß Sie darunter gelitten haben. Schicken Sie die Jungen mir zu, ich werde ihnen den Kopf zurechtsetzen."

„Nein," sagte die Frau, „das Zurechtrücken besorge ich. Was ich nicht selbst aufzubauen verstehe, reißt mir ein anderer leicht wieder nieder. Auch gibt es noch etwas anderes zurechtzurücken als den Kopf — das Herz — das dürfte so ganz Ihre Sache nicht sein. Ich kam nicht, Sie um Hilfe zu bitten, ich kam, Ihnen zu sagen, welch eine schwere Verantwortung Sie tragen durch Ausstreuen solcher Saat auf unberührten Acker. Was später gesäet wird, wird Mühe haben sich zu behaupten, wenn nicht jemand da ist, der mit Hacke und Spaten und ätzender Lauge den Acker rücksichtslos säubert, den Sie, Herr Doktor, als Säemann betreten haben. Diesen rücksichtslosen Kampf nehme ich auf, denn es handelt sich um fünf prächtige Burschen und um alle die, deren Freud und Leid einst an ihr Dasein geknüpft sein wird."

„Sagen Sie mir, bitte, die Namen der Knaben," sagte Ebeling. „Was ich gesprochen habe, gibt wirklich zu solcher Entrüstung keinen Anlaß. Es sind Wahrheiten, die so alt sind, wie die Welt, die schon konkrete Form gewannen, als das erste Menschenpaar fiel und litt. Ist die Familie über diesen Wahrheiten zu Grunde gegangen? Hat sie sich nicht immer mehr gehoben und geläutert in den Beziehungen der einzelnen Glieder zu einander? Die Jungen waren gewalttätige Interpreten, ich muß sie besser kennen lernen und fester ins Auge fassen."

„Herr Doktor," sagte die Frau, „was solche Interpretation ermöglicht, sollte lieber nicht geboten werden. Die Namen der fünf Buben nenne ich nicht. Ich freue mich, daß Sie den meinen vergessen haben, nun können meine beiden kleinen Leute nicht zu Verrätern werden. Den Kindern ist kein Vorwurf zu machen, ihre Wässerlein flossen rein, ehe 1. Mos. 3 zur Besprechung kam:"

* * *

Digitized by Google

Ebeling war allein. Der Tee in der Kanne war kalt geworden. Er zündete sich eine Zigarette an. Über dem Berge standen rosenfarbene Wolken, durchsichtige, lange Streifen, die über den Himmel griffen wie wehende Schleier. Hier und da kreuzten sie sich, als bliese der Wind von zwei Seiten. Der schwarze Wald hob sich streng als eine feste Masse von dem Lichtmeer, das hinter ihm das All zu besitzen schien. Wie eine Burg stand er da, von der man Ausschau halten könnte in die zwei Welten, die zu einander gehören und sich doch nicht vereinigen können. Der Doktor trat ans Fenster.

Er sah den Tag zur Rüste gehen. Alle Farben nahm er mit sich hinab. So kehren sie nie wieder, — auch er, der Tag, kehrt nie wieder, sein Bruder ist's, der kommen wird. Ebeling starrte auf die ergrauenden Wolken.

Der Abendwind hatte sich aufgemacht, er fühlte seinen kalten Atem so dicht vor den Scheiben. Ebeling zündete das Gas an, seine Haushälterin kam, die Läden zu schließen. Ein rosa Lampenschirm dämpfte das Licht; wie Sonnenuntergangsstimmung lag es auf allen Bildern und Büsten des Zimmers, auch auf den Büchern. Auch auf der Bibel dort auf dem Tisch neben dem silbernen Schälchen mit dem Zigarrenbündel.

Wie kam sie dorthin? Das eingepreßte Goldkreuz auf dem Deckel, die goldene Krone darunter, das goldene E., daß den Abschluß bildete, sie alle hatten ihr Gold mit dem zarten Rosa getränkt. Sonnenuntergangsstimmung auch hier.

Ebeling wurde ganz irre. Diese Bibel hatte er seit Jahren nicht in der Hand gehabt; er hatte einmal nach ihr gesucht, ohne sie zu finden. Wie kam sie hierher? Ach ja, die Frau — sie hatte dort nach oben gegriffen, nach den Borden über dem Schreibtisch und sie heruntergelangt.

Er setzte sich in den Schaukelstuhl und sah die Bibel an.

„Eine neue Bibel — die alte Bibel. — Ja, vom alten Tage empfing sie der neue Tag — eine alte Bibel! Ein Tag gibt sie dem andern!"

Er hob den Deckel und las:

Den Geheimen Regierungsrat Ebelingschen Eheleuten zu Königsberg aus Veranlassung der Feier ihrer goldenen Hochzeit zum Andenken gewidmet.

Sanssouci, den 15. November 1856. Elisabeth.

Seine Urgroßeltern hatten diese Bibel von ihrer Königin erhalten.

Ein Zettel lag auf der ersten Seite mit dem Sprüchlein: Fürchte dich nicht, denn ich bin mit dir, weiche nicht, denn ich bin dein Gott!

Maria Ebeling, geb. v. Winterfeld, lautete die Unterschrift. Der stammte von seiner Großmutter. Und noch ein Blatt fand er. Er wußte, noch ehe er es auseinanderfaltete, was es bringen mußte, denn er hatte auf der Rückseite schon die kräftige Handschrift seiner Mutter erkannt. Und richtig, da stand, was sie über alles wert hielt:

1. Chor. 13. Wenn ich mit Menschen- und mit Engelszungen redete und hätte der Liebe nicht, so wäre ich ein tönend Erz oder eine klingende Schelle . . . .

Ebeling las, was er auswendig wußte, langsam bis zu Ende. Jedes Wort hatte Leben und brannte wie Feuer.

. . . . Unser Wissen ist Stückwerk! Drei Frauen hatten ihre Namen in diese Bibel eingetragen, einer vierten ward sie zum Geschenk am Rande des Grabes. Was hatte die Bibel ihnen gebracht? Hatte sie sie auch betrogen? Betrogen? Nun ja, die Frau, die ihm die Bibel hier auf den Tisch gelegt hat, glaubte sich betrogen, weil die Bibel dem Manne das Erstgeburtsrecht mit seiner ganzen Fülle reicheren Segens zuspricht. Stand sie neben diesen vier Frauen, stand sie ihnen gegenüber?

Die Stille seines Zimmers schien sich zu beleben. Es war, als atme die Zeit und trüge Stimmen auf jedem Hauch, als fülle sich der Raum mit leise Schreitenden. Die Gedanken jener Frauen schritten durch das Zimmer, schmerzgeborne Gedanken, Gedanken, die kein Fremder ihnen gegeben hatte, die kein Erbe waren, von ihren Ahnen sorglich für sie gesammelt und gehütet und voll Stolz ihnen zum Stolze gereicht, Gedanken, die das eigne Leben, das eigne Leid, der Hunger der darbenden

Digitized by Google

Seele erzeugt und erzogen hatten. Kein Wunder, daß die Luft so schwül und so schwer war.

Ebeling öffnete das Fenster. Aber nun trieb der Abendwind feuchte Nebel ins Zimmer, Tränengewänder für die frierenden Gedanken der Frauen.

„Wenn ich's einmal versuchte," der Doktor schloß hastig das Fenster und flüchtete in seinen Schaukelstuhl, „das ‚tat-twam asi' — ‚dies bist du' — auch hier versuchte? Hat es je ein Mann getan? Hat's je ein Mann gekonnt? Christus, als er zu den Männern, die ihm die Ehebrecherin darstellten ins Mittel des Tempels, also sprach: Wer unter euch ohne Sünde ist, der werfe den ersten Stein auf sie? Sprach er von gleicher Sünde bei Mann und Weib? Sie gingen alle hinaus, die vielen Männer, die das eine Weib verklagten, einer nach dem andern, von den Ältesten bis zu den Geringsten. Für sich hatten sie kein Urteil verlangt, frei durften sie den Tempel betreten und frei hatten sie dem Herrn ins Auge geschaut, er aber maß das Weib an ihnen und sie am Weibe, da zerbrach ihre Gerechtigkeit und sie verließen den Tempel, in dem ein Christus stand.

Ja, das war das „tat-twam asi", Jesus kannte es.

Aber ob es immer wirkte, zu jeder Zeit und jeder Stunde, ob es nur in seltnen Augenblicken über ihn kam, ein Mitleid aus Mitleid, daß es hier ein volles „tat-twam asi" nicht gab?

Ja, wenn er dort, wo er das Leben aller in sein Leben hineinzog, wo er das Leben jedes Geringsten sein Leben nannte, nur einmal von Schwestern geredet hätte, wenn er gesagt hätte: „Was ihr getan habt einer unter diesen meinen geringsten Schwestern, das habt ihr mir getan. —"

Aber hatte er das denn nicht gesagt?

Heiß jagte dem Nachdenklichen das Blut durch die Adern, eine ganze Hölle von Vorstellungen stieg in ihm auf.

Die Geringsten der Schwestern, die Ärmsten der Frauen, jene Ärmsten —

Es brannte in seiner Seele und in seinen Sinnen, was man an ihnen getan hatte und noch tat.

„Was ihr der geringsten meiner Schwestern getan habt, das habt ihr mir getan!"

„Furchtbar!"

Ebeling sprang auf.

Jesus geschändet! Zu allen Zeiten, in allen Staaten, in den Städten der ehrbaren Bürger, von der Jugend und dem Alter, von seinen Freunden, von ihm — von ihm!

Ebeling ertrug den Gedanken nicht, der sich ihm aufdrängte in Vorstellungen und Bildern, als Saat und Ernte, in tausend Schlußfolgerungen, in Zusammenhängen, die in schauerlicher Klarheit leuchteten. Er war wie im Fieber, und in den Ohren tönte es wie zum Weltgericht: „Von den Ältesten bis zu den Geringsten, sie alle mußten den Tempel verlassen, da Christus innen stand!"

Ebeling warf einen scheuen Blick auf die Bibel. Sie lag aufgeschlagen da, aber er hatte nicht den Mut, sie zu berühren. Er griff nach seinem Hute, er mußte an die Luft.

* * *

Es dunkelte lange schon. Nebel und schwere, schwarze Rauchmassen, die nicht entweichen konnten, bildeten eine undurchdringliche Decke, die unmittelbar über den Dächern ausgespannt zu sein schien. Ebeling kannte das. Wenn er den Rebberg hinaufstieg, bis zum Waldrand wanderte oder gar fünf Minuten weiter zwischen Buchen und Tannen hindurch die hohe, freie Waldwiese aufsuchte, dann war die Möglichkeit vorhanden, den Sonnenweg am Horizont zu ahnen in lichter Dämmerhelle; dann war die Möglichkeit vorhanden, den aus schlimmer Umarmung befreiten Nebel entweichen zu sehen und über sich Klarheit zu schauen als festen Grund für erstes, sanftes Schimmern der harrenden Sterne und für wandernde Wolken.

Digitized by Google

Ebeling war auf der Straße. Es war die trostloseste, unerquicklichste Zeit. Die Fabriken spieen Menschen aus zu Hunderten, zu Tausenden, und immer noch tönten Pfeifen, Läuten, Sirenensignale von allen Himmelsrichtungen herüber. Von allen Punkten der Peripherie, aus dem Zentrum der Stadt, aus Haupt- und Nebenstraßen kam die Menge herbeigestampft in großen und kleinen Menschentrupps, zu Dreien, zu Zweien, ein Einsamer. Der Boden erdröhnte, als rüste sich ein Heer zur Feldschlacht.

Ebeling mußte hindurch. In der schmalen Hauptstraße kam es zu Stauungen. Dort befanden sich vier große Warenhäuser, die durch Säulenanschläge und bogenfüllende Inserate in jeder Woche drei bis vier billige Tage proklamierten, Tage, an denen nicht zu kaufen sich ärmer machen hieß, denn jeden Einkauf lohnte ein seinen Wert um das Doppelte übersteigendes Geschenk. Dieser Lockung unterlagen die um ein gutes Stück Menschentum Betrogenen, die Sehen, Urteilen und Zukunftsdenken bei ihren Maschinen verlernten. Sie strömten den Warenhäusern zu zum Gaffen, Besprechen und Kaufen.

Ebeling befand sich plötzlich unter einer Schar von Frauen, jungen und alternden, müden, deren Tag inmitten der Jugend sich neigte, und ausgelassen lustigen, deren Lebensgeister wild sich tummelten, um jede Erinnerung an die abgestreiften Fesseln der Arbeit zu vernichten. Wie zur Musterung standen sie um Ebeling herum, einer Musterung, zu der ein „Rührt Euch" ausgegeben worden war, damit es keine Pose, kein Verbergen, keine Unwahrheit gäbe.

Mühselig, beladen und unerquickt! das las Ebeling aus ihren Zügen. Für die Männer dort sprudelten noch Quellen; neben ihren Pflichten standen Rechte, darum warb man um sie und bot ihnen hie und da geistige Nahrung. Die Freiheit des Verkommendürfens und die Unfreiheit den eignen innern Gesetzen gemäß sich zu entwickeln, das war der Frauen Teil. Mühselig, beladen und unerquickt!

Als es Ebeling eben gelungen war, sich aus dem Kreise hinauszuwinden, sah er, was er oft gesehen, nie aber in dieser wunderlichen Stimmung, die dem sturmgepeitschten Meere glich, das die Tiefe aufwühlt und seine Geheimnisse dem Tage preisgibt.

Das jüngste der Mädchen, ein halbes Kind noch, mit bleichem Gesicht, dunklen Augen und zerzaustem blonden Haar, dessen lichte Einzelfäden sich wie zu einem Glorienschein aufwärts rankten, war ihm nachgeschlüpft von den Genossinnen weg. Jetzt verschwand sie an der Seite eines Herrn, den Ebeling wohl kannte, in dem Gewühl.

Gestern noch hätte Ebeling das kleine Erlebnis schnell abgetan, mit jenem vielsagenden Lächeln, das ihn mit der Mehrzahl seiner Geschlechtsgenossen zu einer Gesinnungsgemeinschaft verband, und mit der Überzeugung: Sie ist wenigstens Weib, Arbeit allein läßt das Weib im Weibe verkümmern. Heute lebte er in einer andern Vorstellungswelt, er sah mit unheimlicher Deutlichkeit, wie das Leben, wie die Welt, wie der Mann solch Weibsein lohnte.

„Was ihr getan habt einer unter diesen meinen geringsten Schwestern, das habt ihr mir getan," wieder ging es ihm mit ehernem Klang durch Kopf und Herz, es gab kein Entfliehen.

Er war nun zwischen den Mauern des Rebbergs und stieg hinan bis zum Rande des Waldes. Der Nebel hatte seine Schwere verloren, er lebte, glitt, schwebte, schloß sich zusammen und tat sich auseinander, huschte zwischen den Bäumen hindurch und schlang sich um Stämme und Kronen, alles nach festen Gesetzen, die doch so völlig der Willkür glichen. Er war von mattsilbernem Licht durchflutet, die Lichtquelle war nicht zu entdecken. Tiefer im Walde lastete totes Dunkel zwischen den nahe beieinander stehenden Stämmen.

Ebeling blieb am Rande, die nachtschwarze Stille schreckte ihn. Er tat einen tiefen Atemzug. Die Luft war rein und frisch, sie erquickte ihn.

„Mühselig, beladen und unerquickt! so lassen wir das Leben unserer Schwestern, und bei den Geringsten werfen wir noch einen Stein in die bittere Flut, das ist die Schande."

Digitized by Google

Er war wieder auf dem alten Pfade, aber jetzt wollte er dort sein, er mußte alles zu Ende denken, heute noch in dieser Stunde. Es kam ihm eine große Kraft, jeden Vergleich, jede Halbheit lehnte er ab, wie jene Frau nahm er Hacke und Spaten und ätzende Lauge zur Hand, sich freie Bahn zu schaffen, ehe er baute. Die ehrlichen Augen der Frau überwachten seine Gedanken, sie ließen ihn nicht los. Und er fragte sich, wo nimmt sie, die die Mühseligkeit und Beladenheit des Weibes mit so festen Strichen gezeichnet hat, die Erquickung her, deren sie bedarf, um sich selbst zu behaupten?

In ihren Augen las er die Antwort. Die Gewißheit der Unmittelbarkeit ihres Seins war ihres Lebens Leben, sie fühlte sich Gottes Bild und Ehre, sie wußte, „hier ist kein Knecht noch Freier, hier ist kein Mann noch Weib, denn ihr seid allzumal Einer."

„In Christo Jesu", fügte Ebeling diesen Gedanken hinzu.

„Allzumal Einer —"

Hier lag das große Vergessen, das furchtbare Vergessen. Man hatte es längst schon heilig gesprochen, wenngleich es Elend, Jammer und Leiden in die Menschheit hineintrug.

Der Nebel wich nicht. Immer noch trieb er sein stilles Spiel, er verhüllte und gab frei, immer noch hatte er das mattsilberne Leuchten, das ihn sichtbar machte, immer noch trennte die mächtige Baumreihe am Waldrande dieses dämmerige Wallen und Weben von dem starren Dunkel waldeinwärts.

„Dunkel und halbes Sehen, das war's bisher," dachte Ebeling. „Die Augen werden lichtscheu, die Dämmerung schläfert ein, man greift nach weichen Kissen und plötzlich sagt Jesus: ‚Was ihr getan habt einer unter diesen meinen geringsten Schwestern, das habt ihr mir getan. Hier ist kein Mann noch Weib, ihr seid allzumal Einer!'"

Ebeling hatte die Wahrheit gefunden, das, was ihm Wahrheit war. Ihr Angesicht erschien ihm furchtbar, weil er an ihr gefrevelt hatte, an jedem Teil ihres Seins.

Noch als er auf und niederging in dem Nebelflimmer, das tote Dunkel zur Seite, und mit der eignen Vergangenheit rang, kam auch, zaghaft zuerst, dann plötzlich und unbedingt wie ein freies Liebesgeschenk, die stille Zuversicht einer Erlösung.

Er schritt heimwärts. Das Laub raschelte unter seinen Füßen, die Nebel umwebten ihn, ein leises Zittern ging durch die Kronen der Bäume.

Ging nicht jemand neben ihm? Es rauschte wie von Frauengewändern, dann war es so still, als hielte alles den Atem an, die Natur und was in ihr lebte, — die Wandernden alle.

Ebeling blieb stehen, selbst atemlos von einem heißen Erschauern. Er wußte, welche Frauen seinen Gedanken das Geleite gaben und mit ihm redeten in diesem Schweigen. Das Schweigen floß über in leises Flüstern zwischen den Zweigen, das gehörte zu dem Schweigen, weil es aus ihm geboren war.

Lange stand Ebeling da gesenkten Hauptes und lauschte; er vermochte kaum zu unterscheiden, ob er Stimmen von außen oder in seinem Innern vernähme. Als er den ersten Schritt vorwärts tat, klang das Rascheln des Laubes grell und hart wie ein Fremdes. Er zuckte zurück, als habe er ein Reptil berührt. Dann hob er das Haupt. „Und Du sollst der Schlange den Kopf zertreten, der alten Schlange, der Lüge der Lügen!"

Festen Fußes ging er zurück durch den silbernen Nebel, durch die trübe Rauchluft der Stadt in sein Heim. In seinem Zimmer lag noch die aufgeschlagene Bibel auf dem großen Tisch, genau in dem Mittelpunkt unter der großen Hängelampe.

Digitized by Google

Vadder Büto.

Skizze

von

Ina Rèx.

Nachdruck verboten.

In den zwanziger Jahren war's, als er seine Schute Tag für Tag, Sonntag und Alltag — den Charfreitag ausgenommen, an dem er mit seiner kleinen, dicken Ehehälfte zum Abendmahle ging — zwischen Stralsund und Alte-Fähre hin und her führte. Passagiere hatte er immer; denn kein stattlicher Dampfer lag an der Fährbrücke und ließ über bequem zurechtgelegte Planken stolze Karossen donnern, lachende Touristen wandeln. Rügen war so schön, wie es heute ist — vielleicht noch schöner, je nach Geschmack —; aber es ward kein Aufhebens davon gemacht. Kein Mensch staunte vom Königsstuhl, auf Stubbenkammer, hinunter auf ein winziges Etwas, das sich wie ein Kinderspielzeug auf den blauen Fluten des Jasmunder-Boddens ausnahm, in Wahrheit aber ein ganz ansehnliches Fahrzeug mit zwei Masten sein konnte. Keine Seele, außer dem Jäger, durchwanderte die liebliche Granitz und störte die Hirsch- und Rehfamilien in ihrer Behaglichkeit. Niemand stieg ins kalte Wasser, wenn er nicht Fischer oder Waschweib war, und nirgends roch es nach Beefsteak und Bier. Was aber hinüber wollte auf die Insel: Herr oder Knecht, Traber oder Ackergaul, wappengeschmückte Kutsche oder vorweltliches Pfarr-Vehikel, hatte zu warten an der Fährbrücke bis Vadder Büto und Kollegen die breiten Schuten flott machten. Das geschah langsam und schweigsam, unter beständiger Umschau die Fährstraße hinauf — unmöglich war doch nicht, daß noch ein Fuhrwerk oder ein Fahrgast in Sicht käme, und das Mitnehmen war „all ein awmaken."

Oft hatten die Fährleute schwere Zeiten. Mußten die plumpen Schuten auf der Alten-Fähre (Rügensche Seite) gleich wieder wenden, den beschwerlichen Weg über den Gellen (schmales Fahrwasser zwischen Stralsund und Rügen) zurück machen, landen, einladen, den Stadttürmen den Rücken kehren und sofort fast Tag und Nacht. Das war um die Zeit der Rügenschen Märkte.

Nicht alle fielen in den Sommer. Hübsch auf die Jahreszeiten verteilt, versorgten sie den Kleinstädter, den Gutsbesitzer, Pächter, Bauern und Büdner mit allem, was seines Leibes Nahrung und Notdurft nicht unmittelbar von der Scholle empfing. In riesigen Kisten, in Säcken und Tonnen lag es verpackt und stapelte sich schon tagelang vorher an dem Bollwerk vor dem Fährtore auf. Die breiten Rollwagen beförderten immer neue Lasten die Fährstraße herunter, und an der Brücke warteten die Kaufleute, die Kürschner-, Schuster-, Klempnermeister, die Süßküchenfabrikanten und Bonbonssieder mit Gattinnen und anderen Hilfstruppen zum Empfang und zur Verladung der Waren. Selbst die „alte Garde" — wetterfeste Männer in Holzschuhen und Pudelmützen, vom Volkswitz mit ihrem Namen und dem Wahlspruch „Arbeit macht das Leben süß, Faulheit stärkt die Glieder" versehen, mit kurzen Tonpfeifen zwischen den braunen Zähnen und viel, viel Geduld unter dem schmierigen Kittel —, die sich sonst an der Ballastkiste zu sonnen pflegte, war an jenen ereignisreichen Tagen von unheimlicher Lebendigkeit. Überall im Wege stehend, alles befühlend, beschnüffelnd, beredend, war ihr plötzlicher Tätigkeitstrieb den wirklich Emsigen meistens mehr Hindernis als Förderung. Doch ließ sich von Gutmütigen auch die ungeschickteste Faust noch verwerten und ward für die karge Leistung mit einem Silbergroschen oder einem „Schluck" aus der breiten Branntweinflasche königlich belohnt.

Digitized by Google

Da war der Gingſter Markt, der Sagarder-, der Lankner-, der Altenkirchner-, der Puttbuſer und der Berger- — der großartigſte und beſuchteſte — und zu allen lieferte die alte Hanſeſtadt das „Großſtädtiſche“. Berlin lag weit ab, viel, viel, viel weiter wie heute, wenig Menſchen wußten davon. Und hatte gar jemand einen Verwandten oder Bekannten dort, ſo gedachte man ſeiner wohl mit Rührung als eines Verſchollenen, oft auch als eines Bedrängten, Verwehten. Man las doch in der ſpärlich erſcheinenden Zeitung von Diebſtahl und Mord — ſetzte ſich an den warmen Kachelofen und graulte ſich.

* * *

Herbſt war's, und auf den 8. Oktober vom hohen, wohllöblichen Magiſtrat der Pferde-, Schweine-, Gänſe- und Krammarkt für die Kreisſtadt Bergen feſtgeſetzt.

Die Nordoſtſtürme hatten ſich früh aufgemacht, pfiffen um die Ballaſtkiſte herum und wälzten die breiten Schuten an der Fährbrücke hin und her. Vadder Büto ſah es mit Beſorgnis, ſein altes, vielgeflicktes Fahrzeug war bis aufs äußerſte belaſtet. Herr v. B . . . .en ſtand auf der Brücke, ſah ſeine alte Kaleſche über das Trittbrett poltern und ſtieg bedächtig hinter her. Er war ein ſchwerer Mann. Mißtrauiſch ließ er die morſchen Planken unter ſeinen breiten Füßen ſchüttern, hob warnend den Zeigefinger und ſprach zum Alten, der mit dem Tauende in der Fauſt noch auf dem Bollwerk ſtand: „Büto! Büto! gahn wi hier tun Deubel mit Fuhrwark un Lüd, kümmſt Du in't Lock!“

„Nee, Herr“, ſagte der Alte, „dat hätt nix upp ſik, denn ſo verſup ick mit. Dat geiht hüt as ümmer.“ Er ſchob den Priem beſſer zwiſchen die Kuſen, ſpie nachdrücklich aus und machte gelaſſen los. Herr v. B . . . .en taſtete ſich die dunkle Treppe hinunter in die kleine, dumpfe Kajüte.

Oben gab's lebhafte Unterhaltung. Die Frauen wußten noch mehr als die Männer, und Mudder Fiedelmeier das allermeiſte. Auf ihrer hohen Kiſte mit Süß- und den weit und breit berühmten Anniskuchen ſitzend, die Hände unter dem großen, wollenen Umſchlagtuche geborgen, füllte ſie mit ihrer wohlgenährten Perſönlichkeit ein gut Stück Schiff aus.

„Weit Ji all? — Tribbelwitz ward verköft. Hei hätt ſik richtig dodſapen.“

„Wehn? de oll Burmeiſter? — —“

„Je, dei. De Lüd ſegen, dat geiht noch äwer Harwſt los. Fru un Kinner hätt hei jo nich, un wat de Arben ſünd, de täuben nich lang.“

„De kriegen bannig Geld in de Wull.“

„Dat will ick meinen; man ierſt möt't verköft ſin. Jedverein kann't nich anfaten, dor hürt wat to!“

Büto murmelt etwas in den grauen Bart, wirft einen ſpähenden Blick über das Fahrzeug weg auf die im Vorderraum untergebrachten, aufgeregt trampelnden Pferde, kaut ſeinen Priem und ſpeit. Niemand im Kahn hat dem Alten angemerkt, wie ſehr ihn die Neuigkeit intereſſiert hat. Niemand kümmert ſich darum, als er jetzt die Treppe hinunterſtolpert und mit Herrn v. B . . . .en ein Geſpräch anfängt. Und Wind und Wogen verſchlingen das nicht unbedeutende Geräuſch, das der adlige Gutsbeſitzer dort unten in dem engen Raum vollführt, indem er dröhnend mit der breiten Fauſt den ſplitterigen Tiſch bearbeitet und ſchallend dazu lacht, wie über einen guten Witz.

* * *

Vier Wochen ſpäter iſt alles genau ſo; nur fährt man zum Gingſter-Markt und Mudder Fiedelmeier ſitzt zwiſchen zwei Kiſten. Auf dem Lande geht das Geſchäft flotter als in der Kreisſtadt, wo jeder Bäcker ihr in den Kram pfuſcht. Und neben dem alten Büto liegt zuſammengefaltet ein blauer Seemannsjäcker auf der ſchmalen Steuerbank.

Mit allen Fahrgäſten zieht Büto diesmal landeinwärts. Jeden Fragenden weiſt er kurz ab. Sein Fahrzeug bewacht für 'nen blanken „Funken“ ein Gardemann von der Ballaſtkiſte.

Nach einigen Stunden ſtrammen Marſches erreicht er den ſtattlichen Tribbelwitzer Hof, windet ſich durch die Karoſſen, Halbchaiſen und Jagdwagen hindurch, betritt das Herrenhaus und, dem Schall vieler Stimmen nachgehend, den Speiſeſaal.

Man iſt ſchon mitten in der Arbeit. Büto hat den Südweſter abgenommen und läßt ſich die gewaltigen Summen um den Graukopf ſchwirren. Hier und da trifft ihn der be-

Digitized by Google

fremdete Blick irgend eines Junkers; es stört ihn nicht. Er drängt sich näher an den Tisch, von dem aus Herren ihre Brillengläser über die aufgeregt debattierende und gestikulierende Menge hinblitzen lassen, wartet auf eine Pause und gibt sein Gebot ab. Mindestens zehn Köpfe fahren sofort herum, und doppelt so viele Augen bohren sich in die kleinen, versunkenen, rotberänderten des Alten. Der steht wie ein Pfahl, klein, dick, steif, in seinem blauen Jäckert — den Abendmahlsrock, in dem er schon getraut worden war, zieht er zu „sowas" noch lange nicht an — und in seiner alten Manchester-Hose mit dem sauber eingesetzten, dunklen Flicken auf dem Knie, und wartet.

Der rotblonde Kopf des Advokaten Schröder reckt sich auf dem kurzen Halse hin und her, den neuen Bieter zu entdecken. Büto wiederholt langsam und gemächlich in richtigem Pommerschen Platt sein Angebot.

Ringsherum wird es lebendig. Herr v. B . . . . en schlägt auf den Tisch und schreit lachend: „Wahrhaftig! —" Herr v. S . . . durchbricht mit seiner starken Stimme den Lärm. Sich wohlwollend dem Alten zuwendend sagte er mit etwas Mitleid und viel Spott im Ton: „Sei weiten woll nich, mien leiw Mann, datt hier gliek bor Geld upp'n Disch legg warden möt, wenigstens 'n ganz' Deil?! —"

Büto knöpft gelassen seinen Jäckert auf, fingert an der Innenseite, bringt eine fettige, uralte Brieftasche zum Vorschein, netzt gehörig Daumen und Zeigefinger und legt Blatt um Blatt — lauter Tausendtalerscheine — auf den Tisch: „Langt dat vör't irst? . . . . ."

* * *

Am Nachmittag sitzt er wieder auf seiner Schute am Steuer, der blaue Jäckert liegt neben ihm und zu seinen Füßen der Gardemann von der Ballastkiste. Die breite Branntweinflasche ist fleißig zwischen Fährmann und Fahrgast hin und hergegangen. Dem Einen war sie die vertrauteste Freundin in kalten und warmen Tagen, auch der eingehendste Umgang mit ihr erregte ihn wenig, dem anderen war intimere Bekanntschaft mit ihr nur selten vergönnt, deshalb die zartere Konstitution! — Vadder Büto hatte soviel Durst, wie einem richtigen Seemann zukommt, hielt aber vom Wassertrinken rein garnichts. „Dor führ ick upp," pflegte er zu sagen.

Auch heute konnte er trotz steifer Ladung zu Hause seiner Alten noch reellen Bericht erstatten. Gesprochen hatte er über seine Absicht, das Gut käuflich zu erwerben, nicht mit ihr. Vom überflüssigen Reden hielt er auch nicht viel. Aber jetzt war es so weit. Andere Leute brauchten es ihr nicht in die armen, tauben Ohren zu schreien. Er legte die haarige Faust auf die glatte Lehne des Bretterstuhls, auf dem sie jeden Tag saß und flickte, beugte den grauen, zottligen Kopf zu ihr herunter und versuchte seiner allzeit rauhen und heiseren Stimme einen freundlichen Klang zu geben: „Mudder! ick hew Tribbelwitz för Willem köft. Hei brukt sick nu nich mihr ünner frömd Lüd herümstöten laten. Dat is'n schön Stück Land, dor kann hei sien Brod von eten."

Und Mudder horcht auf. Sie vergißt ganz, daß sie am Konfirmationstage des Einzigen dem Jungen, der durchaus zur See wollte, das Wort geredet hat: „Von Lütt upp hatt hei upp'n Water lägen — de hölt kein vier Wochen ut upp'n Land," und sagt: „Dat's recht, Büto! nu kann hei friegen. De Schut is dägern swack, dat wär nix mihr vör em west . . . . . Wist Du noch wedder los maken? — —" Dann flickt sie weiter.

Der Alte aber stappft die Fährstraße wieder hinunter und setzt sein wackliges Fahrzeug in Betrieb, hin und her — hin und her zwischen Stralsund und Altefähre noch manches Jahr.

Gutsbesitzer Willem läßt seine schwerbeladenen Kornwagen ruhig auf die morschen Planken poltern — man muß doch das Getreide zur Stadt bringen, und dem Alten das Fährgeld entziehen — nee. Es ist ja immer gut gegangen. Aber eine feine Kutsche vom Hof Tribbelwitz hält nie an der Altenfähre. Willem denkt wie sein Vater und legt einen Hunderttalerschein auf den andern — ümmer bi Lütten. — Satt wird er ja täglich, und andere Bedürfnisse kennt er nicht; wohl aber das unumstößliche Gesetz, nach dem sich mehren muß das, zu dem nur hinzugetan wird und nie davon genommen.

Digitized by Google

Marie von Najmajers Festtage.

Von

Marianne Hainisch.

Nachdruck verboten.

Wien, den 11. Februar 1904.

Wie der Strom fließt das Menschenleben dahin, Welle um Welle ohne Aufenthalt, ohne Ruhepunkt. Der Mensch aber, der im Ewigen das Zeitliche ist, trägt das Zeitmaß in die Flucht der Tage hinein, schafft Merksteine, Gedenk- und Festtage.

An solchen überblicken wir das Vergangene, und ist's ein gut Stück Menschenleben, das wir überblicken, so suchen wir es zu einem Lebensbilde zu fassen. Die Festtage der Dichterin Marie von Najmajer, welche am 3. Februar ihr sechzigstes Lebensjahr beschloß, waren solche Gedenktage.

Das Bild von Marie von Najmajers äußerem Leben ist von seltener Gleichförmigkeit. Einer Gleichförmigkeit, die durch das zurückgezogene Hausen mit der verwitweten Mutter, dem Mangel an Geschwistern und eine stets gesicherte Existenz geschaffen wurde. Der Tod des Vaters fällt in die Kinderzeit. Er starb in Wien als pensionierter Hofrat der ungarischen Hofkanzlei. Als ihm sein einziges Kind geboren wurde, lebte er auf der Festung Ofen. Die Mutter, Klara, war die jüngste Tochter des Generalpächters der kaiserlichen Kameralpachtungen, Michael von Hengelmüller. Im Jahr 1847 siedelte die Familie nach Wien über, und wenige Jahre später war Marie allein mit der trauernden Mutter. Diese lebte in völliger Zurückgezogenheit, suchte aber ihrer Tochter Ersatz für manche Jugendfreude dadurch zu bieten, daß sie ihre künstlerischen Neigungen unterstützte. Das führte die jugendliche Marie zu den Schwestern Fröhlich, in das Haus der Spiegelgasse, in dessen viertem Stockwerk ein reiches geistiges Leben herrschte.

Die jüngste der Schwestern, Josefine, war dänische Kammersängerin und erteilte einer Anzahl Mädchen Musikunterricht. Freudig nahm die neue Schülerin daran teil, aber in dem Mädchenkopfe tönten noch andere Weisen; Gefühle und Gedanken gestalteten sich darin zu Versen; deren Zahl wuchs, bis sie in einem ansehnlichen Hefte gesammelt vor ihr lagen.

War das, was ihre Seele erleichterte, oder sie freudiger aufatmen machte, denn wirklich Poesie? Das bewegte das Herz des jungen Mädchens, bis sie eines Tages dem treuen alten Freunde der Schwestern Fröhlich gegenüberstand. Grillparzer hatte die Gedichte gelesen, die 1868 unter dem Titel „Schneeglöckchen" im Buchhandel erschienen. Was er zu der Jüngerin sprach, das waren aufmunternde Worte, einem Segen gleich, mit dem sie die erschlossene Bahn betrat.

Reicher Leute einziges Kind, ein Mädchen, wer hätte damals wohl gedacht, daß die an der Schwelle Stehende ihr Leben einzig durch die Kunst erfüllt sehen würde! Aber es kam so, sie konnte sich zu keiner Heirat entschließen, und auf dem Höhepunkte ihres Daseins schrieb sie: „Auf daß Du nie allein seist, bleib allein." Dieser Entschluß gestattete ihr, sich ganz ihrer Neigung hinzugeben, und wie sehr das ihrer Individualität gemäß war und ist, beweist der innere Friede, der sie niemals verlassen hat.

Schwärmerisch, ja überschwenglich in der Freundschaft, fand Marie von Najmajer im Verkehr mit hochstehenden Frauen Befriedigung für ihr volles, reiches Herz. Aber nicht allein Freundschaft verbindet sie mit Frauen, sondern allumfassende Schwesterliebe läßt sie an den Wünschen, Hoffnungen und Leiden ihrer Geschlechtsgenossinnen regsten Anteil nehmen und für eine würdige Stellung der Frauen in der Familie und im Staate eintreten. Bescheiden und einfach in ihrer Häuslichkeit, ist sie überaus freigebig,

Digitized by Google

wenn es gilt, die Interessen der Frauen zu fördern. Ein Pensionsfonds dankt ihrer Freigebigkeit seine Aktivierung, und für den Bau eines Mädchengymnasiums erliegt eine von ihr gespendete ansehnliche Summe. Und wie sie niemals mit materieller Hilfe kargte, wenn es galt, für die Frau einzutreten, so stellte sie ihre Feder stets in den Dienst dieser Sache.

Ergreifend und wirksam ist das Epos „Gurret-ül-Eyn" — ein Bild aus Persiens Neuzeit, das 1874 erschien. Die Lebensgeschichte und der Flammentod einer Perserin, die des Reformators Bab Lehre annahm und die Frauen für sie zu gewinnen suchte, diente dem Epos als Vorwurf.

Es fehlt auch in der Gedichtsammlung „Der Göttin Eigentum" wie in den Dichtungen „Gräfin Ebba" und „Johannisfeuer" nicht der Ausdruck selbst- und pflichtbewußten Frauentums. Fließende Verse kleiden die Äußerungen in eine gefällige Form. Auf ein neues Gebiet führt uns die Dichterin zum erstenmale mit dem Roman: „Der Stern von Navarra" und später mit dem fünfaktigen Trauerspiel „Kaiser Julian". In dem zweibändigen Roman steht Johanna von Navarra allerdings im Mittelpunkte der Erzählung, aber die gewaltige Zeitgeschichte, die die Schrecken der Bartholomäusnacht vorbereiteten, fesselt überwiegend. Die Schilderung derselben ist den beglaubigtesten Quellen entnommen und veranschaulicht eine der bewegtesten und blutigsten Epochen aus der Geschichte Frankreichs.

Im Trauerspiel „Kaiser Julian" ist der Kaiser der ringende und unterliegende Held. Wir stehen nicht an, die Wahl des Helden und des gesamten Stoffes als weiteren Fortschritt zu begrüßen; geradezu überraschend wirkt aber die ganz eigenartige, selbständige Auffassung seiner Persönlichkeit. Die in gläubigen und konservativen Traditionen wurzelnde Dichterin erweckt warmes Interesse für den von den Kirchenschriftstellern als Renegaten Gebrandmarkten. Sie zeigt uns Julian nicht als Abtrünnigen, sondern als den vom griechischen Geiste erfüllten Schüler Platos, dessen treues Festhalten an den alten Göttern, die die Gemüter der neuen Zeit nicht mehr beherrschen, seinen Untergang herbeiführt.

Wir stünden hier fast vor einem Rätsel, wenn Marie von Najmajers Wahrhaftigkeitsstreben und ihre unbestechliche Redlichkeit uns nicht die Erklärung gäben. Wie die gründliche Erforschung der widersprechenden Geschichtsschreiber glaubhaft Julians Persönlichkeit ergibt, macht sie ihn zum Helden, unbekümmert darum, daß seine Persönlichkeit sich blendend von den Galiläern abhebt. So schreibt sie, die allen Tagesströmungen fernsteht, der konfessionelle und politische Parteinahme völlig fremd ist, ein Drama, das von der Zensur verboten wird. Verboten, nicht weil es das Christentum schmäht, denn dieses sieht der Leser in seiner Einfachheit und Naivetät, seiner Hingebung und Demut Besitz ergreifen von einer übersättigten, zerbröckelnden Kulturwelt, sondern weil der Kampf zwischen dem ersterbenden Heidentume und der sich verbreitenden Christenwelt nicht in traditioneller Voreingenommenheit dargelegt wird.

Die Streichungen, welche die Theaterzensur vornahm, nahmen dem Drama seine Daseinsberechtigung, so daß die Dichterin es vorzog, auf die Bühnendarstellung zu verzichten. Was ein solcher Verzicht zu bedeuten hat, kann wohl nur ermessen werden, wenn man sich vergegenwärtigt, daß der Autor nur niederschreibt, was gleichsam vor seinen geistigen Augen vorgeht, das Tun und Lassen leibhaftiger Menschen. Das, was nicht zum Buchdrama bestimmt war, ist es notgedrungen durch die Zensur geworden. Die Feier des sechzigsten Geburtstages der Dichterin wurde am 3. Februar dadurch eröffnet, daß das Trauerspiel „Kaiser Julian" im Vortragssaale vor das Publikum gebracht wurde. Die Wirkung war eine äußerst günstige, und die Freude darüber mag alle andern, die die Festtage brachten, überboten haben.

Durch Deputationen, Blumenspenden und Briefe wurde die Jubilarin reich geehrt. Die Frauen Wiens wetteiferten, Marie von Najmajer ihre Wertschätzung zu bezeugen. Mit dem heutigen Abend schließt der Reigen. Der Verein für erweiterte Frauenbildung veranstaltet zu Ehren der Dichterin, seiner Ehrenpräsidentin, eine Festfeier, die überaus würdig und herzlich zu werden verspricht.

Digitized by Google

„Die Hand von der Politik!“

Von

Helene Lange.

Nachdruck mit Quellenangabe gestattet.

„Von der Politik sollen die Frauen die Hand weglassen!“ Diese Parole hat neulich Graf Posadowsky im Reichstag ausgegeben — zugleich, wie es scheint, als leitenden Gesichtspunkt für die Reform des preußischen Vereinsgesetzes. „Ich bin durchaus dafür“, äußert er sich als aufgeklärter Mann weiter, „daß man den Frauen möglichst viel Gelegenheit giebt, sich selbst im Leben ihr Brot zu erwerben, und ich bin auch der Ansicht, daß man es den Frauen nicht erschweren soll, öffentlich ihre Rechte inbezug auf die Ausübung ihres Berufes zu vertreten.“

Wenn eine Frau diese beiden Aussprüche in einem Atem getan hätte, so würde man ihr wie üblich ihre Frauenlogik oder ihre frauenhaft dilettantische Auffassung der politischen Zusammenhänge vorgeworfen haben. Beides dürfen wir doch wohl beim Grafen Posadowsky als ausgeschlossen betrachten. Es bleibt also nur ein drittes: auch er steht unter dem suggestiven Einfluß jener Männerlogik, die so eigentümliche Abwege einschlägt, sobald es sich um Fraueninteressen handelt.

Niemals würde ein moderner Staatsmann heute wagen, den Satz aufzustellen, daß Männer irgend einer Berufsklasse imstande seien, ihre Berufsinteressen wirksam zu vertreten, wenn sie von der Politik „die Hand weg“ lassen müßten. Die Frauen aber können es, können es sogar unter der Herrschaft eines Rechtsprechungsprinzips, das nahezu alles für „Politik“ erklärt, was irgendwie die Gesetzgebung und Verwaltung angehen könnte — also unendlich viele Fragen, die das Berufsleben auf das intimste berühren, den Frauen zu erörtern verbietet. Man braucht nur die Kuriosa aus der Praxis des Vereinsrechts, an denen die letzten Jahre ja so reich sind, zusammenzustellen, um zu sehen, was schließlich von der Vertretung der Berufsinteressen übrig bleibt, wenn „politische Gegenstände“ aus dem Bereich dieser Vertretung ausgeschlossen sind.

Aber selbst angenommen, daß man mit dem redlichsten Willen versuchte, den Begriff Politik im engeren Sinne von dem abzugrenzen, was heute eine nicht tendenzfreie Auffassung darunter versteht, so müßte dieser Versuch bei der engen Verquickung aller wirtschaftlichen mit den politischen Fragen vollständig scheitern. Sobald man die Frau — und daran fehlt es eben noch — im weitesten und vollsten Sinne des Wortes als Trägerin ihres Berufs, als Glied irgend einer großen Berufsgruppe betrachtet, muß man zugeben, daß ihre Interessen so gut wie die der Männer, die sich in den Handelsvertragsvereinen oder im Bunde der Landwirte zusammenschließen dürfen, stehen und fallen mit den großen wirtschaftspolitischen Fragen, die heute die Weltgeschichte zum guten Teil bestimmen. Den Frauen die politische Betätigung verbieten, heißt also ganz einfach, ihnen als Berufsarbeiterinnen dauernd eine sekundäre Rolle im Wirt-

Digitized by Google

schaftsleben zuweisen. Und nicht nur im Wirtschaftsleben, sondern auch im geistigen Leben der Nation. Oder sollte es die Lehrerin nichts angehen, wenn wieder eine Vergewaltigung der Volksschule durch ein reaktionäres Schulgesetz droht? Sollten die Lehrerinnen kein Berufsinteresse daran haben, Männer in der Volksvertretung zu sehen, von denen sie Verständnis für die Aufgaben der Schule erwarten dürfen? Also auch hier würde man die Frau nur als eine Berufsarbeiterin zweiter Klasse ansehen, die in stummer Geduld ihren Acker bestellt, voll gläubiger Zuversicht, daß unter allen Umständen, was von oben kommt, eitel Segen ist. Daß die Frauen reif sind für eine Vertretung ihrer Berufsinteressen auch da, wo sie sich mit dem politischen Leben direkt berühren, das zeigen noch eben wieder die Organisationen der weiblichen Angestellten in ihrem energischen Kampf um das Wahlrecht der Frauen bei den Kaufmannsgerichten.

So muß unsere Frauenlogik diese im Reichstage vertretene Männerlogik rundweg ablehnen. Wir wollen als Berufsarbeiterinnen nicht dazu verurteilt sein, nur zu frohnen, ohne aus der Einsicht in die Beziehungen unserer Arbeit zu dem nationalen Gesamtschicksal in voller Bewegungsfreiheit wie der Mann die Geschichte unseres Berufes mit zu machen, seine Entwicklung mit bestimmen zu können.

Die Frauenbewegung wird aber natürlich die in Aussicht gestellte Verbesserung des Vereinsgesetzes noch unter einem anderen Gesichtspunkt zu betrachten haben. Sie sieht ihr selbstverständliches Ziel, auf das die Entwicklung in anderen Kulturländern, auf das auch die bisherige Entwicklung in Deutschland schon hindeutet, in der vollen bürgerlichen Gleichstellung der Frau, die ihr einzig und allein eine volle Vertretung ihrer Interessen, ihrer Eigenart volle Wirkensmöglichkeiten gewährleisten kann. Sie von der „Politik“ ausschließen, heißt ihr den geraden Weg dazu versperren, heißt sie wiederum auf all die Spitzfindigkeiten verweisen, durch die sie sich schon jetzt die Möglichkeit öffentlicher Betätigung schafft, die sie haben muß. Eine Verbesserung des Vereinsgesetzes, die noch irgend eine Klausel für die Frauen läßt, wäre nicht nur keine Verbesserung, sondern geradezu eine Verschlimmerung, da halbe Reformen auf lange hinaus die ganzen auszuschließen pflegen. Und die „Reform“ des Vereinsgesetzes in Braunschweig ist ein warnendes Menetekel. Dort sollen in Zukunft „weibliche großjährige Personen an solchen Vereinen und Versammlungen teilnehmen dürfen, welche dem Zweck der Nächstenliebe oder der Erziehung und des Unterrichts weiblicher Personen dienen.“ Wie wird es da der Frauenbewegung ergehen? Wird sie unter die Rubrik „Nächstenliebe“ oder „Erziehung und Unterricht weiblicher Personen“ fallen?

Im übrigen aber hat sich die Braunschweigische Regierung, so wunderbar ihr Beschluß erscheint, der Inkonsequenz des Grafen Posadowsky wenigstens nicht schuldig gemacht. Sie hat den Antrag des Landtags, man möge den Frauen die korporative Pflege ihrer Berufsinteressen gestatten, abgelehnt, und zwar mit folgender Begründung: „Der Ausschluß der Frauen von der Politik wäre praktisch nicht durchführbar, wenn man ihnen das Feld der ‚beruflichen Interessen‘ öffnete; die Unbestimmtheit und Dehnbarkeit dieses Ausdruckes macht eine bestimmte Abgrenzung unmöglich. In einer großen Anzahl, vielleicht in der Mehrzahl der Fälle wird die Wahrnehmung beruflicher Interessen auf das sozialpolitische, ja sogar auf das rein politische Gebiet übergreifen müssen; in allen solchen Fällen würde die Polizei vor eine bei der Flüssigkeit der Grenzen zwischen den drei genannten Begriffen äußerst schwierige Entscheidung gestellt werden. In den beteiligten Kreisen würde man bestrebt sein, den Worten des Gesetzes eine möglichst weite Auslegung zu geben und den Frauen Rechte zuzusprechen, die

Digitized by Google

ihnen zu gewähren nicht die Absicht des Gesetzgebers gewesen ist." Und welche zarte Ritterlichkeit bei diesen Beschlüssen mitspielt, zeigt dann das zweite Argument der Regierung: „Auch davon abgesehen ist zu befürchten, daß es in solchen Versammlungen, an denen Frauen teilnehmen, bei der leichten Erregbarkeit derselben, und gerade derjenigen der hier am meisten beteiligten Schichten der Bevölkerung zu unerquicklichen Szenen kommen wird, die ein direktes Einschreiten der Polizei nötig machen, und wie mißlich dieses notwendige, unter Umständen mit Anwendung körperlicher Gewalt verbundene Einschreiten sein würde, bedarf keiner weiteren Hervorhebung."

Vielleicht hat den Herren aus ihrer Gymnasialzeit das Schillersche Wort vorgeschwebt: „Da werden Weiber zu Hyänen!" Sollten sie einmal zufällig Braunschweig verlassen, so würden wir ihnen raten, doch eine der zahlreichen öffentlichen Versammlungen mitzumachen, die anderswo von Frauen einberufen oder besucht werden. Vielleicht überzeugen sie sich da, daß dabei nicht Frauen unter Anwendung von körperlicher Gewalt abgeführt zu werden pflegen. Sollte sich übrigens einmal Bulwers freundliche Phantasie „the coming race" verwirklichen und auch in Braunschweig Frauen die Gesetzgebung in der Hand haben, so hoffen wir, daß sie den Männern die gleiche zarte Rücksicht und weise Fürsorge erzeigen werden, die ihnen jetzt zu teil wird und dem männlichen Geschlecht die Teilnahme an öffentlichen Versammlungen untersagen „seiner größeren Roheit und Neigung zu Gewalttätigkeiten wegen, die es leicht zu Schaden kommen lassen könnte."

* * *

„Die Hand von der Politik" — „die Finger von der Sittlichkeitsfrage." So klingt es in Berlin, so klang es in Cöln. Der Cölner Frauentag hat seinen energischen Protest erhoben; sollte die Neugestaltung des preußischen Vereinsgesetzes dem Posadowskyschen Programm entsprechen, so wird der Protest der Frauen nicht minder einmütig sein.

Denn in beiden Fällen handelt es sich um ihre heiligsten Interessen. Und beide stehen im engsten inneren Zusammenhang. Die politisch unmündige Frau wird auch in der Sittlichkeitsfrage ihrem Einfluß keine Geltung verschaffen können. Wie dringend notwendig aber dieser Einfluß ist, dafür bot wiederum der Reichstag vor kurzem ein lehrreiches Beispiel in den Ausführungen des Hamburger Vertreters über die im polizeitechnischen Sinne nicht vorhandenen Bordelle seiner Vaterstadt und über die Frauenversammlungen, die sich mit dem Dasein dieser Bordelle beschäftigten.

Diese Verhandlungen erwiesen mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit, daß der Ausschluß der Frau von der Politik ihr auf immer die Aussicht verschließen würde, ihre Anschauungen auf einem Gebiet geltend zu machen, auf dem sie notwendig von denen des Mannes abweichen müssen — das liegt in der Natur der Sache.

Die Formen, unter denen sich gegenwärtig die Prostitution vollzieht, sind, wie alle übrigen Einrichtungen des öffentlichen Lebens, durch das Bedürfnis des Mannes geschaffen. Sie repräsentieren im Prinzip das, was die große Majorität der Männer wünscht. Das ist erstens das Zugeständnis, daß bei der geschlechtlichen Veranlagung des Menschen, bezw. des Mannes, die Prostitution eine notwendige soziale Einrichtung sei und daß die Benutzung dieser Einrichtung ihm unbeanstandet freistehen müsse. Da aber diese Benutzung unglücklicherweise nicht ohne sanitäre Gefahr ist, so verlangt er noch mehr. Er verlangt, daß der Staat ihm die Befriedigung seiner Lust möglichst gefahrlos macht und stellt daher ohne Bedenken die Frauen, die er benutzt, unter staat-

Digitized by Google

liche Kontrolle. Sie allein sollen die Last dieser Kontrolle tragen. Sie sollen ihm die Ansteckung nicht übertragen können, die er selbst ohne Skrupel und ohne vom Staat im mindesten daran gehindert zu werden, auf die Familie überträgt. So hat er, als Kunde des Gewerbes, jedes Interesse daran, daß die Einrichtungen im Prinzip bleiben, wie sie sind, seine Wünsche in Bezug auf die Reform — immer die Majorität der Männer genommen — konzentrieren sich ausschließlich auf die Sanierung der Prostitution, die hygienische Reform. Selbst unter den Vertretern des Abolitionismus sind viele nur deshalb Gegner der Reglementierung, weil sie doch nicht imstande ist, die notwendige sanitäre Sicherheit zu schaffen.

Die Frau dagegen hat jeden nur denkbaren Grund, die bestehenden Einrichtungen im Prinzip abzulehnen. Ihr ist die Prostitution nicht „das notwendige Übel, das immer war und immer sein wird", ihr ist sie das Übel par excellence, dessen Beseitigung sie aus allen Kräften anzustreben hat. Und zwar nicht nur, und nicht einmal in erster Linie um der furchtbaren gesundheitlichen Gefahren willen, die der herrschende Zustand über die Familie bringt, sondern um der sittlichen Werte willen, die in Frage stehen. Und zwar für beide Geschlechter. Die Frau wird in ihrem ganzen Geschlecht, konsequenter Weise auch in der Schätzung des Mannes, degradiert, wenn Frauen um eines männlichen Bedürfnisses willen zu einem staatlich sanktionierten Sklaventum herabgedrückt werden, auf dem allein die Last einer beiderseitigen Verschuldung liegt. Auf den Mann aber fällt die Konsequenz dieser Einrichtung mit der ganzen Wucht einer bösen Tat, die fortzeugend Böses gebären muß: fast im Knabenalter schon fällt jede neue Generation nun der Institution zum Opfer, die der reife Mann will, staatlich sanktioniert und damit dem Jüngling förmlich aufdrängt. Zum Opfer nicht nur physisch, sondern auch mit seiner ganzen sittlichen Persönlichkeit, durch die Zersetzung seiner Moralbegriffe, die Verachtung der Frau als Geschlecht, die ihn dann wieder zu ehrlicher Kameradschaft und Arbeitsgemeinschaft mit ihr unfähig macht. Und daher müssen alle Bestrebungen der Frauen zur Herstellung dieser Arbeitsgemeinschaft in Frage bleiben, so lange es eine staatlich sanktionierte Prostitution gibt, die die in ihr zum Ausdruck gebrachten sittlichen Begriffe immer wieder zwischen die Geschlechter schiebt.

Alle unsere öffentlichen Einrichtungen stellen das Resultat des Zusammenwirkens der nach verschiedenen Richtungen treibenden Kräfte dar. Für die heutige Form der Prostitution ist nur eins ausschlaggebend gewesen: der Mann mit seinem weit über das Gesunde und Natürliche hinaus entwickelten geschlechtlichen Bedürfnis. Will die Frau eine Änderung, will sie wenigstens die Diagonale des Parallelogramms der Kräfte erreichen, so muß sie ohne alles Paktieren, ohne jeden Kompromiß ihre Arbeit vom Standpunkt ihrer sittlichen Begriffe aus einsetzen. Und das erste, was von diesem Standpunkt aus fallen muß, ist die staatliche Sanktion des Gewerbes.

Um aber die Energie einsetzen zu können, die wirklich imstande ist, auf diesem Gebiet die Richtung der Entwicklung mitzubestimmen, dazu bedarf die Frau ganz anderer Machtmittel, einer ganz anderen Stellung im Staat, als sie heut inne hat. Den Weg dazu hat sie eingeschlagen, als sie in den vierziger Jahren des vorigen Jahrhunderts zuerst Hand an die Politik legte. Die Aufgabe unseres Jahrhunderts wird es sein, diesen Weg zum Ziel zu führen. Und darum muß seine Parole für die Frauen auch fernerhin lauten: „Hand an die Politik".

Digitized by Google

Der schwedische Handfertigkeitsunterricht und seine pädagogische Bedeutung.

Von

Helene L. Klostermann.

Nachdruck verboten.

Häufiger als früher wird jetzt der Norden von Deutschland aus besucht. Alljährlich hört man von einer größeren Anzahl von Reiselustigen, die das Land der Mitternachtssonne zu ihrem Ziel erwählen. Wenn sie nach einer mehrwöchentlichen Juli-Seefahrt an den Küsten und in den Fjorden Skandinaviens zurückkehren und begeistert von den taghellen Nächten, den felsigen Ufern, den herrlichen Wäldern, den lieblichen Fluren und dem fröhlichen Leben zu Land und zu Wasser bei unsern nordischen Brüdern erzählen, so steigt damit ein Bild der einen Seite des dortigen Lebens vor uns auf.

Sehr viel seltener lernt der Reisende auch die Kehrseite dieses lieblichen, aber kurzen Sommers kennen, den langen Winter mit seinen endlosen Nächten, mit schneebedeckten Gefilden und zu Eis erstarrten Wasserflächen. Dann zieht sich das fröhliche Leben, das dem Reisenden im Sommer auf Schritt und Tritt entgegenkommt, in die Häuser und Hütten zurück, der Verkehr stockt, der Landbewohner ist auf sein Heim angewiesen und widmet sich dort irgend einer nutzbringenden Beschäftigung mit seinen Händen. In den Sitten und Verhältnissen des Nordens liegen somit die Wurzeln dessen, was der Schwede mit „Slöjd" bezeichnet, und was mit „Handfertigkeit" oder besser noch mit „Hausfleiß" übersetzt worden ist.

Slöjd heißt wörtlich Geschicklichkeit, es ist verwandt mit dem englischen Worte „sleight", und der Begriff ist streng unterschieden von dem des Handwerks. Der Handwerker arbeitet für seinen Verdienst, zum Verkauf und für andere Leute, der „Slöjdara" arbeitet für sich, für sein Heim, seinen eigenen Bedarf. In dem nordischen Bauernhause regte von Alters her nicht nur die Frau die fleißigen Hände, sondern auch der Mann, nicht nur die Tochter, sondern auch der Sohn. Während die Frauen das Spinnrad drehten, griffen die Männer am liebsten zum Messer und schnitzten an den langen Winterabenden und morgens, ehe der kurze Tag erwachte, allerlei nützliche Gegenstände für den häuslichen Bedarf. Es gab jedoch neben diesem Holz-Slöjd noch eine ganze Reihe anderer Arten von Slöjd. Metall-, Leder- und Papierarbeiten, Bürstenbinden, Korbflechten u. dgl. m. Hier kommt der Holz- oder Tischler-Slöjd, schwedisch „Snickeri-Slöjd" in erster Reihe in Betracht. Daß es vorwiegend, wenn auch nicht überall, Gegenstände aus Holz waren, die mit geschickter Hand angefertigt wurden, hat seine natürliche Erklärung, denn an nichts ist ja das skandinavische Land reicher als an Holz. Mit dichten Tannen, Birken- und Buchenwäldern ist ringsum das Land bedeckt; aus Holz besteht die Hütte und fast der ganze Hausrat des Landbewohners. So gereichte es denn in jedem Bauernhause zur Ersparnis und zum nützlichen Zeitvertreib, wenn die Männer mit ihrem Messer einen Vorrat von hölzernen Löffeln, Kellen, Schüsseln, Quirlen u. dgl. m. herstellten. Übung führte bald zur Meisterschaft, der Schönheitssinn zur Erfindung neuer Formen; gar bald gesellten sich zu dem Messer als dem einfachsten, aber vielseitigsten Werkzeug andere: Säge, Bohrer, Meißel, Hammer, Zange, Hobel und meist auch eine Hobelbank fanden ihren Platz in jeder Bauernhütte und in jedem Bürgerhaus. Es entstand eine nationale Holzindustrie,

Digitized by Google

die sogar von denen, die nicht nötig hatten, aus Sparsamkeit zu arbeiten, aus Liebhaberei betrieben wurde. Einen Einblick in den Reichtum dieser Erzeugnisse gewährte die nationale Ausstellung in Stockholm, die anläßlich des 25jährigen Regierungsjubiläums von König Oskar II. im Jahre 1897 stattfand. Vielleicht aber war sie nur dadurch veranlaßt worden, daß eben dieser schwedisch-norwegischen Hausindustrie der Untergang drohte und sie zum Besten des Volkes gerettet und wieder neu belebt werden sollte.

Das Jahrhundert der Dampfkraft und des Maschinenbetriebs übte seinen Einfluß auch in dem skandinavischen Land. Von dem Augenblick an, wo zahlreiche Gegenstände des Hausrats so schnell mit Maschinen angefertigt werden konnten, daß sie für wenige Pfennige zu kaufen waren, erlahmte der Hausfleiß des nordischen Landbewohners; immer weniger wurden Slöjdmesser, Säge und Hobel in Betrieb gesetzt, und der Müßiggang stellte sich ein. Aber er wurde der Anfang eines viel schwereren Lasters, er füllte die Wirtshäuser und Branntweinstuben. Vermehrt wurde die Neigung dazu durch das kalte Klima, das an und für sich zum Alkoholgenuß verleitet. Unsägliche Gefahren drohten dem häuslichen, schlichten und sparsamen Sinn des Volkes, seinem Gewerbfleiß und seiner Gesundheit, als die Pflege der Arbeit mit der eigenen Hand zurückzugehen begann.

Da erwachte im Herzen von Volksfreunden der Wunsch, Mittel und Wege zu finden, um diese Segensquelle vor dem Versiegen zu bewahren. Auch die Regierung des Landes schenkte dem Gegenstand ihre Aufmerksamkeit, und so entstand im Anfang der siebziger Jahre eine Bewegung zur Wiedererweckung und Erhaltung der Haushandarbeit. Was der Fortschritt der Kultur dem Volke geraubt, konnte ihm nur durch die Schule wieder ersetzt werden. Durch Einführung des Slöjd als Unterrichtsgegenstand hoffte man ihn wieder in das Haus und die Familie zurückzuführen. Das Ziel stand allen klar vor Augen, über die Mittel gingen die Ansichten weit auseinander. Ob der Unterricht fakultativ oder obligatorisch, ob er als Klassen- oder als Einzelunterricht behandelt, ob er von Handwerkern oder von Lehrern erteilt werden sollte, das waren einige der Fragen, über die die Ansichten schon in der Theorie geteilt waren; noch viel größer aber waren die Schwierigkeiten, die sich in der Praxis herausstellten. Wohl gewährte der Staat Mittel zur Einführung von Slöjd, aber es fehlte an geeigneten Lehrkräften.

Jede große Idee bedarf einer Persönlichkeit, in der sie sich gewissermaßen krystallisiert, um in fester Gestalt auch andern zugänglich und verständlich zu werden. Eine solche Persönlichkeit fand die Slöjd-Bewegung in Schweden in Otto Salomon, dem Direktor des jetzt weltberühmten Slöjd-Lehrerseminars „Nääs" in der Nähe von Gothenburg. Im Anfang der siebziger Jahre war Otto Salomon als junger Mann auf dem Gute seines Onkels August Abrahamson landwirtschaftlich tätig. Dieses Gut war das frühere königliche Jagdschloß Nääs, auf einer schmalen Landzunge (Nääs heißt Nase) an dem lieblichen See Säfvelången gelegen. Seine Mußestunden widmete er den Schulkindern des Gutes, zu denen ihn seine pädagogische Veranlagung hinzog. Sein Interesse für Handfertigkeit und die Großmut seines Onkels ließen im Jahre 1872 in Nääs eine Arbeitsschule für Knaben und 2 Jahre später eine gleichartige für Mädchen entstehen. Otto Salomon war Direktor und führte einen geregelten Unterricht in allen Arten von Slöjd für Knaben und Mädchen ein. Die guten Erfolge der Slöjdschule in Nääs lockten alsbald Lehrer aus der Umgegend dorthin, und nach einigen Jahren dehnte sich Herrn Salomons Tätigkeit auch auf die Ausbildung von geeigneten Slöjd-Lehrern aus. Von dem ursprünglichen Gedanken, tüchtige Handwerker dazu heranzubilden, kam er bald ab und eröffnete Kurse für Lehrer von Volksschulen und anderen Lehranstalten zur Erlernung des Slöjd als eines formalen Bildungsmittels. Zu Lehrern und Lehrerinnen aus Schweden gesellten sich bald auch solche aus andern Ländern, und schon nach einigen Jahren wurden, um allen Bedürfnissen Genüge zu leisten, feststehende 6 wöchentliche Ferienkurse für Lehrer und Lehrerinnen aller Nationen eingerichtet. Jetzt finden deren jährlich vier, zwei im Sommer und zwei im Winter statt. Der

Digitized by Google

zweite Sommerkursus des eben abgeschlossenen Jahres war der Hundertste seiner Art, er deutet also auf ein mindestens 25 jähriges Bestehen dieser Ferienkurse für Lehrer. Das 25 jährige Jubiläum des Bestehens der Anstalt überhaupt fand schon 1897 statt.

Die Richtung, die Otto Salomon der Slöjd-Bewegung gegeben hat, kennzeichnet ihn als feinsinnigen Pädagogen ersten Ranges. Aus der nationalen Hausindustrie seines Landes schuf er ein pädagogisches Bildungsmittel von hohem Werte, und unablässig arbeitete er, und arbeitet er noch heute in geistvollster Weise an dessen innerer und äußerer Ausgestaltung. Sein ganzes Leben hat er in den Dienst eines großen erziehlichen Gedankens gestellt, und die Großmut seines im Jahre 1898 leider dahingeschiedenen Onkels, des ehrwürdigen August Abrahamson, hat bei seinen Lebzeiten und über das Grab hinaus für die Mittel gesorgt, um den pädagogischen Gedanken Otto Salomons weiten Kreisen der Lehrerwelt des In- und Auslandes zugänglich zu machen. —

Und nun bitte ich den Leser, mir zu dem idyllischen Fleckchen Erde zu folgen, wo dies alles sich vollzogen hat. Wir haben Gothenburg mit der Bahn oder mit dem Schiff erreicht, haben uns in einem der komfortablen Hotels der vornehmen Handelsstadt ausgeruht und gestärkt und fahren nun mit der Bahn auf der Linie nach Stockholm in das anmutige Tal, das von dem Flüßchen Säfveån und dem langgestreckten See Säfvelången durchfurcht wird. Nach etwa 1 ½ stündiger Fahrt steigen wir an der Station Floda aus. Ein Motorbot nimmt uns auf und trägt uns in kurzer, schneller Fahrt über den See an die Landungsbrücke von Nääs. Das entzückte Auge weilt auf den lieblichen Ufern zu beiden Seiten der schmalen Bucht, die durch die Landzunge von Nääs gebildet wird. Durch die herrlichen Bäume der Parkanlagen schimmert das weiße Schloß hervor, gegenüber tritt der Wald, prächtige Buchen, Birken und Eichen, bis dicht an das Ufer heran. Eine Fahrstraße und verschiedene Fußwege führen zu den verstreut im Walde liegenden Gebäuden, die zu der Anstalt gehören. Auf der Anhöhe, an einer Lichtung des Waldes, in der sich ein Kornfeld ausbreitet, liegt das mit freundlichen Veranden geschmückte „Vänhem", das „Freundesheim", ein einstöckiges Gebäude mit großen Sälen, in denen die Mahlzeiten eingenommen werden, und einem Gesellschaftszimmer, wo ein Klavier, Bücher und Zeitungen Unterhaltung für Mußestunden bieten. Einige Minuten abwärts nach der Landungsbrücke zu blicken die freundlichen Giebel von Käll-Nääs durch die Bäume. Dort befinden sich zu ebener Erde große Arbeits- und Versammlungssäle, eine Treppe höher urgemütliche kleine Schlafzimmer mit gemeinsamem Vorraum und Veranden. In entgegengesetzter Richtung von Vänhem, aber landeinwärts liegt mitten im Walde ein weiterer stattlicher Bau, das eigentliche „Seminarium". Auch hier sind zwei Arbeitssäle zum Zeichnen und für die theoretischen Vorlesungen. Außerdem befinden sich dort zwei Zimmer, die für den eifrigen Slöjdschüler bald von der größten Wichtigkeit werden: das eine, wo die fertigen Arbeiten oder „Modelle", wie der technische Ausdruck lautet, ausgestellt und einer strengen Zensur an einem grünen Tisch unterworfen werden; in dem andern sind die Wände von oben bis unten mit Modellen bedeckt, aber nicht mit solchen, die während des Kursus als Muster dienen sollen, sondern mit lauter „Extramodellen", von Besuchern früherer Kurse erfunden und gearbeitet. Mit geheimem Grauen vor seiner eigenen Ungeschicklichkeit erfährt der Neuling, daß er (oder sie) nach fünf Wochen ein solches Modell und zwar ein noch nie dagewesenes selbständig erfinden, entwerfen und ausführen soll. Es wird ihm erst wieder wohl, wenn er den Raum verläßt und sich weiter in der reizvollen Landschaft umsieht. Hier und dort verstreut im Walde liegen noch eine Reihe kleinerer Häuschen mit einfachen, aber gemütlichen Schlafzimmern für die Teilnehmer des Kursus. Auf einer Anhöhe, wo der Wald sich nach dem See zu öffnet und ein reizendes Bild dem Auge enthüllt, liegt fast als letztes der genannten Häuschen das kleine „Babel". Um seinem Namen Ehre zu machen, werden dort einzelne Kursisten fremder Zungen untergebracht. Auf dem Wege von Babel nach Vänhem, aber etwas zurücktretend, von dem grünen Schleier mächtiger Birken halb verhüllt, liegt „Björk-Nääs" oder Birken-Nääs, das freundliche Wohnhaus des Direktors Otto Salomon und seiner Familie.

Digitized by Google

Es ist der Vorabend der Eröffnung eines Sommerkursus. Unzählige Male hat das kleine Motorboot die Strecke zwischen Floda und Nääs zurückgelegt, und jedesmal bringt es eine Schar fremder Gäste, Herren und Damen, die sich untereinander nicht kennen und nur durch das Bewußtsein, alle zu dem gleichen Zwecke hierher gekommen zu sein, untereinander verbunden sind. Unermüdlich begrüßt der Direktor selbst auf der Landungsbrücke jeden einzelnen, und bald hört man auch hier und da freudige Ausrufe des Wiedererkennens von solchen, die früher schon einmal einen Kursus gemeinsam durchgemacht haben. Es kommt nicht leicht vor, daß jemand, der einmal den Weg nach Nääs gefunden hat, ihn nicht nach einigen oder mehreren Jahren zum zweiten Male suchte. In den ersten Tagen nach der Ankunft ist man überwältigt von dem Sprachgewirr, das einen umgibt. Sind auch die Schweden immer überwiegend, so nehmen doch an jedem Sommerkursus zahlreiche Ausländer, namentlich Engländer teil. Norwegen, Finnland, Dänemark, die Niederlande und die Vereinigten Staaten von Nord-Amerika sind danach am stärksten vertreten. Erst in dritter Reihe kommt neben Rußland, Österreich, Italien auch Deutschland mit einer kleineren Zahl von Kursisten. Vereinzelte Vertreter anderer Nationalitäten, vielfach aus den außereuropäischen Erdteilen vollenden das bunte Bild. Sogar Ostinder, Ägypter und Japaner sind dort schon gesehen worden. Die Zahl der Teilnehmer an den Sommerkursen beträgt in der Regel 120—130, die Zahl der Lehrer überwiegt um ein Geringes die der Lehrerinnen, nur vereinzelt nehmen auch solche teil, die nicht dem Lehrerstand angehören. Jeder Kursus dauert sechs Wochen, von den beiden Sommerkursen fällt der erste von Mitte Juni bis Ende Juli, der zweite von Anfang August bis Mitte September; also ziemlich gleichzeitig mit unseren rheinischen Ferien. Die Kosten des Kursus inkl. volle Pension belaufen sich auf höchstens 120 Mark. Zutritt hat jeder Lehrer und jede Lehrerin, die sich frühzeitig genug melden; die einzige Bedingung, die gestellt wird, ist das rechtzeitige Eintreffen zum Beginn des Kursus und Ausharren während der ganzen Dauer desselben, für die Damen ferner ein ärztliches Attest, daß sie der körperlichen Anstrengung gewachsen sind.

Erwartungsvoll sieht der Ankömmling nun dem Beginn der Arbeit entgegen. Am ersten Tage findet eine feierliche Eröffnung durch den Direktor statt. Jeder Teilnehmer wird aufgerufen, erhält seine Nummer und wird einer bestimmten Abteilung und einem bestimmten Lehrer zugewiesen, und dann geht es an die Hobelbank. Es sind meist sieben Abteilungen mit je 18—20 Lernenden. Jeder bekommt seinen bestimmten Platz, jeder seine Hobelbank und findet auf dieser Material und Werkzeug zu seinem ersten Modell bereit liegen. Das Material ist ein längliches, mit der Axt annähernd vierkantig abgehauenes Stückchen Birkenholz von etwa 15—20 cm Länge, die Werkzeuge ein Lineal, ein Bleistift, ein Messer und ein Winkelmaß. Die Aufgabe besteht darin, aus dem Stückchen Holz ein vollständig rundes, genau 10 cm langes Stäbchen zu schneiden, das an dem einen Ende 8, an dem andern 3 mm Durchmesser hat. Mit einigen Worten wird erklärt, wie zunächst ein winkelrecht vierkantiger Stab mit dem Messer zurecht geschnitten wird, wie dann durch Abschneiden der vier Kanten ein gleichseitig achtkantiger, durch weiteres Abschneiden ein sechzehnkantiger und schließlich ein runder Stab entsteht. Zuletzt wird dann die Länge auf die geforderten 10 cm vermindert, die Enden werden sauber abgeschnitten, das Ganze wird mit Sandpapier poliert und — das erste Modell ist fertig, vorausgesetzt, daß das Maß streng eingehalten wurde. Ist es 1 mm zu dünn oder zu kurz geraten, so muß es noch einmal angefertigt werden, ist es auch nur $^1/_2$ mm zu dick oder zu lang, so muß es eben so lange mit Sandpapier abgerieben werden, bis es das richtige Maß erreicht hat. Mit wahrer Befriedigung trägt man das erste Erzeugnis der eigenen Hand in das Modellzimmer und geht mit großer Sicherheit (denn man fühlt, daß man schon sehr viel gelernt hat) an die Ausführung des zweiten Modells, eines vierkantigen Paketknebels mit abgestumpften Kanten. Ohne Schwierigkeit, fast ohne Hilfe des Lehrers, findet man sich hier zurecht, denn der rechtwinklige vierkantige Körper war schon in dem ersten Modell vor dem kreisrunden gegeben, nur das gleichmäßige Abschneiden der Kanten und Ecken läßt man sich zeigen. Vielleicht verursacht es auch etwas Herzklopfen,

Digitized by Google

daß der Einschnitt für den Bindfaden genau in die Mitte kommt, andernfalls müßte ja das Modell wiederholt werden. — Das 3. Modell, ein runder Blumenstab, wird in derselben Weise angefertigt wie das erste und würde gar keine Schwierigkeiten bieten, wenn es sich nicht darum handelte, das Stück Holz, aus dem der Stab geformt werden soll, selbst von einem größeren Stück abzusägen, was immerhin leichter aussieht als es in der Tat ist. Dankbar, daß die Säge nicht an der verkehrten Stelle zu tief ins Holz hineingegangen ist, macht man sich mit Eifer an die schon bekannten Übungen des rechtwinklig vierkantig-, acht- und sechzehnkantigschneidens und freut sich an der schönen Rundung, die man diesmal hervorgebracht hat. Mit jedem Modell wächst die Sicherheit, der Eifer, die Freudigkeit, und man würde wohl nicht bemerken, daß ein Vor- oder Nachmittag herum ist, wenn die Folge der Arbeit nicht auch ein ganz mächtiger Hunger wäre. Nur aus diesem Grunde ist die Glocke, die zur Ruhe und zu den Mahlzeiten ruft, willkommen; im übrigen kommt sie immer viel zu früh. So schreitet die Arbeit rüstig fort. Ein Werkzeug nach dem andern lernt man kennen, immer schwierigere Modelle bringt man hervor. Kaum glaubt man es selber, daß zwischen dem ersten primitiven Zeichenstäbchen und der Anfertigung einer tief ausgehöhlten Mehlschaufel mit geschwungenem Griff nicht ganz sechs Wochen Zeit liegen. Daneben aber sieht man Kollegen, die schon den zweiten oder dritten Kursus durchmachen, viel schwierigere Gegenstände herstellen.

Vom ersten Tage an ist die Zeit streng eingeteilt. Jeden Morgen um $^1/_2$8 Uhr läutet die Frühstücksglocke. Fünf Minuten vor 8 Uhr versammelt man sich in zwei Sälen zur Morgenandacht, die in dem einen in schwedischer, in dem andern in englischer Sprache gehalten wird. Um 8 Uhr steht alles an der Hobelbank. Die Vormittagsarbeit dauert bis $^1/_2$1 Uhr und wird nur von einer Pause von 20 Minuten unterbrochen, von denen 10 zur Ruhe, 10 zu gemeinsamen gymnastischen Übungen bestimmt sind. In der Mittagspause wird ein einfaches, aber reichliches warmes Frühstück eingenommen, um $^1/_2$2 Uhr beginnt die Arbeit wieder und dauert bis 5 Uhr, wiederum einmal durch eine Pause wie am Vormittag unterbrochen. Um 5 Uhr findet die Hauptmahlzeit statt. Danach ist täglich noch eine einstündige theoretische Vorlesung oder Diskussion. An drei Tagen der Woche sind diese in schwedischer, an den drei andern in englischer Sprache. Die Kursisten sind je nach ihren Sprachkenntnissen der einen oder anderen Gruppe zugeteilt. Für jede Gruppe sind auf diese Weise drei Abende frei, die nun fleißig zu Spaziergängen, Kahnfahrten auf dem See oder sonstigen gemeinsamen Vergnügungen ausgenutzt werden. Zwischen acht und neun Uhr gibt es noch einmal Tee und Butterbrot in den Speisesälen; bei gutem Wetter aber ist dann nur ein Teil der Gesellschaft zur Stelle, denn es kommt häufig vor, daß eine größere oder kleinere Anzahl einen weiteren Ausflug unternimmt und sich die Vorräte für ein Picknick, bei dem in der Regel ein Feuer gemacht und Kaffee gekocht wird, mitnimmt. Auch nach dem Abendtee ist von Juni bis August draußen ja noch lichter Tag. Man findet sich auf der Wiese nochmals zu fröhlichen Frei- und Laufspielen zusammen, und wenn die Dämmerung allmählich hereinbricht und die ersten Sterne sich zeigen oder der Mond sich in der Fläche des Sees spiegelt, dann lagert man sich wohl noch am Ufer des Sees und stimmt Lieder, schwedische, englische, deutsche Volkslieder an, bis die Arbeit des folgenden Tages zum Schlafengehen mahnt.

Nun zur pädagogischen Bedeutung des in Nääs gelehrten Handfertigkeitssystems. Aus den kurzen, vorhin gemachten Andeutungen wird schon klar geworden sein, daß der direkte Zweck der Arbeit die vollständige Herstellung einer Reihe von brauchbaren Gegenständen aus Holz ist, — daß dabei allmählich vom Leichteren zum Schwereren vorgeschritten wird, daß größte Genauigkeit gefordert und möglichste Selbständigkeit angestrebt wird. Wenn ich nun noch hinzufüge, daß der Unterricht nicht klassenweise erteilt wird, sondern daß jeder Lernende nach dem Maß seiner Kräfte fortschreitet, so haben wir den Stoff zur Hand, aus dem sich Herrn Salomons pädagogische Grundsätze und der erziehliche Wert seines Slöjdsystems herausschälen lassen. Ich möchte gleich den Kern geben: erstrebt wird die allseitige Ausbildung des Lernenden auf dem Wege der Selbständigkeit, des schaffenden Hervorbringens aus dem Rohmaterial dessen,

Digitized by Google

was geistig klar erfaßt und angeschaut ist. Der Lernende ist in Nääs der Lehrer oder die Lehrerin; was er dort lernt, soll später der Schüler von ihm lernen, nur nicht wie er in einem kurzen Zeitraum bei achtstündiger täglicher Arbeit, sondern allmählich im Laufe seiner Schulzeit, zur Unterstützung seiner geistigen Arbeit noch mehr als zur Entlastung davon.

Es fehlt weder in Schweden noch in anderen Ländern an Bestrebungen zur Förderung der Handfertigkeit. Sofern diese nur eine Erholung des Schülers von geistiger Arbeit anstreben, sofern sie von Handwerkern anstatt von pädagogisch gebildeten Lehrern gegeben werden, sofern die Arbeiten nicht von Anfang bis Ende vom Schüler hergestellt werden, sofern stimmen sie grundsätzlich nicht mit den Bestrebungen Herrn Salomons überein. Bei ihm ist es immer die Erziehung des Lernenden, die er im Auge hat. Nach meiner Überzeugung ist der schlagendste Beweis dafür der Einfluß, den der aufmerksame Kursist in Nääs an sich selber beobachtet. Eigentlich genügt schon das äußere Ergebnis, daß jeder in der sechsten Woche so weit kommt, ein eigenes Modell zu erfinden, zu zeichnen und auszuführen, — und es ist noch nie vorgekommen, daß jemand das nicht fertig gebracht hätte — aber das ist bei weitem noch nicht alles. Nachhaltiger ist der Gewinn für Auge und Hand, die einem jetzt bis dahin ganz unbekannte Dienste leisten; ebenso die Lust und Freudigkeit zur Arbeit; ferner die Stählung der Ausdauer, der Aufmerksamkeit, der Geduld, der Willenskraft, kurz, das Wachsen der Herrschaft über sich selber an Körper und Geist. Wenn dieser Einfluß schon dem Erwachsenen in der kurzen Zeit von sechs Wochen fühlbar wird, wie viel größer muß er bei dauernder Anwendung auf den biegsamen Geist und Körper eines Kindes sein! Und fragen wir nach dem Grund, so finden wir, daß Herr Salomon seinem System den Geist des Dichterwortes einzuhauchen verstanden hat, das mir so ganz besonders das Wesen des Slöjd auszudrücken scheint: „Im innern Herzen" soll der Schüler spüren, „was er erschafft mit seiner Hand". Er soll seinen Geist schulen an einem streng logischen, allmählichen Fortschritt vom Leichteren zum Schwereren, wo die Anforderungen an seine Kraft stetig wachsen und dennoch dieselbe nie übersteigen, wo er der Hilfe des Lehrers immer nur für das Neue, was zu dem Alten hinzukommt, bedarf, aber alles übrige mit voller Sicherheit allein ausführt. Er soll seinen Willen stärken durch peinlich sorgfältige Ausführung einer gegebenen Aufgabe, durch strenge Einschränkung in die gegebenen Maße an einem Stoff, aus dem auch die feinsten Formen durch sorgfältige Arbeit sich hervorbringen lassen, bei dem aber der geringste Fehler unvertilgbar stehen bleibt. (Man schnitte sich lieber einen Millimeter vom Finger als vom Modell!) Es soll sein Gemüt befriedigen, indem er vom ersten Augenblick an brauchbare und durch Ebenmaß schöne Gegenstände hervorbringt und nicht Zeit und Kraft an nutzlosen Übungen zu verschwenden braucht. Das sind nur einzelne der vielen und großen Vorzüge der Arbeit, wie sie in Nääs unter Herrn Salomons geistvoller Leitung getrieben wird. Seine theoretischen Vorlesungen über sein System sind eine Fundgrube richtiger pädagogischer Gedanken. Die Schriften aller großen Geister auf dem Gebiete der Erziehung sind ihm nicht nur bekannt, sondern so geläufig, daß er ihre Worte immer als Beleg seiner Bestrebungen bereit hat.

Es gibt auch in der Tat, wenn wir im Geiste die großen Pädagogen an uns vorüberziehen lassen, kaum einen, der nicht den Wert der Arbeit mit der Hand anerkannt und ihre Anwendung in der Erziehung gefordert hätte. Und sie stehen nicht allein mit ihrer Forderung. Freunde der Menschheit vereinigen ihre Stimme mit der ihrigen. „Arbeit"! ruft Carlyle aus, „welche unberechenbare Bildungsquelle! Wie ergreift die Arbeit den ganzen Menschen, nicht nur sein bischen theoretisches Denken, sondern den ganzen tätigen, handelnden und duldenden Menschen; wie weckt sie Schritt für Schritt schlafende Kraft, entwurzelt sie allen Irrtum! Wer nichts getan hat, weiß nichts . . . Tue etwas! zum erstenmal in deinem Leben tue etwas! so wird dir über alles Tun ein neues Licht aufgehen. Von unbegrenzter Bedeutung ist die Arbeit; durch sie erreicht der bescheidenste Handwerker Großes und Unerläßliches, das jeder, auch der Höchstgestellte, der nicht mit seinen Händen arbeitet, zu verfehlen Gefahr läuft."

Digitized by Google

Mehr als die Generation, an die solche Worte gerichtet waren, bedarf ihrer die Menschheit von heutzutage. Seit den Tagen Carlyles hat die Maschinenarbeit die Arbeit der menschlichen Hand immer mehr verdrängt, ja, es unterliegt wohl keinem Zweifel, daß sie es immer mehr tun wird. Sollten wir wünschen, daß es anders wäre? Sollten wir die Zeiten der Handarbeit an Stelle der Maschinenarbeit zurücksehnen? Und was würde es nützen, wenn wir es täten? Wir können nicht in die Speichen des Rades menschlichen Fortschrittes greifen und es zum Stillstand bringen. Aber eins können wir tun. Wir können die Bedürfnisse unserer Zeit verstehen und ihnen Rechnung tragen. Vor hundert Jahren lebte in Deutschland ein Mann, der mit dem Auge des Sehers die Zeit kommen sah, wo die Menschheit sich darauf besinnen würde, daß die Hand nicht minder den Menschen über das Tier erhebt, als die Sprache; er forderte die Erziehung der Tat an Stelle der Erziehung des Wortes. Er hieß Friedrich Fröbel. Auch er wird erst gehört und verstanden werden, wenn der Menschheit die Segensquellen der Handarbeit versiegt sein werden, wie er gehört und verstanden wurde von Otto Salomon, als dieser die Segensquelle skandinavischen Hausfleißes versiegen sah. Tief in der menschlichen Natur liegen Kräfte, die nur gehoben werden können durch schaffende, bildende Tätigkeit der Hand, — die Hand unserer Kinder, die jetzt nur die Feder führen lernt und doch nach anderer Arbeit verlangt. Wir lassen sie wohl auch mit den Händen arbeiten, allein wir verwerten die Hand nicht für die Ausbildung des Geistes, wir vergessen, daß auf dem Gebrauch der Hand die Kultur der Menschheit beruht. Mit der täglich wachsenden Erkenntnis aber, daß die Entwicklung der Gesamtheit sich in der Entwicklung des einzelnen Menschen wiederholt, wird die Befriedigung des Schaffenstriebes zu einer wesentlichen Forderung in der Erziehung unserer Jugend. Wenn die Schule der Zukunft dereinst diese Forderung erfüllt, dann wird sie auch der bahnbrechenden Verdienste Otto Salomons und seiner Anstalt in Nääs gedenken. —

Die italienische Frau in den Camere del Lavoro.

Von

Dr Robert Michels.

Nachdruck verboten.

Dileguan le tue brevi ultime aurore,
O Giovinezza; tacciono le rive
Poi che il tonante vortice dispare.
Odo altro suono, vedo altro bagliore,
Vedo in occhi fraterni ardere vive
Lacrime, odo fraterni petti ansare.

(Aus Poema Paradisiaco, 1891—1893.)

In jener denkwürdigen Kammersitzung, in welcher der berühmte Poet des modernisierten italienischen Mittelalters, Gabriele D'Annunzio, seinen Platz auf der äußersten Rechten verließ und mit der Begründung, er sähe endlich ein, daß die konservative Partei kein Herz für die Massen des Volkes besäße, schnellen Entschlusses zur Gruppe der äußersten Linken überging, da hatte der nietzscheanische Vertreter einer rein ästhetischen Weltanschauung plötzlich sein soziales Empfinden entdeckt. Zugegeben, daß D'Annunzio auch bei dieser Gelegenheit seines an Affekten so reichen Lebens nicht nur seinem Herzen, sondern auch seinem Hang zum bel gesto nachgegeben haben könnte, zugegeben fernerhin, daß der Dichter keineswegs zum Nationalökonomen, ja nicht ein-

Digitized by Google

mal zu einem Dutzendpolitiker aus den Reihen der Reaktionäre auch nur die bescheidensten Talente besitzen mag, wichtig bleibt dennoch das Eine, daß sich auch eine so überästhetisch angelegte Natur wie die des Dichters aus den Abruzzen, die sich mit ängstlicher Scheu vor jeder Berührung mit ernsten volkswirtschaftlichen Fragen fast instinktiv zurückgezogen hatte, der Macht der jungen proletarischen Bewegung seines Landes auf die Dauer nicht zu entziehen vermochte und sich, wie durch obige Strophe bewiesen, wenn auch mit Wehmut im Herzen zu dem bekennenden Sang genötigt sah, daß, wenn Jugend und Schönheit zwar vergänglich sei, sich seinem Auge dafür aber andere Harmonien und andere Pracht darbiete: brennende Tränen im Auge brüderlich gesinnter Männer und das laute Pochen von Bruderherzen! —

Ein Poet bleibt Poet, auch wenn er von der modernen Arbeiterbewegung spricht. Aber dem gründlichen Leser wird der politische Sinn der Worte D'Annunzios dennoch klar. Was er sagen will, das ist, daß eine so gewaltige Bewegung, wie die des sogenannten vierten Standes, alle anderen weltbewegenden Fragen mit ungezügelter Hast überfluten muß und daß diese anderen, so vielen Menschen und Dichtern liebgewordenen Heiligtümer dennoch in jenem modernen Strom nicht elendiglich zu Grunde gehen, sondern, wenn auch in veränderter Form, zu neuem Leben erweckt werden.

Früher spielte sich das Leben der Frau vorzugsweise im Hause ab. Der Typus der Hausfrau hat sich, zumal iu Deutschland, bis auf den heutigen Tag erhalten. Er herrscht bei den Frauen des Mittelstandes unbedingt und bei denen der sogenannt höheren Schichten bedingt immer noch vor. Aber Millionen und Aber-Millionen anderer Frauen sind durch die Entwicklung des modernen Großbetriebs gewaltsam aus dem Hause getrieben worden, hinein in die Arbeitswerkstatt, in die Fabrik! All diese Frauen sind zwar noch Hausfrauen in des Wortes buchstäblicher Bedeutung geblieben, aber doch nur sozusagen *im Nebenamt*. Wenn sie des Abends nach harter Arbeit, an allen Gliedern zerschlagen, totmüde nach Hause kommen, dann haben sie ja noch alle jene häuslichen Verrichtungen zu bewältigen, zu welchen die Nichts-als-Hausfrau ihren ganzen Tag gebraucht. Es bedarf wohl kaum noch einer besonderen Erwähnung, daß ein Weib, bei welchem die Hausfrauenpflichten nur einen winzigen Teil des Tages in Anspruch nehmen dürfen, sich dem Nichts-als-Hausfrauentypus allmählich entfremdet und zum Prototyp eines „neuen Weibes" mit neuen Lebensanschauungen und Lebensidealen wird. Die Genesis dieses neuen Weibestypus mag ja nun zweifellos mit vielen Gefahren für Leib und Seele, für Körper uud Geist des Individuums verbunden sein, ja sie mag selbst vorübergehend — bei einzelnen Arbeitszweigen sogar chronisch — eine ernste Gefahr für die physische Weiterentwickelung der Menschheit bedeuten, ja sie mag schließlich sogar mit einem gewissen Recht von so fanatischen Hygienikern, wie es der römische Professor Tullio Rossi-Doria ist, als das größte Unheil der Jetztzeit angesehen werden, immerhin steht meiner Überzeugung nach aber doch das Eine fest: sie ist nicht nur unter den gegebenen Verhältnissen wirtschaftlich notwendig, sondern sie bildet auch die via Crucis zu einer höheren Spezies Weib. Die Genesis wird zur Regeneration.

Freilich eine große Gefahr ist vorhanden. Der moderne Industrialismus, als reinwirtschaftliche Entwicklungsperiode gefaßt, wertet das Weib, das er, einem Maschinenteilchen gleich, zu seinem Räderwerk benutzt und ausnutzt, zwar um, aber er wertet es nicht ohne weiteres höher. Aus der früheren Nichts-als-Hausfrau knetet er mit seinen rußigen Händen zunächst bloß die öde blöde Fabrikarbeiterin. Diese bedeutet zwar einen anderen Typus Weib, aber noch keinen höheren Typus Weib. Und doch steckt in ihr bereits der Ansatz zu einem solchen höheren Typus. Zur Entwicklung desselben gehört nur ein Koeffizient, der Koeffizient der zunächst nur intellektuellen Befreiung. Wenn die kleine hohläugige Arbeiterin arbeitet und arbeitet, ohne Sinn für irgend eine höhere Frage, ohne Verständnis für die großen Zusammenhänge ihrer Tagesarbeit mit dem Gang der Weltgeschichte, wenn sie über ihr Werk, das sie verrichtet, über den Lohn, den man ihr dafür in die Hand drückt, nicht selber nachdenkt, wenn sie in egoistischer Abgeschlossenheit schon befriedigt ist, falls sie nur genug

Digitized by Google

Verdienst hat, um nicht Hungers sterben zu müssen und vielleicht Sonntags einmal auf dem Karussell reiten zu können, und wenn es ihr gänzlich gleichgiltig ist, ob und wie ihre Arbeitsgenossen und -Genossinnen um bessere Lebensbedingungen kämpfen und streben, dann ist sie zweifellos nur eine Art Mensch auf primitivster Lebensstufe, ein halb kindisches, halb greisenhaftes Arbeitstier. Erst wenn die Gestalt menschlicher Solidarität an sie werbend herantritt und die Verkümmernde an allem teilnehmen läßt, was heute Menschenhirn und Menschenherz bewegt, wenn sie fähig wird, um fremden Leides willen selbst zu leiden und fremde Freuden selbst mit zu empfinden, wenn sie dann schließlich, von heißem Durst nach Erkenntnis getrieben, das früher so geliebte Karussell boykottiert und sich in ihren ach so kargen arbeitsfreien Stunden mit jenen Problemen beschäftigt, von deren Lösung ihre endliche Erlösung abhängen mag, nur wenn an die Stelle dumpfen Dahinvegetierens freudiger Lebenskampf, an die Stelle mürrischer Resignation ins sogenannt Unvermeidliche rosige Hoffnungsfreude tritt und das Wissen nicht mehr als ein heterogenes Element, ja, als eine feindliche Macht empfunden wird, sondern als rettende Hilfe in traurigen Stunden, dann erst hat das Weib den Keim zu einem neuen Menschheitstypus in sich. Dieser ganze Prozeß aber entwickelt sich in jenem Komplex gesellschaftlichen, politischen, gewerkschaftlichen und populär-wissenschaftlichen Wesens, den man unter dem Begriff der Organisation zusammenfaßt.

* * *

Die Wurzel dieser Organisation der Arbeiterschaft liegt nun in Italien bei den Camere del Lavoro. Diese, zu deutsch Arbeiterkammern, sind eine den deutschen Gewerkschaftshäusern ähnliche, aber keineswegs völlig adäquate Einrichtung. Zumal spielen die Camere del Lavoro eine viel größere Rolle im Leben des italienischen Proletariates als die Gewerkschaftshäuser im Leben des deutschen. Und das kommt nicht allein daher, daß in Italien sich meist auch die Arbeiterschaft der kleinen Landstädte in der Errichtung einer solchen Camera ihren Mittelpunkt schafft, während in Deutschland das „Gewerkschaftshaus" sich nur in den Großstädten vorfindet und selbst dort in manchen seiner eigentlich wesentlichsten Funktionen durch die Kneipe oder den Brauereisaal ersetzt wird.

Was ist also nun solch eine Camera del Lavoro und was bezweckt sie?

Entstanden und begründet durch das klassenbewußte Proletariat hat sie zunächst den ausgesprochenen Zweck der Klassenvertretung der proletarischen Kollektivinteressen am Orte. Zu diesem Behufe hat sie sich folgende Organe geschaffen:

1. einzelne streng von einander gesonderte, völlig autonome, die Arbeiterschaft je eines Berufes umfassende Teilvereine (leghe di miglioramento), welche sich mittelst engen Zusammenschlusses zu einer gemeinsamen Camera del Lavoro vereinen und durch Gründung sogenannter Widerstandskassen (Casse di resistenza), nötigenfalls durch Arbeitsausstände, vorteilhafte Arbeitsgelegenheiten zu erringen beziehungsweise zu sichern suchen. Arbeitslose, sowie vom Arbeitgeber im Dienst der Gesamtheit gemaßregelte Mitglieder der Lega werden von der Kasse aus gleichfalls unterstützt.

2. Den aus einzelnen Mitgliedern der Sondervereine (Sektionen) zusammengesetzten und von ihnen selbst gewählten Vorstand, welcher die Giunta Esecutiva (ausführendes Komitee) bildet. Dieser Ausschuß der städtischen Arbeiterschaft hat zunächst die Verpflichtung des Vermittelns. Noch bevor sie beschließen, in einen Ausstand zu treten, haben die einzelnen Sektionen die Vermittelungsdienste der Camera del Lavoro anzurufen. Diese übernimmt dann die Unterhandlung mit den betreffenden Arbeitgebern und stellt zu einem etwaigen Schiedsgericht die Schiedsrichter der Arbeiterschaft. Aber auch zu wirtschaftlichen Friedenszeiten hat die Camera del Lavoro zwischen Arbeit und Kapital zu vermitteln. Durch Errichtung eines statistischen Nachforschungsamtes (Arbeitersekretariat) hat sie ein Stellenvermittelungsbureau ins Leben zu rufen, welches, möglichst nach mit den Arbeitgebern vorher genauestens festzustellenden Tarifen, in denen die Fragen des Lohnes,

Digitized by Google

der Arbeitszeit, der Wohnung und Kost usw. endgiltig geregelt und durch Unterschrift festzulegen sind, allen Arbeitern, auch solchen, die nicht Mitglieder der Kammer sind, jederzeit unentgeltlich zur Verfügnng steht. Wenn es der Kassenstand einigermaßen gestattet, hat die Camera del Lavoro fernerhin Ärzte, und zur Bewältigung der juristischen Schwierigkeiten, Prozesse usw., Rechtsanwälte als ständige Beiräte zu besolden.

Um alle diese Funktionen erfüllen zu können, muß jede Camera del Lavoro ein eigenes Haus besitzen, in dem neben dem Sekretariat und den anderen Beamtenzimmern noch mindestens ein großer Sitzungssaal sowie womöglich so viele Einzelräume als Berufssektionen vorhanden sein sollen.

Außer dem wirtschaftlichen Daseinszweck hat die Camera del Lavoro aber auch noch eine zweite, mindestens ebenso wichtige Existenzberechtigung. Sie erstrebt auch die moralische sowie die intellektuelle Hebung ihrer Mitglieder.

Schon das wirtschaftliche Zusammenstehen, die Klassensolidarität, die es häufig fertig bringt, daß, um einer in ihrem Kampf gegen das Unternehmertum unterliegenden Sektion beizustehn, die ganze Camera del Lavoro beschließt, mit in den Streik zu ziehen — Generalstreik —, hat eine natürliche Rückwirkung auf das rein persönliche Kameradschaftlichkeitsgefühl der einzelnen Arbeiter untereinander. Gehoben wird dasselbe aber noch ganz beträchtlich dadurch, daß die Arbeiter ihre Camera del Lavoro als ihre zweite Heimat betrachten. Nach getanem Tagewerk sieht man sie in Scharen in die Camera ziehen, um dort — ohne Alkoholgenuß — in traulichem Zusammensein mit den Arbeitskollegen Gedanken — und nicht nur Gedanken wirtschaftlicher Eroberungen, nicht nur „Magenideen" — auszutauschen, denn auch das Bewußtsein, einer geachteten und mächtigen Klasseninstitution anzugehören, welche keinem „Wohltäter" dankbar zu sein hat, sondern ein self-made-work ist, trägt ebenfalls nicht wenig dazu bei, die Brust des Proletariers zu heben und ihm das vorher unbekannte Gefühl eines Wertes, und mit diesem eine ungeahnte Hoffnungsfreudigkeit einzuflößen und eine erneute Arbeitskraft in ihm zu erzeugen. Vorträge über ethische Pflichten und sozialpolitische Forderungen, die mindestens einmal monatlich gehalten werden, Fortbildungskurse in der Arbeitskammer selbst, Bibliothek und Lesezimmer, Liebhabertheater und eine enge Verbindung mit den meist von Hochschullehrern gehaltenen Kursen der Università Popolare vervollständigen das Bild.[1])

* * *

Die ersten Camere del Lavoro entstanden Ende der achtziger Jahre im Norden. Im Juni/Juli 1893 fand in Parma der erste Kongreß der Arbeitskammerrepräsentanten statt. Teilnehmer waren 12 Camere del Lavoro (Bologna, Brescia, Cremona, Florenz, Mailand, Parma, Pavia, Piacenza, Padua, Rom, Turin und Venedig). Der Sturm der 98er Reaktion fegte so mächtig, daß selbst der erst 1900 in Mailand abgehaltene Kongreß keine größere Anzahl von vertretenen Arbeitskammern aufzuweisen hatte. Von da ab aber ging die Entwickelung wieder mit Riesenschritten vorwärts. Der Kongreß in Reggio Emilia (1901) fügte 54 Camere zu gemeinsamer Arbeit zusammen, mit anderen Worten: nicht weniger als 54 italienische Städte waren bereits im Besitz eines solchen Arbeiterhauses. Hier entstand auch das gemeinsame Verbandsstatut und die Errichtung des aus 7 Personen bestehenden Zentralausschusses, sowie eines Agitationskomitees zur Förderung der Propaganda unter der noch nicht organisierten Arbeiterschaft. Hier wurde endlich auch die Herausgabe einer offiziellen Monatsschrift beschlossen, der Cronaca del Lavoro, welche in Mailand erscheinen und von drei Redakteuren, Gino Tavecchia (männliche Industriearbeiterschaft), Maria Cabrini (weibliche Industrie-

[1]) Eine kurze aber anschauliche Betrachtung über Ziel und Zweck der Arbeitskammern gibt der langjährige verdiente Arbeitersekretär in Monza Eugenio Ciacchi in seiner Broschüre: „Cos' è la Camera del Lavoro?" 5ª Edizione Firenze 1901. Biblioteca Educativa Sociale. Nerbini Editore.

Digitized by Google

arbeiterschaft) und Carlo Vezzani (Landarbeiterschaft und Kleinbauerntum) geleitet werden sollte. Inzwischen ist die Bewegung so stark gewachsen, daß eine genaue numerische Angabe der Arbeitskammern nicht möglich ist. Dagegen habe ich, um von der Stärke und dem Wachstum einzelner, besonders hervorragender Camere ein ungefähres Bild zu entwerfen, folgende Tabelle zusammengestellt.

Tabelle 1.

Camera del Lavoro in	Jahr	Mitgliederzahl	Sektionenzahl
Piacenza	1901	1 755	in 23 Sektionen [1]
„	Februar 1902	6 000	„ 36 „
Mantua	Oktober 1901	1 914	„ 23 „
„	Dezember 1902	2 501	„ 40 „
Lodi	1901	1 902	„ 26 „
Alessandria	März 1902	2 805	„ 37 „
Neapel	Februar 1902	12 000	„ 68 „ [2]
Pavia	Ende 1900	800	?
„	Dezember 1902	4 774 [3]	?
Mailand	Januar 1902	15 000	„ 150 „
Messina	Februar 1902	1 200	„ 19 „
Ferrara (provincia)	„ 1902	28 000	„ 147 „
Brescia	1901	2 137	„ 38 „
„	1902	5 496	„ 52 „

Als die bedeutendste und am besten geleitete Camera gilt diejenige in Mailand. Doch mögen ihr viele andere an innerer Bedeutung kaum nachstehen, so Bologna, Monza, Brescia und Sampierdarena [4]). Das Arbeitsnachweisbureau in Mailand hat im Jahre 1901 2 779 Arbeitern Arbeit verschafft [5]), die Studienkommission der Arbeitskammer in Brescia im Jahre 1901/02 unter Heranziehung bedeutender Gelehrter und Sozialpolitiker von auswärts über die verschiedensten Gebiete menschlichen Wissens 26 Vorlesungen abhalten lassen, die Feier des 1. Mai ist fast allerorten von der Unternehmerschaft durch Einstellung der Arbeit in den Betrieben offiziell sanktioniert worden. Diese drei aus der weitgespannten Tätigkeit der Camere del Lavoro herausgegriffenen Tatsachen werfen ein helles Licht auf die in ihr zum Ausdruck kommende Energie der Vielseitigkeit.

* * *

Bisher haben wir von der Frau nur im Zusammenhang mit der ganzen Bewegung gesprochen, wenden wir uns ihr jetzt einmal im einzelnen zu.

Es ist nicht zu bezweifeln, daß die Italienerin viele Eigenschaften besitzt, die sie zum Eintritt in die gewerkschaftliche Bewegung förmlich prädestinieren. Sie ist — soweit man überhaupt kollektivistisch urteilen darf — leicht für große Ideen zu gewinnen, keineswegs geizig mit dem Gelde, besitzt einen starken Zug zur Aufopferung und hat Blut genug, um auch eventuellen Gefahren mit mutiger Entschlossenheit ins

[1]) Nach Mitteilungen des Avanti und der Cronaca del Lavoro.
[2]) Nach einem Bericht des Prof. Arturo Labriola im Avanti 1868.
[3]) Nach einem Bericht von Pompeo Ciotti, Arbeitersekretär in Pavia, im Avanti 2206.
[4]) Eine Geschichte der Camera del Lavoro in Sampierdarena gibt die kleine Broschüre von Pietro Chiesa: „Parla il Lavoro.“ Firenze 1902. Biblioteca Educativa sociale. Nerbini Editore.
[5]) „Camera del Lavoro di Milano: Relazione Morale e Finanziaria e Bilanci dell'Anno 1901.“ Milano. Tipografia degli Operai (Società Cooperativa) 1902.

Digitized by Google

Auge zu sehen. Daneben freilich ist sie nicht geschaffen für eintönig langes Ausharren. Ihr Mut geht mehr ins Hohe als ins Breite. Trotzdem hat die Organisation sie auch bereits zu den mühevollsten und selbst langwierigsten Kämpfen befähigt gemacht, wie denn Oda Lerda-Olberg gelegentlich der Frage, ob es für das Weib eine soziale Entfaltungsmöglichkeit gäbe, einmal sehr richtig bemerkt, daß neben den durch die Burenfrauen im Kriege geleisteten Diensten auch die „besonnene Tapferkeit der Landproletarierinnen in der Romagna," als besonders hervorspringende Beweise für die „soziale Betätigung" des Weibes zu betrachten seien[1]).

Hinderlich für das Eintreten der Frau in die soziale Bewegung sind aber neben ihrer im allgemeinen geringeren Stetigkeit die klerikale Erziehung und der Beichtstuhleinfluß. Doch weichen auch diese immer mehr der modernen Aufklärungsarbeit.

Erschwert wird diese Kulturarbeit freilich durch den zumal unter den Frauen herrschenden, infolge des entsetzlichen Schulmangels hervorgerufenen Analphabetismus. Beträgt doch nach dem offiziellen Bericht des Ministeriums für Ackerbau, Handel und Gewerbe der durchschnittliche Prozentsatz in den Provinzialhauptstädten bei männlichen Analphabeten 25,9 %, bei weiblichen Analphabeten aber 35,7 %!

Auf die einzelnen Städte berechnet, übertrumpft das weibliche Geschlecht das männliche an Unkenntnis des Lesens und Schreibens in folgender Weise:

in Bergamo	kommen	auf	100	männliche	100	weibliche	Analphabeten
„ Mailand	„	„	„	„	103	„	„
„ Turin	„	„	„	„	105	„	„
„ Caltanissetta (Sizilien)	„	„	„	„	110	„	„
„ Teramo	„	„	„	„	115	„	„
„ Catania	„	„	„	„	115	„	„
„ Catanzaro	„	„	„	„	118	„	„

Auch hier also wieder das alte Phänomen. Je weiter die Skala nach Süden fällt, desto ungebildetere Frauen trifft sie an. Aber auch dieses Hindernis wird durch die Gewalt der mit Riesenschritten vorwärtseilenden Entwicklung allmählich aus dem Wege geräumt. Italien ist das Land der Frauenarbeit par excellence. Nirgends nimmt die Frauenarbeit einen so hohen Prozentsatz zur Männerarbeit ein, wie hier. Im Norden, sowie in einzelnen, nicht einmal immer weniger beschwerlichen Arbeitszweigen, auch im übrigen Italien hat sie geradezu erschreckende Dimensionen angenommen. Man betrachte nur beistehende Tabellen:

Tabelle 2.

Verteilung der Lohnarbeit von Männern und Frauen auf die einzelnen Provinzen (1880).[2])

Provinzen	Männer	Frauen
Piemont	22 617	40 388
Lombardei	24 438	78 743
Venetien	11 151	21 257
Emilia	4 448	6 114
Le Marche	2 753	6 248
Toscana	7 759	11 386

[1]) Oda Olberg: „Das Weib und der Intellektualismus." Berlin-Bern 1902. p. 114.
[2]) Aus Vittorio Ellena: „Statistica di Alcune Industrie Italiane". Milano 1880 p. 32.

Digitized by Google

Tabelle 3.

Verteilung der Lohnarbeit von Männern und Frauen auf die eizelnen Arbeitszweige (1880).[1])

Arbeitszweig	Männer	Frauen
Seide	15 692	120 428
Baumwolle	15 558	27 309
Wolle	12 544	7 765
Hanf	4 578	5 959
Gemischte Textilindustrie	2 185	2 530
Papier	fast die gleiche Anzahl	
Tabak	1 947	13 707
Felle	fast nur Männer beschäftigt.	

So drängte denn die Entwickelung selber die Frauen machtvoll zur Organisation hin. Nur durch einen Zusammenschluß war die völlige Degeneration der Rasse zu vermeiden. Das einzelne Weib ist der Willkür seines Arbeitgebers ohnmächtig preisgegeben, die Vereinigung vieler Männer und Weiber zu einer Macht aber vermag unter Umständen der ganzen Unternehmerschaft Befehle zu diktieren. So vermochte geistiger und wirtschaftlicher Fortschritt die Frauen zu dem ersten großen Schritt zu ihrer Befreiung, zum Eintritt in die Bewegung der Zeit. In den Jahren zwischen 1891—1895 sehen wir, wie aus beistehender Tabelle ersichtlich, die Frauen schon ziemlich stark an den Arbeitskammern beteiligt.

Tabelle 4.[2])

	Jahr der Entstehung	Mitglieder	
		Männer	Frauen
Turin	September 1891	2 000	20
Mailand	September 1891	10 000	700
Monza	Juni 1894	1 600	250
Venedig	Januar 1893	5 000	3 000
Brescia	Oktober 1892	1 311	116
Cremona	August 1893	1 980	220
Pavia	März 1893	972	—
Parma	Mai 1893	2 000	60
Piacenza	Juni 1891	741	10
Sampierdarena (b. Genua)	Oktober 1895	1 500	35
Florenz	März 1893	3 900	100
Rom	Mai 1892	8 600	50
Neapel	Januar 1894	2 600	250

Wie Emilia Marabini berichtet, waren aber in Rom[3]) auch in den Jahren 1896/97 neben 12 000 Männern immer nur noch knapp 50 Frauen gewerkschaftlich organisiert. Während die Organisation unter den Männern sich also gekräftigt hatte, war diejenige der Frauen stehen geblieben.

Erst die Wiederauferstehung nach der Reaktion von 1898 wirkte belebend. Die Jahre 1900 und 1901 verbrachten wahre Wunder organisatorischer Arbeit. Heute ist der Stand der gewerkschaftlichen Frauenbewegung, wie die angefügte, noch nicht einmal entfernt vollständige Tabelle zeigt, ein ziemlich weit vorgeschrittener:

---

[1]) Ebenfalls bei Ellena.

[2]) Entnommen der orientierenden Broschüre von Angiolo Cabrini: „Le Camere del Lavoro in Italia." Genova 1896. A Cura della Federazione Socialista Ligure. p. 22 u. 23. — Die Zahlen der Frauenorganisation in Turin und Sampierdarena entstammen eigenen Informationen.

[3]) S. Emilia Alciati-Marabini: „Propaganda". Postuma. Roma 1898. Tipografia Cooperativa Sociale. p. 62.

Digitized by Google

Tabelle 5.

Die italienischen Gewerkschaften im August 1902.[1])

	Mitgliederzahl Männer	Frauen
a) Landwirtschaft		
Nationalverband der Landarbeiter, Zentralsitz Mantua, früher Bologna	213 200	26 800
b) Handel		
Lega Librai (Bucharbeiter) Turin	8 800	800
Operai dell' Industria Chimica (Chemische Industriearbeiter) Mailand	4 000	2 000
Orefici (Goldarbeiter) Genua	614	45
Cappellai (Hutarbeiter) Monza	3 441	1 779
Pellattieri (Lederarbeiter) Mailand	3 924	40
Metallurgici (Metallarbeiter) Rom	49 800	200
Calzolai (Schuster) Mailand	2 961	500
Operai delle Arti Tessili (Textilarbeiter) Mailand	6 000	12 000
c) Verkehr		
Federazione Nazionale degl' Impiegati Postali e Telegrafici (Post- und Telegraphenbeamtenverein) Mailand	5 500	200
Federazione Nazionale degli Operai del Mare (Hafenarbeiterverein) Genua	11 900	100
d) Staatsbetriebe.		
Federazione Nazionale degli Operai dello Stato (Staatswerkstätten der Königlichen Tabak-, Waffen- und Wertpapier-Arbeiter)	7 000	3 000

Leider ist es mir im Augenblick nicht möglich, einen Vergleich der organisierten Frauen Italiens mit denen einiger anderer Industrieländer anzustellen. Um aber den Leserinnen wenigstens ungefähr einen Begriff von der hohen Bedeutung, die gerade die in Italien gewonnene Bewegung hat, zu geben, habe ich hier eine Tabelle zusammengestellt, in welcher die Arbeiterinnen von Mailand die Stelle derer von ganz Italien einnehmen.

Tabelle.

Land	organisationsfähige Frauen in Handel und Industrie	davon organisiert	Prozentsatz
Belgien[2])	193 039 (inkl. Dienstboten)		1,70
Frankreich[3])	402 243		2,59
Deutschland[4])	826 000	23 600	2,63
Mailand[5])	46 512	4 635	9,09

Bei dieser hohen Ziffer der organisierten Arbeiterinnen in Mailand[6]) ist nun freilich zu bedenken, daß diese Stadt so recht das Zentrum der gewerkschaftlichen Bewegung unter den Industriearbeitern ist, also besonders günstige Zahlenverhältnisse aufweisen muß. (Schluß folgt.)

[1]) Zusammengestellt aus einer Tabelle, befindlich bei Angiolo Cabrini: „Die Arbeitskammern und die Gewerkschaften in Italien" im „Korrespondenzblatt der Generalkommission der Gewerkschaften Deutschlands" XII. Nr 42. Hamburg, Oktober 1902.

[2]) Chagrin (ps.) in: „Rivista Internazionale: Problemi del Lavoro". I. 1, Rom, August 1902.

[3]) Commission Supérieure du Travail de l'Industrie. Paris 1902.

[4]) Alice Salomon: „Sociale Frauenpflichten". Berlin 1902 p. 110.

[5]) Nach einer von Maria Cabrini in der Cronaca del Lavoro (I, 2) zusammengestellten Tabelle.

[6]) Beiläufig! In England sind unter den 1 922 730 Mitgliedern der Trades Unions blos 120 078 weibliche Organisierte!! (Ang. Cabrini: „L'Organizzazione Trade-Unionista" im Avanti 2385.)

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Über das Wahlrecht der Frauen für die Kaufmannsgerichte** hat die Reichstagskommission in einer am 10. Februar stattgehabten Sitzung entschieden. Für die Ablehnung des vollen Wahlrechtes der Frauen gaben die Stimmen der Bundesratsbevollmächtigten der vier größten Bundesstaaten den Ausschlag, die erklärten, daß das Frauenwahlrecht für sie unannehmbar sei. Die Verteidigung der Ansprüche der Frauen durch den Abgeordneten Müller-Meiningen und Dr Dove von der freisinnigen Vereinigung war diesen Erklärungen gegenüber erfolglos. Es ist wohl kaum zu erwarten, daß der Beschluß der Kommission im Plenum durch einen günstigeren ersetzt wird.

* **Frauenstudium an den deutschen Universitäten.** Im laufenden Winterhalbjahr sind im ganzen 85 Frauen an den deutschen Universitäten rechtmäßig immatrikuliert und, soweit man nach den veröffentlichten amtlichen Personalverzeichnissen gehen kann, 1260 als Hospitantinnen eingeschrieben, wobei zu erwähnen ist, daß die Universitäten Freiburg, Greifswald und Rostock über die hospitierenden Frauen immer noch keine Angaben machen. Von den immatrikulierten Frauen entfallen 28 auf Heidelberg, 26 auf Freiburg, 25 auf München, 3 auf Würzburg und 1 auf Erlangen. An der Universität Gießen sind zwei Frauen als „Hospitantinnen aufgenommen", im Gegensatz zu den übrigen nur eingeschriebenen Hospitantinnen. Etwa drei Viertel der immatrikulierten Frauen studieren Medizin. Als Hospitantinnen sind dann eingetragen: in Berlin 562, in Breslau 98, in Bonn 87, in Würzburg 75, in Straßburg 71, in Königsberg 67, in Leipzig 82, in Göttingen 57, in Halle 51, 25 in Jena, je 22 in Heidelberg und München, 18 in Marburg, 15 in Kiel, 10 in Erlangen, 9 in Gießen und endlich 3 in Tübingen. Über die von den Hospitantinnen gewählten Vorlesungen fehlen alle Angaben, es läßt sich nur im allgemeinen sagen, daß weitaus die Mehrzahl der philosophischen Fakultät angehört.

* **Zur Beteiligung der Frauen an der kommunalen Schulverwaltung** hat der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein an das preußische Ministerium die Bitte gerichtet,

> 1. das Ministerium wolle die Heranziehung der Lehrerinnen zu den lokalen Schulverwaltungsbehörden (Schulvorständen, Schuldeputationen) befürworten, soweit die jetzt geltenden Bestimmungen sie ermöglichen, bezw. bei einer Neuregelung der Verhältnisse der kommunalen Schulverwaltungen der Lehrerin die gleichen Berechtigungen hinsichtlich der Vertretung in der Schulverwaltung geben wie dem Lehrer. 2. Das Ministerium wolle in derselben Weise den Eintritt von Frauen in die kommunalen Schulvorstände als Vertreterinnen der Eltern der Schulkinder, bezw. der Bürger oder Gemeindemitglieder ermöglichen.

Der Allgemeine Deutsche Frauenverein hat ein Flugblatt unter dem Titel: „Frauen in der kommunalen Schulverwaltung" veröffentlicht, das in kurzen Zügen die Gründe für die Zulassung der Frauen zur kommunalen Schulverwaltung, die Möglichkeiten ihrer Mitarbeit, die Mittel und Wege, sie zu erreichen angiebt. Es soll den Frauen bezw. den Vereinen Fingerzeige für eine allgemeine Agitation in der Sache geben.

* **Um die Einrichtung obligatorischer Fortbildungsschulen für die kaufmännischen weiblichen Angestellten** petitionierten eine Reihe von Vereinen bei dem Magistrat von Berlin. Die Petitionen differieren in einem Punkt: von einer Seite (Verein Frauenwohl u. a.) wurde um gemeinsamen Unterricht der Geschlechter gebeten, während man auf der anderen Seite (Berliner Lehrerinnenverein, Viktoriafortbildungsschule u. a.) es auch auf Grund der anderswo (Frankfurt) bereits vorliegenden Erfahrungen für bedenklich hielt, das Prinzip der Koedukation zuerst auf diesem Gebiet, das von allen die größten Schwierigkeiten bietet zu etablieren, auf eine nicht koedukationale Volksschule eine Fortbildungsschule mit gemeinsamem Unterricht zu pflanzen.

Digitized by Google

* Der **Landesverein preußischer technischer Lehrerinnen** hält seine 5. Generalversammlung vom 4. bis 6. April in Berlin, Königliche Augusta-Schule, Kleinbeerenstraße 16—19, ab.

* **Zwei neue staatliche Lehrerinnenseminare** werden in Preußen zu Ostern 1904 eröffnet werden, ein katholisches in Lissa und ein evangelisches in Löwenberg.

* **Zur Fortbildungsschulpflicht der Mädchen.** Zu dem Gesetzentwurf, betreffend die ländlichen Fortbildungsschulen in Hessen-Nassau hat der Landesverein preußischer Volksschullehrerinnen eine Petition eingereicht, in der gebeten wird, die Möglichkeit des Fortbildungsschulzwanges auch für die Mädchen gesetzlich festlegen zu wollen. In der Begründung wird darauf hingewiesen, daß zur Hebung der landwirtschaftlichen Leistungen die Frau ebenso sehr einer erweiterten Fachbildung bedürfe wie der Mann.

* **Ausdehnung des Kinder- und Arbeiterinnenschutzes auf die Maßwerkstätten der Konfektion.** Der Bundesrat hat in der Sitzung am 11. Februar dem Ausschußantrag, die Kaiserliche Verordnung vom 31. Mai 1897 „betreffend die Ausdehnung der §§ 135 bis 139 und des § 139b der Reichsgewerbeordnung auf die Werkstätten der Kleider- und Wäschefabrikation" auch auf die Schneiderwerkstätten, in denen auf Bestellung nach Maß für persönlichen Bedarf der Besteller gearbeitet wird, in Anwendung zu bringen, seine Zustimmung erteilt. Bisher galten die Schutzbestimmungen der §§ 135—139b, die den Kindern und jugendlichen Arbeitern bis zu 16 Jahren, sowie den Arbeiterinnen zugute kommen, nur für solche Schneiderwerkstätten, in denen die Anfertigung und Bearbeitung von Kleidern und Wäsche im großen erfolgt. Da jedoch häufig die Grenzen zwischen den beiden Produktionsarten verschwammen, so ergaben sich daraus zahlreiche Konflikte zwischen Werkstätteninhabern und Aufsichtsbehörden. Ihnen wird durch die ausnahmslose Unterstellung der gesamten Konfektionswerkstätten unter die Bestimmungen der Kaiserlichen Verordnung ein Ende gemacht. (Soz. Praxis.)

* **Eine „Rechtsschutzkonferenz"**, d. h. eine gemeinsame Beratung von 27 Delegierten von in Deutschland bestehenden Frauen-Rechtsschutzstellen fand kürzlich in Dresden statt. Es war zugleich eine Art Jubiläum des 10jährigen Bestehens des Dresdener Rechtsschutzvereins, des ersten in seiner Art. Der erste Hauptgegenstand der Verhandlungen war der Verkehr der Frauen mit den gerichtlichen Behörden. Die Ausführungen von Frau Bröll-Frankfurt u. Frau Pache-Leipzig über die sowohl durch den schwerfälligen juristischen Stil als auch die persönliche Unfreundlichkeit der Unterbeamten erwachsenden Schwierigkeiten für die rechtsuchenden Frauen wurden von allen Seiten bestätigt, und es wurde beschlossen, vor allem gegen das Juristendeutsch, wo sich Gelegenheit bietet, entschieden vorzugehen. Fr. Dr Raschke sprach über die „Wirkungen des ehelichen Güterrechtes bei der Ehescheidung". Das wichtigste Resultat der Versammlung war die Gründung eines Verbandes der in Dresden vertretenen Rechtsschutzstellen unter dem Namen „Rechtsschutzverband für Frauen", an dessen Spitze Frau Bennewitz-Halle gewählt wurde. In einer öffentlichen Abendversammlung sprach Frau Marie Stritt über die Geschichte der Rechtsschutzbewegung in Deutschland, an deren glücklicher Entwicklung sie selbst einen ganz besonders großen Anteil hat, und Fr. Kriesche, ihre Mitarbeiterin in Dresden sprach über die sozialen Aufgaben der Rechtsschutzvereine; Berichte über die Arbeit der Rechtsschutzstellen in Hamburg (Frau Eichholz) und in Wien (Fr. Sadger) beschlossen den Abend.

* **Der Polizeidienst zum Schutze der Frauen in Berlin.** Im September 1903 wurde zunächst versuchsweise ein Straßendienst von nichtuniformierten Polizeibeamten zum Schutze der Frauen und Mädchen gegen Belästigungen eingerichtet. Die gewonnenen Erfahrungen haben bestätigt, daß ein Bedürfnis nach Maßnahmen dieser Art im Straßenleben Berlins besteht und daß der eingeschlagene Weg geeignete Abhilfe schafft. Zum Jahresbeginn hat bei dem Polizeipräsidium die erforderliche Beamtenvermehrung stattgefunden, die die Durchführung eines ständigen Damenschutzdienstes ermöglicht. Schutzmänner in Zivilkleidung überwachen nicht nur die Hauptverkehrsstraßen der inneren Stadt, sondern auch die entlegneren Stadtteile, um insbesondere auch den Frauen und Mädchen des Arbeiterstandes auf ihren Wegen den wünschenswerten Schutz zu verleihen.

* **Bei der philosophischen Fakultät** zu Berlin ist eine Amerikanerin Ina A. Milroy aus Detroit (Michigan, U. S. Amerika) mit dem Prädikat „magna cum laude" zum Doktor promoviert worden. Ihre Dissertation, deren Untersuchungen sie im Institut und unter Leitung von Geh. Rat Landolt ausführte, handelt „über den Einfluß inaktiver Substanzen auf die optische Drehung des Traubenzuckers."

* **Eine Schulärztin** wird Charlottenburg vom 1. April ab anstellen.

* **Den weiblichen Medizinern an der Universität Königsberg i. Pr.** ist von der medizinischen Fakultät nunmehr die Teilnahme am Unterricht in der Anatomie, und zwar getrennt von den

Digitized by Google

männlichen, gestattet worden. — Der Beschluß ist die praktische Konsequenz der Ansichten, die Professor Stieda jüngst auch öffentlich vertreten hat. Bei den Schwierigkeiten, die den Medizinerinnen an so manchen Universitäten noch entgegenstehen, ist ein Entgegenkommen, so gering es auch sei, natürlich immer zu begrüßen. Immerhin aber überwiegen bei einem Zugeständnis, das zugleich mit dem Prinzip des gemeinsamen Studiums bricht, doch die prinzipiellen Bedenken den praktischen Vorteil.

* **Das medizinische Staatsexamen** bestand in Bonn Frl. Katharina Freytag mit dem Prädikat „sehr gut". Sie ist die dritte Medizinerin, die in Bonn das Staatsexamen gemacht hat, und ebenso die dritte, die es mit „sehr gut" macht.

* **Weibliche Gewerbeinspektorinnen** beabsichtigt das kgl. sächsische Ministerium des Innern wahrscheinlich noch in diesem Jahre für die fünf Kreishauptmannschaften Sachsens zu ernennen, nachdem die Regierung mit den bisher zur Abhaltung von Sprechstunden für Arbeiterinnen verpflichteten weiblichen Auskunftspersonen, besonders in Dresden, die günstigsten Erfahrungen gemacht hat. Die fünf Gewerbeinspektorinnen erhalten völlig den Charakter von Staatsbeamten, doch bleiben die Ämter der Gewerbeinspektoren dessenungeachtet überall bestehen.

* **Der Gymnasialabteilung der höheren Mädchenschule** in Karlsruhe sind endgiltig alle Berechtigungen eines mit normalem Lehrplan eingerichteten Gymnasiums verliehen. Auf Veranlassung des Stadtrates wird der großherzogliche Oberschulrat nunmehr die weiteren Schritte einleiten, die zur Erlangung der Anerkennung dieser Berechtigungen durch die übrigen deutschen Bundesstaaten erforderlich sein sollten, und damit die letzten Schwierigkeiten beseitigen, die einzelnen Abiturientinnen des Mädchengymnasiums bei der Immatrikulierung auf nichtbadischen Universitäten in den letzten Jahren gemacht worden sind.

* **Über die Befähigung der Mädchen für die Mathematik** spricht Herr Dr Gleichen, Lehrer an den Gymnasialkursen für Frauen zu Berlin, in einem interessanten Artikel der „Vossischen Zeitung". Auf Grund seiner Erfahrungen konstatiert er eine ganz auffallend schnelle Auffassung und Leichtigkeit der Verarbeitung bei den meisten Schülerinnen. Er führt diese Beobachtung, der zufolge die Leistungen der Mädchen im Durchschnitt besser sind als die entsprechenden Leistungen der Knaben vor allem auf den Umstand zurück, daß die Einführung in die Mathematik bei ihnen in einem angemessenerem Alter erfolgt. Seiner Ansicht nach sollten die Erfahrungen in den Gymnasialkursen für Mädchen für die Handhabung des Mathematikunterrichts überhaupt fruchtbar gemacht werden. Man sollte versuchen, mit dem Mathematikunterricht erst einzusetzen, wenn die psychologischen Grundlagen und damit auch das Interesse für das ganz abstrakte Denken wirklich vorhanden sind. — Auf jeden Fall sind diese Ausführungen sowohl zur Beurteilung der geistigen Differenzierung der Geschlechter, als auch in pädagogischer Hinsicht beachtenswert.

* **Gemeindewahlrecht der Frauen in Niederösterreich.** Die vom niederösterreichischen Landtag beschlossene, der allerhöchsten Sanktion harrende neue Gemeindewahlordnung nimmt den niederösterreichischen Frauen Rechte, die ihnen ein halbes Jahrhundert eigen waren. Ein Vergleich der derzeit geltenden Gemeindewahlordnung mit der am 27. Oktober vorigen Jahres vom niederösterreichischen Landtag beschlossenen macht die den Frauen drohende Benachteiligung ersichtlich. Schon in dem Gemeindegesetz für Niederösterreich vom 17. März 1849 heißt es § 30: „Die Ehegattin darf durch ihren Ehemann, Witwen, von ihrem Ehemann geschiedene und unverheiratete Frauenspersonen können durch Bevollmächtigte ihr aktives Wahlrecht ausüben." Die Gemeindegesetze vom 24. April 1859, sowie das noch heute geltende Gesetz vom 31. März 1864 enthalten dieselbe Bestimmung mit nahezu dem gleichen Wortlaute. — Dagegen schließt das neue Gesetz die Ehefrauen vom Wahlrecht nahezu aus, entzieht dasselbe den Intelligenzwählerinnen und verwehrt es den Personalsteuer zahlenden Frauen. Der Bund österreichischer Frauenvereine richtete in dieser Angelegenheit eine Petition an die Regierung, daß die neue Wahlordnung dahin abgeändert werde, daß wie bisher der Steuerzensus und die Seßhaftigkeit ohne Rücksicht auf das Geschlecht das Wahlrecht begründe. — Der Fall zeigt übrigens, wie wenig Bedeutung die Existenz eines Rechtes hat, wenn die Frauen nicht dazu erzogen sind, es zu benutzen. Denn es wäre wohl undenkbar, daß man den Frauen dieses Recht wieder nähme, wenn es durch rege und allgemeine Benutzung populär und selbstverständlich geworden wäre.

* **Mehr Studentinnen als Studenten** besitzen im laufenden Semester die medizinischen Fakultäten der schweizerischen Universitäten. Diese Fakultäten zählen insgesammt 1654 Studierende; davon sind 763 Männer und 891 Frauen. Im einzelnen verteilen sich die Studentinnen auf die Universitäten folgendermaßen: Bern zählt 377, Lausanne 181, Zürich 177, Genf 151 und Basel 5.

Digitized by Google

„Gesammelte Dichtungen" von Julius Lohmeyer. — **50 Kinderlieder mit 50 Bildern"** von Julius Lohmeyer. (Preis 3 Mark.) Verlag von M. Vobach u. Co., Berlin und Leipzig. — Trotz alles theoretischen Individualismus ist unsere literarische Kritik noch immer nur zu sehr gewohnt, die literarischen Erscheinungen dieser oder jener Richtung zuzureihen und sie damit für erschöpfend charakterisiert zu halten. Und das trifft besonders die Dichter, deren Persönliches nur in den zarteren und verschwiegeneren Nuancen des Ausdrucks zu lesen ist. Julius Lohmeyer gehörte zu diesen Dichtern, und so hat man gemeint, ihn zu kennzeichnen, indem man ihn der Generation von 1870 zurechnete, für die allerlei gemeinsame Charakteristika feststanden. Und doch, wer sich in die anspruchslosen aber darum so unmittelbar und ehrlich wirkenden kleinen Lieder dieser Sammlung vertieft, wird noch etwas mehr darin finden, als den frommen Optimismus, das frische und lebhafte Nationalgefühl, den starken, fröhlichen, im tiefsten Grund sittlichen Lebens- und Schaffensmut, die man als ihre Vorzüge preist. Er wird nachempfinden, wie alle diese Kräfte aus persönlichem Erleben herauswachsen, und durch einen eignen Sinn ihren besonderen Ausdruck bekommen. Und er wird den feinen Reiz dieser stillen und zurückhaltenden Ausdrucksweise, der es zugleich an Reichtum und Kraft nicht mangelt, mit Freude genießen.

Die Kinderlieder zeigen den Jugenddichter, der ohne die programmatische Gebundenheit, an denen unsere modernen Kunsterziehungsbestrebungen zuweilen laborieren, neue Bahnen erschlossen hat, weil er aus einem feinen Dichterempfinden und in einer seltenen Naivetät des künstlerischen Ausdrucks den Ton fand, zu Kindern und von Kindern zu sprechen. Die Kinderlieder Lohmeyers gehören zu dem Gesundesten, was den Kleinen aus der nicht eben schrankenlosen Fülle unserer Jugenddichtung geboten werden kann.

„Francesca da Rimini". Eine Tragödie in Versen. Von Gabriele D'Annunzio. Deutsch von Vollmoeller. Berlin. S. Fischer Verlag. Die Übersetzung der Dichtung, die uns der Verlag in wundervoller Ausstattung geboten hat, ist meisterhaft. In gleichmäßig auf- und absteigendem Tonfall hält der Rhythmus die übermächtige Leidenschaft gebannt. Nicht in gewaltigen Eruptionen bricht die brennende Glut aus, sie füllt lastend und schwer jedes einzelne Wort und jede Silbe. Und so geben die Verse die klang- und farbenerfüllte, aber rhythmisch strenge, gehaltene Melodie, zu deren Klang Francesca dahinschreitet, wie in wachem Traum, willenlos, schlafwandelnd, mit weit offenen Augen und schweren schleppenden Füßen. Auch den weichen lockenden Klängen der Lieder, in denen Francesca's Mädchen alle helle Wonne und kosende Heiterkeit der Liebe in das dunkle Geschick ihrer Herrin hineinklingen lassen, hat sich die deutsche Sprache gefügt, so daß die der „Divina Eleonora Duse" geweihte Liebesdichtung D'Annunzios so sehr unser Eigentum geworden ist, wie es nur eine fremdem Boden entstiegene Blume sein kann.

„Klassiker der Kunst" in Gesammtausgaben. Bd. I. **Raffael.** Des Meisters Gemälde in 202 Abbildungen. (Geb. 5 Mark.) Bd. II. **Rembrandt.** Des Meisters Gemälde in 405 Abbildungen. (Geb. 8 Mark.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Die beiden Bände sind die ersten Proben eines großen Unternehmens. Es sollen nach und nach die Klassiker der bildenden Kunst in Ausgaben erscheinen, die ihre Werke vollständig in technisch möglichst mustergiltigen Reproduktionen darbieten. Ein knapper einleitender Text gibt nur das Notwendigste zur Charakteristik, im übrigen wird der Leser dem selbständigen Genuß eines künstlerischen Bilderbuchs überlassen, wie es edler nicht gedacht werden kann. Für die würdige Popularisation unserer großen Kunst bedeutet dies Unternehmen einen höchst erfreulichen Fortschritt. Es schafft ein lückenloses Anschauungsmaterial, bei dem nicht mehr, wie früher so oft, die Mängel der Reproduktion keinen Beschauer zu einem Eindruck kommen lassen, und es erleichtert den Besitz dieses Materials durch außerordentlich niedrige Preise. Diese Bücher sollten Hausbücher werden, mit denen die Kinder aufwachsen, an denen die Fähigkeit zu künstlerischem Genuß, die jetzt immer noch, wo sie überhaupt vorhanden ist, sich auf die Literatur beschränkt, auch in Bezug auf die bildende Kunst erwachen und wachsen kann — eine Quelle neuer Lebensfreude und Lebenskraft.

Vier Werke von Robert Browning. — **„Paracelsus."** Deutsche Übertragung von F. K. Gerden. Preis brosch. 4 Mark; geb. 5 Mark. **„Pippa geht vorüber."** Deutsche Übertragung von Henry Heiseler. Preis brosch. 3 Mark; geb. 4,50 Mark. **„Auf einem Balkon."** — **„In einer Gondel."** Deutsche Übertragung von F. K. Gerden. Preis brosch. 3 Mark; geb 4,50 Mark. **„Tragödie einer Seele."** Deutsche Übertragung von F. K. Gerden. Preis brosch. 3 Mark; geb. 4,50 Mark. Unsere Deutschen Übersetzungen aus der modernen englischen Literatur sind nur zum sehr geringen Teil ein Erfolg. Es kommt einem immer dabei zum Bewußtsein, daß gerade der moderne englische

Digitized by Google

Geist eine Physiognomie hat, die sich mit unsern Sprachmitteln sehr schwer reproduzieren läßt. Die vorliegende Übersetzung Brownings aber ist ein Erfolg, der an Wert gewinnt, wenn man die ganz besonderen Schwierigkeiten seiner Sprache und seines dichterischen Ausdrucks in Rechnung zieht. Vollkommen lassen sie sich nicht überwinden — aber es ist doch so weit gelungen, daß man sagen darf: Browning ist mit dieser Übersetzung dem deutschen Geistesleben geschenkt. Und ein kostbares Geschenk ist es wahrlich. Möchte es zu allen kommen, die es zu genießen verstehen.

„Der Göttliche" von Hermann Dahl. Egon Fleischel u. Co. Berlin 1903. Der Roman steht in mancher Hinsicht der „Liselotte von Reckling" nahe. Er schildert die Tragödie eines Propheten, dessen Macht über die Menschen nicht aus ganz reinen Quellen fließt. Der Göttliche ist ein Geistlicher, eine mächtige Persönlichkeit, dessen geistiger Größe, dessen gewaltigem Wollen eine ebenso mächtige Sinnlichkeit entspricht. Er schöpft die Energien zum Schaffen ebenso aus der Befriedigung seines sinnlichen Verlangens, wie aus dem Glauben an seine Mission. So wird er unversehens zum Lügner, sein Werk und sein Leben zeugen gegen einander, und als es ihm nicht mehr gelingt, dies Zeugnis vor der Welt zu ersticken, macht er selbst ein Ende. — Das Buch ist nicht ganz frei von Inkonsequenzen und Unwahrscheinlichkeiten, nicht immer steht die Darstellung auf der Höhe des interessanten Problems. Aber es vermag doch bis zuletzt zu fesseln und in der Gestalt des Helden tatsächlich die Macht, auf der sein Schicksal beruht, auch dem Leser zum Bewußtsein zu bringen.

Goethe-Briefe, herausgegeben von Philipp Stein. Bd. V. Im neuen Jahrhundert. 1801 bis 1807. Berlin 1904. Verlag von Otto Elsner. Der neue Band dieser Auswahl aus Goethes Briefen umfaßt einen Zeitraum bewegten menschlichen und künstlerischen Erlebens, eine Zeit, da alte Fäden sich wirren und zerreißen, neue sich knüpfen. Die Franzosen in Weimar, Schillers Tod, die Festigung der Beziehungen zur Romantik — das sind die entscheidenden Momente. Die Anmerkungen sind dem Bedürfnis des gebildeten Laien geschickt angepaßt. Bezüglich der Auswahl wird man im einzelnen hier und da etwas hineinwünschen oder minder wichtig finden. Im ganzen ist sie auch in diesem Band zweckmäßig.

„Herders Familienleben" von Karl Muthesius. E. S. Mittler u. Sohn, Königl. Hofbuchhandlung. Berlin SW. 12. (Preis 1,25 Mark, geb. 2,25 Mark.) Unter den Centenarerscheinungen der Herder-Literatur ist dieses kleine Buch eine der reizvollsten. Es spiegelt in reinstem Lichte die liebenswürdigen Seiten einer Persönlichkeit, mit der man ringen muß, um durch all das Wunderliche, Unausgeglichene, Schlackenhafte den grandiosen Aufriß ihres Lebens zu schauen. Wir sehen Herder als Kind unter Kindern, ihrem Lebensstil, ihren kleinen Wichtigkeiten, ihrer Empfänglichkeit und ihren Äußerungen sich anschmiegend. So fein und mühelos, wie der Ästhetiker das Leben und die Sprache kindlicher Urvölker nachempfand, ebenso fein und sicher weiß er seine Kinder zu charakterisieren, ihr Wesen zu deuten und auszusprechen. Das Verhältnis des Gatten scheint freilich zu wenig kritisch aufgefaßt.

„Gottfried Nissoms Haus", von Marie Burmester. Hanau, Verlag von Clauß & Feddersen. 1903. Es kommt der Verfasserin nicht zu Gute, daß man sie von vornherein als aus „Frenssens Schule" hervorgegangen hinstellt. Ihr Können ist eben doch zu bescheiden, um die Ansprüche, die sich an diese Zusammenstellung knüpfen, zu befriedigen. Schließt man aber solche Vergleiche aus, so wird man sich der Ehrlichkeit und schlichten Klarheit der Erzählung gern freuen. Hier und da haftet den Motiven der Erzählung und dem, was sie an Empfindungen und Gedanken in den Menschen auslösen, noch etwas konventionell Familienblatthaftes an — aber dann treten doch auch individuellere und sprechendere Züge hervor, die auf ein eigenes künstlerisches Auffassen und Wollen bei der Verfasserin hindeuten.

„Die Scham". Geschichte zweier Ehen. Von Hennie Aché. Verlag von Schuster & Loeffler, Berlin. Ein gutes und ein schlechtes Beispiel einer Ehe wird mit etwas aufdringlich wirkender Absichtlichkeit nebeneinander gestellt. Schon darin zeigt sich etwas Anfängerhaftes, das in der Charakteristik und der inneren Entfaltung der Handlung sich noch mannigfach verrät und durch die äußere Gewandtheit der Erzählung nicht kompensiert werden kann.

„Des Kindes Chronik". Ein Merkbuch des Lebens, von Mutterhand begonnen, zur späteren eigenen Fortsetzung. Aus praktischer Erfahrung zusammengestellt von Helene von Schrötter. (Gebunden 5 Mark) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Den Zweck des Buches deutet sein Titel an. Da es aus eigenen Aufzeichnungen hervorgegangen ist, erscheint die Einrichtung und Anordnung praktisch. Die Ausstattung ist hübsch und solide.

„Album lyrique de la France moderne" von Eugène Borel. (Chrestomathie du XIXième siècle). Neuvième édition. Avec 31 portraits. Revue et remaniée par Marc-A. Jeanjaquet. (Pr. geb. 7 M.) Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Die neunte Auflage dieses Buches beruht auf einer gründlichen Neubearbeitung, die vor allem den modernsten Strömungen der französischen Literatur Rechnung trägt. Die außerordentlich reichhaltige und mit feinem Verständnis ausgewählte Sammlung repräsentiert tatsächlich die französische Lyrik in ihren eigenartigsten Erscheinungen von André Chenier und Victor Hugo bis zu Baudelaire, den Neuromantikern und Symbolisten. Zahlreiche Portraits der Dichter illustrieren die Sammlung. Auch ihre Ausstattung macht sie zu einem erfreulichen Stück der Hausbibliothek des Gebildeten.

„Kjeld." Die Geschichte eines Straßenmalers. Von J. Blicher-Clausen. Stuttgart. Axel Juncker Verlag. Mit großer Feinheit ist hier ein eigenartiger und unheimlicher seelischer Vorgang dargestellt, die Geschichte eines irrsinnigen Künstlers, dessen Seele eine oberflächliche, leichtherzige Frau zerstört hat. Nicht immer erreicht die Darstellung überzeugende Realität, aber in der Anlage und in vielen Hauptzügen ist die Psychologie dieses halb bewußten Leidens, die dunkle Macht des Erlittenen über dieses zerrissene Leben mit grausiger Schärfe durchgeführt.

Digitized by Google

„Oliver Cromwell" von Sam. Raws. Gardiner, übersetzt von E. Kirchner Bd. XVII der historischen Bibliothek. Verlag von R. Oldenburg, München und Berlin 1903. Die biographische Charakteristik Cromwells durch den über dies Gebiet am eingehendsten orientierten Historiker Gardiner gehört zu den besten Leistungen der englischen Geschichtschreibung. Die sehr verständnisvolle und gewandte Übersetzung trägt auch das ihrige dazu bei, das Buch zu einem wertvollen Zuwachs der historischen Bibliothek zu machen.

„Aus Natur und Geisteswelt", Sammlung wissenschaftlich-gemeinverständlicher Darstellungen aus allen Gebieten des Wissens. — 49. Bd.: **„Die Jesuiten."** Von H. Boehmer-Romundt. Preis geh. 1 Mark, geb. 1,25 Mark. — 48. Bd.: **„Vom Nervensystem, seinem Bau und seiner Bedeutung für Leib und Seele im gesunden und kranken Zustande."** Von Prof. Dr R. Zander. Mit 27 Abbildungen. Preis geh. 1 Mark, geb. 1,25 Mark. — 47. Bd.: **„Die Tuberkulose."** Von Dr med. Wilh. Schumburg. — Verlag von B. G. Teubner. Leipzig. Die geschickte Darstellung ihres Gegenstandes läßt alle drei Bändchen dem Zweck der Sammlung in ausgezeichneter Weise dienen.

„Naturwissenschaft und Technik in gemeinverständlichen Einzeldarstellungen". 1. Band: **„Die Physik des täglichen Lebens".** Von Prof. Leopold Pfaundler. — Reich illustriert. (Geb. 7,50 Mark.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Wie sehr unsere materielle und geistige Kultur von dem Fortschritt der Naturwissenschaften beherrscht wird, das zeigt sich auch in dem steigenden Interesse des breiten Laienpublikums für diese Seite moderner Lebensbetätigung. Das vorliegende Buch gibt diesem Interesse in geschickter Form Nahrung. Von den Anwendungen der mechanischen Gesetze bis zu den komplizierten Gebrauchsformen der elektrischen und magnetischen Kraft führt es den Leser, immer an das Konkrete, Leichtfaßliche anknüpfend. Zahlreiche Abbildungen unterstützen die Anschaulichkeit. Auch Anregungen zu leichten Experimenten wird mancher Leser gern daraus entnehmen.

Cotta'sche Handbibliothek. Hauptwerke der deutschen und ausländischen schönen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nummer 66—82. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachfolger G. m b. H. — Die „Cotta'sche Handbibliothek", das neue Unternehmen des Cotta'schen Verlags, hat soeben eine weitere wertvolle Bereicherung erfahren. Namentlich wird es freudig begrüßt werden, daß wieder verschiedene Werke, deren ausschließliches Verlagsrecht der Cotta'schen Buchhandlung zusteht, Aufnahme gefunden haben, und zwar sind dieses Mal Ludwig Anzengruber, Franz Nissel, Marie von Ebner-Eschenbach uud Otto Roquette vertreten. — Dem aktuellen Interesse für Herder kommt eine Neuausgabe der „Stimmen der Völker" entgegen. Göring's „Leben Lessings" und „Doktor Katzenbergers Badereise" von Jean Paul sind sicher der durch diese 60 Pfg.-Ausgabe ermöglichten Popularisation wert. Die Bände sind wie die vorhergehenden mit Sorgfalt herausgegeben und ausgestattet.

Mundhygienische Trilogie.

Folgt gutem Rat (Odol-Empfehlung),
Die bessere Tat (Odol-Gebrauch),
Geht auf — die beste Saat (Gesunde und schöne Zähne)!

Digitized by Google

Für Haus und Familie.

Unter den Erfindungen, die im Interesse einer gesundheitlich einwandfreien Unterkleidung gemacht sind, verdient das **Hera-Korsett** mit Anerkennung genannt zu werden. Es erfüllt die Dienste des alten, als hygienisch gefährlich verworfenen Korsetts, indem es dem Rückgrat einen festen Halt gibt und überhaupt ein gutes Sitzen auch anschließender Kleider ermöglicht; gleichzeitig aber beengt es Brustkorb, Magen und Leber nicht, so daß die Hauptgefahren des alten Korsetts in gesundheitlicher Hinsicht vermieden werden.

Ein ausgezeichnetes Mittel gegen Heiserkeit und Hustenreiz sind die Scheringschen Malzextrakt-Präparate. Wenn der flüssige Malzextrakt, der seit vierzig Jahren eingeführt und ärztlicherseits anerkannt ist, nur für die häusliche Behandlung von Halsbeschwerden in Betracht kommen kann, sind die **Malztabletten** ein gutes Schutzmittel gegen Heiserkeit und Hustenreiz in Theater und Konzert, in Versammlungen und bei Vorträgen, nicht nur für den Redner selbst, sondern auch für die Zuhörer, die so oft in der unangenehmen Lage sind, die Ruhe in dem Saal stören zu müssen. Die Scheringschen Präparate zeichnen sich vor anderen Hustenmitteln durch den Ruf der Zuverlässigkeit und anregenden Wirkung auch auf den Magen aus. Die Malztabletten enthalten ca. 75 Prozent reinen Malzextrakt und sind in Gläsern zu ca. 100 Stück mit 0,60 Mark zu erhalten.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Bastier, Paul. Lector à l'université de Koenigsberg. La mère de Goethe. D'après sa correspondence. Verlag Perrin & Co. Paris.

Cartlidge, S. J. Ölmalerei. Anleitung für Anfänger. Übersetzt von Otto Marpurg. 1,20 Mark. Otto Maier, Verlag in Ravensburg.

Castellani, Ch. Das Weib am Congo. Deutsch von Margarete Bruns. Verlag von J. C. C. Bruns, Hofbuchhändler in Minden i. W.

Dähnhardt, Dr Oskar. Tertianer Julius. Übungsstoffe zur Repetition der lateinischen Kasuslehre. 80 Pf. Verlag der Dürrschen Buchhandlung in Leipzig.

Dufmeyer, Friedrich. Des Sittenmeisters Ärgernisse. Eine Komödie in drei Akten. Staegmeyrsche Verlagsbuchhandlung in München

Ebersberger, Thea. Erinnerungsblätter aus dem Leben Luise Mühlbachs. Gesammelt und herausgegeben von ihrer Tochter. Mit Porträt und Facsimile. Preis brosch. 5 Mark. geb. 6,50 Mark. Leipzig, H. Schmidt und C. Günther.

Hauel, Dr med. Die Beinschäden und ihre Heilung. Gemeinverständliche Darstellung der Entstehung, Verhütung und erfolgreichen Behandlung von Krampfadern, Wochenschäden, Beingeschwüren, Flechten und Salzfluß. Preis 1 Mark. Berlin SW. 13. E. M. Artur Müller & Co., Verlagsbuchhandlung.

Hesse, Guido. Die Kochkiste oder die Kunst ohne Vorkenntnisse, ohne Feuer und Zeitaufwand zu kochen. 30 Pf. Verlag von Hermann Grosse in Weimar.

Jander, Dr E. 500 Jahre Hohenzollernregiment. Eine Reihe vaterländischer Gedichte. 90 Pf. Verlag der Dürrschen Buchhandlung, Leipzig.

Köstlin, Therese. Gib acht auf die Gassen! Sieh nach den Sternen! Gedichte. Verlag von Max Kielmann, Stuttgart. Preis broschiert 2 Mark, gebunden 3 Mark.

Krok, Wilhelm. Elvtia. Verlag von Oswald Mutze in Leipzig.

Kunz, Otto. Moral und Freiheit. Ein Beitrag zum Kapitel: Rassenhygienische und soziale Bedeutung von Frauensklaverei, Perversität, Pornographie ꝛc. Preis 50 Pf. Stähelin & Lauffen. Wien 1903.

Lohde, Clarissa. Flüchtiges Glück. Roman. 3 Mark, eleg. geb. 4 Mark. Berlin W. 10. Richard Taendlers Verlag.

Müller-Lubitz, Anna. Spezial-Kochbücher für die praktische Hausfrau.
I. Die Heringsküche. 150 geprüfte und bewährte Rezepte. 1 Mark.
III. Die Krebsküche. 120 erprobte Rezepte 1 Mark.
Verlag von W. Vobach & Co. Berlin.

Pfeiffer, Dr L. Regeln für die Pflege von Mutter und Kind.
III. Teil. Regeln für das Spielalter. 1,50 Mark.
IV. Teil. Regeln für das Schulalter. 1,50 Mark.
Verlag von Hermann Böhlaus Nachf. Weimar.

Riedl, Max. Herrschaftsküche. Ein Hand-, Nachschlage- und Lehrbuch der feinsten modernen Küche. Goldene Medaille, München 1898. Verlag von Caesar Schmidt in Zürich.

Rötter, Henriette. Bildung und Anstand für Schule, Haus und Leben. 1 Mark. Reinertrag zum Besten eines Nürnberger Frauen-, Arbeits- und Kochschulhauses. Verlag von Friedr. Korn. Nurnberg.

Sammlung gemeinverständlicher ärztlicher Abhandlungen:
Heft 1. Die Herzleiden von Dr O. Burwinkel, Mannheim. 3. Aufl. 1,20 Mark.
— 2. Die Lungenschwindsucht von O. Burwinkel. 1 Mark.
— 3. Die Nervenkrankheiten 1,20 M. Von Dr J. Finckh. Tübingen.
— 4. Die Geisteskrankheiten. 2 Mark Von Dr J. Finckh. Tübingen.
— 5. Die Zahn- und Mundleiden von Dr Greve, Magdeburg 80 Pf.
— 6. Hautkrankheiten von Dr Meyer, Bernstadt. 1,20 Mark.
Heft 7. Die Hautpflege des gesunden Menschen. Von Dr G. Michel 60 Pf.
— 8. Die Augenkrankheiten von Stabsarzt Dr Lobedank in Hann. Münden. 2 Mark.
— 9. Die Fettsucht von Dr Leber-Hermsdorf. 2 Mark.
Verlag der Ärztlichen Rundschau (Otto Gmelin). München.

Schreibershofen, H. von. Mira. Roman. 4 Mark, eleg. geb. 5 Mark. Berlin W. 10. Richard Taendler's Verlag

Schüler-Kalender für das Schuljahr 1904—1905.

Schülerinnen-Kalender. Verlag von Moritz Schauenburg, Lahr.

Strasburger, Egon Hugo. Kinderlieder (Volksausgabe der Lieder für Kinderherzen.) 1.—5. Tausend. 20 Pf. Verlag von Ernst Hofmann & Co., Berlin.

Strauß, Alfred. Von der Heimatflur. Neue Geschichten. 90 Pfennige, geb. 1,20 Mark. Sächsischer Volksschriftenverlag, Leipzig.

Turquan, Joseph. Frau Récamier und ihre Freunde. Ein Frauenbild aus bewegter Zeit. Nach historischen Quellen und bisher noch unveröffentlichten Dokumenten. In freier Übertragung von Oskar Marschall von Bieberstein. Preis brosch. 4,60 Mark, geb. 5,60 Mark. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Ungewitter, R. Stuttgart. Die Nährwerte und Nahrungsmittel und ihre Verwendung zur rationellen Ernährung nach Dr Lahmann nebst Übersichts-Tabelle. Zum Gebrauch für die praktische Küche zusammengestellt. 50 Pf. 2. verbesserte Aufl. Im Selbstverlag des Verfassers.

Unsern Kindern. Ein fröhlich' Buch für Groß und Klein. Herausg. vom Verein Frauen-Erwerb zu Berlin. Mit zahlreichen Illustrationen von Louis Main, Ella Taegen u. a. m. Preis brosch. 1 Mark; geb. 1,25 M. Verlag v. E. Eißelt, Gr.-Lichterfelde-Berlin.

Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei **Katarrh, Keuchhusten** 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut** (**Bleichsucht**) 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen **Rhachitis** (sogenannte englische **Krankheit**) gegeben u. unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Weigand, Wilhelm. Gedichte. Auswahl. Geheftet 1,50 Mark, gebunden in Leinen 2,50 Mark. 100 nummerierte Exemplare auf van Geldern in Ganzleder gebunden 4 Mark. Verlag von Georg Müller in München.

Weinbach, geb. Kaulbach, Freifrau von. Aus den Memoiren der Herzogin von Abrantès. Mit Porträt. 21 Bogen 8°. Preis broschiert 4,60 Mark, gebunden 5,60 Mark. Leipzig, H. Schmidt & C. Günther.

Weygandt, Wilh., Dr phil. et med. Privatdozent und Spezialarzt für Nervenkrankheiten und Psychiatrie in Würzburg. Die Behandlung der Neurasthenie. Preis 75 Pfg. A. Stubers Verlag (C. Kabitsch), Würzburg 1901.

Wiegand, J. Die Frau in der modernen Literatur. Plaudereien. 1 Mark. Verlag von Carl Schünemann in Bremen.

Wolff-Cassel, Louis. „Ich." Liedeskunst. Fünfte, durchgesehene und vermehrte Auflage. E. Pierson's Verlag. Dresden. Preis 1 Mark.

Ziehen, Oberstudiendir., Dr Julius. Ein Reichsamt für Volkserziehung und Bildungswesen. 1 Mark. Weidmannsche Buchhandlung, Berlin.

Ziegler, Leo. (C. Leo.) Neue Rätsel für Groß und Klein. Preis 1,20 Mark. Karl Winters Universitätsbuchhandlung, Heidelberg 1902.

Lette-Verein

unter dem Protektorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin

Berlin W.,

Viktoria Luisen-Platz 6.

Anfang April beginnen:

a) der Kursus des **Seminars zur Vorbereitung für das staatliche Handarbeitslehrerinnen-Examen.** Dasselbe ist auch für solche Damen erforderlich, welche sich zur **Industrielehrerin** ausbilden wollen. — Das Seminar besitzt eine eigene Übungsklasse.

Für wissenschaftliche Lehrerinnen **Sonderkurse** zur Vorbereitung für das Handarbeitslehr-Examen in entsprechend **kürzerer Zeit.**

b) der Kursus zur Vorbereitung für das **staatliche Hauswirtschafts-Lehrerinnen-Examen** (Dauer 1½ Jahr).

Schulküche zur Übung im Unterrichten vorhanden.

Nähere Auskunft schriftlich wie mündlich durch das Verwaltungsbureau des Lette-Vereins, geöffnet wochentäglich von 9—6 Uhr.

Prospekte gratis und franko.

Der Vorstand.

Sprachkranke Kinder

sind **gründl. Heilunterricht** u. liebevolle Aufnahme bei Johanna Lenk, gepr. Töchterschul- und Sprachlehrerin. **Coburg**, Adami-Strasse 2 I. Beste Empfehl.

Steppdecken

kauft man am preiswert. **nur direkt** in der Fabrik **72 Wallstraße 72,** wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. **B. Strohmandel, Berlin S. 14.** Illustr. Preiskatalog gratis.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, **Berlin SW., Hallescheftr. 17, I,** dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen v. Herrn Pastor **Schmidt, SW.,** Yorkstr. 66 I und Herrn Pastor **Pless, SW.,** Teltower Str. 21 III.

Fr. **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Lehrerinnen-Seminar mit Übungsschule

Charlottenburg-Berlin W.

Beginn des neuen Kursus April d. J.

Am 1. Oktober v. J. habe ich mit Genehmigung der Kgl. Regierung das bis dahin Klockowsche Seminar in Charlottenburg übernommen und nach der

Nürnberger Strasse 9-10,

3 Minuten vom Untergrundbahnhof Wittenbergplatz, verlegt.

Ich leite meine Anstalt nach den Grundsätzen, die mir in meiner elfjährigen Tätigkeit (1891—1902) als Ordinaria und eigentliche Leiterin des **Crainschen** Lehrerinnen-Seminars in Berlin maßgebend gewesen sind.

Elisabeth Willigmann, Seminar-Vorsteherin.

Sprechzeit: Täglich 1—2, ausser Sonntags.

Auskunft erteilt gütigst Fräulein Helene Lange, Berlin-Halensee, Bornimerstr. 9.

Hera

D. R.-P. 94 272.

9 goldene und andere Medaillen, 2 Ehrenpreise.

Beseitigt den **starken Leib** u. **Hüften** u. gibt eine **stolze, elastische Haltung.** Vorzüglichster Korsettersatz f. jede Dame.

Maß: Nr I unter der Brust, II Hüfte gemessen.

Beste Reformhose ohne Klappe.

Agn. Fleischer-Griebel.

BERLIN, Breitestr. 28a, II.

Damen, die sich **Studiums** halber **Berlin** aufzuhalten gedenken, finden **Zimmer mit u. ohne Pension** bei Frau **Seemann,** Königgrätzerstr. 82 III l.

Das Rote Kreuz Bayern,

München, Oberin Schw. v. Wallmenich, nimmt kath. u. evg. Deutsche 19—35 J. auf z. **Krankenpflege, Kinderbewahrung** u. zugehöriger Verwaltung (Bureau, Küche, Wäscherei, Näherei u. ganze **Oberleitung**). Theor. u. prakt. Ausbildung; 236 Schwest. Ethische u. materielle Vorteile e. wohl fundierten Genossenschaft u. doch größtmögliche persönl. Selbstbestimmung.

Digitized by Google

Bequeme

Kranken- und Ruhe-Möbel,

verstellbare **Keilkissen** für Wöchnerinnen, Asthmatiker usw., **Leibstühle, Klappstühle, Schlafmöbel aller Art.** Besichtigung und Preisliste IV gratis.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, BERLIN SW., Markgrafenstrasse 20.

Originalrezept. Ein neues ausgezeichnetes Rührei-rezept ist folgendes. Man löst eine halbe Maggi'sche Bouillon-kapsel in 3 Eßlöffeln kochendem Wasser auf, verquirlt mit dieser Kraftbrühe 2 bis 3 Eier und 1 bis 2 Löffel Tomatenmus. In flacher Pfanne läßt man etwas Butter zergehen, dünstet darin wenig kleingehackten, zarten Schinken, gibt die vorbereiteten Eier nebst einigen zerpflückten Butterstückchen dazu und macht das Rührei fertig. Beim Anrichten mischt man 4 bis 5 Tropfen Maggi's Suppen- und Speisen-würze gut durcheinander. Wer es liebt, kann auch noch geriebenen Parmesankäse darüber streuen. Vorzüglich zu Stangenspargel.

A. E.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Offene Stellen an Schulen.

1. Für ein Pensionat in der Rheinprovinz wird zum 18. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Zu unterrichten sind 14 bis 16 Mädchen in Französisch, Englisch, Deutsch, etwas Handarbeiten. Musik erwünscht. 22 Stunden wöchentlich. Gehalt 600 bis 700 Mark.

2. Für eine Privatschule in der Provinz Schlesien werden zum 1 April 1904 oder früher eine Volksschullehrerin und eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Hauptsächlich Unterricht in Mittel- und Unterstufe, auf Wunsch auch Oberstufe. Gehalt 1000 bis 1200 Mark.

3. Für eine höhere Privatschule in der Lausitz wird zum 12 April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 86 Schülerinnen. Gesamter naturwissenschaftlicher Unterricht. Außerdem in Mittelklasse Französisch. 26 Stunden wöchentlich. Gehalt 1200 Mark.

4. Für eine Kuratoriumschule in Westpreußen wird zum 1. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht, die bereits einige Jahre unterrichtet und besondere Befähigung für Rechnen und Sprachen hat. Gehalt 1200 Mark.

5. Für eine Privatschule in Sachsen-Meiningen wird zum 1. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 15 Kinder in 2 Klassen in allen Fächern, auch Englisch. Turnunterricht wird extra bezahlt, 1,20 Mark die Stunde. Gehalt 900 bis 1000 Mark. Möblierte Dienstwohnung.

6. Für eine Schule in Schlesien wird zum 1. April 1904 eine Lehrerin gesucht für Handarbeiten, Zeichnen und Turnen, in Oberstufe und Seminar; dort auch Fachzeichnen für Handarbeiten; Gerätkunde und Anatomie für Turnen. Gehalt 1000 bis 1200 Mark.

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,

Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Kessling Vorsteherin. 1—2, Freitags 1—4.

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar (vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in **Kassel.**

Sanatorium für nervenleidende und erholungsbedürftige Damen.

R 19 R **„Meienberg"** bei **Rapperswil-Jona** am **Zürichsee.**

Dr Siglinde Stier, dirig. Arzt. **Natalie Hiller,** Oberin.

Obst- und Gartenbauschule für gebildete Frauen.

Marienfelde-Berlin.

Aufnahme von Schülerinnen **April** und **Oktober,** von Hospitantinnen **jederzeit.** Kursus für Lehrerinnen **April** und **August.**

Marienfelde-Berlin. **Elvira Gastner Dr D. S.**

Handelsschule für junge Mädchen

Einjähriger Kursus.

Beste und billigste Ausbildung in **allen** kaufmännischen Sächern.

Anmeldungen: täglich 3—5.

Gustav Brühl, **Mathieustr. 13.** (2. Eingang Ritterstraße 36.)

Höhere Mädchenschule

St. Jacobi.

Mathieustrasse 13. (2. Eingang Ritterstrasse 36.)

Anmeldungen täglich 11—1. **Gustav Brühl.**

Digitized by Google

7. Für eine höhere Privatschule in einer größeren Stadt Norddeutschlands wird zum 1. April 1904 eine Lehrerin mit wissenschaftlichem Examen gesucht. Etwa 14 bis 18 Mädchen in Klasse IX bis I. 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 1000 bis 1200 Mark.

Offene Stellen in Familien.

8. Eine gräfliche Familie in Holstein sucht zum 1. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zum Unterrichten für 2 Mädchen von 9½ und 12½ Jahren in allen Fächern. Bedingung vollständige Beherrschung der französischen und englischen Sprache. Musik, Zeichnen, Handarbeiten erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

9. Eine adlige Famile auf dem Lande in Posen sucht zum 1. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zum Unterricht für 2 Mädchen von 14 Jahren in allen Fächern der I. Klasse einer höheren Töchterschule. Musik erwünscht. 4 Stunden täglich. Gehalt 700 bis 1000 Mark.

10. Eine Familie in Württemberg sucht sofort eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zum Gesamtunterricht für 2 Mädchen von 7 und 9 Jahren und Übernahme der Schulaufgaben eines Knaben von 11 Jahren. Womöglich Norddeutsche. Musik erwünscht. Gehalt 840 Mark.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über die in der

Deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart

erscheinende illustrierte Familien-Zeitschrift

„Der Monat"

bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Leser hiermit angelegentlich empfehlen.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung! Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung!

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

St. Alban's College,

81 Oxford Gardens, North Kensington, LONDON w.

Miss Schnell, die langjährige Lehrerin des College, hat nach Miss Bowens Tode die Leitung der Anstalt übernommen. Es werden wie bisher nach 13wöchentlichem Kursus Prüfungszeugnisse ausgegeben.

Nähere Auskunft erteilen Miss Schnell und der Deutsche Lehrerinnenverein in England. 16 Wyndham Place, LONDON w.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

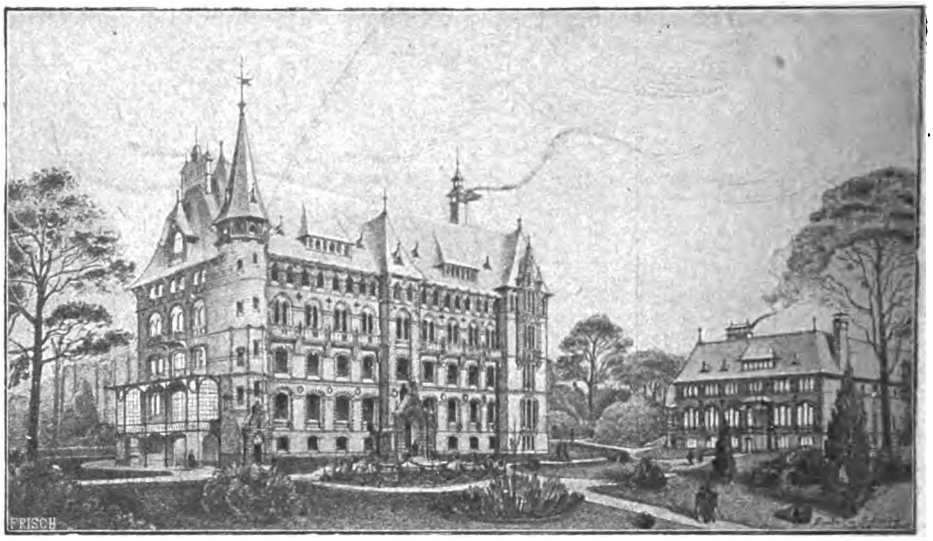
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtig... der Anst... jeden Die... für Haus ... von 10—12 ... für Haus ... von 11—1 ...

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30.
Barbarossa-Strasse ...

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

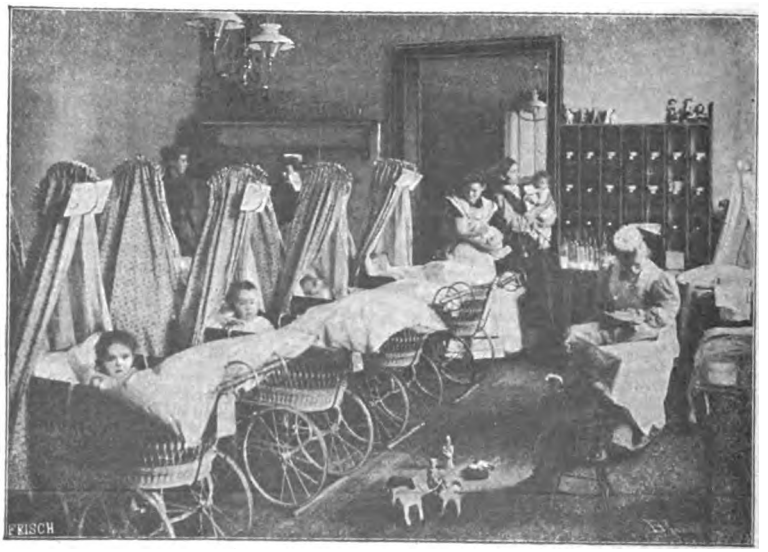
Auskunft über Haus II erteilt Frl. **D. Martin.**

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:
Victoria-Mädchen-heim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse.
Vermittlungsklasse.
Kindergarten.
Säuglingspflege.
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 7 April 1904

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Lady Aberdeen.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Als im Jahre 1893 bei der großen Weltausstellung in Chicago der Frauen-Weltbund zum erstenmale ein wirkliches internationales Interesse erregte und, man kann wohl sagen, seine ersten wichtigen internationalen Beziehungen knüpfte, da wählte man als Präsidentin für die nächsten fünf Jahre Lady Aberdeen.

Das Leben dieser Frau, die der internationale Frauenbund vom Jahre 1893 bis zum Kongreß von London 1899 an seiner Spitze gesehen hat, ist ein Leben mit weitem Horizont, im Stil weltgeschichtlicher Vorgänge. Alte Traditionen, durch die der Geist Shakespeareſcher Königsdramen und Scottſcher Romantik weht, verknüpfen ſich mit der politiſchen Tagesgeſchichte des modernen England, und die Frau, deren Lebenswerk einen Einſchlag in dem großzügigen und vielgeſtaltigen Gewebe der jüngſten politiſchen Entwickelung ihres Vaterlandes bildet, ſteht nicht, wie ſo manche politiſche Frau der Geſchichte, hinter den Kuliſſen, ſondern auf ihr Wirken fällt das Tageslicht des öffentlichen Lebens ebenſo hell, wie auf das irgend eines Politikers.

Iſhbel Marjoribanks entſtammt einem alten liberalen ſchottiſchen Geſchlecht, das ſeinen Urſprung bis auf Robert Bruce hinaufführt. Um ihren Heimatsort in Inverneßſhire weht die Poeſie alter Hochlandsgeſchichten und romantiſcher Hochlandsſcenen. Zu ihren Vorfahren gehörte die in der Volksüberlieferung viel genannte Grizel Cochrane, deren Vater einſt unter König Jakob im Gefängnis zu Edinburgh lag, den Tag erwartend, an dem durch königlichen Boten das Todesurteil von London gebracht werden würde. Grizel Cochrane ergriff die einzige Gelegenheit, die ihr blieb, ihren Vater zu retten; als Wegelagerer verkleidet, überfiel ſie den königlichen

Digitized by Google

Boten und zwang ihn, das Todesurteil herauszugeben; der Aufschub, den sie dadurch für ihren Vater gewann, rettete ihm in der Tat das Leben. Auch mit einem alten irischen Geschlecht war die Familie verwandtschaftlich verknüpft. — Der Vater von Ishbel Marjoribanks vertrat dreißig Jahre lang die schottische Stadt Berwick im Parlament; er war ein überzeugter Anhänger der liberalen Partei, dabei voller naturwissenschaftlicher Interessen und von einer Gastfreundschaft, die in jedem Sommer Politiker, Gelehrte und Künstler in seinem romantischen Besitztum vereinigte. Hier knüpfte sich die Freundschaft der kleinen Ishbel mit dem großen Gladstone, der dem lebhaften und von den vielseitigsten Interessen erfüllten jungen Mädchen von Anfang an eine väterliche Freundschaft entgegenbrachte. Die Ungebundenheit eines echten Hochlandkindes, das in allen Wohnungen der Gutsangehörigen zu Hause war, den Wildhütern des Vaters bei ihrer Arbeit half und Berge und Wälder auf ihrem Pony durchstreifte, wechselte mit den Eindrücken der jährlichen parlamentarischen Saison in London. Und während die kleine Ishbel im innigsten Zusammenleben mit der großartigen Natur ihrer Hochlandsheimat unverwüstliche Lebenskraft und Lebensenergie trank, weckte zugleich der Verkehr mit den politischen Freunden ihres Vaters jenen lebendigen liberalen Geist in ihr, der ihr späteres Wirken so ganz und gar durchdrang. Im Hause des Vaters, das den Angehörigen der verschiedensten Konfessionen ein geistiger Mittelpunkt war, lernte sie zugleich jene Kunst, über die konfessionellen Gegensätze hinweg nur den Menschen zu sehen und auf dieser Grundlage menschlichen Verstehens die verschiedensten Meinungen zu vereinigen, eine Kunst, die für ihre spätere Stellung von so großer Bedeutung werden sollte.

Als Ishbel Marjoribanks zwanzig Jahre alt war, im Jahre 1877, verheiratete sie sich mit Lord Aberdeen, dem Enkel des bekannten englischen Premierministers aus der Mitte des vorigen Jahrhunderts. Durch den Tod seines älteren Bruders war Lord Aberdeen im Jahre 1870 Mitglied des englischen Oberhauses geworden, in dem er zwar keine prononcierte politische Parteistellung einnahm, aber doch, den Traditionen seines Hauses entsprechend, von den Konservativen zu den ihren gerechnet wurde. Seine politischen Überzeugungen jedoch zogen ihn mehr und mehr auf die Seite der Liberalen, und die Freundschaft mit Gladstone diente dazu, dieser Neigung mit der Zeit entscheidende Bedeutung zu geben. Die Eroberungspolitik der Regierung in der afghanischen Frage trieb ihn vollends auf die Seite der Opposition, und als im Jahre 1880 Lord Beaconsfield mit der sicheren Hoffnung auf einen glänzenden Sieg der Tories Neuwahlen ansetzte, nahm Lord Aberdeen zum erstenmale seinen Sitz unter der liberalen Partei des Oberhauses ein, trotzdem auch die Whigs an der Rückkehr des konservativen Ministeriums kaum zweifelten. Die Energie, mit der die liberale Partei unter Gladstones unermüdlicher Initiative den Wahlkampf führte, hatte den unerwarteten Erfolg, daß die liberalen Parteien über hundert Sitze gewannen und über eine ansehnliche Majorität in dem neuen Parlament geboten.

Die Art, wie die junge Gräfin ihre Aufgabe dem Hause und der Gesellschaft gegenüber von Anfang an auffaßte, läßt sich vielleicht am besten charakterisieren mit den Worten, die sie selbst gelegentlich der Begründung eines Frauenverbandes gesagt hat: „Wenn man davon spricht, daß die häuslichen Pflichten den öffentlichen widerstreben, so liegt gewiß eine falsche Auffassung von dem zu grunde, was das Haus sein soll. Die Fähigkeit, ein rechtes Heim zu schaffen, bedingt eine weite und freie Auffassung des Lebens; es genügt nicht für die Herrinnen unserer Heime, einen

Digitized by Google

Zauberkreis um ein paar Menschen und ihr Leben zu ziehen und nur an ihre Bequemlichkeit und ihr Glück zu denken; die das tun, werden gewiß finden, daß sie ihr Ziel verfehlt haben. Gerade um derer willen, die uns am nächsten und liebsten sind, müssen wir wissen, wie das Leben wirklich ist, seine Sorgen und Schwierigkeiten kennen; wir müssen alles wissen von den Wegen, auf denen unsere Lieben einst gehen werden. Wenn wir uns nicht um die kümmern, die außerhalb unseres Hauses sind, wenn wir nicht diesen Ruf nach der Mutter nicht allein in unserem Hause hören, sondern in dem sozialen und nationalen Leben unseres Landes, so werden vielleicht unsere eigenen Kinder die Folgen davon zu tragen haben, daß wir gegen diesen Ruf gleichgiltig waren."

Lady Aberdeens erstes Werk war die Begründung eines Vereins unter den Landarbeiterinnen und Landarbeitersfrauen, der den charakteristischen Namen der „Aufwärts- und Vorwärtsvereinigung" erhielt. In diesem Vereine suchte sie ihr Ideal von der Bedeutung der Frauen im sozialen Leben zuerst zu verwirklichen. Sie versuchte Klassengegensätze zu überbrücken, indem sie von all dem geistigen Besitz, den das Leben den Bevorzugten in reichem Maße zukommen läßt, soviel sie vermochte, hinausgab, um unter den minder Begünstigten reinere Freuden, geistigere Genußfähigkeit zu verbreiten. Eine kleine Zeitschrift, die unter demselben Titel „Aufwärts und Vorwärts" von ihr herausgegeben wurde, gibt eine lebendige Vorstellung davon, in welchem Sinne freundschaftlicher Teilnahme solche Volksbildungsbestrebungen mit wirklichem Erfolge geleitet werden können; da wird über die einfachen Fragen des alltäglichen Lebens gesprochen, da werden kleine Erfahrungen in Haus und Familie oder im einfachsten kleinen Arbeitskreise in das Licht einer schlichten und dabei doch edlen und vornehmen Ethik gerückt, da wird jene wurzelkräftige Religiosität gepflegt, deren erstes Gebot die Hingabe der eigenen Kraft im Dienste des andern ist. Von demselben Geist geleitet ist ein Klub, in dem Lady Aberdeen regelmäßig das ganze Dienstbotenpersonal ihres umfassenden Haushaltes versammelt, sei es zu Vorträgen oder Diskussionen, sei es zu gemeinsamer Lektüre oder zu allerlei Aufführungen und geselligen Unterhaltungen, und es gibt vielleicht kein schöneres Zeugnis für das Leben in Haddo-House als der begeisterte Ausruf eines Dieners: „Hier kann man ein Diener sein und doch ein Mensch." Im Anschluß an ihre Arbeit in der Onward and Upward Association gründete sie im Jahre 1883 einen Frauenverein zur Fürsorge für junge Mädchen, der außer einer Stellenvermittlung und einer Ausbildungsanstalt für Dienstboten ein Heim und einen Klub für Arbeiterinnen umfaßte, sich besonders der kleinen Halbtags-Fabrikarbeiterinnen annahm und eine planmäßige Organisation der Auswanderung von Frauen in Angriff nahm.

Als im Anfang des Jahres 1886 das konservative Kabinett nach kurzer Herrschaft gestürzt wurde und Gladstone im Alter von 76 Jahren noch einmal an die Spitze der Regierung kam, berief er Lord Aberdeen zum Vizekönig von Irland. Auf Irland richtete sich damals das ganze politische Interesse; die Irland-Politik war geradezu der Inhalt des Gladstone'schen Programms. Die Stellung des Vizekönigs von Irland war nicht nur gegenüber dem englischen Parlament und dem englischen Volk, sondern auch im Verhältnis zur irischen Bevölkerung die denkbar schwierigste. Man muß sich vergegenwärtigen, daß erst vier Jahre seit der Ermordung des Vertreters der englischen Regierung, Lord Cavendish, vorüber waren; diese Jahre waren ausgefüllt von Attentaten der Fenier, denen nicht anders als mit scharfen Repressiv-

Digitized by Google

maßregeln der englischen Regierung begegnet werden konnte. Es war die Zeit eben vorüber, wo die revolutionäre Bewegung der Irländer zu gesetzlichen und polizeilichen Maßnahmen geführt hatte, wie sie seit König Heinrich VIII., wie man sagte, gegen britische Untertanen nicht angewandt worden waren. Waren auch die äußeren Kundgebungen der aufständischen Elemente zurückgehalten, so grollte doch der Haß und die Empörung gegen die englischen Machthaber unter der Oberfläche weiter, und vergeblich hatte der Vorgänger von Lord Aberdeen im Gegensatz zum Ministerium Salisbury, das ein scharfes Vorgehen befürwortete, versucht, durch möglichste Milde die Kluft zwischen Volk und Regierung zu überbrücken. Er war, schon ehe das Ministerium Gladstone zusammentrat, an seiner Aufgabe verzweifelnd von seinem Amte zurückgetreten. Als Lord und Lady Aberdeen in das Schloß von Dublin einzogen, stand die national-irische Partei, die das Volk beherrschte, ihnen so ablehnend gegenüber, wie allen andern Regierungsvertretern vor ihnen. Aber es dauerte nicht lange, da änderte sich die Stimmung. Es herrschte in dem Jahre in dem westlichen Teile von Irland ganz besonders große Not, sodaß von seiten der Regierung Maßnahmen dagegen ergriffen werden mußten. Lord Aberdeen regte nun an, daß der Lord Mayor in Dublin eine Versammlung zur Beratung über die Notstände einberufen solle und schlug durch diese Anregung die erste Brücke zwischen dem Schloß und dem Rathaus von Dublin. Aber er ging noch weiter; trotz der dringenden Abmahnungen aller englisch gesinnten Kreise teilte Lord Aberdeen dem Lord Mayor mit, daß er und seine Gattin an dieser Versammlung teilnehmen würden, zwar nicht in offizieller Eigenschaft, sondern als Bürger der Stadt Dublin. Der Erfolg zeigte, daß er mit seinem kühnen Vertrauen auf die Wirkung eines teilnehmenden und freundschaftlichen Entgegenkommens recht gehabt hatte; alle die Befürchtungen, daß es zu Kundgebungen gegen den Vizekönig und die Vizekönigin kommen könnte, deren Wirkungen nicht wieder gut zu machen sein würden, erwiesen sich als grundlos. Im Gegenteil, als Lord und Lady Aberdeen vor dem Rathause abstiegen, begrüßten zum erstenmale den englischen Vertreter die Hochrufe des irischen Volks, und als gar Lord Aberdeen sich durch den Lord Mayor mit einem der irischen Führer, der bereits seine Zuchthausstrafe in Portland hinter sich hatte, bekannt machen ließ, da waren zwar die Unionisten in Westminster Hall entsetzt, aber das irische Volk faßte zum erstenmale Vertrauen zu der Loyalität und dem Liberalismus der englischen Regierung und erinnerte sich vielleicht auch, daß die Vizekönigin durch alte Stammesbrüderschaft mit der Geschichte von Irland engverknüpft war. Jedenfalls war die Rolle der Vizekönigin für die Aufgabe der Versöhnung zwischen England und Irland von eminenter Bedeutung. Die Begeisterung, die ihre Persönlichkeit überall erweckte, hat, wie von Eingeweihten versichert wird, „mehr Möglichkeiten zur Beschwichtigung der irischen Bevölkerung aufgedeckt, als alle die Verwaltungsmaßregeln der englischen Politik.“ Das Schloß wurde geradezu wieder zu einem Mittelpunkt des national-irischen Lebens. Aber die Tätigkeit von Lady Aberdeen bestand nicht nur darin, die politischen offiziellen Beziehungen mit der Wärme und Güte ihrer Persönlichkeit zu durchdringen, sondern sie erkannte klar, daß dem Nationalhaß vor allem auch durch Förderung der materiellen Interessen des Landes der Boden entzogen werden müsse, und so entfaltete sie eine rege und sozialpolitisch außerordentlich wirksame Tätigkeit zur Hebung der irischen Industrien. Der irischen Spitzenindustrie wurde hauptsächlich unter ihrem Einfluß der Weltmarkt erschlossen, und die Mittel, die zur Wiederbelebung der Arbeitskraft und Arbeitsfähigkeit des verarmten

Digitized by Google

Landes nötig waren, wurden zum nicht geringen Teil vom Vizekönig selbst zur Verfügung gestellt.

Alles, was Lord und Lady Aberdeen für Irland getan haben, drängte sich in den kurzen Zeitraum von sechs Monaten zusammen. Unterdessen war im Parlament

Lady Aberdeen.

die von Gladstone eingebrachte Irland-Vorlage, die den Iren, dem Programm der Home-Rulers entsprechend, ein eigenes Parlament in Dublin sichern sollte, sie aber dafür von der Vertretung im englischen Parlament ausschloß, gefallen, so daß Gladstone zurücktrat und Lord Aberdeen abberufen wurde. Aber die Kundgebungen des Volkes beim Abzug des vizeköniglichen Paares zeigten, daß seine Arbeit, wenn auch kurz, doch

Digitized by Google

nicht vergeblich gewesen war; zum erstenmale spielten die irischen Musikkapellen, von den begeisterten Zurufen des Volkes begleitet, die englische National-Hymne.

Die folgenden Jahre, in denen Lord Aberdeen durch keinen Verwaltungsposten in Anspruch genommen war, widmete Lady Aberdeen um so intensiver den Aufgaben, die sie vor ihrer Berufung nach Irland begonnen hatte. Sie arbeitete vor allem in der bereits seit 1881 bestehenden, aber erst allmählich zu fester nationaler Organisation gelangten großen politischen Vereinigung der liberalen Frauen Englands und Schottlands. Die erste Führerin des liberalen Frauenbundes war Catherine Gladstone, die Gattin des liberalen Führers, gewesen; aber von den ersten Tagen an, in denen sie die Begründung eines großen politischen Frauenvereins auf ihre schon vom Alter geschwächten Schultern nahm, war Lady Aberdeen ihre rechte Hand. „Kein schöneres Bild gemeinsamer Arbeit", so berichtet eine Mitarbeiterin, „hat die Geschichte der Frauenbewegung in England aufzuweisen, als das Verhältnis dieser beiden Frauen zu einander, wie es sich bei den großen öffentlichen Versammlungen des Bundes der liberalen Frauen, denen Lady Aberdeen präsidierte, der Öffentlichkeit darbot. Die bejahrte Führerin des Bundes, die zur Seite des Präsidentenpultes saß, vielleicht ein wenig müde von den unaufhörlichen Ansprüchen an ihre Zeit und ihre Kraft, ihre schönen lebhaften Augen jedoch mit unverhohlenem Stolz auf die Freundin gerichtet, auf die sie sich verließ und von der sie abhing, und dann die zarte Fürsorge und Verehrung, welche jeden Blick und jedes Wort der lebendigen und begabten Frau am Präsidentenpult durchdrang; und sie selbst so stark in ihrer jugendlichen Frische, und doch so weich und so liebenswürdig, die die Frauen so unbeirrt vorwärts führte und doch versuchte, selbst im Hintergrunde zu bleiben. Solche kleinen Szenen kommen einem in die Erinnerung zurück über die lange Reihe von Jahren, und sie adelten die Frauenbewegung, sie schlugen einen Ton von Kameradschaft, gemeinsamer Arbeit und Freundschaft an, der in den Reihen der Frauen bis heute sein Echo findet."

Die Organisation der liberalen Frauen von Schottland ist von Anfang an der Initiative von Lady Aberdeen zu verdanken. Im März 1889 wurde der Bund für West-Schottland unter ihrem Vorsitz konstituiert; die Frauen im Osten des Landes schlossen sich bald an, und im Jahre 1890 wurde die Scottish Women's Liberal Federation gegründet, deren Vorsitz Lady Aberdeen zunächst bis zum Jahre 1894 führte. Zur Leitung beider Verbände ist Lady Aberdeen nach ihrer Rückkehr von Canada wieder berufen worden.

Über die Arbeit und die Stellung der großen liberalen Frauenverbände von England und Schottland geben sowohl die Berichte über ihre Versammlungen, als auch ihr Organ auch dem Ausländer einigermaßen ein Bild. Die liberalen Frauenverbände unterscheiden sich dadurch von dem bereits früher gegründeten großen konservativen Verband der Frauen, daß sie nicht nur die Frauen zu willenlosen, aber um so fanatischeren Werkzeugen der Partei mobil machen wollen, sondern daß sie ihre Ziele sich vielmehr unter dem Gesichtspunkt der politischen Erziehung der Frau zu selbständigem Interesse und selbständigem politischen Urteil gesetzt haben. Die liberalen Frauenvereine haben statutenmäßig neben ihrem einen Zweck, für die Ziele des englischen Liberalismus zu kämpfen, den zweiten, eine gerechte Gesetzgebung für Frauen und Kinder durchzusetzen, und durch diesen zweiten Gesichtspunkt ist ihre Stellungnahme zu so manchen politischen Ereignissen bestimmt worden. Unter allen Umständen gehörte, das zeigen die Verhandlungen des liberalen Frauenbundes oft genug, ganz

Digitized by Google

besondere politische Besonnenheit dazu, um diese beiden Zwecke gegebenenfalls zu vereinigen und nicht einen hinter dem anderen zurücktreten zu lassen. So hat z. B. der liberale Frauenbund in den Verhandlungen über das Unterrichtsgesetz, die die letzten parlamentarischen Sessionen erfüllten, mit großer Energie gegen die Übertragung der Unterrichtsverwaltung an die Grafschaftsräte Front gemacht, weil in den Grafschaftsräten Frauen noch keine Vertretung haben und sie deshalb zu den neuen Behörden höchstens als kooptierte Sachverständige ohne Stimmrecht zugezogen werden konnten. Im südafrikanischen Kriege hat der liberale Frauenbund von Anfang an den Standpunkt möglichst großer Milde vertreten und wiederholt, z. B. in der Angelegenheit der Konzentrationslager, der Verbrennung der Farmen und des Todesurteils über den General Kritzinger energische Proteste gegen das Vorgehen der Regierung erhoben.

Auch die Art des Einflusses, den Lady Aberdeen als Vorsitzende dieser beiden politisch außerordentlich bedeutsamen liberalen Frauen-Organisationen geübt hat, möchte ich mit den Worten ihrer Mitarbeiterinnen charakterisieren: „Sie war," so, schreibt ein Mitglied des schottischen Frauenbundes, „diejenige, von der die Initiative ausging, mit ihren hohen Idealen, ihrer selbstlosen Hingabe und unermüdlichen Treue für die Interessen des Verbandes. Alle diese Eigenschaften und die Anmut ihres Auftretens gaben den Eröffnungsreden der Versammlungen den Grundton, der den jährlichen Zusammenkünften des Verbandes eine gehobene Stimmung verlieh. Die große Gerechtigkeit, mit der sie jedem Mitglied des Verbandes entgegenkam, machte die Arbeit unter ihrer Führung leicht; die Großzügigkeit ihres Wesens, ihre weiten und freien Anschauungen von den Möglichkeiten des Lebens und dabei ihre außerordentliche Geduld bei manchmal ermüdender Kleinarbeit und ihre niemals versagende Liebenswürdigkeit machte die Arbeit zu einem Genuß. Sie verbindet ein ruhiges Urteil mit tiefem und intensivem Enthusiasmus; und eine lebendige Teilnahme für alles, was traurig, sorgenvoll und hilfsbedürftig ist, trägt in ihre öffentlichen Kundgebungen den Herzenston eines aufrichtigen Anwalts seiner Sache." „Das Geheimnis ihres großen Einflusses", schreibt eine englische Mitarbeiterin, „liegt vielleicht in jener seltenen Verbindung von Weichheit und Kraft, die sie in so besonderem Sinne darstellt, aber durch jedes Wort und durch jede Handlung schlingt sich wie ein silberner Faden eine vornehme Verachtung für alles, was Schein und Kleinlichkeit ist, und eine schöne Wahrhaftigkeit, die aller Zuneigung gewinnt und diesem wertvollen Leben das Gepräge echter Weiblichkeit gibt."

Im Jahre 1894 wurde Lord Aberdeen bei der Rehabilitation des liberalen Kabinetts zum Generalgouverneur von Kanada ernannt und nahm diese Stellung fünf Jahre, bis 1899, ein. Auch hier, in dem von nationalen und konfessionellen Gegensätzen vielfach zerspaltenen Staatswesen, in dem die Kluft zwischen romanischem und angelsächsischem Wesen schier unüberbrückbar durch Gesellschaft, Kirche, geistige Kultur und politische Anschauungen schneidet, gab es für Lady Aberdeen eine Reihe großer und bedeutungsvoller Aufgaben. Wie sie sich den Verhältnissen anpaßte und in dem Kreise, in den sie gestellt war, gerade das schuf, wozu die Vorbedingungen wirklich gegeben waren und was für die nächste Entwicklung das wichtigste und fruchtbarste war, das zeigt das Aufblühen des kanadischen Frauenbundes unter ihrer Leitung und Mitarbeit. Aus all den Ansprachen, mit denen sie die Neugründungen von lokalen Organisationen des Bundes eröffnet hat, fühlen wir das Bestreben heraus, alle heranzuziehen, jedem in seinen besonderen Ansichten und seinen besonderen

Digitized by Google

Leistungen gerecht zu werden und über alle Verschiedenheiten hinweg das Band reinen und schönen menschlichen Mitgefühls zu knüpfen, die edle Freude an gegenseitiger Hilfe und gemeinsamer Arbeit zu pflegen. Es ist ihr gelungen, den kanadischen Frauenbund zu einer wirklichen Vertretung der sozialen Frauenarbeit verschiedenster Richtungen zu machen, und ein von ihr verfaßtes Flugblatt „Was der Nationalbund der Frauen von Kanada bedeutet und was er tut," zeigt am besten, auf eine wie weite Basis sie die Bundesarbeit zu gründen verstanden hat. Kein Zweig sozialer und sozialpolitischer Arbeit, von Kochschulen und Hospitälern bis zur Anstellung von Fabrikinspektorinnen und zu Arbeiterinnenschutzgesetzen, von Mäßigkeitsbestrebungen bis zu gewerblichen Bildungsanstalten für Frauen fehlt in dem großen Programm, das dieses Flugblatt vor uns aufrollt. Diese ganze Arbeit wird getragen von dem Geist echter Mütterlichkeit, die ihre Pflichten nicht innerhalb des Hauses sich erschöpfen sieht, sondern den Blick voll warmer helfender Liebe herausschickt zu all denen, die der Mütterlichkeit der Gesellschaft bedürfen, aber sie wird auch von dem klaren Blick geleitet, der die tatsächlichen Bedingungen übersieht, auf denen das Wohl und Wehe der Gesellschaft beruht.

Wie schwierig die Verhältnisse in Canada lagen, und wie hoch man in den beteiligten Kreisen den Einfluß von Lady Aberdeen auf die Verschmelzung der beiden nationalen Elemente anschlug, ist bereits früher einmal in einem Artikel der „Frau" über „Canadische Frauen einst und jetzt" dargestellt worden (Dezemberheft 1899). Ich möchte zur Ergänzung auf die Ausführungen der aus eigener Anschauung sprechenden Verfasserin zurückgreifen:

„Bis jetzt kamen auch in der guten Gesellschaft der großen Städte die englischen und französischen Kreise in keine nennenswerte Berührung mit einander. Den ersten energischen Versuch, wenigstens unter den Frauen beider Nationen mehr Verständnis und Zusammengehn anzubahnen, hat kürzlich Lady Aberdeen gemacht, die Gattin des Gouverneurs von Canada. Mit ungewöhnlicher Begabung für parlamentarische und organisatorische Arbeit ausgestattet, hat diese hervorragende Frau es verstanden, ihre Stellung zu benutzen, um Gesichts- und Machtkreis der Frauen in der ganzen Kolonie zu erweitern. Sie ist die Seele aller gemeinnützigen Bestrebungen im Lande, und wenn sich ihre Tätigkeit auch vorerst auf den englischen Teil der Bevölkerung gerichtet hat, so zeigt doch die Gründung eines beiden Nationen gemeinsamen Frauenklubs, daß sie sich das Ziel gesetzt hat, auch hier zu vermitteln. Im Château de Ramzay zu Montreal, dem Altertumsmuseum en herbe, kommt die Gesellschaft bei Bewirtung, Musik und Vorträgen nun regelmäßig zusammen, und wenn die beiden Nationen sich dabei bis jetzt auch noch nicht recht verschmelzen wollen, so ist doch ein Anfang gemacht und ein neutrales Gebiet geschaffen worden. — Wenn irgend jemand, so wird es Lady Aberdeen gelingen, die Arbeitskraft auch der französischen Canadierinnen in den Dienst des Gemeinwohls zu stellen."

In dem gleichen Geiste hat Lady Aberdeen ihres Amtes als Vorsitzende des Frauen-Weltbundes gewaltet; den Geist aufrichtiger und erhebender Gemeinsamkeit des Wollens und der Ziele haben alle gefühlt, die mit ihr zur Förderung der internationalen Verbindung der Frauen gearbeitet haben. Bei allen unvermeidlichen Gegensätzen hat ihre gerechte und für die Sache begeisterte Leitung einen Weg der Vereinigung gefunden, und wenn sie als Vorsitzende der Sektion des Frauen-Weltbundes, die der Friedensbewegung dienen soll, die große Demonstration bei dem Londoner

Digitized by Google

Kongreß eröffnete und leitete, so fühlte man auch hier, wie hinter der Einsicht und Erfahrung der praktischen Politikerin jene mütterliche und weibliche Wärme wohnt, die das tiefe Wort der Antigone: „nicht mit zu hassen, mit zu lieben bin ich da", auch in den Geschicken der Völker und den Beziehungen der Staaten zur Geltung bringen möchte.

Der Internationale Kongreß in Berlin, auf den sich jetzt die Aufmerksamkeit der deutschen Frauen mehr und mehr richtet, wird Lady Aberdeen auch zu uns führen. Eine Persönlichkeit wie die ihre wird sicher in hohem Maß dazu beitragen, dem Gedanken einer internationalen Gemeinsamkeit der Frauen die Herzen zu gewinnen.

Der Allgemeine Heimarbeiterschutz-Kongress.

Von

Dr Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

Den Leserinnen und Lesern dieser Zeitschrift ist schon mehrmals das Elend der Hausindustrie nahe gebracht worden.[1]) Aufsätze von Hans Grandke, von Helene Lange, von Alice Salomon und von mir haben durch Schilderungen dieses Elends an Herz und Gewissen und durch Erwägungen der zweckmäßigsten Reformen an den Kopf appelliert. Es ist daher hier nicht nötig, die Notwendigkeit eines Heimarbeiterschutzes und die Schwierigkeit, das Rechte zu treffen, nochmals auseinander zu setzen. Die Voraussetzungen zur richtigen Würdigung des Kongresses, der am 7., 8. und 9. März im Gewerkschaftshaus zu Berlin tagte, sind beim Leserkreis der „Frau" von vornherein gegeben.

Der Kongreß ist von den Gewerkschaften Deutschlands einberufen worden. Auf dem letzten Gewerkschaftskongreß war nach einem Referat von Käming, einem der Leiter des Schneiderverbandes, ohne Debatte eine Resolution angenommen worden, welche als Ziel ein völliges Verbot der Heimarbeit aufstellte und als Übergangszustand eine Reihe von Maßregeln, vornehmlich zur Bekämpfung der Heimarbeit, forderte. Zugleich wurde der Generalkommission der Gewerkschaften der Auftrag gegeben, einen Heimarbeiterschutz-Kongreß einzuberufen.

Wie weit bei jenem Beschluß an die Mitarbeit „bürgerlicher" Sozialpolitiker bereits gedacht worden ist, weiß ich nicht zu sagen. Jedenfalls hat sich der Kongreß nun zu einem schönen, bisher einzigartigen und eindrucksvollen Zusammenarbeiten politisch getrennter Sozialreformer gestaltet. Die „roten" Gewerkschaften übertrugen von vornherein den Vorsitz des Kongresses neben zweien ihrer Führer Herrn Professor Francke, dem Herausgeber der „Socialen Praxis", welche als Centralblatt der nichtsozialdemokratischen Reformer bekannt ist. Damit war ein über alle Erwartung günstiger

[1]) Jahrgang II, S. 170, 237; III, S. 356; IX, S. 257.

Digitized by Google

Boden gemeinsamen Arbeitens gegeben. Das Entgegenkommen für die bürgerlichen Organisationen wurde durch Einladung des Hygienikers Prof. Sommerfeld zu einem einleitenden Referat und am zweiten Verhandlungstage aufs neue durch den Beschluß zum Ausdruck gebracht, daß fortan abwechselnd je ein Vertreter der proletarischen und je ein Vertreter der bürgerlichen Seite zu Worte kommen sollte, damit den Gästen volle Gelegenheit sich auszusprechen gegeben werde. Die Durchführung des Beschlusses brachte eine Anzahl von Arbeitervertretern um die Möglichkeit, die besonderen Schäden der Heimarbeit in ihrem Gewerbe zu schildern. Trotzdem wurde der Beschluß unter lebhafter Zustimmung der Arbeitervertreter aufrecht erhalten. Und am Abend des dritten Tages war es wieder der bürgerliche Professor Francke, dem es übertragen wurde, den Gesamt-Eindruck des Kongresses in einem warmen Schlußwort zusammenzufassen und zu weiterer gemeinsamer Arbeit aufzufordern. Lebhafter Beifall gab dazu die allgemeine Zustimmung.

Ich glaube, der Kongreß muß auch auf die einen Eindruck gemacht haben, die ihm ablehnend fern geblieben sind: die Regierung und die „braven Kinder", die christlichen Arbeitervereine. Mögen die Gründe des Fernbleibens welche immer gewesen sein — auf jeden Fall muß die Einmütigkeit der Versammlung gezeigt haben, daß es sich hier nicht um eine Parteisache, sondern um eine Sache des ganzen Volkes, um eine Sache der Menschlichkeit und des Gewissens handelt.

„Viele Ärzte, viele Heilmittel" konnte die Berliner Zeitung mit Recht einen ihrer Berichte überschreiben. Und dennoch wurde am Schluß die von einer Kommission aus mehreren Entwürfen und Anträgen zusammengearbeitete Resolution einstimmig angenommen. Sie war der Ausdruck dafür, daß etwas geschehen müsse, und daß man zwar nicht in allen Einzelheiten, aber doch in den Grundlinien einig sei.

Die Entwickelung dieser Resolution von jenem Gewerkschaftskongreß bis zum letzten Tage des Heimarbeiterschutz-Kongresses ist ein interessanter Beitrag zur Geschichte der Ideen. Während in jener ersten Resolution der Gedanke eines Zwanges zu Tarifverträgen überhaupt nicht vorhanden und daher auch in dem neuen Entwurf nicht zu erwarten war, fand ich ihn hier zu meiner Freude, wenn auch weit unten, versteckt hinter hygienischen Vorschriften zum Schutz der Konsumenten und zögernd nachtrottend nach Vorschriften über den Arbeitsraum, welche einem Verbot der Heimarbeit fast gleichkommen. In der endgiltig beschlossenen Resolution aber steht der Zwang zum Abschluß von rechtsverbindlichen Mindest-Stücklohn-Tarifen an erster Stelle, als das Wichtigste, als der eigentliche Heimarbeiterschutz, der gefordert wird.

„Und das hat mit ihrem Singen die Lorelei getan."

Nicht daß ich diese Lorelei wäre. Auch nicht Frl. Dyhrenfurth und Frl. Salomon, die schon lange diesen Gedanken vertreten. Aber dadurch, daß von bürgerlicher Seite dieser „radikale", weil ungewohnte, Gedanke immer und immer wieder vertreten wurde, daß Professoren ihn aufnahmen und das Vorbild Australiens priesen, dadurch ist die immanente Vernunft dieser Idee doch auf ihrem Siegeszug vorwärts geführt worden, während sie sonst vielleicht noch immer auf Anerkennung warten müßte.

So war es denn für die alten Freunde dieses Gedankens ein ergötzliches, überraschendes und zu froher Zuversicht stimmendes Schauspiel, was für neue Freunde er gewann, wie die bekehrte Skepsis ihn an die erste Stelle zu setzen empfahl und die ihm früher gänzlich fremde schweigende Verneinung nun die besondere Freude aussprach, daß sich gegen diesen Gedanken kein Widerspruch erhoben habe.

Digitized by Google

Es ist kaum nötig, auf die übrigen Punkte der zuletzt beschlossenen Resolution einzugehen. Was nun als Ergebnis dieses Kongresses vorliegt, das ist noch nicht ein lange und gründlich durchgearbeitetes Programm zur Lösung des sozialpolitischen Problems Heimarbeit, sondern ein Mahnruf an die Gesetzgebung, daß etwas geschehen müsse und daß etwas geschehen könne. Da eine ständige Kommission zur Weiterberatung und Förderung der Sache nicht zu Stande gekommen ist, wird es die Sache der Spezialforscher sein, weiter zu arbeiten und in zwangloser Vereinigung ihre Gedanken einander vorzulegen. Von Segen wäre es freilich, wenn eine wirkliche Centralstelle zur Vorbereitung des Heimarbeiterschutzes sich schaffen ließe. Von Herrn Legien, dem ausgezeichneten Leiter und Kongreßeinberufer, wurde der Vorschlag einer solchen ständigen Kommission mit der Begründung abgelehnt, daß die Generalkommission der Gewerkschaften keine Vollmacht habe, für die Aufbringung der Kosten einer solchen Kommission einzustehen. Vielleicht aber findet sich das nötige Geld bei den bürgerlichen sozialpolitisch denkenden Organisationen: beim Verein für Sozialpolitik, der Gesellschaft für Soziale Reform, dem Bund der Bodenreformer und, zuletzt aber hoffentlich nicht am wenigsten, bei den Frauenvereinen.

Die Frauenvereine waren auf dem Kongreß gut vertreten. Man sah überhaupt im Ganzen, die zuhörenden Gäste mitgerechnet, vielleicht ebenso viel weibliche als männliche Anwesende. Neben den bekannten Sozialdemokratinnen, unter denen immer Clara Zetkin einen hervorragenden Eindruck macht, waren der Bund deutscher Frauenvereine durch Alice Salomon, der Verband fortschrittlicher Frauenvereine durch Fräulein Lüders und der Berliner Frauenverein durch Fräulein Dr Gottheiner vertreten; und die Mitarbeit der bürgerlichen Frauen wurde dankbar empfunden.

Dieser Kongreß, so sagte Legien schon bei der Eröffnung, ist der erste, aber nicht der letzte seiner Art. Die Erfahrungen des letzten Jahrhunderts haben uns belehrt, daß soziale Reformen, so dringend sie auch sind, erst dann verwirklicht werden, wenn eine oder zwei Generationen der nach Hilfe schreienden oder stumm unter dem Elend zusammenbrechenden darüber weggestorben sind. Und wenn auch einer der Besten unter den Kongreßteilnehmern, der Lehrer Agahd, nach einem Jahrzehnt harter Arbeit das Glück haben durfte, schon einen Erfolg seiner Arbeit zu sehen, so ist der ermutigende Siegespreis dieses Kämpfers doch immer noch eher eine Dornenkrone als eine Friedenspalme zu nennen: es bedarf immer weiterer, unermüdlicher, aufreibender Arbeit, wenn das Kinderschutzgesetz ein festes Stück Wirklichkeit werden soll, und gerade in dem Dunkel der Heimarbeit hat es noch seine gefährlichsten Klippen. So wird auch der Heimarbeiterschutz nur nach hartem Ringen, und wahrscheinlich zuerst nur als ein ebenso schädliches wie nützliches Stückwerk, zur Wirklichkeit werden. Aber eine stolze Empfindung können wir, auf den Kongreß zurückblickend, mit an die Arbeit nehmen: Vorwärts geht es doch!

Digitized by Google

Eduard Mörikes Briefe.

Von

Dr Edgar Alfred Regener.

Nachdruck verboten.

Die deutsche Literaturgeschichte hat erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit eine direkte, eigentliche Mörike-Forschung. Hinweise auf seine künstlerische Bedeutung, Essays, die sich mit seinen Dichtungen beschäftigen, finden sich in früheren Jahren spärlich, gewissermaßen als verwehte Vorklänge zu einer größeren Lebensbeschreibung. Aber dort, wo wir sie treffen, sind sie aus der Feder feinfühliger und berufener Literarhistoriker (Bächtold, Karl Weitbrecht, R. Krauß). Die erste umfassendere Arbeit, die auch den literarischen Nachlaß, die Briefe und gelegentlichen Aufzeichnungen Mörikes benutzen konnte, war das auf Vorstudien Bächtolds sich stützende Buch von Harry Maync: „Eduard Mörike, Sein Leben und Dichten," Cotta 1902. Feuilletonistisch geistreich, mit novellistischen Pointen und trockensten Seminar-Untersuchungen abwechselnd, läßt das Buch einen Verfasser vermissen, der Herr seines Stoffes geworden ist und darüber mit unbedingter Gewalt gebietet. Was Maync in einem Bande in buntem Durcheinander giebt: die Lebensgeschichte des Dichters und philosophische Spitzfindigkeiten in den Dichtungen, das sucht mit viel feinerem Verständnis Mörikes nächster Biograph, Karl Fischer, auf zwei innig verbundene, aber doch selbständige Werke zu verteilen: „Eduard Mörikes Leben und Werke" (B. Behrs Verlag 1901) und „Eduard Mörikes künstlerisches Schaffen und dichterische Schöpfungen" (O. Elsner 1903). Damit merzt Fischer die Forschungen über Mörikes sprachliche, metrische und stilistische Eigentümlichkeiten, über die Faktoren seiner persönlichen Ausdrucksform, seines lyrischen und epischen Stils, seine künstlerischen Besonderheiten in seinen Dichtungen usw. aus einem Zusammenhang aus, dessen Freiheit und Tüchtigkeit unter dieser Last nur leiden mußte. Nicht nur hierdurch sind Fischers Arbeiten über den Dichter von größerem Wert als das Buch von Maync.

Von dem, was beiden Verfassern an Material zur Verfügung stand, werden jetzt von Carl Fischer und Rudolf Krauß vor allem Mörikes Briefe der Öffentlichkeit übergeben. Der erste Band dieser Ausgabe ist bei Otto Elsner-Berlin erschienen und bildet eine wichtige, dem Mörike-Freund nicht unliebe Ergänzung zu den bereits früher durch Jakob Bächtold herausgegebenen Briefwechseln des Dichters mit Hermann Kurz — dessen Werke soeben in einer billigen Ausgabe in dem bekannten Verlag Max Hesse erschienen sind — mit Moriz von Schwind und Theodor Storm. Die Herausgeber bezeichnen die Sammlung als unvollständig. „Wie weit verbreitet, wie groß und aufrichtig das Verlangen nach Mörikes Briefen aber auch sein mag, so bestand doch von vornherein kein Zweifel darüber, daß es sich nicht um vollständige Mitteilung alles dessen, was der Dichter je geschrieben, handeln kann, vielmehr nur um eine verhältnismäßig beschränkte Auswahl, die allerdings bei der Fülle des sich darbietenden Stoffes

Digitized by Google

den Herausgebern um so schwerer fallen mußte, je tiefer sie in die eigenartigen Schönheiten dieser brieflichen Ergüsse eingedrungen waren." Die Begründung dieses gewiß nicht von jedem gutgeheißenen Vorgehens fehlt. Wozu diese Halbheit? Von den Briefen Mörikes an seine Braut Luise Rau sind gegen siebzig auf die Nachwelt gekommen — gegen vierzig erscheinen aber nur gedruckt. Ähnliche Mißverhältnisse könnten bei anderen Namen aufgezeigt werden. Der gewundene und devot geschnörkelte Brief an Ludwig Tieck hätte gut und gern, wo es darauf ankam, in der bekannten Holteischen Sammlung nachgelesen werden können. Er war doch nichts weiter als ein Gelegenheitsbrief eines jüngeren Dichters an einen älteren, eines aufstrebenden an einen schon berühmten, ganz abgesehen davon, wie hoch sie sich gegenseitig in ihrer Kunst einschätzten.

Ein Briefwechsel gewinnt erst dann das vollste Interesse, wenn ich Frage und Antwort gegenüberstellen kann, wenn der Wechselverkehr zwischen Absender und Empfänger und wieder zwischen Empfänger und Absender sich vor meinem geistigen Auge vollzieht, ich also wirklich den Austausch von Gedanken, ohne nur immer die eine Seite hören zu müssen, auch in ihren feinsten Regungen verfolgen kann. So ist es der größte Mangel jener Ausgabe der Mörike-Briefe, daß wir nur immer ein Echo hören, doch die weckende Ursache nur dunkel erfahren. So ist Mörikes Verhältnis zu seinen Geschwistern erst dann voll und ganz zu verstehen, wenn wir auch die Briefe der Schwestern seinen eigenen vor- oder nachgedruckt sehen. Und was von den Briefen der nächsten Anverwandten gilt, diese Forderung besteht auch zu Recht in dem Verkehr mit Freunden. Wo die Schriftstücke der Gegenpartei fehlen, entsteht eine schmerzliche Lücke. (So fehlen uns z. B. die Briefe der Luise Rau.) Die dunklen Andeutungen Mörikes in seinen Briefen an Freunde über das Verhältnis zu Maria Meyer gewinnen gewiß durch den Abdruck anderer, darauf bezüglicher Schreiben. Die chronologische Anordnung konnte schon beibehalten werden, dürfte aber nicht über die ganze Einteilung herrschen. Dann ergaben sich Gruppierungen, aus denen wir Mörike viel tiefer, persönlicher kennen gelernt hätten: Mörike und Hartlaub, Mörike und Mährlen, Mörike und Bauer, Mörike und seine Schwester Luise usw. Aus dieser Mannigfaltigkeit konnte eine köstliche Einheit werden. Eine Gesamt-Ausgabe, die uns allein nur nützen kann, bleibt also der Zukunft vorbehalten.

Die veröffentlichten Briefe umspannen die Zeit von 1816 bis 1840 und weisen 153 Nummern auf. Gewiß für einen Zeitraum von 24 Jahren nicht grade sehr viel. Mörikes Schreiben sind nicht tief, sie dienen nicht dem Austausch kunstphilosophischer Meinungen und Abhandlungen, in sie hinein klingen nicht die Rufe der Zeit, die Forderungen der Bildung, das Verlangen der Kultur, wie es sich an dieses oder jenes Ereignis des öffentlichen Lebens knüpft; sie enthalten keine Gedanken, die sinnend in die Vergangenheit schauen und daraus Werte für die Zukunft erringen. Kein jugendliches Schäumen, kein rasches Aufbrausen der Leidenschaft, kein wildes Überstürzen der Erkenntnisse, kein lautes Vorwärtsdrängen zu seelischen Entwicklungen. Seine Briefe sind wie ein stiller Sommertag mit der Würze reifender Kornfelder, mit flirrendem Sonnenglast in der Luft, einem Lerchenruf in der Höhe, und dem geschäftigen Schilfern und Knistern regsamer Käfer zwischen den Halmen. Das süße, selige Entzücken einer ruhigen Müdigkeit, eines in sich selbst gefestigten, unzerstörbaren Gleichklanges. Dieses Beschauliche und Beschauende seiner Art, der Mangel an psychischer Handlung, wenn ich damit die Scheu vor der Erörterung irgend eines Problems bezeichnen darf, wirkt lähmend auf den Leser, so sehr auch die Eintönigkeit seiner

Digitized by Google

Schilderungen und Mitteilungen durch Bilder und Beziehungen unterbrochen wird, in denen wir den großen Lyriker Mörike bewundern. Das sind dann feine lyrische Farbenflecke in einer breiten, schwäbisch-geschwätzigen Prosa. Wie lieblich weiß er seinem Freunde Waiblinger einen Morgen zu schildern, an dem ihn der Regen an sein einfaches Stübchen fesselt. Alle Fenster läßt er offen, damit er dem frischen Regen, der immer kernhafter auf die Bäume tröpfelt, fein behaglich zuhören kann. Da fühlt er, „daß es zuweilen höchst angenehm ist, wenn so der Tag recht früh mit Flößerstiefeln naß und melancholisch angerückt kommt. Dieser und dadurch gewissermaßen unser eigenes Wesen scheint dann einen bestimmten geruhigen Charakter zu bekommen, das Leben selber scheint, wie das Grün von Bergen und Bäumen, auf diesem sanften, aschgrauen Grunde erst recht beachtenswert und innig. Unser Innerliches fühlt sich sonderbar geborgen und guckt wie ein Kind, das sich mit verhaltenem Jauchzen vor dem nassen Ungestüm draußen versteckt, mit hellen Augen durchs Vorhängel, bald aus jenem, bald aus diesem vergnügten Winkelchen." Und ein andermal wieder weiß er von dem Regen, dessen Stimmung ihm lieb ist, zu sagen: „Jetzt goß der Regen in nasser platter Prosa nieder."

Ganz außerordentlich wirksam gestaltet er die Beobachtungen, die sich seinem Auge aufdrängen, zur Anschaulichkeit. Nicht dadurch, daß er sie rein objektiv, als Materie, als Ding an sich, auf den Leser wirken läßt, sondern dadurch, daß er ihren Inhalt durch die Schilderung seines jeweiligen seelischen Zustandes, der sich in ihm ausgelöst hat, erhöht. So haben wir die Empfindung, als ob wir das Beobachtete körperlich fühlen in eigener Wahrnehmung. Seine Beschreibungen, die er der Braut, der Mutter, den Freunden von seinen Reisen gibt, sind sicher in der Silhouette, scharf und prägnant in der Hervorhebung des Bedeutungsvollen und wissen durch treffende Bemerkungen, oft durch ein witzig gegebenes Beiwort die flüchtige Skizze zu einem Bilde zu erweitern.

Die gleiche Subtilität beobachtet Mörike in der Zeichnung innerer Erlebnisse, in der Charakterisierung seelischer Vorgänge, wobei er Eigenes mit reiferer Gewißheit wiederzugeben weiß, als Erklärungen von Geschehnissen auf seiten der Verwandten und Freunde, wie sie sich in ihrer Seelensprache durch Handlungen offenbaren, unabhängig und ohne Voreingenommenheit zu finden. Sonst hätte er nicht mit philiströser, moralischer Überhebung ein so unverständiges Urteil über den Bruder abgeben können, der durch seine politischen Überzeugungen in eine Untersuchung verwickelt wurde, die auch Eduard Mörike hätte nachteilig sein können. Er sagt: „. . . und der Vorwurf bleibt ihm, den Frieden der Familie auf eine unverzeihliche Art gestört zu haben." Und Mörike selbst hat gewiß in seiner Sturm- und Drangzeit, als sich sein ganzes Wesen gegen den ihm verhaßten Beruf eines Theologen auflehnte, seiner Mutter nicht immer friedereiche Stunden bereitet. Davon geben die Briefe Zeugnis, die er der Mutter schickt, um sie über seine Kämpfe und Sorgen zu beruhigen. Eduard Mörike war nichts weniger als ein Tatenmensch. Sein Gemüt war zu weich und schreckte vor der Berührung mit der Außenwelt zurück, sobald er in seinem Handeln und Wollen in Mitleidenschaft gezogen werden konnte. Einen wichtigen Aufschluß über sein Innenleben, über die weibliche Genügsamkeit seiner Seele, über die Unselbständigkeit seines eigenen Selbst und die Abhängigkeit im wechselseitigen Verkehr mit Frauen gibt uns die Stelle eines Briefes an Wilhelm Waiblinger. Seinen Freunden gegenüber spricht er davon intimer, als er es z. B. seiner Braut gegenüber tut.

Digitized by Google

„ . . . Es ist überhaupt in meinem wirklichen Zustand ein besonderer peinlicher Zug, daß alles, auch das Kleinste, Unbedeutendste, was von außen Neues an mich kommt, irgend eine mir nur einigermaßen fremde Person, wenn sie sich mir auch nur flüchtig nähert, mich in das entsetzlichste, bangste Unbehagen versetzt und ängstigt, weswegen ich entweder allein oder unter den Meinigen bleibe, wo mich nichts verletzt, mich nichts aus dem unglaublich verzärtelten Gang meines inneren Wesens herausstört und zwingt. Mit meiner älteren Schwester besonders und mit Klärchen treibe ich mich um. Du begreifst nicht, welchen Einfluß jene auf mich ausübt, und wie wir uns von ferne verstehen; ja sie hilft mir oft, ohne es nur zu wissen, dem Verständnis meiner selbst auf die Spur, wovon ich dir jetzt absichtlich nur ein höchst unbedeutendes Beispiel geben will. Tret' ich mit ihr in ein Zimmer, dessen Tapete und sonstiger Ausdruck mir neu und unterhaltend ist, und antworte ich auf ihre Frage, wie mir das alles gefiele, fast mit Entzücken über einen solch anmutigen Aufenthalt, so kann mich zwar ihre ganz entgegengesetzte Ansicht sehr frappieren, dennoch aber, während sie die einzelnen Gründe dagegen schnell und leicht anführt, wird mir die ganze Herrlichkeit auf einmal zu nichts, und ich finde, daß auch bei mir im Hintergrund eine Stimme ganz dunkel schon dagegen gewesen ist, die vielleicht nur durch das Bestechende irgend eines zufälligen Reizes unterdrückt ward; und von jetzt an scheide ich mit lebhaftem Mißfallen von dem Zimmer, das um seiner sonderbaren, geheimnisvollen Einsamkeit, ja sogar um des darin verbreiteten Geruches willen meiner gegenwärtigen Stimmung so sehr entsprochen hatte. Ich sehe nun auch wirklich das ein, daß selbst dieses Behagen an der mystischen Abgeschiedenheit blos Selbsttäuschung war, kein reiner, bleibender Genuß, nicht ein lauterer, sondern ein höchst unfreundlicher Eindruck.

Und so gehts durchweg in den bedeutendsten Lebensbeziehungen, so daß dieses oder jenes schöne Verhältnis, wie ich es bisher mit einem eigenen Gemisch von Lust und Unlust und darum nach meiner Art mit einem Übergewicht der letzteren betrachtete, nun, nachdem die Schwester mirs unwillkürlich von einer anderen Seite gezeigt und mit treffenden Worten klar ausgesprochen hat, eine unbegreiflich günstige Änderung für mich erlitten zu haben scheint, einen überaus liebreichen, herzlichen Bezug für mich gewonnen hat. — Auf eine andere Art stehe ich mit Klärchen: Da ist die Bewunderung auf ihrer, die Wirkung oder vielmehr der Betrug geht von meiner Seite aus. Ich mache ihr tausend (jedoch unschädliche) Sachen und hohle Nüsse vor, wodurch sie außer sich selbst gesetzt wird und mich mit großen Augen ansieht, bis wohl auch zuweilen diese Bewunderung in ein lautes Schreien, Weinen und Hilferufen gegen das zitierte Geisterreich ausschlägt . . ."

Mit gutem Bedacht habe ich diese Briefstelle ganz ausgehoben. Sie gibt nach mehr als einer Seite feine Einblicke in das seelische Leben des Dichters. Vor allem interessiert uns dabei die eigenartige Stellung der Schwestern zu dem ganzen Wollen und Verlangen des Dichters. Die Liebe, die ihn mit der älteren, Luise, verknüpft, zu der er mit all seinen Herzens- und Lebensangelegenheiten kommt, Hilfe, Trost und Ermunterung suchend, überträgt er nach ihrem frühen, von ihm auf das Bitterste empfundenen Tod auf Klärchen, die ihm in späteren Jahren als Schwester und Freundin unentbehrlich wurde. Zumal als das Verhältnis zwischen Mörike und seiner Frau immer unerträglicher sich für beide Teile gestaltete. Dabei konnte der Dichter sich leichteren Herzens von seiner Frau als von seiner Schwester trennen. Die Dokumente darüber wird uns hoffentlich der zweite Band der Briefe nicht vorenthalten. Gewiß trug Mörike an der Spannung zwischen den Eheleuten nicht die wenigste Schuld, so gern man ihn auch davon freisprechen möchte.

Von Mörikes Beziehungen zu den Frauen tritt im ersten Briefbande das Verlöbnis mit Luise Rau in den Vordergrund. Es bildet eine Episode für sich, durchzittert von tiefstem Gefühl, dargestellt mit einer reichen Innerlichkeit und herzlichstem Begehren auf seiten des Liebenden, weich in den Linien, schwärmend über die Gegenwart hinaus in die Stunden, wie sie einst sein werden, wenn sie in ihrem Pfarrhaus allein und eins wirtschaften. Klar und rein ist seine Liebe, erhaben über jede Mißachtung und Anfechtung. Aus vollster Seele fleht er das geliebte Mädchen an, gegen jeden Argwohn und gegen jedes Mißtrauen, das gehässige Reden hervorzurufen sich mühen, anzukämpfen, um

Digitized by Google

jede Trübung ihrer keuschen Neigung zu vermeiden. Er schwatzt sich selig in Träume hinein, deren Süßigkeit er auskostet wie ein Kind, das den leisen Honigtropfen aus der Kleeblüte saugt und seine Würze auf der Zunge mehr ahnt als spürt. Er täuscht sich die Zukunft schon als Wirklichkeit der Gegenwart vor und schafft sich dadurch die weihevollsten Stunden, die ihn erquicken. Als er den Besuch der Braut erwarten kann, da schreibt er ihr in stiller Seligkeit: „Herz! und in vierzehn Tagen du bei mir! Wie werden wir so heimlich unsere zwei Stühle zusammenrücken, während der Topf im Ofen singt, die Morgensonne dir auf das Strickzeug in den Schoß scheint, ich dir eine Hand über deine Schulter legend, mit der anderen ein liebes Büchlein haltend und lesend, was du willst, oder schwatzend, was du willst! Und dann nach Tische ein Spaziergang, der uns die Gesichter anfrischt und die Gedanken klärt! Sodann der geruhige Abend, von keinem ungebetenen Gast gestört; man redet von alten und künftigen Zeiten, von Innerem und Äußerem —

Und nachts, wenn Träume uns umschlingen,
Wird alles wie ein Lied verklingen."

Allerdings schlafen sie jetzt noch in „zwei wohl separierten Stübchen," aber der Mond, der hier offenbar ein ganz besonderes Licht hat, bescheint das Kissen des Mädchen so gut wie das seinige, und die Träume kümmern sich nicht um Schloß und Riegel. In diesem herrlichen Traumland geht er ihr entgegen, erwartet er sie mit verzehrendem Bangen und genießt den Frieden ihrer Gegenwart mit allen Regungen und Schwankungen, mit allem lieblichen Hin und Her ihres Verkehrs. Und wenn die Geliebte fortgegangen ist, dann schreibt er ihr: „vor wenig Tagen noch ein Fürst im Überflusse deiner Liebe; jetzt nasch' ich an jedem verlorenen Bröselein und fühle wohl, daß es nicht sättigt."

Wie er vorher die stillen Reize der Erwartung ausgekostet hat, so sucht und findet er auch in dem Gefühl der Trennung seine Freude. Dort auf dem Stuhl in seinem Zimmer liegt ein Halstuch, das seine Luise um den Kopf gebunden hatte, als sie von Zahnschmerzen arg geplagt wurde. Jetzt nimmt er es behutsam auf, führt es wohl an seine Lippen, legt leise seinen Kopf in seine Weichheit und hat das Gefühl ihrer körperlichen Anwesenheit. In seinem Schreibpult liegen in bunter Mannigfaltigkeit nach Größe und Bedeutung, sauber mit Bändchen geziert und umwickelt, aus dieser oder jener Veranlassung seiner Braut abgeschnittene Haarlocken. Er gebraucht sie wie einen Talisman, ihr Anblick kann ihm Mut und Fröhlichkeit zur Arbeit und zum Schaffen geben. Ihre Briefe behandelt er zärtlich und bedeckt ihre Schriftzüge mit Küssen. Mörike ist verliebt wie ein Primaner, nur daß bei diesem augenblickliche, naive Sentimentalität, was bei jenem innerste Wesenseigenart ist. Der ganze Gefühlsinhalt seines Herzens will sich in ihre Seele ergießen, will ein eigener Bestandteil der Geliebten werden, um so einer im andern aufzugehen. „Wir sind es längst gewohnt mein teures Kind", heißt es einmal, „einander von der jedesmaligen Gestalt unseres Innern, wie sie bei aller Stetigkeit und Reinheit unseres eigentümlichen Verhältnisses, doch unter so viel überqueren Einflüssen von außen sich selten lange gleich bleibt, uns selbst zu wunderbarem Troste in gegenseitiger Kenntnis zu erhalten, und wenn ich jemals diese Pflicht versäumte, so konnte ich den doppelten Unsegen immer sogleich am eigenen Herzen empfinden: ich lebte von mir selbst getrennt und war wie einer, der die Heimat eigensinnig meidet, in deren Schoß ihm doch, wie er so deutlich weiß, der Friede gleich gefunden wäre." Aus diesem

Digitized by Google

Bedürfnis heraus gibt er ihr getreulich Kunde von allem, was er unternimmt, berichtet über das Kleinste mit der gleichen Genauigkeit wie über Dinge, die ihm von größerer Bedeutsamkeit sind, nur wird er bei der Mitteilung wichtigerer Angelegenheiten leicht ungeduldig und kurz. Die Sätze, die er sonst mit Sorgfalt und Ruhe ausarbeitet, wo er Periode an Periode fügt und mit einer gemütlichen Sicherheit über die Schwere ihrer Gliederungen gebietet, gewinnen an geschlossener Kürze und vermeiden das Langatmige. Das ist besonders der Fall, als er über die Mißerfolge seiner Bewerbungen um Pfarrstellen berichtet, auch dort, wo er gegen die langsam zerbröckelnden Beziehungen zwischen sich und der Braut ankämpft. Es ist nicht bureaukratische Genauigkeit, die ihn veranlaßt, bei jeder neuen Vikarstelle der Geliebten eine genaue Schilderung von der Umgebung, von der Lage seines Zimmers, von der Art der Beschäftigung, von der Reise nach seinem Bestimmungsort und der auf dieser berührten Ortschaften zu geben, sondern es ist vielmehr einzig und allein die Freude an der Schilderung, an einem Sichversenken in das rein Stoffliche, ein Vergnügen darüber, wie sich Satz an Satz gliedert und er beim Gestalten dieses Gefüges teils im Geiste noch einmal das Gesehene erlebt, teils sich mit etwas Neuem in Einklang zu setzen sucht. Da kommt es denn häufig vor, daß er durch die Trockenheit seines Berichtes verleitet wird, die Schwingen seiner Phantasie auszuspannen und über Raum und Zeit zu fliegen. Fast mit Schrecken merkt er dann plötzlich, wo er sich befindet, besinnt sich auf sich selbst, als ob er einen Schleier von seinen Augen lösen müsse, der ihn über den Augenblick hinwegtäuschte: „Aber nun hab' ich drei Seiten vollgeschrieben und im Grunde noch kein vernünftiges Wort, was man so darunter versteht: Keine ordentliche Schilderung meines pastoralischen Lebens, keine Amtsgefühle, nichts Hochehrwürdiges! Auch bin ich in der Tat nicht aufgelegt, dir dies Kapitel weitläufig abzuhandeln: ich möchte immer nur so fortphantasieren." Fortphantasieren mit dem Ruf der Sehnsucht: „Wenn wir nur erst unser Pfarrhäusle hätten!"

Mörike unterhält Luise Rau lieber mit einfachen Plaudereien, von denen er weiß, daß sie ihr Interesse gewinnen. Er weiß, wieviel er ihr zumuten darf in der Erörterung irgend einer Begebenheit. Fein besorgt ist er um ihre Seele, und er zergliedert sie sich in Gedanken fast ähnlich, wie es Novalis mit der Seele seiner Sophie tat. Den Eindruck, den er davon gewonnen, teilt er auch seinen Freunden mit, und voll innigster Freude und herzigstem Stolz entwirft er Wilhelm Hartlaub ein Bild seiner Geliebten.

„Mein Kind mußt du früher oder später doch sehen. Ein einfaches, heilig unschuldiges Wesen, das, weil andere es verkannten, lange im Unklaren über seinen eigenen tief verborgenen Wert war; seitdem ich sie kenne, erhob sich ihr Gefühl und Geist mit schöner Zuversicht, doch bildet ihre Schüchternheit noch immer ein reizendes Gemisch mit diesem neuen Leben. Sie ist verständig, vorsichtig, entschieden und im Affekt sogar überbrausend, zumal wenn's einem edlen Gedanken gilt, den man ihr bekämpft. Bei der Lektüre leitet sie, besonders in Dingen, die über den unschuldigen, keuschen Mädchenhorizont hinausliegen, ein niemals irrender Instinkt, dessen verlegener, kindlich origineller Ausdruck mich oft zur seligsten Freude vermocht hat; gewöhnlich lachen wir dann beide herzlich, und ich fühle ganz den zauberhaften Punkt im stillen, der mich von Anfang an sie fesselte. Ihr Äußeres ist zart und leicht. Wer ihr Gesichtchen beurteilt, sagte noch jedesmal, daß es mit längerem Anschauen nicht bloß gefällig sei, sondern ihre ganze Seele treu abspiegle. Mir ist sie so ergeben, als es nur ein Mensch dem andern sein kann, und ich denke dabei oft unwillkürlich schnell an dich!"

Er vermeidet in seinen Briefen alles, was ihrem Geist zu schwer sein könnte, und sucht auch dort, wo es nicht zu umgehen ist, für Schwieriges eine Formel, die das

Digitized by Google

Problem einfacher gestaltet. Wenn er auch in den meisten Schreiben immer nur von dem spricht, was er „vernünftig" genannt hat, wieder und wieder die Herrlichkeiten seiner Liebe darstellt, so hat er doch manchmal auch dem Verlangen nicht widerstehen können, ernstere Fragen, die ihn beschäftigen, zu behandeln. Dann findet sich am Schluß des Briefes aber eine demütige Bitte um Entschuldigung, wenn er ihr den Kopf „übervoll" geschwatzt hat: „Lies es aber doch noch einmal! ich bin gewiß, du wirst mich verstehen und mir recht geben, auch abgesehen davon, daß ich dein Eduard bin."

So sucht er seine Braut zu stützen und übernimmt ganz unbemerkt die Führung und Leitung ihrer geistigen Erziehung, weckt die Anlagen ihrer Seele zur Reife und lebt so von seinem stillen Vikarwinkel aus ein doppeltes, für ihn köstliches Leben. Doch er vergißt nicht, daß der Lehrende in der Anleitung zugleich lernt. Er selbst ist sich bewußt, daß er als Gebender auch Empfangender ist. In jener Zeit, die der Lösung des Verlöbnisses vorausgeht, gibt er zurückblickend sich gewissermaßen Rechenschaft über die Jahre gemeinsamen Verkehrs. „Seit wir uns kennen, es ist wahr, ist eine Veränderung meines Wesens vorgegangen, aber sie kann, wie ich dich gern überreden möchte und du künftig gewiß noch einsiehst, nicht anders als zum Vorteil unserer Liebe sein, so wie sie zuverlässig auch die Frucht derselben war. Ich bin ruhiger geworden, weil ich mich sicherer in mir selbst fühle." So sah auch Mörike in Luise eine Stütze seines eigenen Wesens. Um so tiefer erschüttert es ihn, als das Schicksal beide trennt. Er hat schwer darunter gelitten, und es dauerte lange, ehe er sich von diesem Schlag erholte. Zur Festigung seiner Stimmung trug nicht zum wenigsten bei, daß er nach kurzem Aufenthalt in Ochsenwang, Weilheim, Owen und Oethlingen endlich Pfarrherr von Cleversulzbach wurde. Das war im Jahre 1834, und ein Jahr früher löste sich das Verlöbnis. Wo Luise als Pfarrfrau wirken sollte, zog Mörikes Schwester Klärchen ein, sorgte für die Behaglichkeit des verzärtelten Bruders und hielt alles fern, was den Träumer in seinen Träumen und Spielereien stören konnte. Die Seele des Dichters schuf in dieser harmonischen Ruhe die klang- und duftdurchwehten Werke seiner Kunst, die seinen Namen langsam über die engen Grenzen seiner Heimat hinaustrugen. Der Verkehr mit der Außenwelt wird reger, ohne ihn selbst in ihren Lärm hineinziehen zu können. Er ist der Lauschende, dem die Natur ihre Offenbarungen zuraunt und der sie mit keuschen Händen aufhebt, um, reich durch ihre Gaben, aus diesem Reichtum anderen zu spenden. Hatte er sich in seinen Liebesbriefen nur mit sich und der Geliebten beschäftigt, so tritt jetzt seine Kunst und sein Schaffen mehr und mehr in den Schreiben hervor. Für sein inneres Werden und Wachsen bieten allerdings jene die wertvollsten Dokumente, in ihnen prägt sich das Wesen Mörikes am schönsten und reifsten aus; alles andere trägt nur dazu bei, den Eindruck dieser Wesenheit hie und da zu heben und zu verstärken. Darum gewinnt diese „Episode" für mich ihre überlegene Bedeutung über alle in dem Bande enthaltenen Briefe, die Mörikes Charakter in ihren Einzelheiten zu seiner Harmonie abtönen.

Digitized by Google

Kamps Kinder.

Von

Elisabeth Siewert.

Nachdruck verboten.

Der Postbote und Kamp, der schon seit mehreren Jahren in Libau Wirtschafter war, standen in der Mittagspause am Gartenzaun und unterhielten sich. Das kleine Fleckchen Erde, das den Vordergarten abgab, überdeckte eine Kürbispflanze von großer Pracht, eigentlich nicht viel mehr als diese, denn die gelben und lilaroten Sommerblumen führten nur ein geduldetes Dasein zwischen den mächtigen Blättern nnd den energischen Ranken. Der Postbote besah sich den großen Kürbis, der da im Grünen lag, die Farbe eines nackten Menschen hatte und auf seiner Rinde die aufgequollene Jahreszahl trug. „Ich würd' nich' nach Dombrowo zieh'n, ich nich'", sagte er kopfschüttelnd und überlegen, „nur nich' nach Dombrowo! Überall hin, nur nich' in das Nest. Das ist ein Nest!"

„Woher?" fragte Kamp. Er stand in Hemdsärmeln, eine kurze Pfeife rauchend, lang und kräftig da. Von Zeit zu Zeit warf er aus seinen braunen, cholerischen Augen einen Blick auf den Wirtschaftshof, den die schwarzweiße Herde, besonders dicht um die Pumpe, bedeckte.

„Als Kinder haben wir durch'n altes Fernglas noch vom Onkel her, der Uhrmacher war, oftmals nach'm Mond gekuckt. Da sahen wir nicht viel, aber wenn's in Dombrowo brannte, das ging gut durchzusehen. Rauf auf'n Boden mit'm ollen Glas nach der Luke. So'n großen feurigen Klumpen haben wir gesehen, richtig wie'n Höllenrachen. Nu' giebt's Malhör, so hieß es, irgend was. In Dombrowo brennt's."

„Na ja, und?" Kamp sah aus seinem kleinen braunen Gesicht streng auf den Postboten, der aber hatte nur Auge für den Kürbis.

„Wir rauf auf'n Boden, an die Luk' — jedes Mal. Es riß nich' ab mit Bränden in Dombrowo. Das ist da 'ne Sorte!" Der Postbote mit seinem strähnigen grauen Haar und den dicken Backen hatte das Aussehen und die Manier einer alten Klatschbase. Kamp widerstrebte diese Art ganz und gar, trotzdem wollte er mehr über Dombrowo hören.

„Und sonst, wer da hinzieht, verliert, der verliert. Vor Stücker zwanzig Jahren", der Postbote lächelte und lehnte sich bequemer auf den Zaunpfosten, „hat's da 'n Viehsterben gegeben, nur die Katzen blieben am Leben. Auf den Wiesen soll 'n bitteres Kraut wachsen, sagte meine Großtante, die von daher war. Die Cholera ist da, anno — na, wann war's gleich? — schlimmer gewesen, wie wo anders."

Kamp wurde ungeduldig: „So was wird man meist aus allen Dörfern hören, wenn man nachforschen tut."

„Na ja, sehr schön. In der Dürre vorvoriges Jahr sind Leute ausgewandert, weil die Brunnen vertrockneten; kein Wasser zu haben weder für Mensch noch Vieh, kein Teich, kein Fließ, kein nichts, weit und breit."

„Passen Sie man auf, Bladek, in dieser Ernte wird's mehr Wasser geben als genug, auch in Dombrowo, wie auch voriges Jahr kein Mangel war." Kamp lachte bitter auf und blickte wieder nach dem Hofe. Zwei junge Ochsen rangen mit gesenkten Köpfen miteinander, und der Hütejunge knallte mit der Peitsche.

„Na ja, sehr schön. Man sollt'n Bogen machen um so'n Ort wie das, aber nich' zu-

Digitized by Google

ziehen. Die Leute kommen da zu nichts. Der Acker ist hungrig durch und durch. Die Kathen bringen kein Glück. Wer drin steckt, muß aushalten, aber um Himmels Willen nich' zuziehen."

Kamp verfinsterte sich immer mehr. Er sah sich um, ob nicht irgend etwas vorkam, was das Gespräch unterbräche. „Da, wo ich mich ankaufen will, is sowohl 'n ausgiebiger Brunnen als auch gute Wiese, und der Acker ist im Zuge", erklärte er barsch.

Der Postbote lehnte sich weiter über den Zaun, der Anblick des Kürbisses machte ihn ganz benommen. „Sehen Sie, mein Schwager hat da auf dem End' gewohnt, wo Sie dran denken. Der Acker ist da besser, gewiß doch. Der Schwager zerbrach die Achse, als er hinfuhr. Na schön. Drei Wochen später hat ihn ein Wiesbaum erschlagen auf seiner eigenen Tenne."

Kamp zuckte mit den Achseln und zog Falten um den Mund. Über den Wirtschaftshof kamen zwei kleine Gestalten angewandert. Aus der frischen Farbenpracht der roten Stallmauern, der geteerten Pappdächer, der grünen Pappelbäume auf hellschimmerndem trockenen Grund, von blauer Luft umschlossen, kamen sie, ganz dazugehörig mit allem, was unter der Sonne glänzte, und furchtlos vor dem mächtigen Rindvieh, den unruhigen Hunden und dem blanken Geflügel. Hand in Hand kamen sie an, ein Junge und ein Mädchen. Gradewegs auf den winzigen Anbau des langen Viehstalles steuerten sie los. Das kleine Fensterchen, das war Vaters und Mutters Fensterchen, und die Haustüre war ihre.

„Hab 'n Wolf geseh'n," sagte der Junge mit einem spitzbübischen Blick aus glühend braunen Augen. „Bei die Kaulen hab' ich 'n geseh'n. Recht groß — wie'n Kalb, vorn Zähne wie Karo, aber größer, — hinten 'n Schwanz wie Karo, aber fechzig mal so lang." Er ließ Emmys Hand fahren und streckte seine dünnen Arme, so weit er konnte, aus, dabei sah er herausfordernd zum Vater auf, blähte die Nasenflügel und zog die Stirne kraus.

Kamp und der Postbote lachten.

Der Junge zeigte blitzschnell die Milchzähnchen in seinem zierlichen Mund und wurde lauter und prahlerisch. „Bei die Kaulen! Lauft hin und seht euch Wolf an! Ich kriegt' Angst." Er lachte wieder blitzschnell auf. „Ich sag: Emmy, sag ich, komm flink, der Wolf ist auf Kinder."

Emmy nickt ganz ernsthaft und blickt mit ihren Sammetaugen zum Vater auf wie eine kleine Heilige, die Schreckliches mit Geduld ertragen hat und glücklich entronnen ist und nun in Unschuld zehnmal schöner strahlt.

„Komm Emmychen, sag ich," fährt der Knabe fort, „wir laufen. Aber morgen und nächste Woche und alle Tage nehm ich 'n Stock mit. Auf Wölfe muß man Stock haben, das ist besser für Wölfe, da rennen sie, da rennen sie bis auf die nasse Wies', weiter rennen sie bis in die Mühl' und da — —" Ernst geht die Puste aus, sein feines Gesicht sieht ganz verzehrt aus vor Eifer und abenteuerlichen Einbildungen, die ihm durch den Sinn gehen und seinen Körper tragen. „Vatta", sagt er sich halb abwendend mit einem funkelnden Seitenblick, mit dem er Kamp zu bezaubern versucht, „ich möcht' 'ne große Peitsch' haben, wie auch die Knechte haben, 'n ganz große Peitsch' —" Das blanke, kleine Fensterchen klirrt, ein Frauengesicht mit glatten Scheiteln sieht heraus. Das eine hellblaue Auge schielt nach dem Wirtschaftshof, das andere richtet sich, wie es eigentlich beide wollen, auf die Kinder. „Mittag!" ruft sie mit melodischer Betonung, so wie sie jeden Tag freundlich zum Essen ruft. Kamp tauscht mit Bladek dem Postboten einen sympathielosen, schlaffen Händedruck und nimmt seine Emmy auf den Arm, seine Puppe, sein Herzblatt, und küßt sie, während er sie hereinträgt über das ganze glatte Blumengesicht. Wenn sie sich so beide haben, dann sind sie sehr glücklich.

„Du, bring mir Brief', hundert Brief' jeden Tag," ruft der Junge im Abgehen dem Postboten zu, der sich noch einmal den Kürbis ansieht. „Hundert jeden Tag und auch zwei an Emmy!" Ernst macht einen spitzen Mund, wirft den Kopf auf und verschwindet in seiner eigenen Haustüre wie ein kleiner König.

„Der Bladek rät mir ab von Dombrowo," sagt Kamp über dem Mittagessen zu seiner Frau.

Digitized by Google

„Was weiß denn der von Landwirtschaft," sagt Frau Kamp ein wenig verächtlich. „Der hat immer was zu nörgeln."

„Er sagt, in Dombrowo käme kein Mensch zu was, sondern verliert alles. Er würd' für'n Tod nich' dahin ziehn."

„Für'n Tod nich'," sagt die Frau, Ernst einen Klaps auf den Mund gebend, weil er pfeift und zugleich mit den Stiefeln an den Tischfuß poltert. „Für'n Tod nicht, aber für'n auskömmliches Leben auf dem Eignen, dazu zieht man nach Dombrowo."

Kamp macht eine Bewegung mit dem Kopf. Es sitzt da in seinem Gemüt wie ein Balken, an dem er sich stößt. Die vielen Brände, das Viehsterben, der Schwager mit seinem Unglück . . . . . Seiner Frau ist es garnicht recht, daß er sich von dem Postboten wieder schwankend machen läßt. Sie wollen doch nun fort aus Libau, das Grundstück in Dombrowo ist umständlich und eingehend besehen, es ist gehandelt worden, als sollte man davon krank werden, immer dasselbe und immer dasselbe. Ja, und es ist hier doch mancherlei, von dem sie loskommen wollen. Dies zur Wäsche gehen bei der Herrschaft, wo sie selbst alle Hände voll zu tun hat, ist der Frau zu viel, und die enge Wohnung, wo eins auf dem andern steht; nicht mal Emmys Bettchen ist aufzustellen, die Kinder müssen zusammen schlafen.

„Es gibt so Örter, die was von Unglück an sich haben," sagt Kamp.

„Man soll nicht abergläubisch sein", entgegnet ihm seine Frau rasch. „Wenn man's recht bedenkt, hat's überall Unglück gegeben, an jedem Ort."

„Ja, das schon," sagt Kamp gedehnt und aus einer schweren Brust, „aber es mag schon Ortschaften geben, wo so'n besonderes Kreuz drauf liegt. Wenn einem abgeredt wird . . . . Es braucht schließlich Dombrowo nicht zu sein." Kamp hilft Emmy mit einem Knochen fertig werden. Seine Frau fixiert ihn mit Ungeduld. „Sollen wir uns wieder aufs Ansehen von Grundstücken legen?" fragt sie. „Blos, weil es dem Bladek einfällt, alte Schnurren von Dombrowo auszukramen? Nee. Der Acker ist ganz gut, das Wohnhaus in Stand und groß genug, mit 'm Preis seid ihr einig. In Gottes Namen."

„Und wenn der Wolf kommt?" fragt Ernst und nickt und sieht sein Schwesterchen bedeutsam an. „Und wenn der Wolf kommt, dann geht er auf die Kinder. Auf die Emmy." Emmy verzieht den Mund und ängstigt sich, zwei klare große Tränen überwölben ihre schönen Augen.

„Nu' schwatz nich," sagt der Vater zu Ernst, und Emmy sieht ihn an und versinkt ganz in Liebe und Vertrauen, das spiegelt sich deutlich und lieblich in ihrem Gesicht. Sie will zu Vater auf den Schoß. Und er weiß sich nichts Besseres, als sie zu nehmen und zu halten, als wäre sie nun in dem sichersten Nest. Seine Frau stößt bei ihrem emsigen Abräumen des Eßgeschirrs jetzt an seinen Stuhl und dann an seine Schulter. Ja die, die ist jung und obenhin, denkt er, sein rauhes Kinn auf Emmys glatte, feine Scheitelhaare legend. Wer weiß, von wo die ihren Mut nimmt, daß sie immer meint, ihre Meinung ist richtig. Ich hab' die Verantwortung. Ich geb' was Festes auf und zieh' ins Ungewisse, ich muß auswählen und mich strap'zieren, daß ich nicht fehl greife und ins Elend komme. Warum schwatzt der Bladek so, wie er tut? Steckt da nich' was hinter, 'ne Warnung? Wer kann das wissen!

Ernst reitet auf seiner Mutter Ausstattungskasten und fängt von dem Berg an, den der Vater mal später machen wollte, ein Berg, auf dem er und Emmy spielen konnten, um den ein Weg in die Runde führt nach oben, oben steht ein Bänkchen, da kann man bis Amerika sehen, wenn man oben ist. Das war ein altes Gesprächsthema zwischen dem Vater und seinen Kindern. Was für frische Freude hatten sie schon davon gehabt! Wie stolz war Ernst darauf, einen Vater zu haben, der ihm einen Berg machen konnte!

„Wird schon dazu kommen," sagte Kamp, „wenn wir erst auf unserm Grundstück sind."

Ernst nickt und blitzt den Vater freundschaftlich an und strahlt in Vorfreude. Das sind keine Dummheiten, die wir besprechen, das will er ausdrücken. Wenn Vater ja sagt, dann ist das ja und gut.

* * *

Digitized by Google

Es kommt dazu, daß Kamp seinem Brotherrn kündigt. Er tut dies mit einer Schroffheit, die seinen alten Herrn unangenehm berührt. Man hatte sich in den sechs Jahren, in denen man miteinander geschafft, stets gut gestellt, und es wäre wünschenswert gewesen, wenn Kamp, noch ein Jahr wenigstens, geblieben wäre. Kamp war verbissen und zeigte gar keine Anhänglichkeit. Der Umstand, daß er nun wirklich nach Dombrowo zog, die Erregung, die es mit sich brachte, auf eigenen Grund und Boden zu kommen, das war es, weshalb in seiner Brust nun kein Raum blieb für das, was gewesen war. Vielleicht, daß er sich später besann und dankbar war für eine verhältnismäßig ruhige und bekömmliche Zeit. Er hatte hier in Libau, nicht mehr jung wie er war, Ende der Vierziger geheiratet. Eine viel jüngere, tüchtige, gute Frau hatte er zum Weib genommen, also einen guten Griff getan. Ihm waren zwei Kinder hier geboren. Seine Emmy und der Ernst. Alle liebten die Kinder. Sie wurden wie ein paar zahme Vögelchen, frei, lustig und reizend anzusehen, überall mit Wonne empfangen. So waren seine Kinder. Kamp wunderte sich nicht, daß seine Herrschaft so gut mit ihnen war. Was besseres gab es in Libau gewiß nicht.

Der Abschied war unter den Umständen ein wenig getrübt an Herzlichkeit und Reinheit. Kamp empfand seinen eigenen Mangel und wurde nur immer kürzer und knurriger. Und so zogen sie ab. Den Kürbis nahmen sie mit. Es war ein wenig regnerisch, ein wenig schwül, ein Sommertag im Herbst mit rascher Sonnenbeleuchtung und tiefem Schatten, die Bäume standen in vollem gelben Laub.

Frau Kamp nahm ihre Kinder gleich von Anfang an unter ihren Rock, jedes in einen Arm. Ernst ließ sich dies nicht lange gefallen. Es regnete noch nicht, und er war zu glückselig, um still zu sitzen. Er mußte doch den Braunen sehen, der das Gefährt zog und den Vater, der mit der Leine in der Hand daneben ging. Als sie vor das niedrige, strohgedeckte Bauernhaus kamen, hatte es da gerade abgeregnet. Ob das nicht ein Glück war! Alles frisch gegossen, und ein Regenbogen über dem Kiefernwäldchen am Kirchhof und sie ganz trocken angekommen. Ernst sprang um das Haus mit überschäumend glücklichen Geberden und Ausrufen: „Mein gutes Dach, meine schönen vielen Fenster, mein Holz, mein Stroh!"

Frau Kamp sagte: In Gottes Namen, als sie über die Schwelle schritt mit Emmy auf dem Arm, die eingeschlafen war; dabei sah sie zu ihrem Mann zurück, er sollte es hören, im Fall er noch immer den dummen Schnack von dem Postboten im Kopf hatte. Er war so ein Mensch von der Sorte, die alles lange Zeit bei sich tragen und dran würgen und drehen, die tagelang still und streng sind und nie vergessen. So war er, aber im übrigen ihr lieber Mann. Und es war ein Liebesblick und ein zärtliches Lächeln, mit dem sie ihn aufmuntern und ein klein wenig bevormunden wollte, und triumphierend war sie auch, da sie den Ankauf mit ihrer aufgeklärten, guten Meinung durchgesetzt hatte.

Es ging nun so schlecht und recht. Die Wiese hatte getäuscht, das Scheunendach war löchrig. Alle Hände voll zu tun, ganz gewiß noch mehr Arbeit als in Libau, aber aus dem Grunde nicht viel Zeit, um Vergleiche anzustellen. Zur Dankbarkeit für das Vergangene kam man vollends nicht, dazu war vielerlei angenehmer jetzt. Der Leuteärger fiel fort, die Abhängigkeit; alles, was man tat, tat man für sich. Das Dorf war düster, viel Armut und Unordnung drin und ein verstecktes, diebisches Wesen unter den Einwohnern. Man mußte sich fernhalten von den Nachbarn oder wenigstens sich seine Leute genau ansehen. Das taten Kamps.

Jetzt hatte Emmy ihr eigenes Bettchen. Das gefiel ihr so gut, daß sie eines Morgens erklärte, sie wolle nicht aufstehen. Die Mutter war beim Brotbacken und hatte keine Zeit, lange zu fackeln. Der Vater war ganz früh für zwei Tage verreist. „Raus mit dir!" rief sie und zog das Kind an einem Arm in die Höhe. „Wo ist schon der Ernst? Der spielt Schneeball, du Faulpelz! Ei, woll'n mal sehen, wo der Ernst ist!"

Emmy blickte der Mutter über die Schulter und sah, daß es draußen ganz weiß war. Sie staunte und dachte, sie fiele vom Stuhl in ein großes, großes, weißes Bett hinein. Sich an die Mutter mit Armen und Beinen klammernd, schrie sie auf.

Digitized by Google

Bumms, da flog etwas an die Fensterscheibe, ein grauweißer Klex, und Ernsts Gesicht, von einer Mütze mit Ohrenklappen umgeben, sah triumphierend herein.

Emmy weinte so kläglich, so schmerzlich, ließ so schwer ihr Köpfchen der Mutter auf die Schulter fallen, daß diese ihre Ungeduld mit dem Kinde los wurde. „Lieg wieder," sagte sie resigniert. „Was heulst du denn? Das war der Ernst, der schneeballiert."

Emmy blickte noch einmal nach dem Fenster in dieses ängstlich große, weiße Bett hinein, fing an zu zittern und ließ sich in ihr eignes heimliches Nest fallen. Da lag sie ganz still.

Ernst kam herein. Wie ein Großer trampelte er sich den Schnee von den Stiefeln. „Und Vater weg," sagte er plötzlich erstaunt. „Wo so was kommt, Vater weg?" Er hauchte sich in die Hände und trampelte aufs Neue. „Ich schmeiß die Fenster ein, übers Dach schmeiß ich," sagte er lachend. „Übern Schornstein schmeiß ich Schneeballen — hu, ja, dann fällt der Schnee durch'n Schornstein auf'n Herd, da haben wir heut Winterspeise zu Mittag. Mutter, Winterspeise, so viel, von hier übern Wald, allenthalben Winterspeise. Da essen wir so viel, bis wir dick werden wie die Mühle, so dick!" Ernst redete und tanzte und konnte sich vor Ausgelassenheit kaum bändigen.

„Still, still," sagte Frau Kamp, „sieh mal nach Emmy, die will nich' aus'm Bett." Und sie lief fort, um nach ihrem Brot zu sehen. Als sie wieder kam, fand sie Ernst an Emmys Bett über sie gebeugt, und die Kinder tuschelten miteinander, lachten und küßten sich. Die Mutter schob den Jungen beiseite. Wenn Emmy ganz gesund war, dann sollte sie jetzt aufstehen, aber Emmy lag da so rotbäckig, so großäugig und mit einem so sonderbaren Ausdruck der tiefen, ängstlichen Erregtheit, daß Frau Kamp meinte, sie müsse fiebern. Während sie sich mit ihr abgab, rekelte Ernst am Bettpfosten. „Ich will zu Bett wie Emmy auch," sagte er, die Faust auf dem einen Auge, mit dem andern lachte er die Mutter spitzbübisch an. Die Mutter schalt. Ernst blieb dabei, daß er müde sei und zu Bett wolle.

Der Wintertag war kaum aufgestanden, da war es schon mit ihm zu Ende. In der gelben Dämmerung lagen nun die beiden Kinder in ihren Betten. Ernst wurde es sehr heiß und sehr wunderlich, sobald er lag. Er wollte sich mit Emmy besprechen, das hatte er sich herrlich gedacht, von Bett zu Bett. Ihm kamen so viele Bilder vor die Augen, immer neue Bilder aus Libau und aus Dombrowo, alles ganz genau, damit hatte er zu viel zu tun. Und er ging mitten in den Bildern umher. Alles war leicht für ihn, laufen wie das himmlische Kind, der Wind, und reiten und — nein, es war zum lachen, daß sich die Hühner greifen ließen. Nur dunkel sollte es nicht werden und etwa der Wolf — dann schrie Ernst.

Bei einer Nachbarin, einer hartgewohnten, ältlichen Frau sprang gegen Abend die Türe auf, als sie gerade mit dem Aufwasch fertig war und sich zur Lampe mit einer Näharbeit gesetzt hatte. Die Tür sprang auf, und eine Frauensperson fiel herein, die Hände zuerst, und schlug auf die Knie und hob die verstauchten Hände auf und stammelte wie eine Irrsinnige: „Nachbarin, Nachbarin — — die Kinder! Barmherzige Nachbarin!"

Und die Gestalt kroch heran und griff wimmernd nach dem Rock der entsetzten Alten. „Mein Mann — die Kinder — Nachbarin."

Die Alte faßte Frau Kamp unter die Achseln und richtete sie auf. „Schrecken mich rein zu Tod," sagte sie entrüstet und stotternd. „Ja, zu Tod," hauchte Frau Kamp ganz sinnlos. Wie ein Stück Holz lehnte sie an der alten Frau.

„Nehmen Sie Ihren Verstand zusammen. Was ist denn! Was ist los mit den Kindern, mit'm Mann?"

Frau Kamp bekam Leben; ihre aufwärtsgedrehten Augen richteten sich gerade. Sie hob sich auf und zog die Alte mit sich fort, zu sich, über die Schneestraße in die Wohnung, an die Betten und wies ihr, was darin lag, und flehte und schrie, daß sie helfen solle.

Die Alte deckte die Kinder ab. „Helfen? Beten!" sagte sie rauh. Frau Kamp schob sie wild zurück. „Sie leben doch noch!" schrie sie sie zornig an. „Sie werden leben, bis

Digitized by Google

mein Mann kommt, sie werden leben und gesund sein!"

Aber Emmy war schon tot, und Ernst konnte nicht mehr fiebern, sein Herz hatte sich zu sehr abgehetzt beim Umtun in all den schönen Bildern, er ergab sich, er konnte nichts mehr sehen und tun.

Frau Kamp erwartete ihren Mann mit solcher Sehnsucht, als sei es das erste Mal, daß er zu ihr kommen sollte und sie ihm feierlich verkünden wollte, daß sie ihn lieb habe über alles und auf ewige Zeiten.

Da lagen die beiden Kinder nebeneinander auf mit klarer Leinwand bezogenen Brettern, ganz weiß, ganz schön. Es war zum Weinen, wie schön und wie weiß sie waren! Man konnte nur die Hände zum Himmel heben und sich wundern und fragen, daß es so etwas gab wie diese toten Kinder und beinahe lobpreisen und Gott danken, daß endlich einmal Engel auf der armen Erde zu sehen waren, und vollends in Dombrowo. Die Nachbarin hatte Kränze gewunden aus weißen Seidenpapierrosen, Myrtensträußchen, dem und dem in die Hand gegeben. Die besten Hemden hatten sie an, und die Haare waren gekämmt. Sie waren gewaschen. Als ob man Glieder aus Alabaster mit lauem Wasser wüsche, — die eigene Mutter staunte über diese Glieder, sie erschienen ihr fremd und ehrfürchtig. So schienen sie zu lächeln über ihren eigenen Staat. Und die guten Lichter brannten in gläsernen Leuchtern, drei bei jedem. Wenn man das so auf einmal sah, konnte einem der Verstand stehen bleiben oder sich verwirren. Jetzt streute die Nachbarin auch noch getrocknete Marienblätter und Kalmus auf den reinen Fußboden. Frau Kamp arbeitete und schaffte seit der Sterbestunde, und der Morgen war nahe. Die Nachbarin schaufelte draußen einen Steig für Kamp, wenn er nach Hause käme. Die schwarze, stille Nacht erhellte noch kein Morgen, nur das Licht aus den Fenstern glühte rot. Noch war immer mehr, dies und jenes im Haushalt würdig herzurichten, und immer wieder beteten die Frauen, so bald sie zu den toten Kindern kamen. Und es war wie ein heiliger Rausch, in dem sie lebten, besonders Frau Kamp war es so. Ihres Körpers war sie sich nicht bewußt, ihre Brust war hohl, ganz vertrocknet, das Herz ein leerer Krug. Das was sie bewegte, saß wie ein Licht auf ihrer Stirn und erleuchtete sie und trieb sie an, stark und begeistert zu sein. Beim Knien fühlte sie die harten Dielen nicht, und die Gebete flossen ihr zu wie noch niemals, denn sie war eine recht zerstreute Beterin gewesen bis dahin. Wenn ihr Mann nun käme, würde sie ihm entgegen gehen und sagen: Wir haben zwei Engel in unserer armen Stube. Gott hat unsere lieben Kinder genommen und er zeigt uns zugleich, daß wir zwei Engelein zu Kindern hatten. Störe sie nicht und bete.

* * *

Kamp kam nach Hause gestapft; von der Fußtour in dem losen Schnee und einer Fahrt, teils in der Eisenbahn, teils über Land war sein zäher Körper doch etwas erschöpft. Schließlich war er nicht mehr der Jüngste, und die Zeit, seit er das eigene Grundstück besaß, hatte an ihm gezehrt, doppelt so stark, wie die als Wirtschafter. Seine Frau kam ihm auf einem sorgfältig geschaufelten Weg bis an die Pforte im Zaun entgegen, durch die offene Haustüre und das Fenster sah er helles Licht. „Na nu? Weihnachten hat doch noch gute Wege, was soll denn das?" fragte er unwirsch über die Verschwendung von Licht. Der Frau versagten die Worte. Sie warf sich ihm an den Hals und streichelte seine Backen, drückte seine Hände und legte die Stirn darauf, dabei stammelte sie Worte von Gott und Engeln und der Seligkeit.

Kamp war gereizt, eine Angst, ein Brand stieg ihm in der Brust auf. „Hast du deine Sinne nicht, zum Kuckuck! Was redst du da?" Da sie bei ihrem Stammeln und Liebkosen blieb, schob er sie wild bei Seite. In der Haustür kam ihm eine fremde Frau entgegen, die verbeugte sich und schluchzte und redete ebenfalls von seligen Engeln und dem Willen Gottes.

„Was ist denn los?" schrie Kamp. „Was, meine Kinder?" Er sah die beiden Weiber an, die ihm die Hände auflegten, als wolle er sie mit den Flammen seines Entsetzens verbrennen. Sie hielten ihn an seinem Rock. Frau Kamp fiel auf die Knie. Es war im

Digitized by Google

Hausflur, von da aus sah man nicht, was die Stube furchtbar Schreckliches, Herrliches barg — nur das stille volle Kerzenlicht. Kamp trat über seine knieende Frau herüber, stieß die Tür mit dem Fuß auf und sah seine beiden weißen stillen Kinder im Rosenschmuck, im Lichterglanz.

Es war ein ungeheuer großes Unglück, das Schmerzlichste, was ihm geschehen konnte. Wie sollte er das fassen? Wenn er sich nicht Weste und Hemde aufriß, dann barst sein Herz. Mochte es bersten; auf dem Fleck seinen Geist aufgeben, wo dies geschehen war, das wäre das beste. Man sollte ihn ungeschoren lassen, ihn nicht anrühren. — Kein Wort, vor allen Dingen keine Gebete und Redereien von Engeln und Gottes Ratschluß. Dies war mehr, als man damit abtun konnte. Dies waren Ernst und Emmy, beide Leichen! Rechenschaft wollte er fordern über die unmenschliche Grausamkeit, die sie dahingestreckt hatte. Sein Weib! Nein, sein Weib konnte er nicht ansehen, sie hatte die Kinder sterben sehen. Warum starben sie? Er knirschte mit den Zähnen und fuhr an die Wand wie ein wildes Tier. So war einem zu Mut, der von einem Felsen stürzte und mit zerschmetterten Gliedern in einer grausigen Schlucht zum Bewußtsein seiner Lage kam. Es murmelte über seinen gesträubten Haaren. Die Frauen beteten: „Wie sie so sanft ruhn". Kamp schrie mit Tränen, sie sollten aufhören, fortgehen, aus der Stube gehen. Dann schlich er gebückt zu seinen Kindern. Er betrachtete sie, er lauschte, er mußte die Stille feststellen, diese tiefste Stille, die uns bewußt wird, die in ihren toten Körpern. Kein Geräusch! Schnee fiel draußen vom Dach, so klang es. Da lagen Ernst und Emmy. Kamp holte sich einen Stuhl, seine Gelenke knackten. Er setzte sich hin und fühlte, wie Grimm und Schmerz an ihm rissen und ihn zunicht machten. Und alles vor und um ihn war leer und albern, wo dies geschehen war.

Es war ein großes, schweres Unglück, aber wie Kamp es auffaßte, was er daraus machte, wie es ihn veränderte, das war noch nicht dagewesen, behauptete man im Dorfe. Er sagte: „Das, was ich verloren hab, so'n Verlust ist auch noch nich' dagewesen. Wem ist eine Emmy und ein Ernst gestorben an einem Tage? Wer hat sie gekannt? Wohl nur ihr Vater!" Das war ein Seitenhieb auf seine Frau, die nichts tat, als laut und leise beten, während sie für zwei schaffte und arbeitete, denn ihr Mann war wie gelähmt an Gliedern und blöde im Geist. Dann und wann heimlich in der Kammer brach sie zusammen. Die Erinnerung aber an die Nacht, da sie die Kinder verloren hatte und Gott lobpreisen und danken konnte, riß sie wieder in die Höhe. Gott liebte sie, weil er sie so schwer züchtigte.

Die Kinder mußten begraben werden. Das Ehepaar verstand sich in nichts, was sie dazu verabredeten. Kamp wollte sich arm machen für seine toten Kinder, und seine Frau hatte nur im Auge, was üblich war und nannte das Mehr Unvernunft und Hoffärtigkeit.

Bei dem Begräbnis auf dem hochgelegenen Kirchhof, der von einer Seite von einem weitläuftig stehenden kurzen Kiefernwald, die Bauernheide genannt, von der andern Seite von einem Exerzierplatz begrenzt wurde, benahm sich Kamp so sonderbar, daß seine Frau aus der bangen Erwartung garnicht herauskam. Zuerst zeigte er Ungeduld bei der Rede des Predigers, stöhnte auf und trat mit dem Fuß auf, während er Undeutliches murmelte. Alles, was der Prediger in seiner Rede sagte, machte ihn so entsetzlich ungeduldig, verletzte und beleidigte ihn. Der fremde Mann wollte wohl über seine Emmy und seinen Ernst aburteilen! Der wollte wohl Bescheid über seine Kinder wissen! Fort in die Erde mit ihnen, die schon das Maul aufsperrte! Er mußte es ausleiden, ausleiden ganz allein und es gab keinen Trost! Welche langweiligen Vergleiche mit Knospen und keimenden Saatkörnern! Das, was zur Landwirtschaft gehörte, sagte er sich längst allein und viel anderes. Seine Frau hielt ihn am Rock, an seinem Alltagsrock, denn er hatte seinen guten Tuchrock nicht anziehen mögen. Ich hab' doch nichts, was meinen Kindern Ehre erwiese, hatte er gesagt und hatte ihn wieder von den Schultern gerissen und nur die gute Hose und Weste anbehalten. Vielleicht hätte man von Sternen sprechen können, wenn man von seinen

Digitized by Google

Kindern reden wollte. Über einen so recht verqueckten, lüderlich bestellten, trocknen Acker, über einem verwahrlosten Gehöft an einem Sturmabend im Herbst, der Frost brachte und Schneewolken, wo noch die Kartoffeln in der Erde steckten, da sind plötzlich zwei Sterne in ganz heiterem windstillen Blau zwischen den Wolken aufgegangen. Und nicht nur Licht geben die Sterne, sondern sie träufelten Tau herunter, der nährt und erquickt und wärmt und gut tut: so waren seine Kinder gewesen.

Zu Ende, zu Ende, murmelte Kamp, und das war unpassend, denn es konnte auch auf die Rede des Predigers gemünzt sein. Kamp kannte sich selber nicht, er fühlte den Doppelsinn und bereute ihn nicht, und keine Scheu, weder vor dem Pfarrer noch sonst wem kam ihm. Der Kaiser hätte können über den Exerzierplatz angeritten kommen, es hätte ihn nicht eingeschüchtert.

Als es dazu kam, die Erde nachzuwerfen, küßte er die Erde oder er senkte doch sein Gesicht darauf und stand und wankte, als müsse er ins Grab fallen. Man stützte ihn. Die Dombrowoer Erde, die hungrige Erde, jetzt hat sie das Beste, jetzt hat sie ihr Teil, sagte er außer sich, schleuderte die Erde von sich und ließ sich fortführen. Man kam auf den Gedanken, daß er vor Schmerz sich angetrunken hatte, er, der sonst so nüchtern und anständig war. Ein paar Schritt ging er mit seinen Führern, dann riß er sich los und stürmte zu dem Grabe zurück, wo der Totengräber und sein Neffe emsig schaufelten. Da hielt er zum Entsetzen seiner Frau und der Andern, ausgenommen die rohen Naturen, die sich über Absonderliches nur vergnügen, eine Art Ansprache. Er setzte auseinander, wie seine Kinder gewesen waren, garnicht zu begreifen. Alles hätten sie verstanden, für alles hätten sie ihn belehrt und für alles getröstet. Jeden harten Schlag hätten sie beschwichtigt, ob es nun ein Fall mit dem Vieh war oder mit der Witterung oder Leuteärger. Gut hätten ihn seine Kinder gemacht, ihn richtig beschwichtigt, wenn ihn die Wut faßte.

Kamp war nicht betrunken, sondern stand ganz fest und redete garnicht schlecht. Seine Augen nur waren schrecklich und nicht zu ertragen, denn sie schienen nichts zu sehen, sondern verbrannten in sich selber, und sein Gesicht war ganz klein geworden, der Hals lang.

„Mann, denk an Gottes Willen und daß es die Kinder jetzt gut haben," sagte seine Frau, sich nahe zu ihm stellend. „Und komm nach Hauf'."

„Und in Libau," fuhr Kamp mit Heftigkeit fort, sich nach denen umwendend, die sich davon machten, „in Libau vor'gen Sommer, als mich der Schweizer bis auf die Knochen mit seinen Gemeinheiten und Untreue geärgert hatte, da sind sie gekommen wie die Engel und haben mich an den Händen genommen und haben mich nach dem Hühnerstall abgeführt ein Ei suchen, wo ich nach der Häcksel-kammer wollt'. Da band der Schweizer Heu." Kamp zitterte und bewegte seine Hände auf und ab. „Wegen einem Ei zogen sie mich hin. Der Ernst sagte: Vatter, sagt er, glaub man, so'n Ei ist groß, das ist manchmal so groß wie'n ganzes Libau. Versteht Ihr das? So groß — er meinte, wenn ein Mensch geht und bückt sich nach 'nem Ei, da kann er in der Zeit zur Besinnung kommen und war auf 'm Wege weiß Gott, auf Tod und Leben 'nem Feind an den Kragen zu gehen und ein Verbrecher zu werden." Frau Kamp besann sich auf die Begebenheit, sie hatte die Kinder geschickt, weil ihr angst war wegen dem Zusammenstoß mit dem wütenden Schweizer. Aber das tat nichts zur Sache. Wie sie es angefangen hatten, den Vater fortzubringen, nicht ein Mal, viele Male! Aber wenn er nur jetzt kommen wollte —

„Und so waren meine Kinder. Da war ein Sinn darin, was sie sagten, daß ich mich oft verwunderte und dachte, wie kann das sein, sind doch kleine Kinder. Und sie müssen hier in der Erde faulen, sie müssen erwürgt sein und waren unschuldig und niemand zum Ärgernis," fuhr Kamp mit lauter anklagender Stimme fort.

„Es ist ein großes Unglück," sagte ein schmächtiger Familienvater bekümmert. „Die zwei Einzigsten!"

„Aber ich werd' meinen Kindern ein Denkmal setzen, das werd' ich," sagte Kamp mit schweifenden Augen, die Fäuste auf der Brust. „Hier auf'm Kirchhof werd ich 'nen Hügel aufführen mit einem Weg rauf und oben eine

Digitized by Google

Bank. Zum Andenken für Ernst und Emmy. Ein Ständer mit 'ner Holztafel und ringsherum Gebüsche und Blumen. Damit man's überall sieht, dazu ist der Platz gut. Zum Andenken für Ernst und Emmy."

Der Ortsschulze und sein Schwiegersohn, der schmächtige Familienvater, beteiligten sich mit Ratschlägen an dem Plan, damit sich Kamp beruhigen sollte.

„Sie brauchen jetzt nicht so viel Aufhebens und Denkmäler, Mann," sagte die geängstigte Frau Kamp. „Sie sind Engel bei Gott, ihnen geht nichts ab."

„Aber mir gehen sie ab," fuhr sie ihr Mann an, über sie fort mit den Händen weisend, „im Himmel mögen genug Engel sein, das mag seine Richtigkeit haben oder nicht. Doch hatt' —" Kamp schlug sich auf die Brust, „ich hatt' meine Kinder nötig hier auf der Erde in Dombrowo, mir waren sie Engel. Und wer sie mir nahm, der machte mich ganz zu schanden und nicht fromm."

Frau Kamp bückte sich entsetzt und betete.

„Und wenn das Denkmal fertig ist, dann werd ich auch sterben, dann bin ich auch fertig."

Kamp wollte sich nun gleich an das Abstecken des Bodens machen, trotz der Schneeschicht. Der Ortsschulze hielt ihn zurück. „Noch gehört er garnicht Ihnen, Kamp. Und ist noch die Frage — Gehen Sie jetzt nach Haus, Kamp, trinken Sie, essen Sie was. All das Grämen und Bäumen hilft nichts, das will getragen sein." Der Schulz führte Kamp fort, der es einsah, daß das Abstecken noch nicht lohnte. Er konnte sich auf Papier einen Plan machen.

* * *

„Ob eine Mutter nicht grausam genug darbe und traure in den leeren Stuben? Und all die kleine Wäsche und die leeren Betten? Er tue gerade so, als hätte die Mutter nicht das richtige Herz für ihre Kinder gehabt!" Das sagte Frau Kamp gekränkt zu ihrem ganz veränderten, finsteren, von ihr abgewandten Mann und wartete auf eine Entgegnung. Als keine kam, fuhr sie fort: „Bedenkst du denn gar nicht von wem solch Trübsal kommt? Der Herr hat's gegeben, der Herr hat's genommen! Gottes Wege sind dunkel, aber sie führen zum Licht."

„Ja, ja," sagte Kamp, seine tränenroten Augen reibend. „Das ist ja ganz klar!" Er lachte auf. „Tröste du dich damit und sei zufrieden. Schön, sehr schön. Mir ist das dunkel, was dies für eine Wohltat von Gott sein soll!" Er sah seine Frau kalt und fremd an. Elend genug sah sie aus mit ihrem schielenden Auge und gänzlich ergeben. Abgemagert war sie, die Hände knochig. Sie war nicht schön. Er schmachtete nach seinen Kindern; seine Kinder waren schön gewesen.

Da fand sie etwas beim Kramen in der Schublade, ein paar kleine Faufthandschuhe aus grober Wolle. Für diese Händchen solche groben Dinger! Gleich kamen der Frau Tränen und dann kurzer Hand das Gebet, dazu ging sie in die Kammer, da hörte ihr Mann ungefähr den Wortlaut. Bald kam sie getröstet wieder. Wozu 's gut ist, weiß Gott allein, meine arme kleine Emmy sollt sich nicht auswachsen und müd arbeiten, die wurde gleich bei Zeiten ins Paradies versetzt.

„Meine Frau ist schwach von Geist, weil sie sich immerzu mit Gebeten betäubt. Sie kann nicht leiden," so dachte Kamp. Er litt, er litt ohne Ablenkung, ohne Betäubung bei lebendigem Leibe. Er schmolz dahin in unendlicher Rührung, in einer schmerzhaften Zärtlichkeit beim Anblick der Faufthandschuhe. Seine ganze Seele war eine Wunde, und er wollte von Wundwatte nichts wissen, denn nur so konnte er um Ernst und Emmy trauern, wenn er sie täglich vor Augen und im Sinn hatte. Seine Kinder hatten Aufrichtigkeit und Mut gehabt. Die hatten offen gesagt, was süß, was sauer war; wenn sie sich fürchteten, verhehlten sie das nicht, und wenn es ihnen ankam, sich zu freuen, dann nahmen sie den Mund voll vor Glück. Solche Geschöpfe täglich zu besitzen und dann plötzlich eine große Leere und kein Wesen auf der Welt, das ihnen gleich war, dafür gab es keinen Ersatz im Gesangbuch.

„Mann, du sitzt nu' wieder seit zwei Stunden auf einem Fleck. Geh, hack' mir Holz, ich back' morgen Brot," sagte Frau Kamp in klagendem Ton.

Kamp fuhr zusammen. Meine Stimme tut ihm weh, dachte seine Frau, das ist noch das allerschlimmste: keine Kinder und der Mann wendet sich ab! „Die Arbeit muß doch

Digitized by Google

versehen werden, lieber Mann. Das Vieh will sein Teil. Du mußt heut noch Rübenblätter aus der Miete graben."

Um zu erproben, ob ihre Nähe ihm auch lästig war wie ihre Stimme, sie wollte nicht recht daran glauben — stellte sie sich neben ihn. „Ja, Ja," sagte er und ging im Bogen um sie herum zur Türe, da blieb er stehen und warf ihr einen gehässigen Blick zu. „Und hat der Bladek nicht gewarnt und getan, wir sollten nicht nach Dombrowo?" fragte er grollend. „Hat er nicht gesagt, hier hat sich das Unglück festgesetzt, und wer hier zuzieht, verliert? Und wie der Ernst —" Kamp zitterte der Kinnbacken — „wie der Ernst gerade vom Wolf erzählen mußte, zur selben Stunde, war da nicht eine Warnung und eine Kenntnis davon, wie's kommen sollte? Der Wolf ist auf die Kinder . . ." Kamp drehte sein Gesicht dem Türpfosten zu und weinte.

Seine Frau stand wie verdonnert. „Nein, wenn du mir das zum Vorwurf machst, dann ist das ungerecht," sagte sie gekränkt und wund, aber mit Standhaftigkeit. „Ich sag' noch heut: abergläubisch soll man nicht sein. Und sterblich waren unsere Kinder überall." Kamp zitterte und schluchzte. „Ja, Du mit Deiner Klugheit!" schrie er dann auf: „Wir waren sichtbarlich gewarnt, zweimal gewarnt. Aber Du, obenauf, als weißt du alles im voraus, wie's kommt, schlägst alles in den Wind! Du tust dich wunder was, weil du sagst: im Namen Gottes."

Es ging zum Frühling, als Frau Kamp eines Abends zu der Nachbarin herüberschlüpfte, mit der sie seit dem Todestage ihrer Kinder bekannter geworden war. Die junge Frau saß bei der Alten, und es war kein Anfang zu finden. Die Alte war auch zu barsch und kurz, und besser wäre es wohl, die Junge ginge wieder, wie sie gekommen. O mein Himmel, aber das Gemüt war zu bedrückt! Von wem sollte ihr denn einmal ein Wort kommen, das beriet, wenn nicht von einer alten klugen Frau, die viel erfahren hatte?

Die Alte machte Licht an, denn die schmale Sichel, die durch das blaue, kleine Fenster sah, gab keinen Schein. Nun nahm sie einen Strickstrumpf vor mit groben Nadeln, setzte sich mit kurzen, harten Bewegungen zurecht und senkte die runzliche Stirn über die Arbeit.

„Mit meinem Mann ist jetzt nicht leicht auszukommen," fing Frau Kamp zögernd an. Auf den Lippen brannte ihr ordentlich die Klage über ihren Mann, die zum erstenmal darüber ging. „Er sucht Streit. Ich mach' ihm nichts nach seinem Sinn. Meine Frömmigkeit wirft er mir vor!" Sie fühlte ihre Nase kalt werden und blinzelte auf ihren Ehering herab. „Als ob man zu fromm sein kann!"

„Na, gewiß doch!"

„Man kann zu fromm sein?" erkundigte sich Frau Kamp.

„Na gewiß," sagte die Alte. Sie hatte mit ihrem Sohne, dem sie wirtschaftete, Ärger gehabt und war in grimmiger Laune.

„Sagen Sie mir, Nachbarin, wie meinen Sie das?"

„Na — das kann auf verschiedene Art sein. Wenn eins immer das Wort Gottes im Munde hat und der andere ist streng und findet sich nicht leicht aus und keine Worte, dann muß ihm das auch zur Last fallen, wenn er immer übertrumpft wird."

„Im Munde führen?" sagte Frau Kamp und errötete. „Wenn einem aber das Wort ganz von selbst in den Mund kommt und man weiß sich nichts Besseres bei allen Sachen?"

„Na, denn soll man sich auch begeben und weiter nichts wollen, als vom lieben Gott verstanden zu werden." Die Alte schlang ihren Faden drei Mal um den Finger und greinte vor sich hin.

Frau Kamp errötete noch tiefer. „Man ist aber doch nicht allein und soll in einer christlichen Ehe leben." Nach einer Pause fuhr sie fort: „Besinnen Sie sich noch, Nachbarin, auf den Abend, wo meine Kinder starben und ich kam sie holen?" Die Alte nickte gleichmütig.

„Wissen Sie noch, wie wir da gesonnen waren, und solche Erleuchtung kam über uns, daß wir mit Freuden schafften und schmückten zur Ehre Gottes? So tat ich, die Mutter, und dankte Gott." Frau Kamp sah aufwärts und hielt den Atem an und langte mit ihren Geisteskräften herauf in jene wunderbare Region, von der sie damals ein Spürchen geschaut hatte. „Mir war im Leben nich' so sonderbar, beinah selig, wo ich meine lieben Kinder hergeben

Digitized by Google

mußte und sah sie jämmerlich sterben. Beide. Da konnte ich beten und lobpreisen und wußte, daß es so schön und gut war, was geschah."

Die Alte nahm eine Stricknadel und rieb sich ihren Scheitel. Sie nickte und dachte nach. „Ich hab's nachher überlegt: wir kamen zu sehr in die Heiligkeit und wunderliche Sachen herein, besonders in Anbetracht, daß der Mann von der Landstraße kam und nichts wußte, nichts, von rein garnichts. Wie sollte der sich finden? Das war zu viel für ihn."

Frau Kamp stutzte.

„Der Mann hat mehr Sinn für sein Hab und Gut. Wenn ihm was genommen wird, dann bäumt er auf und möchte sich das nicht gefallen lassen und find' nich' so rasch das Händefalten. Mein Je, ich kenn' wohl Mannesleut' und seh ihnen was nach, aber den Sohn lern ich nich' aus, der treibt's wie'n Verrückter. —" Die Alte zog die Luft durch die Zähne und zuckte mit der Nasenspitze. „Eine Frau," fuhr sie fort, „die nich' so viel hat, was ihr allein gehört und sonst immer vielfach in der Klemme sitzt, die findet sich eher, wenn ihr was genommen wird, und ist demütig."

Frau Kamp rückte auf ihrer Ofenbank und seufzte. „Er wirft mir vor, daß ich es gewollt hab', nach Dombrowo zu ziehen," sagte sie beunruhigt. „Er ist gewarnt, daß hier Unglück sei. Aber ich sagte: das ist Aberglauben. Bin ich nicht im Recht?"

„Viel Glück ist hier nich' zu haben," meinte die alte Frau mit einem trüben Blick. „Nein, viel Glück nich' — aber anderwärts auch nich'." Sie zuckte mit einer Schulter.

„Aber es steckt hier doch kein Zauber oder sonst eine Verhexung wegen Unglück? Das wär doch Teufelswerk, mit dem man nichts zu schaffen hat, wenn man Christ ist —?"

Die Alte machte eine vage Handbewegung und sagte: „Die Wiesen sind meist bitter, und die Kühe haben die Neigung, zu verkalben. Und der Schulz taugt nichts, der denkt nur an sich und seine Familie, und das Bier in der Kneipe schmeckt zu gut." Und sie strickte mit einer Grimasse des Spottes auf dem feisten Gesicht. Frau Kamp sagte angetan: „Ach, Sie spaßen!" Ihre Schuhe knirschten auf dem Sand der Dielen, und ihr Kleid ruschelte. „Na, na, gehen Sie man noch nich', junge Frau," sagte da die Alte. „Wir haben noch nich' ausgeredt'. Setzen Sie sich man noch'n bischen. Wie alt sind Sie doch schon?"

„28 Jahre, im Mai 29," sagte Frau Kamp im Stehen.

„Und er? Na, er ist 'ne ganze Ladung älter. Sie sind jung, und der Mann hat sein alles an die Kinder gehängt. Hm — und Gottes Wort kommt ihm nich' so leicht, er ist widerhaarig und streng und überlegt sich alles zehnmal von allen Seiten. Sie hängen doch meist auch noch an was anderm!"

„An meinem Mann," sagte Frau Kamp rasch. „An dem häng' ich mehr als an den Kindern. Die Kinder sind tot und in Gottes Hand, aber er, er verkommt ganz, und ich kann ihm nicht beikommen ihm zu helfen!"

„Ihr rechnet wohl auch noch, daß euch das Leben was bringt — na, etwa ein neues Kind?"

Frau Kamp schlug die Augen nieder. „Ich wüßt' mir nichts im Leben, was schöner wär', als wieder gesegnet zu sein." Sie drehte an ihrem Taschentuch, und ihre Miene wurde bitter. „Aber dazu ist keine Aussicht vorhanden. Kamp hat sich ganz von mir abgewandt, seit Ernst und Emmy tot sind. Ich glaub', er will kein Kind mehr nach solchen, wie wir verloren haben, die ihm täglich vor Augen stehn. Er will sterben, wenn das Denkmal gesetzt ist und im Sommer begrünt." Frau Kamp trat schleunigst an das Fenster, um ihren Schmerzensausbruch zu verbergen.

Die Alte nickte mit dem Kopf und blies die Backen auf. „So gedacht — und so getan", sagte sie zu einer Bewegung ihrer rechten Hand nach dem linken Oberarm und herab bis auf den Nagel ihres Zeigefingers. „Das Denkmal wird uns wohl nich' den Sonnenuntergang verbauen, das wird wohl meist in Kamp seinem Geist stehen bleiben, schätz' ich."

Frau Kamp bebte der Rücken; hinter ihren Händen flossen die Tränen der unglücklichen Liebe für ihren Mann.

Digitized by Google

Die Alte setzte sich ihre Brille auf. „Man nich' verzagen, junge Frau. Noch ist der Mann vorhanden, und der Frost ist noch nich' mal aus'm Boden. Nich' verzagen! Wenn euch Gott ein neues Kind schenkte, das wäre ganz gewiß das Beste. Warum sollen Sie nich' mehr schöne Kinder haben? Machen Sie man, daß ihr Mann Ihnen wieder gut wird, dazu gehört nicht blos die Frömmigkeit, sondern Überlegung. Überlegung ist nötig, junge Frau. Nachher wird er auch nich' sterben wollen."

* * *

Der Ortsschulze nahm sich seinen Schwiegersohn, den schmächtigen Familienvater, mit, als er zu Kamp mit einem abschlägigen Bescheid vom Konsistorium gehen mußte. Er hatte angefragt, ob der Eigenkäthner Eduard Kamp ein Stück Land auf dem neuen Kirchhof erwerben dürfte, um da einen Denkmalshügel für seine beiden an einem Tage verstorbenen Kinder zu errichten. So viel Raum, wie ein Grabstein braucht, so viel gewiß, aber, um einen Hügel mit Wegen und einer Bank da zu errichten, dazu sei der Kirchhof nicht, so schrieb die Behörde.

Der Ortsschulze hatte das im voraus gewußt und Kamp von seinem Plan abgeredet. Mittlerweile waren nahezu sechs Monate verstrichen, er meinte, Kamp würde sich beruhigt haben und den Bescheid ohne viel Aufhebens hinnehmen. Darin irrte er sich nun. Vereinsamt und wund, wie er war, traf ihn diese Abweisung wie ein Backenstreich und eine Verhöhnung. Noch nicht ein Titelchen von seinem Plan hatte er aufgegeben, im Gegenteil, er war gewachsen, aufs feinste überlegt, aufgezeichnet, die Schrift zu der Tafel mühsam aus dem Druck der Bibel zusammengestellt. Bei diesen Arbeiten hatte sich seine Sehnsucht manchmal in Heiterkeit verwandelt. Da war ihm, als ständen Emmy und Ernst jedes an einem Ellenbogen und sahen zu und freuten sich. Vor Enttäuschung und Zorn brach ihm jetzt der Schweiß aus allen Poren. Er stierte und war sprachlos, und als er zu Worten kam, waren sie voll Haß gegen das erbärmliche geizige Konsistorium, das ihm sein bischen Trost raubte.

Der Ortsschulze setzte sich, nahm eine Prise und sagte: „Und wenn nun ein jeder mit so einem Plan käme, Kamp? Darin hat doch das Konsistorium recht. Da hätten wir bald ebensoviel Buschhügel und Aussichtspunkte wie Gräber auf'm Kirchhof."

„Jeder mit so was kommen? Was ist das für eine Dammelei", schrie ihn Kamp an. „Es kommt eben nicht jeder damit, weil so eine Trauer, wie ich erlebe, noch vielleicht nich' alle hundert Jahr' vorkommt!"

„Ihr nehmt aber den Mund auch voll, Kamp," mischte sich der junge Familienvater in die Unterhaltung. „Das ist doch mehr als auf'n Kuhhaut raufgeht! Als ob nich' jeder von uns was erzählen kann von Sterbefällen. Ihr tut grade so, als ob bei euch erst recht das Trauern angefangen hat."

„Ihr vermeßt Euch," sagte auch der Ortsschulze salbungsvoll. „Das gibt Ärgernis, wenn sich einer vermißt."

Kamp hatte sich halb abgewandt von seinem ihm verhaßten Besuch, der nur da war, um ihn zu hetzen und zu verhöhnen. Da in die Ecke starrte er, die knochigen Fäuste auf die Brust gepreßt. Seine Kinder hingen an seinem Herzen mit ihrer Süßigkeit und ihrem besonderen Wesen wie eine Last und zogen ihn von allen Menschen fort. Ihnen treu zu sein, war alles, was er noch wollte. „Ich vermeß mich nicht," sagte er trotzig. „Gott ist mein Zeuge darüber, was ich auszustehen habe in diesem Leben ohne meine Kinder. Da ist keiner, der sagen könnte: hier bin ich, meine Trauer ist gleich so wie Deine. Und wenn's nicht meine Kinder gewesen wären, sondern fremde und ich hätt' sie genau gekannt, so genau, wie ich sie kannt' als ihr Vater, ich würd' mich rein zu schanden grämen, daß so was sterben mußte."

Kamps Blicke irrten von dem Gesicht des Ortsschulzen zu dem seines Schwiegersohnes mit einer Art mißtrauischer Spannung. Ob er ihnen im Guten begreiflich machen konnte, was es um Emmy und Ernst gewesen war?

„Und die Pillatzen, die ihren erwachsenen Sohn begraben hat, und der Posthalter, dem die verheiratete Tochter und die zweite Frau in einem Jahre starb?" krähte der Familienvater erregt.

Digitized by Google

Kamp schüttelte mit dem Kopf und wurde überdrüssig, sein Blick ließ die Gesichter, er sah besser ins Leere.

„Mir alten Mann werden Sie sich doch nicht gegenüber aufspielen wollen, Kamp," sagte der Ortsschulze mit sanfter Entrüstung. „Ich kenn's Leben, das sag ich Ihnen, ich hab Kinder begraben, Geschwister begraben . . ."

„Was ist da lange zu schwatzen. Ich weiß, was ich weiß und wie's in mir aussieht. Und ist kein Trost. Diese jämmerliche Bande von einem Konsistorium hat auch nich' für'n Dreier Verständnis von was."

Kamp schoß einen zornigen Blick in der Richtung, wo der Ortsschulze saß, erhob sich und drehte ihm den Rücken.

„Und Eure fromme Frau, die so gottergeben ist? An der nehmt Ihr Euch kein Beispiel, das sieht man." Der Ortsschulze stand nun auch auf und war aufgebracht, wie das sein Schwiegersohn schon längst war. Der wartete nur darauf, mit seiner Meinung herauszukommen.

„Als ob Ihr mehr seid wie irgend Einer, Ihr mit Eurem Hügelwerk, Ihr! Raußbeißen wollt Ihr Euch! Was seid Ihr denn hergekommen, möcht ich wissen? Die Leut' sagen, Ihr habt Dombrowo in Verruf gebracht, als säß' hier beinah die Pest!"

„Macht schon, daß Ihr rauskommt," sagte Kamp mit zitternden Gliedern und keuchend. „Ich bin bald auf'm letzten Faden mit eurem Geschwätz."

„Kurz nach dem Todesfall ließ man sich noch Euer Wesen gefallen, man dachte, der kommt schon zur Vernunft, aber heut seid Ihr noch verrückter als damals." Der Ortsschulze prustete ärgerlich und wollte gehen.

„Und Eure Frau . . ."

Da klopft es, und gleich darauf trat Bladek ein. Bladek war jetzt nicht mehr Postbote, sondern Kolporteur von Volksschriften. Auch heute am Sonntag war er unterwegs mit seiner schwarzen Tasche.

„Laßt die aus dem Spiel, die ist eine bessere Kirchgängerin als Mutter," schrie Kamp den kleinen Familienvater an.

„O so, so, so traktiert Ihr Eure Frau." Der Ortsschulze war empört. „Anklagen sollte man ihn. Das sollt' man," zeterte sein Schwiegersohn. „Er bringt rum, Dombrowo wäre verhext zum Unglück!" „Fragt den Bladek, der hat mich gewarnt, der hat gesagt, hier verliert man." Kamp zeigte auf den Alten, der an der Türe stand und Miene machte, seine schwere Tasche abzulegen. Der wußte nichts mehr über die Sache. Er besann sich, machte wenigstens ein Gesicht, als täte er so, steifte sich aber innerlich nicht unklug zu verraten, was er von Dombrowo gesagt. Er wollte hier Schriften absetzen. „Gebrannt hat's früher öfter hier," meinte er, „ob Kamp darauf raus wollte? Und dann kam mal so'n Unglück mit Schulkindern von den Ausbauteu vor, die in einer Schneeschanze umkamen. Das kann aber auch anderwärts passiert sein." Er blinzelte den Ortsschulzen an und fragte an, ob er ihm Schriften vorlegen dürfe.

Kamp lachte Hohn. So war Bladek, heuchlerisch, feige, dumm — alle waren sie so, nur seine Kinder nicht, die waren das Gegenteil davon gewesen, und darum liebte er sie. Gegen alle diese erbärmlichen Menschen stand er, ein Einzelner, im Kampf und wußte nicht aus und ein vor Hitze und Abscheu. In den Tumult der aufeinander platzenden Elemente trat Frau Kamp ein. Im schwarzen Kaschmirkleid mit einem Umschlagetuch um die Schultern kam sie aus der Kirche. Die bedauernswerte Frau, deren Mann aus dem Leim gegangen war.

„Ihr Mann führt sich wie närrisch auf!" rief ihr der Ortsschulze entgegen. „Weshalb? Weil das Konsistorium ihm verweigert, da auf'm Kirchhof 'nen großartigen Buschhügel aufzuführen. Und hat es nicht recht, Frau? Wozu soll das? Einfache Leute haben sich nichts rauszunehmen, was sich für sie nicht schickt." Der Ortsschulze schlug mit der flachen Hand auf das Schreiben und erwartete Verstand von Kamp's Frau.

„Das find' ich aber häßlich vom hohen Konsistorium, daß sie meinem armen Mann nich' den Trost gönnen, ein Denkmal für unsere Kinder aufzuführen", sagte die nachdrücklich.

„Na nu?"

„Na ja! Wem ist denn so ein Unglück geschehen als uns? Wer hat so ohne Vorbereitung zwei schöne gesunde Kinder begraben,

Digitized by Google

an denen kein Fehl war, nich' innen, noch außen?" Frau Kamp legte das Umschlagetuch ab und das Gesangbuch auf den Tisch und ging dann an dem Ortsschulzen vorbei zu ihrem Mann, neben den sie sich stellte. „Wenn die unglücklichen Eltern was tun wollen für das Andenken der Kinder, die sie nicht vergessen werden, so lange ein Hügel steht und wieder grün wird, warum wird das nicht gelitten?"

„Sein 'Se froh, wenn Ihr Mann seinen queckigen Acker richtig bestellt", erboste sich der Familienvater, seinen mageren Kopf vorstreckend. „Man immer sachte!"

„Wie er das macht, ob in der Nacht oder Leute dazu annimmt, das geht keinen was an", versetzte ihm Frau Kamp.

Der Ortsschulze pfiff.

„Weil er ohne Gottesfurcht ist, deshalb versteift sich Kamp auf so'n heidnischen Gedanken", höhnte sein Schwiegersohn.

„Lassen Sie man, Gramsch. Wer Gottesfurcht hat und wer nich', kann keiner sich rausnehmen zu unterscheiden. Der eine hat sie, und dann ist sie wieder weg, und dem anderen kommt sie, wenn man's garnicht denkt."

„Das soll woll Gottesfurcht sein, wenn Kamp von Bladek zusammengeschwatzten Unsinn aufgreift — der Bladek sagt noch scheenstens, das er's nicht war — und streitet, daß es so etwas giebt wie Warnung und Vorahnung, und an einem Ort sitzt das Unglück fester wie wo anders."

Frau Kamp schlug die Augen nieder. „Ich weiß es nicht, wie das beschaffen ist. Ob an manchen Stellen mehr Unglück auf uns lauert wie an andern — ich weiß nich', ich meine meist nein, wir sind wohl überall so gestellt, daß Gott von uns weiß, aber in der Bibel steht: wir sehen seiner Werke das wenigste, denn viel größere sind uns noch verborgen. Wir sehen auch nich', wo Krankheit in den Wänden steckt oder im Grundwasser, oder schlimme Geister — ich weiß nich'! Ich weiß blos, daß ich wollt', ich hätt' meinem Mann gefolgt damals. Und daß ich ihm abbitten muß."

Kamp wischte sich den Schweiß von der Stirne und erholte sich etwas.

„Macht aus seinen Kindern richtige Wunder," nahm der Familienvater den Streit wieder auf. „Waren sie nich' wie anderer Leut' Kinder auch? Was war denn an ihnen, daß er so groß tun muß mit seiner Trauer?"

Kamp ließ die Faust auf den Tisch fallen und stöhnte auf. „Kinder sind nu' schon verschieden, Gramsch," sagte seine Frau rasch. „Sie sind uns geschenkt, wir haben sie nicht gemacht. Wenn Gott sie schön macht und gut und klug wie unsern Ernst und unsre Emmy, denn ist das bitter, solche Kinder zu verlieren, beinah' so, daß man's nich' tragen kann, ohne ganz zu verzagen."

Bladek packte seine Schriften wieder ein, weil er sah, daß nichts damit zu verdienen war bei diesen Menschen hier. Einer nach dem andern verließ die Stube. Frau Kamp gab dem Ortsschulzen das Geleit, wie es sich gehörte; in Gedanken flog sie schon zurück zu ihrem Mann, bei dem ihr Herz war. Sie dachte: wenn ich ihn jetzt nicht zu mir zwinge, daß er merkt, er ist nicht allein geblieben auf der Welt, die Frau ist da, die Mutter von so schönen Kindern, dann ist in meiner Liebe auch nicht ein Fünkchen Kraft und Saft, und meine Gottesfurcht taugt nicht viel.

Frau Kamp zwang ihr Schicksal zum Guten.

Digitized by Google

Das Stimmrecht der Frauen in kirchlichen Angelegenheiten.

Von

Paula Müller.

Nachdruck verboten.

In unserer Zeit ist eine starke Bewegung für die Erlangung der kirchlichen Rechte der Frauen, d. h. der Berechtigung, an allen innerhalb der Kirchengemeinden vorkommenden Wahlen teilzunehmen, entstanden. Die Frauengruppe der kirchlich-sozialen Konferenz in Berlin, der Deutsch-Evangelische Frauenbund haben sich schon seit längerer Zeit mit dem Gedanken dieser Erweiterung des Frauenrechtes im kirchlichen Gemeindeleben beschäftigt und ihre dahingehenden Forderungen mehrfach ausgesprochen; der Deutsche Verein für Frauenstimmrecht ist ebenfalls in die Agitation für dieses Wahlrecht der Frauen eingetreten. Wenn schon die Aussichten auf Erfüllung dieser Forderungen noch keineswegs sehr günstige genannt werden können und die Frauen auch in dieser Beziehung kaum Gelegenheit haben dürften, sich über ein allzu rasches Tempo der maßgebenden Faktoren bei der Regelung dieser Frage zu beklagen, so ist doch nicht zu verkennen, daß die Möglichkeit einer Beteiligung der Frauen an den kirchlichen Wahlen jetzt immer häufiger erwogen wird. Der Kreis der Männer und Frauen, der die Heranziehung der Frauen zu den kirchlichen Wahlen als eine Forderung der Gerechtigkeit ansieht und sie im Interesse des kirchlichen Lebens selbst wünscht, vergrößert sich zusehens. Es ist dies sehr begreiflich, denn es liegt auf der Hand, wie der Ausschluß von der Beratung aller verantwortungsvollen Fragen in einer Gemeinschaft, zu der sie sich ausdrücklich berufen fühlen, und die mit ihrem inneren persönlichen Leben aufs engste verknüpft ist, die Frauen aufs empfindlichste treffen muß, und daß vorurteilslose, den Frauenbestrebungen wohlgesinnte Männer dies mitempfinden können. Derartige die Frauen aus der Gemeinschaft ausschließende Bestimmungen mögen zu anderen Zeiten den Gemeindeinteressen entsprochen haben; zu den heutigen Verhältnissen paßt es nicht mehr, wenn die Frauen, die stets einen besonders regen Anteil am kirchlichen Leben nehmen, die die Hauptstützen der Geistlichen sind, bei der Durchführung der Fürsorgetätigkeit innerhalb der Gemeinden, an den inneren Fragen der Gemeindeverwaltung keinen Teil haben dürfen.

In den meisten protestantischen und namentlich in den evangelisch-lutherischen Ländern sind die Frauen zu den Wahlen für die Gemeindevertretung und den Kirchenrat, zur Pfarrwahl, da, wo dieses Recht den Gemeinden zusteht, zugelassen. In der Schweiz ist dies bis jetzt nur in einzelnen Kantonen und meist nicht in der Landeskirche der Fall, hingegen hat die strengere Richtung der Schweizer reformierten Kirche, die église libre, den Frauen diese Rechte gewährt. Die Agitation für diese Fragen hat in neuerer Zeit in der Schweiz ebenfalls mit besonderem Nachdruck eingesetzt. Die Synode des Waadtlands hat am 30. September v. J. mit 39 gegen 15 Stimmen das allgemeine kirchliche Wahlrecht der Frauen für die Landeskirche angenommen. Dieser Beschluß ist aber noch durch den Großen Rat zu genehmigen. Auf Antrag des Züricher Kirchenrats

Digitized by Google

ist die Frage des kirchlichen Frauenstimmrechts auf die Tagesordnung der diesjährigen allgemeinen Schweizer Kirchenkonferenz gesetzt worden. Die dort bevorstehenden Verhandlungen und Beschlüsse werden, wenn schon nicht direkt entscheidend, so doch sicherlich von wesentlichem Interesse für den Fortgang dieser für die Frauen so wichtigen Angelegenheit in Deutschland sein.[1])

Dänemark hat den Frauen das Recht, in kirchlichen Dingen gehört zu werden, neuerdings verliehen, ebenso Norwegen, wo es seit 1899 in beschränktem Umfange existierte, seit 1903 aber allgemein durchgeführt ist. In Island wird es seit dem Jahre 1886 ausgeübt; auch in Finnland besitzen die Frauen kirchliche Rechte. Der dahingehende § 4 des Dänischen kirchlichen Gemeindegesetzes sagt: „Wahlrecht und Wählbarkeit zum Kirchen-Gemeinderat haben Männer und Frauen einer zur Landeskirche gehörenden Gemeinde nach vollendetem 25. Jahr und wenn sie während eines Jahres festen Wohnsitz in der kirchlichen Gemeinde gehabt haben." Es folgen die Bestimmungen, die sich in allen Kirchenordnungen finden, nach welchen unter bestimmten Voraussetzungen, bei ehrlosen Handlungen, Erregung eines öffentlichen Ärgernisses, Trunk, Lasterhaftigkeit usw. das Wahlrecht ruht. Weiter heißt es dann: „Ein jeder Wähler soll schriftlich bitten, in die Wahlliste eingetragen zu werden. Niemand, der Wahlrecht und Wählbarkeit zum Kirchengemeinderat besitzt, darf sich weigern, die Wahl zu demselben anzunehmen, wenn er nicht über 60 Jahre alt ist oder von dem Bischof (General-Superintendent) von diesen Verpflichtungen befreit ist." Die dänischen Frauen haben also nicht nur das Recht, sondern ausdrücklich die Pflicht dieser Teilnahme am kirchlichen Gemeindeleben.

Am frühesten geschah wohl diese Anerkennung des kirchlichen Frauenrechts in Schweden: Dort hatte bereits am Anfang des 18. Jahrhunderts jede Frau mit Grundbesitz das Recht, bei den Pfarrwahlen mitzuwirken, sowie in einigen kommunalen Angelegenheiten ihre Stimme abzugeben.[2]) Auf dieser für die Frauen so günstigen Grundlage hat sich dann die spätere Gesetzgebung für die Kommunal- und Gemeindeangelegenheiten von 1862 aufgebaut. Nach ihren Bestimmungen hat jede schwedische Frau, die stimmpflichtig ist, d. h. jede unverheiratete Frau, die ein Einkommen von wenigstens 700 Kronen hat, kommunales Stimmrecht und dadurch das Recht, sowohl bei Stadtverordneten-, wie Pfarrwahlen innerhalb der evangelisch-lutherischen Staatskirche, bei der Wahl des Schulrats, bei der Anstellung von Lehrkräften, bei der Entscheidung von Gehalts- und vermögensrechtlichen Verwaltungsfragen mitzuwirken.

Wie weit sind die deutschen Frauen von einer derartigen Anerkennung ihrer Wünsche noch entfernt!

In Deutschland finden wir nur ganz vereinzelte Ansätze zu der Erweiterung des Frauenrechts in kirchlichen Dingen. Die St. Georgengemeinde zu Berlin, die reformierten Gemeinden in Hamburg, Lübeck, einige reformierte Gemeinden in Ostfriesland, sowie die Mennonitengemeinde in Emden sind zur Zeit, soweit es in Erfahrung zu bringen war, die einzigen Gemeinden, die die allgemein giltige Ansicht, daß die Frau in den Angelegenheiten der kirchlichen Gemeinden keine Stimme haben dürfe, durchbrechen. Wohl haben die Frauen in einigen Gegenden, u. a. in Schleswig-

[1]) Die evangelische Kirchengemeinde in Kesmark in Ungarn hat ganz kürzlich den Beschluß gefaßt, daß Kirchensteuer zahlende Frauen wahlberechtigt sind. Bei der im Sommer vorigen Jahres stattgehabten Wahl der Kirchenräte haben schon 31 Frauen ihr Votum abgegeben.

[2]) Work and aims of the Frederika Bremer Association. Stockholm. 1903.

Digitized by Google

Holstein, Hannover, Hessen-Nassau gleich den männlichen Gemeindegliedern das Recht, Einspruch zu erheben, wenn sie gegen eine Pfarr- oder Kirchenvorstandswahl begründete Einwände haben.[1])

Die Vertreter der Ansicht, daß der Frau mit Recht diese eng umgrenzte Stellung in den Gemeinden zugewiesen ist, pflegen ihre Auffassung einmal durch den Hinweis zu begründen, daß auf Grund der heiligen Schrift, namentlich auf Grund des Gebotes des Apostels Paulus, die strengste Zurückhaltung der Frau allen öffentlichen Angelegenheiten gegenüber bedingt ist. Hervorragende Vertreter unserer evangelischen Kirche haben die aus dem „Das Weib schweige in der Gemeinde" abgeleiteten Vorwürfe gegen die moderne Betätigung der Frau ausdrücklich zurückgewiesen und wollen diese Worte des Apostels nur auf die Verkündigung des Wortes, das öffentliche Gebet und die Austeilung der Sakramente im Gottesdienst der Gemeinde angewandt sehen.[2]) Andere haben in dem Wort 1. Kor. 14, 34 lediglich ein Sittengebot für die Verhältnisse und Bedürfnisse der damaligen Zeit und eine Ermahnung für die besonderen Zustände in Korinth sehen wollen. Jedenfalls wird die buchstäbliche Anwendung und Befolgung dieses Wortes heute wohl nur noch von solchen gefordert, die überhaupt den Frauenbestrebungen fremd, um nicht zu sagen feindlich gegenüberstehen, sie werden schwerlich dazu beitragen, es den Frauen zu ermöglichen, lebendige, tätige, verantwortungsvolle Glieder der kirchlichen Gemeinden zu werden.

In der uns gegebenen biblischen göttlichen Offenbarung finden wir im Gegenteil viele Worte, die wohl den Grund legen dürften für die Anschauungen, die eine stärkere Heranziehung und lebendigere Anteilnahme des weiblichen Geschlechtes an den Aufgaben der Kirche fordern. Wir sehen zunächst, wie Christi Worte das Weib in religiöser Beziehung dem Manne gleich stellen. Beide verfolgen ein Ziel, beiden ist eine Norm als Lebens- und Sittenregel gegeben. Mann und Frau haben Jesus Christus bei seinem ersten Tempelgang begrüßt (Luk. 2, 25—39), Männer und Frauen haben sich dem Herrn nähern dürfen. Wir finden fromme Frauen zu Jesu Füßen, und wenn, auch ausdrücklich nur Männer zu seinen Jüngern berufen wurden, so sehen wir doch, wie Frauen bis zuletzt um ihn waren, ihm die Treue bewahrten. Wenn es in altkirchlicher Zeit als ein Zeichen des Apostolats galt, den Herrn nach seiner Auferstehung gesehen und von ihm Auftrag erhalten zu haben, nun so ist dies den Frauen, die ihm nachfolgten, zu Teil geworden (Ev. Joh. 20). Und im Urchristentum, in der apostolischen Zeit sehen wir, daß prophetische Gaben Männern und Frauen gegeben werden (Apostelgesch. 2, 17 u. 18), und wir hören, wie weibliche Diakone (Römer 16, 1) und Witwen (1. Tim. 5) der Gemeinde dienen dürfen, ja wie sie zu Ehrenstellungen innerhalb der Kirche berufen werden. Nach der apostolischen Kirchenordnung wurden jeder Gemeinde 3 Witwen amtlich zugeordnet. Erst in den Synoden und Konzilien des 4. und 5. Jahrhunderts wird die Ordination und Konsekration der Witwen verboten. Es ist charakteristisch, daß die 2. Synode von Orléans dies mit der Schwäche des weiblichen Geschlechtes begründet.[3]) Daß die im Mittelalter zur Sitte gewordenen

[1]) Der darauf bezügliche § 12, Abs. 3 des Hannoverschen Kirchengesetzes vom 22. Dezember 1870 lautet: „Jedes konfirmierte Kirchengemeindeglied, auch wenn dasselbe sonst zu den kirchlich Stimmberechtigten nicht gehört, ist berechtigt, Einwendungen gegen eine Wahl vorzubringen, wodurch die Einführung des Gewählten bis zur Erledigung der Einwendungen verschoben wird."

[2]) Central-Ausschuß für Innere Mission, Leitsätze zur Frauenbewegung.

[3]) Uhlhorn, Christliche Liebestätigkeit. Stuttgart 1895.

Digitized by Google

Anschauungen über die kirchlichen Rechte der Frauen von uns heute nicht als bindende Gesetze empfunden zu werden brauchen, beweist uns in der Zeit der Wiederherstellung der Urkirche, in der Reformation kein geringerer, als Dr. Martin Luther. In seiner Schrift „Vom Mißbrauch der Messen" sagt er ausdrücklich, nachdem er vorher seine Auffassung des allgemeinen Priestertums klar gelegt hat: „Der Glaube ist allein das rechte priesterliche Ampt, darum sind alle Christenmänner Pfaffen und alle Weiber Pfäffinnen."

Der zweite Einwand pflegt zu sein, die Natur der Frau gestatte ihr keinerlei Betätigung im öffentlichen Leben. Über diese Theorie ist die moderne Entwicklung mit den Anforderungen, die das heutige Leben oft unvermittelt genug an die Frauenkräfte stellt, derart zur Tagesordnung übergegangen, daß es sich erübrigt, an dieser Stelle eine Beweisführung für die Unhaltbarkeit dieses Einwandes zu geben.

Die Frauen, die nun die Forderung des kirchlichen Stimmrechts für sich und ihre Geschlechtsgenossinnen erheben, sind nach reiflicher Überlegung und eingehender Prüfung zu der Überzeugung gekommen, daß die Erfüllung dieser Forderung 1. keinen Widerspruch enthält gegen die Gebote des Evangeliums, das Mann und Weib zur Gemeinde Christi beruft (Gal. 3, 28); 2. eine Ungerechtigkeit gegen die Frau beseitigen würde, die gerade dort, wo das Gebot der Liebe ausschlaggebend sein müßte, nicht aufrecht erhalten werden sollte; 3. der Kirche selbst zum Segen gereichen würde, da es ihr nur erwünscht sein müßte, alle dem kirchlichen Leben wahres Verständnis entgegenbringende Christen auch zu tätigen, verantwortlichen Gemeindegliedern zu gewinnen.

Der Verein Frauenstimmrecht hat vor einiger Zeit eine Umfrage an namhafte Theologen ergehen lassen, um sie zu Äußerungen über die Frage des kirchlichen Stimmrechts der Frauen zu veranlassen. Die Antworten lauten übereinstimmend dahin, daß aus den Reden Jesu und aus der Verfassung der Urgemeinden sich kein Verbot der Gleichberechtigung von Mann und Frau in der Verfassung der Gemeinden ableiten lasse. Diese Erhebung, deren Resultat zweifellos eine Stärkung für die Sache bedeutet, ist dankenswert, obwohl es nicht verkannt werden darf, daß es für die Herbeiführung der Entscheidung in den Landessynoden außerordentlich erschwerend sein wird, wenn der deutsche Verein für Frauenstimmrecht das kirchliche Frauenwahlrecht weiter verfolgt. U. E. würde die Propaganda für diese Gedanken besser einem evangelischen oder kirchlichen Verein überlassen.

Jedenfalls ist zu hoffen, daß mit der Zeit — rasch wird sich der Gedanke des kirchlichen Frauenstimmrechts schwerlich einbürgern — die Wünsche der Frauen auf diesem Gebiete Gehör finden. Die 5. preußische Generalsynode hat zwar noch eine dahingehende Eingabe des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes als „ungeeignet" für die Besprechung im Plenum erachtet, vielleicht gelingt es bei der 6. preußischen Generalsynode und künftigen Synoden anderer Bundesstaaten die Anschauung mehr zur Geltung zu bringen, daß das kirchliche Stimmrecht der Frauen keine Beunruhigung in die Familien und Gemeinden hineintragen, sondern die Liebe zur Kirche befestigen, das Interesse an ihren Einrichtungen, sowie an allen religiösen und kirchlichen Fragen neu beleben und in weite Kreise des deutschen Volkes tragen würde. —

Digitized by Google

„Wie helfe ich meinem Schulkinde?“

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Das ist im eigentlichsten Sinn eine Mutterfrage, und wahrlich keine bedeutungslose. Kindertränen und Mutterſorgen, häusliche Verſtimmungen und allerlei ſchlimme Konflikte mit der Schule heften ſich daran. Wer hat nicht ſchon ſo ein Schmerzenskind in tiefſter Hilfloſigkeit vor ſeinen Arbeiten ſitzen ſehen, wenn es allen gutgemeinten Vorſchlägen ſein verzweifeltes, „ſo dürfen wir's aber nicht machen!“ entgegenſetzt, und auf die vorwurfsvolle Frage: „Ja, wie ſollt Ihr's denn machen?“ nur ein troſtloſes: „Das habe ich vergeſſen“ oder „Das habe ich nicht verſtanden“ zur Antwort hat. Es iſt wirklich oft eine Schickſalsfrage für das Haus: „Wie helfe ich meinem Schulkinde“.

Es giebt Lehrerkreiſe, die auf die Frage eine kurze und einfache Antwort haben: „Gar nicht“. Aber das Diktum: „Das Kind muß allein fertig werden, wenn es in der Schule aufpaßt“ erweiſt ſich der Wirklichkeit gegenüber doch eben als ein Ideal, das verhältnismäßig ſelten zu erreichen iſt. In einer Klaſſe von vierzig Kindern und mehr iſt für den Lehrer niemals die Sicherheit zu gewinnen, daß jedes Kind dem Unterricht gefolgt iſt, und kein Kinderpſychologe wird ſich der Illuſion hingeben, daß ſelbſt ein pflichttreues Kind bei all den kleinen und großen Erlebniſſen, die ſein Herz bewegen, einer gleichmäßigen und nieverſagenden Aufmerkſamkeit fähig iſt.

Und auch aus einem anderen Grunde ſoll die Hilfe der Eltern nicht abgelehnt werden. Die Schule darf für die Eltern keine terra incognita ſein. Sie ſollen ihr Intereſſe an den Schularbeiten des Kindes zeigen, ſie ſollen auch dieſen wichtigen Teil des kindlichen Lebens in ſeiner Wichtigkeit miterleben. Sie ſollen wiſſen, was in der Schule geſchieht, und wie dies Schulleben mit ſeinen Anforderungen in das innere Leben ihres Kindes hineingreift, was es zur Blüte bringt, und was es mit Staub bedeckt und verkümmern läßt. Und ſie ſollen in jedem Augenblick fähig ſein, ihrem Kinde das Einleben in dieſe Welt außerhalb des Elternhauſes und der Kinderſtube zu erleichtern. Sie ſollen ſo oder ſo, in der allermannigfaltigſten Weiſe, „ihrem Schulkinde helfen.“

Und darum iſt es außerordentlich dankenswert, daß einmal ein Pädagoge dieſer Frage ein beſonderes, praktiſches kleines Buch gewidmet hat.[1]) Es iſt ein Lehrer des Frankfurter Reformgymnaſiums. Er hat bei den praktiſchen Beiſpielen, die das Buch in Fülle bietet, vor allem den Gymnaſiaſten im Auge — auch mehr den älteren, 11 und 12jährigen, wie mir ſcheint. Aber das hindert nicht, daß ſeine Ratſchläge auch für kleinere Schulkinder und auch für Mädchen wohl anwendbar ſind und viele gute Fingerzeige geben, ſowohl für Mütter als auch für Lehrer und Lehrerinnen.

Zunächſt möchte man ein paar nur auf die Schule bezügliche Gedanken des Verfaſſers mit einem nachdrücklichen Ausrufungszeichen verſehen. Das iſt vor allem die Zurückſtellung der ſchriftlichen Leiſtungen bei der Beurteilung des Kindes. Trotz alles Proteſtes der verſtändigen Pädagogik wird noch immer bei uns die Reife eines Kindes in erſter Linie nach der Liſte der Exerzitienfehler beurteilt. Ob ein Kind in

[1]) „Wie helfe ich meinem Schulkinde?“ Von Dr Max Banner. Verlag von Velhagen und Klaſing. Leipzig 1904.

Digitized by Google

seiner Auffassungsfähigkeit für Geschichte und Dichtung, in seiner Beobachtungsgabe für alles, was die Schule ihm anzuschauen gibt, in der Regsamkeit seines Phantasielebens über oder unter dem Durchschnitt der Klasse steht, das pflegt alles nicht so wichtig zu sein, wie das schicksalsschwere Notizbuch des Lehrers mit dem verhängnisvollen Register. Das ist auch in der Mädchenschule so, trotzdem eine der besten und einsichtigsten Forderungen der preußischen Maibestimmungen ausdrücklich verbietet, die unter Klausur angefertigten Probearbeiten dem Urteil über die Leistungen zu Grunde zu legen. Hier ist eben damit gerechnet, daß das Kind bei der sogenannten „Probearbeit" unter den denkbar ungünstigsten Bedingungen steht. Es ist ganz durchdrungen von der folgenschweren Bedeutung des Augenblicks, die vielleicht von seiten des Lehrers oder der Lehrerin noch durch allerlei bedrohliche Ermahnungen: „Ihr wißt, worauf es ankommt, nun nehmt Eure Gedanken zusammen" u. dgl. ihnen schreckensvoll zu Gemüte geführt wird, nachdem die häusliche Vorbereitung auf das Ereignis, das für Mutter und Kind gleich qualvolle „Proloco-Üben", das Selbstvertrauen eher erschüttert als gestärkt hat. Es ist ganz selbstverständlich, daß die Klausurarbeit mehr über die nervöse Widerstandskraft als über die wirklichen Fähigkeiten des Kindes ein Urteil gibt. Und so möchte man das, was Banner von Zeit zu Zeit dem Schulkinde klar macht, vor allem auch der Schule ans Herz legen:

„Wenn dein Lehrer das Zeugnis für dich schreibt, so stehst du ihm in deinem ganzen Tun und Lassen vor Augen. Er sieht dich unter den Vorwärtsdrängenden, unter den Zurückhaltenden oder aber unter den Untätigen. Am liebsten erinnert er sich deiner als eines Schülers, der ihm bei seinem Vortrage ständig die Worte vom Munde las, beim Abfragen sich unermüdlich zur Antwort bereit hielt, der jede aufklärende, belehrende Äußerung aus dem Unterrichte treu bewahrte, der mitunter Zweifel vorbrachte und wohl auch einmal eine Unklarheit im Buche oder im Unterricht aufdeckte, der also geradezu anregend und fördernd auf den Gang der Stunde einwirkte. So vor allem bildet der Lehrer gern sein Urteil über dich, und erst in zweiter Linie und zumal dort, wo der Schüler sich nicht in dieser lebendigen Weise der Vorstellung des Lehrers aufdrängt, wird das Notizbüchlein mit den Resultaten der schriftlichen Arbeiten als Berater herangezogen. Doch trotz aller Bemühung und ungeachtet tüchtigen Könnens mögen solche Arbeiten bisweilen mißlungen sein. Die mündliche Leistung aber liegt mit Erfolg und Mißerfolg weit mehr in der Hand des Schülers."

Auch Banners Ansicht über den Nutzen des „Sitzenbleibens" möchte man von Herzen unterschreiben. Meist behält das Kind dabei denselben Lehrer. Dann wird es ganz gewiß gegen die wiederholte, gleichartige Behandlung desselben Stoffs gleichgiltig und interesselos sein, um so mehr, wenn die Mängel seiner Leistungen vielleicht schon damit zusammenhingen, daß der Lehrer es in seiner Individualität nicht zu nehmen wußte — jeder ehrliche Pädagoge weiß, daß er zu vielen Kindern einfach den Weg nicht findet und ihr Können nicht aus ihnen herauszubringen versteht. Und es ist auch für das Kind so deprimierend und entmutigend, wenn es nach so einer Niederlage auf den ganz gleichen Weg zurückgesetzt wird, auf dem alle die Schatten seiner Kümmernisse und Enttäuschungen stehen. Gerade das Kind bedarf dessen so sehr, daß man einmal hinter ihm reine Bahn macht und ihm das Gefühl gibt: jetzt geht's von neuem an mit frischem Willen und frischem Vertrauen. Banner ist natürlich ein viel zu erfahrener Lehrer, um nicht zu wissen, daß in unseren vollen Klassen, in denen es dem Lehrer unmöglich ist, von Anfaug an in wünschenswertem Maße zu individualisieren, das „Sitzenbleiben" oft das einzige Mittel ist, um die Gleichmäßigkeit des Klassenniveaus zu erhalten, aber es ist mehr ein notwendiges Übel, als ein Erziehungsmittel im unbedingten Sinn.

Aber wir sind ganz von der Frage und dem Hauptthema des Buches abgekommen: „wie helfe ich meinem Schulkinde"? Banner gibt eine Reihe von Vorschlägen für die Zeiteinteilung der häuslichen Arbeit, er empfiehlt eine Abwechslung zwischen dem viel Konzentration erfordernden Lernen und leichteren, mehr mechanischen schriftlichen Arbeiten. Er lenkt die Aufmerksamkeit der Eltern auf die Ursachen, die manchmal dem Kinde solche Konzentration unmöglich machen, Erlebnisse, die es präoccupieren, uneingestandene Gewissensnöte oder die Abspannung nach starker körperlicher Anstrengung. Auf den Wert der Morgenstunde, in der noch keine frischen Erlebnisse ihr Recht haben wollen, für das Memorieren weist er hin; auch darauf, daß man den Kindern die Möglichkeit

Digitized by Google

geben soll, laut zu memorieren, oder im Auf- und Abgehen, je nachdem solche Gewohnheiten das Lernen erleichtern. Wird dem Kind freilich das Lernen nicht besonders schwer, so, meine ich, sollte man es möglichst anhalten, sich ohne solche Mittel, die es eben doch sehr abhängig von den äußeren Verhältnissen machen, zu behelfen. Auch das scheint mir richtig, daß die Kinder ihre Arbeiten möglichst einen Tag eher machen, als es unbedingt notwendig ist, damit ihnen das Gefühl der Freiwilligkeit ihrer Leistung und der selbständigen Disposition über ihre Zeit die Lust zur Arbeit erhält; man macht das Kind dadurch vom Knecht zum Herrn, es hat eine ganz andere Befriedigung, wenn es sich sagt, daß es „vorarbeitet". Freilich für länger hinaus besonders Memorieraufgaben erledigen zu lassen, empfiehlt auch Banner nicht. Für diese Art der Ökonomie pflegen Kinder nicht viel übrig zu haben.

Den Hauptinhalt des Bannerschen Buches bilden nun Vorschläge, wie man Kindern beim Memorieren, bei grammatischen Arbeiten, bei Exerzitien und Aufsätzen helfen könne. Sehr beherzigenswert ist sein Protest gegen die Art von „Arbeitsstunden-" Beaufsichtigung, deren einziges Ziel ist — nicht das Kind wirklich arbeiten zu lehren, sondern für einwandfreie Herstellung der Hausaufgaben zu sorgen. Wie das gemacht wird, pflegt dabei den Eltern gleichgiltig zu sein, auf jeden Fall trägt der Lehrer oder die Lehrerin, die diese Arbeitsstunde leiten, die volle Verantwortung für alle Unsicherheit in den Memorierpensen und für jeden Fehler in den schriftlichen Aufgaben, und das Kind, im Vertrauen auf diese Instanz, verliert natürlich ganz die Fähigkeit, sich selbst Rechenschaft zu geben über das, was es kann und nicht kann, und die sichere Aussicht auf die Arbeitsstunde macht es bequem und unaufmerksam in der Schule.

Wenn ich in einem Punkte gegen die Vorschläge Banners ein Bedenken habe, so ist es gegen die starke Heranziehung der schriftlichen Übung beim Memorieren. Vokabeln sollen, wenn sie bei ein- oder zweimaliger Repetition nicht sitzen, in allerlei Anordnungen aufgeschrieben werden, Gedichte sollen zur Kontrolle sicheren Besitzes aufgeschrieben werden, Geschichtsdaten sollen durch Niederschrift in allerlei Ordnungen und Arten gelernt werden. Freilich betrachtet auch Banner diesen Weg als einen Umweg, den man erst beschreiten soll, wenn der gerade sich als zu schwer erweist. Aber er benutzt ihn doch sehr häufig, wenn er z. B. sagt (S. 36) man solle sich bei schwer einzuprägendem Memorierstoff in der Regel auf das Abhören nicht einlassen, ehe das Kind den schriftlichen Weg bereits durchgemacht habe. Zunächst scheint es mir selbstverständlich, daß dieser Weg nur bei größeren, mindestens elfjährigen Kindern empfohlen werden kann, denen das Schreiben nicht mehr eine Extrabelastung ist, die extra Kraft und Aufmerksamkeit erfordert. Aber auch da hat er seine Schattenseite. Handelt es sich um Vokabeln, bei denen zugleich das orthographische Bild eingeprägt werden muß, so halte ich ihn für nützlich. Hier nimmt man tatsächlich die „Anschauung", auf der nach Banners Ansicht der Wert dieser Übungen beruht, zu Hilfe, hier kann man die schriftliche Darstellung des Wortbildes als „Anschauung" bezeichnen. Ebenso oder noch mehr ist natürlich auch der Entwurf von Kartenskizzen zur Veranschaulichung geographischer Stoffe berechtigt — immer vorausgesetzt, daß die technischen Schwierigkeiten für das Kind nicht zu groß sind. Das Einprägen aber von Gedichten durch Niederschrift halte ich für einen Weg, auf dem man das Kind in die unglückliche Abhängigkeit vom Schwarz auf Weiß, die unser tintenkleckssendes Säculum leider Gottes so bedrückt, geradezu hineintreibt. Hier soll die Erinnerung nicht an das geschriebene Wort, sondern an das Gehörte, an die Klangwerte, an all die Eindrücke anknüpfen, die der Dichter durch seine Darstellung auf Phantasie und ästhetisches Gefühl ausübte. Viel sympathischer erscheint mir deshalb die Anregung zur dramatischen Darstellung der Gedichte, so weit sie sich dazu eignen; da kann man wirklich von einer Zuhilfenahme der „Anschauung" und der körperlichen Betätigung sprechen. Solche „Aufführungen" lassen sich ja mit den primitivsten Mitteln arrangieren, die Phantasie der Kleinen ergänzt unglaublich viel; ich erinnere mich einer improvisierten Aufführung von „Klein Roland" in der Klasse, wo die kleine Frau Bertha mit tödlichem Ernst in der Felsenkluft, d. h. unter dem großen Katheder stuhl, Platz nahm und ihr „bittres Leid" so eindringlich klagte, daß die Klasse voller Enthusiasmus war.

Digitized by Google

Und um gleich noch eins zu sagen, was mir in dem Buch nicht richtig erscheinen will: die Heranziehung des Schulweges und des Spazierganges zum Lernen. Der Verfasser sagt ganz richtig, daß Spaziergänge mit Erwachsenen dem Kinde doch meist eine Tortur sind, man nimmt ihm nicht viel, wenn man sie zum Lernen benutzt. Ja, aber sie sind doch auch die einzige Gelegenheit, bei der Vater oder Mutter, oder wer sonst das Kind begleitet, ihm für alles das die Augen öffnen können, was nicht Bücherwissen und Wissen aus zweiter Hand ist, für selbsttätige Beobachtung und das unmittelbare Interesse an den Dingen selbst. Wenn sie diese Gelegenheit nicht zu benutzen verstehen, so ist das eben ein Mangel, sie aber deshalb den Zwecken der Schule ganz und gar preiszugeben, das hielte ich für ein Unglück. Und ebenso die Verwendung des Schulwegs zum Lernen, zum gegenseitigen Abhören. Ich muß gestehen, daß ich mich immer freue, wenn die Berliner Schuljungen, mit denen ich manchmal in der Stadtbahn zusammentreffe, mitten in einem Schulgespräch ans Fenster stürzen: „Seht mal, die Wagen haben eine neue Verkoppelung" und darüber alles andere vergessen. Ein gesundes und natürliches Kind hat auf dem Schulwege tausend andere Dinge zu sehen und zu reden als seine Memorierstoffe, und so lange unsere Schule so einseitig durch das „Buch" beherrscht ist, kann man gar nicht wünschen, daß sie alle Gedanken und Interessen so ausschließlich gefangen nimmt.

Sehr praktisch sind Banners Vorschläge über die Ausnutzung der Extemporalien, über Übungsarten für grammatikalische Regeln und Analysen und vieles andere. Sie können hier natürlich nicht eingehend wiedergegeben werden, und sollen es auch nicht, denn es ist allen, die Schulkindern zu helfen haben, sehr zu empfehlen, das kleine Buch selbst zu studieren. Das soll diese Besprechung nicht ersetzen. Es ist ein Beitrag zur häuslichen Pädagogik aus warmem Gefühl für Kindesglück und Kindesbedürfnisse heraus, das auch den Schlußsatz diktiert hat: „Jedes unserm Kinde in früher Jugend eingebrachte Sonnenjahr beleuchtet ihm seinen Pfad bis an sein Lebensende."

Aber freilich — sieht man diese dreißig Druckseiten durch, in denen Schemata und Methoden gegeben werden, wie man dem Schulkinde seine Grammatik eindrillt, hört man dann horribile dictu! von dem Nutzen von Orthographie-Spielen oder Geschichtszahlen-Spielen, denkt man daran, daß das Kind Schulweg und Spaziergang oder gar noch die Zeit Abends im Bett vor dem Einschlafen zu Hilfe nehmen muß, um die Ansprüche der Schule zu befriedigen, dann möchte einem ein leiser Zweifel aufsteigen, ob von Sonnenjahren bei einem Schulkinde die Rede sein kann, und ob die Sonnentage nicht auch ziemlich dünn gesät sind. Tönt nicht auch aus diesem Buch „der ewige Gesang" vom Memorieren, den dem Schulkinde ohne poetische Übertreibung „heiser jede Stunde singt?" Das ist freilich nicht Schuld des Verfassers, den die Not seiner Vater- und Lehrerseele erfinderisch machte, und der selbst nicht selten die Anschauung ausspricht: es muß nun einmal sein, also sieht man zu, wie man sich am besten und schnellsten damit abfindet. Aber seine Vorschläge, so gut und praktisch sie unter den gegebenen Verhältnissen sind, werfen doch ein helles Licht auf die Tatsache, daß die Schule die Aufgabe nicht erfüllt, die ihr einst der große Stein zugewiesen hat: durch eine auf die innere Natur des Menschen gegründete Methode jede Geisteskraft von innen heraus entwickeln, jedes edle Lebensprinzip anreizen und nähren, alle einseitige Bildung vermeiden. Sie ist, weiß Gott, einseitig, wenn sie mit Orthographie und Memorierstoffen selbst die Spiele usurpiert, wenn Grammatik und Vokabeln auf Spaziergänge und Schulwege Beschlag legen, und wenn sie der inneren Natur des Kindes so wenig zu bieten hat, daß die Aussicht auf das Freikommen von ihrem Zwang immer der stärkste Impuls für die prompte Erledigung der Schularbeiten bleibt.

So lange sich darin nichts ändert, wird trotz aller guten Ratschläge und praktischen Winke der Seufzer „Wie helfe ich meinem Schulkinde" im Elternhaus nicht verstummen.

Digitized by Google

Die italienische Frau in den Camere del Lavoro.

Von

Dr Robert Michels.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 373.)

In Bezug auf die Art der Organisation der Frauen ist das System vorherrschend, daß die Frau, die ja genau dieselben wirtschaftlichen Interessen hat als der Mann, stets mit ihren Arbeitskollegen in denselben Berufsverband eintritt. Nur dann, wenn in einem Arbeitszweige bloß weibliche Kräfte beschäftigt sind, bilden die betreffenden Arbeiterinnen in der Camera eine besondere Frauensektion für sich. Auch eine kurze Untersuchung über die Spezies der Frauen, welche in Italien einem Zusammenschluß zugänglich sind, dürfte von Interesse sein.

Werfen wir deshalb zunächst einmal einen kurzen Blick auf die Arbeiterkammer der großen lombardischen Zentrale.

In der Camera del Lavoro zu Mailand, welche, wie bereits gesagt, wohl die größte in Italien überhaupt sein dürfte, sind die Frauen im Ganzen in nicht weniger als 43 Berufsgruppen vertreten. Von diesen sind 31 Sektionen, nämlich die der Stadtsekretärinnen, Vergolderinnen, Kartonarbeiterinnen, Schirm- und Stockarbeiterinnen, Knopfarbeiterinnen, Strohhutarbeiterinnen, Chokoladenarbeiterinnen, Papierfärberinnen, Gewandzeichnerinnen, Arbeiterinnen in chemischen Fabriken, Beamtinnen, Lehrerinnen, Wäscherinnen, Cichorienkaffeearbeiterinnen, Keramikarbeiterinnen, Gummiarbeiterinnen, Spitzennäherinnen, Tabakarbeiterinnen, Trikotarbeiterinnen, Bandarbeiterinnen, Goldarbeiterinnen, Posamentenarbeiterinnen, Kürschnerinnen, Lohgerberinnen, Kammacherinnen, Seifenarbeiterinnen, Herrenschneiderinnen, Textilarbeiterinnen, Färberinnen, Schmelzarbeiterinnen und Arbeiterinnen in Korkfabriken in sogenannten sezioni miste mit ihren männlichen Berufsgenossen zusammengeschlossen, während 12 weitere Kategorien, nämlich die der Putzmacherinnen, Korsettnäherinnen, Handschuhnäherinnen, Weißnäherinnen, Seiden- und Goldbrokatstickerinnen, Damenschneiderinnen, Arbeiterinnen in Staniolfabriken, Trikotarbeiterinnen und Saumnäherinnen ihre eigenen sogenannten sezioni femminili besitzen. Außerdem existiert noch eine sezione femminile mista, eine gemischte Frauensektion, in welcher sich alle diejenigen Frauen zusammenfinden, die selbst im erweiterten Sinne des Wortes nicht eigentliche Proletarierinnen, wohl aber Sozialistinnen sind, die also nach einem Beschluß ihrer Partei bekanntlich ebenso wie die sozialistischen Nichtproletarier männlichen Geschlechts die Verpflichtung haben, zur Stärkung der Gewerkschaften und der Disziplin sowie zur Erhaltung des proletarischen Grundgedankens in der sozialistischen Partei, der Arbeiterkammer als Mitglieder beizutreten. In dieser Sektion finden wir also Schriftstellerinnen, Schauspielerinnen, Malerinnen und Hausfrauen verschiedenster Gesellschaftsklassen ziemlich bunt durcheinander. — Die dem Alter nach ersten Sektionen sind die der Handschuhnäherinnen (Gründungsjahr 1886), darauf folgen die der Kammmacherinnen (1887), der Gerberinnen (1893) und der femminile mista (1893), der Bandnäherinnen, der Posamentennäherinnen und Trikotarbeiterinnen (1894) usw. Die Anzahl der vor dem Sturmjahr 1898 gegründeten Sektionen beträgt 13. Die stärksten Sektionen sind die der Textilarbeiterinnen (800 Frauen), Buchdruckerinnen und Arbeiterinnen in Gummifabriken (je 400), Tabakarbeiterinnen (300), Knopfarbeiterinnen (262), Gerberinnen (250), Handschuhnäherinnen (150), Krawattennäherinnen (127), Cichorienkaffeefabrikarbeiterinnen (117), Bandmacherinnen (110) und Damenschneiderinnen (100)[1]).

[1]) Nach einer Tabelle der Maria Cabrini in der Cronaca del Lavoro, loco cit.

Digitized by Google

In Turin existieren laut der letzten Bekanntgebung der dortigen Camera del Lavoro[1]) zwei nur aus Frauen bestehende Sektionen (Sezione Femminile Mista und Sezione Sarte, Modiste ed Affini), sowie drei weitere, den Frauen zugängliche gemischte Sektionen, die der Konsumvereinsbeamten (Sezione Alleanza cooperativa [Personale]), die der Tabakarbeiter (Sezione Operai dello Stato [Tabacchi]) und die der Krankenwärter (Infermieri).

Die Camera del Lavoro zu Brescia[2]) besitzt eine große sezione femminile mista (100 Frauen), ferner sind die dortigen Frauen noch in folgenden Sektionen organisiert: Krankenpflegerinnen, Textilarbeiterinnen, Schneiderinnen und Buchdruckerinnen. Die Camera del Lavoro in Messina[3]) besitzt neben einer sezione mista femminile noch organisierte Frauen in folgenden Sektionen: Bidelli e Bidelle (städtische Beamte), Maestri e Maestre (Lehrer) und Infermieri e Infermiere (Krankenpfleger). — Diese Beispiele mögen genügen um die Mannigfaltigkeit der in der Camera del Lavoro organisierten Berufsarten darzutun.

Was dem Deutschen dabei ganz besonders auffällig erscheinen muß, das ist die gewerkschaftliche Betätigung einer großen Anzahl von teils staatlichen, teils kommunalen Beamtinnen, wie z. B. der Lehrerinnen, Postbeamtinnen (sogen. „postine"), Stadtschreiberinnen und Krankenpflegerinnen, sowie die der an staatlichen Fabriken angestellten Arbeiterinnen, wie die der Tabakarbeiterinnen.[4])

Zum Verständnis dieser Tatsache möchte ich zunächst daran erinnern, daß der italienische Staat weit mehr demokratische Keime in sich birgt als der deutsche. So können sich dort eben auch Eisenbahnbeamte und Postbeamte ungestraft organisieren und mit der unabhängigen Arbeiterschaft zusammenschließen. Es verdient, erwähnt zu werden, daß das deutsche Personal jenes Extrazuges, mit welchem Wilhelm II. jüngst nach Rom fuhr, dort von organisierten italienischen Eisenbahnbeamten eingeladen und mit der offiziellen Hymne der sozialdemokratischen Partei, der von Filippo Turati gedichteten Inno dei Lavoratori empfangen wurde. — Die von der Gemeinde besoldeten Beamten ferner sind vollends unabhängig. Die italienischen Gemeinden, autonomer als die unsrigen, gehen in ihrer Arbeiterfreundlichkeit ja vielfach sogar so weit, zur Unterstützung der Camere del Lavoro Zuschüsse zu bewilligen. So erhalten z. B. die Camere folgender Städte Jahresbeiträge aus dem Stadtsäckel: Mailand, Turin, Molfetta, Intra, Pisa, sowie die der sozialistischen Stadtverwaltungen von Catania, San Remo, Budwio, Molinella, Bordighera, Sampierdarena, Reggioemilia, Colle Val d' Elsa, Imola, Piombino und Andria.

Aber von der Möglichkeit der Bewegungsfreiheit bis zur Ausnutzung derselben ist noch ein weiterer Schritt. Diese tapferen Lehrerinnen und Beamtinnen halten es nicht für unter ihrer Würde, mit „einfachen" Arbeiterinnen gemeinsame Sache zu machen. Sie haben die Tür der Camera del Lavoro gefunden und Einlaß begehrt. Mit klassen- und geschlechtssolidarischer Liebe hat man sie empfangen.

* * *

Welche ungeheuren Vorteile die Camera del Lavoro der Arbeiterschaft aller Schattierungen bietet, ist schon an anderer Stelle gesagt worden. Hier soll nur noch kurz von der beruflichen Seite derselben die Rede sein.

Manche Kategorien von Arbeiterinnen haben durch ihren alleinigen Eintritt in die örtlichen Camere di Lavoro, ohne es zu einem Streik kommen zu lassen, eine Verbesserung ihrer Arbeitsgelegenheit durchgesetzt: so im Frühjahr 1901 z. B. die in

---

[1]) Memoriale presentato della Camera del Lavoro di Torino e Circondario all' Illmo Sig. Sindaco, Onorevole Ginunuta ed Onorevoli Consiglieri Comunali della Città di Torino, 30. Dicembre 1903.

[2]) „L' Opera della Camera del Lavoro di Brescia." XV. Giugno MXMII, Brescia, Tip. La Provincia 1902.

[3]) Cronaca I, 23.

[4]) Von den 1500 Tabakarbeiterinnen der Staatsmanufaktur in Florenz sind nicht weniger als 1200 organisiert.

Digitized by Google

der Congregazione di carità beschäftigten Wäscherinnen in Imola eine Herabsetzung der Arbeitszeit um eine Stunde.[1]) Nach einem Bericht in der Frauenzeitung Eva hat die Camera del Lavoro einem Fabrikanten (Weberei) in Savigliano, der die Angewohnheit hatte, seinen Arbeiterinnen acht Tagelöhne zurückzubehalten, um für etwaige Streikversuche ein vorbeugendes Mittel in der Hand zu haben (er kassierte dann nämlich ganz einfach die Gelder ein), ohne daß die Frauen ihre Macht in einem Streik erst zu erproben brauchten, ohne weiteres gerichtlich verurteilen lassen[2]).

In Bologna setzten die organisierten Krawattennäherinnen auf friedlichem Wege einen neuen Tarif durch (Februar 1902) und einen Monat darauf sogar eine Lohnerhöhung, und die Korsettnäherinnen derselben Camera del Lavoro erreichten auf demselben Wege ebenfalls eine Verbesserung ihrer Arbeitsbedingungen.[3]) In Sestri Ponente setzten die Arbeiterinnen der Tabakmanufaktur eine Lohnerhöhung, die Arbeiterinnen der Baumwollenfabrik in Cornigliano eine Verkürzung der Arbeitszeit durch, ebenfalls ohne zum äußersten Mittel greifen zu müssen.[4])

Ist die Camera del Lavoro in überaus vielen Fällen ein Linderungsmittel im Klassenkampf und verhindert sie den Ausbruch unüberlegter oder leicht zu vermeidender Arbeitseinstellungen, so wirken umgekehrt Streiks unorganisierter Arbeiterinnen oft organisatorisch zurück, wobei es meist gleichgiltig ist, ob der Streik günstig oder ungünstig verlief. So bestand z. B. das Hauptresultat des günstigen Lohnkampfes der Seidenwirkerinnen in Ponte a Moriano (Lucca) im Januar 1901 (Lohnerhöhung 12 Prozent) in dem Anschluß der Arbeiterinnen an die dortige Lokalorganisation,[5]) ebenso wie das des ebenfalls günstigen Lohnkampfes der bei Bender & Martini beschäftigten Arbeiterinnen in Turin und des der Tabakarbeiterinnen in Cagliari (Juli 1901). Aber auch das Resultat der im Lohnkampf geschlagenen Arbeiterinnen der Spinnerei von Schroeder in Vicenza war das gleiche.[6])

Des weiteren können wir uns hier über das Thema: Die Frau und der Streik, so interessant es auch ist, nicht mehr verbreiten. Im Rahmen dieses Essays kam es mir nur darauf an, die Wechselbeziehung des Streiks zur Camera del Lavoro kurz zu skizzieren und auf die in jeder Beziehung heilsame Wirkung hinzuweisen, welche sie auf die Frauen ausübt.

* * *

Und nun noch die Beantwortung einer letzten Frage.

Wie sehen diese Camere del Lavoro äußerlich aus? Nach den vieren, die ich persönlich kennen gelernt habe, Biella (Piemont), Mailand, Imola (Romagna) und Turin zu schließen, sehr verschieden. Während die Biellеser ein sehr schmuckloses und, wenn man von einem großen Versammlungssaal absieht, nicht übermäßig geräumiges Gebäude ist und die Mailänder zwar einen Riesenkomplex, man könnte beinah sagen, einen ganzen kleinen Stadtteil einnimmt, dafür aber an Dunkelheit und Unfreundlichkeit nicht leicht übertroffen werden kann, noch dazu in einer elenden kleinen Gasse liegt, macht die Turiner, welche an einem großen freien Platze, der Piazza Venezia gelegen ist, mit ihrer hohen stolzen Front und den prächtigen Freskengemälden des bekannten Malers Rodolfo Morgari, eines Bruders des sozialistischen Parlamentariers, an der Façade einen überaus vornehmen, palastähnlichen Eindruck, und erweckt die Imoleser endlich mit ihrem alten Innenhof und der peinlichen Sauberkeit, mit der sie gehalten wird, den Gedanken, man befände sich in einer sorgsam behüteten alten Mönchsklause. Aber dennoch haben sie alle auch wieder viel ähnliches: die mit Emblemen, Marxschen Sentenzen und roten Fahnen geschmückten Wände in den Versammlungssälen,

---

[1]) Al. Schiavi, Sviluppo capitalistico e organizzazione proletaria, II, in der „Critica Sociale", anno XI, No. 21.
[2]) „Eva", Genua. II, 51.
[3]) Argentina Altobelli in der „Cronaca del Lavoro", I, p. 22 und p. 47.
[4]) Cronaca, I, p. 58.
[5]) Avanti 1478.
[6]) „Unione Femminile", I, fasc. 9.

Digitized by Google

die Bilder berühmter Arbeiterführer, und Führererinnen — Marx, Lassalle, Gnocchi-Viani, Turati, Costa, Anna Kuliscioff, vor allem aber der Professor Enrico Ferri, unter dessen Bildnis mit großen Buchstaben zu lesen steht: Il flagellatore della Camorra (Der Züchtiger der Camorra)! — an den Wänden der Sektionsstuben die kleinen mit Registerbänden und Bibliotheken gefüllten Spinde, die Lesesäle mit ihrem großen Tisch, auf welchem sich die ungeheuer vielen ordnungsmäßig aufgeschichteten Fachzeitschriften und Lokalzeitungen der sozialistischen Partei aus ganz Italien zum Lesen anbieten.

* * *

In diesen Räumen, so unscheinbar sie oft auch sein mögen, weht der Wirbelwind der Zukunft. Hier ist es, wo — auf dem Boden eines intellektualisierten Proletariats — die neue Ethik, deren Keime der Wirbelwind aus Hütte und Palast, Studierstube und Kaserne, Pfarrei und Fabrik zusammenträgt, entstehen wird und in ihren ersten Anfängen schon jetzt im Entstehen begriffen ist. Hier ist es, wo sich in schwesterlicher Kameradschaftlichkeit die feine Hand der städtischen Lehrerin in die schwielige der Landproletarierin legt zum Zeichen energischen Zusammenstrebens, und wo die Professorenfrau sich mit der Industriearbeiterin zu gemeinsamen Beratungen zusammenfindet. Hier ist der geweihte Boden echter Menschlichkeit, und der Nährboden für das „neue Weib". —

Die Ausstellung der Malerinnen im Berliner Künstlerhause.

Von

Anna L. Plehn.

Nachdruck verboten.

Mit einer überlegen und zurückhaltend gewählten und vornehm angeordneten Gruppe von Gemälden treten acht Malerinnen — sie leben in Berlin und Paris — im Berliner Künstlerhause vor das Publikum. Wenn dies Blatt in die Hände der Leser kommt, wird die Ausstellung noch zu sehen sein. Sie dauert bis zum 8. April. Man wird denselben etwas vergrößerten Kreis finden, der schon vor zwei Jahren an der gleichen Stelle zusammenkam. Wir können also darauf rechnen, daß sich hier eine Gewohnheit bildet, und das wäre sehr wünschenswert. Dank einer strengen Sichtung der Persönlichkeiten und der Werke ist ein hohes Niveau erreicht.

Aufsehen erregen wird die Veranstaltung trotzdem schwerlich. Das wird wohl der gleichzeitig den Hauptsaal füllenden Kollektion von Lenbachbildern vorbehalten bleiben, trotzdem sie fast mit alleiniger Ausnahme eines allerdings grandiosen Bismarckporträts vom Jahre 1895 aus schwachen, um nicht zu sagen schlechten Lenbachs besteht. Nebenbei bemerkt, hätten grade die Frauen keine Veranlassung, diesem früher oft so glänzenden Porträtmaler dankbar zu sein, da er mit wenigen Ausnahmen aus Frauen eigentlich nur Karikaturen gemacht hat, wie man sich besonders diesmal überzeugen kann.

Doch ich wollte sagen, warum der Erfolg der Frauenausstellung vermutlich kein lauter werden wird. Der Hauptgrund scheint mir einer, der den Künstlerinnen zur Ehre gereicht. Es fehlt am Streben nach Bravour und auch am stofflichen Interesse,

Digitized by Google

das die Aufmerksamkeit am leichtesten anzieht. Porträts ohne Pose, schlichte Interieurs, Landschaften voller Ehrlichkeit, Blumen, ohne Prahlerei mit der stillen Keuschheit ihrer Art und ihres Wachstums dargestellt, kurz mehr innerliches Verhältnis zur Natur als Gepränge.

So viel ist gewiß, daß es garnicht viele Künstler überhaupt gibt (ich spreche hier von Männern sowohl als Frauen), welche solche Porträts wie die der Boznanska malen, und von Käthe Kollwitzs Zeichnungen wird dieselbe Behauptung wohl nachgerade von den meisten zugegeben.

Olga von Boznanska sandte aus Paris vier Porträts und ein Rosenstillleben. Das letzte eine virtuose Leistung in Wasserfarbe. Die Menschendarstellung dieser Künstlerin wird immer ruhiger und dadurch zugleich größer. Die Lebendigkeit des Ausdrucks liegt bei ihr schon lange nicht mehr im Auffallenden. Da sind keine Punkte, auf die der erste Blick sehen soll und muß. Äußerlich scheinen die verschiedenen Bilder sich zu gleichen. Die billigen Unterscheidungsmittel sind vermieden. Die Kleidung wird mit Vorliebe schwarz gewählt und überhaupt für die Kennzeichnung der Einzelwerke ausgeschieden. Diesmal ist der Anzug sowohl bei dem Frauenbildnis wie bei den drei Männerporträts schwarz (und zwar nicht nur dem Namen nach, sondern auch tatsächlich.) Die Hintergrundstöne sind wie gewöhnlich indifferent. Vielleicht ist eine deutlichere Scheidung der Gestalt vom Raume gewollt und erreicht als früher. Damit hängt auch zusammen, daß eine Hand gelegentlich mit einer schwachen Bewegung nach vorn dargestellt und mit der verkürzten Handfläche und dem Armgelenk lebhafter herausmodelliert ist als sonst in dieser Malerin Neigung lag. Ein Meisterstück, diese Hand mit ihrer klaren Charaktrisierung als zu einem eigenwilligen, starken Menschen gehörend. Man vergleiche auch die Gesichtsfarbe der drei männlichen Köpfe, die ohne daß einer einen auffälligen Teint hätte, sehr bestimmt drei verschiedene Typen darstellt. Wie diese für jedes Porträt entscheidendste Note mit den unwichtigeren zusammengestimmt ist, das zeigt hohen koloristischen Takt.

Das beweglichste Farbengefühl aus diesem Kreise hat Hedwig Weiß. Aber auch bei ihr tritt der Kolorismus nicht in lauten Ausbrüchen auf. Die meisten werden ihn nicht effektvoll nennen, und man würde vergebens nach einzelnen Fanfarenstößen suchen. Wird ein Rot gemalt, so ist es eher ein tiefes Glühen als ein heißes Lodern. Gerade diesmal stellt die Künstlerin die Skizze eines Innenraumes aus, an dem das gut zu beobachten ist. Über die roten Polsterstoffe, das spiegelnde Holz eines schwarzen Flügels und über die Goldrahmen, welche die Wände in dichten Reihen bedecken, fließt vom Kronleuchter herab helles Licht, das mit seinem Hin- und Widerspielen und Spiegeln die an sich stark unterschiedenen Farben vermischt und in vielfachen Nuancen miteinander versöhnt. Sie sucht also in der Regel nicht die Lokalfarben auf, sondern sie geht liebevoll den Veränderungen aller farbigen Flächen nach, wie sie durch die Stellung zum Licht oder durch Oberflächenverschiedenheiten hervorgerufen werden. Dabei liegen aber diese Nuancen, wie sie nun festgestellt werden, so nahe bei einander, daß das Kolorit einfach erscheint. Ohne genauere Betrachtung würde man die Abwandlungen gar nicht bemerken, sondern große Flächen als gleichartig zusammenfassen. Trotzdem macht die Beobachtung all dieser tatsächlich vorhandenen Unterschiede den Eindruck reich und gehaltvoll. Es ist dies die Intimität des koloristischen Gefühls, die sich sehr von der dekorativen Farbenbehandlung unterscheidet. Mit der letzteren wüßte Hedwig Weiß schon darum nichts anzufangen, weil ihr die Farbe Stimmung-

Digitized by Google

geberin und seelisches Ausdrucksmittel, nicht nur Augenfreude ist. Wieder wird der oberflächliche Betrachter an diesem Inhalt vorübergehen, dem auch die an den wichtigsten Stellen nach impressionistischem Grundsatz eindringlich vertiefte Zeichnung dienen muß. Scheinbar ist wenig Formbeobachtung in diesen Bildern. Und gelegentlich, das sei in Parenthese gesagt, sind auch Formnachlässigkeiten da. So eine Tischkante, die es nicht vertrüge, daß man die Reißschiene anlegte. Aber dafür wird beim Wesentlichen die Beobachtung so intensiv, daß eine ganze Szene lebendig wird. Eine kleine Familie sitzt um einen Tisch. Ein tief im Lehnstuhl lesender alter Herr, hinter dem Tisch ein jüngerer Mann, der nach unten, wohl auch in ein Buch sieht, an der Vorderseite eine Dame. Unter den vielen leicht abgewandelten grauen Tönen fällt hauptsächlich der weißumrahmte Kopf und der vertiefte Ausdruck des Alten auf, und zum Fenster herein scheint in den kühlen Akkord des geschlossenen Raumlichtes das warme Grün einer Landschaft. Es ist ein mit Worten schwer zu fassender Eindruck. Ich mußte an den Dänen Johannsen denken, und diesen Namen nennen, heißt, das Wort Familienpoesie aussprechen. Es ist ganz gleich, was der Gegenstand solcher Auffassungsweise ist. Ein Stillleben, Rosen in einem Glase oder ein Frühstückstisch, auf dem zwischen vielem Weiß und dem kräftigen Schwarzgrün eines Jasminstraußes ein lichtblauer Schal zurückblieb, zeigen die gleichen Eigenschaften.

Maria Slavona, eine Deutsche, die in Paris lebt, ist auch in Berliner Ausstellungen schon wiederholt gesehen worden. Noch die letzte graphische Ausstellung der Sezession brachte von ihr ganz hervorragende Katzenstudien, in denen sich bei skizzenhafter Behandlung die lange Beschäftigung und genaue Bekanntschaft mit dem Tierleben verriet. Auch diesmal hat sie ein Katzenbild. In Ölfarbe gemalt und durchgeführter als zuerst, etwas vom Leben der Tiere im Wohnraum. Die weiße sich schlafend dehnend, die prächtig schwarze den breiten Schweif nachschleppend und den geschmeidigen Rücken windend. In dem lebhaften Braunschwarz und Weiß, die dicht aneinander gedrängt sind, steht ein zweifaches Blau in der Umgebung. Dies jüngste Bild zeigt eine stärkere, klarere Farbe als frühere. Ein Pariser und ein Lübecker Straßenbild teilen miteinander den Vorzug einer Raumvertiefung, hervorgerufen durch ein höchst gewissenhaftes Studium aller Tonwerte und durch eine liebevolle Beschäftigung mit dem Detail.

Eva Stort widmet ihre Aufmerksamkeit vorwiegend den Hauptsachen. Ihre Landschaften bekommen dadurch das Herbe, das in ihnen allen zu finden ist. Auch Glanz und Sonnenschein behält eine strenge Note. Aber dafür ist stets etwas ungewöhnlich Echtes in diesen Flachlandstimmungen. Die Ebenen schieben gut und tief in das Bild hinein, an den Bäumen ist das Aufragen hauptsächlich betont, ohne daß die Stämme doch charakterlos im Kontur würden, und die Farbe spricht, auf wenige Noten zurückgeführt, die Eigenart von Ort und Jahreszeit gut aus.

Esther Booth hält es ihrerseits mit der subtilen Durchführung der Details. Sie bringt ein Interieur, ganz einer Zufallseingebung folgend. Im Moment ist ihr in dem Zimmer, das sie gerade bewohnte, der Reiz einer Farbe an altväterischen Möbelstücken, in Verbindung mit einem roten Steinfußboden, aufgefallen. Zu dem einen Rot gesellte sie noch an verschiedenen Stellen kleine Steigerungen derselben Farbe, studierte liebevoll das luftige Zurückweichen der Wand, ohne doch die dunklen Streifen zu übersehen, die in der Zimmerecke in die Höhe steigen, ließ auch im

Digitized by Google

gleichen Sinne dem Muster des Möbelstoffs sein Recht werden und brachte es durch diese liebevolle Aufmerksamkeit zu einer eigenartigen Raumstimmung mit den bescheidensten Mitteln.

Voll Feinheit im Einzelstudium sind auch die Porträts von Ida Gerhardi mehr als von zwingender Gesamtauffassung. Dazu ist die Erscheinung etwas absichtlich bizarr. Die Farben, die nicht unbeeinflußt sind durch Aman Jean und Besnard — die Künstlerin lebt seit einigen Jahren in Paris — lassen an irgend ein sprödes Material denken, das eine eigentliche Naturwahrheit nicht erlaubt hätte. Die zwischen warmem und kaltem Licht in bunten Reflexen sitzende Dame in grünblauem Kleide erinnert an eine Emailmalerei mit opaken Farben.

Endlich komme ich zu Clara Siewert und Käthe Kollwitz. Von beiden habe ich in dieser Zeitschrift schon wiederholt ausführlicher gesprochen. Die erste bietet diesmal die Möglichkeit, ihre Anschauungsweise in verschiedenen Stadien neben einander zu sehen. In der Hauptsache ist sie fast die Gleiche geblieben. Zwei Selbstporträts in ganzer Figur wurden etwa vor zehn Jahren gemalt, ein Damenbildnis von zartem Teint und lebhaft blondem Haar, umgeben von Schwarz und lebhaftem Scharlachrot, entstand im letzten Jahr. Früher wurde die Linie etwas mehr betont, besonders in dem Selbstbild mit Untersicht. Durch einen tief gestellten Spiegel wurde diese Ansicht gewonnen. Heute ist eine mehr malerische Auffassung entstanden, welche die Konturen bis zu einem gewissen Grade auflöst und Gestalt und Raum mit einander verbindet. Unter den Zeichnungen kleinen Formats ist ein besonders schönes Blatt: eine Kinderleiche aufrecht auf einem Stuhl sitzend, ein ahnungsloses Kleines daneben, über dessen Kopf weg die verstörten Züge einer Frau nach dem starren Totenantlitz schauen.

Käthe Kollwitz sandte die Resultate ihrer letzten Arbeit: Studienzeichnungen nach zwei ganz kleinen Kindern. Das eine wohl noch kein Vierteljahr alt, das andere um einige Monate weiter entwickelt. Die noch völlige Hilflosigkeit und der sonderbar ärgerlich erstaunte Ausdruck des ersten Lebensstadiums in immer anderen Stellungen, und die prächtiger entwickelten, fester zusammenhängenden Glieder des seiner selbst schon bewußten Bambino. Hier und da die Hand der Mutter als Zugabe. Das alles mit der meisterhaften Festigkeit gegeben, welche auch den flüchtigen Eindruck nicht als verschwimmende Impression, sondern als volle Formerkenntnis hinstellt.

Und nun frage ich bei dieser Gelegenheit zum Schluß — obgleich dies Thema eigentlich ausführlicher erörtert werden sollte: Wo sind die weiblichen Mäcene, welche diesen Leistungen auch den äußereu Erfolg bereiten, den sie verdienen? Gewiß giebt es reiche Frauen, die auch die Frauenkunst unterstützen. Man stiftet Beiträge zur Gründung von Schulen, die dann schließlich vielfach gerade die Mittelmäßigkeit heranziehen. Man läßt seine Kinder von der talentvollen Anfängerin malen, die zufällig Hausfreundin ist. Wer das will, mag es tun. Das weibliche Künstlertum aber wird nur wirksam unterstützen, wer die wirklich bedeutenden Leistungen zu finden weiß und wer die durch tatsächliche Beweise des Verstehens ermutigt, die durch produktive Kraft für weibliche Fähigkeit Zeugnis ablegen.

Digitized by Google

Zur Statistik des weiblichen Unterrichts in den Vereinigten Staaten.

Von

Ann Glasgow.

Nachdruck verboten.

Soeben erscheint der zweite Band des Berichts des Comissioner of Education für das Jahr 1902. Er enthält eine amtliche Generalstatistik des gesamten Unterrichtswesens der Union und bringt über das Verhältnis der Geschlechter in ihrer Beteiligung an den verschiedenen Schulkategorien als Schüler, Lehrer oder Verwaltungsbeamte so ungemein interessante Zahlen, daß es der Mühe lohnt, sie aus dem ungeheuren Material herauszuziehen.

Was zunächst das Volksschulwesen betrifft, so ist das Jahr 1902 insofern bedeutungsvoll, als in diesem Jahr zum erstenmal die Zahl der weiblichen Schulaufsichtsbeamten die der männlichen überschreitet. Im Jahre 1900 bis 1901 betrug in den Städten über 8000 Einwohner die Zahl der männlichen Schulaufsichtsbeamten (supervising officers) 2416, die der weiblichen 2317. Im Jahre 1901 bis 1902 ist die Zahl der männlichen Beamten auf 2492, der weiblichen auf 2533 gestiegen. Dieses in der ganzen Kulturwelt wohl bis jetzt noch einzigartige Verhältnis hat natürlich in der Verteilung der Geschlechter auf den Lehrkörper der Volksschule überhaupt seine Grundlage. Die Zahl der Lehrerinnen in sämtlichen Volksschulen der Städte über 8000 Einwohner betrug im Jahre 1901/1902 83 775, die der Lehrer nur 6969, also etwa den zwölften Teil. Es ist sehr bemerkenswert, daß dies Verhältnis in dem letzten Jahrzehnt annähernd konstant geblieben ist. Seit dem Jahr 1890/91, da die Zahl der Lehrer 3874, die der Lehrerinnen 48 557 betrug, sind die beiden Zahlen etwa in gleichem Verhältnis gestiegen, bis sie sich fast verdoppelten. Leider sind diese Zahlen für die Städte und Dörfer unter 8000 Einwohner nicht berechnet.

Diesen Verhältnissen entspricht natürlich die Statistik der Lehrerseminare — aus der übrigens noch sehr deutlich hervorgeht, daß nur ein verhältnismäßig geringer Prozentsatz der Lehrkräfte in den Vereinigten Staaten eine ordnungsmäßige Fachbildung hat. Zum Teil bilden auch die Universitäten und Sekundärschulen in besonderen Kursen Lehrer und Lehrerinnen aus, so daß als Lehrerbildungsanstalten neben den 173 öffentlichen und 109 privaten Seminaren noch eine viel größere Zahl, nämlich 959 Anstalten in Betracht kommen, die Lehrer und Lehrerinnen in Nebenkursen ausbilden. Aus den öffentlichen Seminaren gingen im Jahre 1901/1902 1632 Lehrer und 6952 Lehrerinnen als Graduierte hervor. Eigentümlicher Weise ist der Prozentsatz der männlichen Schüler im Verhältnis zu den weiblichen in den Privatseminaren erheblich größer als in den öffentlichen. Während in den öffentlichen Seminaren die Männer weniger als 25 Prozent der gesamten Schülerzahl ausmachen, umfassen sie in Privatseminaren annähernd 48 Prozent. Worin diese eigentümliche Erscheinung — die im strikteſten Gegensatz zu deutschen Verhältnissen steht — ihren Grund hat, gibt der Bericht nicht an. In öffentlichen und privaten Universitäten und höheren Lehranstalten wurden Lehrer und Lehrerinnen in folgendem Zahlenverhältnis ausgebildet:

Digitized by Google

	Lehrer	Lehrerinnen
Universitäten	4519	6171
Öffentliche höhere Lehranstalten	1913	8570
Private höhere Lehranstalten	3395	4497

Um die Ziffern der Schüler und Schülerinnen in den sogenannten Secondary schools richtig zu beurteilen, muß man sich erinnern, daß das amerikanische Unterrichtssystem auf der Einheitsschule beruht. Die ersten acht Schuljahre gehören unter allen Umständen der Elementarschule. Die höheren Lehranstalten bauen auf der Elementarschule auf und umfassen nur vier Jahrgänge. Daran schließen sich dann die Hochschulen, d. h. die Universitäten, technischen, medizinischen, theologischen, juristischen Hochschulen 2c.

In diesen vier Jahrgänge umfassenden Lehranstalten, die den Übergang von der Elementarbildung zur Universitätsbildung bilden, also etwa der Untersekunda bis Prima unserer höheren Lehranstalten entsprechen — freilich mit Beschränkung der Ziele — überwiegt die Zahl der Mädchen gleichfalls auffallend. Die öffentlichen high-schools hatten im Jahre 1901—1902 323 697 Schülerinnen gegen 226 914 Schüler, die privaten 58 154 Schülerinnen gegen 51 536 Schüler. Es ist nun interessant, daß auch die Zahl derjenigen weiblichen Schüler dieser Anstalten, die sich ausdrücklich auf einen späteren Besuch der Universität vorbereiten, die der männlichen fast erreicht hat. Es waren im ganzen 30 704 Knaben und 27 987 Mädchen. Charakteristisch ist dabei, daß der Überschuß der Knaben ausschließlich auf die mathematisch-naturwissenschaftlichen Zweige fällt, also auf die unseren Oberrealschulen entsprechenden Anstalten, während die Mädchen den humanistischen Bildungsgang bevorzugen. Das Verhältnis ist so:

	Knaben	Mädchen
realistische Anstalten	16 406	11 488
humanistische Anstalten	14 298	16 499

Die Anzahl der Knaben, die sich auf die Universität vorbereiten, ist in privaten Anstalten eigentümlicherweise prozentual größer als in öffentlichen. Das Verhältnis ist das folgende:

	Knaben	Mädchen
humanistische	9016	5346
realistische	8421	2791

Übrigens ist in den letzten zehn Jahren das Zahlenverhältnis der Geschlechter in den höheren Lehranstalten fast konstant geblieben. Ein klein wenig haben die Mädchen gegen die Knaben zugenommen. Im Schuljahr 1891/1892 waren die Knaben 44,01 Prozent, die Mädchen 55,99 Prozent der Gesamtzahl. 1901/1902 sind die Knaben nur noch 42,49 Prozent, die Mädchen 57,51 Prozent. Das Zahlenverhältnis der an höheren Lehranstalten beschäftigten Lehrer und Lehrerinnen entspricht etwa dem Anteil der Geschlechter an dem Schülerkontingent. Es waren an öffentlichen Schulen 10 958 Lehrer und 11 457 Lehrerinnen angestellt, an privaten 4073 Lehrer und 5830 Lehrerinnen. Leider ist aus dem diesjährigen Bericht nicht erkennbar, wie weit in diesem Zweige des Unterrichtswesens Coeducation herrscht, und das aus den Hunderten von Seiten, die das namentliche Verzeichnis der einzelnen Anstalten umfaßt, auszuziehen, wäre eine Herkulesarbeit. Sieht man aber dieses Verzeichnis durch, so sind in weit überwiegendem Maße von den einzelnen Anstalten beide Rubriken „male“ und „female“ ausgefüllt, also Coeducation überwiegt.

Und nun die Hochschulen, zunächst Universitäten und Colleges. Es bestehen in den Vereinigten Staaten 595 Universitäten und Colleges, von denen 134 nur Männer zulassen, 131 nur Frauen und 330 Männer und Frauen. Dazu kommen 43 technische Hochschulen, von denen 27 zugleich von Frauen besucht werden.

Die Zahl der studierenden Männer und Frauen hat sich im letzten Jahrzehnt an all diesen Anstalten in folgender Weise verändert.

Digitized by Google

	Universitäten für Männer und für beide Geschlechter		Universitäten für Frauen	Technische Hochschulen	
	Männer	Frauen		Männer	Frauen
1889—1890	38 056	8 075	1 979	6 870	707
1890—1891	40 089	9 439	2 265	6 131	481
1891—1892	45 032	10 390	2 636	6 131	481
1892—1893	46 689	11 489	3 198	8 616	848
1893—1894	50 297	13 144	3 578	9 517	1 376
1894—1895	52 586	14 298	3 667	9 467	1 106
1895—1896	56 556	16 746	3 910	8 587	1 065
1896—1897	55 755	16 536	3 913	8 907	1 094
1897—1898	58 407	17 765	4 416	8 611	1 289
1898—1899	58 467	18 948	4 593	9 038	1 339
1899—1900	61 812	20 452	4 872	10 347	1 449
1900—1901	65 069	21 468	5 260	10 403	1 151
1901—1902	66 325	22 507	5 549	11 808	1 202

Ein paar kurze Angaben seien noch über die Beteiligung der Frauen an den Hochschulen für einzelne Zweige akademischen Studiums gemacht. Sie sind auch tabellarisch geordnet am übersichtlichsten.

	Männer	Frauen
Hochschulen für Theologie	7 335	108
„ „ Jurispudenz	13 747	165
„ „ Medizin	25 644	1 177
„ „ Zahnheilkunde	8 258	162
„ „ Pharmazie	4 209	218

Vielleicht wird es überraschen, daß in diesen Anstalten die Zahl der Frauen noch neben der der Männer fast verschwindet. Besonders in den zahnärztlichen Hochschulen sind die Frauen mit einer ganz auffallend niedrigen Zahl vertreten; von den 56 Anstalten nehmen 18 noch keine Frauen auf. Auch Theologinnen und Juristinnen treten hier noch mehr zurück, als man sich im Ausland gewöhnlich vorstellt.

Etwas günstiger stellt sich das Verhältnis für die Frauen in den landwirtschaftlichen und sogenannten „mechanical Colleges“; unter diesem letzten Namen sind Anstalten zusammengefaßt, die, ohne die wissenschaftliche Höhe von technischen Hochschulen zu erreichen, Kurse in technologischen Wissenschaften eingerichtet haben. Solche Kurse sind häufig landwirtschaftlichen Schulen angegliedert und entsprechen wohl den Bedürfnissen der Kolonisten, die in einsamen Farmen zugleich Baumeister, Schmiede ꝛc. sein müssen. In diesen staatlich subventionierten Anstalten betrug die Zahl der männlichen Schüler 32 517, der weiblichen 9287. In den für Farbige eingerichteten Kursen waren 2887 Männer und 2356 Frauen. Dabei sind auch Schüler, die nur Einzelkurse belegt haben, mitgerechnet.

Pfarrer Naumann hat in seinem Vortrag über die Frau im Maschinenzeitalter, der kürzlich in München auch im Druck erschienen ist, den wesentlichen Fortschritt der Frauenfrage darin gesehen, daß es den Frauen gelingt, in die mittleren und oberen Schichten der gewerblichen und kommerziellen Berufe einzudringen. Soweit die Statistik der Handelsschulen Rückschlüsse erlaubt, scheinen die Amerikanerinnen dazu auf gutem Wege. In den eigentlichen Handelsschulen — die Handelskurse, die in high-schools, Universitäten ꝛc. abgehalten werden, sollen hier nicht berücksichtigt werden — also in den eigentlichen Handelsschulen waren 81 344 Schüler und 55 903 Schülerinnen. Diese Anstalten sind mit ganz geringen Ausnahmen für beide Geschlechter bestimmt; das namentliche Verzeichnis weist bei jeder einzelnen Männer und Frauen auf. Wie weit der Unterricht gemeinsam ist, wie weit er sich etwa in getrennten Kursen vollzieht, geht aus der Statistik nicht hervor.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Preßstimmen zu dem Wahlrecht der Frauen bei den Kaufmannsgerichten.** Die „Deutsche Zeitung" hat sich am 3. März in längerer Betrachtung darüber aufgeregt, daß man in der Reichstagskommission den weiblichen Angestellten das aktive Wahlrecht für die Kaufmannsgerichte zugestand und auch das passive nur mit minimaler Majorität ablehnte. Sie warnt dringend vor diesem Schritt und zwar mit folgender tiefsinnigen politischen Erwägung:

„Was indessen vor allem den Politiker abhalten muß, den weiblichen Angestellten das Stimmrecht zu gewähren, ist die sehr berechtigte Befürchtung, daß man damit der Sozialdemokratie den größten Gefallen tut. Bei der durchaus nationalen Grundstimmung der männlichen Handlungsgehilfen in Deutschland kann es geradezu als ausgeschlossen gelten, daß die Sozialdemokratie an den Beisitzerwahlen für die Kaufmannsgerichte Freude erleben wird. Der sozialdemokratische Gehilfenverband zählt in ganz Deutschland nur 1500 Mitglieder — die anderen Verbände rechnen nach Zehntausenden — und von diesen 1500 sind nicht weniger als 800 weibliche Angestellte der Arbeiterkonsumvereine.

Also da hat es keine Gefahr, da ohnehin die anderen Vereine, wir erinnern an den deutschnationalen, ungemein schlagfertig organisiert sind.

Ganz anders dagegen kann der Hase laufen, wenn die Frauen das aktive Wahlrecht bekommen. Der größte Teil von ihnen wird voraussichtlich nicht zur Urne schreiten, weil er für Standesangelegenheiten kein Interesse hat. Eine Ausnahme von dieser Regel aber werden die weiblichen Angestellten der Warenhäuser und vor allem die der Konsumvereine machen; und sie gerade sind es, die infolge der Berührung mit ihren vielfach jüdischen Geschäftskollegen sozialdemokratischen Vertretern ihre Stimme zuwenden dürften."

Ob die „Deutsche Tageszeitung" nur übergeht, oder ob sie wirklich nichts ahnt von den 15 000 in den Hilfsvereinen der weiblichen Angestellten organisierten Handelsgehilfinnen, die ihre „Schlagfertigkeit" und ihr Interesse an den öffentlichen Rechten ihres Standes wahrlich oft und deutlich genug gezeigt haben?

Sehr wohltuend berührt dagegen die ruhige und gerechte Besprechung der ganzen Frage durch die „Deutsche Warte". Nachdem sie auch für das passive Frauenwahlrecht mit allem Nachdruck eingetreten ist, schließt sie:

„Merkwürdig ist und bleibt diese Angst vor der Teilnahme der Frauen an den öffentlichen Angelegenheiten, die sie so nahe angehen, die damit begründet wird, daß ihnen alsdann auch an anderen öffentlichen Einrichtungen, wie am Gewerbegericht usw., diese Teilnahme eingeräumt werden müßte. Erstens einmal wäre das absolut kein Unglück, sondern nur eine sehr gerechte Neuerung, die in anderen Staaten, die sonst gar nicht in Bezug auf sozialpolitische Neuerungen an der Spitze der Zivilisation marschieren, wie Österreich, bereits eingeführt ist. Zweitens würden jedenfalls die Erfolge des ersten Experimentes abgewartet werden, ehe an eine Nachahmung geschritten wird. Werden also die Erfahrungen, die man mit dem Frauenwahlrecht bei den Kaufmannsgerichten macht, schlechte sein, dann wird man ja die schönste Ausrede haben, es ihnen zu anderen öffentlichen Einrichtungen zu versagen, und sind die Erfahrungen im Gegenteil gute, dann hat das Frauenwahlrecht seine Berechtigung erwiesen und dann ist kein Grund abzusehen, warum man es ihnen zu den Gewerbegerichten, an denen sie so stark beteiligt sind, nicht auch gewähren soll."

Ähnlich äußert sich in der „Solinger Zeitung" ein „unparteiischer, national gesinnter Handelsgehilfe" unter dem Eindruck des rheinisch-westfälischen Handelsgehilfentages, der das Frauenstimmrecht rund ablehnte.

Auf das Schicksal dieses Paragraphen der Vorlage im Plenum darf man nun gespannt sein. Bekanntlich haben die verbündeten Regierungen erklärt, daß das Gesetz durch die Aufnahme selbst des aktiven Wahlrechts der weiblichen Angestellten für sie unannehmbar würde. Sachliche Gründe für diese Stellungnahme sind nicht angeführt worden. Vielmehr stellen sie sich lediglich auf den Prinzipienstandpunkt, bei einem Sondergesetz „den wichtigen Grundsatz unserer ganzen Verfassung und Verwaltung, daß nur die Mitglieder des männlichen Geschlechts das aktive und passive Wahlrecht ausüben sollen", nicht zu durchbrechen.

Nach diesen bündigen Erklärungen der Staaten, die im Bundesrat die Majorität bilden (von

Digitized by Google

58 Stimmen verfügen sie über 31) scheint nicht viel Aussicht, daß das Plenum in der zweiten Lesung das Frauenstimmrecht festhalten wird.

* Die Petition des Allgemeinen Deutschen Frauen-Vereins, die **Ausbildung von Gewerbeinspektorinnen** betreffend, ist vor kurzem im Petitions-Ausschuß der Bayerischen Kammer der Abgeordneten zur Verhandlung gekommen. Die Petition wurde für die Erörterung im Plenum nicht geeignet befunden, „da das jetzige Institut der weiblichen Gewerbeaufsichtsbeamten bisher zu keiner Unzufriedenheit Anlaß gegeben hat und deshalb zurzeit kein Grund besteht, auf eine Änderung einzugehen."

Der Landtag des Fürstentums Schwarzburg-Sondershausen hat dagegen in seiner Sitzung vom 12. Februar 1904 beschlossen, „mit Rücksicht auf die sozialpolitische Bedeutsamkeit der Frage und auf die in der Petition enthaltene dankenswerte Anregung die Petition der Fürstlichen Staatsregierung als Material zu überweisen."

* Eine **„deutsche Arbeiterinnenzeitung"** wird seit Februar d. J. von der Zentralstelle für Arbeiterinnenorganisation des Verbandes Fortschrittlicher Frauenvereine herausgegeben. Das Blatt ist politisch und religiös neutral und wird mit Nachdruck die Interessen der Arbeiterin vertreten. Die Worte des Leitartikels der ersten Nummer: „Befreiung der Arbeiterin als Frau, Befreiung der Arbeiterin vor wirtschaftlicher Ausbeutung" kennzeichnen die Tendenz des Blattes, dessen Schriftleitung Else Lüders übernommen hat. Das Blatt wendet sich in erster Linie an die Arbeiterinnen selbst, daneben bezweckt es auch, in anderen Frauenkreisen erhöhtes Verständnis und regeres Interesse für die Lage der Arbeiterin zu erwecken. — Das Blatt erscheint monatlich einmal, zunächst im Umfange von 4 Seiten, später 8 Seiten Um weiten Kreisen das Abonnement zu ermöglichen, ist der Abonnementspreis äußerst niedrig angesetzt: jährlich 80 Pf., vierteljährlich 20 Pf. Gegen Einsendung des Betrages in Briefmarken an die Expedition des Blattes, z. H. Fräulein Klara Schleker, Berlin W., Dessauer Straße 23, erfolgt freie und prompte Zustellung durch die Post.

* **Das Vereinsgesetz und die Frauen in Braunschweig.** Der Braunschweiger Landtag hat in letzter Stunde dem Frauenparagraphen in der Vereinsrechtvorlage doch noch einen anderen Wortlaut gegeben. Es wurde am 19. März ein Antrag angenommen, demzufolge Frauen an solchen Versammlungen teilnehmen dürfen, in denen Berufsinteressen beraten werden. Ausgeschlossen sind sie von politischen und kirchlichen Versammlungen. Gewährt dieser Beschluß auch gegenüber der Regierungsvorlage den Frauen weiteren Spielraum, so scheint er doch wieder wie in Preußen die Entscheidung, ob politisch, ob nicht, ganz der Polizei anheimzustellen. Er führt gerade den unhaltbaren Zustand ein, der in Preußen alle die Curiosa der Polizeipraxis gezeitigt hat.

* **Die Anstellung einer Ärztin zur Unterstützung des Stadtarztes** ist in Frankfurt a. M. beschlossen worden. Die Stadtverordnetensitzung hat den Antrag, der von den Ärzten lebhaft bekämpft wurde, schließlich mit großer Majorität genehmigt.

* **Die erste Direktorin einer städtischen Schule** ist kürzlich in Berlin ernannt worden. Es handelt sich um eine der städtischen Fortbildungsschulen für Mädchen, deren Leitung von Fräulein Schalhorn, bisher Oberlehrerin an der Luisenschule, übernommen werden wird.

* **Die Zulassung zum Examen pro facultate docendi** ist nun endlich auch in Preußen einer Abiturientin, die Mathematik studiert hat, gewährt worden. (vgl. Februarheft der Frau: „Behördliche Inkonsequenzen"). Der ministeriellen Verfügung, die ihr anheimstellt, sich bei der königlichen Prüfungskommission zu melden, ist die Bemerkung hinzugefügt, daß sie durch das Bestehen des Examens ein Recht auf Anstellung im öffentlichen Schuldienst nicht erwürbe. Wir dürfen trotz dieser vorläufig wohl erklärlichen Einschränkung die Erfüllung einer seit Jahren immer wieder gestellten Forderung mit Freude begrüßen, um so mehr, als ihre Tragweite für die ganze Frage der Mädchengymnasien und der Lehrerinnenbildung außerordentlich groß ist.

* **Der Entwurf eines Arbeiterinnenschutzgesetzes für Basel-Stadt,** der soeben vom Regierungsrat dem Großen Rat vorgelegt worden ist, greift auf die Anträge von 1896 zurück, die eine Revision des Arbeiterinnenschutzgesetzes von 1883 im Sinne einer Reduktion der täglichen Arbeitszeit neben gleichzeitiger Errichtung eines kantonalen Gewerbeinspektorats forderten. Während die letztere Forderung bereits 1901 erfüllt wurde, soll die erstere nunmehr zur Verwirklichung gebracht werden. Die Vorlage beschränkt sich nicht auf die Arbeitszeitverkürzung von 11 auf 10 Stunden, sondern strebt zugleich eine Ausdehnung des Geltungsbereiches des Gesetzes auf sämtliche Ladengeschäfte an; nur für über 18 Jahre alte Verkäuferinnen darf die tägliche Arbeitszeit 11 Stunden betragen.

Digitized by Google

Die Mittagspause beträgt 1 ½ Stunden. Für jeden Sonntag, an dem die Verkäuferin beschäftigt ist, ist eine entsprechende Zeit an einem Werktage freizugeben. Für die sonstigen Arbeiterinnen gilt strikte Sonntagsruhe. Über die gesetzliche Arbeitszeit hinaus Arbeit mit nach Haus zu geben, ist verboten. Ausreichende Sitzgelegenheit und Reduktion der zulässigen Geldstrafen auf höchstens ¼ des Tagelohnes (bisher ½) wird gefordert. Wöchnerinnen dürfen vor und nach ihrer Niederkunft im ganzen während 8 Wochen nicht beschäftigt werden. Die Überzeitarbeit wird eingeschränkt auf ausnahmsweise täglich 2 Stunden. — Interessant ist die Begründung der Arbeitszeitverkürzung: Das kantonale Schutzgesetz könne sehr wohl über den 11-Stundentag des eidgenössischen Fabrikgesetzes hinausgehen, weil dieser Arbeitstag längst aufgehört hat, die Regel zu bilden. 1901 hatten von den schweizer Fabriken nur noch 47 % mit 41,1 % sämtlicher Arbeiter den 11 Stundentag, dagegen 9 % mit 12,2 % der Arbeiter den 10 ½ stündigen. 35,8 % der Betriebe mit 38,1 % der Arbeiterschaft den 10stündigen und der Rest der Betriebe einen noch kürzeren Arbeitstag. Der Zehnstundentag hat übrigens bereits in dem Arbeiterinnenschutzgesetz des Kantons Zürich vom Jahre 1894 Aufnahme gefunden. Mit der Ausdehnung dieser Arbeitszeitverkürzung auf das Ladenpersonal aber geht der Kanton Basel bahnbrechend voran; denn die Normalarbeitswoche von 65 Stunden, die das neuenburgische Gesetz von 1901 und der waadtländische Entwurf von 1903 vorsehen, garantieren den Ladnerinnen damit doch den Zehnstundentag noch nicht. Sehr nützlich ist auch eine Bestimmung des neuen Baseler Entwurfs, die die Beschäftigung von Mädchen unter 14 Jahren in gewerblichen Betrieben, deren Möglichkeit die bisherigen Gesetze offen ließen, verbietet, sowie eine ganze Reihe sanitärer Bestimmungen über die Arbeitsräume und Vorschriften über Arbeitsordnungen, Schlichtung von Streitigkeiten usw. Sämtliche der von dem Entwurf geregelten Betriebe sollen der Fabrikinspektion unterstellt werden. Der Entwurf der Revisionsvorlage soll von dem sozialistischen Regierungsrat Wullschleger herrühren. (Soziale Praxis vom 25. Febr.) Im Kanton Aargau ist ein Arbeiterinnenschutzgesetz angenommen worden, das den Arbeiterinnen der Konfektionsgeschäfte, den Wäscherinnen, Verkäuferinnen und den Angestellten in Gastwirtschaften gewisse Erleichterungen bringt. Die Maximalarbeitszeit ist hier für die Arbeiterinnen 11 Stunden, an Vorabenden von Sonn- und Feiertagen 10 Stunden. An diesen Tagen muß um 4 Uhr geschlossen werden. Überzeit muß mit 25 % Lohnzuschlag vergütet werden und darf 2 Stunden täglich während der Dauer von längstens 2 Monaten nicht überschreiten. Für die Ladnerinnen wird einstündige Pause im Lauf des Tages und eine ununterbrochene Nachtruhe von 10 Stunden, sowie Sitzgelegenheit gefordert. Weibliche Bedienstete in Gastwirtschaften haben das Recht auf 8stündige Ruhezeit. Sie müssen im Monat mindestens einen freien Sonntag und an einem andern Sonntag Zeit zum Gottesdienst haben. Für jeden Sonntag, an dem sie beschäftigt sind, ist ihnen ein halber freier Wochentag zu gewähren. — Dies sind die wesentlichsten Bestimmungen aus einem Gesetz, das freilich noch keineswegs das sozialpolitisch Wünschenswerte sichert, aber doch gegen bisherigen Zustände einen bemerkenswerten Fortschritt bezeichnet.

* **Die Zulassung der Frauen zur Advokatur** ist von der italienischen Kammer kürzlich genehmigt worden. Es scheint aber nicht viel Aussicht zu sein, daß der Gesetzentwurf vom Senat angenommen wird.

* **Weibliche Juristen in Norwegen.** Kürzlich hat nach dem Vorgang des Odelsthings auch das Lagthing den von der Regierung vorgelegten Gesetzentwurf über die Zulassung von Frauen als Rechtsanwälte und Advokaten mit 19 gegen 10 Stimmen angenommen.

* **Fortbildungskurse für Fabrikarbeiterinnen** beabsichtigt der Grafschaftsrat in London einzurichten. Es sollen Tages- und Abendkurse eingerichtet werden, in denen die Schülerinnen unter anderem auch in Kinderpflege unterwiesen werden sollen. Die Kurse stehen unter Leitung von Mrs. Creighton, der Witwe des früheren Bischofs von London.

* Um die Frage eines **„humaneren und wirksameren Systems zur Bekämpfung der Ausdehnung der venerischen Krankheiten"** zu studieren, hat die schwedische Regierung eine Kommission eingesetzt. Der Kommission, die vom König ernannt worden ist, gehören an: der Gouverneur einer Provinz, zwei männliche Ärzte sowie eine Ärztin, ein Polizeikommissar, ein Jurist und Otto Westenberg, der ein eifriger Vorkämpfer der abolitionistischen Bewegung in Schweden ist. Die betreffende Ärztin ist Dr Alma Sundquist, die in der Allgemeinen Poliklinik in der Abteilung für Frauenleiden und venerische Krankheiten wirkt.

Digitized by Google

Internationaler Frauenkongreß.

Dem Bericht des Bundesorgans über die Vorstandssitzungen des Bundes deutscher Frauenvereine am 29. Februar und 1. März sei in bezug auf den Kongreß folgendes entnommen:

Im Anschluß an die ausführlichen Berichte der Vorsitzenden über die Vorbereitungsarbeiten des Organisationskomitees und der Vorsitzenden des Berliner Lokalkomitees über die getroffenen lokalen Vorbereitungen zum Internationalen Frauenkongreß wurde das ganze Programm nun endgiltig festgestellt, sowohl in bezug auf die Arbeitssitzungen und großen Propagandaversammlungen, wie auf die zu einem würdigen Empfang der bereits zahlreich angemeldeten fremden Gäste vorgesehenen Veranstaltungen, Empfänge, Ausstellungen, Aufführungen 2c. Ferner wurde über die verschiedenen Abzeichen für I. C. W. und Kongreß, die Teilnehmerkarten, die Einladungen und den Verkehr mit der Presse, das Kongreßhandbuch, das Bilderalbum u. a. Beschluß gefaßt. Von stenographischen Berichten und der späteren Herausgabe eines Kongreßwerkes beschloß der Vorstand abzusehen, da nach allen bisherigen Erfahrungen das Bedürfnis und der Nutzen eines derartigen Werkes zu der großen Mühe und den bedeutenden Kosten, die es verursacht, in keinem Verhältnis stehen.

Da das ganze Kongreßprogramm später im Zentralblatt veröffentlicht werden wird, sei hier nur die Tagesordnung der fünf öffentlichen Versammlungen, wie sie nunmehr festgestellt ist, mitgeteilt:

Montag, den 13. Juni, Abends 8 Uhr:
„Der Stand der Frauenbewegung in den Kulturländern".
Dienstag, den 14. Juni, Abends 8 Uhr:
„Frauenlöhne".
Donnerstag, den 16. Juni, Abends 8 Uhr:
„Das Verhältnis der Frauenbewegung zu den politischen und konfessionellen Parteien".
Freitag, den 17. Juni, Abends 8 Uhr:
„Frauenstimmrecht".
Sonnabend, den 18. Juni, Nachmittags 4 Uhr:
„Grundlagen und Ziele der Frauenbewegung".
Schluß des Kongresses.

Über die Sitzungen der Sektionen wird die Tagesordnung demnächst auch von einzelnen festgestellt werden. Da die Sektionen gleichzeitig tagen und somit zur Erörterung ihrer Gebiete wenigstens in großen Umrissen Zeit haben, so ist zu erwarten, daß es zu einer wirklich fruchtbaren Aussprache über Fragen von internationaler Bedeutung kommen wird.

I. Internationaler Schulhygiene-Kongreß.

Nürnberg 4.—9. April.

In der Woche nach Ostern tagt in Nürnberg der I. Internationale Kongreß für Schulhygiene, in erster Linie von Medizinern berufen. Aber auch eine Reihe namhafter Pädagogen nimmt durch Vorträge und Referate an demselben teil. Das Programm ist ein außerordentlich reichhaltiges. Auf die offiziellen Referate folgen in elf Abteilungen lange Reihen von Vorträgen. Von Fragen, die auch für unsere Frauenkreise ein ganz spezielles Interesse haben, kommen — in Referaten — u. a. folgende zur Verhandlung: Abt. IV. Koëdukation (Ref. Prof. Hertel Axel-Kopenhagen und Prof. Palmberg-Helsingfors). Abt. V. Hygienische Unterweisung der Schüler (Ref. Prof. Wernicke-Posen) und verschiedenste Vorträge. Abt. IX. Elternabende (Ref. Stadtschulrat Weiß-Nürnberg). Abt. XI. Die Bedeutung schulhygienischer Bestrebungen für die Frauen und für die Familie (Ref. Frau Elsbeth Krukenberg-Kreuznach, Fräulein Helene Sumper-München). Die beiden letzten haben folgende Thesen aufgestellt:

1. Es ist notwendig, in Frauenkreisen Verständnis und Interesse für schulhygienische Fragen zu wecken, weil
   a) der günstige Einfluß schulhygienischer Maßnahmen durch unverständiges Entgegenarbeiten von Seiten der Mütter vielfach vernichtet wird,
   b) die Arbeit der Mütter an gesunder körperlicher und seelischer Entwicklung ihrer Kinder bei fehlender Unterstützung durch geeignete schulhygienische Maßnahmen gleichfalls zu einer vergeblichen wird.
2. Der Eintritt erfahrener Frauen (Mütter und Lehrerinnen) in die Kommissionen und Kuratorien der von Mädchen besuchten Schulen ist in schulhygienischem Interesse dringend zu wünschen.
3. Einstellung von Schulärztinnen in den gleichen Schulen ist warm zu befürworten.
4. Im Interesse jeder Familie liegt es, daß in Knaben- und Mädchenschulen (Volksschulen und höheren Lehranstalten) aufklärender Unterricht über Gesundheitslehre nicht nur im letzten Schuljahre, sondern vom ersten Schuljahre an in regelmäßiger Wiederholung erteilt wird. (Mit Hinweis auf die in Amerika getroffenen Einrichtungen).

Digitized by Google

Frau Krukenberg wird speziell die Interessen der Mütter betonen und die höheren Schulen berücksichtigen, während Fräulein Sumper auf die Volks- und Fortbildungsschule im besonderen eingehen wird.

Auch in Abt. X. referiert eine Frau: Dr med. Frl. von Tussenbrok-Amsterdam. Vorsitzende des empfangenden Damen-Ausschusses ist Frau Helene von Forster, zugleich Delegierte des Allgemeinen Deutschen Frauenvereins.

Wir machen unsere Leserinnen auf die Verhandlungen dieses Kongresses noch einmal dringend aufmerksam.

Wissenschaftliche Kurse zum Studium des Alkoholismus.

(Abgehalten in Berlin vom 5.—9. April 1904 im Baracken-Auditorium der Universität, Eingang Kastanienwäldchen.)

Programm:

1. Dienstag, 5. April.

10—11: Geschichte des Kampfes gegen den Alkoholismus.
Franziskus Hähnel, Bremen.

11—12: Alkohol und Volkswirtschaft.
Dr med. A. Grotjahn, Berlin.

4— 5: Geschichte des Kampfes gegen den Alkoholismus.

5— 6: Einwirkung des Alkohols auf Körper und Geist.
Professor Dr Grawitz, dirig. Arzt am städt. Krankenhause in Charlottenburg.

2. Mittwoch, 6. April.

10—11: Der Alkoholismus und die Arbeiterfrage.
Dr Georg Keferstein, Lüneburg.

11—12: Alkohol und Volkswirtschaft.

4— 5: Alkoholismus und Prostitution.
Dr med. Agnes Hacker, Berlin.

5— 6: Einwirkung des Alkohols auf Körper und Geist.

3. Donnerstag, 7. April.

10—11: Geschichte des Kampfes gegen den Alkoholismus.

11—12: Alkohol und Volkswirtschaft.

4— 5: Alkohol und Verbrechen.
Professor Dr Aschaffenburg, Halle a. S.

5— 6: Wirkung des Alkohols auf die Nachkommenschaft.
Dr med. Alfred Ploetz, Schlachtensee.

4. Freitag, 8. April.

10—11: Alkohol und Verbrechen.

11—12: Alkoholismus und Prostitution.

4— 5: Wirkung des Alkohols auf die Nachkommenschaft.

5— 6: Der Alkoholismus und die Arbeiterfrage.

5. Sonnabend, 9. April.

10—11: Wirkung des Alkohols auf die Nachkommenschaft.

11—12: Schule und häusliche Erziehung im Kampf gegen den Alkoholismus.
Dr med. Trüper, Jena.

5— 6: Schule und häusliche Erziehung im Kampf gegen den Alkoholismus.

Teilnehmerkarten à 6 M. durch die Geschäftsstelle für Wohlfahrtsbestrebungen in Charlottenburg, Krummestraße 89. Zu einzelnen Vorträgen Karten à 0,50 M. Wir weisen auf die Kurse noch einmal nachdrücklich hin; es sind die berufensten Kräfte für die einzelnen Vorträge herangezogen worden, so daß diese Kurse eine auf festester wissenschaftlicher Grundlage ruhende Einführung in die Frage des Alkoholismus geben.

Verein für „vorübergehende Hilfe im Haushalt". (Berlin.)

Welcher Haushalt ist wohl nicht schon in die Lage versetzt worden, bei Erkrankung der Hausfrau, der Kinder oder des Personals, beim Wochenbett usw. ganz plötzlich eine Aushilfe in Anspruch nehmen zu müssen, die vorübergehend die Lücke auszufüllen imstande sein soll, die durch solche Vorkommnisse entstanden. Zu diesem Zweck hat sich der Verein für „Vorübergehende Hilfe im Haushalt" konstituiert, der, als Zweigverein des Hausbeamtinnen- und Hauspflegevereins, seit nun bald einem Jahre auf seine vielbegehrte und segensreiche Tätigkeit zurückblickt.

Er hat sich die Aufgabe gestellt, geeignete, nur gut empfohlene, ehrbare, zuverlässige und erfahrene Frauen nachzuweisen, welche die ihnen anvertraute Arbeit tage-, wochen- und monateweise übernehmen. Dieselben rekrutieren sich aus den einfachen und aus den besseren Kreisen und sind je nach dem gewillt, mit oder ohne Hilfe von Dienstpersonal einzutreten. Die Vermittelung von Dienstmädchen und Reinemachefrauen übernimmt der Verein nicht, um einmal die vielen Gesindevermittelungsbüreaus, in denen diese genügend Auskunft erhalten, nicht noch zu vermehren, zum andern, um nicht aus dem Rahmen der humanen Bestrebungen herauszutreten.

Es werden nun sowohl Auftraggeber wie Stellensuchende, letztere sind zu Zeiten, um die vielen Nachfragen zu decken, sehr stark begehrt, ersucht, sich schriftlich, mündlich oder telephonisch an unsere drei Sprechstellen zu wenden, bei denen Aufträge und Auskünfte schnellstens erledigt werden.

1 Bei Frl. A. Merz NW. 23, Siegmundshof 17, Gartenhaus part., Dienstag und Freitag von 2—3 Uhr. 2. Bei Frl. R. Schwerin W 30, Lutherstr. 30 I, Montag und Donnerstag von 4—5 Uhr. 3. Bei Frl. Marg. Möller SW 47, Großbeerenstr. 28a Amt VIa 10997, Mittwoch und Sonnabend 10½—12 Uhr.

Der Frauen-Rettungsverein

(Berlin, Gr. Hamburgerstr. 10/11) erläßt einen Aufruf zur Gründung eines Asyls für Gefallene, in dem Mädchen in jedem Augenblick, bei Tag und Nacht, unentgeltlich Aufnahme und Schutz finden. An dieses Asyl soll sich ein Arbeitssaal anschließen, in welchem diejenigen Mädchen, die körperlich, beziehungsweise moralisch zu schwach sind, um in einer Fabrik usw. tätig zu sein, sich unter Aufsicht einer Dame zu beschäftigen haben. Der Arbeitslohn soll den Mädchen unverkürzt zufließen, damit die Arbeitslust durch den Verdienst geweckt und gefördert wird. Zugleich sollen sie sich vorerst wieder an leichte Arbeit und an den Verkehr mit gesitteten Menschen gewöhnen.

Digitized by Google

Insbesondere aber betrachtet es der Frauen-Rettungsverein als eine seiner wichtigsten Aufgaben, sich in Berlin um das weitere Fortkommen der Mädchen zu bemühen, die nach Jahr und Tag aus den Besserungsanstalten entlassen, aufs neue den Verführungen der Großstadt ausgesetzt sind.

Der Verein wendet sich mit einem warmen Appell an alle Frauen und Männer, die imstande sind, das Unternehmen zu unterstützen. Wir geben diesen Appell mit besonderer Freude weiter. Wird auch solche Rettungsarbeit unter den Tausenden, die unseren wirtschaftlichen Verhältnissen und sozialsittlichen Zuständen zum Opfer fallen, immer nur einzelne erreichen — auch für diese einzelnen sollte keine Mühe zu groß erscheinen, und je weiter das Arbeitsfeld, um so wertvoller ist jede neue Kraft, die eingesetzt wird. — Das Komitee des Vereins besteht aus folgenden Damen: Prinzessin Elisabeth Radziwill, (Kurfürstendamm 242), Gräfin Talleyrand-Perigord, Frau Wanda von Lukowitz, Freiin Elsy von Wangenheim, Freifrau F. von Zedlitz-Leipe, Fräulein Regina Kilz, Frau Dr A. Dosquet. — Spenden und Jahresbeiträge nimmt entgegen: Die Deutsche Bank und deren Depositenkassen in Berlin unter der Adresse: „Für den Frauen-Rettungsverein", ferner: Herr Bankier Bernhard Kilz, Berlin, Wilhelmstr. 43, I.

Der Frankfurter Frauenbildungsverein

hielt am 24. Februar seine 27. Generalversammlung ab. Dem Bericht, der dieses Jahr nicht im Druck erscheint, entnehmen wir Nachstehendes. Der Verein zählte im Jahr 1903: 686 Mitglieder. Auch im abgelaufenen Jahr hat der Verein eine ersprießliche Tätigkeit entfaltet. Eine beträchtliche Anzahl Schülerinnen hat in demselben die erhoffte Ausbildung erlangt. Die jungen Mädchen verwerten das Erlernte teils in beruflicher Arbeit, teils zum Nutzen der eignen Familie.

Die Gewerbe-, Handels- und Fortbildungsschule war von 403 Schülerinnen besucht, welche 1010 Kurse belegten. Namhafte Preisermäßigung wurde 4 Schülerinnen zu teil. Soweit zu unserer Kenntnis gelangt ist, fanden 118 Schülerinnen Anstellung oder selbständige Beschäftigung. Zwölf bestanden die Prüfung für Handarbeitslehrerinnen an höheren Schulen.

Im Monat Oktober ließen wir auf Wunsch der städtischen Behörden die Handelskurse eingehen, da die Stadt selbst eine Handelslehranstalt auch für Mädchen, mit ein- und zweijährigem Kursus im Laufe des Jahres eröffnet hatte. Ein Teil der bisher bei uns angestellten Lehrkräfte wurde, soweit diese es wünschten, an der neu eingerichteten Schule beschäftigt. Die Zahl der Pensionärinnen betrug 7. Die jungen Mädchen besuchten die Schule ein Jahr und nahmen fast an allen Stunden teil. Sie sind der sorgsamen Leitung unserer Schulvorsteherin Fräulein Agnes Herbst unterstellt.

Die Kochschule war von 87 Schülerinnen besucht. Außerdem wurde im Sommer ein Einmachkursus abgehalten. In der Speiseanstalt für Damen sind 15 129 Portionen Essen verabreicht worden, während noch durch die Vorstandsmitglieder feinere Speisen Abnahme fanden.

Der Kursus für Hausarbeit wurde hauptsächlich von Kindergärtnerinnen und von Pensionärinnen besucht.

Den Bügelkursus besuchten 23 Schülerinnen mit gutem Erfolg. Im Herbst und Frühjahr fanden je ein Servierkursus statt. Am Schluß desselben veranstaltete der Vorstand das eine Mal ein Abendessen, das andere Mal einen Thee, um sich von den Erfolgen des Unterrichts persönlich zu überzeugen. Für beides wurden selbstverständlich die Speisen in der Kochschule zubereitet.

Den Kindergarten I besuchten 65, den Kindergarten II 40 Kinder. Im Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen waren 32 Schülerinnen, von denen Ostern 10, im Herbst 7 ihre Prüfung bestanden und sämtlich teils in Familien, teils an Kindergärten Stellung fanden. Auf unser Gesuch erhielten wir für das Seminar die staatliche Konzession.

Im Frühjahr fand, wie alljährlich, eine gut besuchte Ausstellung von Schülerinnenarbeiten statt.

Die ausscheidenden Vorstandsmitglieder wurden — soweit sie eine Wiederwahl annahmen — wieder erwählt. Neu treten hinzu Frau O. L. G. R. Simon und Fräulein Marie Hartmann.

Kasseler Fröbelkurse.

Zur Förderung der Fröbelschen Pädagogik in Kindergarten und Schule richtet das Kasseler Fröbelseminar vom 19. Juli bis 2. August für Kindergärtnerinnen, Lehrer und Lehrerinnen einen Fortbildungskursus in Theorie und Praxis der Fröbelschen Pädagogik ein.

Um möglichst vielen Damen und Herren die Teilnahme an dem Kursus zu ermöglichen, sollen die Kosten für Wohnung, volle Beköstigung und für Vorlesungen mit praktischen Übungen, insgesamt nur 60 Mark betragen.

Um bei diesem Ferienkursus auch Erholung zu bieten, werden Ausflüge in die herrliche Umgegend Kassels, Führung in Museen und Gallerien sich der Arbeit anschließen.

Programme sind zu beziehen und Anmeldungen sind zu richten an Fräulein Hanna Mecke, Leiterin des Kindergärtnerinnen-Seminars, oder Rektor Henck, Leiter der Volksschule Rothenditmold-Kassel. Näheres durch das Kuratorium des Evangelischen Fröbelseminars Kassel.

Es wird zur Fortsetzung des Kasseler Fröbelkursus die Teilnahme an einem „Ferienkursus in Jena" (4.—19. August) empfohlen.

Digitized by Google

„Peter Camenzind" von Hermann Hesse. Berlin. S. Fischer Verlag. Als wenn die Präraphaeliten in der Literatur das Wort ergriffen, so mutet die Geschichte des Peter Camenzind an. Über der Wirrnis und Zerfaserung, der quälenden Bewußtheit des seelischen Lebens der Moderne steigt das große, unendlich einfache Evangelium der Liebe auf mit seiner unerschütterten, tiefgründigen Wahrheit. Die Kindesbotschaft des heiligen Franz von Assisi von der Liebe, die Kreatur und Menschen als Brüder und Schwestern umfängt, ist dem Helden Leitstern auf dem Wege, den er, der Sohn der Berge, durch die moderne Welt wandert. Die Bedeutung und das Wesen von Pflanzen und Tieren, von Winden, Regen und Meerfarben, besonders aber von den Wolken — den ewigen Gleichnissen aller Menschensehnsucht, alles Wanderns, alles Suchens und Heimbegehrens — wird ihm wundervoll lebendig. Der heilige Franz und die stumme, selige Gebefreudigkeit der Natur, der er auf einsamen Wegen immer tiefer ins Herz schaut, zeigt ihm den Weg auch zu den Menschen, die ihm bis daher nur Objekte kühler kritischer Beobachtung und bissiger Ironie gewesen sind. Und schließlich kehrt er zur Heimat zurück; er endet seinen Weg durch die Welt äußerlich, wie er ihn begonnen, als einer von den Dorfleuten in Nimikon, in dem verfallenden kleinen Häuslein der Camenzinde am See. Und seiner Seele hat der Flug durch alle Fernen, die Menschengeist durchmessen kann, auch nicht mehr geben können, als er nun besitzt: aber seine Wanderschaft hat seine Seele ihrer wahren Schätze gewiß gemacht. Sie war nicht verloren.

Ich wüßte kaum ein Buch der modernen Literatur, das so wie Peter Camenzind voll Poesie steckte, so wundervolle Bilder und eine solche Stimmungskraft der Sprache hätte, das einen so vollkommenen Einklang von innerer und äußerer Form erreichte und eine solche Meisterschaft, die angeschlagene Melodie in all ihren Harmonien zu entfalten und rein und zart austönen zu lassen.

„Kunst". Roman von Auguste Hauschner. Albert Langen. München 1904. Die Verfasserin, die schon in „Daatjes Hochzeit" und den dramatischen Scenen „Frauen unter sich" ein starkes Beobachtungstalent und große plastische Kraft gezeigt hat, beschreitet mit ihrem Roman ein anderes Stoffgebiet, als das, auf dem sie begonnen. An Gorki'sche und Hauptmann'sche Motive erinnerten manche Scenen aus „Frauen unter sich" und „Daatjes Hochzeit". Ihr Roman aber umfaßt seelische Probleme und Kämpfe moderner, differenzierter Menschen. Er projiziert den Kampf um die neue impressionistische Kunst auf einen Menschen, der als der Träger dieses Kampfes erscheint. In ihm ist zugleich das Schicksal ihrer Heldin beschlossen. Es ist ein Weibesschicksal: die Kraft zu schaffen ist bei ihr nichts für sich Vorhandenes, keine ursprüngliche Kraft; sie ist geweckt durch das Erlebnis der Liebe und an die Trunkenheit der Leidenschaft gebunden. Er, der Künstler, hebt sich unverletzt aus der Wonne, die sie ihm für kurze Zeit nur zu geben vermochte. Die Liebe hat seiner Kunst nichts nehmen können. „Ihr aber hatte sie das Ich getrunken. Sie sah zwar und verstand. Luft und Ton. Das Spiel des Lichtes auf den Formen, den Reiz der Farben und den Schwung der Linien. Doch wie sie schaffen wollte, war nur er in ihr. — — Nicht ihres Könnens, ihrer Sehnsucht Zeugnis waren diese Blätter. Kein Kunstwerk, ein Bekenntnis." Was die Heldin von Anna Hauschner individuell erlebt, verdichtet sie zu einer Lebenslehre: „Die Sklavenketten des Geschlechts muß das Weib zerbrechen, das schaffen und erreichen will, dem Manne gleich. Sie war zu weich und zu empfindsam. Zu schwer belastet von dem Erbe tausendjähriger Knechtschaft. Nicht Künstlerin, nur eine liebesstarke Magd — — — Und so begrub sie Kunst und Liebe in derselben Stunde."

Anna Hauschner verrät in ihrem Roman ein Können, das sie einmal zu den besten unserer Schriftstellerinnen stellen wird. Es sind Stücke darin, die in ihrer Kraft und Feinheit auf die reichsten Entwicklungsmöglichkeiten deuten. Eine noch etwas straffere und gedrängtere Komposition und eine noch etwas mehr durchgearbeitete Charakteristik, die vor allem auch Nebenfiguren aus dem farblos Typischen, das ihnen zuweilen anhaftet, herausarbeitete, würden ihr nützen.

„Von Sonnen und Sonnenstäubchen". Kosmische Wanderungen von Wilhelm Bölsche. Berlin. Georg Bondi. (Preis 6 M. brosch., 7,50 M. geb.) Die Sammlung populärer naturwissenschaftlicher Aufsätze läßt sich kaum besser charakterisieren als mit dem Bilde des Vorworts: durch den unermeßlichen Staub, den die Naturforschung unserer Tage aufgewühlt hat, kleine Lichtkegel hindurchzuwerfen, damit dieser graue Natur-Staub sich zu „Sonnenstaub" vergolde. Und es ist nicht nur die Weltanschauung des Naturforschers, die diese goldene Einheit in all den kleinen Einzelcharakteristiken des Buches giebt, sondern auch das Empfinden des Dichters. Ein Dichter macht uns den feierlichen Zauber fühlbar, der den Zeugen vergangener Ur-

Digitized by Google

schöpfungsäonen in unserer Alltagswelt innewohnt, ein Dichter-Philosoph vertieft sich in die rätselhafte Schönheit der Radiolaren, ein Dichter deutet uns den köstlichen Humor des Schnabeltiers oder des Nilpferdes, und die liebenswürdige Gassenbubenfrechheit des Großstadtspatzen. Für den, der nur wie in einem Guckkasten allerlei Kuriositäten der weiten bunten Welt sehen will, für den, der dem neuen Wissen unserer Zeit um diese Dinge nachgeht, und schließlich für den, der in all diesem Vergänglichen nur ein Gleichnis geistiger Welten sucht, für alle ist das Buch ein sonniges Buch.

„Friedliche Eroberungen". Sittenroman aus dem modernen Ägypten von Gräfin Uxkull. Fontane & Co., Berlin 1903. Im Mittelpunkt des Romans steht der deutsche Industrielle, der das Land der Pyramiden durch die Macht des Geldes unterjocht. Er wird in zwei Vertretern gezeichnet, der eine, der nichts ist als Eroberer, der skrupellos das Recht des Stärkeren anwendet, wo es sein Vorteil erheischt, und den der brennende Konkurrenzkampf der auf diesem Fleck Erde zusammenstoßenden Nationen gelehrt hat, seinen Weg über Menschenleben und Menschenglück hinweg zu bahnen, alles in allem aber eine große Natur, der bei allen Herscherinstinkten auch die Großmut des Mächtigen nicht fehlt. Die Kontrastfigur ist ein Deutscher, der sich die Herrenmoral, die auf diesem unblutigen Schlachtfeld der Völker herrscht, nicht aneignen mag und kann, in dem ein Stück deutscher Weichheit diesem harten, rücksichtslosen Ausbeuten der schwächeren Gegner widerstrebt. Übrigens ist der Roman an sich nicht die Hauptsache des Buches, sondern die Schilderungen des Zuständlichen, des Milieus, die, wenn auch die Farben von künstlerischem Standpunkt aus zuweilen etwas grell aufgetragen sind, doch des Interessanten genug bietet.

„Die Sehnsüchtigen". Roman von Gertrud Francke-Schievelbein. Egon Fleischel & Co. Verlag. Berlin 1903. Der Roman setzt sich ein großes Problem. Er ist das philosophische Bekenntnis der Verfasserin. Eine Frau ist die Heldin eines Weltanschauungskampfes. Mitten auf dem Wege zu einem Leben voll sinnlicher Schönheit und Fülle trifft sie der Blick eines Wanderers, der andere Wege geht, eines strengen und einsamen Asketen, der in fanatischer Aufopferung seines Selbst an die Menschheit Frieden vor dem Nagen einer alten Schuld sucht. Sie folgt ihm als Erzieherin seines Sohnes und seine Gehilfin in seinem ärztlichen Wirken unter einem stumpfen und rohen Landvolk. Und während sie unter dem Bann seiner mächtigen Persönlichkeit bei aller Hingabe doch innerlich sehnsüchtig und friedlos bleibt und nach anderen Lösungen der Lebensrätsel verlangt, tritt ihr der junge Pfarrer des Ortes entgegen in der sonnigen Frische eines Menschen, dessen Religion die Liebe ist. Was er sie lehrt, wird ihr zum eigenen inneren Erlebnis, als sie das Kind, das ihr ans Herz gewachsen ist, wie ein eigenes, dem Tode abringt, dem es der düstere Pessimismus des Vaters schon preisgegeben hatte. — Es ist etwas Großzügiges in der Konzeption dieses Romans, das auch da fesselt und mit tiefer Befriedigung erfüllt, wo die künstlerische Kraft nicht ganz zureicht, um alles Gewollte und innerlich Geschaute ganz Fleisch und Blut werden zu lassen. Und wenn Gertrud Francke in dem Roman nicht ganz ans Ziel kommt, wenn das Programmatische des Entwurfes von dem individuellen Leben ihrer Gestalten nicht ganz aufgesogen ist, so verfügt sie doch auch als Künstlerin über so reiche Mittel, daß man sich ihrer Leitung auch im rein ästhetischen Sinn freut.

„Aus der indischen Kulturwelt". Gesammelte Aufsätze von Dr Arthur Pfungst. Stuttgart. Fr. Frommanns Verlag. (E. Hauff). 1904. Die Aufsätze, die Arthur Pfungst unter diesem Gesamttitel herausgibt, sind einzeln in der Frankfurter Zeitschrift „Das freie Wort" und in der „Frankfurter Zeitung" erschienen. Der Verfasser besitzt den Schlüssel zu den Schätzen indischen Geisteslebens nicht nur in dem äußeren Sinn eines gründlichen und reichen Wissens, er hat sich darin in tieferem Sinn heimisch gemacht und zeigt, welche Weltanschauungswerte gerade für uns modernen Abendländer aus der langen Reihe der indischen Dichterphilosophen zu gewinnen sind. Die Gespräche des Sutta Nipâta, die tiefsinnigen Disputationen zwischen König Milinda und dem Kirchenältesten Nâgasena, die bunte Welt der Jâtakas, des ältesten Fabel- und Märchenbuchs der Menschheit, in der wir eine Fülle von Märchen-, Fabel- und Novellenstoffen unserer abendländischen Literatur wiederfinden, und noch so manches andere wird in der lebendigen Weise besprochen, die nur aus dem tiefen inneren und ganz persönlichen Anteil an dieser Gedankenwelt fließen kann. Jeder, der sich in die Sammlung vertieft, wird daraus manche Frucht unmittelbar gewinnen und noch mehr Anregung zu weiteren Studien erhalten.

„Beichte eines Kindes seiner Zeit" von Alfred de Musset. Deutsche Übertragung von Heinrich Conrad. Insel-Verlag. Leipzig 1903. (Preis 5 Mark in Leder geb. 7 Mark.) Das autobiographische Dokument, dem Musset's Verhältnis zu George Sand zu Grunde liegt, ist eines der ersten, das den Stempel moderner seelischer Analyse trägt. Es ist ein scharfer Strich, der dies Dokument z. B. vom Werther trennt, und er bezeichnet nicht nur den Unterschied französischer und deutscher Art. Vielmehr beginnt bei Musset die Reflexion über die sinnlichen Seiten des erotischen Erlebnisses, die das künstlerische document humain der Dekadenz kennzeichnet. Ein wildes, haltloses und zersetztes Leben, das allein im erotischen Rausch all seine Wonnen und Steigerungen hat und von der Ernüchterung zerstört wird: so legt der schwache, aber geniale Jüngling sein Leben vor uns hin. Fast wird man es müde, dem ziellosen Auf und Ab seines Begehrens und Genießens zu folgen, und doch fesselt die Feinheit der Selbstbeobachtung und der Reiz der künstlerischen Darstellung immer wieder von neuem. Die Übersetzung ist so, daß dieser Reiz voll zur Geltung kommt.

Hamburgische Hausbibliothek. Die von der Gesellschaft Hamburgischer Kunstfreunde, der patriotischen Gesellschaft und der Lehrervereinigung für die Pflege der künstlerischen Bildung herausgegebene Bibliothek billiger Bücher ist wieder um 2 Bände vermehrt worden. In einem kleinen, in hellblaues Leinen hübsch und solide gebundenen Bändchen wird eine kleine Auswahl von Hebbels Lyrik, das Stück

Digitized by Google

Selbstbiographie „Meine Kindheit" und eine Auswahl Gedichte von Gustav Falke geboten. Der Preis des ca. 90 Seiten umfassenden Bändchens beträgt nur 0,50 Mark. Ein anderer Band enthält „Uli, der Knecht" von Jeremias Gotthelf. Auch hier ist Ausstattung und Druck mustergiltig, und der Preis von 1,30 Mark wird die Massenverbreitung dieses echten Volksbuchs sicher leicht machen.

„Narren", Roman von Marie zur Megede. — **„Sport"**, Novelle von Marie zur Megede. Verlag von F. Fontane & Co., Berlin. Beide geben Bilder aus der Gesellschaft, aus ostpreußischen Offizierkreisen. Diskret und doch lebendig erzählt, in ihren Verwicklungen geschickt geknüpft und gelöst, in der Charakteristik anschaulich und ausdrucksvoll genug, um zu spannen und zu fesseln, gehören die beiden Bücher entschieden zur guten Hälfte unserer Romanliteratur, wenn sie auch nicht gerade ein sehr tiefes psychologisches Interesse haben.

„Uarda." Roman aus dem alten Ägypten von Georg Ebers. Mit Bildern von Richard Mahn. (2 Bände geb. 12 Mark.) Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. Daß Ebers Romane, von der modernen Kunstrichtung überwunden, sich doch immer noch einer gewissen Popularität erfreuen, zeigt das Erscheinen dieser neuen illustrierten Ausgabe. Vielleicht hilft sie dazu, nach dem Gesetz, daß aus dem höchsten Enthusiasmus und der leidenschaftlichsten Ablehnung immer schließlich eine besonnene Würdigung hervorgeht, auch für die Uarda wieder Stimmung zu machen.

„Friedrich Spielhagen, Romane" — Neue Folge. — Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften à 35 Pfg. Alle vierzehn Tage eine Lieferung. (Verlag von L. Staackmann in Leipzig. Die Lieferungen 31 bis 37 enthalten den Schluß der Novelle „Herrin", und den Roman „Stumme des Himmels".

A. Müllers Allgemeines Wörterbuch der Aussprache ausländischer Eigennamen. Ein Handbuch für Gebildete aller Stände und eine notwendige Ergänzung aller Fremdwörterbücher. 7. Auflage. Ergänzt und bis zur Gegenwart fortgeführt von H. Michaelis. Preis broschiert 4,50 Mark, gebunden 5,50 Mark.

Die Aussprache fremdländischer Eigennamen bildet eine große Schwierigkeit für jeden, selbst den Gebildetsten. Es ist deshalb wertvoll, daß zu dem bekannten, bereits in 7. Auflage vorliegenden Wörterbuch von A. Müller jetzt ein 4½ Druckbogen starkes Ergänzungsheft von Rektor H. Michaelis erschienen ist. Die Auswahl der Wörter ist sehr geschickt getroffen und bringt in erschöpfender Weise alle Namen, die der Gebildete nur irgend in die Verlegenheit kommen könnte aussprechen zu müssen. Die Aussprachebezeichnung wurde nach dem System der Association phonétique internationale vorgenommen, welche jetzt wohl unbestritten als beste angesehen werden kann.

Im Verlag von E. Wunderlich in Leipzig erschienen nachfolgende Bücher, deren Prüfung und Verwendung wir namentlich den Lehrerinnen aus unserem Leserkreise warm empfehlen:

Untersuchungen über die Kindheit von Dr James Sully, übersetzt von Dr J. Stimpfl. Zweite vermehrte Auflage. Preis broschiert 4 Mark; fein gebunden 4 Mark 80 Pf.

Die allgemeine obligatorische Mädchen-Fortbildungsschule. Vortrag von Joh. Hofmann. Preis 50 Pf.

Die Beziehungen zwischen Kants Ethik und seiner Pädagogik von Dr phil. Otto Brauer. Preis 80 Pf.

Die Unterrichtslektion als didaktische Kunstform von Dr Richard Seyfert. Preis 2 Mark 40 Pf., gebunden 3 Mark.

Diktatstoffe, zur Einübung und Befestigung der neuen deutschen Rechtschreibung, bearbeitet von Paul Th. Hermann I. 8./9. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 2 Mark, fein gebunden 2 Mark 40 Pf. II. 4. vermehrte und verbesserte Auflage. Preis 1 Mark 60 Pf., fein gebunden 2 Mark.

Der stilistische Anschauungs-Unterricht von Ernst Lüttge. I. Teil. Anleitung zu einer planmäßigen Gestaltung der ersten Stilübungen auf anschaulicher Grundlage. 3. durchgesehene Auflage. Preis 1 Mark 60 Pf., gebunden 2 Mark. II. Teil. Der Aufsatzunterricht der Oberstufe als planmäßige Anleitung zum freien Aufsatze. 2. Auflage. Preis 2 Mark 40 Pf., gut gebunden 3 Mark.

Präparationen für den geographischen Unterricht an Volksschulen von Julius Tischendorf. I. Teil. Das Königreich Sachsen. 5. umgearbeitete Auflage. Preis broschiert 1 Mark 60 Pf., fein gebunden 2 Mark.

Menschenkunde und Gesundheitslehre von Dr Richard Seyfert. 3. Auflage. Preis 2 Mark, gebunden 2 Mark 50 Pf.

Die Bedeutung der Kunst für die Erziehung. Vortrag von Heinrich Wolgast. Hamburg.

Zur Jugendschriftenfrage. Eine Sammlung von Aufsätzen und Kritiken. Herausgegeben von den Vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften. Preis 1 Mark 60 Pf., gebunden 2 Mark.

Die Landschaftsschilderung von Dr Richard Seyfert. Preis 1 Mark 60 Pf., gebunden 2 Mark.

Empfehlenswerte Jugendschriften, Herausgegeben von den vereinigten deutschen Prüfungsausschüssen für Jugendschriften. Preis 60 Pf.

Die pädagogische Idee in ihrer allgemeinen Bedeutung. Ein erweiterter Vortrag von Dr Richard Seyfert. Preis 60 Pf.

Für Herz und Gemüt der Kleinen. Sechsundfünfzig biblische Geschichten für die ersten vier Schuljahre in erzählend darstellender Form auf Grund Wundtscher Psychologie von Max Paul. Preis broschiert 2 Mark 40 Pf., gebunden 3 Mark.

Das Leben der Pflanzen. II. Band. Das Feld. Bilder aus der Pflanzenwelt von Paul Säurich. Heft 1. Preis 1 Mark 60 Pf., gebunden 2 Mark.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Biedenkapp, Dr Georg. Was erzähle ich meinem Sechsjährigen? Aus Urzeit und Gegenwart. Hermann Costenoble. Berlin.

Bliß, Paul. Weltkinder. Gedichte. Preis 2 Mark. L. Wilhelm Siedenburg. Berlin 1903.

Bräutigam, Ludwig. Übersicht über die neuere deutsche Literatur 1880—1902. Zweite Auflage. Preis geheftet 1 Mark, einfach gebunden 1,30 Mark. Georg Weiß. Cassel.

Bresch, Richard. Theosophische Grundbegriffe in drei Vorträgen.

Groddeck, Georg von. Ein Frauenproblem. C. G. Naumann. Leipzig.

Huber, Albert. Stadtrat Johann Kaspar Grob 1841—1901. Eine biographische Skizze. Separatabdruck aus dem Jahrbuch des Unterrichtswesens in der Schweiz für das Jahr 1900. Buchdruckerei des Schweizer Grütlivereins, Zürich 1902.

Karsten, Paula. Wer ist mein Nächster? Negertypen aus Deutsch-Westafrika, broschiert 2,50 Mark, gebunden 3 Mark. Gose u. Tetzlaff. Berlin 1903.

Krebs, Julius Dr med. Frauenarzt in Breslau. Wie sollen sich unsere jungen Mädchen kleiden? Allgemein verständliche hygienische Abhandlung. Mit zwölf Abbildungen. Preis 25 Pf. Verlag von Heinrich Handel. Breslau 1903.

Lemmermayer, Fritz. Novellen und Novelletten. Oesterreichische Verlagsanstalt. Linz-Wien-Leipzig.

List, Guido. Das Goldstück. Ein Liebesdrama in fünf Aufzügen. Preis 2 Mark. Literatur-Anstalt Austria Wien und Leipzig 1903.

Lütt, Frau Ida von der. Die gesellige Hausfrau. Plaudereien über Geselligkeit, Ratschläge für Gesellschaften, Feste, Bazare, Festspiele, Aufführungen, Unterhaltungen usw. Theaterverlag Eduard Bloch, Berlin C. 2. Brüderstraße Nr. 1.

Matzen, N., Dr med. Die Berufskrankheiten der Lehrer nach Ursachen, Verhütung und Behandlung. 1. Auflage. Lumenverlag. Nadebeul i. Sa.

Maul, Anna (M. Gerhardt). Taugenichts. Carl Reißner. Dresden und Leipzig 1902.

Merkle, Anna. Gedichte. Festgabe zur I. Ausstellung Pfälz. Frauenarbeit. Kommissionsverlag: Anton Ottos Hof-, Buch-, Kunst- und Musikalienhandlung, Neustadt a. d. Haardt.

Michels, R., dottore in Istoria et Economia Politica. Attorno ad Una Questione Sociale in Germania. Estratts dalla Riforma Sociale. Fasc. 4, anno VIII, volume XI. — Seconda serie. Roux e Viarengo, Torino.

Neugebauer, Emil. Halte Haus. Buchführung der Hausfrau. Preis 1 Mark. Erste Auflage. Verlag von Rud. Bechtold und Komp., Wiesbaden.

Reuß, Zoë v. Die Frau der Gegenwart im Umgang und Verkehr, 3. bedeutend erweiterte Auflage, Preis elegant gebunden 3 Mark. Verlag von Wilhelm Möller, Berlin.

Schonenberger, Dr F. und **W. Siegert.** Das Geschlechtsleben und seine Verirrungen. Sechste durchgesehene Auflage. Wilhelm Möller, Berlin S.

Schreiber, Dr Rudolf. Grundzüge der Chemie mit besonderer Rücksicht auf Küche u. Haus für den Unterricht an höheren Mädchen- und Haushaltungsschulen, sowie zum Selbstunterricht. Friedr. Scheel. Cassel 1900.

Schultze, Dr Ernst. Wie wir unsere großen Dichter ehren sollten. Ein Wort über Dichter-Denkmäler und anderes. Verlag von L. Staackmann. Leipzig 1902.

Sommer, Dr G., Privatdozent. Die Prinzipien der Säuglingsernährung. Preis 75 Pfg. A. Stubers Verlag (C. Kabitsch). Würzburg 1901

Teuscher, Marie. Der Jugend Gartenbuch. Zu deren Freude und Belehrung. Mit praktischer Unterweisung in Obstbau, Gemüsezucht, Blumenpflege, Pflanzen- und Insektenkunde. Erweitert und mit 207 Bildern geschmückt von Heinrich Freiherr von Schilling. Preis 3 Mark. Druck und Verlag der Königlichen Hofbuchdruckerei Trowitzsch & Sohn. 1902.

Thilo, Dr med., Marie von. Was sollen unsere erwachsenen Töchter von der Ehe wissen? 80 Pf. Th. Schröter Verlag, Leipzig.

Vierordt, Heinrich. Vaterlandsgesänge. Zweite, umgearbeitete, vermehrte Auflage. Preis geheftet 2 Mark; fein gebunden 3 Mark. Carl Winters Universitätsbuchhandlung. Heidelberg 1903.

Weidemann, Magnus. Reform der Frauenkleidung als sittliche Pflicht. Preis 1 Mark. Verlag von Lipsius und Tischer, Kiel und Leipzig. 1903.

Wilm, Elise. Sprachvergleiche und Sprachgeschichte in Mädchenschule und Seminar. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Schüler. Gebauer-Schwetschke, Druckerei und Verlag m. b. H. 1903, Halle a. S.

Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Kleine Mitteilungen.

Im Berliner Fröbel-Verein. (Vors. Prof. D. Dr. Zimmer) beginnen am 12. April neue Kurse. Das Kindergärtnerinnen-Seminar (Städt. Schulhaus: Wilms- und Bärwaldstr.-Ecke, Leiterin Frl. A. Pappenheim) gewährt jungen Mädchen mit höherer Töchterschulbildung die zur Fröbelschen Kleinkinder-Pädagogik erforderlichen Kenntnisse und erweckt durch praktische Tätigkeit in den Vereins-Kindergärten Verständnis für das Wesen und die Behandlung des Kindes; auch zur Erlernung der Säuglingspflege, sowie zur Arbeit in einem Kinderhort wird Gelegenheit geboten.

Für Mädchen mit Volksschulbildung eignet sich die Kinderpflegerinnen-Schule (Städt. Schulhaus: Stallschreiberstr. 54 Leiterin Frl. A. Zehrfeld) zur Vorbereitung für Familienstellungen. Neben dem theoretischen Unterricht werden die Schülerinnen zu praktischer Hilfeleistung in einem Kindergarten, sowie in einem Haushalt, auch bei der Pflege jüngerer Kinder, angehalten. Prospekte und Stellenvermittlung im Vereinsbureau: SW. Johanniterstr. 19 II.

Turnkurse für Mädchen und Frauen hat Frau Klara Heßling im Anschluß an die unter ihrer Leitung stehende höhere Mädchenschule (Berlin SW., Dessauerstr. 24) eingerichtet. Sie dienen zugleich der Vorbereitung auf das Turnlehrerinnenexamen und erfreuen sich großer Beteiligung. Wir machen unsere Leser mit dem Wunsch darauf aufmerksam, daß das Frauenturnen sich noch viel mehr als bisher einbürgern möchte.

Die Wohnungsgenossenschaft Damenheim nimmt, wie uns mitgeteilt wird, nach der völligen Neuordnung ihrer Verhältnisse unter der tatkräftigen neuen

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, **Berlin SW., Hallescheſtr. 17,** I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen d. Herrn Pastor **Schmidt, SW.,** Yorkstr. 66 I und Herrn Pastor **Pless, SW.,** Teltower Str. 21 III.

Fr. **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Lehrerinnen-Seminar mit Übungsschule

Charlottenburg-Berlin W.

Beginn des neuen Kursus April d. J.

Am 1. Oktober v. J. habe ich mit Genehmigung der Kgl. Regierung das bis dahin Klockowsche Seminar in Charlottenburg übernommen und nach der

Nürnberger Strasse 9-10,

3 Minuten vom Untergrundbahnhof Wittenbergplatz, verlegt.

Ich leite meine Anstalt nach den Grundsätzen, die mir in meiner elfjährigen Tätigkeit (1891—1902) als Ordinaria und eigentliche Leiterin des **Crainschen** Lehrerinnen-Seminars in Berlin maßgebend gewesen sind.

Elisabeth Williamann, Seminar-Vorsteherin.

Sprechzeit: Täglich 1—2, ausser Sonntags.

Auskunft erteilt gütigst Fräulein Helene Lange, Berlin-Halensee, Bornimerstr. 9.

Hera

D. R.-P. 94 272.

9 goldene und andere Medaillen, 2 Ehrenpreise.

Beseitigt den **starken Leib u. Hüften** u. gibt eine **stolze, elastische Haltung.** Vorzüglichster Korsettersatz f. jede Dame.

Maß: Nr I unter der Brust, II Hüfte gemessen.

Beste Reformhose ohne Klappe.

Agn. Fleischer-Griebel.

BERLIN, Breitestr. 28a, II.

Frauentrost

Gedanken für Männer Mädchen und Frauen

4. Abdruck. 7—9. Tausend

Mk. 1.80

leicht gebunden in den Buchhandlungen auch zur Ansicht.

Ein feines und reines Buch, das für die Befreiung des Weibes im Weibe eintritt.

Verlag C. H. Beck, München.

Digitized by Google

Wollen Sie Betten anschaffen?

Dann fordern Sie sich **gratis und franko** Preisliste II über **Jaekel's** berühmte, unübertroffene **Patent-Reform-Bettstellen** nebst kompletten Bettausstattungen.

Franko-Versand über ganz Deutschland.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,

Berlin, Markgrafenstrasse 20. **München,** Blumenstrasse 49.

Leitung einen erfreulichen Aufschwung. Da die Einzahlung von Kapital nicht mehr zur Bedingung gemacht wird, ist der Eintritt vielen Damen sehr erleichtert. Die mit allen modernen Bequemlichkeiten, wie Zentralheizung, Fahrstühlen, Bädern, Fernsprechern usw. ausgestatteten Häuser des „Damenheim" bieten zu angemessenen Preisen alleinstehenden Damen freundliche Wohnungen bei unbedingter Sicherheit in jeder Hinsicht. Die komfortablen Gesellschaftsräume geben den Mieterinnen Gelegenheit zu geselligen Vereinigungen. Die Direktion des „Damenheim" befindet sich jetzt Schöneberg, Hauptstr. 20a.

Originalrezept. Kohlrabi mit Sahnensauce. 6 Personen. 1½ Stunden. 12—15 junge geschälte Kohlrabi werden in Salzwasser weich gekocht, dann abgetrocknet und in Scheiben geschnitten. Unterdessen läßt man einen Löffel Mehl in 40 gr. Butter gar werden, verkocht diese Einbrenne mit ¼ Liter dicker, saurer Sahne zu einer ebenen Sauce, läßt die Kohlrabischeiben darin ordentlich aufwellen, schmeckt nach Salz ab und gibt 8 10 Tropfen Maggi's Würze an das Gemüse.

v. Bg.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:
Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

1. Für eine Privatschule in der Rheinprovinz wird zum 1. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Englisch und Französisch erforderlich; wird in einzelnen Fächern durch andere Lehrkräfte unterstützt. Gehalt 1200 bis 1400 Mark und freie Station.

2. Für eine höhere Privatschule in einer größeren Stadt Mitteldeutschlands wird zum 1. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht, die Erfahrung im Unterrichten hat und längere Zeit in Frankreich gewesen ist. Gehalt 14—1800 Mark. Nach fester Anstellung Einkauf in Pensionskasse.

8. Für eine Privatschule in Nähe Hamburgs wird zum 1. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Bedingung eine fremde Sprache im Auslande erlernt. 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 1200 Mark, steigt vorläufig bis 1500 Mark.

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,
Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,
Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.
Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).
Frau Klara Hessling Vorsteherin. 1—2. Freitags 1—4.

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar

(vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in **Kassel.**

Sanatorium für nervenleidende und erholungsbedürftige Damen.

R 19 R **„Meienberg"** bei **Rapperswil-Jona** am **Zürichsee.**
Dr Siglinde Stier, dirig. Arzt. **Natalie Hiller,** Oberin.

Alleinstehende Damen

wohnen behaglich — sicher — ruhig — preiswert
im Damenheim.

Vornehme Geselligkeit. Vorzügliche Pension. Alle Bequemlichkeiten.
Neue Leitung! * Umfangreicher Grundbesitz! * Keine Kapitaleinzahlung!
Wohnungen jeder Größe, möbliert und unmöbliert, mit und ohne Pension auf Lebenszeit, dauernd, vorübergehend.
Direktion der Wohnungsgenossenschaft „Damenheim" m. b. H.
Schöneberg, Hauptstr. 20a.

Gesangschule:

Emily Hamann-Martinsen

Oratorien- und Liedersängerin.
Schülerin der Frau Prof. Marchesi, Paris.

BERLIN W., Bülowstr. 88.

Digitized by Google

4. Eine adlige Familie auf dem Lande in Schlesien sucht zum 1. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zum Unterricht für 2 Mädchen von 12 und 8 Jahren und ein fremdes Kind im gleichen Alter. Musik erwünscht. Gehalt 1000 Mk. und freie Station.

5. Eine Familie im Auslande sucht zum 1. April 1904 eine katholische wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. Zu unterrichten sind 3 Kinder von 11, 10 und 8 Jahren in allen Fächern. Gutes Französisch Bedingung. Musik erwünscht. Gehalt 1500 Mark und freie Station.

6. Eine adlige Familie in Hessen-Nassau sucht zum 1. April 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zum Unterricht für 3 Mädchen von 10, 8 und 7 Jahren in allen Fächern. Französisch und Musik erforderlich. Gehalt 800 Mk. F. A. E. Z. Reise vergütet.

An einer höheren Mädchenschule in der Nähe von Berlin soll eine Oberlehrerin angestellt werden. Anfangsgehalt 1500 Mark, dazu freie Station. Das Gehalt steigt von 3 zu 3 Jahren um 200 Mark bis 2500 Mark. Unkündbare Anstellung. Pensionsberechtigung nach den staatlichen Bestimmungen. Auswärtige Dienstjahre werden bei der Pension angerechnet, sofern sie im öffentlichen Schuldienst geleistet sind.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt über

Konfirmationsgeschenke von C. F. Amelangs Verlag in Leipzig

bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Leser hiermit angelegentlich empfehlen.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung! Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung!

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Steppdecken

kauft man am preiswert. nur direkt in der Fabrik 72 Wallstraße 72, wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. B. Strohmandel, Berlin S. 14. Illustr. Preiskatalog gratis.

Das Rote Kreuz Bayern,

München, Oberin Schw. v. Wallmenich, nimmt kath. u. evg. Deutsche 19—35 J. auf z. Krankenpflege, Kinderbewahrung u. zugehöriger Verwaltung (Bureau, Küche, Wäscherei, Näherei u. ganze Oberleitung). Theor. u. prakt. Ausbildung; 236 Schwest. Ethische u. materielle Vorteile e. wohl fundierten Genossenschaft u. doch größtmögliche persönl. Selbstbestimmung.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen : : : : : : : : und Zeitschriften der Welt : : : : : : : :

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

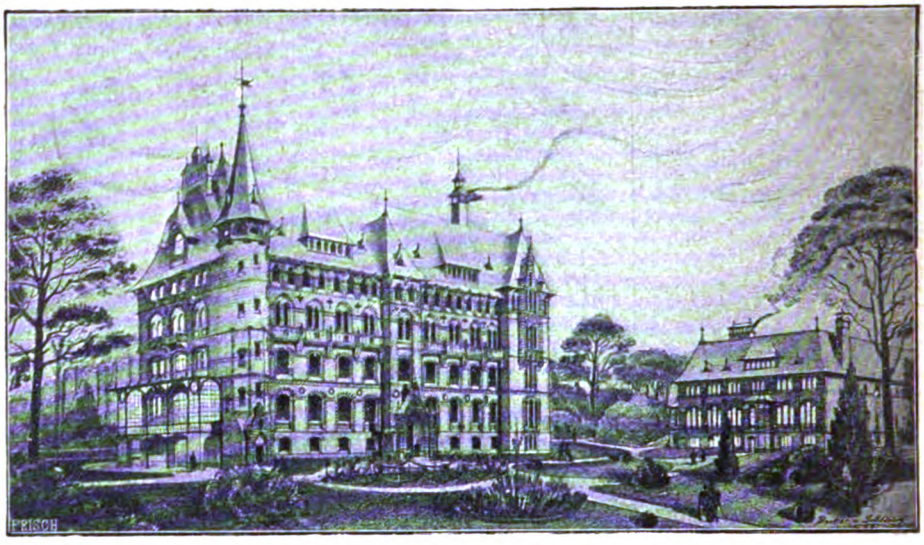
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalt jeden Dienst. für Haus von 10—12 U. für Haus von 11—1 U.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect.

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

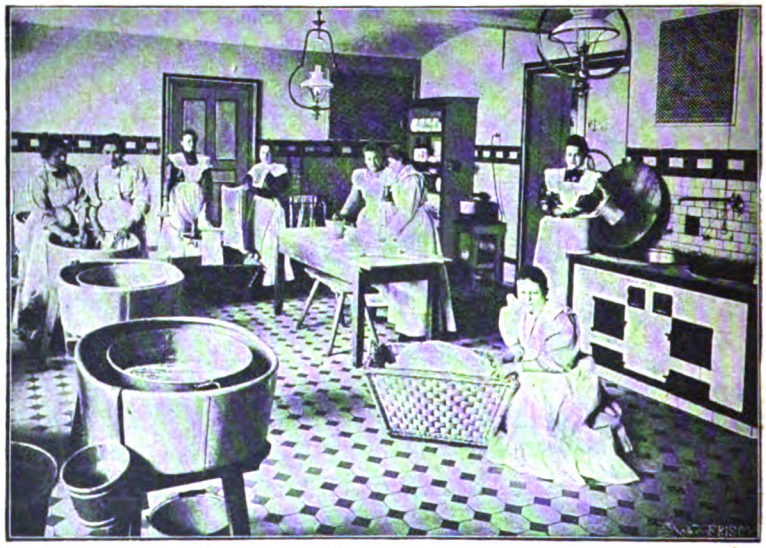
Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.



Curse in allen Zweigen der Küche u. Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

Auskunft über Haus erteilt Frl. D. Martin.

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. A... Bestellungen. Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redak... erlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 8 Mai 1904

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

May Wright Sewall.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

In den Vereinigten Staaten, dem klassischen Lande des industriellen Großbetriebes, angesichts wirtschaftlicher Riesenorganisationen, in denen die ideale Einzelleistung ein einziger höchst routinierter Handgriff ist, ist man auf das Schlagwort von der Mechanisierung des Menschen gekommen. Diese mechanisierende Macht des Großbetriebes bleibt nicht auf ihrem eigenen Gebiet; sie bestimmt in großem Maße auch die Betriebsform des öffentlichen Lebens. Auch hier beginnt man die Bewältigung möglichst großer Massen als das höchste Problem zu betrachten; das Geheimnis des Erfolges besteht darin, Tausende und Millionen zum geräuschlos und elegant arbeitenden Apparat irgend eines Zweckes zu machen; korporativer Zusammenschluß wird die allgemeine Tendenz. Jede Idee, jede geistige oder soziale Bewegung drängt zur Organisation; soziale Organisation wird mehr und mehr der Ausdruck aller geistigen und sozialen Macht überhaupt; der äußere Erfolg vor den Massen wird das Kriterium der inneren Werbekraft von Programmen und Bestrebungen.

So weckt das öffentliche Leben in Amerika Kräfte, denen vielleicht andere Zeiten, denen vielleicht heute auch noch andere Kulturvölker die Möglichkeiten der Betätigung versagt hätten; die Kunst der korporativen Organisation aller möglichen Bestrebungen, die Kunst, für Ideen und geistige Strömungen einen Mechanismus zu finden, der auf die Wünsche und Bedürfnisse der Massen eingestellt ist und seinem geistigen Gehalt in bestmöglicher Form zur Geltung verhilft, diese Kunst bietet auch ausgezeichneten Intelligenzen ein reizvolles Übungsfeld.

Digitized by Google

Wir müssen unseren deutschen Anschauungen das Charakteristische dieser amerikanischen Verhältnisse gegenwärtig halten, um die Bedeutung der jetzigen Vorsitzenden des Frauenweltbundes richtig zu würdigen; denn Mrs. May Wright Sewall ist, wie ihre Freunde sagen, „pre-eminently an organiser", nicht nur insofern, als sie selbst eine Reihe bedeutsamer Organisationen in ihrem Lande geschaffen hat und leitet, sondern auch indem sie überall, wo sich ihr die Gelegenheit bot, Anregungen dazu, Ideen und Wege der Verwirklichung gegeben hat.

Nicht als ob diese ihre organisatorische Arbeit, auf die ein hervorragendes Talent und eine starke Vielseitigkeit der Interessen sie hinwies, ohne die Grundlage einer soliden Berufstätigkeit wäre. May Wright Sewall ist Graduierte der North-Western-Universität; sie hat die Bildung einer akademischen Lehrerin. Vor ihrer Verheiratung war sie Inspektorin der öffentlichen Schulen in Plainwell, und sie war die erste Frau, die in dieser Stadt eine solche Stelle bekleidete. Später stand sie einer öffentlichen höheren Schule in Franklin vor, und nach ihrer Verheiratung begründete sie mit ihrem Gatten eine höhere Schule für Mädchen in Indianopolis, die sie von 1882 an bis heute geleitet hat. Ein Zug, durch den sich diese Schule von ähnlichen ihrer Art auszeichnete und noch heute auszeichnet, ist die starke Berücksichtigung der körperlichen Erziehung durch energische Fürsorge für hygienische Kleidung und einen ausgedehnten, nach orthopädischen Grundsätzen systematisch erteiltem Turnunterricht. Denn Mrs. Sewall huldigt dem sehr gesunden Grundsatz: deep thinking requires deep breathing, und eine Abbildung der Fechtklasse ihrer Schule mit Rapieren und Fechtkörben bietet eine sehr frische Illustration dieses Satzes. Auch die Einführung des Haushaltungs- und Kochunterrichtes hat dieser körperlichen und praktischen Ausbildung der Mädchen, die, wie bei uns in Deutschland, in den höheren Mädchenschulen der Vereinigten Staaten auch noch ziemlich im Rückstande war, dienen müssen.

Die große Vereinstätigkeit von Mrs. Sewall knüpft zum Teil an ihre erziehlichen Interessen an. Ihre Vaterstadt Indianopolis verdankt ihr die Gründung eines Propyläums, d. h. eines gemeinsamen Gesellschaftshauses, das den gesamten ausgedehnten Klubbestrebungen einer amerikanischen Stadt den äußeren Mittelpunkt giebt. Dieses Klubleben in seiner Vielseitigkeit, seiner äußeren Angeregtheit bietet ja der Eigenart amerikanischen Geisteslebens den angemessensten Spielraum. Der demokratische Geist, der das ganze Volksleben beherrscht, drängt auf die Beteiligung aller an neuen wissenschaftlichen Taten und künstlerischen Schöpfungen. Kann diese Anteilnahme natürlich auch, je mehr sie in die Breite geht, desto weniger tief sein, so hat sie doch jedenfalls die ausgezeichnete Wirkung, daß sie die Menschen voll lebendigen Interesses erhält für alles, was um sie herum vorgeht, und daß sie so manche zur Beteiligung an der geistigen Arbeit der Gesamtheit heranzieht, die vielleicht von den exklusiver und strenger umgrenzten Kreisen unserer deutschen Wissenschaft nicht erreicht werden. In den Klubs wird von allen alles diskutiert, volkswirtschaftliche Fragen und literarische Neuerscheinungen, Psychologie und griechische Dramen, religiöse Strömungen und die beste Art zu reisen oder dergleichen. Mrs. Sewall hat selbst einmal geäußert: „Ich kann mich keiner Zeit erinnern, da ich mich nicht für alles und für Jeden interessiert hätte", und wer mit ihr gearbeitet und die Schlagfertigkeit und Gewandtheit ihres öffentlichen Auftretens kennen gelernt hat, kann sich wohl vorstellen, daß sie in diesem Klubleben, in dem es vor allem darauf ankommt, unermüdlich und nach allen Richtungen An-

Digitized by Google

regungen zu geben, so recht in ihrem Element ist. Es ist denn auch nicht nur der sogenannte Contemporary Club ihrer Vaterstadt, der aus Männern und Frauen besteht, nicht nur der Frauenklub von Indianopolis unter ihrer Beteiligung und Leitung kräftig gediehen, sondern auch die Gesamtorganisation aller Frauenklubs der Vereinigten

May Wright Sewall.
Jetzige Vorsitzende des Internationalen Frauenbundes.

Staaten, eine viele Tausende von Mitgliedern umfassende Vereinigung, verdankt ihrer Anregung zum Teil ihre Entstehung und ihrer Mitarbeit die erste kräftige Entwicklung.

Und damit kommen wir zu der organisatorischen Arbeit großen Stils, mit der Mrs. Sewall der amerikanischen Frauenbewegung und in vieler Hinsicht auch der Frauenbewegung der Welt wertvolle Dienste geleistet hat.

Digitized by Google

Mrs. Wright Sewall hat jahrelang als Vorstandsmitglied des großen nordamerikanischen Frauenstimmrechts-Vereins gearbeitet. In der monumentalen Geschichte des Frauenstimmrechts, die in vier umfangreichen Bänden von den Führerinnen der Stimmrechtsbewegung in Nordamerika herausgegeben ist, berichtet der Abschnitt über den Staat Indiana von Mrs. Sewalls Tätigkeit; die Verhandlungen der Frauenstimmrechts-Gesellschaft zeigen sie in der parlamentarischen Sicherheit, mit der humoristischen Frische und dem echt amerikanischen Witz, wie sie auch die Deutschen in ihrer Tätigkeit im Frauenweltbund kennen gelernt haben.

Tritt vielleicht hier die mehr technisch leitende und organisierende Arbeit, die Mrs. Sewall leistete, hinter dem Eindruck markanterer Persönlichkeiten wie Susan Anthony und Reverend Shaw mehr zurück, so entfaltete sie ihre Fähigkeiten und ihre ganz besondere Begabung vor allem gelegentlich des Frauen-Weltkongresses, der in Verbindung mit der Weltausstellung von Chicago im Jahre 1893 stattfand. Etwas von der Kühnheit amerikanischen Unternehmertums, das durch große Aufgaben, durch scheinbar unüberwindliche Hindernisse nur zu seinen höchsten Leistungen angespornt und gereizt wird, weht einen an, wenn man in dem Bericht über diesen Frauen-Weltkongreß die Geschichte der Vorbereitungen durchblättert, wenn man sich vorstellt, was es bedeutete, den Gedanken einer Vereinigung aller fortschrittlichen Frauen der Kulturwelt zu fassen und die Wege dazu zu suchen. Der Mut, die Frauenbewegung als eine Weltbewegung auch äußerlich organisatorisch hinzustellen, konnte vielleicht nur in einem Lande zur Tat führen, wo die technische Entwicklung daran gewöhnt hatte, das Ungeheure zu wollen und zu erreichen.

Im Jahre 1887 wurde in der Frauenstimmrechts-Liga der Vereinigten Staaten beschlossen, das vierzigjährige Jubiläum der Frauenstimmrechtsbewegung im Jahre 1888 mit einem internationalen Kongreß in Washington zu feiern. Bei diesem Kongreß entwickelte Mrs. Sewall ihren Plan, zugleich in einem national-amerikanischen Bunde den Frauenbestrebungen der Vereinigten Staaten eine gemeinsame Repräsentation zu schaffen und einen Frauenweltbund zu begründen, der dasselbe für alle organisierte Frauenarbeit der Welt bedeuten sollte. Die Ausstellung von Chicago bot günstige Gelegenheit, die Frauen der Welt zu einem großen internationalen Kongreß zu vereinigen; Mrs. Sewall wurde die Vorsitzende des Organisationskomitees. Mit außerordentlicher Energie hat sie es verstanden, bei mehrmonatlichem Aufenthalt auf dem europäischen Kontinent für ihr Unternehmen Stimmung zu machen, gewiß keine leichte Aufgabe unter Frauen, denen der Internationalismus immerhin nicht viel mehr bedeutete, als eine ziemlich blasse und gehaltlose Vorstellung. Aber der Kongreß von Chicago hat gezeigt, daß der Internationalismus mehr ist als das, und der Frauenweltbund hat in den ihm angeschlossenen Frauen der verschiedenen Nationen die Überzeugung erweckt, daß für die internationale Vereinigung der Frauen in dem internationalen Charakter der Frauenbewegung, die überall denselben großen Zielen zustrebt, tatsächlich ein bedeutsamer Inhalt vorhanden war.

Diese Überzeugung hat sich auch seit dem Kongreß von London 1899, während des Quinquenniums, das die Präsidentschaft von May Wright Sewall umfaßt, gefestigt und vertieft. Nachdem einmal der Anstoß zu internationaler Verständigung unter den Frauen der verschiedenen Nationen gegeben war, haben sich rasch überall neue Beziehungen geknüpft, und die bestehenden sind nach allen Seiten ausgenutzt und fruchtbar gemacht. Wir haben erfahren, wie der internationale Austausch unsere

Digitized by Google

eigene Bewegung in mancher Hinsicht geklärt und bereichert hat, und wir wissen, daß dieser Austausch auch über das engere Gebiet unserer eigenen Angelegenheiten hinaus eine allgemeinere kulturelle Bedeutung gewinnt. Darin aber vor allem scheint mir der Wert unseres Frauenweltbundes zu bestehen: eigentliche eigene Aktionen liegen seinem ganzen Wesen nach kaum im Bereich seiner Aufgaben. Er repräsentiert aber in seiner Existenz selbst eine historisch bedeutsame Tat, die sich in den großen Rahmen der werdenden wirtschaftlichen und kulturellen Zusammenhänge zwischen den Völkern würdig hineinstellt.

Wenn die Berliner Tagung des Frauenweltbundes, wenn der mit ihr verbundene Frauenkongreß den deutschen Frauen die Bedeutung ihrer Zugehörigkeit zur Internationale der Frauenbewegung lebendig machen wird, so wird in diesem Bewußtsein die Note des Dankes für die Arbeit der bisherigen Präsidentin May Wright Sewall nicht fehlen.

Thüringer Weberei.

Zugleich ein Wort an die Konsumentinnen.

Von

Dr Robert Wilbrandt.

Nachdruck verboten.

In Thüringen ist die Gegend um Mühlhausen am meisten mit Hausweberei durchsetzt. Der bahnlose Fleck zwischen Mühlhausen und Eisenach, der auf der Eisenbahnkarte auffällt und Hausindustrie vermuten läßt, weiterhin das ganze Eichsfeld, sodann nordöstlich von Mühlhausen die Strecke in der Richtung nach Nordhausen sowie die Gegend von Pustleben, endlich im Süden nahe bei Gotha einige Dörfer am Fuß des Thüringer Waldes: das sind, so viel ich erfahren konnte, die Hauptplätze der Thüringer Hausweberei. Sie liegen hauptsächlich in gebirgigen Gegenden, in denen die Landwirtschaft die Bevölkerung nicht zu ernähren vermag und die Fabrik mangels einer Bahn nur selten möglich ist.

In den Zeitungen findet man zuweilen eine Anzeige des Thüringer Webervereins. Seiner Preisliste, welche allerhand Leinenwaren, zum Teil mit altthüringer Kunstweberei, umfaßt, setzt der Verein einen Appell an die Wohltätigkeit voran. „Ein Verein der Nächstenliebe", ist er 1891 zu dem Zweck gegründet worden: „den Webern lohnendere Arbeit zu schaffen, ihre Leistungsfähigkeit zu steigern, den Absatz und Vertrieb der von ihnen hergestellten Waren zu übernehmen und kaufmännisch zu leiten, ihnen durch Zuweisung etwaigen Geschäftsgewinnes Anteil auch an dem Geschäftsbetrieb selbst zu gewähren, einen Teil der Weberkinder in andere Berufsarten überzuführen und überhaupt alles anzustreben, was die wirtschaftliche Lage der Weber zu fördern im stande ist." Die Vorstandsmitglieder verwalten ihr Amt als unbesoldetes Ehrenamt. Nach den Jahresberichten des Vereins hat sich sein Warenumsatz von

Digitized by Google

30 000 auf rund 250 000 Mark gehoben, also verachtfacht. Das ist aber leider doch nur der Umsatz eines kleinen Verlegers. Die Jahresberichte fügen daher hinzu, daß vielen Weberfamilien trotz ihrer Bitten keine Arbeit zugewendet werden konnte, da die geringen Betriebsmittel es nicht gestatten. Und trotz des Protektorats der Herzogin-Witwe von Koburg-Gotha, trotz eines Anerkennungsschreibens aus dem Zivilkabinett des Kaisers, trotz mancher Unterstützung aus den wohlhabenden Kreisen, auf deren Kundschaft das Unternehmen infolge seiner relativ hohen Preise ausschließlich angewiesen ist, muß ein den letzten Berichten beigelegter Zettel die dringende Bitte aussprechen: „Wenn unsere armen Weber nicht durch die Abnahme ihrer guten handgewebten Waren unterstützt werden, fällt das mit großen Opfern und vieler Mühe begonnene Werk der Nächstenliebe, das nun seit zwölf Jahren besteht, in sich selbst zusammen!“ [1])

Ich habe den Leiter des Unternehmens in Gotha aufgesucht. Er ist Landtagsabgeordneter, neuerdings Kommerzienrat, und widmet seine Zeit, wie erwähnt, ganz unentgeltlich der guten Sache. Der Reingewinn, jährlich 15 000 bis 18 000 Mark, wird zum größten Teil als 20 Prozent Dividende den Löhnen hinzugefügt; ein kleiner Teil, einige Tausend Mark, dient den Abschreibungen vom Webutensilien-Konto und dem Reservefonds. Mehr als 1000 Mark werden jährlich für einmalige Unterstützungen an notleidende Weberfamilien ausgegeben. Die Überführung von Weberlöhnen alljährlich etwa 10, in andere Berufe wird von der Coburg-Gothaschen Staatsregierung mit etwas über 1000 Mark im Jahresdurchschnitt unterstützt.

Namentlich während der Wintermonate werden durchschnittlich 300 Weber, Spuler, Näherinnen und Stickerinnen beschäftigt; die gezahlten Arbeitslöhne betragen im Ganzen zwischen 75 000 und 100 000 Mark. Die den Webern mit Landbesitz sehr wertvolle Rücksicht, daß der Verein hauptsächlich im Winter weben läßt, macht es unmöglich, aus diesen Zahlen einen Schluß auf den Jahresverdienst der Weber zu ziehen. Nach Angabe des Vorsitzenden ist der Verdienst der Vereinsweber durchschnittlich 500 Mark im Jahr. Doch läßt auch diese Zahl einen Schluß auf ihre Lage noch nicht zu. Denn nicht nur, daß manche 600, 900, ja mit Hilfe der Kinder und bei großer Überanstrengung auch 1000 Mark verdienen, es also samt der Dividende bis auf 1200 Mark bringen, sondern vor allem die dabei aufgewendete Arbeitszeit muß mit in Betracht gezogen werden: sie ist sehr lang im Vergleich mit anderen Industrien, aber doch eine kurze im Vergleich mit den übrigen Handwebern, und die Vereinsweber haben es insofern relativ gut, als sie vielfach im Sommer etwas Landwirtschaft treiben, also nicht alle vom Weblohn allein leben und ihm nicht allgemein ihre ganze Arbeitszeit widmen. Den Vereinswebern kommt daher der Segen ihrer kleinen Nebenerwerbslandwirtschaft voll zu gute. In der freien Konkurrenz, gegenüber den Mühlhauser Verlegern, sind dagegen die kleinen Landwirte im Winter die schlimmsten Lohndrücker; sie arbeiten von morgens 4 bis abends 12 Uhr, um so 6 Mark in der Woche zu verdienen. Beispielsweise arbeiten sie beim Verleger dasselbe für 3,50 Mark, wofür der Verein 10 Mark + 2 Mark Dividende zahlt.

---

[1]) Wir verweisen unsere Leser auf die Preisliste des Webervereins, der wir in unserm Annoncenteil gern eine Stelle gegeben haben, und möchten auch unsererseits den Frauen die Unterstützung dieses sozialpolitisch außerordentlich segensreichen Unternehmens dringend ans Herz legen. D. Red.

Digitized by Google

Infolge seiner höheren Löhne ist der Verein, obwohl Unternehmergewinn und Kapitalverzinsung bei seinem mildtätig gestifteten Kapital wegfallen, auf dem freien Markt, vor allem bei den staatlichen Submissionen, nicht konkurrenzfähig. Die gute Qualität seines Garns ist zwar eine Empfehlung, und von den Kunden liegen viele Anerkennungen vor; aber der mechanische Webstuhl arbeitet viel billiger und sogar hübscher. Ob weniger dauerhaft, wie die alte Meinung und auch der Thüringer Weberverein glaubt, kann ich als Nichtfachmann nicht entscheiden; von einem Sachkenner, einem tüchtigen Weblehrer, ist mir die größere Haltbarkeit des Handgewebten als Märchen bezeichnet worden. Jedenfalls aber ist der mehr nach Wohlfeilheitsgründen vorgehenden Submissionsvergebung des Militärs der Thüringer Weberverein zu teuer. Selbst das nächstgelegene Armeekorps läßt nicht bei ihm arbeiten. Er kann weder mit den Fabriken noch mit den hungernden Schlesiern konkurrieren. Der Befehl des Kaisers, daß die Handweber beschäftigt werden sollen, erreicht daher unter dem bisher üblichen Submissionsverfahren nicht seinen Zweck.

Obwohl nur auf dem Boden der Mildtätigkeit lebensfähig, trägt der Verein indirekt doch dazu bei, die Löhne auch bei den Mühlhauser Verlegern etwas zu stützen: wer von ihnen entlassen wird, bekommt vom Verein Arbeit. Und so lange nicht Fabriken die Tätigkeit des Vereins ersetzen, ist er für Hunderte von Familien ein Segen; wenn auch gegenüber seinem Appell an die Wohltätigkeit niemals wird gesagt werden können: „Da habt Ihr ein groß' Publikum."

Die örtlich begrenzte, aber segensreiche Wirksamkeit des Vereins ist mir dann auf meinen Wanderungen von den Webern selbst bestätigt worden.

Am Thüringer Wald habe ich nur noch einzelne gefunden, eingestreut zwischen zahlreichen anderen Hausindustrien; zum Teil sind sie von werdenden Fabriken aufgenommen worden. So in der Sommerfrische Cabarz. Ein buntleuchtendes Dorf am Fuß des tief grünen Thüringer Waldes, mit dem Ausblick in eine harmlose, naiv heitere Landschaft. Und so ist auch die Bevölkerung. Der Sage nach mit einem Einschlag von Zigeunerblut, die Mädchen die flottesten Tänzerinnen, Musik sitzt allen in Seele und Gliedern. In einer kleinen mechanischen Gurtenweberei, die vor drei Jahren aus bisheriger Hausweberei entstanden ist, erstaunte ich über das Aussehen der Arbeiterschaft: fast lauter schöne, blühend gesunde Menschen; Männer, Mädchen, ältere Frauen, alle mit dem Typus der Landbevölkerung. Kehren sie abends nach Hause, so geht's in den Kuhstall; Sommers bleiben sie zuweilen ein paar Tage aus der Fabrik fort, um auf ihrem Feld zu arbeiten. Die Wochenverdienste der etwa 20 Personen sind: Die Männer 14 bis 18 Mark, die Mädchen 5,40 bis 7,90 Mark. Die Arbeitszeit ist elf Stunden. Und trotz dieses geringen Lohns und langen Stehns diese kerngesunden, heiteren, oft bei der Arbeit singenden, mit harmlos ausgelassener Heiterkeit aus der Fabrik heimkehrenden Mädchen! Es ist eben Landbevölkerung, für die auch die Hausweberei wohl nur Winterarbeit war, und anscheinend eine besondere Rasse; eine Ausnahme, die den Wanderer freut, aber die in all den andern Textilfabriken gesehenen Bilder, die nach Arbeitszeitverkürzung geradezu schreien, nicht verwischen kann.

Auch ein Handweber, der in einer großen Stube drei Webstühle aufgestellt hat, ist schon an seinem gesunden Aussehen als halber Landwirt zu erkennen; desgleichen der junge Sohn, der weben lernt, um später in einer Fabrik einen besseren Posten zu bekommen. Sie weben Tischtücher mit Sprüchen drauf und ähnliches, alles für

Digitized by Google

den Weberverein, dessen Bemühen, das Gewebte an Badegäste loszuwerden, der Mann dankbar humoristisch schildert.

Im nächsten Dorf, Schwarzhausen, gleichfalls über eine Stunde von der Bahn entfernt, ist eine Handwebereifabrik für Drahtgeflechte entstanden. Der Vorsitzende des Webervereins hat den Unternehmer veranlaßt, sie gerade hier anzulegen. Bis auf einige ältere Leute, die nach Angabe des Faktors 10 bis 12 Mark in der Woche mit der üblichen Hilfe der Famile erweben, sind die Hausweber ausgestorben, da die jüngeren meist in die Drahtweberei übergegangen sind. Manche sind Drechsler geworden, für die Ruhlaer Pfeifenindustrie, „was nun aber auch sehr herunter ist." In der etwa 40 Personen beschäftigenden Drahtwebereifabrik dagegen haben die Weber einen guten Tausch gemacht: nach den übereinstimmenden Angaben der Bevölkerung und des Leiters der Fabrik verdienen die Männer bei zehnstündiger Arbeitszeit im Akkord 15 bis 22 Mark, in seltenen Ausnahmen sogar 30 Mark, immerhin häufig 18 bis 20 Mark in der Woche. Die Mädchen als Hilfsarbeiterinnen allerdings nur 1 Mark täglich. Aber für die ganze Weberbevölkerung ist's doch ein guter Übergang. Das zeigt die Schilderung, die mir ein Webersohn, jetzt Drechsler, aus seiner Jugend gibt: der Vater hatte zwei Webstühle, am zweiten webte tags der ältere Sohn, Nachts bis 2 Uhr ein jüngerer, ein Schuljunge, und von 2 Uhr an den Rest der Nacht der dritte Sohn, auch ein Schuljunge!

Ein weit größeres Gebiet der Hausweberei hat sich nördlich von Eisenach erhalten. Im Dorf Razza, mehrere Poststunden von Eisenach und Mühlhausen entfernt, ist die größte Faktorei des Webervereins. Dahin wandte ich mich nun.

Zunächst, so lange die Wartburg noch sichtbar ist, führt der Weg nur in Bauerngegend. Ein Bauer, der mich für Geld und gute Worte auf seinem Wagen mitnimmt, erzählt mir: Die Bauern dreschen im Winter ihr Korn, vielfach nach alter Art, ohne Dreschmaschine, damit die Zeit ausgefüllt wird; da ein Verdienst für die arbeitslose Zeit nicht vorhanden ist, lohnt sich's nicht, Dampfkraft anzuwenden. Eine Hausindustrie, stimmt er mir zu, würde durch das ihr eigene Sinken der Löhne nur die Händler reich machen, für die Arbeitenden kein Vorteil sein. Was könnte dagegen, möchte ich hinzufügen, ein wirklich guter Winterverdienst für die kleinen Landleute bedeuten!

Eine Stunde vor Razza liegt das große Dorf Mühla, mit etwa 1700 Einwohnern. Hier geht jetzt ein junger Bauer, von dem Typus, wie Thoma ihn zeichnet, auf der Landstraße neben mir und erzählt: „Fünf Zigarrenfabriken sind am Ort, mit etwa 350 jungen Leuten drin, auch junge Frauen, deren Kinder zu Hause sind. Noch schlimmer ist's für die Kinder, wenn Heimarbeit. Die Zigarrenarbeiter sehen schlecht aus und werden nicht alt. Ein rosiges Gesicht sieht man da nicht. Noch schlechter aber sehen im Nachbardorf Razza die Weber aus; zwanzigjährige junge Leute schon wie Alte. Das Weben ist ungesund, immer sitzen. Früh um halb vier, wenn man durch Razza fuhrwerkt, dann weben sie schon."

In Mühla besteht auch eine Ziegelei und viel Fuhrgeschäft, für Eisenach. Das Fuhrwerken ist hier die Winterbeschäftigung der Bauern; im übrigen schlafen sie sich im Winter aus von der Sommerarbeit, die oft kaum ein bißchen Zeit zum Schlafen läßt. Auch gehen viele, die Sommers in der Ziegelei oder als Maurer arbeiten, im Winter in die Zigarrenfabrik. Die jungen Mädchen und Frauen aber bleiben das ganze Jahr bei der Zigarrenarbeit.

Digitized by Google

Eine Bahn bis Mühla wird jetzt angelegt. Nach Nazza hinauf ist das Land gebirgig; doch plant man den Bahnbau auch von Mühlhausen nach Nazza, über Hejrode, durch die Zentren der Hausweberei. Man erhofft davon die der Kohlenzufuhr folgenden Fabriken, zur Erlösung der Hausweberei, und außerdem besseren Absatz für das Holz der Gegend.

Die Schwarzhausener Drahtweberei war für Nazza geplant gewesen; aber obwohl Handbetrieb und keiner Kohlen bedürftig, hat die Fabrik die weiten Entfernungen von der Bahn doch gescheut und die kürzere in Schwarzhausen, etwa eine Stunde, vorgezogen. Nur die Zigarrenfabriken, denen an niedrigen Löhnen viel und an den ohnehin geringen Transportkosten wenig gelegen ist, dringen auch in die entlegenen Dörfer ein. Auch in Nazza sind ihrer zwei, von denen die kleinere etwa siebzehn Mädchen mit 7 bis 8 Mark Wochenlohn und die größere eine bedeutendere Zahl beschäftigt, auch etwas mehr bezahlt: die jüngeren Mädchen verdienen hier als Wickelmacherinnen 4 bis 5, die älteren als Rollerinnen meist etwa 9 bis 12 Mark in der Woche.

Nazza ist ein reizendes Dorf, zwischen Bergen schmal eingebettet; die Felder steigen die Anhöhen hinauf. Das Dorf muß neben der bescheidenen Landwirtschaft eine Heimarbeit haben, bis eine Bahn die Fabrik bringt. Auch ist meist, bei 100 Familien unter 700 Einwohnern, die Weberei der Hauptberuf; doch haben alle etwas Landwirtschaft dabei.

Beim Faktor in Nazza hängt ein Doppelbild, von „einem armen Weber" gezeichnet: oben die Weberfamilie, wie sie früher war, der Weber verzweifelt und abgezehrt am Webstuhl, die Kinder, nur mit ein paar Lumpen bekleidet, am Spulrad, die Frau vergrämt; unten die Weberfamilie, wie sie jetzt ist, durch den Weberverein: der Weber arbeitet behaglich, die Kinder sind wohl gekleidet und spielen mit Spielsachen, die Frau ist jung und hübsch geworden. Auch andere dankbare Kunstwerke der Weber bezeugen ihre Erkenntlichkeit für den Vorsitzenden des Webervereins. Und tatsächlich sind die für ihn webenden vor äußerster Not bewahrt. Nur kann er nicht genug Arbeit schaffen.

So sagt mir ein Weber im Nachbardorf Hallungen, bei dem ich eintrete: er kann nur für 7 Mark wöchentlich Arbeit vom Weberverein bekommen; er könnte, meint er, bei den Mühlhausener Verlegern jetzt doppelt so viel verdienen. Aber er bleibt beim Weberverein, weil die Weberei ihm nur Winterarbeit ist und nur Nebenberuf neben der Landwirtschaft: im Sommer aber wollen die Mühlhauser Verleger gerade die Arbeit haben, während der Weberverein ihm gern nur Winterarbeit gibt. Der Mann ist ein prächtiger Mitteldeutscher mit blitzenden Schwarzaugen; keineswegs ein abgezehrter Weber. Ein Bub von ihm sitzt am Tisch und liest, an die Frau am Webstuhl geschmiegt ein blühendes Kind, ein erwachsenes Mädchen spult, und die Alte, die hereintritt, meint: im Winter sind ja nur die paar Stück Vieh zu besorgen, einer von der Familie kann dabei doch am Webstuhl sitzen. Dieses behagliche Bild hat eine bodenreformerische Tat zum Hintergrund: seit zwanzig Jahren hat sich das Dorf gehoben durch Aufteilung eines großen Guts, so daß nun fast jeder Kühe hat und nur nebenher webt. Manche wandern in norddeutsche Zuckerfabriken und Konservenfabriken, deren Arbeitssaison gerade die Wintermonate gut ausfüllt; auch für diese ist zu Hause sicherer Boden.

Digitized by Google

Erst im hochgelegenen Hejrode, einem großen Dorf, kommen wir ins Zentrum des Weberelends. Hier ist weniger Landwirtschaft bei den Webern. Manche ziehen als Hausierer in die Fremde. Die Mädchen finden zum Teil in Zigarrenfabriken am Ort Arbeit.

Ich trete bei einem etwa fünfzigjährigen Weber ein. Die Frau neben ihm ist sehr eingefallen; ein Bub arbeitet am anderen Webstuhl, ein kleinerer am Spulrad. Nach dem Verdienst bei gewöhnlicher Arbeitszeit gefragt, erzählt mir der Mann; er beginnt mit der typischen Äußerung: „Ja, das müssen Sie wissen, bei uns ist nicht ein gewöhnlicher Tag wie anderswo, von sechs bis sechs, sondern von sechs bis elf. Drum gibt's auch so viel Invalide hier. Jetzt ist ja wenigstens Arbeit . . . Der Verdienst: 8 bis 12 Mark in der Woche auf einem Stuhl, samt Spuler, also anderthalb Menschen, und davon gehen noch etwa 2½ Mark ab für Fuhrlohn und Spulen, soweit es die Familie nicht machen kann. — Ja, wenn da was geschehen könnte, daß der arme Weber wenigstens seine Arbeitszeit soweit einschränken könnte, daß es eine Arbeitszeit wäre wie bei einem Taglöhner . . . aber: je geringer der Lohn, um so länger muß man arbeiten, denn man muß ja doch bestehen. Eine Familie von neun Personen, die braucht doch 20 Mark in der Woche. Denn alles muß man kaufen. Die in Hallungen, die haben wenig Leute und viel Land, aber hier haben das Land die Bauern."

Haus an Haus hört man den Webstuhl klappern. Ich trete noch bei einigen ein. Eine Frau, deren Mann fern in einer Zuckerfabrik ist, arbeitet am Webstuhl, während die kleine Tochter Schularbeiten macht und andere Kinder in den Betten der geräumigen Stube liegen; die Frau verdient den Tag eine Mark. Dann ein kinderloses Ehepaar: sie gesund, er sehr überarbeitet, sie können 12 Mark in der Woche erarbeiten, aber nur bei der üblichen Arbeitszeit von sechs Uhr früh bis elf Uhr abends. Immerhin ist's günstig: denn die Frau ist kinderlos!

Wenn manche von den Kindern und Erwachsenen nicht gerade schlecht aussehen, so sind die Ursachen wohl die Landluft, obwohl sie hier fast nie draußen im Freien geatmet wird, und die völlige Stille des Lebens. Als ich Abends durch die Dorfstraßen gehe, öffnet sich ein Fenster nach dem andern; der Tritt eines Menschen ist ein ungewohnter Laut!

Auch ist jetzt immerhin eine günstige Zeit. Die modernen halbwollenen Herrenkleiderstoffe, schwarz mit weißem Einschuß, sind oft aus schlechtem Faden, der am mechanischen Webstuhl reißen würde; daher haben die Handweber Arbeit. Auch sind sie infolgedessen jetzt relativ gut bezahlt.

Aber beim Weberverein ist's doch noch viel besser, sagen sie auch hier: man arbeitet dort viel kürzer, man hat die Landwirtschaft und doch 500 Mark und die Dividende.

Im nächsten Dorf, wo ich übernachte, ist wieder die Landwirtschaft die Hauptsache. Auch die Weber, die das ganze Jahr weben, haben mehr als in Hejrode Landwirtschaft daneben. Ein großer starker Mann mit bäuerlicher Gesichtsfarbe gibt mir 12 Mark als Weberwochenverdienst an; selbstverständlich das Spulen der Frau mit eingerechnet. Seine Familie besorgt selbst das Fuhrwerken nach Mühlhausen zum Verleger und spult alles selbst, so daß die 12 Mark reiner Verdienst sind — allerdings für eine Familie! Und dann die vielen Zeiten der Arbeitslosigkeit. Und die Arbeits-

Digitized by Google

zeit? Der Mann macht eine Handbewegung, die sagt: Fragen Sie lieber danach nicht, wie lang ist die —

Immerhin ist's nicht wie in Hejrode, das fast ganz auf die Weberei angewiesen ist und viel mehr Weber hat. Bauern sehe ich hier im Zylinder und schwarzem Rock, Bäuerinnen in langen schwarzen Capes und großen schwarzen Hauben mit seidenen Bändern zur Kirche gehn. Die Jungen haben einen frischen Turnverein. Aus der abgelegenen Webergegend, der „umgekehrten Oase", sind wir wieder heraus. Es ist nur noch eine Stunde nach Mühlhausen, an die Bahn.

In guten Jahren wandern aus diesen Gegenden viele auf Arbeit. In den schlechten war bekanntlich auch draußen nichts zu finden. Um stetigere und lohnendere Arbeit zu schaffen, das Abwandern in die Städte unnötig zu machen, das Bleiben auf dem an sich gesunden Bergland zu ermöglichen, ist der Bau von Bahnen durch das ganze Elendsgebiet die Vorbedingung.

Der Bierkutscher einer Mühlhausener Brauerei, unter dessen Korbdach ich einen Teil der Strecke zurücklege, erzählt mir, daß auch bei ihm, in Mühlhausen, noch ein Stückchen von der Hausweberei vorhanden ist. Seine Frau spult zu Hause für eine Fabrik, etwa zwei bis drei Stunden täglich, und verdient so 1,50 Mark in der Woche. Sie hat eine zwölfjährige Tochter, die schon in der Wirtschaft mithilft, und zwei kleine Kinder, eins im ersten Jahr. Trotzdem ist selbst dieser lächerlich kleine Verdienst, in der Stunde kaum 10 Pfennig, ein erwünschter Gewinn in freien Stunden: „Die Zeit geht auch ohne das vorbei, und wenn's auch nur ein paar Groschen sind am Ende der Woche, es ist doch da."

Diese Auffassung ist typisch für die Nebenerwerbsheimarbeit. Und man kann ihr eine Berechtigung nicht absprechen. So technisch rückständig auch diese in vielen Textilfabrikstädten noch zu findende Hausspulerei ist, und so schlecht sie lohnt, so unerwünscht würde die bei besserer Bezahlung sofort eintretende Übernahme in den technisch hier viel zweckmäßigeren Fabrikbetrieb vielen alten und jungen Frauen sein, so lange ihnen nicht günstigere Möglichkeiten in ihrer Lebenslage gegeben sind. Und dasselbe gilt im Großen von den Resten der Hausweberei. Drum ist es ein kleines Mittel, aber doch aller Unterstützung wert, den Handwebern möglichst günstige Arbeit zu schaffen, so lange bis ihnen eine modernere Technik auf der heimatlichen Scholle ermöglicht ist.

Gegenüber dem von namhaften Sozialpolitikern beiderlei Geschlechts geäußerten Gedanken, man solle die Hausweber durch Ausdehnung des Arbeiterschutzes auf die Hausindustrie ausräuchern, ihre Hausweberei unmöglich machen — diesem Gedanken gegenüber kann man sich angesichts der Wirklichkeit eines bitteren Lächelns nicht erwehren. Die Ansicht, man solle die Hausweber arbeitslos machen und der Armenpflege übergeben, denn verhungern lasse man ja heute niemand mehr, diese Ansicht kennt weder die Hausweberei noch die Armenpflege. Was die Weber wünschen, ist Arbeit, einigermaßen lohnende Arbeit; also so lange nichts besseres möglich ist, wenigstens anständig bezahlte Hausweberei, wie der Weberverein sie ihnen zu schaffen bemüht ist.

Digitized by Google

Das Züchtigungsrecht des Ehemannes.

Von

Dr jur. Ernst Goldmann.

Nachdruck verboten.

Es wird unseren Lesern und Leserinnen nicht unbekannt sein, daß nach den Rechtsanschauungen des Mittelalters der Ehemann eine fast unbeschränkte Gewalt über Leib und Leben seiner Frau hatte. Für die Frau jener Zeiten gab es nur einen Rechtssatz: du hast deinem Manne zu gehorchen. War sie dem Manne ungehorsam, so durfte er sie einsperren, hungern lassen und züchtigen; war sie ihm untreu, so durfte er sie töten. Sein Wille war für sie die erste und die letzte Instanz. Wie uns die alten Rechtsbücher zeigen, war man zwar auch damals schon bemüht, die Gewaltherrschaft des Mannes zu mildern, aber diese Bemühungen nehmen sich für unseren heutigen Geschmack recht sonderbar aus. So verbot z. B. das nordgermanische Recht dem Manne, die Frau bei der Züchtigung wund zu schlagen. Die Stadtrechte von Augsburg und von Brünn empfahlen dem Manne, auf die Frau lieber durch gutes Zureden und durch das Zuchtmittel der Rute als durch Beschimpfungen, Peitschungen und heftige Prügel einzuwirken. In Breslau mußten die Ehemänner seit dem Jahre 1431 versprechen, ihre Frauen künftighin nur noch mit Ruten zu züchtigen und zu strafen, wie es ziemlich sei und einem Biedermann zustehe bei Treue und Ehre.

Nach diesen Milderungsversuchen kann man sich ein Bild davon machen, in welchem Umfange die Ehemänner des Mittelalters das Recht der Züchtigung besessen und wie sie es ausgeübt haben. Diese Barbarei ist aber keineswegs mit dem Mittelalter ins Grab gesunken. Das Züchtigungsrecht des Ehemannes hat sich vielmehr in weiten Gegenden lebendig erhalten, obwohl sich die Rechtsstellung der Ehefrau schon grundsätzlich geändert hatte; so in Hamburg, dessen Statuten von 1603 dem Manne ein mäßiges Züchtigungsrecht zuerkannten, und in Freiburg, nach dessen Statuten der Mann die Frau aber nur noch schlagen durfte, wenn sie es „verdient" hatte. Am längsten hat sich das gesetzliche Züchtigungsrecht des Mannes in Bayern erhalten. Dort war bis zum Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, also bis zum 1. Januar 1900, das Bayerische Landrecht von 1756 in Geltung, und dieses Gesetzbuch enthielt folgende Vorschrift:

> Insonderheit wird der Ehemann für das Haupt der Familie geachtet, daher ihm seine Ehegattin nicht nur in Domesticis (in den häuslichen Angelegenheiten) subordiniert und untergeben, sondern auch zu gewöhnlichen und anständigen Personal- und Hausdiensten verbunden ist, wozu sie von ihrem Manne der Gebühr nach angehalten und nötigenfalls mit Mäßigkeit gezüchtigt werden mag.

Digitized by Google

Die Münchener Gerichte haben wiederholt durch Urteile festgestellt, z. B. in den Jahren 1862 und 1875, daß diese Bestimmung in Bayern fortgesetzt Geltung hatte.

Mit Unrecht hat man dagegen behauptet, daß auch das Preußische Allgemeine Landrecht, das von 1794 bis 1899 in Kraft gewesen ist, ein Recht des Ehemannes zur Züchtigung anerkannt habe. Man hat sich für diese falsche Ansicht auf die §§ 701 und 702 II, 1 berufen, die folgenden Wortlaut hatten:

> § 701. Wegen bloß mündlicher Beleidigungen oder Drohungen, ingleichen wegen geringerer Tätlichkeiten, sollen Eheleute gemeinen Standes nicht geschieden werden.
>
> § 702. Auch unter Personen mittleren und höheren Standes kann die Scheidung nur alsdann stattfinden, wenn der beleidigende Ehegatte sich solcher Tätlichkeiten und Beschimpfungen, ohne dringende Veranlassung, mutwillig und wiederholt schuldig macht.

Aus diesen Paragraphen hat man gefolgert, daß in den niederen Ständen der Mann das freie Recht habe, die Frau in mäßigem Grade zu schlagen, und daß ihm dieses Recht in den mittleren und höheren Ständen wenigstens dann zustehe, wenn ihm die Frau dringende Veranlassung dazu gebe. Diesen Sinn haben die Paragraphen aber nicht gehabt. Es handelte sich hier nur um die Frage, ob und inwieweit Tätlichkeiten unter Eheleuten einen Scheidungsgrund abgeben, und das Gesetz sagt nichts weiter, als daß geringe Tätlichkeiten als ausreichender Scheidungsgrund nicht angesehen werden können. Man wird es auch nur billigen können, daß wegen einer Ohrfeige oder eines leichten Schlages nicht gleich die Ehe geschieden wird. Aber deswegen waren geringe Tätlichkeiten doch keineswegs erlaubt! Konnte man ihretwegen auch nicht die Ehescheidung verlangen, so konnte man doch die Bestrafung des Täters wegen Körperverletzung oder Beleidigung beanspruchen. Durch die §§ 701 und 702 war also die Bestrafung des Mannes, der seine Frau schlug oder stieß, nicht ausgeschlossen. Übrigens sprechen die §§ 701 und 702 nicht bloß von Tätlichkeiten des Mannes gegen die Frau, sondern auch von solchen der Frau gegen den Mann, so daß schon dadurch die Annahme, der Ehemann habe nach dem Preußischen Landrecht ein Züchtigungsrecht gehabt, widerlegt ist.

Wie aber steht es heute, nach dem Inkrafttreten des Bürgerlichen Gesetzbuchs für das Deutsche Reich, mit dem Züchtigungsrecht des Ehemannes?

In weiten Kreisen, selbst in den Kreisen der Gebildeten ist die Meinung verbreitet, daß dem Ehemann auch heute noch das Recht zustehe, die Frau in den Grenzen der Mäßigung zu züchtigen. Dem Verfasser ist diese Meinung an verschiedenen Orten und von Personen verschiedener Volkskreise entgegengebracht worden. Vor einiger Zeit wandte sich eine Lehrerin an die Redaktion dieser Zeitschrift und bat um Ratschläge, wie einer von ihrem Manne unaufhörlich mißhandelten Arbeiterfrau zu helfen sei; auch sie war der Ansicht, daß es dem Ehemanne gesetzlich gestattet sei, seine Frau zu schlagen. Man muß aus solchen Erfahrungen schließen, daß der Glaube an das Züchtigungsrecht des Mannes noch sehr viele Anhänger hat und daß eine Menge von Frauen sich schweigend eine Behandlung gefallen läßt, die keine Rechtfertigung in den Gesetzen findet. Deshalb ist es nicht überflüssig und wird hoffentlich zur Aufklärung in weiten Kreisen beitragen, wenn wir hier einmal die Tatsache feststellen, daß nach dem heute in ganz Deutschland geltenden Rechte der Ehemann nicht

Digitized by Google

befugt ist, seine Frau zu schlagen oder sonstige Zuchtmittel gegen sie anzuwenden, auch nicht in den Grenzen der Mäßigung. Unser Bürgerliches Gesetzbuch enthält keinen Satz, aus dem ein Züchtigungsrecht des Mannes herzuleiten wäre. Aus den §§ 1352 folg. ist vielmehr zu entnehmen, daß die deutsche Ehefrau als ebenbürtige, prinzipiell gleichberechtigte Persönlichkeit neben dem Manne steht. Dem Manne ist zwar in den das gemeinschaftliche Leben betreffenden Angelegenheiten das Recht der Entscheidung eingeräumt, und in diesen Grenzen muß sich die Frau dem Willen des Mannes fügen. Aber sie ist nicht verpflichtet, der Entscheidung des Mannes Folge zu leisten, wenn sie sich als ein Mißbrauch seines Rechts darstellt, und keinesfalls darf der Mann einen körperlichen Zwang anwenden, um seinen Willen durchzusetzen. Von Zuchtmitteln, wie sie den Eltern gegenüber dem Kinde zustehen, kann bei den Ehegatten schon deshalb nicht die Rede sein, weil der Ehemann nicht der Erzieher der Ehefrau ist.[1]) Auch dann also, wenn sich die Frau den Wünschen und Anordnungen des Mannes widersetzt, wenn sie ein unordentliches Leben führt oder in anderer Weise ihre Ehepflichten verletzt, hat der Mann nicht das Recht sie zu schlagen. Jede Tätlichkeit des Mannes gegen die Frau ist eine Rechtsverletzung; der Körper und die Ehre der Ehefrau stehen geradeso unter dem Schutz der Gesetze wie der Körper und die Ehre aller anderen Menschen. Deshalb kann die Frau, welche von ihrem Manne geschlagen worden ist, seine Bestrafung wegen vorsätzlicher Körperverletzung oder tätlicher Beleidigung fordern. Solche Strafanträge werden leider nur sehr selten gestellt und auch dann nur in Fällen, wo schon fortgesetzte und geradezu unerträgliche Mißhandlungen stattgefunden haben: die Frau muß ja die Rache des Mannes fürchten, wenn er auf ihre Anzeige hin bestraft worden ist. Fänden solche Bestrafungen häufiger statt, so würde sich das Los vieler Frauen besonders in den unteren Volksschichten bedeutend bessern. Vielleicht wird aber schon die Aufklärung darüber, daß der Mann kein Recht hat die Frau zu schlagen und daß er sich strafbar macht, wenn er es dennoch tut, zu einer Verminderung der in Stadt und Land leider noch so häufigen Mißhandlungen führen. Darum möge es jeder als seine Pflicht betrachten, die Fabel von dem Züchtigungsrechte des Ehemanns recht gründlich zu zerstören!

An diesem Ergebnis darf man sich durchaus nicht irre machen lassen, daß nach dem Rechte des Bürgerlichen Gesetzbuchs — wie wir es ebenso schon beim Preußischen Landrecht gesehen haben — die Ehe nicht wegen jeder Tätlichkeit des Mannes geschieden wird. Einen Scheidungsgrund liefern nach § 1568 nur *grobe* Mißhandlungen. Das schließt übrigens nicht aus, daß eine Ehe auch wegen leichterer Mißhandlungen geschieden wird, z. B. wenn leichtere Mißhandlungen fortgesetzt und ohne jede Veranlassung geschehen sind oder wenn sie sich durch besondere Umstände (die Frau ist krank oder sehr schwächlich) als schwere Verletzungen der Ehepflichten darstellen. Selbst wenn aber die Schläge im einzelnen Falle nicht ausreichen, um die *Scheidung* der Ehe zu rechtfertigen, werden sie dadurch nicht zu erlaubten Handlungen; jede Tätlichkeit des Mannes gegen die Frau ist ein nach dem Strafgesetzbuche zu verfolgendes und zu sühnendes Vergehen oder Verbrechen.

[1]) Vergl. die Ausführungen hierüber im letzten Januarheft dieser Zeitschrift S. 201 folg.

Digitized by Google

Neuntes Gebot.

Von

Else Hildrich.

Nachdruck verboten.

Unter der Schuljugend hatte Anna Block von jeher als etwas besonderes gegolten; zum Teil war daran ihr Zuhause Schuld oder der Weg, den sie dahin zu machen hatte. Sie hatte nie Zeit gehabt, mit den anderen Kindern nach der Schule auf dem Markte zu spielen und um die Kirche herum, sondern war immer sofort die Straße hinuntergelaufen, die an den Fluß führt. Zuweilen hatten einige Kinder sie bis ans Wasser begleitet, um zu sehen, wie sie für zwei Pfennige vom alten Timmes übergesetzt wurde. Sie waren bewundernd oder neidisch stehen geblieben, bis das Boot am andern Ufer hielt, das Kind ans Land sprang und an der großen Kuhwiese vorbei landeinwärts trabte. Geschah es dann, daß ihre Spiele sie nach einiger Zeit noch einmal an das Wasser brachten, so legten sie wohl die Hand über die Augen und entdeckten winzig im weiten Grün den feuerroten Rock der Anna. Noch einige Zeit später war er aber nicht mehr zu finden, und dann wußten sie, daß Anna Block in der dunkelgrünen Baumgruppe verschwunden war, die ein wenig erhöht wie eine Insel mitten im lichten See der Wiesen lag.

Ihre feuerroten Röcke waren ein anderer Grund, weshalb Anna Block als etwas besonderes gegolten hatte. Um ihretwillen hatte sie sich auch selbst stets ein wenig höher eingeschätzt als die anderen Kinder, welche dunkelblaue oder braune trugen, die nicht schnell schmutzig wurden. Die Röcke waren aus den vielen roten Kleidern gemacht, die Annas Mutter mit in die Ehe gebracht hatte, von denen sie die meisten noch gar nicht getragen hatte, als sie starb. Ihr Mann hatte rot so gern an ihr gesehen und stets gelobt, wie gut es zu ihrem dunkeln Haar passe.

Endlich war Anna Block auch wirklich etwas besonderes gewesen, nämlich die beste und bravste Schülerin; das hing damit zusammen, daß sie sich schon als kleines Kind ganz fest und klar vorgenommen hatte, in den Himmel zu kommen.

Sie war es im letzten Jahre, ehe sie zur Schule mußte, häufig müde geworden, allein im sonnenwarmen, blumigen Gras der weiten Wiesen herumzuleben oder im Winter zuzuschauen, wie die Kühe in der großen Halle gemolken wurden, sondern hatte sich viel zur Großmutter gehalten und ihr in der Küche geholfen oder beim Auftrennen von all dem vielen roten Zeug. War ihr diese Beschäftigung nach einiger Zeit langweilig geworden, so pflegte sie die Großmutter zu fragen, wem denn die vielen Kleider gehörten, die zu Röckchen für sie zerschnitten würden, und der darauf erfolgenden Erzählung zu lauschen, die sie schon oft gehört hatte. War diese bis zu dem Punkte vorgeschritten, an welchem die Tränen der Großmutter zu steigen begannen, war beschrieben worden, wie gut die Eltern es im Himmel hätten, wie sie auf das Kind herabblickten und es erwarteten, so nahm dieses plötzlich und geschickt den Redefaden in seine Hand und die früher stets mit erhobenem Finger und Feierstimme erfolgte Ermahnung vorweg: „Darum mußt du sehr acht geben und sorgen, daß du auch in den Himmel kommst; das weiß ich doch schon, Großmutter."

In der Schule hatte sie dann sehr gut acht gegeben, wenn die Rede davon war, was man zu tun habe, um sicher und grabenwegs in den Himmel zu gelangen, und hatte die Aufmunterung, zu diesem Zwecke brav und fleißig zu sein, so gut beherzigt, daß ihr, als sie erwachsen war, das Tugendhaftsein zur

Digitized by Google

Gewohnheit und das Pflichterfüllen zum Vergnügen geworden war.

— Wenn Anna Block von dem harten Teil ihrer körperlichen Arbeit beim Kartoffelnschälen oder Strümpfestopfen ausruhte, so machte sie sich vielerlei Gedanken und nicht zum mindesten über ihren Künftigen, wie er eines Tages kommen und wie sie ihn lieben würde. Er würde sehr stark, klug und rechtschaffen sein, anders als die jungen Leute im Städtchen, die sie bisher kennen gelernt hatte; ob blond, braun oder schwarz, das sorgte sie nicht; darüber zu klügeln überließ sie den Mädchen aus dem Ort. Auf keinen Fall wollte sie schon vorher mit einem anderen etwas gehabt haben, ehe jener eine, rechte erschien.

Sie hatte sich noch mit niemanden eingelassen, auch nicht im geringsten mit dem jungen Doktor, der im Sommer wochenlang im Ulmenhof gewohnt und denselben von verschiedenen Seiten gemalt hatte. Sie pflegte ihn munter anzulachen, wenn er stehen blieb und ernsthaft beobachtete, wie sie Heu rechelte oder mit aufgestreiften Blusenärmeln an der Waschbütte stand; kam er aber mit dem Wunsch zum Vorschein, sie abzubilden, so lachte sie ihn aus und verjagte ihn mit einer Handvoll Heu oder Seifenschaum. Nicht einmal photographieren ließ sie sich von ihm. „Sie müssen doch einsehen, daß hier im Vordergrunde etwas fehlt", suchte er sie zu überreden und zeigte ihr das Bild des Pfades, den sie täglich zu gehen hatte. Am untern Rande des Bildes war er breit und ganz deutlich von Gräsern und Blumen begrenzt, wurde aber schnell schmal gegen den Hintergrund und erschien, wo er mit der dunkeln Insel des baumumstandenen Gehöftes zusammenstieß, fast als ein Strich. Der strohüberkappte Giebel des Gebäudes schimmerte durchs Laub; unter ihm lag grell der beschienene Vorplatz, auf den das Innere der Halle kohlschwarz hinausstarrte durch das geöffnete Tor. „Es wäre hübsch, wenn Sie hier vorne ständen und den Pfad hinunterblickten, vielleicht mit der Hand über den Augen gegen das Licht. Ihr Schatten würde so wirkungsvoll quer über die große Helle der Wiese fallen. Morgen versuchen wirs einmal, Fräulein Anna."

Sie hatte aber nicht gewollt, war dann freilich eines Tages durch List von ihm gefangen worden.

Sie hatte laut aufgeschrien, als er ihr das Bildchen überreichte. „Ich schenke es Ihnen, wenn es Ihnen gefällt." Da floß der Strom quer über das Bild, und mitten darauf im Boot saßen Jakob Timmes und sie selber leibhaftig. Nun wußte sie auch, was der Doktor vorgestern am Wasser getan hatte, ehe er so flink vor ihr hergegangen war dem Hofe zu. Sie wurde ganz warm vor Freude an dem Bild, da alles so richtig wiedergegeben war. Jakob Timmes saß mit straffen Armen rückwärts gestemmt, als werde er im allernächsten Augenblick die Ruder aus dem Wasser heben; dabei hatte er den Kopf gewandt und lachte übermütig aus dem Bild heraus. Er sah, was am Ufer vor sich ging und hatte seinen Spaß, daß die Anna gar nichts davon merkte. Die hielt den leeren Eierkorb mit der Rechten auf dem Schoße fest und ließ die Linke im Wasser hängen. Sie erinnerte sich ganz genau der schönen Kühlung, die sie dabei genossen hatte und des seltsamen Anblicks, den die Finger durch das klare, bewegte Wasser geboten hatten; wie zappelnde, schimmernde Meergewächse sahen sie aus.

„So hübsch ist mir noch selten ein Bild geraten", sagte der Doktor, und Anna bedankte sich sehr, steckte es sorgsam in die Tasche und stellte es später hinter die Glasscheibe des kleinen Wandschranks in ihrer Stube.

Da stand es nun schon wochenlang. Anna besah es oft; sie verwunderte sich immer wieder darüber, wie so ähnlich das Gesicht des Jakob Timmes war und mußte zuweilen sein Lachen erwidern. Daß er nichts gesagt und sie so ganz ahnungslos gelassen hatte, der nichtsnutzige Mensch!

Sie besah den Jakob Timmes jeden Tag. Er war der Sohn des alten Timmes, der sie täglich übergesetzt hatte, als sie noch in die Schule ging; er war im tüchtigsten Mannesalter und hatte Kraft für zwei. Das Boot ging ganz anders, wenn er es bewegte, als Nachmittags, da Peter Fricke ruderte, während jener in der großen Eisengießerei beschäftigt war. Bis zwölf Uhr Nachts war er in der

Digitized by Google

Gießerei; wann er wohl eigentlich schlief? Wenn man ihn fragte, würde er lachen und zur Antwort geben, ein gesunder Kerl brauche nicht zu schlafen. Anna Block rechnete aus, daß er von zwölf bis fünf Uhr schlafen werde. Er war ein fleißiger, starker Mann, und rechtschaffen auch, das war er! Die jungen Weiber aus dem Orte schauten gern nach ihm, und einige ihrer Männer, die hitzig waren, mochten den Jakob Timmes nicht leiden. Es war aber keiner, der ihm etwas hätte nachsagen können. Daran, daß sie nach ihm schauten, waren sein Übermut schuld und seine Kraft; oder der lange Bart und die scharfen Augen? Es konnte ihr gleichgiltig sein, was die unnützen Weiber an ihm fanden. — Als einmal zugleich mit Anna Block der Kuhhirt und ein paar Männer aus dem Ort im Boote waren, wurde von der Frau des Jakob Timmes gesprochen. Es gehe ihr nicht gut, sagte ihr Mann, sie müsse immer liegen und huste mehr als früher, daß es ein wahres Elend sei.

„Er ist geschlagen mit der Frau", sagte der Kuhhirt, als er danach noch eine Strecke weit mit Anna Block zusammen ging, „nichts als krank und armselig ist die immer gewesen; Kinder haben sie auch nie gehabt."

Das Mädchen ging allein weiter. Das Mittagslicht über der Wiese war so grell, daß es die Augen klein machen und senken mußte. Blühender Sauerampfer und Wucherblumen drängten sich im trocknen, hohen Grase. Das Insektengesumm stand eintönig in der Glut.

Wenn nun die Frau des Jakob Timmes stürbe, so würde er wieder heiraten und könnte Kinder bekommen, kräftige Buben mit übermütigen Augen.

Es fiel ihr ein, daß es unnütz sei, darüber nachzudenken, sie schnellte den Kopf hoch und suchte nach einem gegenwärtigen Ding, daß es ihre Aufmerksamkeit gefangen nehme. Es war aber nichts als das schmerzende Licht ringsum.

Zu Hause stellte sie das Bild im Wandschrank verkehrt gegen das Glas. Was brauchte der sie immer anzulachen. Wenn welche vom Gesinde zusammenstanden, so ging sie langsam und hantierte leiser, ob von der Frau Timmes die Rede wäre. Das machte sie müde und ungeduldig. „Ich frag ihn morgen nach der Frau", nahm sie sich vor; es ist gut, gleich zu hören, wenn ihr besser ist. Sie sah ihn andern Tags im Boote aufmerksam von der Seite an, ob nichts aus seinen Mienen zu schließen sei. Den darauf folgenden Morgen fragte sie ihn. Es sei nicht besser geworden, erwiderte er, der Arzt meine, sie könne sich zwar noch Jahre lang so halten, es könne aber auch auf einmal schnell mit ihr zu Ende gehen. Das Mädchen sagte Worte des Anteils und sah ihn wieder heimlich an mit heißen Wangen, bis ihm nach einiger Zeit das Gefühl einer großen Befriedigung bewußt ward, die mit der vernommenen Nachricht sein Gemüt ergriffen hatte, und es erkannte seinen Wunsch, die Frau des Jakob Timmes möge sterben.

Es war so sonderbar, daß die Anna Block einer andern Mann begehren sollte. Keiner würde das von ihr glauben im Ort, von ihr am allerwenigsten. Begehrte sie ihn denn? Begehren! Es traf sie keine Schuld. Sie hatte nichts getan, als was sie tun mußte; sie mußte die Eier zur Stadt bringen und überfahren jeden Tag. Die Brücke war eine halbe Stunde oberhalb, sie verlor zwei Stunden, wenn sie über die Brücke ging; vielleicht müßte sie doch darüber und könnte eine Strecke weit laufen beim Rückweg? Die Leute würden sich aber wundern, zu Hause würden sie fragen und Jakob Timmes selbst? Er hatte doch nichts getan und wußte nichts; schließlich lief sie für eine Einbildung über die Brücke.

Einbildung würde das ganze sein. Sie wollte sich zwingen, nicht mehr daran zu denken, sie brauchte ja auch das Bild nicht mehr so lange anzusehen.

Sie ließ es umgekehrt im Wandschrank stehen und legte es andern Tags ganz fort in ein Buch hinein. „Bis ich die Einbildung los bin", dachte sie, „erst dann besehe ich es wieder, vielleicht fühl ich mich nächste Woche frei, vielleicht schon übermorgen." Sie wünschte sehr, es möge schon morgen sein, daß sie es wieder betrachten dürfte.

Eigentlich müßte sie es zerreißen. Dann erst hätte sie bewiesen, daß der Vorsatz ganz ernst war, die Einbildung los zu werden. Wenn sie es vernichtete? Sie wollte darüber

Digitized by Google

schlafen und sich dann entschließen. Vielleicht könnte sie es ja auch ganz weit forttun, gut verstecken, daß sie es wahrscheinlich nie wieder finden würde. Nur, daß es noch da wäre, für den Fall, daß sie es einmal brauchte irgendwie.

Frühmorgens am dritten Tage war sie entschlossen, es zu vernichten. Sie warf einen ganz kurzen Blick darüber, während ein feiner Schmerz ihre Kehle beklemmte. Er hatte doch nichts getan und wußte nichts! Dann hatte sie es geknickt und noch einmal doppelt. Etwas Nasses lief über ihr Gesicht, daran der Schmerz in der Kehle schuld war. Sie wischte es fort, zerkleinerte die vier Teile in winzige Stücklein und nahm sie in die Hand, in der sie leicht und locker lagen. Auf der Wiese bekam sie der kräftige, feuchte Wind.

Der Himmel war voll leichten, schnell ziehenden Gewölks, das zuweilen die Sonne versteckte. Anna Block ging vor dem Wind und ließ sich von ihm treiben; zuweilen drehte sie sich gegen ihn, daß er ihr die flatternden Haare glättete; sie nahm volle Züge der kalten, reinen Luft und gab auf die schwankenden, brausenden Ulmen des Hofes acht und auf die Windmühle, die sich gar so munter drehte in der Ferne. — Sie war frei und stolz; sie wußte, was sie konnte, sie führte aus, was sie wollte, sie fühlte sich stark und kühn.

Sie freute sich über zwei Störche in ihrer Nähe, die schnabelgesenkt durch den blusternden Wind ihr Futter suchten und bei jedem Schritte mit dem langbehalsten Kopfe wippten. Fern vom Nordrande der Wiese wuchs ein schwärzlicher Trichter in das leichte Gewölk des Himmels hinein. Er kommt geradewegs vom Meer, dachte das Mädchen und sah ihm zu, bis seine Breite riesengroß zu ihren Häupten war. Sie wunderte sich, wie schnell er herangekommen war, und wie die Windmühle draußen arbeitete, als bliese ihr der Satan in die Schwingen.

Dann erreichte sie selbst der Sturm, und es fiel ihr ein, daß sie sich sputen müsse, um über das Wasser zu kommen, ehe es noch schlimmer würde. Das Boot lag auf ihrer Uferseite und tanzte, als ob eben ein Dampfer vorbeigefahren wäre. Es war aber nichts zu sehen stromab und -auf, als aufgeregt hüpfende, schäumende Wellen; sie hatte das Wasser nur selten so lebendig gesehen.

„Sollen wir fahren?“ fragte Jakob Timmes. Sie saß schon im Boot und nickte, sie hatte gar keine Angst vor dem Wasser, so froh und frei, wie sie war, und auch vor Jakob Timmes nicht; sie war ja Herr über sich! Sie lachte, wenn sie recht in die Tiefe fielen, und wenn die Kühe, die noch auf dem weißen Sandstreifen des abschüssigen Ufers waren, mit hochgehobenen Schwänzen und plumpen Sprüngen vor den leckenden Wellen auf das Grüne flüchteten. Er ruderte mit ganzer Kraft und sah sie ernst und durchdringend an, als nähme es ihn wunder, daß sie so gar keine Angst verriete. Sie funkelte und lachte ihm in die Augen. „Wenn ich mit Peter Fricke führe! Aber so? Je höher, desto lustiger.“ —

Anna Block war den ganzen Tag in der Küche gewesen, wo es kein Stündlein hell geworden war und wo man das Fenster nicht hatte öffnen können, weil in einem fort der Regenwind darauf stand. Sie hatte Morgens gekocht und Nachmittags gebügelt und eine ganz trockene, gespannte Haut davon bekommen. Abends mußte sie noch ein großes Gericht Erbsen ausschälen für den andern Tag; da hielt sie es nicht mehr aus in Hitze und Dunst, sondern trug eine kleine Bank durch die Halle mitten in das geöffnete Tor; den Korb voll hellgrüner Erbsen stellte sie neben sich auf den Boden und nahm die rötliche irdene Schüssel auf den Schoß, in welche sie die aus der spröden Schote befreiten Kügelchen hinunterrollen ließ. Die Schüssel und die Erbsen waren sehr kühl und taten ihren Händen wohl, während die feuchte Frische der Luft ihr Gesicht wie eine kalte Flut erlabte. Der Wind war still an dieser Seite des Hofes; es fielen vereinzelte dicke Tropfen von den Ulmen auf den Vorplatz hinunter; auf der Wiese aber stäubte der Regen noch, durch das Laubtor sah man ihn silbrig ziehen und schwanken. Sie drückte ganz langsam die Schoten auf, legte zwischendurch die Hände in die Schüssel hinein und genoß das Atmen und das Ruhen. Es war so viel Gesundheit in ihr und Luft und Ver-

Digitized by Google

trauen; es könnte einer glücklich durch sie werden, wenn er sie recht erkännte. —

Weit draußen auf dem Pfade sah sie jemand kommen, der war schief und wackelte beim Gehen; es mußte der Briefbote sein. Als er so nahe war, daß man den feuchten Boden unter seinen Schritten ächzen hörte, kam die Großmutter durch die Halle, um zu sehen, wer es sei. Sie erhielt Zeitungen für den Oheim und einen Brief für sich und sagte dem Mann, er möge sich ein wenig ausruhen auf der Bank; das tat er, saß eine Zeitlang neben Anna Block und schwieg. Beim Aufstehen sagte er, indem er seine Tasche auf dem Rücken zurechtschob: „Dem Jakob Timmes seine Frau ist auch gestorben." Dann ging er über den Vorplatz unter den Ulmen weg und den Pfad entlang. Den Platz, auf dem er gesessen, nahm die Großmutter ein und erzählte eine breite Geschichte über die Timmes und ihre Eltern und Geschwister, darin viel Krankheit und Mißgeschick vorkam. Das Mädchen gab nicht acht, wie das zusammenhing; es grub seine Hände in die Erbsen hinein und tastete über den glatten Boden der Schüssel, wobei ihm die kühlen, kleinen Dinger um die Finger rollten. „Nun dürfte ich das Bild suchen gehn, wenn es nur vergraben wäre", dachte sie; „aber noch nie im Leben bin ich so froh über etwas gewesen, als darüber, daß ich es zerrissen habe." Als sie nach einer Stunde die Arbeit vollendet hatte, waren ihre Wangen noch ebenso glühheiß wie in dem Augenblicke, da sie in die frische Luft hinausgetreten war.

* * *

Nach mehreren Monaten fing Jakob Timmes an, um Anna Block zu freien, und nach anderthalb Jahren heirateten sie sich. Sie brachte ihm ein kleines Vermögen zu und die Aussicht auf den Besitz des Ulmenhofes für die Zeit, wenn die Großmutter und der Oheim tot sein würden.

Wenn möglich arbeitete er nun noch mehr als früher, und da sie fleißig war und zu wirtschaften verstand, ging es ihnen gut, und sie waren nicht nur das stattlichste, sondern auch das lebenslustigste Ehepaar im Orte. Bei jedem Schützenfeste oder Tanz konnte man sicher sein, den Jakob Timmes mit seiner Frau erscheinen zu sehen zwischen dem jungen Volk. Sie tanzten rascher und ausdauernder als die andern; wenn sie endlich außer Atem stehen blieben, faßten sie sich bei den Händen und sahen sich so stolz und lachend in die Augen, als sollte erst nächsten Sonntag Hochzeit sein. Er kümmerte sich um keines der Weiber aus dem Orte mehr und duldete nicht, daß sie mit einem andern tanzte. In dem Punkte nahm er es seltsam genau. Einmal, als sie im Begriffe war, den Antrag eines jungen Burschen zu einem Rundgang über die Wiese anzunehmen, hielt er sie zurück mit solchem Griffe, daß sie leise aufschrie im Schmerz.

„Was hast du?" fragte sie mit erschreckten Augen. Da nahm er ohne ein Wort ihren Arm und ging mit ihr fort von dem sonnigen, grünen Platz. Die Alten und Jungen aber, welche die Hecke entlang saßen und standen, schauten ihnen nach und tuschelten.

„Was hattest du?" fragte sie, nachdem sie stumm durch einige leere Straßen gegangen waren. Er suchte ihre Hand und preßte sie: „Ich kann es nicht leiden, daß du mit den Jungen tanzest. Etwas sanfter hätt' ich ja zufassen können. Hat es weh getan?"

„Nun ist es vorbei", sagte sie und sah auf den Boden und betrachtete den Schatten ihrer Gestalten, der sich seltsam kurz gedrungen über das grelle Grau des Straßenstaubes schob. Es war das erstemal, daß sie nicht wußte, woran sie mit ihm war.

„Du weißt doch von der Nacht, wie es mich zuweilen packt, daß ich auffahren und zugreifen muß, es kommt so wie ein Schrecken, es ist nichts."

Sie nickte, das kannte sie an ihm.

In derselben Nacht wurde sie wieder dadurch geweckt. „Bist du wach", fragte er, als er danach wieder stille lag, und da sie bejahte, „hast du bemerkt, wie sie schwatzten, als wir diesen Nachmittag von der Wiese gingen?" Sie hatte nichts bemerkt. „Hast du wohl nie gehört, was sie über mich reden?"

„Nie, was reden sie denn?"

„Narrheiten! Aber es wundert mich, daß du nie etwas gehört haben sollst!"

Digitized by Google

„Ich weiß nichts und will auch gar nichts hören", sagte sie, schon halb im Schlafe. Sie waren so glücklich, es war Neid von den Leuten, daß sie schwatzten.

* * *

Nach einem Jahr bekamen sie einen Knaben, danach ein Mädchen und später noch eines; als die herangewachsen waren, der Sohn zur Lehre in die Stadt zog und die beiden Töchter geheiratet hatten, blieben Jakob Timmes und die Frau so allein, wie sie vor zwanzig Jahren gewesen waren. Um die Zeit starb der Oheim, der bis dahin den Hof bewirtschaftet hatte. Die Timmes traten ihr Erbe an und zogen auf die Wiese hinaus. „Für die Gießerei bin ich doch nichts mehr", sagte der Mann, sein Haar war grau und spärlich geworden, die Augen hatten aber noch dieselbe durchdringende Schärfe wie in den Jahren, da die Weiber des Ortes darin vernarrt gewesen waren. Sie war eine sehr rüstige Frau und nahm den größern Teil der Arbeit auf sich.

Er pflegte häufig neben ihr zu stehen oder zu sitzen und zuzusehen, wenn sie am Butterfaß beschäftigt war oder mit starken Schlägen Wasser pumpte, und pflegte dann jede ihrer Bewegungen mit nachdenklichen Blicken zu verfolgen.

„Was sitzest du denn und guckest so in einem fort?" fragte sie einmal, da ihr sein Wesen seit einigen Zeiten aufgefallen war, worauf er von seinem Sitze aufsprang, den Pumpenschwengel aus ihrer Hand nahm und mit solcher Kraft führte, daß der Eimer in zwei Schlägen gefüllt war und das Wasser über und über floß. Zuerst verwunderte sie sich, dann lachte sie und dann flehte sie um aller Heiligen willen, er möge aufhören, der Brunnen werde leer. Er hörte aber erst auf, als ihm der Schweiß auf der Stirne stand, dann holte er zum letztenmale wuchtig aus und rief: „Da siehst du, ob ich noch etwas kann, wenn ich auch ein alter Mann geworden bin" und ging die Kellertreppe hinauf. In der Halle hörte sie ihn lachen.

Seitdem sprach er oft von seinem Alter und schien die Gelegenheit dazu aus der Luft zu greifen. Er sehe ja ein, daß sie nun zu jung für ihn sei; sie habe ihn aber freiwillig genommen und nun müsse sie aushalten mit dem verschlissenen Mann. „Was du nur redest", sagte sie; sie hatte immer ihre Pflicht an ihm getan und liebte ihn aus Herzensgrund; es hatte keinen Sinn, was er sprach.

„Du bist noch eine junge, sehr hübsche Frau", sagte er ein anderes mal, als sie vor der Halle unter den Ulmen saßen, und nach einer Pause „ich möchte wissen, was noch mit dir werden wird, wenn du Witwe bist?" Er ergriff sie beim Handgelenk und hielt es fest, sodaß sie den Strumpf, an dem sie stopfte, fahren lassen mußte. Sie sah ihn sorgenvoll an: „Wie du immer auf solche Gedanken kommst; an so etwas denkt doch kein gesunder Mann."

„Ich bin nun einmal zwanzig Jahre älter als du. Zwanzig Jahre wirst du Witwe sein, so muß man rechnen. Oder was! Zwanzig Jahre wirst du nicht Witwe sein; ich weiß schon, wie es gehen wird. Ja, ja!" Er stand auf, ging über den Vorplatz bis dahin, wo er die Wiesen weit überschauen konnte und wies mit der Hand nach der Flußseite. „Dahin geht der eine Zug und hierher kommt der andere, noch ehe der eine übers Wasser ist; die Anna Timmes hat die Wahl."

Er wandte sich, um von neuem ihren Arm zu fassen. „Aber krank bin ich nicht, hörst du? und bald sind wir noch nicht so weit. Denk nur nicht, es könnte bald sein! Ich rate dir, denk, daß ich immer lebendig bliebe; ich bin auch sehr zäh und stark. Ich werde länger leben, als sie alle meinen."

Danach ging er langsamen Schritts in die Halle hinein. Sie betrachtete die weißen Flecken auf ihrem Arm, die von dem Druck seiner Finger geblieben waren und beobachtete, wie sie allmählich dunkelten und verschwanden. Der graue Strumpf fing an, vor ihren Augen zu schwimmen und das Abendrot durch die Ulmen zu flimmern und zu schwanken. Sie wußte nicht, was mit ihm war. Sie grübelte, ob er ein Unrecht von ihr denken könne, bis ihr einfiel, daß die meisten Menschen im Alter Eigenarten annehmen sollen. So etwas mußte es mit ihm sein; es durfte sie nicht kränken. —

Digitized by Google

Er fing auch an, sie zu bewachen; sie bemerkte es besonders gegen den Winter, da ihn ein Kränkeln überfiel, das ihn zwang, im Hause zu bleiben. „Was hast du drüben zu tun?“ fragte er, wenn sie sich zum nötigsten Gange in die Ortschaft rüstete. Sie gab genauen Bescheid und beeilte sich auf dem Wege. Er aber betrachtete sie mit scharfen, unruhigen Blicken, wenn sie zurückgekommen war, und forschte und rechnete aus: Zwanzig Minuten sei sie zu spät, sie müsse noch anderswo gewesen sein.

An einem Nachmittage im November sagte er, nun fühle er, daß er eine Krankheit bekomme und ging zu Bette, als es eben dunkel geworden war. Den ganzen Tag über hatte er neben dem Küchenherd gesessen und mit den Zähnen geklappert. Sie sorgte sich und fragte, ob er den Arzt haben wollte; da er bejahte, rüstete sie sich, um in Eile den Weg in die Stadt zu unternehmen, damit er wenigstens morgen früh käme, wenn es heute zu spät sein sollte.

Timmes lag auf dem Rücken und blickte ihr nach auf Schritt und Tritt. „Wer setzt über?“ fragte er plötzlich.

„Andreas Fricke.“

„Warum schickst du nicht die Marie?“

„Die melkt doch, Jakob.“

Während sie ihr Tuch um den Kopf legte und auf der Brust feststeckte, hörte man den Wind johlen und mit den Ulmen rascheln.

„Es ist doch nichts, so in der Nacht über den Fluß“, sagte der Mann, „du gehst besser über die Brücke.“

Da schüttelte sie den Kopf; es war noch nicht sieben Uhr und sie hatte hundertmal im Dunkeln über den Fluß gesetzt. „Ich werde noch Umwege machen! Ich bin froh, wenn ich wieder daheim bin.“

Als sie die Hand auf der Klinke hatte, rief er sie zurück. „Ich will nicht, daß du überfährst; du sollst nicht Abends heraus! Es ist Unsinn, zum Arzt zu laufen; morgen ist Zeit genug; hörst du nicht?“ Er richtete sich auf mit rotem Gesicht. „Du sollst kommen! Mach das Tuch herunter! Was hast du draußen verloren?“

Ihre Hand zitterte auf der Klinke; mit schweren Beinen ging sie in das Zimmer zurück, löste das Tuch und weinte. „Jakob, Jakob, was ist mit dir?“

„Ich will, daß du bleiben sollst; es ist nichts.“

Er lag still und sah die Decke an; sie machte sich im Zimmer zu schaffen, bis er die Augen geschlossen hatte. Dann ging sie leise hinaus und die Stiegen hinab. Unten wehte es feucht und kalt durch die Dunkelheit; sie tastete sich zum Türgriff der Halle, trat in die dunstige Wärme des schwach beleuchteten Raumes und ging zwischen den Kühen hindurch dem Geräusche der strömenden Milch entgegen.

„Marie, du mußt den Doktor holen.“

„Jetzt gleich?“

„Wieviele hast du noch?“

„Diese und die Schwarze und die Fähle noch.“

„Laß mich; du mußt gleich gehen.“

Sie trat neben die Kuh und nahm den Platz der Magd ein. Seit sie verheiratet war, hatte sie das Geschäft nicht mehr versehen; das Tier merkte die ungeübte Hand und sah sich zuweilen nach ihr um. Sie melkte mit hastenden Fingern, wischte zwischendurch die Augen am Ärmel ab und hielt häufig inne, ob ihr Mann nicht gerufen hätte. Sie hörte dann die Tiere kauen und den Regen gegen die Scheiben knistern.

Der Mann war unruhig, als sie wieder zu ihm kam. Er sprach viel von diesem und jenem und sagte, er wisse doch, was sie über ihn redeten und ob sie es nie gehört habe?

Das hatte er sie schon einmal gefragt, früher, als sie noch zusammen zum Tanze gingen, auf die Wiese unten am alten Tor; sie hatte nie mehr daran gedacht. „Was ist es denn nur, was sie reden?“ Sie setzte sich auf den Rand seines Bettes und strich über das feuchte Haar.

Da nahm er die Hand und auch ihre andere. „Du kriegst einen Schrecken; paß auf; ich will es dir aber sagen; es ist zum Lachen. Ich hätte meine Frau umgebracht; die Narren! Siehst du, nun hast du einen Schrecken, was machst du für Augen! Glaubst du denn so etwas? Hoho, du glaubst es auch!“

Digitized by Google

„Nichts glaub ich; du bist krank; sei still, bald kommt der Doktor. Niemand redet etwas, lieg still."

„Die Narren, als wenn sie nicht wüßten, daß sie an der Schwindsucht gestorben ist; sie haben sie doch husten gehört all die Zeit. Sie hat immer entsetzlich gehustet. Nachts bin ich aufgestanden, wenn ich wach davon wurde und hab' sie aufgerichtet, sonst wär sie erstickt. Ich hab' oft gemeint, sie wär' erstickt. Was schwatzen sie denn, wenn sie erstickt ist?"

„Sie schwatzen ja nicht; keiner sagt was von dir; lieg ruhig, du bist krank."

„Die eine Nacht war es schlimmer als sonst; nun mußte es zu Ende gehen. Als ich Licht anmachte und sie sah, hab ich gedacht, nun muß es das Ende sein — und hab gewartet."

„Hast du sie nicht aufgerichtet, Jakob? Jakob!"

„Aufgerichtet! Was heißt das, daß du so fragst? Meinst du nun auch, ich hätt' sie umgebracht? Du hast es doch gesehn, ich hab' ihr nichts getan; ich hab' ihr kein Haar gekrümmt. Du hast doch gesagt, daß ich warten soll; es wäre das Ende, hast du gesagt."

„Ich, Jakob, ich?"

„Ich weiß genau, wie es war; paß auf; da hast du gestanden, da in der Ecke mit dem roten Kleid und hast mich angeguckt und hast genickt und immer so angeguckt, und da hab' ich warten müssen. Du hast so funkelnde Augen gehabt, Anna! — Aber jetzt bist du häßlich, du lachst ja nicht. Was hast du? Ich habe doch nichts getan. Weh, daß sie das immer sagen, Gott, o Gott!"

„Lieg still, was soll ich tun? Sei ruhig, soll ich den Pfarrer rufen? Nur, daß du ruhiger wirst!"

„Der Pfarrer? Was willst du mit dem? Daß ich ihm sagen soll, ich hätt sie umgebracht?" Er fuhr hoch auf und erhob den Arm gegen sie.

„Nur, daß du sagen sollst, du sagen kannst, daß du — nichts getan hast, Jakob."

* * *

Wenige Wochen darauf wurde Jakob Timmes begraben. „Er hat einen schweren Tod gehabt", sagten die Leute; „das ist immer so, je lebendiger einer gewesen ist, desto schwerer hat er das Ende." Außerdem wurde viel Gutes über ihn gesprochen. Seine Frau lebte in den Tagen mehr mit den Leuten zusammen, als sie in den Jahren ihrer Ehe getan hatte. Sie hörte mit Aufmerksamkeit die wortreichen Lobeserhebungen der Weiber an, nickte und weinte dazu und suchte, sobald eine vollendet hatte, eine andere auf, damit die ihr dasselbe sagte. Abends fragte sie ihre Kinder, ob sie auch gehört hätten, wie gut der Vater beleumdet sei, ob sie einen einzigen wüßten, der ihm was Übles nachsagen könnte. Sie möchten auch acht geben, was hinter ihrem Rücken gesprochen würde, daraus könne man erst recht die Wahrheit erfahren. Sie sollten aufpassen, wenn die Frauen nach der Arbeit an den Türen schwatzten oder die Männer im Wirtshaus säßen, und dann sollten sie erzählen, ob sie was gehört hätten, nur ein einziges böses Wort.

Nachdem das Begräbnis vorüber war und die Kinder sie verlassen hatten, machte Anna Timmes eine Wallfahrt zehn Stunden zu Fuß in das Land hinein. Später sagte man von ihr, daß sie sehr viel für die Armen tue. Wieder verheiratet hat sie sich nicht.

Digitized by Google

„Von den Königen und der Krone."

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Es ist die unbeirrbar sichere Ausgestaltung einer festgegründeten künstlerischen Eigenart, die bei jedem Buch von Ricarda Huch wieder von neuem überrascht und entzückt. Sie wurzelt mit ihrem Schaffen nicht in der äußeren Wirklichkeit. Aus ganz innerlichen, seelischen, individuellen Erlebnissen heraus fließen ihre Gestalten zusammen. Sie gehören der Dichterin allein an als Verkörperungen ihrer Träume, ihrer Lebenserfahrungen, ihrer tiefen Einsichten in das Menschliche; und etwas Traumhaftes und Verschleiertes bleibt ihnen. Die äußeren Ereignisse werden nicht als künstlerisches Objekt Selbstzweck; sie dienen nur der Entfaltung der Gestalten, die Ricarda Huch in immer größerer Fülle und Tiefe ihres Wesens erschaut. Die äußere Folge der Behandlung hat etwas Willkürliches und Zufälliges: eine wechselnde Reihe von Bildern, in denen einmal diese, einmal jene Farbe aufglüht; etwas vom Spiel der Phantasie, der Erfindung bleibt in der Fügung des Ganzen. Es steigt auf in der Seele eines Dichters, der sich in seine Visionen versenkt und der bald diese, bald jene Seite seiner Gestalten entdeckt.

Ricarda Huch hat sich in ihrer Dichtung „von den Königen und der Krone" mehr noch als in ihren anderen Romanen eine Atmosphäre geschaffen, die etwas vom Märchen hat und die doch auch die Wirklichkeit rein und zwanglos aufnimmt. Ein Bergvolk irgendwo am Adriatischen Meere, eine aus großen Völkerbewegungen übrig gebliebene Insel, in unzugänglicher Gebirgseinöde, von deren Wildheit und einsamer Herbheit das Wesen der Menschen sich verstärkt abhebt; das gibt den Hintergrund für den Roman. Unter diesen Menschen lebt noch die Königsfamilie, geringe Arbeiter, wie die andern, ja noch geringer; denn es war aus alter Zeit, da man die Königsfamilie durch absichtlich zur Schau getragene Geringschätzung vor Erkennung und Verfolgung schützte, die Gewohnheit geblieben, ihr mit Verachtung und Böswilligkeit zu begegnen.

An diesem Zug wird schon die Art der Symbolik deutlich, in der das künstlerische Wesen der Ricarda Huch sich ganz besonders rein und stark entfaltet. Sie reiht die äußeren Ereignisse, die sie mit stiller Objektivität berichtet, an dem Faden tiefer innerlicher Lebenseinsichten auf; der Faden selbst bleibt verborgen. Die seelischen Konsequenzen, an denen sich ihre Erzählung fortspinnt, sind Wahrheiten, Urteile einer tiefen, von Schmerz und Lust errungenen Lebensphilosophie. Aber nie wird das äußere Bild zum steifen Gleichnis, zur moralpredigenden Allegorie. Ganz leise nur hebt sich hier und da eine Linie bedeutungsvoll heraus, an der der tiefe Sinn des Ganzen leichter erkannt werden kann. Die Geschichte von den Königen und der Krone ist

Digitized by Google

symbolisch in diesem feinen und echt künstlerischen Sinne. Sie begleitet zwei aus dem alten Königsgeschlecht, die beiden letzten, auf ihrem Wege durch die Welt. Lastaris königlicher Sinn hat sich nicht mit dem Tagelöhnerdasein in den heimischen Bergen begnügt; er zieht mit seinem Sohne Lasko aus, um sich draußen ein eigenes Schicksal zu schaffen. Wild und bunt ist sein Leben; es verflicht ihn mannigfach mit menschlichen Verhältnissen, seltsamen und abenteuerlichen in fernen Ländern und ganz taghellen und nüchternen.

Ricarda Huch erfaßt mit ihrer Charakteristik menschliches Wesen in gewissem Sinn weiter als irgend ein Künstler der Gegenwart. Der moderne Roman hat sich eine technische Ökonomie geschaffen, nach der die Charaktere in wenigen großen Zügen entworfen und dann mit einer gewissen Strenge und Sparsamkeit durchgeführt werden. Bei Ricarda Huch sind die Grenzen, innerhalb derer sich das Wesen ihrer Menschen erschöpft, schwebender; sie verschwimmen im Reich unendlicher Möglichkeiten; die adeligsten und zartesten Empfindungen, aber auch grausame Instinkte, Blutgier und Leidenschaft umschließt die Sphäre einer Persönlichkeit, eines Menschenlebens. Die ungeheure Macht der Stimmung ist ihr bewußt, die rätselhaft, wie Nebel um Berghäupter aus unbekannten Tiefen aufsteigt und den Menschen unentrinnbar einhüllt. Wie wenn das unsichere, wechselnde Licht eines flackernden Feuers mit den Farben und Konturen der Dinge spielt, so erscheint das Wesen ihrer Gestalten im Wechsel der Stimmungen, die bald diese, bald jene Züge aufleuchten lassen, bald alles in Dunkelheit tauchen, bald den Ausdruck ihres Wesens grotesk verzerren. Wie kaum ein anderer Seelenkundiger beobachtet sie das geheime Auf und Ab des Lebensfluidums im Menschen, das ihn bald seine Umgebung mit voller Energie und wachen Sinnen nahe und vertraut empfinden läßt, bald alles müde in blasse Fernen rückt.

Und doch heben sich schließlich die Menschen aus dem bunten Spiel ihres Lebens als etwas Ganzes und Wesenhaftes. Von den beiden Trägern des Königtums ist Lastari der stärkere. Ungeschwächt nährt ihn die ungestüme Blutkraft seines königlichen Geschlechtes; sie treibt ihn von Land zu Land, von Schicksal zu Schicksal, von Unternehmen zu Unternehmen. Ob er in seinem großartigen souveränen Selbstvertrauen, in seinem Stolz und der Schutzlosigkeit einer edlen Naivetät unter den „krämerklugen" Menschen immer wieder scheitert, er bleibt ungebeugt; immer neu steigen in ihm weitausgreifende kindlich-kühne Pläne auf, mit denen er unbedenklich über das Schicksal der Menschen, die ihm nahestehen, verfügt, gleichgiltig, ob für sie zu Schmerz oder Lust. Kein Lebensleid dringt in die heimlichen Quellen seiner Kraft zerstörend und vergiftend hinein, fremd und stark, unbewußt in sich selbst ruhend, geht er seinen Weg an den Menschen vorbei, die sich vom Leben quälen lassen. Und noch als er gegen Speise und Trank vor den Häusern der Dorfbewohner singt, steht er als Herrscher da, der mit stolzem Behagen die Menschen, deren Dienste er empfängt, an der majestätischen Schönheit seines Wesens teilnehmen läßt.

Mit wehmütiger Liebe hat die Dichterin gegen seine glückverbürgende egoistische Kraft die Gestalt des Lasko abgehoben. In hundert feinen bunten Reflexen spiegelt die Erzählung seine zarte Beweglichkeit zu Freude und Leid, die verschwenderische Üppigkeit seiner Dichterseele, die nun von kecker und liebenswürdiger Laune übersprudelt, dann aus tiefverborgenem, sehnsüchtigem Schmerz wunderbare Gestalten und Schicksale dichtet. Ihm springen, „wie dem edlen Kind des Märchens, mit den Worten, die er spricht, Perlen und Edelsteine von den Lippen." Aber unerschöpflich sind die Schmerzen, die

Digitized by Google

der nie endende Reiz des Häßlichen, Schweren und Unzulänglichen im Leben und in den Menschen ihm erzeugt. Dann erregt sich sein königliches Blut zu bitterer Feindseligkeit gegen alle, die seine wunde Seele mit Eigensucht oder Liebe quälen, sein Haß sucht die geheimen Schwächen der Menschen zu treffen, die klar und quälend vor seinen hellsichtigen Sinnen liegen. Und wenn solch Sturm in ihm wütet, „steht seine Seele traurig und zitternd in einen Winkel gedrückt," ein Fremdling im eigenen Hause, das eine rätselhafte Macht ganz erfüllt. Und immer liegt der Sinn der Rolle, die er im Leben spielt, in dem heimlichen Bewußtsein: „es hat keinen Zweck, die Dinge so fest ans Herz zu schließen, die wir nach einem bangen Augenblick wieder wegwerfen müssen und nie mehr sehen." Für das Leben sind andere bestimmt, die werden „die Luft mit ihrem Lachen zittern machen, die schwer von unserm Staube ist." In einem Erlebnis von düsterer gewaltiger Symbolik wird es ihm bildlich, daß er der letzte seines Geschlechtes ist, zu schwach, um seinen Ahnen gleich zu sein. Es ist, als er seinen Vater sucht, der im Gebirge von Ort zu Ort wandert.

„Er war unvermerkt aus der Thalmulde heraus auf die Hochebene gekommen, die wie ein riesiger Drachenleib über glimmenden Schätzen hingewälzt lag, und es war, wenn der Wind sich für einen Augenblick legte, als vernähme man sein fauchendes Atmen oder ein schwaches Knarren seiner glanzlos dunkeln Schuppen. Der Himmel war weiß und ruhte dicht auf dem Sturm, der laut hinter Lasko herblies; was aus der unendlichen Ebene hervorstarrte — kahle, wirre Eichen und sausende Föhren, einsam zwischen Gestrüpp und Steinen —, verbreitete sein traumvolles Leben weit in die erregte Luft. Diesen Weg mußte der alte Lastari auch gegangen sein, wenn er auszog, um zu betteln. Lasko dachte sich seine wandernde Gestalt am äußersten Ende des Weges, den er vor sich erkennen konnte, breit und gewaltig, von einem Mantel in Fetzen umflattert, unter dessen Schutze der zierliche Jüngling folgte. Vielleicht ging er im Schlafe, welchen Vermögens er in früherer Zeit sich gern gerühmt hatte, und während er stetig durch die tönende Einöde schritt, schwangen sich die unerschöpflichen Zaubergeburten des Traumes durch seine Seele. Das Rollen des Windes wurde zuweilen so stark, daß es sich anhörte, als ob eine Herde wilder Rosse über die Steppe donnerte, und Lasko mußte von Zeit zu Zeit stillstehen und sich gegen den Andrang stemmen. Es schien ihm, als würde der Raum zwischen ihm und den Gestalten seiner Einbildung immer größer: hinter dem Wanderer sah er ein Volk von Geistern, hohe Luftleiber mit hochgetragenen Häuptern, eingehüllt in Gewänder, von denen nicht ein Zipfel sich im Winde rührte. Die Alten waren es, die ihrem Sohne nachzogen; keiner blickte sich nach ihm um, keiner gab ihm ein Zeichen, keiner erkannte ihn. Es war ihm zumute, als müsse das so sein, als müsse, während jene wie Rauchsäulen über Feuerbergen mächtig und sicher am Horizonte hinrückten, der Sturm mit galoppierenden Hufen ihn zu Boden reißen und zertreten und die zuckenden Seelen seines toten Leibes jauchzend vor sich her blasen, bis sie im Strome der Luft versiegten."

Die Stelle mag zugleich einen Eindruck von dem eigenwüchsigen dichterischen Reichtum des Buches geben. In diesem sinnlich starken und doch so merkwürdig zurückhaltenden, auf alles Sensationelle, Jähe, Nervenberührende vornehm verzichtenden Wesen des dichterischen Ausdrucks zeigt Ricarda Huch eine künstlerische Selbstständigkeit, die sie den Größten an die Seite stellt. Etwas, an das die geläufigen Maßstäbe der literarischen Kritik nicht heranreichen, das sie der Möglichkeit, in diese oder jene „Richtung" eingeordnet, mit den an anderen Dichtern und literarischen Gesamtströmungen gebildeten Mitteln kritischer Beschreibung beurteilt zu werden, ganz entzieht.

Uns Frauen möge es verziehen werden, wenn in die reine Freude an dem selbständig großen Künstler sich ein leises Gefühl des Triumphes mischt darüber, daß eine Frau dieser Künstler ist.

Digitized by Google

Geburtsurkunden vorehelicher Kinder.

Von

H. Ludwig.

Nachdruck verboten.

Die „Soziale Praxis“ brachte kürzlich durch drei ihrer Nummern einen Artikel, „Gerechtigkeit“ betitelt. Eine Fülle von Beispielen liefert darin den Beweis, daß diese Kardinaltugend nur allzu häufig durch Abwesenheit zu glänzen pflegt, nicht nur in den persönlichen Verhältnissen von Mensch zu Mensch, die sich stets individuell gestalten, sondern auch in der Rechtsprechung, die Staates Stimme ist, Staates Wille. Ein anderes ist es ihr, ob der Arbeiter streikt, oder der Fabrikant aussperrt, ein anderes, wenn ein streikender Arbeiter Arbeitswillige zurückzuhalten sucht, als wenn Fabrikanten diejenigen zu schädigen drohen, die sich einem zu bildenden Ringe nicht anschließen; der streikende Arzt wird anders gewertet als der streikende Arbeiter; den Vorgesetzten, der einen Untergebenen mißhandelt, trifft geringere Strafe als den Untergebenen, der im Affekt sich an seinem Vorgesetzten tätlich oder mit Worten vergreift. Eine Klassenjustiz droht mit Zersplitterung, wo Einheitlichkeit höchste Losung sein müßte. Wo es sich um Gerechtigkeit handelt, da sollte es sich fürwahr nur um ein ens unum, verum, bonum handeln.

Aber können wir uns denn wundern, daß die Rechtsprechung solche Wege einschlägt? Finden wir nicht überall ungleiches Maß, in dem Verhältnis von Leistung und Lohn, in der Moral der Geschlechter, auf dem Gebiete der Erziehung und Bildung, in der Handhabung des Vereinsgesetzes wie in dem Vereinsgesetz selber, in dem Abwägen der Berufsklassen gegeneinander? Drängt es sich nicht in die innigsten und zartesten Verhältnisse hinein?

Vielfach erzeugt dieses ungleiche Maß die Tragik des stellvertretenden Leidens. Das stellvertretende Leiden! Auf geschlechtlichem Gebiet durchzieht es unser Leben in wahrhaft grotesker Herbheit! Überall sonst pflegen Verantwortlichkeit und Kraft Hand in Hand zu gehen, aus ihrer Vereinigung werden Privilegien abgeleitet; Völkern, Ständen, Klassen, die nach Erweiterung ihrer Rechte streben, wird meist entgegen gehalten, daß sie noch nicht stark und reif genug wären, die damit verbundene Verantwortlichkeit zu übernehmen. Auf geschlechtlichem Gebiete herrscht das umgekehrte Verhältnis; dem Starken wird der schwerste Teil der Verantwortlichkeit abgenommen und dem Schwachen aufgebürdet; das Prinzip, das im politischen und sozialen Leben eine so große Rolle spielt, wird hier auf den Kopf gestellt, es kehrt sein Innerstes nach außen. Freilich fällt die Verantwortlichkeit hier sofort mit Strafe und Leiden zusammen, und Leiden ist eben nicht des Starken Sache. Die Folgen gemeinsamen Handelns legt er in ihrer niederdrückenden Schwere auf die schwächere Gefährtin, die gewöhnlich auch die Unschuldigere ist.

Digitized by Google

Bei ihr wird stellvertretendes Leiden dem Leiden für eigenes Tun hinzugesellt, eine Doppellast, die zur harten Anklage wird durch ihre Unnatur, ihre Ungerechtigkeit und weithingreifende Grausamkeit. Aber sie ist so oft aufgebürdet worden vor aller Augen, so oft getragen worden im hellen Tageslicht der Gesetze und Sitten, daß sie als mitgewählt gelten könnte, als ihre Trägerin das wählte, was zu ihr führen mußte, zum mindesten sich ihm nicht entzog. Wollen wir hier von Schuld sprechen, so ist immerhin eine Schuld da, ein Tun, mit dem das zukünftige Leiden schon gegeben war.

Aber die Folgen enden nicht in diesem zur Hälfte verschuldeten Leiden, sie branden weiter und ergießen sich mit voller Wucht auf den Unschuldigsten, den absolut Unschuldigen; stellvertretendes Leiden legt sich auf sein Dasein von Anbeginn an. Das Kind muß am härtesten büßen, wenn seine Eltern Außenwege wandelten und nicht durch die Pforten der Ehe zu ihrer Vereinigung schritten. Schon vor der Geburt ist es ein Beraubter und zugleich Belasteter, es tritt ins Leben, ein Ausgesonderter, für den Sondergesetze geschaffen sind, die seine Sonderstellung stark charakterisieren. Es verkörpert die Schmach seiner Mutter, als Schmach wird es zur Schmach gestellt, ihre Doppellast ist die seine und die eigene kommt hinzu.

Wohl bricht in unserer Zeit eine gerechtere Beurteilung sich Bahn, aber nicht allerorten und allerwegen, wohl gewährt das Gesetz dem unehelichen Kinde mehr Schutz, aber doch nicht genügend, um es für das zu entschädigen, was es entbehren muß und für das, was es heraushebt aus dem festen, geachteten Gefüge, das als Grundlage des Staates und aller Gesittung gepriesen wird. Der Kwilecki-Prozeß hat uns in einen Abgrund der Ungerechtigkeit, der Grausamkeit, eines Egoismus, der an Entmenschtheit grenzt, blicken lassen. Wo solche Affekte herrschen und sich tummeln dürfen, wo sie knicken, vernichten, niederhalten dürfen, wo sie zum Vegetieren und sittlichen Verkommen verurteilen dürfen, da ist die Unzulänglichkeit des öffentlichen Rechts offenbar, da ist irgendwo eine Lücke, die den gewährten Schutz illusorisch macht. Mit allen Mitteln muß daran gearbeitet werden, die unehelichen Kinder den ehelichen möglichst gleich zu stellen; das Unterscheidende ist an sich schon gegeben und wiegt schwer genug; die Gesellschaft, die es verschärft, verletzt nicht nur alle Gebote der Gerechtigkeit, sie schädigt sich selbst und schafft eine Wunde an ihrem eigenen Körper.

Leider wird bei uns dieses Unterscheidende gesetzlich auch da aufrechterhalten, wo die Eltern getan haben, was in ihrer Macht steht, um es zu verwischen, wo sie nachträglich eine Ehe eingegangen sind, die ihr Kind legitimierte. Bei Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches ist nämlich die Bestimmung in Kraft geblieben, daß wörtliche Abschriften des Geburtsregisterblattes seitens des Standesamts als Geburtsurkunden ausgeliefert werden. Die Kinder, die vorehelich geboren, längst aber legitimiert worden sind, erhalten dadurch eine Urkunde, die sie als unehelich bezeichnet. Am Rande befinden sich erklärende Bemerkungen. Vor Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches hieß es da z. B.: „Der Vater erklärt, sein Kind erzeugt zu haben." Wie die Randbemerkungen nach Einführung des Bürgerlichen Gesetzbuches gehalten sind, lehren uns Formular A 3, auf Seite 25 der Vorschriften zur Ausführung des Gesetzes (Carl Heymanns Verlag, Berlin); da steht: „Die Witwe Hartung erklärte, daß sie von der Niederkunft aus eigener Wissenschaft unterrichtet sei", — ferner die Formulare A 3 bezw. A 4, wo es heißt: „Der Weber Reinicke erklärt, daß er seine Vaterschaft anerkenne", und „der Dienstknecht Naumann erklärt, daß das nebenbezeichnete Kind das seinige ist".

Digitized by Google

Welch eine moralische Wirkung eine derartige Geburtsurkunde auf diejenigen ausüben muß, denen sie verabfolgt wird, ist leicht ersichtlich. Die Konfirmation des Kindes pflegt ihre Forderung zu veranlassen. Bei den Eltern wird längst Überwundenes aufgedeckt. Was ihnen in der Verklärung ihrer jungen Liebe oder aus einer Anschauung heraus, die unsere schwierigen wirtschaftlichen Verhältnisse groß gezogen haben, als durchaus gerechtfertigt erschien, und unantastbar in seiner Ehrenhaftigkeit, fest verwachsen mit einem Pflichtgefühl, das treu aushielt, bis es sich in die Tat umsetzen konnte, das hat sich urplötzlich in etwas unsagbar Trauriges verwandelt angesichts des Kindes, dessen Augen auf der Randbemerkung ruhen. Es ist unmöglich, vierzehn- bis sechszehnjährige Kinder zu einem Verstehen zu bringen, das die Not ihres aufgeschreckten Bewußtseins tilgt. Jede Entschuldigung der Eltern klingt wie eine Anklage, keine Erklärung wäscht das Wissen fort, das zum Grübeln reizt und zum Stachel wird. Und dieses Wissen muß das Kind nun jedem zuführen, zu dem es in ein ernsteres Verhältnis tritt. Die Konfirmation hat ihren Glanz verloren, die neue Last, eine so seltsame, unerwartete, so unbegreifliche Last hemmt jeden Aufschwung. Was die Enthüllung dem jungen Menschen gebracht hat, ist in seiner ganzen Tiefe auch schwer zu erfassen.

Eltern, die er beieinander sah vom ersten Augenaufschlag an, deren Gemeinschaft ihm wie eine Naturnotwendigkeit erschien, hier werden sie voneinander getrennt, das Band, das sie umschlingt, ist zerrissen. Am Rande, fern von dem Namen der Mutter und dem des Kindes, steht die Erklärung des Vaters, wie das widerwillig gegebene Bekenntnis einer Schuld. Wie ein Fremder steht er abseits, und auf dem Namen der Mutter ruht Schmach. Der Erstgeborene hat eine traurige Ausnahmestellung; wie Vater und Mutter hier voneinander getrennt werden, so ist er jetzt getrennt von seinen Geschwistern. Sie brauchen sich nicht zu scheuen, wenn sie zum Pfarrer gehen, und nicht zu scheuen, wenn sie sich um Arbeit und Stellung bemühen, mit den Behörden zu tun haben, ihre Geburtsurkunde ist ohne Flecken. Der junge Mensch wird ein isolierter im Schoße der Familie.

Und seine Eltern haben alles mit zu durchleben, sich immer wieder preiszugeben, sich an den Pranger zu stellen mit ihrem Kinde. Bei jedem Herzeleid, das ihrem Kinde zugefügt wird, bei jedem rohen Wort, bei jeder unzarten Bemerkung, die es hört, müssen sie fürchten, seine Liebe und Achtung einzubüßen, falls das Wort der Entfremdung, der bitteren Loslösung nicht schon vollzogen ist durch jene Urkunde selbst, die ihnen so und nicht anders auszuhändigen der Staat in seinen Gesetzen angeordnet hat. Aus dem Verhältnis gegenseitiger Liebe und Achtung ist ein Verhältnis der Schuld geworden, Schuldgenossen die Eltern, fremde Schuld tragend noch über das Leben und Leiden der Eltern hinaus der völlig Unschuldige.

Und wer bürdet dem Unschuldigen dieses stellvertretende Leiden auf? Die Eltern haben getan, was in ihren Kräften stand, sie haben ihrem Kinde gegeben, was sie zu geben vermochten, sie haben alle gesetzlichen Mittel erschöpft, um ihr Kind zu einem ehelichen zu machen, das in seinen Rechten nicht hinter etwaigen Geschwistern zurückzustehen habe. Von dem Augenblicke an, in dem der Vater nach der Verehelichung mit der Mutter auf dem Standesamt die Eintragung hat vollziehen lassen, daß er das Kind als das seinige anerkennne, von dem Augenblicke an ist das Kind nicht mehr das Kind seiner unverehelichten Mutter, sondern das Kind des Vaters, dessen Namen es trägt, und der verehelichten Mutter.

Digitized by Google

Wer bürdet ihm also sein unverschuldetes Leiden auf, wer nimmt ihm das Beste, wer beraubt die freie, die einstige Unterlassung sühnende Tat seiner Eltern des tiefsten, des wahrhaft sittlichen Werts?

Der Staat mit seiner unglückseligen Bestimmung. Wie sehr es ihr an innerer Logik mangelt, lehrt das Leben unaufhörlich. Ein zwei Tage vor der Eheschließung geborenes, also am dritten Tage seines Daseins legitimiertes Kind, ist auf der Geburtsurkunde immer noch als unehelich bezeichnet, ein zwei Tage nach der Eheschließung geborenes Kind ist legitim von Anbeginn.

Warum ist diese Bestimmung eingeführt? Der Zweck ist nicht ersichtlich. Das statistische Material, das Zahlen- und Tatsachenwahrheit bieten soll, bleibt unberührt, es befindet sich ja in den Geburtsregistern und ist unabhängig von der Geburtsurkunde, es steht der wissenschaftlichen Bearbeitung nach wie vor unverfälscht zu Gebote, auch wenn für die bürgerlichen Verhältnisse ein kurzer Auszug zur Anwendung kommt. Ein Zweckloses aber, das in sich unzählige Keime sittlicher Gefährdung, des Elends und des Jammers trägt, das glückzerstörend wirkt, verhängnisvoll in unzählige Lebensgestaltungen eingreift, darf keinem toten Prinzip zuliebe aufrechterhalten werden, es sollte fallen.

Die Kirche ist dem Staat mit gutem Beispiel vorangegangen, sie stellt die Taufscheine vorehelicher Kinder so aus, als wären sie in der Ehe geboren. Der Staat sollte ihr folgen. Fort mit jenen Randbemerkungen, und der Name der verehelichten Mutter trete an die Stelle des Namens der unverehelichten.

Die „Jugendfürsorge", eine Monatsschrift, (Herausgeber Franz Pagel), hat in einem Artikel, „Über die Geburtsurkunden vorehelicher Kinder", diese Sache zuerst zur Sprache gebracht. Der Verfasser des Artikels ist ungenannt geblieben, aber seine Worte haben überall ergriffen, gezündet, Hoffnungen geweckt, verschwiegenem Kummer eine Stimme gegeben, einsame, verbitterte Herzen zu dem Bewußtsein eines Zusammenhangs gebracht, den reine, mitleidgetragene Nächstenliebe schafft. Seine Worte haben Hoffnungen geweckt, die Hoffnung, daß Volkes Stimme Gottes Stimme werden könnte, eine Stimme, die Macht gewinnt, auch das Festeste zu brechen. Volkes Stimme aber müßte werden, was fast eines Volkes Leid ist, denn nach den freilich nur vorläufig angestellten Durchschnittsberechnungen dürfte das Deutsche Reich nahezu eine Million legitimierter Kinder zählen, das gibt eine Million Väter und eine Million Mütter, die unter der entsprechenden Bestimmung des Bürgerlichen Gesetzbuchs leiden.

Es ist daher mit Freuden zu begrüßen, daß der Jugendfürsorge-Verband der Berliner Lehrerschaft eine Petition vorbereitet, die die Abänderung dieser Bestimmung beantragt. Alle Frauen- und Lehrerinnenvereine, wie jede deutsche Frau, sollten diese Petition zu der ihrigen machen.[1])

[1]) Vgl. die Petition, zu deren Unterstützung auch wir aufs wärmste auffordern, im Auszug unter der Rubrik: Versammlungen und Vereine.

Digitized by Google

Die Bedeutung schulhygienischer Bestrebungen für die Frauen und für die Familie.

Von

Elsbeth Krukenberg.

Nachdruck verboten.

Wenn der internationale Kongreß für Schulhygiene auch Frauen zur Beteiligung an seinen Verhandlungen eingeladen hat, so ist er dabei zweifellos von dem Gesichtspunkt ausgegangen, daß seine Bestrebungen durch kaum etwas anderes so wesentlich unterstützt werden können, als dadurch, daß das Interesse der Frauen für die hier zur Verhandlung kommenden Fragen erweckt wird. Nicht nur das Interesse der Lehrerinnen, die ja ihr täglicher Beruf von der Notwendigkeit vermehrter schulhygienischer Maßnahmen immer wieder überzeugt. Die Lehrerschaft allein tut es nicht. Von gleich großer Bedeutung ist es, das Interesse des Hauses und — ganz besonders — der Mütter für die Schulhygiene zu gewinnen.

In der Hand der Mutter liegt in fast allen Familien die Erziehung der Kinder bis zum schulpflichtigen Alter, das Verständnis, die Befähigung der Mutter für diese ihre Erziehungsaufgabe ist entscheidend für körperliche und seelische Entwicklung ihrer Kinder.

Die Schule ist in ihren Erziehungsbestrebungen auf das Schülermaterial angewiesen, das daheim unter dem Einfluß der Mutter heranwuchs. Will man gesundes Schülermaterial — und das ist doch das einzige Material, auf dem die Schule wirksam aufbauen kann —, so muß man die Mutter von der Bedeutung ihrer Arbeit zu überzeugen suchen, man muß sie erkennen lehren, wie unmöglich es ist für die Schule, das nachzuholen und wieder gutzumachen, was in der ersten, der Familienerziehung, versäumt wurde. Auch auf dem Gebiete der Schulhygiene gilt das, was wir auf so vielen anderen Gebieten als bedeutsam erkennen: daß das Vorsorgen besser ist als das Nachsorgen. Wenn es gelingt, bei den Müttern Verständnis dafür zu wecken, in welch engem Zusammenhang die erste grundlegende Erziehungsarbeit an den Kindern mit jedem Gedeihen und Fortschreiten im späteren Leben, insbesondere im Schulleben, steht, so sind die schulhygienischen Bestrebungen ihrem Ziele einen wesentlichen Schritt näher gerückt.

Denn auch nach Eintritt des Kindes in die Schule bleibt die Bedeutung der Mutter als wichtigster häuslicher Erziehungsfaktor bestehen. Selten wird ein Vater die Zeit, und selten wird er Neigung und Geduld genug dazu haben, sich um die Einzelheiten in der Erziehung seiner Kinder zu kümmern. Darum erwarten wir mit Recht, daß die Mutter auch weiterhin in erster Linie für das Kind sorgt, mit Recht machen wir sie für Versäumnisse auf dem Gebiete häuslicher Kindererziehung an erster Stelle verantwortlich. Die Art unserer Schulkinder pflegt ein getreues Spiegelbild von der Art der Eltern — und ganz besonders der Mutter — zu geben. Forschen wir bei nervösen, zerstreuten, unordentlichen, unpünktlichen Kindern der Ursache dieser störenden Eigenschaften nach, so werden wir in der Mehrzahl der Fälle im Elternhaus eine Mutter finden, die ihrer Aufgabe nicht gewachsen ist oder die sie gedankenlos, obenhin ausübt. Derartig unbequem ist z. B. Müttern, die einzig daran denken, ihr Leben mit Behagen zu genießen, der streng regelnde Einfluß der Schule, daß sie häufig genug — wenn auch halb unbewußt — gegen die Schulregeln Gegenpart zu halten versuchen.

Digitized by Google

Sie lehren die Kinder, um Forderungen, die die Schule an sie stellt, herumzugehen und sind weit davon entfernt, ihrerseits solche Forderungen wirksam zu unterstützen.

Nehmen wir einige uns heute naheliegende praktische Beispiele. Wie selten wird der Arbeitsplatz der Kinder im Hause mit Verständnis gewählt, wie selten für eine gesundheitsgemäße Arbeitsweise, für ausreichende körperliche Bewegung, die die Kinder für die Schule frisch erhält, Sorge getragen, Die ersten Schuljahre allenfalls halten das Interesse der Mütter noch rege. Je länger aber das Lernen dauert, je mehr die Kinder heranwachsen, desto lästiger scheint der durch die Schule geübte Zwang. Der Respekt vor den Lehrern wird in gar vielen Häusern wissentlich untergraben, der Möglichkeit wirksamer Beeinflussung durch die Schule — auf pädagogischem wie auf schulhygienischem Gebiete — wird dadurch von vornherein jeder Boden entzogen. Ganz abgesehen davon, daß es Mütter gibt, die schon die Kinder zu Zerstreuungen, Vergnügungen mit heranziehen, sie bis spät in die Nacht hinein aufsitzen lassen, und von der Eitelkeit ganz zu schweigen, die zarte Kinderkörper einer verwerflichen Mode wegen in Korsette einschnürt, eine Schädigung, die übrigens in den durchaus gesundheitswidrigen, immer höher und enger werdenden Stehkragen, die unsere Jünglinge schon auf der Schulbank tragen, ein Gegenstück findet.

Nun ist aber nur in vereinzelten Fällen wirklich böser Wille vorhanden. Meist fehlt es an Einsicht, an Verständnis für das, was dem Schulkinde not tut. Welchem Widerstand begegnet z. B. die Forderung ausreichender und ungehinderter körperlicher Bewegung bei den Müttern unserer Mädchen! Wie lange hat man sich, gerade im Kreise solcher Mütter, denen althergebrachte Begriffe von Schicklichkeit als Norm gelten, dem heilsamen Einflusse des Mädchenturnens widersetzt. Wie sträuben sich die Mütter gegen verständige, den Körper unverbildet erhaltende Kleidung. Wenige Mütter erachten es für eine wirklich notwendige Ausgabe, für das Schulkind ein richtig gebautes Arbeitspult anzuschaffen, ihm tagsüber und Abends einen gut beleuchteten ruhigen Platz zum Arbeiten einzuräumen, und wenige überlegen sich eine der Lebensweise eines Schulkindes angepaßte, ausreichende und doch nicht übernährend wirkende Diät. Das alles scheinen Kleinigkeiten. Aber sie spielen im Leben des Kindes eine Rolle, beeinflussen sein Wohlbefinden, seine körperliche und geistige Leistungsfähigkeit auch in der Schule.

So scheint es im Interesse der Schule zu liegen, in den Müttern Verständnis für gesundheitsgemäße Regelung des Tageslaufs ihrer Schulkinder zu wecken. Aber auch das mütterliche Interesse fordert aufs dringendste Förderung und selbsttätige Unterstützung schulhygienischer Bestrebungen.

Mit hingebender Liebe und Sorgfalt überwacht eine rechte Mutter das Gedeihen ihres Kindes. Stolz und froh ist sie, wenn es gesund und kräftig heranwächst, geistig frisch und angeregt ist. Dann kommt die Schule, und nun muß gar manche Mutter mit ansehen, wie der kleine noch nicht widerstandsfähig gewordene Körper den an ihn herantretenden Forderungen nicht gewachsen ist, wie er ermüdet und die Spannkraft verliert. Den Eintritt in die Schule ein für allemal auf das sechste Lebensjahr festzulegen, wird von vielen Seiten, auch von erfahrenen Pädagogen, für unrichtig gehalten. Ein Jahr mehr freier körperlicher Entwicklung bedeutet für die Kinder fast durchweg großen Gewinn. Dazu kommen die häufig genug noch ganz unhygienischen Einrichtungen der Schule, die auf die Kinder nachteilig einwirken. Die Räume, eng und beschränkt, besonders wenn es sich um private Mädchenschulen handelt. Für Ausgestaltung unseres öffentlichen Mädchenschulwesens haben Staat und Gemeinde ja bekanntlich selten genug Geld übrig. Die Ventilation äußerst mangelhaft. Auf Bänken von ganz veralteter Konstruktion in häufig durch ungeeignete Öfen vollständig überheizten Räumen sitzen die Kinder Stunde für Stunde, vielfach ohne sich rühren zu dürfen. Und die Anforderungen an ihr Lernvermögen sind — in den Mädchenschulen wenigstens — gegen frühere Jahrzehnte bedeutend gewachsen, wenn es sich auch vielfach nur um Memorierstoff, nicht um Anregung zu selbständigem Denken handelt. Ob das der körperlichen Entwicklung, die für die künftige Mutter doch eine besonders bedeutsame Rolle spielt, zum Segen gereicht, ist oft bezweifelt worden. Dringend ist jedenfalls zu

Digitized by Google

fordern, daß auch die Mädchen unter gleich günstigen schulhygienischen Bedingungen wie die Knaben arbeiten. Die Gesundheit des Volkes leidet, wenn der Staat auf eine gesunde Entwicklung der künftigen Mütter nicht genügenden Wert legt.

Daß der Staat die Ausbildung der Knaben soviel höher einschätzte und in so viel umfassenderer Weise berücksichtigte als die Erziehung der Mädchen — eine Pflicht, der er erst neuerdings gerechter zu werden versucht — das lag zweifellos mit daran, daß man die Frauen, die Mütter, obwohl sie naturgemäß die gegebenen Leiterinnen und Erzieherinnen ihrer Töchter sind, von jedem maßgebenden Einfluß auf die Gestaltung der Mädchenschule fern hielt, daß man es ihnen unmöglich machte, in derselben Weise auf gesundheitsgemäße Arbeitsbedingungen für die Töchter des Volkes zu drängen, wie der Mann für solche gesundheitsgemäße Arbeitsbedingungen für die die Schule besuchenden Söhne eingetreten ist. Damit will ich nicht sagen, daß der Mann, der Vater kein Herz habe für seine Tochter, daß er ihre Ausbildung mit Wissen und Willen vernachlässige. Aber ist es nicht ganz natürlich, daß jeder das, was seinem eigenen Geschlecht not tut, am besten beurteilen kann? die Frau in diesem Fall also berufener ist, als der Mann, der sich wohl — das werden sicher alle zugeben — in die Art eines jungen Mannes, aber doch nie in das Empfindungs- und Entwicklungsleben eines jungen Mädchens versetzen kann. Das kann eben nur die Frau, die Lehrerin oder die Mutter. Solcher Erkenntnis entspringt die Forderung, *Frauen Sitz und Stimme in der kommunalen Schulverwaltung zu geben.* Daß Mütter dabei berücksichtigt werden, nicht nur Lehrerinnen, das möchte ich aus dem einen, der heutigen Versammlung besonders naheliegenden Grunde befürworten, weil die Mutter, selbstverständlich nur, wenn sie einsichtig und verständig genug ist, mehr Wert vielleicht noch als die unverheiratete Lehrerin auf das körperliche Gedeihen der Töchter legt. Weiß sie doch aus eigenster Erfahrung, welche Bedeutung ein gesunder, kräftig ausgebildeter Körper für den Mutterberuf hat.

Nun ist die Forderung, Frauen in die kommunale Schulverwaltung einzustellen, durchaus nicht neu und überraschend. Schon eine preußische Ministerialverfügung vom 26. Juni 1811 bestimmt: „Bei der Aufsicht über die Töchterschulen werden die Schuldeputationen die verständigsten und achtbarsten Frauen aus den verschiedenen Ständen zu Rate ziehen, ihnen wesentlichen Anteil an Schulbesuchen, Prüfung und Beurteilung der Arbeiten, der Erziehung und Unterweisung geben und die Hausmütter des Orts auf alle Weise für Verbesserung der weiblichen Erziehung zu interessieren suchen."

Aber diese Verfügung, die ja freilich heutigen Verhältnissen nicht mehr recht angepaßt ist, war in Vergessenheit geraten. Man unterstellte die Mädchenschule mehr und mehr staatlicher Aufsicht. Man versäumte aber, der Frau die ihr zustehende Anteilnahme an der Erziehung ihrer Töchter durch Teilnahme an der Gestaltung und Überwachung der Mädchenschulen zu sichern. Das Produkt, das bei dieser Ausschaltung jeglichen Fraueneinflusses bei der Einrichtung von Mädchenschulen herauskam, die so vielfach verspottete körperlich wie geistig verbildete, unreife oder frühzeitig überreife höhere Tochter war — man braucht das heutzutage kaum mehr zu erwähnen — keineswegs erfreulich.

Frauen — so fordern wir — sollten in allen die Erziehung ihrer Töchter betreffenden Fragen als kompetente Beurteiler mit herangezogen werden. *Das würde auch das Verantwortlichkeitsbewußtsein in unseren Müttern stärken und wecken.* Nicht nur Lehrerinnen, sondern auch Mütter müßten das Recht haben, durch Mitarbeit in den Schulkommissionen auf die Notwendigkeit vermehrter schulhygienischer Maßnahmen in den Mädchenschulen hinzuwirken, die allzuoft — ich wiederhole das nochmals — im Vergleich zu den Knabenschulen arg vernachlässigt werden. Das gilt weniger von den Volksschulen, in denen Knaben und Mädchen ja meist gleiche Fürsorge zuteil wird, als von den höheren Schulen, in denen für Mädchen fast durchweg schlechter gesorgt wird als für Knaben.

Der gleichen Auffassung, daß eine Frau vor allem berufen ist, die weibliche Jugend zu überwachen, entspringt auch der Wunsch, *Schulärztinnen in Mädchenschulen an-*

Digitized by Google

zustellen, wie das von seiten einiger Städte (Charlottenburg, Breslau) auch bereits geschehen ist. Dieser Wunsch wird doppelt dringend, wenn wir in der Schulärztin nicht nur den Berater des Schulleiters in hygienischen Dingen sehen, sondern ihre Einstellung auch aus dem Grunde befürworten, weil sie die berufenste Persönlichkeit wäre, um den Unterricht in der Gesundheitslehre zu erteilen, ein Unterricht, der in schulhygienischem und volkshygienischem Interesse dringend zu wünschen ist, der den Mädchen — ganz besonders den Mädchen der oberen Schulklassen — aber nur durch eine Frau wirklich wirksam erteilt werden kann.

Die Einführung von Gesundheitslehre in den Unterrichtsplan ist ein viel umstrittener Punkt. Für die Oberklasse ist solch Unterricht meist vorgesehen. Wie er gehandhabt wird, ist freilich eine andere Frage. Man scheint vielfach nicht daran zu denken, welche Vergeudung an Volksvermögen, Gesundheit und Kraft durch Unkenntnis der Frauen in hygienischen Dingen hervorgerufen wird. Ernährung, Reinigung, Kleidung liegt späterhin durchweg in den Händen der Frauen. Aber die Schule berücksichtigt das nicht. Erst langsam findet die Forderung, die Mädchen für solche sie später erwartende Aufgaben durch rechtzeitige Unterweisung vorzubereiten, Verständnis und Unterstützung. Einmaliger kurzer Hinweis aber genügt nicht. Dringend erwünscht scheint es, die Mädchen von klein auf mit den Gesetzen der Gesundheitslehre vertraut zu machen, sodaß ihnen das Gesagte frühzeitig zur selbstverständlichen Gewöhnung wird. Eine Unterweisung im letzten Schuljahre allein kann unmöglich dieselbe nachdrückliche Wirkung üben, wie ein systematisches Wiederholen und Vertiefen von Anbeginn an.

Das gilt besonders, und das nicht nur in bezug auf die Mädchenschule, wenn man einen Punkt der Gesundheitslehre berücksichtigt: die Aufklärung über die Folgen des Alkoholmißbrauchs. Ich möchte solche gesundheitliche Unterweisung, obwohl sie, wie ich später noch ausführen werde, für die Knabenschulen von besonderer Bedeutung ist, aus der Mädchenschule nicht ausgeschlossen sehen. Denn in diesen Schulen wachsen unsere künftigen Mütter, die Bildnerinnen der kommenden Generation, heran. Ihr Einfluß auf die Erziehung der Jugend darf nicht gering eingeschätzt werden. Auch die Mütter müssen, wenn wir durchgreifende volkshygienische Reformen herbeiführen wollen, die Gefahren erkennen lernen, die unsere Volksgesundheit bedrohen. Sie müssen die Bestrebungen stützen, die von seiten der Schule betreffs rechtzeitiger Aufklärung der Jugend über die Folgen einer gesundheitswidrigen Lebensweise gemacht werden.

Die Amerikaner sind uns auf diesem Gebiete weit voraus. In der untersten Klasse beginnend, wird dort in zahlreichen Schulen Gesundheitslehre, verbunden mit Aufklärung über die schädlichen Folgen von Tabak und Alkohol in jedem Schuljahre wiederholt.[1]) Das zuerst in einfacher, kindlicher, leicht faßlicher Form Gesagte wird in jeder folgenden Klasse vertieft und erweitert, so daß das Kind nach und nach klare und sichere Vorstellungen über das erhält, was der Gesundheit zuträglich und das, was ihr schädlich ist. Die Belehrung setzt ein — darauf möchte ich besonderen Wert legen —, bevor das Kind in Versuchung geführt ist.

Das möchte ich vor allem für unsere Knabenschulen befürworten. Schon vorhin wies ich darauf hin, wie notwendig rechtzeitige Belehrung der männlichen Jugend über die nachteilige Einwirkung des Alkohols auf den noch unentwickelten jugendlichen Körper ist, über die schweren Schädigungen, die nicht nur notorische Trunksucht, sondern schon das gewohnheitsmäßige Trinken in jungen Jahren und auch im späteren Leben hervorruft. Wir begegnen da einer eigentümlichen Erscheinung. In den Volksschulen wird vielfach vor den Folgen des Alkoholmißbrauchs gewarnt. Die bekannten Tafeln mit Darstellungen über den mangelnden Nährwert des Alkohols, über die durch den Einfluß des Alkohols entarteten menschlichen Organe, werden in den Volksschulen aufgehängt. Unter den Volksschullehrern macht die Abstinentenbewegung immer mehr

[1]) Vergl. den Artikel „Der Kampf gegen den Alkohol" im Septemberheft 1903. Siehe auch Zentralblatt für die gesamte Unt.-Verw. in Preußen. Dezemberheft.

Digitized by Google

Fortschritte, aus der richtigen Erkenntnis heraus, daß der Lehrer nicht nur in Worten, sondern auch in Taten den Schülern Vorbild sein soll. Daß Kinder von der Schule aus, wie das z. B. in Niederbayern geschieht, zur Feier von des Prinzregenten Geburtstag Wurst, Brot und „a Bier" bekommen, ist doch nur eine vereinzelte, typisch bayerische Erscheinung. Im ganzen nimmt es die Volksschule ernst mit ihrer Warnung vor dem Alkohol.

Ganz anders auf unseren höheren Schulen. Es hieße ja unser ganzes studentisches Treiben, dem die jungen Leute doch zusteuern, verurteilen, wenn ein Lehrer gegen Komment und Trinksitten, denen er als früherer Studiosus oft selbst kaum entwachsen ist, energisch Front machen wollte. Wie oft findet sich zum Schaden unserer Jugend ein übertriebenes Nachahmen studentischer Sitten, trotzdem es offiziell verboten wird, schon auf unseren realen und gymnasialen Anstalten. Alkohol in Mengen vertragen zu können, gilt als bewundernswert, als männlich und forsch. Selten nur erhebt ein Lehrer nachdrücklich warnend seine Stimme, und es gehört besondere Charakterfestigkeit, die in so jungen Jahren wohl nur vereinzelt zu finden ist, und besondere, auf der Schule leider kaum zu gewinnende Einsicht dazu, der Verführung durch Kommilitonen zu widerstehen. Unsere Lehrer, unsere Ärzte — daran müssen wir immer denken — sind ja vielfach selbst noch mit ganz anderen Anschauungen über den Alkohol groß geworden. Sie müssen wie wir alle erst umdenken, sich umgewöhnen lernen. Dadurch erklären sich die außerordentlich großen Schwierigkeiten, mit denen Reformen auf diesem Gebiete in Schule und Haus zu kämpfen haben. Denn gerade auf diesem Gebiete muß das Haus die Schule nachdrücklich unterstützen. Das gute Wort des Lehrers kann nicht ausgleichen, was das böse Beispiel im Elternhause verdorben hat.

Noch auf eine Frage, die heutigen Tages viel ventiliert wird, möchte ich zum Schlusse kurz eingehen: auf die Frage des sogenannten Aufklärungsunterrichts in unseren Schulen. Sie muß meines Erachtens für Volksschulen, für Knaben- und für Mädchenschulen gesondert behandelt werden. Die Verschiedenartigkeit des in diesen Schulen vorhandenen Schülermaterials fordert Berücksichtigung. In der höheren Mädchenschule — das ist meine persönliche Überzeugung — scheint mir Aufklärungsunterricht über die Funktionen des weiblichen Körpers, über das Verhältnis der Geschlechter nur in beschränkter Weise am Platze. Ein Lehrer kann selbstverständlich solchen Unterricht nicht geben, eine unverheiratete Lehrerin auch nur in seltensten Fällen. Am ersten noch eine naturwissenschaftlich gebildete Frau oder eine Ärztin. So weit angängig, würde aber auf diesem Gebiete das Haus, die Mutter, einzutreten haben. Einzelunterweisung, eine bei zufällig sich bietender Gelegenheit angeknüpfte Erläuterung wird jedenfalls immer dem Aufklärungsunterricht in einer ganzen Klasse vorzuziehen sein, in der Kinder verschiedenster Art, verschiedensten Alters und verschiedenster Reife zusammensitzen.

Das aber ist in allen Schulen zu verlangen, daß man den Sinn des Kindes für alles Gesunde, Naturgemäße unverbildet erhält, daß man das Natürliche nicht zu etwas Unreinem, Verbotenem stempelt. Sieht man die Bemühungen mancher Pädagogen, alles, was auf das natürliche Verhältnis der Geschlechter hindeutet, zu umgehen, zu verdecken, so müssen wir im Interesse gesundheitsgemäßer Erziehung unserer Jugend dagegen energisch Protest erheben. Solches Verfahren ruft nur ungesunde Nebengedanken, ungesunde Heimlichtuerei hervor. Und gerade die Familie, die doch auf dem Zusammenleben von Mann und Weib aufgebaut ist, muß in ihrem eigensten Interesse darauf hinwirken, daß man das Verhältnis der Geschlechter als etwas Gesundes, Naturgemäßes und darum Heiliges hinstellt, daß man nicht jeden Hinweis darauf als etwas, dessen man sich eigentlich schämen müßte, aus dem Unterricht auszumerzen versucht.

Denn nicht darin allein liegt die Bedeutung der Schulhygiene, daß die äußeren Arbeitsbedingungen gesunde, dem Körper zuträgliche werden, sondern ebensosehr darin, daß dem Kinde gesunde, reine Gedanken gegeben werden, daß die Auffassung für naturgemäße, der Gesundheit zuträgliche Lebensweise in der heranwachsenden Jugend

Digitized by Google

geweckt wird, daß schon das Kind Ehrfurcht bekommt vor dem Wunderbau des menschlichen Körpers. Wenn in dem Knaben und auch in dem Mädchen beim Verlassen der Schule Verständnis dafür geweckt wurde, was der Einzelne, den Naturgesetzen entsprechend, zur Erhaltung und Veredelung seiner Art bedeutet, wenn sie als Pflicht erkennen lernten, ihren Körper für solche Aufgabe gesund und rein zu erhalten, so wird das für unsere Volkshygiene von hervorragender Bedeutung sein. Und die Volksgesundheit zu heben, ist ja doch das Ziel aller Schulhygiene.

Die Geschichte einer Stiftung.

Dem Leben nacherzählt

von

M. Ploch.

Nachdruck verboten.

Und ob ich mich ihrer noch erinnerte, der Familie Ludolf?! Bild auf Bild aus den Tagen meiner Kindheit tauchte beim Klange dieses Namens vor meinem Gedächtnisse auf. Eine hohe, düstere Mietskaserne zunächst — und vor ihr auf dem Bürgersteige, in sonnenhellen Stunden, eine gebrochene Männergestalt mit langem silberweißen Haupt- und Barthaar und großen, trotz seines unverkennbaren Siechtums noch immer leuchtenden Augen. Und neben ihm, ihn führend und stützend, die schmächtige Erscheinung einer Frau in mittleren Jahren, mit ängstlich verkümmertem Gesichtsausdruck und schlichtem Anzuge, der allen Verlockungen der Mode — selbst der damals als unvermeidlich geltenden Krinoline — siegreich widerstand. Dazwischen im Hause aus- und eingehend, die Schul- oder Kollegienmappe im Arme, eine Schar herangewachsener junger Männer, derbe Persönlichkeiten, denen man nicht ansah, daß — wie man sich im Publikum zuflüsterte — Schmalhans Küchenmeister bei der Familie war. Hinter den Fenstern der Parterrewohnung dann, hübsch, ja schön zu nennende Mädchen, die volle Büste meist mit lebenden Blumen geschmückt und ab und zu, mehr oder weniger verstohlen, die Straße einer gründlichen Rekognoszierung unterziehend. In dem hinter dem Hause gelegenen, wenig gepflegten Gras- und Gemüsegarten endlich eine Rotte halbwüchsiger, verwahrloster Knaben und Mädchen, die dort ihr Wesen trieben und deren nimmer zu stillende Begehrlichkeit sich, zum Schrecken der Nachbarschaft, durchaus nicht auf die eigene Obstzucht allein beschränkte — — —

Und der stattliche Fremde, der seit einigen Minuten meinem Gatten und mir als Besucher gegenübersaß, entpuppte sich jetzt als einer jener sechzehn Nachkommen des Landgerichtsrats Ludolf, ja sechszehn waren es gewesen, er sagte es ja selbst. Seit langen Jahren in Amerika ansässig, suchte er jetzt zum erstenmale die Heimat wieder auf. Nicht etwa aber um alte Erinnerungen aufzufrischen, — diesen Verdacht schien er mit einer fast verächtlichen Handbewegung weit von sich weisen zu wollen. Nein! Herr Ludolf war vielmehr, wie aus seinen Reden mehr und mehr hervorging, gekommen zu dem Versuche, sich von ihnen zu befreien. Von jenen wenigstens, die an den durch des Vaters Krankheit jahrelang vorbereiteten und mit dessen Tode unabwendbar erfolgten Zusammenbruch seines Elternhauses anknüpften und die offenbar verdüsternd auf sein ganzes bisheriges Leben eingewirkt hatten. Vieler Einzelheiten, die er jetzt aus der Vergangenheit mitteilte, erinnerte ich mich noch recht wohl. Ich mochte sie seinerzeit, wenn auch

Digitized by Google

in noch weit grellerer Beleuchtung, aus den unbedachten Reden Erwachsener aufgeschnappt haben. Daß die körperlichen und moralischen Kräfte der Mutter, die durch die Anforderungen ihrer Ehe vollständig aufgebraucht waren, jene Katastrophe nicht hatten überdauern können, war nur als ein Glück zu betrachten gewesen. Der jüngeren unter den verwaisten Kindern hatte sich die Verwandtschaft angenommen und sie in die einzelnen Familien verteilt. Wie hätte man sich auch anderenfalls der Stimme des eigenen Gewissens und — — der öffentlichen Meinung gegenüber zu halten vermocht? Der schlecht verhehlte Widerwille, der dabei zutage trat, hatte die älteren Geschwister mit ohnmächtiger Wut erfüllt. Unter den bisherigen Kollegen des Vaters war eine Geldsammlung zum besten der erwachsenen Söhne veranstaltet worden. Daß diese sämtlich — wie damals selbstverständlich in der Familie eines höheren Beamten — allein für das Universitätsstudium vorgebildet waren, zum Teil ein solches bereits begonnen hatten, mit ganzer Seele an den damit verbundenen Zukunftsaussichten hingen, mußte jetzt natürlich unberücksichtigt bleiben. Da war es denn doch bedeutend einfacher, wenn man zwei von ihnen einem überseeischen Truppenkörper einverleibte. In seinem Dienste waren sie nach kurzer Zeit schon gestorben — verdorben. Ihn selbst, den Ältesten, hatte man für einige Jahre als Lehrling in einem Kaufhause untergebracht, und dadurch auf seine Bahn gewiesen — nicht zu seinem Schaden, wie er jetzt in seine Erzählung einschaltete, eine Bemerkung, die man ihm, der als Typus des self-made man im guten Sinne erschien, gern glaubte!

„Sie alle aber, Freunde, Kollegen und Verwandte," fuhr Herr Ludolf jetzt nach einer beschaulichen Pause fort, „zeigten sich am eifrigsten, als es galt, die erwachsenen Schwestern zu versorgen. Darüber, daß dies nur geschehen könne, indem man sie so bald wie möglich und um jeden Preis an den Mann zu bringen trachtete, waren, als gute Deutsche, alle einig. Da sie alle drei junge, hübsche Dinger waren, man ihnen außerdem klar gemacht hatte, daß sie in ihrer Lage durchaus nicht in irgend einer Art zu Ansprüchen an das Leben berechtigt seien, wurden die zu diesem Zwecke gemachten Anstrengungen in jedem einzelnen Falle rasch von dem gewünschten Erfolge gekrönt. Die Dummen unter uns Männern werden ja nicht alle — bei einiger Besonnenheit hätte es sich ein jeder von denen, die damals meine Schwäger wurden, leicht voraussagen müssen, wie wenig Gutes bei einer Ehe herauskommen könne, die von der weiblichen Seite nur der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe geschlossen worden war — selbst dann noch, wenn es sich um Wesen von geschulteren Eigenschaften des Herzens und des Charakters, als im vorliegenden Falle gehandelt hätte."

Mein Mann war unruhig geworden. „Sie deuteten soeben an, Verehrtester," warf er nun ein, „daß die von Ihnen erwähnte Art, unvermögende Mädchen zu versorgen, gerade in Deutschland als die allein mögliche betrachtet werde. Vor dreißig Jahren und mehr — denn so lange liegen die in Rede stehenden Ereignisse hinter uns — mag dies aber wohl allerorts so gewesen und seitdem in dieser Beziehung, Gott sei Dank, auch bei uns ein Umschwung zum besseren eingetreten sein."

Der Fremde lächelte höflich, doch nicht überzeugt. „Immerhin," meinte er dann, „dürfte es wohl angebracht sein, zu versuchen, in einzelnen Fällen wenigstens, gleichen oder ähnlichen Ereignissen vorzubeugen. Ich habe die Absicht, zu diesem Zwecke ein gewisses Kapital auszusetzen. Seine Zinsen sollen, soweit sie ausreichen, dazu dienen, unversorgt zurückgebliebenen Töchtern höherer Beamten eine jährliche kleine Rente zu sichern. Daß ich dabei in erster Linie an Angehörige Ihres Kollegiums denke, Herr Rat, dem ja auch mein Vater seine Dienste geweiht hat, dürfte als selbstverständlich erscheinen."

Ich war aufgesprungen und ergriff die Hand des menschenfreundlichen Mannes. „Oh! das ist schön, das ist edel von Ihnen gedacht! Und wie ich mich freue! Ich weiß schon gar manche — da ist vor allen anderen Toni Wende und die vier Töchter der Rätin Herrlein."

Er nickte mir lächelnd zu. „Ich wußte es ja wohl, verehrte Frau, daß ich bei Ihnen vor die rechte Schmiede gekommen sei."

Digitized by Google

Einige Wochen später. Wieder sitze ich in meinem Zimmer, diesmal allein. Nicht ohne Spannung sehe ich den nächsten Stunden entgegen. Da — ein Klingelzug! sollte etwa schon die eine oder andere —?

Das Dienstmädchen erschien. „Gnädige Frau, Fräulein Wende —?"

„Ich lasse bitten!"

Ich gehe einer kleinen, schlichten Frauenerscheinung entgegen. „Ah, liebste Toni, wie freut es mich, dich nach langer Pause wieder mal bei mir zu sehen —"

Sie nickte nur kurz, aber nicht unfreundlich. „Du hast mir geschrieben —"

Ich mußte lächeln. Noch immer die alte Toni! sie, die vor allen anderen unter uns Altersgenossinnen von jeher, durch das unscheinbarste Äußere und die sprödesten Umgangsformen, wie vorausbestimmt zur alten Jungfer gewesen war.

„Ja! und du wirst dich gleich mir gefreut haben —?"

Ihre hellen Augen blitzten mich an — nicht ohne Spott. „Über die gute Absicht — gewiß! die mir zugedachte Unterstützung gedenke ich jedoch abzulehnen."

„Aber Liebste —?"

Wieder nickte sie energisch mit dem schmalen Kopfe. „Ich weiß, was du sagen willst. — In deinen dir vom Schicksal verwöhnten Augen gehöre ich ja wohl zu den Bedürftigen. Es ist ja auch wahr — ich habe nur eine sehr bescheidene Wohnung, keine regelrechte Bedienung zu meiner Verfügung, kann mich nur sehr einfach kleiden, als einzige Abwechslung bietet sich mir nur hier und da ein Aufenthalt als Aschenbrödel oder Tante Hilfreich bei Freunden und Verwandten. Du wirst meiner Versicherung aber dennoch Glauben schenken müssen, daß mich, die ich nie Ansprüche an das Leben gemacht habe, zu solchen auch — das wirst du zugeben — kaum berechtigt bin, meine Daseinsbedingungen vollständig befriedigen. Sie dürften auch dereinst noch genügen, wenn die Tage gekommen sein werden, von denen wir sagen: sie gefallen uns nicht, um mir einen Unterschlupf als Pensionärin in irgend einem Stift zu ermöglichen."

„Aber ich bitte dich, liebe Toni," unterbrach ich sie, „sei doch nicht so verblendet. Wie ganz anders würdest du dein Leben genießen können, eben durch jenen kleinen jährlichen Zuschuß. Welchen Wert hätte es gerade für dich, deren vielseitige geistige Interessen und Talente ich wohl kenne, wenn du hier und da eine schöne Reise machen könntest —"

„Es würde aber einfach keine Freude für mich sein, eine Reise zu machen, zu der mir ein reich gewordener Pseudoamerikaner das Geld geschenkt hätte —"

Ich drohte ihr mit dem Finger. „Aber Toni, das ist ja —"

„Einfältiger Krackel! strafwürdiger Hochmut, nenn es wie du willst! Wohlmeinende, zu denen ich ja in diesem Falle, da von mir selbst die Rede ist, natürlich gehöre, könnten es auch als Pietät bezeichnen. Denn ich bin meiner Sache gewiß, daß Papa, der so stolz darauf war, seine Tochter, nach langem Streben, endlich seiner Meinung nach wohlversorgt zurücklassen zu können, es nimmermehr billigen würde, wollte ich mir von irgend einer Seite Geld schenken lassen, um mir einen, doch nicht unbedingt notwendigen Luxus zu erlauben."

Nun, das war allerdings ein Standpunkt, den man achten mußte. Ich drückte der sich zum Abschied Erhebenden herzlich die Hand. „Ich hoffe sehr, auch du, Toni, trägst das deine dazu bei, damit wir uns in Zukunft wieder öfter sehen. Zufällige Umstände allein haben uns bisher auseinander geführt."

Ihr Lächeln war diesmal nicht ganz frei von Bitterkeit. „Siehst du, auch du schätzest mich infolge meines Entschlusses schon bedeutend höher ein. Eine derartige Auffrischung der Achtung, die man bei anderen und sich selbst verdientermaßen genießt, tut dem moralischen Bewußtsein des Menschen von Zeit zu Zeit bitter not. Sie soll mir auch in diesem Falle mit der Einbuße von ein paar hundert Mark jährlich nicht zu teuer erkauft sein."

Da sie nicht länger zu halten war, geleitete ich sie zur Haustüre und entnahm dort dem Briefkasten ein Schreiben. Meine Adresse — von mir unbekannter Hand? Lebhaft erregt riß ich den Umschlag ab. Der Brief lautete:

Digitized by Google

Sehr verehrte gnädige Frau! Ihre freundliche Zuschrift hat mich durch ihren Inhalt in eine nicht geringe innere Unruhe versetzt. Nach Rücksprache mit meinen zufällig hier eben versammelten Schwestern, als den mit mir gleichbeteiligten, bin ich nun zu dem Entschlusse gekommen, Ihr geschätztes Anerbieten mit einer offenen Darlegung unserer pekuniären Verhältnisse zu beantworten. Meine mir im Alter zunächst stehende Schwester und ich sind — wie Sie vielleicht wissen — seit mehreren Jahren als Lehrerinnen an der hiesigen Töchterschule tätig. Wir beziehen als solche ein jährliches Gehalt von je ca 1600 Mark. Da wir mit unserer Mutter einen gemeinsamen Haushalt führen, steht uns zu diesem Zwecke außerdem noch deren Witwengehalt mit nahezu tausend Mark jährlich zur Verfügung. Wäre die so entstehende Gesamtsumme bei den hiesigen Verhältnissen nicht mehr als ausreichend, um drei Damen von nicht allzuweitgehenden Ansprüchen eine angemessene Lebensführung zu ermöglichen, so dürfte es schlimm um deren häusliche Fähigkeiten bestellt sein. Meine zweite Schwester hat sich zur Diakonissin ausgebildet und steht augenblicklich dem Kindergarten einer benachbarten Stadt als Leiterin vor. Eine dritte und letzte ist als Erzieherin bei einer englischen Familie, mit der sie soeben das europäische Festland bereist. Eine jede von ihnen ist sehr wohl imstande, für die eigenen Ausgaben aufzukommen.

Nach diesen Mitteilungen, sehr verehrte Frau, werden Sie es sehr gut begreifen, wenn wir uns, nach Kenntnisnahme Ihres Schreibens, die Frage vorlegten: sind wir denn eigentlich berechtigt — oder, wie wir uns lieber ausdrücken, genötigt, als der Unterstützung bedürftig zu gelten? — — Wir glauben diese Frage getrost mit nein! beantworten zu dürfen, und das Bewußtsein, dies der eigenen Kraft zu verdanken, erfüllt uns mit Freude und mit Stolz.

In dieser Äußerung bitte ich Sie jedoch, nicht etwa ein schnödes Abweisen einer edlen Absicht erblicken zu wollen. Das Leben hat uns in eine zu herbe Schule genommen, um übermütige Gesinnungen in uns aufkommen zu lassen und uns außerdem durch Vaters frühen und unerwarteten Tod gezeigt, wie trügerisch ein Bauen auf Glücksumstände ist, die einzig und allein an Leben oder auch nur Gesundheit des Menschen angeknüpft sind. So liegt uns allen der Gedanke an die Möglichkeit nahe genug, daß über kurz oder lang eine Zeit kommen könnte, in der wir dankbar Gebrauch von jenem großmütigen Anerbieten machen würden, dessen Segnungen wir für jetzt aber anderen minder Begünstigten zukommen lassen wollen. Mit ergebenem Gruße, sehr verehrte gnädige Frau,

Ihre Marianne Herrlein.

Also wieder ein Korb — mehr noch, ein vierfacher! von an und für sich gewiß erfreulichen Gründen veranlaßt — aber wie leid tat mir Herr Ludolf ob der mehrfachen Enttäuschung, die er für seine wohlwollende Gesinnung einerntete! — Auch mein Mann würde ihm gegenüber schwerlich mit einer oder der anderen Äußerung des Triumphes zurückhalten, nachdem die Ereignisse seiner Behauptung, daß sich auch in Deutschland gar manches zum Besseren gewendet habe, so über Erwarten zugestimmt hatten. — Gewiß gab es noch die eine oder andere, die man in die Lücke einspringen lassen konnte —? ja, wer nur?

Wieder trat das Mädchen mit einer Meldung ein.

Fräulein v. Winghof?! — Ich kannte die forciert jugendliche Dame, die, auffallend elegant gekleidet, auch wirklich noch sehr gut aussah und über tadellose Manieren verfügte, recht wohl — „die Hofdame", wie sie in der Stadt hieß, weil sie, wenn auch unbesoldete Dienste einer solchen bei einer mediatisierten Gräfin der Nachbarschaft zu versehen liebte — „die Verkehrshyäne", wie man sie spöttisch im intimen Kreise der Kollegen benannte; sie pflegte sich, oft ganz unmotiviert, in diese oder jene zu ihm gehörende Familie einzuführen, auf ihre Rechte als Tochter eines früheren Präsidenten pochend, und Einladungen zu Bällen und Gesellschaften immer wieder durch kleine Aufmerksamkeiten herauszufordern. Natürlich nur bei solchen, die „ein Haus machten". Was aber wollte die Verkehrshyäne bei mir — die ich eigentlich nur meinem Manne und meinen Kindern lebte?

„Mein gnädiges Fräulein —!?"

„Sehr erfreut, verehrte Frau, Sie zu Hause zu finden."

Ich bin ihr entgegengegangen und habe sie auf einen Sessel genötigt. Eine kurze Pause tritt ein. Wie ein Blitz kommt mir die Erinnerung an eine kleine heitere Szene, die sich abgespielt hatte, als wir uns vor kurzem auch einmal so gegenüber saßen. Gelegentlich eines zufälligen Zusammtreffens bei einer gemeinsamen Bekamtin war es gewesen. Da hatte das Fräulein der Versuchung nicht widerstehen können, uns beiden anderen, stets sehr unscheinbar gekleideten Frauen mit den verborgenen Reizen ihrer Toilette zu imponieren. Zu diesem Zwecke zog sie den Rock ihres sehr schicken dunkelblauen Schneiderkleides fortwährend ohne jeden zwingenden Grund über die Knie hin und her. Ein vielsagendes Rauschen und Knistern, das so entstand, mußte uns nun freilich überzeugen, daß das Kleidungsstück in der Tat ein seidenes

Digitized by Google

Unterfutter enthielt. Da war mir plötzlich eingefallen, daß auch mein sehr schlichtes graues Kleid — mein Mann hatte es einst bei einer Dienstreise in Berlin für mich gekauft — ebenfalls mit diesem Zeichen höchster Eleganz ausgestattet sei. Nun hatte mich der Neckteufel gepackt — unwiderstehlich. Ich setzte mich in Positur, ergriff mit spitzen Fingern mein Kleid und ließ es in kurzen Zwischenräumen über die Knie hin- und herschnellen — gerade so, wie ich es von ihr gesehen hatte. Ihr ungläubiges Aufhorchen, ihre vor Überraschung starre Miene und ihre Verlegenheit dann waren von unbeschreiblich komischer Wirkung gewesen. Allein dadurch, daß sie baldmöglichst ihren Rückzug angetreten hatte, war der Hausfrau die Blamage eines Heiterkeitsausbruches erspart geblieben.

Heute lauschte ich umsonst auf das bewußte Geräusch. Die Toilette meiner Besucherin erschien überhaupt von ungewohnter Schlichtheit.

„Ich komme als Bittstellerin," begann sie endlich.

Aha! Unwillkürlich griff meine Hand nach der Kleidertasche.

Sie bewegte verneinend den Kopf. Eine neue Pause entstand.

„Sie haben die Zinsen der Ludolfschen Stiftung zu vergeben, verehrte Frau —?" sagte sie dann.

Ich rückte näher heran. „Und Sie, liebes Fräulein, wissen mir einen oder den anderen Vorschlag zu einer geeigneten Verwendung zu machen —?"

Sie zögerte aufs neue und vermied meinen Blick. „Ich habe an mich selbst gedacht — wer gleich mir wäre berechtigt —?"

Wie vor den Kopf geschlagen fuhr ich zurück. Einige peinliche Sekunden verstrichen. „Ob eine derartige Verwendung des Geldes im Sinne des Gebers ist, weiß ich nun doch wirklich nicht —"

Ich gab mir keine Mühe, meine innerliche Entrüstung zu verbergen. Auch ihre Stimme bebte.

„Weil Sie, beste Frau — ich schenke Ihnen, im unbedingten Glauben an Ihre Diskretion, mein rückhaltloses Vertrauen — weil Sie sich über meine eigentlichen Verhältnisse täuschen lassen durch die Art meiner Lebensführung, durch deren flotte Außenseite vielmehr, die ich meiner Stellung als Tochter meines Vaters schuldig zu sein glaube und die hinter den Kulissen täglich aufs neue durch Einschränkungen, ja Entbehrungen erkauft werden muß."

Ja, durch das, was sie Entbehrungen nannte! Im Geiste sah ich ihre hübsche balkon- und erkergeschmückte Parterrewohnung, ihre gutgeschulte Dienerin, hörte ein gewisses vielsagendes Rauschen und Knistern — —

„Zu dem standesgemäßen Auftreten einer Beamtentochter," fiel ich ein, „gehört meinem Ermessen nach gar manche Luxusausgabe nicht, von der ich bestimmt weiß, daß Sie sie sich erlauben."

Hatte ich wirklich, ohne es zu wollen, mit spitzen Fingern nach meinem Kleide gefaßt —? ich weiß es nicht — jedenfalls aber war meine Anspielung von ihr verstanden worden. Einerlei! Ich durfte es ihr nicht ersparen.

„Es war ein Kleid, das mir die Gräfin Gilsa geschenkt hatte," sagte sie bedrückt, „Erlaucht gefielen sich nicht darin. Ich habe ja überhaupt manchen Vorteil von dem Verkehr in dem gräflichen Hause, wenn er auch freilich andererseits dazu beiträgt, daß mir die Verhältnisse hier und da über den Kopf zu wachsen drohen. Denn sagen Sie selbst: wie könnte ich mich heute in der gräflichen Equipage sehen lassen und morgen in der dritten Eisenbahnklasse?"

„Aber wie können Sie, mein gnädiges Fräulein," rief ich erregt, „sich Ihr Leben in der Art einrichten —? Wie ein solches, aus Widersprüchen, ja Unwahrheiten zusammengesetztes Dasein überhaupt nur ertragen?"

„Nun sehen Sie," entgegnete sie ebenso lebhaft, „Sie gelten ja für eine moderne Frau und werden daher einem jeden Menschen gern das Recht zugestehen, seiner Individualität entsprechend zu leben. Die meine gestattet mir eben alles andere weit eher, als ein Leben in der Verborgenheit einer Dachkammer — so etwa à la Toni Wende. Rechnen Sie dazu noch die Art meiner Erziehung, das mir von früh

Digitized by Google

an eingeimpfte Bewußtsein, zu großen Ansprüchen an das Leben berechtigt zu sein — ich, die ich jahrelang mit Recht für das schönste Mädchen der Stadt galt —"

Das stimmte. Es war mir erst neulich wieder von Herrn Ludolf bestätigt worden, als er sich nach ihr als einer Jugendbekanntin erkundigt hatte.

„Und hätte mir nun," fuhr sie in heiserem Flüstertone fort, „das Schicksal auch nur einen Teil dieser Ansprüche erfüllt, so wäre — das weiß ich bestimmt — eine vortreffliche Hausfrau, Gattin und Mutter aus mir geworden. So aber — was bleibt einer alten alleinstehenden Jungfer, zu der ich geworden bin, denn anders übrig, als dem Dasein, um es überhaupt erträglich zu finden, so viele Annehmlichkeiten wie möglich abzuringen? Denn den Umstand, daß ich in meiner Lage von Anfang an darauf verzichtet habe, als Konkurrentin meiner gänzlich mittellosen Mitschwestern in den Kampf um einen Beruf einzutreten, darf ich mir ja im Hinblick auf die sozialen Verhältnisse geradezu als ein Verdienst anrechnen."

Wohl fühlte ich, daß ich mit blöder Miene diese eigentümliche Philosophie entgegennahm. Traurig! traurig! und das Schlimmste daran war der Schein von Berechtigung, den manches, was sie sagte, enthielt — für sie, so wie sie nun einmal war — das Produkt ihrer Zeit und ihrer Erziehung.

„Nicht etwa," vernahm ich nun wieder ihre vor Erregung heisere Stimme, „nicht etwa, daß ich zu den niemals Begehrten gehört hätte! Nein! gar mancher hat mir einst sein Herz, seine Hand und seine ganze Zukunft zu Füßen gelegt. Das Bewußtsein hiervon ist mir in mancher schweren Stunde der einzige Trost gewesen! — Warum ich keinen unter ihnen erhört habe —? Ja, sehen Sie, verehrte Frau — ich weiß nicht, ob Sie aus eigener Erfahrung ähnliches kennen gelernt haben — wenn einem nicht immer, gerade im Augenblicke, in dem man eine Liebeserklärung entgegennimmt, in sich selbst also das stolze Bewußtsein der unbedingten Macht über ein Menschenherz fühlt, der Gedanke käme: dieses hast du zu besiegen vermocht — sollte dir dies nicht über kurz oder lang ebenso gut einem anderen gegenüber gelingen, den zu besitzen dir noch wertvoller wäre —? So denkt man, bis es auf einmal zu spät ist und einem nur die Reue übrig bleibt. O! wer sie kennt, die endlos langen dunkeln Nächte, in denen man ihr rettungslos verfällt, wenn sich einem die Überzeugung aufgedrängt hat, den Augenblick des Glückes ein für allemal verpaßt zu haben —!"

Düster starrte sie vor sich hin. So abstoßend mir ihre Bekenntnisse waren, hätte ich ihr doch nun gern ein tröstendes Wort gesagt. Doch eben dies Gemisch von Mitleid und Grauen verschloß mir den Mund.

„Ich werde Herrn Ludolf in Ihrem Interesse zu beeinflussen suchen," war alles, was ich endlich hervorbrachte. Sie kam dadurch zur Gegenwart zurück. Eine flüchtige Röte flackerte über ihr Gesicht. Sie faßte nach meiner Hand.

„Ich danke Ihnen! Aber ich habe noch eine Bitte! Herr Ludolf — er ist so fremd in den hiesigen Verhältnissen geworden — er fragt wohl kaum nach den Namen derer, die seine Wohltat genießen — wenn man die Sache geschickt einfädelte, könnte ihm wohl der meine verschwiegen bleiben — es wäre mir im hohen Grade peinlich, wenn er wüßte — Sie werden das begreifen, wenn ich Ihnen mitteile, daß gerade er als Student zu meinen glühendsten Anbetern gehörte —"

Auch das mochte wahr sein — schien mir sogar jetzt mit Bestimmtheit aus der Art, wie er sich neulich über sie geäußert hatte, hervorzugehen.

Mein Mitleid ob ihres Elendes verdrängte alle anderen Gefühle, als ich sie jetzt zur Tür geleitete. „Ich will tun, was ich kann, um alles nach Ihren Wünschen zu gestalten, gnädiges Fräulein!"

Digitized by Google

Gelehrte Frauen der Stadt Bologna.

Von

Alice Wengraf (Wien).

Nachdruck verboten.

Der tätige Anteil der Frau an der literarischen Produktion des Volkes ist bei den einzelnen Nationen ganz verschieden. In Deutschland traten die Frauen in den vergangenen Jahrhunderten fast gar nicht aus der beschränkten Häuslichkeit heraus. Wo sie in größerem Maße an der Geistesarbeit teilnehmen, geschieht es meist im Dienste religiöser Bestrebungen. Die ältesten deutschen Dichterinnen, Hroswitha und Ava, sind Nonnen; in der Zeit der Glaubenskämpfe tragen die Frauen eifrig zur Weiterverbreitung der reformatorischen Ideen bei; später, im 17. Jahrhundert, sind sie schwärmerische Anhängerinnen der pietistischen und mystischen Strömungen, und Anna Maria Schürmann, die von ihren Zeitgenossen als gelehrteste aller Frauen gepriesen wurde, ist eine treue Jüngerin der Labadistengemeinde. Namhafte Dichterinnen, wie die Gräfinnen Stolberg und Zinzendorf, zählt diese Epoche hauptsächlich auf dem Gebiet der geistlichen Poesie. In Gottscheds „Deutscher Gesellschaft" finden sich wohl einige gelehrte Frauen; einzelne Fürstinnen stehen im literarischen und wissenschaftlichen Leben, wie die pfälzische Prinzessin Elisabeth durch ihren Freundschaftsbund mit Descartes und Königin Sophie Charlotte von Preußen durch ihre wissenschaftlichen Beziehungen zu Leibniz. In der klassischen und romantischen Periode der deutschen Dichtung übt manche geistreiche Frau einen entscheidenden Einfluß; allein die rege Produktionskraft der deutschen Frau, die sich gegenwärtig nach allen Richtungen hin entfaltet hat, erwacht erst im 19. Jahrhundert. In Frankreich hingegen ist nicht nur der Einfluß der Frau auf die Literatur bedeutend, sondern ihre aktive Mitwirkung von Anfang an eine ganz hervorragende. Von Marie de France, einer der glänzendsten Vertreterinnen der Fabel und Legende des 12. Jahrhunderts, bis zur krönenden Erscheinung einer George Sand, welche Fülle weiblicher Individualitäten! Christine de Pisan, die aus Italien stammende Dichterin anmutiger Gesänge und graziöser Balladen — in ihren polemischen Schriften eine mittelalterliche Frauenrechtlerin, die ihr Geschlecht gegen die Angriffe des herrschenden Rosenromans verteidigt und gründliche wissenschaftliche Ausbildung für die Frau verlangt —, Margarete von Valois, die Verfasserin des „Heptameron", die „Précieuses" des Hotel Rambouillet, die Memoirenschreiberinnen aus der Epoche Ludwigs XIV., die Salons der Tencin, du Deffand, Lespinasse, Geoffrin und Epinay, die den Höhepunkt des Kunst und Wissenschaft beherrschenden Einflusses der Frauen bedeuten, geben der Geschichte des französischen Geisteslebens ihr ganz besonderes Kolorit.

In Italien wiederum zeitigt die Renaissance eine ganze Reihe merkwürdiger Frauengestalten, den herrschenden Fürstengeschlechtern entstammend, die alle den Stempel einer eigenartigen, bedeutenden Persönlichkeit tragen. Fürstliche Frauen wie Costanza

Digitized by Google

Sforza, die bereits im Kindesalter eine lateinische Rede hält, Battista da Montefeltre, die durch ihre außerordentliche Beredsamkeit berühmt ist, Isotta da Rimini, die Sappho ihres Zeitalters, Lucrezia und Isabella Gonzaga, deren Briefe viel bewundert werden, und Michel Angelos unsterbliche Freundin Vittoria Colonna [1]) zeugen von dem geistigen Reichtum einer Zeit, die beiden Geschlechtern die gleichen Entwicklungsbedingungen, dieselbe umfassende geistige Erziehung zu teil werden ließ.

Die große Masse der weiblichen Bevölkerung verharrt freilich, wie in anderen Ländern, so auch in Italien durch all die Jahrhunderte in der Abgeschiedenheit des häuslichen Herdes, in völliger Unbildung und Unwissenheit. Durch einen Umstand erhält jedoch die Geschichte der italienischen Frauen eine eigentümliche Physiognomie: gleich den Fürstenfamilien lieben es auch die Gelehrtenkreise, ihren Töchtern die gleiche wissenschaftliche Ausbildung zu geben wie ihren Söhnen. So erhält Italien eine große Anzahl gelehrter Frauen, deren Ruf sich weit über die Grenzen ihres Vaterlandes verbreitet. Die Zentren italienischer Geistesbildung wetteifern miteinander um ihre studierten Frauen. Ferrara und Mantua streiten um die Ehre, welche der beiden Städte der Geburtsort der berühmtesten Frau des 16. Jahrhunders, Olympia Fulvia Morata, sei, und Bologna und Modena kämpfen lange um die gelehrte Lucia Bertana, bis Ferrara den Sieg davonträgt. Ebenso hat Padua seine ausgezeichnete Rednerin Cassandra Fedele, Verona seine Philosophin Isotta Nogarola, Der Sammelpunkt weiblicher Gelehrtheit aber ist die Universität Bologna, und dieser ältesten Stätte der geistigen Kultur Italiens gebührt das Vorrecht, nicht nur den Frauen, die Neigung und Talent zur Wissenschaft trieb, das Studium erschlossen, sondern auch ihrer wissenschaftlichen Betätigung keine unüberwindlichen Schranken entgegengestellt zu haben. Die Begünstigung der gelehrten Frauen geht so weit, daß ihnen die akademische Lehrtätigkeit ermöglicht wird, und so bietet denn die Universität Bologna schon seit vielen Jahrhunderten der Welt das seltene Schauspiel weiblicher Professoren. Andere italienische Hochschulen sind diesem Beispiele in vereinzelten Fällen gefolgt, Bologna weist jedoch schon in den ersten Entwicklungsphasen einer Hochschule in modernem Sinne weibliche Namen auf, deren Trägerinnen die Lehrstühle besetzt haben. Im 18. Jahrhundert vollends erreicht die weibliche Lehrtätigkeit ihren Höhepunkt, und es werden viele Frauen zu gleicher Zeit an die Universität berufen. Diese Glanzperiode der Frauen an der Universität Bologna fällt mit dem Pontifikat des aus Bologna stammenden Papstes Benedikt XIV. zusammen. Er war ein eifriger Förderer der Künste und Wissenschaften; das Studium der Frauen hat er außerordentlich begünstigt, viele weibliche Kräfte an die von ihm begründete benediktinische Akademie gezogen und ausländische Frauen zu deren Mitgliedern ernannt.

Die Universität Bologna ist die älteste Universität des ganzen Abendlandes. Sie erfreute sich schon im Mittelalter großer Berühmtheit; die Legenden, die sie vielfach umweben, reichen sogar bis in die römischen Kaiserzeiten zurück. Gemeinhin wird aber das 11. Jahrhundert als Gründungsepoche der Rechtsschule betrachtet, die in der Folge zu so weltbeherrschender Bedeutung gelangte. Die Stadt Bologna verdankte Macht und Reichtum hauptsächlich ihrer „Universitas“, der Tausende von Fremden aus aller Herren Länder zuströmten. Die Periode der höchsten Blüte hat auch der Stadt den bleibenden Stempel aufgeprägt, so daß selbst die Gegenwart mit ihrem

[1]) Tiraboschi: Storia della letteratura italiana.

Digitized by Google

völlig veränderten Getriebe nicht vermocht hat, ihren altertümlich gemächlichen, ernsten Charakter zu verändern. Die engen Straßen, durchweg von düsterschattigen Bogenhallen umsäumt, die vielen uralten Paläste mit den weiten Säulenhöfen, in denen verwitterte Marmorbrunnen stehen, die beiden schiefen Türme Asinelli und Garisenda, die seit 900 Jahren ihre schmucklosen Riesenleiber trotzig in die Höhe recken, der mächtige gotische Dom mit der unvollendeten, zerbröckelten Fassade, alles deutet auf eine lange, ehrwürdige Vergangenheit hin, deren Spuren unverwischbar sind.

Schon mit der Begründung der Rechtsschule wird der Name einer Frau in Zusammenhang gebracht. Die aus dem Jahre 1226 stammende Chronik des Probstes Burchard von Ursperg berichtet nämlich, daß die Markgräfin Mathilde von Tuscien (mit dem Beinamen „die Große"), die Modena, Brescia, Ferrara und Toscana unter ihrer Herrschaft vereinigte, den in Bologna ansässigen Rechtsgelehrten Irnerius (1056—1130) zu Gerichtsbarkeiten nach Ferrara entbot.[1]) Sie soll ihm die Anregung gegeben haben, sich mit den Justinianischen Pandekten, den Quellen des römischen Rechtes, zu beschäftigen. Irnerius gründete hierauf die Schule der Glossatoren, welche der Ausgangspunkt der gesamten modernen Rechtswissenschaft geworden ist.

Das nächste Jahrhundert besitzt bereits zwei Frauen, die sich mit dem Rechtsstudium befaßten: Bettisia Gozzadini und Accursia.[2]) Erstere (1209 in Bologna geboren) wurde 1236 zum Doktor der Rechte promoviert. Sie soll 2 Jahre lang vor mehr als 30 Hörern gelesen haben und hielt mehrere öffentliche Reden. 1261 starb sie an den Folgen einer Verschüttung durch den Zusammenbruch eines Hauses. Accursia wird als Tochter des Glossatoren Accursius genannt und soll ebenfalls Jurisprudenz gelehrt haben; doch wird die Existenz dieser Frau angezweifelt, und authentisch beglaubigt sind nur die Söhne des Accursius.

Das 14. Jahrhundert nennt als Juristinnen die beiden Schwestern Novella und Bettisia d'Andrea, Töchter des Gelehrten Giovanni d'Andrea. Novella soll die Schüler ihres Vater unterrichtet haben, wenn dieser krank war; sie war dabei hinter einem Vorhang verborgen, um nicht durch ihre Schönheit zu beirren. Christine de Pisan, ihre (in Paris lebende) Zeitgenossin, berichtet in ihrer Schrift „Le trésor de la cité des dames" über die wissenschaftliche Tätigkeit der Novella. Ungefähr in dieselbe Zeit fällt die Wirksamkeit der Magdalena Buonsignori-Bianchetti, von der eine Schrift über Ehegesetze stammt.[3]) Im Jahre 1400 erscheint zum erstenmale eine Ärztin als Gehilfin ihres Vaters verzeichnet, Dorothea Bocchi, die dessen Schüler unter großem Zulauf unterrichtet haben soll und außerdem das Studium der antiken Sprachen eifrig betrieb. 1428 wirkte Teodora Grisolora an der Universität als Lehrerin der griechischen Sprache. Das 15. Jahrhundert nennt ferner eine Alessandra Gigliani als anatomische Lehrerin und Battista da Montefeltre, die überaus gelehrte Gemahlin des Galeazzo Malatesta, welche öffentlich philosophische Vorlesungen hielt und aus einer Disputation mit bedeutenden Gelehrten als Siegerin hervorging. Sie richtete an Kaiser Sigismund und an Papst Martin V. eine lateinische Ansprache und hinterließ Reden und zahlreiche Schriften poetischen und religiösen Inhalts.[4])

[1]) Rashdall „The universities of the Middle-ages in Europe." Oxford 1895.

[2]) Die älteste Erwähnung der Gozzadini geschieht in Ghirardaccis „Storia della città di Bologna".

[3]) Maddalena Buonsignori-Bianchetti „De legibus connubialibus".

[4]) Tiraboschi „Storia della letteratura italiana".

Digitized by Google

Während der zwei folgenden Jahrhunderte erregen nur zwei Frauen durch ihre wissenschaftliche Bildung die allgemeine Aufmerksamkeit: Lucia Bertana dall'Oro, von der sich noch Briefe und poetische Werke in den Bibliotheken von Bologna finden und Febriona Pannolini, deren lateinische und italienische Dichtungen 1610 in Bologna gedruckt wurden. — Noch in das Ende des 17. Jahrhunderts fällt die Geburt der Teresa Bettini-Zanni (1687—1752), und von da an reicht wieder eine ununterbrochene Kette gefeierter und verdienstvoller Frauen, die an der Universität wirkten, bis ins 19. Jahrhundert hinüber.

Teresa Zanni betrieb lateinische, philosophische und mathematische Studien; sie war Mitglied vieler wissenschaftlicher Akademien. Sie schrieb auch eine Abhandlung über das Studium der Frauen. 1722 verteidigt Maria Delfini-Dosi mehrere Thesen in einer öffentlichen Sitzung. Sie hat ein Buch geschrieben, in dem sie die von mehreren Autoren angezweifelte Existenz der Bettisia Gozzadini zu beweisen sucht. Einer der berühmtesten weiblichen Professoren Italiens ist die 1711 geborene Laura Catharina Bassi-Verati. Sie wurde am 12. Mai 1732 zum Doktor der Philosophie promoviert. Bereits im Oktober desselben Jahres wurde ihr ein Katheder verliehen. Ihre Vorlesungen waren außerordentlich besucht. Als 1776 der Lehrstuhl der Experimentalphysik durch den Tod Balbis erledigt war, wurde sie zu seiner Nachfolgerin ernannt. Laura Bassi hat wissenschaftliche Schriften, Briefe und poetische Werke hinterlassen, die wiederholt gedruckt wurden.[1]) Die Mitwelt hat diese Frau besonders gefeiert. Die Universitätsbibliothek zu Bologna bewahrt allein etwa dreißig Werke verschiedener Autoren, die sich mit ihr beschäftigen. — Zu derselben Zeit wird die Mailänderin Maria Gaëtana Agnesi (1718 geb.) an die Universität als Professor der analytischen Geometrie berufen. Es wird von ihr erzählt, daß sie bereits mit neun Jahren eine Mythologie aus dem Griechischen übersetzt habe. Sie hieß das siebensprachige Orakel. 1748 veröffentlichte sie die Schrift „Analytische Institutionen", der sie ihre Ernennung in Bologna verdankte. Bis 1796 unterrichtete sie in Bologna, dann kehrte sie in ihre Vaterstadt zurück und starb dort hochbetagt im Jahre 1799.[2]) Bianca Milesi, eine der gelehrtesten Frauen des 19. Jahrhunderts, hat ihre Biographie geschrieben. 1756 wurde Anna Morandi-Manzolini (geb. 1717 als Tochter des Advokaten Giov. Morandi) vom akademischen Senat ein Katheder für Anatomie verliehen. Sie war eine außerordentlich geschickte Modelleurin und ist die Erfinderin der anatomischen Wachstafeln. Ihre Präparate erlangten einen Weltruf. Von den Städten Mailand, London, Petersburg erhielt sie ehrenvolle Berufungen; sie zog es jedoch vor, in ihrer Heimat zu bleiben. Sie war Mitglied der klementinischen Akademie, der gelehrten Gesellschaft zu Foligno, der Malerakademie zu Florenz und vieler anderen Korporationen. Ihre Vorlesungen wurden stets von vielen Fremden besucht 1777 wird Maria Amoretti-Pellegrini infolge einer Dissertation („De jure dotium apud Romanos"), die einen großen Erfolg errang, zum Doktor der Rechte promoviert; 1779 erhält Maria-Mastellari Collizzoli-Sega den Doktorhut und hält von 1799—1824 chirurgische Vorlesungen. Im Dezember des Jahres 1799 promoviert Maria Dalle

---

[1]) Laura Cath. Bassi: „De problemate quodam hydrometrico" — „De problemate quodam mechanico". Lelio della Volpe Bologna 1751. — Lettere inedite Bologna Tip. Sassi 1836.

[2]) Maria Gaëtana Agnesi: „Pro studiis mulierum" — „Propositiones philosophicae". — Lettere latine e italiane 1799 p. G. Galeazzi, Milano.

Digitized by Google

Donne; sie hat Philosophie und Chirurgie studiert und habilitiert sich als Medizinerin. 1804 wird sie zur Directrice der Hebammenschule gewählt, ein Amt, das sie bis zu ihrem Tode (1842) unter allgemeiner größter Anerkennung verwaltet. 1829 wird sie Mitglied der benediktinischen Akademie. — 1793 wird Clotilda Tambroni zur Lehrerin der griechischen Sprache an der benediktinischen Akademie ernannt. 1798, da Bologna unter die französische Herrschaft gerät und sie den republikanischen Schwur nicht leisten will, wird sie ihres Amtes enthoben. Zwei Jahre später wird ihr Katheder in anbetracht ihrer großen Verdienste vom Ministerium restituiert, und sie lehrt nun wieder bis 1808. Dann wird ihr Lehrstuhl durch ein Dekret des Vizekönigs ganz aufgehoben und sie erhält eine Pension bis zu ihrem Tode (1817).[1]) 1807 wird Maddalena Noë-Canedi zum Doktor der Rechte promoviert und habilitiert sich. Es ist die letzte der weiblichen Professoren aus dieser Epoche.

Erst in jüngster Zeit wirken wieder Frauen an der Universität Bologna. Gegenwärtig bekleidet Elisa Norta daselbst den Posten einer Assistentin für Zoologie. Rina Monti[2]), die außerordentlicher Professor für Anatomie in Pavia ist, erhielt bei einem der in Italien zur Erreichung einer akademischen Anstellung üblichen Konkurse, an dem sie teilnahm, von den Bologneser Professoren einstimmig die Fähigkeit zugesprochen, den Posten eines ordentlichen Professors der Anatomie zu versehen. Giuseppina Cattani[3]), seit 1884 als Assitentin am Labaratorium für allgemeine Pathologie zu Bologna tätig, wurde 1898 zur Leiterin des bakteriologischen Laboratoriums des Spitales zu Imola bestellt, wo sie noch heute wirkt. Sie hat bereits zahlreiche Arbeiten in verschiedenen Fachzeitschriften veröffentlicht. „Giuseppina Cattani, der Assistentin am pathologischem Institut, wünschen wir, daß sie in Anerkennung ihres ernsten Strebens und in Würdigung ihrer Fähigkeiten einen Lehrstuhl erringen und den Enthusiasmus, der für die Bassi herrschte, wiedererwecken möge" schreibt die „Illustrazione Italiana" in einer 1888 anläßlich der 800jährigen Gründungsfeier der Universität Bologna herausgegebenen Festschrift, in der ein ausführliches Kapitel den weiblichen Gelehrten der Hochschule gewidmet ist. — Überhaupt wird den Frauen, die an der Universität gewirkt haben, das ehrendste Zeugnis ausgestellt und die Berichte sind voll des Lobes über ihren hingebungsvollen Eifer und die Pflichttreue, mit der sie ihr Amt versehen haben. Jedenfalls ist die empirische Erfahrung einer Universität, die die Wiege der Jurisprudenz und der Anatomie ist und aus der Männer wie Malpighi und Galvani, Grimaldi und Cassini, Balbi und Matteuci hervorgegangen sind, höher zu schätzen, als die Hypothesen mancher deutschen Gelehrten, die so gerne den „physiologischen Schwachsinn" und die Inferiorität des Weibes ins Treffen führen, wenn es gilt, die Untauglichkeit der Frau zum Studium zu beweisen. Wenn Frauen überhaupt imstande waren, sich gleichzeitig mit Galvani an einer und derselben Universität im medizinischen Fache zu behaupten, müssen ihre Fähigkeiten nicht gar zu gering veranschlagt werden. Was aber die physische Leistungsfähigkeit betrifft, so braucht man nur die überaus lange Berufstätigkeit der Mehrzahl der genannten Frauen, sowie das hohe Alter, das sie erreicht haben, in Betracht zu ziehen, um zu dem

[1]) Clotilda Tambroni Ode greco-italiana 1792 — Ode pindarica 1793 — Ode saffica 1797 — Verse e Prose Parma 1807 — Orazione inaugurale 2. gen. 1806.

[2]) Unione feminile 3. Jahrgang Nr 2.

[3]) Unione feminile 1. Jahrgang Nr 10.

Digitized by Google

Schlusse zu kommen, daß die geistige Arbeit ihre Kräfte durchaus nicht frühzeitig untergraben hat.

Die Stadt Bologna weist überhaupt einen auffallend hohen Prozentsatz an Frauen auf, die am geistigen Leben aktiv teilgenommen haben. Schon dem Fremden, der flüchtigen Fußes die Stadt durcheilt, fällt es auf, wie viele Frauen mitgeschaffen haben, um der Stadt ihre Kunstschätze zu schenken. Allerorten begegnet man Werken von Frauenhand, die einen ebenbürtigen Platz neben denen der Männer einnehmen. Von den wenigen Bildhauerinnen, die Italien besitzt, gehören allein zwei Bologna an: Properzia de Rossi[1]) († 1530), eine vielseitige Künstlerin der Renaissance, deren Werke im Dome S. Petronio bewahrt werden, und Clarice Vasini (1730 in Bologna geb.). Die Zahl der Malerinnen ist sehr groß. Die bedeutendste ist Elisabetta Sirani,[2]) eine der besten Malerinnen der bologneser Schule überhaupt. Viele ihrer Altarbilder schmücken die Kirchen Bolognas, und die Akademie besitzt eine große Anzahl ihrer Gemälde, von denen manche sich auch noch in Privatgalerien und den Gemäldesammlungen von Modena, Rom, Petersburg und Wien vorfinden. Im Alter von 27 Jahren vergiftet, hinterließ diese Künstlerin nicht weniger als 177 Bilder. Wie sehr sie von ihrer Vaterstadt geehrt wurde, beweist der Umstand, daß sie in derselben Kapelle wie der zwanzig Jahre früher verstorbene Meister Guido Reni beigesetzt wurde. Die das gemeinsame Monument schmückende Inschrift lautet: „Dieses Grabmal umschließt die sterblichen Überreste der Elisabetta Sirani und des Guido Reni. So konnte der Tod zwei Maler vereinigen, welche kein Wunder im Leben vereinte." Auch von den Schülerinnen der Sirani ist manches Werk in den Kirchen zu finden. In den Kreis der bologneser Malerinnen gehört ferner Lavinia Fontana (1552—1602), die auch in Venedig und Florenz vertreten ist. Die literarische Produktion der Frauen von Bologna war eine sehr namhafte. Noch aus mittelalterlichen Zeiten, da die Klöster noch der Brennpunkt geistiger Bildung waren, haben sich theologische und poetische Schriften der Nonnen von Bologna in der Literatur erhalten. Die heilige Catharina von Bologna († 1563) hinterließ gleich ihrer berühmten Namensschwester, der heiligen Catharina von Siena zahlreiche Schriften.[3]) — In der Renaissance bildete Vernoica Gambara,[4]) neben Vittoria Colonna die bedeutendste Dichterin dieser Zeit (Martin Opitz hat mehrere ihrer Dichtungen übersetzt) den Mittelpunkt der geistigen Gesellschaft während ihres Aufenthaltes in Bologna, und auch die folgenden Jahrhunderte nennen eine Reihe Frauennamen auf allen Gebieten des literarischen Schaffens in Bologna.[5])

---

[1]) Vasari „Vite de' piu eccel. pittori, scultori ed architetti."

[2]) Malvasia, ein Zeitgenosse der Sirani, entwirft in seinem Werke „Felsina Pittrice" eine begeisterte Schilderung von dem Talente der Sirani und Jakob Burckhardt nennt sie im „Cicerone" unter den bedeutensten Radierern des 17. Jahrhunderts. (Viele ihrer Stiche finden sich in Bartsch „Peintre Graveur". Wien 1795.)

[3]) Sa. Cat. di Bol: Le armi nec. alla battaglia spirituale, gedr. 1630, 1652 und 1654. — Rime Venezia 1726, Bassano 1821. — Modo di pervenire alla perfezione Cristiana 1554.

[4]) Rime e lettere di Veronica Gambara Brescia 1759, Florenz 1879, Mailand 1892. — Lettere a Pietro Aretino.

[5]) Einige Bol. Dichterinnen: Girol. Castellani, Rime, Son. e Canzone. — Crist Paleotti, Sonetti, Rime 1556. — Maria Is. Dosi-Grati: Commedie 1688-1709. — Elisa Hereolani-Ratta: Lettere Venezia 1791. — Pepoli-Sompieri, Sentenze e Detti memorabili di antichi e di moderni Autori Milano 1828. La donna s. e am. Capolago 1838. — Cath. Ferrucci: Canzone 1834 Vita di Elis. Fry, Vita e rimembranze di XXX illustri Bolognesi, Vita di Laura Bassi, L'esilio, Canto. Sämtlich in Ferri: Bibl. feminile zu finden.

Digitized by Google

Es wäre falsch, aus dem Hervortreten einzelner hervorragender Frauen in Italien auf die Stellung der Frauen im allgemeinen günstige Schlüsse zu ziehen. Die Frauenbewegung steht an Bedeutung und Ausdehnung hinter der anderer Länder zurück, soweit sie sich nicht auf proletarische Kreise beschränkt. Nur die Bildungsfrage beschäftigt heute, wie überall, so auch in Italien alle Frauenkreise. Der Zudrang zu den Hochschulen ist zwar, mit Deutschland oder Schweden verglichen, ein sehr geringer. Das mag aber gerade darin seine Begründung finden, daß die italienischen Frauen seit alters Vorrechte besitzen, die sich die Frauen anderer Länder in heißem Ringen kaum noch halb erstritten haben. Indessen steigt die Ziffer der weiblichen Studenten in den allerletzten Jahren beträchtlich. Rom hat bereits mehrere gemischte Gymnasien und ein Mädchengymnasium, und das Studium der Naturwissenschaften und der Philologie ist den Frauen nunmehr allgemein zugänglich. [1])

Der alte Kastengeist, der bloß einzelnen Frauenkreisen, wie den Adels- und Gelehrtentöchtern, die humanistische Bildung ermöglichte, ist gebrochen, und frei strömen die Frauen aus allen Schichten der Bevölkerung den höheren Berufszweigen zu. Wie sich aber der moderne Wettkampf zwischen Mann und Weib in dem Lande Lauras und Beatrices gestalten wird, kann erst die Zukunft lehren.

[1]) Handbuch der Frauenbewegung. Berlin 1902.

Von Frauen und über Frauen.

Es ist schon deshalb nicht wahr, daß die Frau sich ganz auf ihre Mütterlichkeit als ihren Daseinszweck zurückzuziehen hat, weil ihr Leben sich weit über die Grenze hinaus erstreckt, in der das Kind ihrer bedarf.

Was der Mensch zum Inhalt seines Lebens macht, muß so sein, daß seine Wirkung und Bedeutung alle Lebensalter umfaßt, nicht das eine überreich bedenkt, während das andere leer ausgeht. Mit einiger Übertreibung könnte man sagen, daß die Mutterschaft einen Saisoncharakter trägt. Unser Leben währt sieben oder acht Jahrzehnte. Die Zeit, in der das Kind auf die Mutter angewiesen ist, beträgt wenig mehr als ein Jahrzehnt.

Sich einen neuen Daseinszweck zu schaffen, mit der Berufsbildung erst zu beginnen, wenn die Kinder erwachsen sind, dürfte in den meisten Fällen viel zu spät sein.

Und so geschieht es, daß Frauen in vorgerückten Jahren, aber mit noch ungebrochener Kraft — von Männern derselben Altersstufe sagt man, daß sie im besten Mannesalter stehen — als Schwiegermütter und Großmütter von der Kinder oder Kindeskinder Gnade leben, die Schwiegermutter nicht selten als Friedensbrecher, die Großmutter als eine platonische Existenz ohne Gebrauchswert.

Hedwig Dohm.

(„Die Mütter". S. Fischer Verlag, Berlin.)

Digitized by Google

Die Besoldungsverhältnisse der Lehrerinnen an den königlich preussischen Seminaren.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

Es ist eine schöne Sache um den Idealismus. Und wenn gerade diese Eigenschaft bei den deutschen Lehrerinnen wieder und wieder anerkennend hervorgehoben wird, so liegt darin etwas, dessen sie sich freuen können. Andererseits aber sollten sie selbst und alle, die ihnen den Idealismus erhalten möchten, bedenken, daß er in unserer Körperwelt dauernd nur auf der Grundlage irdischer Existenzmittel bestehen kann, die wenigstens einigermaßen im Einklang mit dem Kräfteaufwand stehen, der eingesetzt werden muß.

Daß dieses Gleichgewicht bei den Lehrerinnen fehlt, daß hier die Wagschale der materiellen Gegenleistungen in Zukunft noch einer ganz bedeutenden Auffüllung bedarf, weiß jedermann. Die Lehrerinnenschaft selbst hatte gehofft, daß die rückhaltlose Anerkennung ihrer Leistungen und das damit verbundene Aufrücken in höhere und bedeutsamere Stellungen in Bälde auch das bei Männern dafür übliche Aquivalent nach sich ziehen würde, eine Hoffnung, die sich bis heute nur in sehr beschränktem Maße erfüllt hat. Wenn das bei den königlichen Anstalten noch mehr als bei den städtischen der Fall ist, so wissen wir sehr wohl, daß die Ursache nicht etwa in einem Mangel an Wohlwollen auf Seiten des Kultusministeriums, sondern beim Finanzminister liegt, dem die Natur seines Amtes zu einem besonderen Wohlwollen für die Lehrerinnen weiter keine Veranlassung gibt. Sache der zahlreichen Abgeordneten, die den Bildungsfragen Interesse entgegenbringen, wäre es nun, die Notwendigkeit größerer Geldaufwendungen für die Lehrerinnenstellen in das helle Licht zu setzen, das schließlich zum Sehen zwingt. Angesichts einer Petition zu dieser Sache, deren Beratung im Abgeordnetenhaus noch aussteht, möchten wir den Scheinwerfer nur auf einen Punkt richten, auf die Gehaltsverhältnisse der königlich preußischen Seminarlehrerinnen. Es bedarf nur einer ganz objektiven Darstellung, die Tatsachen werden für sich selbst sprechen.

Bekanntlich bestehen in Preußen im ganzen 11 staatliche Lehrerinnenseminare (gegen 116 für Lehrer!), von denen fünf nur Volksschullehrerinnen, sechs in erster Linie Lehrerinnen für mittlere und höhere Mädchenschulen ausbilden. Zwei weitere staatliche Seminare werden gerade jetzt eröffnet. Einzelne dieser Anstalten sind mit Internaten verbunden, an fast alle gliedern sich jetzt nach und nach Volks- oder Mittelschulen als Übungsschulen der Seminaristen an; die Seminare für Lehrerinnen höherer Mädchenschulen sind außerdem an eine höhere Mädchenschule angeschlossen.

Seit 1894 werden nun zum Unterricht an diesen Anstalten in steigendem Maße Lehrerinnen verwendet. Das ist sicherlich an sich ein ehrendes Zeugnis für die Leistungen der Lehrerinnen, um so mehr, wenn man in Rechnung zieht, daß die Lehrerinnenbildung in Preußen augenblicklich ganz im Stadium des Experiments ist. Ministerielle Lehr-

Digitized by Google

pläne für Lehrerinnenseminare sind bekanntlich bis jetzt in Preußen noch nicht vorhanden. Sie sollen binnen kurzem geschaffen werden. Die Königlichen Anstalten vor allem haben jetzt gangbare Wege praktisch zu erproben. Jede Lehrerin arbeitet dabei natürlich in ganz anderem Maße als sonst unter eigener Verantwortung; an ihre Leistungen werden in jeder Hinsicht besondere Ansprüche gestellt. Es ist begreiflich, daß der Staat sich für diese Aufgaben das tüchtigste Lehrerinnenmaterial aussucht. Neben den im praktischen Dienst erprobten Lehrerinnen werden mit Vorliebe solche herangezogen, die nach mehrjährigem akademischem Studium die seit 1894 bestehende wissenschaftliche Prüfung, das Oberlehrerinnenexamen, bestanden haben. Wie gesagt, man kann die Anstellung solcher akademisch gebildeten Lehrerinnen im Interesse unserer staatlichen Seminare, an denen, wie überall im Mädchenschulwesen, hinsichtlich des Lehrkörpers manches im Argen lag, nur freudig begrüßen.

Aber nun kommt die Kehrseite! Die Leistungen dieser Lehrerinnen hat der Staat gern in Anspruch genommen, aber dem mit höher qualifizierten Lehrkräften verbundenen Mehraufwand an Kosten hat er sich zu entziehen gewußt. Obwohl an jedem Lehrerinnenseminar ein Oberlehrer angestellt ist und eine zweite Oberlehrerstelle angestrebt wird, hat man in keinem einzigen staatlichen Lehrerinnenseminar eine Oberlehrerinnenstelle geschaffen. Wohl ist in den mit den Seminaren verbundenen staatlichen höheren Mädchenschulen je eine Oberlehrerinnenstelle geschaffen worden — die Regierung konnte sich hier natürlich nicht in Widerspruch mit ihren eigenen Bestimmungen von 1894 setzen, die die Anstellung einer Oberlehrerin an jeder höheren Mädchenschule verlangen und die Auszeichnung der Stelle im Besoldungsetat empfehlen — aber diese Stellen wurden nicht mit akademisch gebildeten, sondern mit bewährten, schon lange im praktischen Schuldienst stehenden Lehrerinnen besetzt, die in der Skala der Seminarlehrerin längst die Gehaltshöhe erreicht hatten, die der anfangenden Oberlehrerin zusteht. Also diese Einrichtung von Oberlehrerinnenstellen kostete den Staat keinen Pfennig. Sie sind außerdem in erster Linie geschaffen, um die in den Maibestimmungen geforderte „Gehilfin" des Direktors, zu der sich eine praktisch bewährte Lehrerin meist auch besser eignen wird, als eine neugebackene Oberlehrerin, anzustellen, und mit wissenschaftlichem Unterricht auf der Oberstufe nicht notwendig verbunden. Und, wie gesagt, diese nicht akademisch gebildeten Oberlehrerinnen sind nur an den staatlichen höheren Mädchenschulen, nicht an den Seminaren angestellt.

Die Lehrerinnen an den Königlichen Seminaren aber werden, gleichgiltig, ob akademisch oder seminaristisch gebildet, trotzdem sie an Stundenzahl und Arbeitsleistung ihren männlichen Kollegen durchaus gleich stehen, nach dem Normaletat für „ordentliche Lehrerinnen" folgendermaßen besoldet: Privatdienste werden unter keiner Bedingung angerechnet; sie beginnen mit 1200 Mark! Gehalt, und erhalten, je nach der Servisklasse des Ortes, in dem sie arbeiten, 216, 360 oder, in Berlin, 540 Mark Wohnungszulage. In Berlin haben sie, den Teurungsverhältnissen entsprechend, noch 300 Mark mehr Anfangsgehalt. Die Oberlehrerinnen der staatlichen höheren Mädchenschulen beginnen mit 1800, in Berlin mit 2100 Mark und haben dementsprechend 540—900 Mark Wohnungszulage.

Nun wird man fragen, warum lassen sich akademisch gebildete Lehrerinnen darauf ein, im staatlichen Dienst unter Bedingungen zu arbeiten, die keine städtische und keine private Anstalt ihnen bieten könnte? Zum Teil mag daran der Idealismus Schuld sein, der in den deutschen Lehrerinnen gerade in der Zeit ihres Kampfes um die höhere

Digitized by Google

Frauenbildung ein starker Faktor ist. Die Freude über den weiten verantwortungsreichen Wirkungskreis, der sich ihnen eröffnet, und der Eifer, einen weiteren bedeutsamen Schritt der Frauen ins weibliche Unterrichtswesen hinein zu verwirklichen, macht gegen die pekuniäre Seite der Frage gleichgiltiger, als gut und richtig ist. Gleichgiltiger, als gut ist, — denn der Staat läßt sich, wie nur irgend ein Arbeitgeber, durch Angebot und Nachfrage bestimmen. Für ihn wird dieser Idealismus ein Faktor, den er kühl in das Rechenexempel: gute Arbeit für wenig Geld, einstellt. Andererseits aber hat natürlich die Erwartung mitgesprochen, daß man seitens der Regierung über kurz oder lang Oberlehrerinnenstellen an den königlichen Lehrerinnenseminaren schaffen würde und in dieser Voraussetzung sich schon jetzt wissenschaftlich gebildete Lehrerinnen sichert. Wenn der Staat unter ausdrücklicher Anerkennung ihrer in der Praxis oder in der wissenschaftlichen Prüfung gezeigten Leistungen Lehrerinnen in seinen Dienst zieht, gleichsam als eine Auszeichnung, so ist seitens der so Ausgezeichneten wohl das Zutrauen berechtigt, daß der besonders verantwortungsvollen Arbeit nicht dauernd ein ganz besonders subalternes Gehalt gegenüberstehen würde.

Zunächst müßten unbedingt an den staatlichen Seminaren Oberlehrerinnenstellen geschaffen werden. Es scheint uns ein einer staatlichen Anstalt wenig würdiger Zustand zu sein, daß sie die höher qualifizierte Leistung nicht auch entsprechend höher bezahlt, ganz abgesehen davon, daß die Regierung durch die Gleichsetzung von akademisch und seminaristisch gebildeten Lehrerinnen im Gehalt den Wert des von ihr eingeführten Oberlehrerinnenexamens in ein merkwürdiges Licht rückt. — Die Regierung selbst hat in einem Erlaß vom 20. April 1885 75 bis 80 Prozent des Lehrergehalts als das der Lehrerin Angemessene erklärt. Wir stehen also auf dem Boden ihrer eigenen Anschauung, wenn wir für die Seminarlehrerinnen diese Forderung stellen, d. h. für die Seminaroberlehrerin 75 bis 80 Prozent vom Gehalt des Oberlehrers, für die ordentliche Lehrerin 75 bis 80 Prozent vom Gehalt des ordentlichen Lehrers. — Denn auch das Gehalt der nicht akademisch gebildeten Seminarlehrerin ist sowohl in Anbetracht der von ihr geforderten Arbeitsleistung, als auch im Verhältnis zum Seminarlehrer durchaus unzureichend. Niemand wird es als ein gerechtes Verhältnis bezeichnen können, wenn, wie es jetzt im Normaletat der Fall ist, das Maximalgehalt der ordentlichen Seminarlehrerin dem Minimalgehalt des Seminarlehrers etwa entspricht — bei gleicher Arbeitsleistung.

Die Frage hat noch eine weitere Bedeutung. Die Lehrerinnen der staatlichen Schulen stehen auf vorgeschobenem Posten. Was sie sich an äußeren Arbeitsbedingungen erkämpfen, kann sehr leicht einmal entscheidend werden für die große Masse ihrer Kolleginnen in städtischen Diensten. Schon mehrfach hat man Vorschlägen hinsichtlich einer gesetzlichen Gehaltsregulierung für die höhere Mädchenschule den „Normaletat" zu Grunde gelegt. Kommt es einmal zu solcher gesetzlichen Regelung, so wird es für die Einschätzung der Lehrerinnen von vornherein von großem Gewicht sein, wie der Staat selbst bisher seine Lehrerinnen bezahlt hat. Und schon jetzt hat natürlich die staatliche Anstalt immer etwas das Gewicht eines Vorbildes. Es ist also neben allem andern eine Pflicht der Kollegialität, eine soziale, eine Standespflicht, daß die staatlichen Seminarlehrerinnen alles tun, was in ihren Kräften steht, um sich würdigere Gehaltsverhältnisse zu verschaffen.

Helene Lange.

Digitized by Google

Frauen an wissenschaftlichen Bibliotheken in der Schweiz.

In der Schweiz sind Frauen an wissenschaftlichen öffentlichen Bibliotheken schon seit mehreren Jahren angestellt. Es sei nur daran erinnert, daß Dr Ricarda Huch vor ihrer Verheiratung an der Stadtbibliothek in Zürich als wissenschaftliche Gehilfin tätig war. In Bern, wo es fast kein Privat- und nur ziemlich wenig Behördenbureaus ohne eine sog. Bureautochter (fille) gibt, besorgt auf der Stadtbibliothek ein Fräulein als „Custos" den Ausleihdienst und die einfacheren Bureauarbeiten, eine Frau als „Abwartin" das Holen und Einstellen der Bücher und die Hausdienergeschäfte. An der Hochschul-Bibliothek Bern ist seit 1897 eine kaufmännisch vorgebildete „Tochter" beschäftigt, die sich so eingearbeitet hat, daß sie in dem Vierteljahr zwischen dem Tode des letzten Bibliothekars (Dezember 1900) und dem Dienstantritt des neuen alles Wesentliche zur Aufrechterhaltung des laufenden Betriebs zu besorgen imstande war. Jetzt versieht sie als „I. Gehilfin" den Ausleihdienst ziemlich selbständig und hat sich rasch in die zu Gunsten der Benützer eingerichteten Änderungen des Ausleihbetriebs und die straffere Führung der Geschäfte durch den neuen Vorstand eingewöhnt. Sie muß auch, wie früher schon, die Bücher holen und einstellen, da die bisher fehlende Numerierung noch nicht vollendet und deshalb kein Diener (Abwart) dazu verwendet werden kann. Gleichzeitig ist sie auch geschult, den ebenfalls nicht akademisch gebildeten II. Gehilfen nach Bedarf in der Aufsicht des Lesezimmers zu vertreten. Wenn sich auch die Grenzen nichtakademischen Wissens bemerkbar machen, so ist doch innerhalb des vorhandenen und durch die mehrjährige Ausleihtätigkeit erweiterten Bildungsgebietes die Arbeit im allgemeinen zuverlässig und bibliotheksicher. Der Verkehr mit den entleihenden Studenten ist gleich weit entfernt von dem Amtsdünkel eingewöhnter subalterner Kräfte wie von etwa zu vermutenden Auswüchsen galanter Art. An der Hochschul-Bibliothek ist auch eine ältere Dame aus besten Kreisen, die schon früher an einer süddeutschen Bücherhalle mitgeholfen hatte, seit 1902 während des Sommers als freiwillige Hilfsarbeiterin mit großer Aufopferung und unermüdlichem Eifer tätig und zeigt sich auf den verschiedensten Gebieten der Bibliotheksarbeit zuverlässig verwendbar. Endlich sind seit März 1903 an dieser Bibliothek die bis dahin vom II. Gehilfen mitbesorgten Dienergeschäfte ebenfalls einer Frau als „Abwartin" übertragen worden. — An der Schweizerischen Landesbibliothek in Bern sind seit 1898 zwei nicht akademisch gebildete Gehilfinnen, darunter eine als Sekretärin des Direktors zur vollen Zufriedenheit beschäftigt, ebenso hat die Zentralkommission für die Bibliographie der Schweizerischen Landeskunde eine Bureauangestellte. — Ob noch an anderen größeren Bibliotheken der Schweiz Frauen angestellt sind, vermag ich zur Zeit nicht zu sagen. Die gemachten Erfahrungen zeigen aber, daß weibliche Kräfte auch bei fehlender akademischer Bildung auf größeren Bibliotheken in der Regel zuverlässige Dienste leisten. Insbesondere scheinen sie berufen, den wissenschaftlichen Beamten solche Arbeit abzunehmen, die der Hochschulbildung nicht bedarf. Dadurch werden mehr Kräfte für die höheren Bibliotheksaufgaben frei, mit denen noch so manche Bibliothek aus Mangel an Personal und Zeit im Rückstand ist. Die Anstellung studierter Frauen an Bibliotheken ist aber in dem Lande der Studentinnen, Assistentinnen und Privatdozentinnen nur noch eine Frage der Zeit und — des Geldes. (Aus dem Zentralblatt für Bibliothekswesen 1904, S. 134.) Dr Längin-Bern.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Rechtsfähigkeit der Ehefrau** erscheint der Kaiserl. Ober-Postdirektion in eigentümlichem Licht. Wir erhalten von einem bekannten, für die Frauensache sehr interessierten Berliner Rechtsanwalt eine Zuschrift, die für unsere Rechtsschutzvereine von großem Interesse sein dürfte:

„Vor einiger Zeit wollte mir eine Ehefrau, deren Mann im Auslande weilt, eine Postvollmacht erteilen.

Als ich dieselbe dem zuständigen Postamt einreichte, teilte mir dieses mit, daß die Ober-Postdirektion verlange, daß die fragliche, mir zu erteilende Vollmacht auch von dem Ehemann mitunterschrieben wäre.

Ich wandte mich darauf, um den Tatbestand festzustellen, an die Kaiserliche Ober-Postdirektion direkt um Auskunft unter Hinweis darauf, daß die Sache von prinzipieller Bedeutung sei und daß ich als Rechtskundiger nicht wisse, auf Grund welcher gesetzlichen Bestimmung ein derartiges Verlangen gestellt werde.

Ich erhielt von der Kaiserl. Ober-Postdirektion unter dem 12. März 1904 die Antwort:

> „Daß bei den von Ehefrauen ausgestellten Vollmachten von den Postanstalten die Mitunterschrift der Ehemänner verlangt wird, beruht auf einer dienstlichen Vorschrift, die vom Reichs-Postamt erlassen worden ist."

Sonstige Gründe hat mir die Kaiserl. Ober-Postdirektion nicht angegeben.

Ich halte diese Vorschrift für gesetzwidrig, indem ich darauf hinweise, daß die Post verpflichtet ist, sämtliche Sendungen, welche ihr unter der Adresse einer Ehefrau übergeben werden, der Adressatin auszuliefern, ohne etwa bei der Auslieferung die Quittung des Ehemanns verlangen zu dürfen, und tatsächlich handelt ja die Post auch so.

Wenn ein Adressat berechtigt ist, die Auslieferung einer Sendung an sich zu verlangen, so muß er doch auch folgerichtig berechtigt sein, einen Dritten zu bestellen, der für ihn die Sendungen entgegennehmen darf.

Ich meine, daß diese einfache Überlegung allein schon ausreicht, um die Unhaltbarkeit des Standpunktes des Reichs-Postamts klarzulegen.

Dazu kommt aber, daß an sich zweifellos eine Ehefrau berechtigt ist, Vollmachten zu erteilen, ohne Genehmigung ihres Mannes. Diese Vollmacht würde nur dann nicht für den Bevollmächtigten ausreichen, wenn es sich um Rechtsgeschäfte handelt, die das eingebrachte Vermögen der Frau angehen, wo also das gesetzlich zu präsumierende Verwaltungs- und Nießbrauchsrecht des Mannes in Frage steht. Die Verfügung des Reichs-Postamts klingt so, als ob sie aus einer Zeit stamme, bei der man annahm, daß die Frau keine rechtsfähige Person sei, sondern unter der Vormundschaft des Ehemannes stehe.

Zu welchen praktischen Unzuträglichkeiten der im Gesetz keine Begründung findende Standpunkt des Reichs-Postamts führt, zeigt der bei mir vorliegende Fall.

Die Genehmigung des Mannes wäre nur in Wochen zu schaffen gewesen, die Ehefrau selbst wollte verreisen und brauchte dringend ihrer Geschäfte wegen hier einen Postbevollmächtigten. Was soll also in solch einem Fall geschehen?" Dr B.

* **Die Frage des Examens für das höhere Lehrfach** ist nunmehr für die Frauen, wie es scheint, prinzipiell und endgiltig geregelt. Es sind gleichzeitig mit der Bewerberin in Preußen, von deren Zulassung wir im vorigen Heft berichteten, rite für das höhere Lehrfach vorgebildete Studentinnen in Elsaß-Lothringen und Baden zum Examen pro facultate docendi zugelassen, und die Universität Jena ist von Seiten der großherzoglich und herzoglich sächsischen Staatsregierungen in Kenntnis gesetzt worden, daß grundsätzliche Bedenken gegen die Zulassung von Frauen zum Examen pro facultate docendi, vorausgesetzt, daß sie die Vorbedingungen erfüllen, nicht vorliegen.

* **Das medizinische Staatsexamen** bestand Dr Jenny Springer in Berlin mit der Gesamtnote gut. Dr Springer hat sich, nachdem sie auf Grund der Schweizer Approbation bereits

Digitized by Google

mehrere Jahre praktiziert hatte, der nochmaligen Vorbereitung auf die deutsche Staatsprüfung unterzogen.

* **Seine ersten vier Abiturientinnen** entließ das 1899 begründete Stuttgarter Mädchengymnasium. Die Berliner Gymnasialkurse haben 14 Abiturientinnen entlassen, die sämtlich das Examen vor der königlichen Prüfungskommission eines Berliner Gymnasiums mit gutem Erfolg bestanden.

* Der Kultusminister genehmigte die von den Breslauer Stadtbehörden beschlossene Errichtung **eines sechsklassigen Realgymnasiums für Mädchen** im Anschluß an die städtische Viktoria-Töchterschule mit dem Endziele der Reifeprüfung. Die neue Anstalt wird unter allmählicher Auflösung der bereits bestehenden vierklassigen Realgymnasialkurse für Mädchen sofort eröffnet.

* **Die Stelle eines Schularztes** in Breslau ist zum erstenmal mit einer Dame, Fräulein Dr Oppler, besetzt worden.

* **Zum Paragraph 361 6.** Ein schwerer polizeilicher Mißgriff ist im Wartesaal erster und zweiter Klasse in Bielefeld vorgekommen. Dort wurde auf die unbegründeten Angaben einer Dirne hin eine junge Lehrerin aus Minden, die, vom Besuch ihrer Verwandten heimkehrend, den Anschluß zur Weiterreise abwartete, verhaftet. Da die Dame die ihr von dem betreffenden Kriminalbeamten einen Augenblick vorgehaltene Erkennungsmarke nicht bemerkte, auch die Situation nicht verstand, da sie sich keiner Schuld bewußt war, weigerte sie sich, dem Fremden zu folgen. Der Beamte zog nun, wie der Hann. K. mitteilt, die junge Dame gewaltsam fort, stieß und zerrte sie weiter, sodaß sie mit aufgelöstem Haar im Polizeibureau anlangte. Eine große Menschenmenge hatte vom Bahnhof aus den Zug begleitet. Im Polizeibureau mußte sie ein peinliches Verhör über sich ergehen lassen. Daß der diensthabende Kriminalkommissar, sobald er den Mißgriff erkannte, ihr in jeder Weise seinen Schutz gewährte, war natürlich nur selbstverständlich. Der betreffende Schutzmann ist seitens der Bielefelder Polizeibehörde sofort zur Disposition gestellt worden. Vom Regierungspräsidenten soll ein ausführlicher Bericht über den Fall eingefordert sein.

Es ist anzuerkennen, daß man seitens der Behörde derartige Vorkommnisse jetzt schwerer nimmt als früher. Daß die strenge Bestrafung des Schutzmanns aber ein sicheres Mittel ist, solchen Fällen für die Zukunft vorzubeugen, wird niemand glauben, der die lange Reihe all der „Mißgriffe", von denen die Öffentlichkeit erfahren hat, übersieht. Die Schuld an diesen Vorkommnissen trägt eben nur zum geringen Teil der Beamte, zum größeren fallen sie einem System zur Last, das untergeordnete Polizeiorgane mit derartigen Aufgaben betraut. Der Fall beweist wieder in eklatanter Weise, wie notwendig das Vorgehen der Frauen gegen § 361 6 des Strafgesetzbuches ist.

* **Eine Inspektorin der Waisenpflege,** der die Aufgabe zufallen wird, die von der Stadt in den Provinzen in Privatpflege gegebenen Waisenkinder zu besuchen, ist in Berlin angestellt worden. Bisher lag diese Arbeit in den Händen von Inspektoren. Die Wahl ist auf Frl. Charlotte von Trebra gefallen, die sich bereits in der städtischen Waisenpflege, namentlich in der Beaufsichtigung des Haltekinderwesens, bewährt hat.

* **Ein weiblicher Gefangenentransporteur** ist von der kgl. Polizeidirektion in Wiesbaden angestellt worden. Nach deren Anordnung werden fortan die weiblichen Gefangenen nicht mehr durch einen männlichen Transporteur, sondern durch eine Frau von einem zum anderen Orte gebracht werden. Dieser zweifellos nicht leichte Posten ist der Ehefrau eines Schutzmanns übertragen worden. Ihr liegt namentlich auch der Transport derjenigen weiblichen Personen ob, für die vom Gericht die Fürsorgeerziehung angeordnet ist, und die daraufhin zur Zwangserziehung entweder in Anstalten oder Familien untergebracht werden.

* **In der Gartenbauschule für gebildete Frauen** in Marienfelde fand am 24. März d. J. die Abgangsprüfung von fünf ausgebildeten Gärtnerinnen statt. Zwei Damen bestanden das Examen mit dem Prädikat „sehr gut" und erhielten eine Prämie, zwei Damen mit „gut" und eine mit „genügend."

* **Die Errichtung eines Ledigenheims für weibliche Angestellte in Ulm** beschlossen die bürgerlichen Kollegien daselbst. Mit einem Aufwand von 105 000 M. sollen Wohnräume für 60 Mädchen sowie für die Verwaltung und Bedienung hergestellt werden. Das Gebäude wird so angelegt werden, daß es im Falle einer geringen Inanspruchnahme als Doppelwohnhaus vermietet werden kann.

(Soz. Prax.)

* **Ob Frauen ein Interesse an den Bürgervertretersitzungen hätten,** kam kürzlich in Rostock gelegentlich einer Beratung über die Öffentlichkeit dieser Sitzungen zur Sprache. Verschiedene fortschrittliche Stadtverordnete erklärten, daß man auch Frauen das Recht geben müsse, als Zuhörer bei diesen Sitzungen anwesend zu sein, da sie häufig mehr Verständnis und Interesse für kommunale Angelegenheiten hätten wie mancher Mann. In der Abstimmung wurde jedoch die Ratsvorlage, die dieses Recht auf Bürger beschränkte, fast einstimmig angenommen.

Digitized by Google

* **Armenpflegerinnen in Witten.** In der Armendeputations-Sitzung vom 22. März 1904 wurden durch den Vorsitzenden zwölf Frauen in ihr Amt als Helferinnen der öffentlichen Armenpflege eingeführt. Die Anregung zur Aufnahme weiblicher Hilfskräfte in die städtische Armenpflege ging vom Verein Frauenwohl aus, dem sieben von den zwölf gewählten Frauen angehören. Die Berufung ist nach längerem Widerstand auch jetzt nur versuchsweise erfolgt und die Heranziehung der Frauen in jedem einzelnen Fall dem Bezirksvorsteher resp. der Armendeputation überlassen. Doch ist den gewählten Helferinnen die Teilnahme an den Beratungen der Bezirksversammlungen gestattet und ihnen damit Gelegenheit gegeben, einen Einblick in die Praxis der städtischen Armenpflege zu gewinnen.

* **Zur Einschränkung des Mädchenhandels** ist vom Bundesrat in der Sitzung vom 4. Februar der Beschluß gefaßt, der Ziffer 10 des § 70 der Bekanntmachung, betreffend Vorschriften über Auswandererschiffe, vom 14. März 1898 die folgende Fassung zu geben: „Dem Führer eines Auswandererschiffes liegen die folgenden Verpflichtungen ob: Nach Beendigung jeder Reise alsbald dem für den überseeischen Landungsplatz zuständigen deutschen Konsul eine Meldung oder eine Fehlanzeige über etwaige auf der Reise beobachtete, den Mädchenhandel betreffende Vorkommnisse oder Verdachtsfälle zu erstatten; ferner, falls hinsichtlich bestimmter auf dem Schiff befindlicher Frauenspersonen der Verdacht entsteht, daß sie zu Unzuchtszwecken ins Ausland verbracht werden sollen, dem für den Ausschiffungshafen der betreffenden Frauenspersonen zuständigen deutschen Konsul so frühzeitig als möglich Mitteilung von Namen, Staatsangehörigkeit und Reiseziel dieser Personen und ihrer Begleiter zu machen."

* **Frauenwahlrecht in Schweden.** In der Zweiten Kammer des schwedischen Reichstages ist ein Antrag eingebracht, wonach der Reichstag bei Erledigung der Frage der Einführung des allgemeinen Wahlrechts für Männer die Regierung ersuchen soll, einen Vorschlag zur Einführung des Wahlrechts zur Zweiten Kammer auch für die Frauen auszuarbeiten und dem Reichstage vorzulegen. Der Antrag wird durch 30 Abgeordnete unterstützt.

* **Das Recht zur Ausübung des Anwaltsberufs** ist der Rechtslizentiatin der Universität Genf Fräulein Nelly Favre vom Regierungsrat des Kantons Genf erteilt worden. Fräulein Favre ist der erste weibliche Anwalt im Kanton Genf.

* **Ein Beschlußantrag zugunsten des Frauenstimmrechts** wurde im englischen Unterhaus mit 182 gegen 68 Stimmen angenommen.

* **Totenschau.** Im 83. Lebensjahr starb in London **Frances Power Cobbe.** Ihr Name wird auch unter deutschen Lesern die Erinnerung an die ersten Kampfjahre der englischen Frauenbewegung aufsteigen lassen, einer Zeit, aus der Frances Cobbe als eine der wenigen Veteraninnen noch übrig geblieben war. Ihrer Feder verdanken wir die Berichte über Mary Carpenters erste Reformtätigkeit in der entsetzlich verwahrlosten englischen Armenpflege. Mit Mary Carpenter war sie im Rettungswesen als eine der Frauen tätig, die auch auf diesem Gebiet die ersten bahnbrechenden Reformen durchgesetzt haben. Als Schriftstellerin und Journalistin vertrat Miß Cobbe soziale und auch religiös-philosophische Interessen. Unter den ersten Vorkämpferinnen des Frauenstudiums begegnen wir ihrem Namen. Die letzten Jahrzehnte ihres Lebens konzentrierte sie ihre Bestrebungen auf die Abschaffung der Vivisektion, freilich ohne den Erfolg, den sie als Leiterin der Gesellschaft gegen Vivisektion hoffte. — In Foresthill in England starb die älteste Tochter Ferdinand Freiligraths, **Käthe Freiligrath-Kroeker.** Wir haben in der „Frau" schon mehrfach auf die als Schriftstellerin und Übersetzerin bekannte Frau hingewiesen. — Im Alter von 71 Jahren starb in Paris **Louise Michel,** die bekannte Mitkämpferin der Pariser Kommune. Sie war die uneheliche Tochter eines adligen französischen Grundbesitzers, und sicher hat diese ihre Herkunft, durch die sie mit einem leidenschaftlichen Temperament und einer guten geistigen Bildung doch außerhalb der Gesellschaft stand, über ihr Leben entschieden. Sie war lange Zeit Lehrerin, wurde dann wegen ihrer Beteiligung an den Aufständen der Kommune nach Neu-Kaledonien exportiert, wo sie 9 Jahre, bis zu ihrer Begnadigung, blieb. Nach zweijährigem Aufenthalt in Paris wurde sie 1883 wegen der Teilnahme an anarchistischen Kundgebungen wieder für sechs Jahre verurteilt. Längere Zeit lebte sie auch in London, seit 1895 aber meist in Paris.

Berichtigung. Auf S. 435 des vorigen Heftes der „Frau" (1. Spalte, Zeile 3 von oben) ist ein Druckfehler stehen geblieben. Es ist zu lesen, wie in der 9. Zeile von unten „Deutsche Tageszeitung", nicht „Deutsche Zeitung". Die Redaktion.

Digitized by Google

Der internationale Kongreß für Schulhygiene.

Es ist selbstverständlich ausgeschlossen, an dieser Stelle einen auch nur andeutungsweise erschöpfenden Bericht über die wichtigen, wissenschaftlich glänzenden Verhandlungen des Kongresses zu geben. Wer ein Interesse daran hat — und welche Mutter oder Erzieherin hätte das nicht! — sei auf das Kongreßwerk verwiesen, das alle Vorträge in extenso bringen wird. Hier sei nur das die Frauen speziell und im engsten Sinn Berührende erwähnt.

Aus welchem Geiste die Frauen den Verhandlungen ihre Mitarbeit und ihr Interesse entgegenbrachten, das zeigt am besten die Ansprache, mit der Frau Helene von Forster die Versammlung begrüßte:

„Als Delegierte zweier großer Körperschaften, deren Vorständen ich anzugehören die Ehre habe, als Delegierte des Allgemeinen deutschen Frauenvereins, der mit seinen Ortsgruppen und Zweigvereinen sich über ganz Deutschland verbreitet, und als Delegierte des Bundes deutscher Frauenvereine, der gegen 171 Mitgliedervereine in allen großen und kleinen Städten des deutschen Reiches mit 90 000 Einzelmitgliedern umfaßt, und endlich als Vorsitzende des Damenausschusses, der es sich zur Aufgabe gemacht hat, mitzuhelfen, daß den Gästen in unserer Stadt der Aufenthalt in ihr behaglich werde, entbiete ich dieser Versammlung herzlichen Gruß. Was uns Frauen mit besonders herzlicher Freude erfüllt, ist, daß die Leiter dieses Kongresses des altnürnberger Wappens gedenkend, das als Sinnbild die adlerflügelige Jungfrau trägt, den Frauen bei dieser Vereinigung die gleichen Rechte gaben wie den Männern, daß sie an ihm teilnehmen können, nicht nur als mehr oder minder willkommen geheißene Begleiterscheinungen, sondern als Mitberatende, als Mitaufgerufene zur Tat. Wir haben es willkommen geheißen, daß nicht nur der Lehrerin und der Schulvorsteherin, nicht nur den Vertreterinnen von Kinderschutzbestrebungen hier das Wort gegeben wird, sondern daß man auch die Stimme der Mutter hören will, jene wichtige Stimme, die noch so selten in der Öffentlichkeit sich hervorwagt. Damit tritt hier eine Erkenntnis in den Vordergrund, die wir Frauen auf erzieherischen Gebieten für besonders wichtig erachten. Die Erkenntnis, daß bei Bearbeitung des schulhygienischen Tätigkeitsfeldes, das auf sozialem Boden sich abgrenzt, die Frau neben dem Mann, die Lehrerin neben dem Lehrer, die Ärztin neben dem Arzt, die Mutter neben dem Vater in Pflicht und Arbeit zu stehen hat.

Nur wenn sie beide den Boden so pflegen, wird er so bereitet werden, daß die jungen Pflanzen, die ihm anvertraut sind, blühend voll Mark und Kraft hineinwachsen in die Völker. Die beiden Körperschaften, die ich vertrete, sind von dahingehenden Gedanken angeregt und getrieben für die Einführung der Gesundheitslehre in den Schulen, für das Aufnehmen erzieherischer Maßnahmen zur sittlichen Veredelung der Jugend in die öffentlichen Lehranstalten eingetreten. Sie bemühen sich gegenwärtig, die Zuziehung der Frauen zu den Schuldeputationen und Schulverwaltungen zu erreichen. Diese Tatsachen dürfen als beweisend gelten für das Interesse, das die von mir vertretenen Körperschaften den auf dieser Tagung zu pflegenden Beratungen entgegenbringen, sie kennzeichnen zugleich die Anteilnahme der Frauen überhaupt an diesen Beratungen. Das Verantwortungsgefühl, das die Frau bei dem Vollerfassen ihrer erzieherischen Aufgabe beseelt, ist so lebendig, daß es längst über die Grenzen des Hauses hinaus auf die Gebiete der öffentlichen Erziehung seine Wirkungen entfaltet hat. In richtiger Abschätzung der Errungenschaften, die diese Wirkungen bedeuten, sind die Frauen zu diesem Kongreß gerufen, um hier die Pfeiler sich bilden zu sehen, auf denen die Schule der Zukunft aufgebaut werden soll, jene Schule der Zukunft, aus der physisch und psychisch starke Wesen mit gesteigerten Geisteskräften, mit frischem Blut und klarem Blick hervorgehen sollen zum Nutzen der Völker, sie werden sich mühen mit einem Blick, der greift, diesen Vorgängen zu folgen. In diesen Gedanken bringen die von mir vertretenen Körperschaften dem internationalen Kongreß für Schulhygiene ihre warmen Sympathien entgegen. In diesem Sinne grüßen wir die Frauen, die herbeigeeilt sind aus allen Ländern, mit herzlichem Schwestergruß. Möge die geistige Zusammengehörigkeit, die zwischen den Frauen aller Kulturländer besteht, dazu dienen, in diesen Tagen zwischen ihnen und uns ein Band von festem Gefüge zu knüpfen, mögen sie auf diesem fatamorganisch die Inschrift leuchten sehen, die unser Wappenbild, die adlerflügelige Jungfrau, versinnbildlicht, die Inschrift: Frauen empor!"

Von deutschen Rednerinnen waren Frau Professor Krukenberg, deren Ausführungen wir in dieser Nummer zum Abdruck bringen, und Frl. Helene Sumper mit Referaten vertreten. Frl. Sumper sprach als Korreferentin der ersten Rednerin über die Bedeutung schulhygienischer Bestrebungen für die Frauen mit besonderer Berücksichtigung der Volksschule. Sie sieht vor allem in der weiblichen Fortbildungsschule den empfänglichsten Boden für hygienische Unterweisung. Das reifere Alter der

Digitized by Google

Mädchen gibt die Garantie dafür, daß sie nicht nur den Inhalt der in der Schule empfangenen Belehrung, sondern auch das Interesse für hygienische Unterweisungen, wie sie ihnen später durch Vorträge, Bücher 2c. geboten werden, mit ins Leben hinaus nehmen. Sie erweiterte deshalb die von Frau Krukenberg begründeten Forderungen vor allem durch die der obligatorischen Fortbildungsschule. Denn „was unsere Frauen sich angeeignet haben, das werden unsere Kinder verteidigen".

Eine für die Frauen außerordentlich interessante und wichtige Erörterung fand im Anschluß an die Referate der Professoren Axel Hertel, kommunaler Arzt in Kopenhagen, und Palmberg, Helsingfors, über die „gemeinsame Erziehung der Geschlechter in höheren Schulen". Während Professor Hertel die physiologischen Bedenken erörterte, die zweifellos einer gleichmäßigen unterrichtlichen Belastung von Mädchen und Knaben bei körperlich doch verschiedenartiger Entwicklung entgegenstehen, sich im übrigen aber nicht als prinzipieller Gegner der Coeducation zeigte, enthielt das Referat des Professor Palmberg sehr entschiedene Angriffe auf die höhere Frauenbildung überhaupt. Sie stützten sich besonders darauf, daß von den finnischen Mädchen, die mit den Knaben zusammen höhere Schulen besuchen und das Abiturium machten, verhältnismäßig wenige wissenschaftliche Berufe ergriffen. Es sei deshalb falsch, um dieser wenigen willen alle Frauen eine Bildung genießen zu lassen, die im Interesse ihrer künftigen weiblichen Bestimmung weder gesundheitlich noch geistig zweckmäßig sei. Die Behauptungen des Prof. Palmberg wurden durch eine von Frau von Forster verlesene Entgegnung der bekannten finnischen Frauenrechtlerinnen Baronesse Gripenberg und Lucina Hagmann widerlegt. Wir kommen auf die ganze sehr interessante Auseinandersetzung noch einmal zurück, wenn die im Druck vorliegenden Verhandlungen einen vollen Einblick in das Für und Wider gestatten werden.

Auf die wichtigen Erörterungen über das Frauenturnen, die Frauenkleidung, sexuelle Aufklärung 2c. einzugehen, verbietet hier der Raum. Auch in dieser Hinsicht verweisen wir auf den bevorstehenden Druck der Verhandlungen.

Petition betreffend die Geburtsurkunden vorehelich geborener Kinder.

(Vgl. den Artikel von H. Ludwig auf S. 474 dieses Heftes.)

Die vom Jugendfürsorge-Verband der Berliner Lehrerschaft (Vorsitzender Rektor Pagel) an den Bundesrat bezw. das Reichsjustizamt gerichtete Petition beleuchtet im Eingang die Härten der bestehenden Praxis hinsichtlich der Geburtsurkunden von den Gesichtspunkten aus, die der in diesem Heft enthaltene Artikel hervorhebt. Am Schluß der sehr eingehenden Begründung wird die Bitte folgendermaßen formuliert:

> An ein hohes Reichsjustizamt richten wir mit Rücksicht auf Vorstehendes die ehrerbietigste Bitte,
>
> hochgeneigtest einem hohen Bundesrat unsere Schlußbitte befürwortend unterbreiten zu wollen, welche dahin geht: daß im Interesse der vorehelich geborenen, durch nachfolgende Ehe legitimierten Kinder im Wege einer Ausführungsverordnung ein weiteres den Vermerk über die Vorehelichkeit fortlassendes Formular zum Gesetz, betreffend die Beurkundung des Personenstandes, eingeführt werden, und daß an die Standesämter die Anweisung ergehen möge, für die Zukunft bei Gesuchen um Auszüge aus dem Geburtsregister bei ehelichen sowie bei legitimierten Kindern dieses Formular stets zu verwenden, wortgetreue Auszüge aber nur dann noch zu erteilen, wenn solche ausdrücklich von den Eltern oder behördlichen Organen im Staatsinteresse gefordert werden.

Formulare der ausgeführten Petition sind von Herrn Rektor Pagel, Berlin N. 31, Stralsunderstraße 54, zu beziehen. Die Unterstützung der Petition durch recht zahlreiche Unterschriften möchten wir allen unsern Lesern aufs wärmste empfehlen.

Der Landesverein preußischer technischer Lehrerinnen

hielt in den Ostertagen seine Generalversammlung unter dem Vorsitz von Frl. Elisabeth Altmann in Berlin ab.

Der Verein zählt heute 844 Mitglieder, von denen 588 in 12 Ortsgruppen vereinigt, die übrigen 256 als direkte Mitglieder angeschlossen sind. — Über die Frage: „Wie machen wir den Unterricht im Ausbessern für das Leben nutzbar?" hielt die Inspizientin für den Handarbeitsunterricht in den Berliner Gemeindeschulen, Frl. Brenske, einen sehr anregenden Vortrag, in dem sie zunächst zeigte, wie der heutige Lehrplan in diesem Fache aus den sozialen Forderungen unserer Zeit entstanden sei. Die Lehrerin solle die Töchter des Volkes zu wirtschaftlicher und sittlicher Tüchtigkeit erziehen und so zur sozialen Hebung des vierten Standes beitragen. Durch genaue Berechnungen widerlegte die Rednerin den Einwand, daß es heute kaum lohne, Wäsche und Strümpfe auszubessern. Weiter sei der Unterricht im Ausbessern eine Lehrplanfrage. Der ganze Unterricht von unten herauf müsse das Mädchen darauf hinweisen, die eigenen und auch der Geschwister Sachen in Ordnung zu halten, und Schülerinnen in ihrer Arbeit selbständig machen. Dem Vortrag folgte eine angeregte Besprechung. Das zweite Thema des Tages war ein Entwurf zu einem Handarbeitslehrplan für Volksschulen, der dem der Berliner Gemeindeschulen ziemlich ähnlich war. In der zweiten öffentlichen Versammlung gab zunächst die Vorsitzende Frl. Altmann einen Bericht über den Lehrplanentwurf für den Handarbeitsunterricht in höheren Töchterschulen. Die Lehrziele sind nach folgenden Grundsätzen aufgestellt: Augen und Hand zu üben, guten Geschmack heranzubilden, die Kinder an planmäßiges Arbeiten zu gewöhnen und sie zu befähigen, das Erlernte im späteren Leben praktisch anzuwenden. Als Anfangsarbeit wurde von der Versammlung das Stricken und für die 1. Klasse die Einführung des Maschinennähens angenommen. Bei dem letzten Punkt der Tagesordnung berichtete Frl. Altmann über den Stand der Vor- und Fortbildung der Handarbeitslehrerinnen. Durch Versendung von Fragebogen an 14 Vorbereitungsanstalten, darunter zwei staatliche und zwei städtische, ist festgestellt worden,

Digitized by Google

daß zwar ein wesentlicher Fortschritt in der Vorbildung zu bemerken ist, dennoch aber manches zu wünschen übrig bleibt. Hauptsächlich wurde durch die Generalversammlung gefordert: Längere Ausbildungszeit, vertieftere pädagogische Durchbildung und größere Allgemeinbildung, vorzugsweise im Deutschen. Im Anschluß an die überaus rege Debatte wurde beschlossen, eine Petition an das Kultusministerium um Änderung bezw. Ergänzung der Prüfungsordnung einzureichen.

In der Abteilung für Turnwesen sprach Frl. Meinecke, Dortmund, über das Thema: „Entspricht das heutige Turnen in den Mädchenschulen den Forderungen, die wir im Hinblick auf die gesteigerte geistige Tätigkeit und den zukünftigen Lebensgang der Schülerinnen in verstärktem Maße an die Hebung und Kräftigung der Gesundheit und Körperkraft stellen müssen?" Die dem Vortrage zugrunde gelegten Leitsätze wurden mit einigen Abänderungen fast einstimmig angenommen. Frl. Thurm, Krefeld, sprach hierauf über die „Vor- und Fortbildung der Turnlehrerin". Da sich die Versammlung mit ihren Ausführungen voll und ganz einverstanden erklärte, wurde beschlossen, bei den maßgebenden Behörden eine diesbezügliche Petition einzureichen. Die arbeitsreichen Tage beschloß ein Festmahl, das die Teilnehmerinnen im „Hotel Imperial" vereinigte.

Bücherschau.

Neue Literatur zur Frauenfrage.

Man hat bei den jüngsten Erzeugnissen der Frauenfrage-Literatur häufig den Eindruck, daß die theoretische Behandlung allgemeiner Prinzipien im Augenblick etwas überkultiviert ist; sie bietet dem Kenner der Frauenfrage-Literatur vielfach Wiederholungen, oder man kommt bei dem Versuch, dem Problem neue Seiten abzugewinnen, zu verstiegenen und ausgeklügelten Theorien, die irgend einen einzelnen Gesichtspunkt einseitig ausbeuten. Immerhin entspricht die Art dieser Propaganda-Literatur vielleicht der tatsächlichen Ungleichmäßigkeit des Verständnisses, das Freunde und Gegner der Frauenbewegung ihr entgegenbringen. Hier ist man über die allgemeinen Prinzipien schon längst zur Tagesordnung, d. h. zu den Spezialfragen übergegangen; dort beginnt eben erst die Idee Wurzel zu schlagen oder wenigstens in den Gesichtskreis der Betrachtung zu rücken, und man erörtert sie von einem Standpunkt aus, der innerhalb der eigentlichen Frauenbewegung schon überwunden ist. Zu diesen letzten Schriften gehört ein Buch von Lucy von Hebentanz-Kaempfer mit dem vielversprechenden Titel: **„Bleibet im Hause"** (Verlag von Ferdinand Schöningh, Paderborn 1903); es sind die Plaudereien einer Dame über eine Frage, in deren soziologische Bedeutung sie keinen sehr tiefen Einblick hat. Hören wir, daß sie z. B. Naturgeschichte und Physik in der Volksschule für Spielerei erklärt, dafür aber die Einführung einer fremden Sprache mit einer täglichen Unterrichtsstunde verlangt, daß sie die Ausbildung der Volksschulmädchen für irgend einen Zweig der landesüblichen Hausindustrie empfiehlt, — daß sie ferner für die Erziehung der „Dame" das Kloster als die einzig passende Stätte erklärt, so ist zur Charakteristik ihrer Gesichtspunkte für die Frauenfrage genug gesagt. Wenn sie hier und da ganz verständige und gesunde Ansichten über Dienstbotenwesen, Wohlfahrtspflege und dergleichen verrät, so ist das anzuerkennen, aber keineswegs als genügende Kompensation für den Dilettantismus ihrer volkswirtschaftlichen Ansichten zu betrachten. — Ein gewisser Dilettantismus in volkswirtschaftlicher Hinsicht kennzeichnet auch das Buch von Marie Diers: **„Die Mutter des Menschen"** (Verlag von Alexander Duncker, Berlin 1903). So feine Gedanken und Urteile die Verfasserin über das Verhältnis der Geschlechter, über die Aufgabe der Mutter, in der Familie ausspricht, so sehr fehlt es ihr an einer klaren Vorstellung der sozialen Seite des Problems, das sie behandelt. Ihre Schrift ist, wie die von Johannes Müller, der Ausfluß eines einseitigen Individualismus, der nicht damit rechnet, daß alle die Fragen, die erörtert werden, nicht mehr nur die Beziehungen des einzelnen Menschen zum einzelnen Menschen betreffen, sondern in besonderer Weise Angelegenheiten der Gesamtheit geworden sind und als solche ihre besonderen Schwierigkeiten zeigen. Sie verkennt den Inhalt und die Bedeutung der Frauenbewegung vollständig, wenn sie behauptet, daß sie alle ihre Kräfte darauf konzentriere, das Weib in die männlichen Berufe zu drängen und daß ihr Zweck dabei nicht nur die Verbesserung der materiellen Notlage sei, sondern vor allen Dingen die Erhebung der Frau in eine geachtetere Stellung. Wenn Marie Diers die historische Entwickelung der Frauenbewegung wirklich kennte, so würde sie wissen, daß es ihr von vornherein darauf angekommen ist, der Frau als Persönlichkeit in ihrer weiblichen Eigenart und in dem dadurch bedingten Wirkungskreis die Fülle der Entwickelungsmöglichkeiten wieder zuzuführen, die ihr bei der wachsenden Sozialisierung unseres öffentlichen Lebens und bei der zunehmenden Vergesellschaftung unserer Kultur entzogen worden sind. Die ideale Mutter, deren Wesen und deren Einfluß Marie Diers so fein zu definieren weiß, müßte eben notwendig zur „Mama" herabsinken, wenn sie es nicht mehr vermöchte, die Vermittlung aller Interessen zu übernehmen, die das Leben an ihre Kinder heranträgt. Ein Blick in unsere Gesellschaft, deren Frauen durch diesen Mangel an Fühlung für das große, weite öffentliche Leben innerlich verkümmert sind, kann sie von der Notwendigkeit der Frauenbewegung in diesem Sinne überzeugen. Daß die eine Seite der Frauenbewegung, die Eroberung neuer Berufszweige für die Frauen, in einen geistigen und materiellen Wettkampf der Geschlechter ausgeartet ist, hat nicht ausschließlich seine Ursache bei den Frauen, sondern in großem Maße in den Anschauungen ihrer männlichen Konkurrenten. — Die Bedeutung der Frau für das soziale Leben,

Digitized by Google

deren Erkenntnis den Ursprung der Frauenbewegung bedeutet, ist in feiner und klarer Weise erörtert in einem Aufsatze von Else Hasse: **„Der Kulturwert der Frau einst und jetzt"** (Verlag von Konrad Weiske, Dresden); sie zeigt, wie die Aufgabe der Frau, persönliche Zusammenhänge zu schaffen und zu pflegen, durch die neuzeitliche Entwickelung auf ein weiteres Gebiet als das der Familie gewiesen ist, auf das Gebiet des sozialen Lebens. — Allgemeine Erörterungen zur Frauenfrage haben auch da noch ihren Wert, wo es sich um eine Verteidigung gegen Angriffe handelt, die von solchen allgemeinen und prinzipiellen Gesichtspunkten ausgegangen sind; es ist sicher bis jetzt noch eine richtige Praxis, solche Angriffe, auch wenn sie von schon überwundenen Voraussetzungen ausgehen, nicht totzuschweigen, sondern zu widerlegen. So hat sich gegen das Buch von Bettex: Mann und Weib, dessen ästhetisierende, gefühlsselige Verschwommenheit das Töchterschulniveau ältesten Stils in einer Reinkultur zeigt, Marie von Wilm mit einer schlagfertigen, belesenen und last not least witzigen Gegenschrift gewendet (**„Mann und Weib"** von Marie von Wilm, Oehmigkes Verlag, Berlin). Das Buch bietet nicht nur ein Arsenal brauchbarer und scharfgeschliffener Waffen gegen Gegner vom Schlage des Herrn Bettex, sondern ist auch in seiner klaren Frische und gesunden Auffassung der Frauenfrage an sich sehr lesenswert. — Gegen Herrn Professor Möbius hat Dr med. Heberlin eine Polemik eröffnet mit einem Buch über den **„habituellen Schwachsinn des Mannes"** (E. Pierson's Verlag); er windet seinem Gegner die Waffen aus der Hand und wendet sie gegen ihn, indem er die einseitige Beurteilung der Frau durch Möbius in geschickter Form auf den Mann überträgt, unseres Erachtens die einzige Art, wie Möbius wirksam zu begegnen ist; denn es gibt Angriffe, deren Unsachlichkeit eine sachliche Widerlegung ausschließt. — Eine ähnliche Anschauungsweise, wie die Möbius'sche, war in der mehrfach neuaufgelegten Broschüre des Professor Runge in Göttingen vertreten. Frau Marie Brühl hat im Verlag von Hermann Seemann Nachflg. unter dem Titel: **„Die Natur der Frau"**, eine Erwiderung auf die bekannte Rungesche Schrift veröffentlicht, die knapp und klar auf die Einseitigkeiten und Übertreibungen des Verfassers hinweist. — Unter den Schriften zu Spezialfragen, die in jüngster Zeit auf dem Gebiet der Frauenfrage-Literatur zu verzeichnen sind, sind am erfreulichsten die auf dem Frauenbildungsgebiet. Daß der Gedanke der Reform der höheren Mädchenschule in dem Sinne, wie ihn der Allgemeine Deutsche Lehrerinnenverein vertritt, bereits in dem deutschen Schulwesen des Auslandes gezündet hat, verrät eine Broschüre: **„Die moderne Frauenbewegung und die Reform des höheren Mädchenschulwesens"** von Dr Bernhard Gaster, dem Direktor der deutschen Schule in Antwerpen (Verlag der Hecknerschen Druckerei, Wolfenbüttel). Der Verfasser vertritt den Gedanken einer zwölfklassigen Oberrealschule für Mädchen, zu der ein interessanter Lehrplanentwurf von ihm aufgestellt ist. Es sei bei dieser Gelegenheit zugleich auf den Entwurf zu einem **Lehrplan für höhere Mädchenschulen** hingewiesen, der im Auftrag der Sektion für höhere Schulen des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins von Anna Jungk, Karlsruhe, unter Mitwirkung einer Anzahl von Sachverständigen herausgegeben ist. Er ist als Sonderabdruck aus der Lehrerin im Verlag von Theodor Hofmann, Leipzig, erschienen; der Plan, der augenblicklich noch einer Umarbeitung nach der schultechnischen Seite unterliegt, stellt die beste Lösung der Frauenbildungsfrage dar, die augenblicklich gefunden werden konnte. Einen sehr eingehenden und bis in die einzelnen Fächer ganz detaillierten Lehrplan hat kürzlich die Krausesche höhere Mädchenschule, eine der besten unter weiblicher Leitung stehenden Privatschulen Deutschlands, veröffentlicht (Gräfe und Unzer in Königsberg); dieser Plan führt aufs beste in die Arbeit der deutschen höheren Mädchenschule in ihrer gegenwärtigen Gestalt ein und sei allen Interessenten warm empfohlen. Auf eine kleine historische Studie sei bei dieser Gelegenheit noch hingewiesen: **„Die Mädchenhochschulen in Amerika"** von Dr Johannes Ziegler (Verlag von Thienemann, Gotha); mag man den Standpunkt, den der Verfasser für die Beurteilung dieser Anstalten einnimmt, nicht teilen, so ist es immerhin wertvoll und interessant, mit den Augen eines deutschen Besuchers den Unterrichtsbetrieb im amerikanischen Schulwesen zu beobachten, wobei man freilich sich gegenwärtig halten muß, daß er subjektive Anschauungen von sicher nicht unbeschränkter Giltigkeit vertritt. — Ein anderes Gebiet der Frauenbewegung repräsentiert Heft 28 der freien kirchlich-sozialen Konferenz, das die Referate von Paula Müller, der Vorsitzenden des deutsch-evangelischen Frauenbundes, und von Adolf Stöcker über die **„Rechte und Pflichten der Frau in der kirchlichen und bürgerlichen Gemeinde"** enthält (Verlag der Vaterländischen Verlags- und Kunstanstalt, Berlin). Paula Müller behandelt ihren Gegenstand in der bekannten klaren und umsichtigen Art, die in diesem Fall wohltätig absticht gegen die Nonchalence, zu der Herr Hofprediger Stöcker in dem Bestreben, populär zu sein, sich zuweilen verleiten läßt. Was man bei der Behandlung des Themas als notwendige Konsequenz der aufgestellten Gesichtspunkte vermißt, ist die Forderung des kommunalen Wahlrechts für die Frauen, umsomehr vermißt, als Herr Hofprediger Stöcker in einem früher gehaltenen Vortrag bereits für diese Forderung eingetreten ist; vielleicht liegt in dieser Beschränkung eine Rücksicht auf das Publikum, vor dem beide Referate gehalten wurden. Immerhin ist es erfreulich, daß die Stellung der kirchlich-sozialen Konferenz zur Frauenfrage sich seit der Zeit, als sie sich zum ersten Male mit ihr beschäftigte, merklich geändert hat; prinzipielle Bedenken, ob die Frauenbewegnng sich mit dem Christentum vertrage, wurden in der Diskussion diesmal nicht mehr erhoben. Es sei übrigens bei dieser Gelegenheit auf eine vorurteilsfreie, knappe Behandlung dieser Frage durch eine kleine Broschüre hingewiesen, die unter dem Titel: **„Besteht ein Gegensatz zwischen dem Christentum und der modernen Frauenbewegung?"** von Lizentiat Dr M. Schian in Görlitz (Verlag von Rudolf Möller) veröffentlicht worden ist und sich als Propagandamaterial sehr gut eignet. — Als Propagandaschriften, die durch ihre frische und zugleich besonnene Auffassung ihres Themas ihren Zweck voll erfüllen werden, erwähnen wir auch die beiden kleinen Schriften von Elsbeth Krukenberg: **„Über Studium und Universitäts-**

Digitized by Google

leben der Frauen" (Verlag von J. H. Maurer-Greiner Nachf. Gebhardshagen) und **„Agitation in der Frauenbewegung"** (Universitäts-Buchdruckerei von Carl Georgi, Bonn).

„Frauenmacht". Roman von Gustav af Geijerstam. Autorisierte Übersetzung von Therese Krüger, Berlin. S. Fischer, Verlag 1904. Es wäre schwer zu sagen, worin die Eigenart dieses Buches liegt. Der Held ein Mensch, wie ihn die Modernen lieben, den keinerlei äußerer Ehrgeiz oder was auch immer zu „Taten" und Erfolgen spornt, der dem Wunsch oder dem inneren Gebot des Augenblicks folgt und keine Stunde seines Daseins zum Mittel für die Zwecke der künftigen macht. So nimmt er die Last, die ihm das Schicksal auf die Schultern legt, ohne den kleinsten Versuch, ihr zu entgehen, auf sich: er heiratet das Mädchen, das er auf der Straße gefunden hat, als sie Mutter wird. Er weiß, daß der Weg, den er beschreitet, nicht leicht sein wird, aber das beirrt ihn keinen Augenblick in dem für ihn unentrinnbaren Bedürfnis, sich selbst zu genügen. Aus dem unvermeidlichen Zusammenbruch seiner Ehe mit ihr rettet er sein kleines Mädchen, die aus einer Atmosphäre voll Schuld und unedlen Geheimnisses ein banges, lastendes Wissen um das Häßliche davongetragen hat und dem Vater die schwärmerische, opferdurstige Liebe entgegenbringt, deren Glut aus der Erfahrung des Leidens strömt. Aber auch sie, deren Wesen sein Leben durchklingt wie eine weiche, süße Melodie, vermag nicht, seinen stärksten und innerlichsten Lebensansprüchen Genüge zu tun. Sie finden Erfüllung bei einer Jugendgeliebten, die er als verheiratete Frau in dem Augenblick seiner tiefsten Vernichtung wiederfindet. Darin liegt nun auch das Wesentliche und Eigene des Buches: in der Durchführung dieses wundervoll reinen und klaren Verhältnisses zwischen ihm, der Frau und ihrem Gatten, drei Menschen, deren Seelen hoch über der prekären Konstellation der ménage à trois sich schlicht und selbstverständlich geben, was sie für einander haben. Und noch in etwas anderem: in der Art, wie hier das Wesen des Edelmenschen gefaßt ist. Hugo Brenner verachtet alles feige Ausweichen vor selbstgeschaffenen äußeren und inneren Ansprüchen und verschmäht, etwas zu wollen, was er doch nur dilettantisch und kleinlich verwirklichen kann. Dem Vollmenschen, der die heilige Ehrfurcht vor dem Echten und Ganzen hat, ziemt ein Leben in vornehmer Resignation: das ist die Weisheit des Buches.

„Frau Antonie." Roman von Marie Tyrol. Leipzig 1903. Verlag der Frauen-Rundschau. Das fein geschriebene Buch, das ein kräftiger Zug ostpreußischer Heimatluft durchweht, ist nach seinem subjektiven Anlaß eine Tendenzschrift. Es ist das Problem der unehelichen Mutterschaft, zu dem die Verfasserin das Wort ergreift, die Lösung der Frage: „weshalb das Sittengesetz die gefallene Frau so streng verdammt." Sie steht auf dem Boden dieses Gesetzes, und der Roman ist eine Rechtfertigung seiner Härte. Frau Antonie hat als eine „Gefallene" die Ehe mit ihrem nichts ahnenden Gatten geschlossen. Seine Liebe und sein Stolz, als er sie in sein schwer errungenes Heim führt, zwingen sie zum Geständnis ihrer Schuld. Lange Jahre hindurch lebt sie nun neben dem Mann hin, der sie in unerbittlicher Härte verachtet und nur deshalb nicht verstößt, weil er seinen eigenen Namen nicht gebrandmarkt wissen will, lange Jahre unablässigen stummen Kampfes um seine Verzeihung und seine Achtung. Sie wird ihr endlich gewährt. Den beiden Kindern, die sie nach dem Tode des Mannes allein zu erziehen hat, ist ihre Schuld verborgen. Sie scheint aus ihrem Leben getilgt. Da tritt ihr, als ein Entgleister und Verkommener, ihr Verführer entgegen. Er hat nun ihr Schicksal in der Hand. Um von ihrem Sohn eine Unterstützung zu erzwingen, verrät er ihm den Makel seiner Geburt. Für ihn und seine Schwester war die Mutter bis dahin die Verkörperung alles Hohen und Guten; die Grundfesten seines Lebens, des äußeren und des seelischen, stürzen mit dieser Entdeckung. Die alte Schuld steht in unabwendbarer schicksalsmächtiger Konsequenz wieder auf und fordert neue Sühne. — Der Roman verleugnet auch in seiner künstlerischen Durchführung nicht ganz den tendenziösen Charakter. In der Härte, mit der sich der Sohn und die Tochter von der Mutter abwenden, als ihre Richter, liegt etwas Peinliches; man hat das Gefühl, als müßte das, was ihnen die Mutter ist, den Sieg davon tragen über das, was sie vor Jahrzehnten getan hat — ohne daß es noch einer besonderen Sühnetat bedurfte. Und wie es zu dieser Tat kommt, das erscheint ein wenig gezwungen und romanhaft. — Immerhin hat die Art, wie die Verfasserin das so viel und so leichtfertig besprochene Problem in seiner soziologischen Verkettung zeigt, etwas Zwingendes. Dazu trägt nicht zum wenigsten die straffe und sparsame Komposition des Ganzen bei — und eine Darstellung, der es zwar an leidenschaftlicher Kraft, nicht aber an Klarheit und Plastik fehlt.

„Meyers Großes Konversations-Lexikon." Ein Nachschlagewerk des allgemeinen Wissens. Sechste, gänzlich neubearbeitete und vermehrte Auflage. Mehr als 148,000 Artikel und Verweisungen auf über 18,240 Seiten Text mit mehr als 11,000 Abbildungen, Karten und Plänen im Text und auf über 1400 Illustrationstafeln (darunter etwa 190 Farbendrucktafeln und 300 selbständige Kartenbeilagen) sowie 130 Textbeilagen. 20 Bände in Halbleder gebunden zu je 10 Mark. Verlag des Bibliographischen Instituts in Leipzig und Wien. Von „Meyers Großem Konservations-Lexikon" gelangte soeben der VI. Band zur Ausgabe, welcher die Stichwörter „Erdeessen bis Franzen" umfaßt. Wie diese beiden Wörter schon grundverschiedenen Gebieten angehören, so sind die dazwischenliegenden Stichwörter aus so mannigfaltigen Materien, daß tatsächlich für jedermann etwas darin geboten wird. Und wer sich mit dem Worte allein nicht begnügen will, den fesseln gewiß die zahlreichen farbigen und schwarzen Bildertafeln, die außer den Textabbildungen in vielen Fällen zur Erläuterung des Textes beigegeben sind. Wir können hier selbstverständlich nicht die Stichwörter der Reihe nach aufführen und müssen uns mit einigen Proben behelfen, um die Vielseitigkeit der weltbekannten Enzyklopädie darzutun. In das Gebiet der Haus- und Landwirtschaft führen uns die Abschnitte „Ernte", Fischerei", mit Tafel, „Künstliche Fischzucht", ebenfalls mit Tafel, „Fleisch", „Fleischextrakt", „Forstwirtschaft". Allgemeines Interesse erweckt der Artikel „Europa", der auf 17 Seiten alles Wissenswerte über unsern Erdteil bringt, während 6 Karten die politische Einteilung, das Fluß- und Gebirgssystem, das

Digitized by Google

Klima, die Völker- und Spracheneinteilung und die Bevölkerungsdichtigkeit uns vor Augen führen. An weitern Artikeln aus der Geographie und Völkerkunde erwähnen wir noch „Erdkunde", mit zwei Karten und einer Porträttafel: „Geographen", „Erfurt", „Erzgebirge", „Eskimo", „Esthland", „Etrurien", „Euphrat", „Finnland", „Flandern", „Florenz", „Frankfurt a. M.", „Frankreich". Der letztere Sammelartikel umfaßt auf 53 Seiten 34 Abschnitte, die bis auf die neueste Zeit ergänzt sind, sogar Ereignisse des Jahres 1904 finden sich schon verzeichnet. Daß die Technik durch eine große Anzahl von Abhandlungen vertreten ist, dürfte bei dem ständigen Fortschritt auf diesem Gebiete selbstverständlich erscheinen. Fragen von allgemeinem Interesse behandeln die Artikel „Evangelischer Bund", „Ferienkolonien", „Finanzwesen", „Flagge", „Flottenvereine", „Fortbildungsschulen", „Fortschrittspartei". Daß auch dieser Band der neuen Auflage durchgehends neu bearbeitet und bedeutend erweitert ist, beweist wohl schon die Zunahme von 26 Tafeln.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Ankermann, Bruno, Pfarrer. Goethes Stellung zum Christentum. Vortrag. Thomas & Oppermann. Königsberg i. Pr. 1902.

Asmus, Martha. Der Liebe Launen. Preis 2 Mark. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903.

Baumann, Dr Julius. Neuchristentum und reale Religion. Eine Streitschrift wieder Harnack und Steudel nebst einem Katechismus realer Religion. Emil Strauß. Bonn 1901.

Beeker, Käthe van. Fräulein Schulmeister und andere lustige Liebesgeschichten. Hinstorffsche Hofbuchhandlung Wismar 1902.

Berg, M. St. (Mathilde Gräfin Stubenberg): Der arme Wenzl. Georg Weiß. Cassel 1904.

Bergmann, H. Das Erwachen. Roman. Georg Wigand. Leipzig.

Bode, Dr Wilhelm. Goethes bester Rat. Ernst Siegfried Mittler & Sohn, Berlin 1903.

Bonne, Dr Georg. Unsere Trinksitten in ihrer Bedeutung für die Unsittlichkeit nebst deren Folgen. Preis 25 Pf. Chr. G. Tienken, Leipzig 1901.

Breithaupt, Adolphine. Das goldene Buch der Frau. Ein Freund und Berater in allen Verhältnissen des Lebens im Hause und in der Gesellschaft. Preis 3 Mark. B. Richer, Chemnitz 1904.

Castle, Eduard. Zur Einführung in Ferdinand Raimunds Werke. Mit 4 Bildnissen, einem Brief und einem Kompositionsentwurf nach der Handschrift, sowie einer Abbildung des Wiener Denkmals.

Sonderabdruck aus: Ferdinand Raimunds sämtliche Werke in drei Teilen. Herausgegeben von Eduard Castle. Max Hesses Verlag, Leipzig.

Cronberger, Bernhard. Städt. Lehrer in Frankfurt a. M. Praktische Naturkunde des Haushalts. (Haushaltungskunde.) Zum Gebrauch in Volks-, Mittel- und Haushaltungsschulen. Mit einer Nahrungsmitteltabelle und 22 Abbildungen im Text. Als Manuskript auf der Kochkunstausstellung zu Frankfurt a. M. 1894 preisgekrönt. Preis geh. 1 Mark, geb. 1,20 Mark. 2. erweiterte Auflage der „Haushaltungskunde". Verlag von Otto Salle, Berlin 1903.

Doll, Dr K., in Karlsruhe. Die häusliche Pflege bei ansteckenden Krankheiten, insbesondere bei ansteckenden Kinderkrankheiten. Drei Vorträge. Erstes bis zwanzigstes Tausend. Preis 40 Pf., v. 100 Exemplaren an 35 Pf., von 200 Exemplaren an 30 Pf., von 500 Exemplaren an 25 Pf., von 1000 Exemplaren an 20 Pf., von 2000 Exemplaren an 18 Pf. Druck und Verlag v. R. Oldenbourg. 1903, München u. Berlin.

D'Esterre-Keeling, Elsa. Der Philosoph im Steckkissen. Preis 3 Mark. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1903.

Eine deutsche Frau und frühere Katholikin. Was halten die Protestanten von Maria der Mutter Jesu? Preis 30 Pf. Edwin Runge, Gr.-Lichterfelde-Berlin 1902.

Ferien-Bilderbuch von über Land und Meer. Mit 150 Abbildungen von L. Main. Preis 1,50 Mark. Deutsche Verlagsanstalt Berlin, Stuttgart, Leipzig.

Frank, Josepha. Der Trompeter von Baden. Ein Badener Roman. Preis 3 Kronen. Österreichische Verlagsanstalt Wien-Leipzig.

Hielliebe, Werthe und Getreue, hierdurch thun wir Euch allen kund und zu wissen: es ist unser ernster Wunsch und Wille, daß Ihr Euch allezeit eynes reynen Mundes und gesunder Zähne befleyßiget, denn selbe synd gleichsam die Grundveste von des Körpers und Geystes gedeylicher Wohlfahrt, — daß Ihr insonderheyt seglichen Abend vor Schlafengehen die Zähne seyn säuberlich putzen und den Mund reyn machen möget, so am besten geschicht mit dem vieledelen, altrühmlichst bekannten „Odol", welches izt sowohl in deutschem als auch in welschem Lande von jedermann mit Nutzen angewendet und weyt und breyt höchlichst gepriesen wird.

Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten 2c. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) 2c. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Fuchs, Dr Bernhard. Kaiser Wilhelm, Professor Delitzsch und die Babylonische Verwirrung. Preis 90 h = 75 Pf. Sechstes bis zehntes Tausend. Verlag der Sammlung moderner Kampfschriften, Wien XVIII, Sternwartestraße Nr 45.

Gerdes, Marie. Weil ich ihm alles gab. Geschichte einer Liebe. Preis brosch. 1 Mark. Axel Junker Verlag, Berlin 1902.

Georgy, Ernst. Fräulein Mutter. Ein Tendenzroman. 5. Auflage. Preis 2 Mark, geb. 3 Mark. Richard Eckstein Nachf. (H. Krüger), Berlin W 57.

Goebeler, Dorothee. Weiber. Beiträge zur Psychologie der Frau. Karl Victor, Cassel 1902.

Goldstein, Dr Jul., Privatdozent an der Technischen Hochschule in Darmstadt. Die empiristische Geschichtsauffassung. David Humes mit Berücksichtigung moderner methodologischer und erkenntnistheoretischer Probleme. Eine philosophische Studie. Preis 1,60 M. Verlag der Dürrschen Buchhandlung, Leipzig 1903.

Gubalke, Lotte. Die Bilsteiner. Umschlagzeichnung v. A. Wagner. Karl Victor, Hofbuchhandlung. Cassel 1902.

Hartenstein, Anna. Die Freundin. Roman. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart und Leipzig.

Hessel, Karl. Deutsches Lesebuch für höhere Mädchenschulen. Vorstufe. A. Marcus & E. Weber. Bonn 1901.

Hilm, Karl. Giordano Bruno. Ein Drama in fünf Aufzügen. Otto Lehmann Verlag Renaissance, Schmargendorf-Berlin.

Hoffmann, Max. Hochzeitnacht. Geschichten in Moll und Dur. Schlesische Verlagsanstalt von W. Schottländer, Breslau 1903.

Janitschek, Maria. Aus Aphroditens Garten Bd. 1. Maiblumen. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig.

Janitschek, Maria. Die neue Eva. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

Judeich, Helene. Neu-Germanien. Zukunftsschwank aus dem Jahre 2076 in 2 Akten. Holze & Pahl. Dresden 1903.

Julius, Karl. Eulalias Geschichte und andre Gedichte. Ein Brockenhausgruß. L. Froboen, Berlin SW. 1901.

Katscher, Leopold. Bertha von Suttner. Die „Schwärmerin" für Gute. Mit Porträts und einer Anzahl von Gedankenperlen. Preis 0,50 Mark. E. Peterson. Dresden 1903.

Kohn, Albert. Unsere Wohnungs-Enquete im Jahre 1902. Im Auftrag des Vorstandes der Ortskrankenkasse für den Gewerbebetrieb der Kaufleute, Handelsleute u. Apotheker. Berlin 1903.

König, Karl. Im Kampf um Gott und um das eigene Ich. Ernsthafte Plaudereien. Paul Waetzel, Freiburg i. Bg. Leipzig 1903.

Külpe, Frances. Mera Minajew. Kämpfe einer Mädchenseele. Roman. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,

Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Kessling Vorsteherin. 1—2, Freitags 1—4.

« « Alte Sprachen. » »

Privatunterricht für Erwachsene.

Methode und Lehrgang richten sich nach den jeweiligen Zielen des Schülers.

Angestrebt wird durchgehender Aufbau auf der Lektüre.

Schriftliche Meldungen an

Dr phil. Max Maurenbrecher.

Schöneberg-Berlin, Brunhildstraße 8.

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt, Lauterberg (Harz).

Sanat. für Nerven-, Frauen-, chr. innere Krankheiten, Erholungsbedürftige, erweitert und neu eingerichtet. **Dr. Otto Dettmar.**

Hera

D. R.-P. 94 272.

9 goldene und andere Medaillen, 2 Ehrenpreise.

Beseitigt den **starken Leib u. Hüften** u. gibt eine **stolze, elastische Haltung.** Vorzüglichster Korsettersatz f. jede Dame.

Maß: Nr I unter der Brust, II Hüfte gemessen.

Beste Reformhose ohne Klappe.

Agn. Fleischer-Griebel.

BERLIN, Breitestr. 28a, II.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, **Berlin SW., Halleschestr. 17,** I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk. an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen v. Herrn Pastor **Schmidt, SW.,** Yorkstr. 66 I und Herrn Pastor **Pless, SW.,** Teltower Str. 21 III.

Fr. **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Digitized by Google

Leiden Sie an Raummangel?

Dann fordern Sie sich **gratis** und **franko** Preisliste I über **Jaekel's** berühmte, mühelos zusammenlegbare **„Schlafe patent"-Möbel** in allen Formen.
☞ Unentbehrlich in Familien, Hôtels, Pensionaten usw.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,
BERLIN, Markgrafenstrasse 20. **MÜNCHEN**, Blumenstrasse 49.

Ligue féminine Romande. Le massacre des Oiseaux. Appel aux femmes. W. Kündig & Fils, Genf 1903.

Maurer, Walburg. Bernhard. Roman. Verlag von Alexander Duncker. Berlin 1901.

Möbius, Dr P. J., Nervenarzt in Leipzig. Über den Kopfschmerz Preis 1 Mark. Verlag von Karl Marhold. 1902. Halle a. S.

Ritter, Anna. Margherita, Novelle. Illustriert von Richard Mahn. Preis 1 Mark. Verlag von Ernst Keils Nachfolger, G. m. b. H., Leipzig.

Schick, Eugen. Aus stillen Gassen und von kleinen Leuten. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

Schwabe, Jenny. Im feindlichen Leben, Roman. Preis 8 Mark. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

Simon, Elisabeth. Der erzieherische Wert der Musik. Preis 1 Mark. Preuß & Jünger, Breslau 1902.

Steyregger, Sepp. Die Peri. Roman. Preis 3,50 Mark. Österreichische Verlagsanstalt Wien und Leipzig 1903.

*** Die gute und die schlechte Erziehung in Beispielen. Friedrich Lieweg & Sohn, Braunschweig 1902.

Straßburger, Egon H. Von der Lieb. Gedichte. Josef Singer. Straßburg i. Els.

Tiefenberg, M. von. Das Weib. Mysterium. Karl Duncker, Berlin W.

Volbehr, Lu. Führe uns nicht in Versuchung. Geschichten. Hermann Seemann Nachfolger, Leipzig 1902.

Wiedemann, Franz. Wie ich meinen Kleinen biblische Geschichten erzähle. Schulband 1,80 Mark, Geschenkband 2 Mark. Neue Bearbeitung 16. Auflage. Mit Bildern von J. Schnorr von Carolsfeld. C. C. Meinhold Söhne, Dresden 1903.

Originalrezept. — Lombardische Suppe. Für 1 bis 2 Personen, in 10 Minuten herzustellen. Eine halbe Maggi-Bouillonkapsel wird in reichlich 1/4 Liter kochendem Wasser zu Kraftbrühe aufgelöst. Inzwischen röstet man in flacher Pfanne 3 bis 4 Weißbrotscheiben in Butter, nimmt sie heraus, gießt die Kraftbrühe zu der braunen Butter, schlägt vorsichtig 2 bis 3 frische Eier hinein, so daß die Dotter ganz bleiben und gibt wenig Pfeffer und Salz darüber. Wenn das Weiße anfängt, sich zusammenzuziehen, nimmt man die Pfanne vom Feuer, rührt 4 bis 5 Tropfen Maggi's Würze in die Suppe, taucht die gerösteten Brotscheiben hinein, streut Parmesan- oder Schweizerkäse darüber und gibt die sehr wohlschmeckende, nahrhafte und leicht verdauliche Suppe sofort in der Pfanne zu Tisch. Nimmt man 3 Eier und 4 Brotscheiben pro Person, so stellt das Gericht eine vollständige Abendmahlzeit dar. A. E.

Die **armen Handweber Thüringens** offerieren:

Reinleinene Damast-Tischdecken
mit dem eingewebten Kyffhäuser-Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen.
Grösse mit geknüpften Fransen 170×170 cm.
Preis Mk. 10.—.

Tischdecken
mit reizender Kante und mit eingewebter Wartburg
mit Fransen 175 cm lang und 150 cm breit.
In Reinleinen **Mk. 12.—**, in Halbleinen **Mk. 11.—**.

Altthüringische Tischdecken
mit der Wartburg eingestickt.
Grösse 160×160 cm. **Preis Mk. 10.—.**

Altthüringische Tischdecken
mit Sprüchen eingewebt.
Grösse 160×160 cm. **Preis Mk. 8.—.**

Altthüringische Tischdecken
mit geknüpften Fransen.
Grösse 160×160 cm. **Preis Mk. 6.—.**

Diese Decken aus dem allerbesten Material und in wunderhübschen Farbenstellungen verfertigt, sind ein würdiger Schmuck für jedes Zimmer. Wir bitten herzlich um gütige Aufträge, gilt es doch, einer notleidenden Arbeiterklasse Arbeit und Brot zu verschaffen.

Thüringer Hand-Weber-Verein zu Gotha.

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar
(vormals im Comeniushause).
Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in **Kassel.**

Sanatorium für nervenleidende und erholungsbedürftige Damen.
R 19 R **„Meienberg"** bei **Rapperswil-Jona** am **Zürichsee.**
Dr Siglinde Stier, dirig. Arzt. **Natalie Hiller**, Oberin.

Gesangschule von
Emily Hamann-Martinsen
(Lehrerin an Prof. E. Breslauer's Konservatorium)
Ausbildung: Oper-, Konzert- und Salongesang
Anmeldung: Bülowstr. 88 für das Sommersemester und Damenchor tägl. 1—3 Uhr.

Digitized by Google

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

1. Für eine höhere Mädchenschule in Schlesien wird für sofort gesucht eine ältere, schulerfahrene Lehrerin mit sehr gutem Englisch und wenn möglich Französisch. Gehalt 14—1500 Mark. Für dieselbe Schule eine jüngere Lehrerin für Mittelstufe mit gutem Französisch. Gehalt 1200 Mark.

2. Für eine höhere Mädchenschule in Ostpreußen wird bis 1. 7. oder 1. 8. 1904 eine Lehrerin mit gutem Englisch gesucht. Gehalt 12—1400 Mark.

3. Für eine höhere Mädchenschule in Mecklenburg wird eine Oberlehrerin gesucht. Hauptfach Französisch 22 Stunden wöchentlich. Gehalt 1600 Mark.

4. Für eine höhere Mädchenschule bei Kreuznach wird bis 1. 7. oder 1. 10. 1904 eine Lehrerin gesucht mit im Ausland erlernten Sprachen. Handarbeit und Turnen erwünscht, etwa 40 Schülerinnen. Anfangsgehalt mindestens 1200 Mark.

5. Eine Familie in Brasilien sucht zum baldigen Antritt eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zum Unterricht für 5 Knaben von 7—12 Jahren und 1 Mädchen von 5 Jahren Gehalt 1200 Mark und freie Station und freie Reise.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt des

Pädagogischen Verlages von Ernst Wunderlich (H. Wunderlich) in Leipzig

bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Leser hiermit angelegentlich empfehlen.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung! Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Steppdecken

kauft man am preiswert. nur direkt in der Fabrik 72 Wallstraße 72, wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. B. Strohmandel, Berlin S. 14. Illustr. Preiskatalog gratis.

Das Rote Kreuz Bayern,

München, Oberin Schw. v. Wallmenich, nimmt kath. u. ev. Deutsche 19—35 J. auf z. Krankenpflege, Kinderbewahrung u. zugehöriger Verwaltung (Bureau, Küche, Wäscherei, Näherei u. ganze Oberleitung). Theor. u. prakt. Ausbildung; 236 Schwest. Ethische u. materielle Vorteile e. wohl fundierten Genossenschaft u. doch größtmögliche persönl. Selbstbestimmung.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

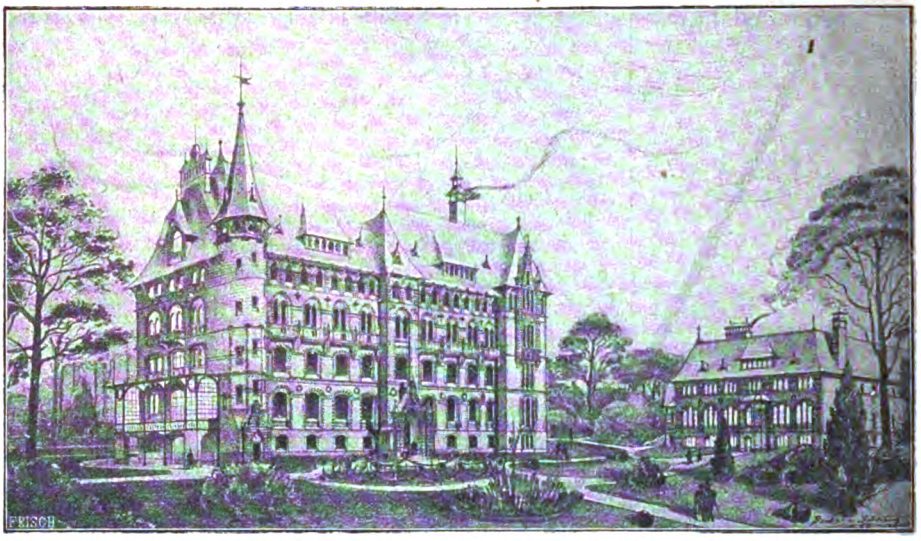
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr; für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

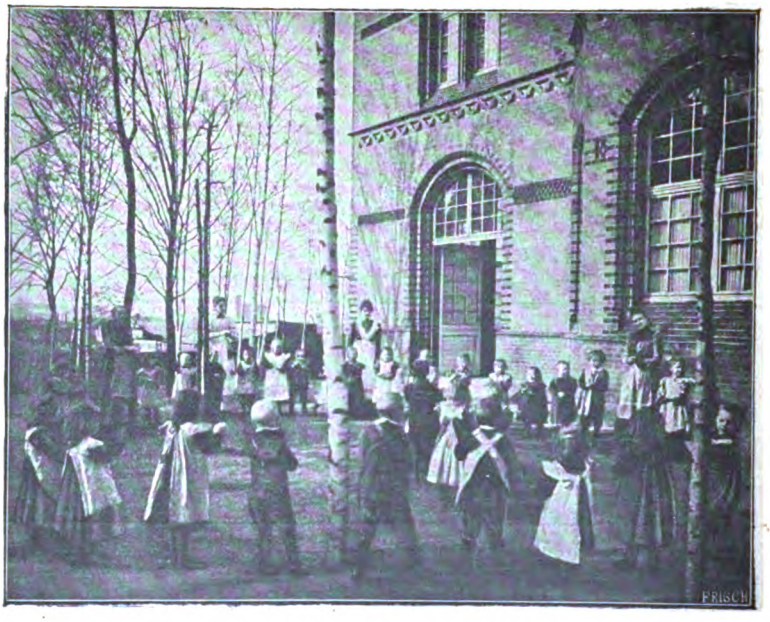
Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse,
Vermittlungsklasse,
Kindergarten,
Säuglingspflege,
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 9 Juni 1904

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Der internationale Horizont der Frauenbewegung.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Die deutschen Frauen rüsten zum internationalen Kongreß. Zum erstenmale zeigt sich unsere verhältnismäßig junge deutsche Frauenbewegung als ein Glied jener großen Gemeinschaft, die, ein lebendiges Zeugnis für die weltumfassende Macht unserer Sache, die Frauen der Kulturländer verbindet.

Man schätze die Bedeutung dieses Schrittes für unsere deutsche Frauenbewegung nicht gering. Sie wird sich nicht erschöpfen, ja, sie beruht vielleicht nicht einmal in erster Linie in den tatsächlichen Ergebnissen, die sich aus der internationalen Erörterung von Einzelfragen der Frauenarbeit, der Frauenerziehung, der Frauenrechte ergeben werden. Viel gewichtiger erscheint die Tatsache dieses Kongresses, wenn man ihn im Zusammenhang der Gesamtgeschichte unserer Bewegung betrachtet, als ein Symptom, an dem ihr eigentlicher Inhalt, ihre durch nationale Grenzen nicht zerschnittene Einheitlichkeit zum Ausdruck kommt.

Denn es dürfte vielleicht in der Geschichte der Ideen und der Völker kaum eine Bewegung geben, die sich aus der Gesamtheit der kulturellen, d. h. der wirtschaftlichen und geistigen Bedingungen in allen Ländern so durchaus spontan entwickelte und dabei in ihren großen Zielen solche unbedingte Übereinstimmung zeigte. Jede kulturgeschichtliche Neubildung hat mehr oder weniger ihren Mittelpunkt in einem einzelnen Volk gefunden. Sie hat den Charakter ihrer nationalen Herkunft auch da bewahrt, wo sie die Grenzen ihres Heimatlandes mächtig überflutete; sie hat sich auf fremdem Boden nicht in gleicher Fülle und Reinheit gestalten können. Man denke etwa an die Renaissance, die von den germanischen Ländern nicht in ihrem eigentlichen Sinn, in ihrer edlen menschlichen

Digitized by Google

Allseitigkeit erfaßt werden konnte, sondern von mächtigeren geistigen Impulsen in Fesseln geschlagen, im Dienst rein religiöser Bedürfnisse aufging.

Anders die Frauenbewegung. — Wohl vermögen wir hier und da Fäden aufzuzeigen, die von Land zu Land gesponnen, auf einen Mittelpunkt zurückführen. Wir sehen die ersten Keime einer „Frauenbefreiung" durch den Sturmwind der französischen Revolution über den Kontinent, ja über den Ozean getragen, wir erkennen, wie stark die Gedanken von John Stuart Mill über die Hörigkeit der Frau die theoretische Formulierung der Frauenfrage, die Beweisführung in dem Kampfprogramm der Frauen in Deutschland, in Dänemark, in Holland, in Polen beeinflußt haben. Bot doch das Bekanntwerden seines Buches, wie es in Deutschland durch die Übersetzung von Jenny Hirsch, in Dänemark z. B. durch die 1869 bereits erscheinende Übersetzung von Georg Brandes vermittelt wurde, die Anknüpfung für eine erste im strengeren Sinne wissenschaftliche Erörterung des Programms nicht nur nach seiner wirtschaftlichen Seite, sondern nach seinen sozialen und geistigen Gesichtspunkten.

Aber so deutlich wir in dem großen theoretischen Unterbau, auf den die Frauenbewegung der einzelnen Länder im Laufe der Zeit sich zu stützen gelernt hat, die Steine erkennen, die aus den Systemen der radikalen französischen Staatstheoretiker, des großen englischen Philosophen hineingefügt sind, viel mehr überwiegt doch in jedem Lande das, was seine Frauen — und seine Männer aus eigner ursprünglicher Erfahrung und Erkenntnis, aus eigenem Kraftgefühl und eigenem Leiden, aus eigenem Ringen um neue soziale Anschauungen diesem Gedankenbau gegeben haben. Wenn irgend etwas uns von der historischen Notwendigkeit unserer Sache zu überzeugen vermag, wenn irgend etwas zu einem unwiderleglichen Zeugnis für sie wird, so ist es die Tatsache, daß wir die Frauenbewegung in einem bestimmten Zeitraum unter den verschiedensten Nationen, ohne daß eine Übertragung nachweisbar wäre, erwachen sehen, ja mehr noch, daß wir das einmal aufgestellte Prinzip, die einmal erhobene Forderung aus einer inneren Notwendigkeit heraus sich in der gleichen Weise auf den verschiedensten Gebieten des geistigen, des sozialen, des politischen Lebens entfalten sehen.

Und wie vollzieht sich diese Entwicklung? Wir sehen, wie in den ersten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts fast überall Frauen, in denen die inneren Ansprüche des Weibes, der Persönlichkeit, besonders stark und elementar ihr Recht begehren, zu dem Gedanken erwachen, daß die moderne geistige und wirtschaftliche Entwicklung der Frau Würde und Bedeutung nehmen muß, wenn es ihr nicht gelingt, unter den neuen Bedingungen einen neuen Inhalt für ihr geistiges Leben, ein neues Arbeitsfeld für ihre Kulturleistungen zu erobern. Es liegt für uns, die wir die Verantwortung für unsere Ziele mit Millionen teilen können, etwas Grandioses und zugleich unendlich Ergreifendes in dem Schicksal dieser Frauen. Sie alle, die stolze und leidenschaftliche Idealistin Mary Wolstonecraft, oder die „Mutter der Armen" Laura Mantegazza, oder Mathilde Fibiger in Dänemark, begannen den Kampf für das innere Heiligtum ihrer Persönlichkeit gegen eine Welt von durch Jahrtausende gefestigten sittlichen und sozialen Begriffen, ohne Ahnung von einander, ohne die mächtige Stütze, den gerade für sie so unendlich wertvollen Rückhalt der Überzeugung, nicht allein zu sein. Jede von ihnen hat das neue Land selbst entdecken, den Glauben an ihre Sache ganz aus eigner Kraft bestreiten müssen. So kämpften sie für die Millionen von Frauen, die jetzt über die Grenzen ihres Vaterlandes hinweg, sich die Hand zum festen Bunde gereicht haben — für das, was jetzt ein Massenideal geworden ist, allein mit ihrer Persönlichkeit haftend.

Digitized by Google

Wohl mag der Rückblick auf diese ersten ein mächtiger Faktor für die Überzeugung werden, daß der tiefste Inhalt der Frauenbewegung, ihr eigentlicher Kern, nicht an die Nationalität gebunden ist. Klingt doch über die Jahrzehnte herüber die Kunde von der ersten Befestigung ihrer Grundgedanken in einer lebendigen Persönlichkeit für die Frauen aller Länder mit fast dem gleichen Klange. Ob es aus der sittlichen Genialität der Mary Godwin heraus formuliert wird, „wenn die Frau nicht durch

Marie Stritt,
Vorsitzende des Bundes deutscher Frauenvereine.

Erziehung dahin geführt wird, die Gefährtin des Mannes zu werden, so wird sie den Fortschritt von Kenntnis und Moral aufhalten; die Wahrheit muß allen gemeinsam sein, oder sie wird wirkungslos in ihrem Einfluß auf die Gesamtheit" — ob in dem tiefen Sehnsuchtsruf der Mathilde Fibiger „wüßtet ihr nur, was es heißt, ein Kind zu sein an Verstand und Erkenntnis, aber begabt mit dem göttlichen Willen und dem Sehnen, Göttliches zu schaffen"; ob aus dem unklaren Pathos der simonistischen Bewegung die bange Frage nach der „Mutter" erschallt, in der die geschlechtliche Hörigkeit der Frau

Digitized by Google

überwunden sein wird, ob Rahel Varnhagen in dem schmerzlich empfundenen Zwiespalt ihres äußeren Schicksals und ihrer geistigen Ansprüche bitter klagt, „es ist Menschenunkunde, wenn die Leute sich einbilden, unser Geist sei anders und zu andern Bedürfnissen konstituiert und wir könnten zum Exempel ganz von des Mannes oder Sohnes Existenz mitzehren", — in all diesen Zeugnissen wird das gleiche tiefste innere Erleben zur Frage, zur Forderung, zur Zukunftssehnsucht.

Und die Geschichte der Frauenbewegung in den einzelnen Ländern hat gezeigt, daß *jede* Nation, jede Kultur nicht nur diese *Frage aufzuwerfen*, sondern daß sie diese Forderung als ein Ferment für soziale Gestaltungen aufzunehmen vermochte. Es scheint fast, als ob, nachdem der Gedanke einmal ausgesprochen war, ganz besonders glückliche Umstände die allgemeinen sozialen Bewegungen hervorriefen, die ihn in das praktische Leben hinein zu tragen vermochten. Wir denken daran, wie der Enthusiasmus der Antisklaverei-Bewegung in den Vereinigten Staaten, wie die sozialen Kämpfe von 1848 in Deutschland, die nationalen Unabhängigkeitskriege Italiens, wie das allmähliche Erwachen des finnländischen Volkes zu nationalem Selbstbewußtsein die Forderungen der Frau nach Anerkennung ihrer geistigen und bürgerlichen Persönlichkeit auf den Kampfplatz der Zeit drängten. So sehr dieser Zusammenhang einerseits die Frauenbewegung mit den besonderen Kämpfen und Schicksalen einer jeden Nation verknüpft, so sehr er dazu geholfen hat, ihren besonderen nationalen Charakter in den einzelnen Ländern zu bilden und auszuprägen, so deutlich er uns zeigt, daß sie nur aus dem Boden nationalen Lebens heraus ihre beste Kraft empfängt, so klar geht doch aus der Verknüpfung des Kampfes der Frau mit dem Kampf moderner, zum demokratischen Bewußtsein erwachter Völker hervor, daß die Frauenbewegung an einen nicht nur national begrenzten, sondern einen Fortschritt der *Menschheit* gebunden ist, an die Verwirklichung eines neuen *menschlichen* Ideals: „ein Kulturdasein aller, gegründet auf das Recht der freien Persönlichkeit."

Wie der Gedanke der Befreiung der Frau und wie seine erste historische Verwirklichung in den verschiedenen Ländern ähnlichen Charakter trägt, den gleichen sozialen und geistigen Grundbedingungen untersteht, so entfaltet sich auch der *Inhalt* dieses Gedankens in allen Ländern zu den gleichen praktischen Forderungen und Bestrebungen. Auch hier ist der Horizont ein internationaler. Die Begründung des Allgemeinen deutschen Frauenvereins stand unter dem Zeichen des Wortes von Auguste Schmidt: „Wir verlangen, daß die Arena der Arbeit auch für unser Geschlecht erschlossen werde. Wir verlangen, daß die Arbeit für eine Pflicht und eine Ehre der Frau gehalten werde"; der Name eines der ersten holländischen Frauenvereine „Arbeid Adelt" deutet auf die gleiche geistig wirtschaftliche Grundlage. Aus demselben Geist heraus sieht Anna Jameson es als eine unerträgliche Erniedrigung an, daß die Frau nur „als Anhang und Zierrat von des Mannes äußerer Existenz" betrachtet werde, anstatt als „eine Gefährtin seines Lebens und alles dessen, was in dem wahren Sinne dieses Wortes beschlossen liegt."

Es entspricht diesem Bewußtsein, wenn die ersten Organisationen der Frauenbewegung in den einzelnen Ländern, wenn die von Shaftesbury gegründete Gesellschaft zur Förderung des Frauenerwerbs, der Fredrikka Bremer-Bund in Norwegen oder die Frauenerwerbsvereine in Deutschland zu allererst die Eröffnung einer Reihe neuer Berufe für die Frauen sich zum Ziel setzten. Hier berührte sich überall die bürgerliche Frauenbewegung, die fast in allen Ländern ihren Ursprung bei Frauen hatte, die von der

Digitized by Google

eigentlichen wirtschaftlichen Not persönlich unberührt waren, mit dem Schicksal der Tausende, die bereits von der Industrie in Besitz genommen waren. Überall stellte man diese Forderung: Erschließung neuer Berufe, zugleich unter dem Gesichtspunkt, daß das Überangebot ungelernter Arbeit in den niederen sozialen Schichten zu der Frauennot führten, von der die zu sozialem Bewußtsein erwachte Frau der höheren Stände zum erstenmale mit Entsetzen und Empörung Kenntnis nahm. So hat

Hedwig Heyl,
Vorsitzende des Berliner Lokalkomitees.

Laura Mantegazza in Italien zuerst die Not der Arbeiterinnen durch Begründung von Bildungsstätten, von Genossenschaften zu lindern versucht, während Luise Otto-Peters mit seltenem sozialpolitischem Weitblick von einer Organisation der weiblichen Arbeit gesprochen hat.

Die andere Seite der Befreiung, nach der die in ihren besten Kräften gebundene Persönlichkeit der Frau verlangte, — auch das wurde in allen Ländern gleichmäßig empfunden, — lag auf dem Gebiet der Bildung. Was Salvatori Morelli, den die

Digitized by Google

Frauen Italiens wohl als ihren John Stuart Mill verehren mögen, in seinen letzten Lebensjahren aussprach: „Man muß der Frau eine gründliche Bildung geben, man muß ihr einen Einblick in die Geheimnisse der Wissenschaft vermitteln, insofern sie das Verständnis der Wirklichkeit ermöglicht und zur Gewinnung einer Weltanschauung führt", das vertritt die Französin Maria Desraimes, wenn sie klagt, daß die Frau in der sozialen Arbeitsteilung bisher noch eine „verlorene Kraft" sei, daß sie noch lange nicht alles gegeben habe, was die Kultur von ihr empfangen könnte, wenn man ihrem intellektuellen Leben seine Entfaltungsmöglichkeiten schüfe; und in dem gleichen Sinne zieht Luise Otto aus ihrer Forderung, daß die Frauen an den Interessen des Staates teilnehmen sollten, zunächst die Konsequenz auf eine Bildung, die ihnen diese Interessen verständlich machte. Der Anspruch der Frau an das volle Bürgerrecht in dem unsichtbaren Königreich geistigen Schaffens und Empfangens ist von den gestaltenden Mächten des 19. Jahrhunderts überall, in allen Ländern, und in jedem einzelnen unabhängig, zur Geltung gebracht worden; das gibt diesem Anspruch seinen kulturgeschichtlichen Charakter, seine eigentümliche Berechtigung.

Die Frau, die im sozialen Leben, die als geistige Persönlichkeit etwas anderes und neues geworden ist, steht auch in der innigsten Lebensgemeinschaft mit dem Mann als eine andere da; was sie als Mensch gewonnen hat, muß zurückwirken auf ihr Dasein als Weib, als Geschlecht. Schon Mary Godwin hat die Konsequenz aus der Umbildung des individuellen Verhältnisses zwischen Mann und Weib sowohl nach der rechtlichen Seite, als nach der sozial-ethischen gezogen; schon sie hat verlangt, daß der Mutter das gleiche Recht über ihre Kinder zustehen müsse, wie dem Vater, und die Forderung gestellt, daß die Gemeinschaft von Mann und Weib auf durchaus freier, innerlicher Übereinstimmung, nicht auf Unterordnung der Gattin unter den Gatten beruhen müsse. Ihr Zeitgenosse in Deutschland, Theodor Hippel, protestiert geistreich gegen die „Gesetzes-Galanterien", die die Frauen „ihr Lebelang zur Würde alter Kinder erhöhen" und die Ehe, das „arctissimum vitae commercium" von vornherein unter prekäre Bedingungen stellen. Die ersten praktischen sozialreformatorischen Anfänge der Frauenbewegung sind in allen Ländern mit einer Agitation zur Veränderung der familienrechtlichen Lage der Frau verknüpft. Schon um die Mitte des 19. Jahrhunderts fand dieser Gedanke in England und Amerika energische und erfolgreiche Vertretung, und um dieselbe Zeit, da der liberale Abgeordnete Lars Hierta in Schweden für die Gleichstellung der Frau als Gattin und Mutter wirkte, erhoben sich die Frauen in Frankreich gegen den Code civil.

Aber wie Mary Godwin, so hatte auch die erste große Frauenkonvention in den Vereinigten Staaten, die Versammlung von Seneca Falls, so hatte eine der Begründerinnen der Schweizer Frauenbewegung, Marie Goegg, den Gedanken der menschlichen Gleichberechtigung der Frau auf das große und dunkle Gebiet der sozialen Sittlichkeit bezogen. Jede der Frauen, die den Kampf um die Rechte ihrer Persönlichkeit innerlich durchkämpften, mußte an diesen Punkt kommen, wo die geschlechtliche Sklaverei der Frau ihren schärfsten Ausdruck gefunden hat. Hier verkörperte sich das neue Problem in einer sozialen Institution, in der das Menschentum der Frau täglich tausendfach in den Staub getreten wurde, an der alles idealistische Streben nach Reinheit und Adel in dem Verhältnis von Mann und Weib hilflos zerschellte. Schon Mary Godwin hat mit einer bewundernswürdigen Rückhaltlosigkeit und dem hellsichtigen sittlichen Instinkt, der sie auszeichnet, leidenschaftlich die Forderung gleicher Moral

Digitized by Google

für die Geschlechter erhoben, weil nur so der sittliche Imperativ überhaupt als ein Imperativ hingestellt werden könne, und die Schweizerin Lina Beck-Bernard hat, noch weiter blickend, schon den sozialen Zusammenhang zwischen Frauenlöhnen und Prostitution erkannt. Keine der Führerinnen der Bewegung ist innerlich an dieser Frage vorbeigekommen, wenn auch manche noch nicht den Mut fand, sie fest ins Auge zu fassen. Selbst ein so sensitiver Mensch wie die greise Begründerin der modernen englischen Frauenbewegung, Anna Jameson, hat mit feiner Zurückhaltung, aber mit der Aufrichtigkeit, zu der, wie sie sagt, ihr Alter sie berechtigte, ausgesprochen, daß das gefährlichste Hindernis einer gesunden Gemeinsamkeit der Arbeit zwischen den Geschlechtern auf dem Gebiete der sexuellen Sittlichkeit läge.

Und so war es leicht zu zeigen, in wie tausendfachen Parallelen die Entwickelung unserer Bewegung in den verschiedenen Ländern verläuft und wie der gleiche Grundriß der sittlichen Gesamtanschauungen überall den Beweis liefert, daß die Impulse der Frauen ihrem tiefsten Inhalte nach einem inneren und äußeren Fortschreiten der allgemeinen menschlichen Kultur entstammen. In der Anerkennung dieses Inhalts liegt das Bewußtsein unserer Gemeinsamkeit am festesten begründet. In diesem Sinne gedeutet, zeigt der internationale Kongreß der Frauen unsere Bewegung gelöst von ihren nationalen und historischen Grenzen im Licht der ewigen Werte, die ihr im tiefsten Grunde Leben und Wärme gegeben haben. Er soll uns mehr, als es das Wort des einzelnen, als es die stillgenährte Überzeugung der vielen vermag, ein Zeugnis dafür sein, daß das beste und das innerlichste unserer Sache ihre sittliche Berechtigung ist.

* * *

Die deutsche Frauenbewegung hat seit Monaten alles aufgeboten, um dem für sie so bedeutungsvollen Ereignis eine würdige Form zu geben. Aber wenn sie dem Kongreß mit der Zuversicht auf Gelingen entgegensieht, so ist es vor allem, weil sie das Schwergewicht der gesamten Arbeitsleistung nach seiner inneren und äußeren Organisation auf die Schultern der Bundesvorsitzenden, Frau Marie Stritt, und der Leiterin des Lokalkomitees, Frau Hedwig Heyl, legen konnte. Es ist sicher die beste Konstellation, die die deutschen Frauen aus den zur Verfügung stehenden Kräften zu schaffen vermochten. Seit Jahren bewährt die Bundesvorsitzende in der Leitung eines so komplizierten Apparats, wie der zentrale Verband der deutschen Frauenbewegung ihn darstellt, ihre seltene organisatorische Begabung. Seit Jahren repräsentierte sie für die deutsche Frauenbewegung in gewissem Sinn „das Auswärtige Amt" — die verantwortliche Stelle für die „internationalen Beziehungen". Und wen hätten wir mit den gastlichen Pflichten des Kongresses besser betrauen können, als unsere „erste deutsche Hausfrau?" Auf das Wirken der beiden Frauen in unserer deutschen Frauenbewegung einzugehen, ist im Rahmen dieses Artikels nicht möglich. Es ist in dieser Zeitschrift (im Aprilheft 1901 und im Aprilheft 1895) längst gewürdigt worden. Aber ein warmes Wort des Dankes für die außerordentliche Arbeit und die Verantwortung, die der Kongreß ihnen auferlegt hat, ein Wort auch der Versicherung, wie sehr die deutschen Frauen die Bedeutung dieses Dienstes an ihrer Sache empfinden, sei ihnen auch von dieser Stelle ausgesprochen.

Digitized by Google

Sezession.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

Die Sezessions-Ausstellung dieses Jahres ist die letzte in dem kleinen schlichten Gehäus „Unterm Sturmhut" auf dem Gelände des Westen-Theaters. Die Räume sind ihr zu eng geworden. Wie sie künftig ihren Rahmen gestalten wird, ist noch nicht bekannt. Man kann aber wohl annehmen, daß sie das strenge und sachliche Prinzip des einfachen lichten, dabei intim geschlossenen Raumes wahren wird.

Das unterscheidet die Berliner Sezession von der Wiener. Die Wiener gehen durchaus auf die phantasievolle Interieurwirkung. In dem Olbrichschen Tempel, den d'Annunzios Wahrzeichen, der goldene Granatapfel, krönt, spielen alljährlich üppige dekorative Variationen. Nicht das Bild ist Selbstzweck, die Symphonie aus Decke, Boden und Wand mit Bild und Plastik ist das Ziel. Dem Gesamtkunstwerk des Raumes dienen die Kräfte.

Anregungsvolle Geschmacksfeste konnte man in diesen wechselnden Metamorphosen der Interieure erleben. Joseph Hofmann und Kolomann Moser ließen hier ihre unerschöpflichen Schmuckeinfälle sich tummeln. Und die Freiheit der leichten, nur für das kurze Leben eines Kunstfrühlings bestimmten Improvisation erlaubte dekorative Launen, die bei dem gebundenen, festgegründeten Hausinterieur nicht angingen. Wie hier weißer Putz mit metallisch lustrierten Fliesen sich verband, wie aus goldkörnigen Wänden Marmorreliefs leuchteten, wie im weißen Leistenwerk der schmalen preziösen Türen die Facetten des Kristalls funkelten, wie in der winkligen Gestaltung des Saales Kojen zum ruhigen Verweilen mit den tiefen Korbsesseln voll weichen Linienflusses sich pikant herausschnitten, wie ein jedes Kabinett durch die delikate Farbenstimmung ein Bild für sich bot, das ist unvergeßlich. Aber, wenn man aus Berlin oder München kam, dann war es doch auffällig, in welchem Kontrast zu dem hohen Geschmackswert der angewandten Kunst die Bilder an diesen liebevoll-nuancierten Wänden standen.

Die angewandte Kunst schien bei weitem zu überwiegen. Auch wenn gar keine Gemälde hingen, so hätte dieser Rahmen als Ausstellungsobjekt nichts verloren.

Im Gegensatz zu den Wienern wollen nun die Berliner die Scheidung zwischen den dekorativen Künstlern und denen, die wirklich Bild und Plastik machen. Nicht das Schmücken wird hier betont, sondern die Arbeit. Nicht Schmuckkästchen werden gebaut, sondern zwischen Wänden, die durch nichts ablenken und nur durch ruhige Neutralität wirken, werden künstlerische Resultate gezeigt.

Keine Hilfskonstruktion, keine Phantasiestimulanz, keine Suggestion durch Nebenwerke, nur das Werk: Bilde Künstler, rede nicht.

Digitized by Google

Die Wiener Sezession könnte zum Motto Verse Hugo von Hofmannsthals aus dem „Tod des Tizian" wählen:

„Und alle Früchte schweren Blutes schwollen
Im gelben Mond und seinem Glanz, dem vollen,
Und alle Brunnen glänzten seinem Ziehn
Und es erwachten schwere Harmonien . . ."

Für unsere Sezession aber gilt das Wort, das die Schwelgerischen zum Besinnen bringt: Il faut être sec, und diese Parole deutet ja auch die Lebens- und Kunstanschauung des heimlichen Kaisers der Berliner Sezession, Max Liebermanns.

In dieser Sachlichkeit, die allein dem Werk anhängt, sich nicht an Nebendinge verliert und sicher ihre Wege geht; die so in sich beruht, daß sie im Gefühl ehrlich-konsequenten Wollens, auch den Irrtum nicht fürchtet, paßt das Schmucklose und paßt die gleichmütige Ruhe, die diese Gruppe jetzt in dem tobenden Fehdegeschrei bewahrt. Keine Phrasen von der „Freiheit der Kunst" und ähnlich billige Münze wurden bei der Eröffnung verschwendet, sondern der Grundton war: arbeiten und beweisen.

An Goethes große reife Gelassenheit erinnert das, der auf die Invektiven der Brüder Schlegel nur sagte: „Wir wollen das alles, wie seit so vielen Jahren, vorübergehen lassen, und nur immer auf das hinarbeiten, was wirksam ist und bleibt . . ."

* * *

Unpathetisch und ohne Proklamation geben sich diese Ausstellungen. Die sie veranstalten, wissen selbsterkennend, daß sie nicht in jedem Jahr Ereignis und Erlebnis bereiten können. Sie haben zuviel Respekt vor allem Wirklichen; bei allem Stolz (es ist kein Hochmut des Könnens, sondern der Stolz auf ihr unbestochenes, vorurteilsfreies Wissen von künstlerischen Dingen) verletzen sie nicht die Bescheidenheit der Natur und prahlen mit Unfehlbarkeiten. Die Ernten sind verschieden, aber immer gleich ist das strebende Bemühen dieser Künstler, die eigene Art zu vertiefen und auszuprägen. Und immer wieder könnten die Uneinsichtigen hier lernen, daß Sezession keine Richtung ist, und daß es keine „sezessionistische Malweise" gibt. Einseitigkeit des Sehens und gleichmäßig patentierte Schönschrift findet sich nur bei den „Kunstbeamten".

In der Sezession werden keine Parolen ausgegeben, daß die Bäume violett gemalt werden müssen und daß sie nun „wieder grün gemalt werden dürfen", wie ein Witzbold einmal scherzte; hier kann wirklich jeder, wenn er nur die Fähigkeit hat, seine inneren Vorgänge anschauungsstark auszusprechen, nach seiner Façon selig werden, ob er nun nach realistischer Wirklichkeitstreue strebt oder ob er Visionen und Träume verdichtet, oder ob sich ihm die Erscheinungen zu Symbolen und Ornamenten wandeln.

* * *

Die Ausstellung dieses Sommers ist nicht eine der glänzendsten. Ihr fehlen die Chef d'oeuvre-Überraschungen, die oftmals hier geboten wurden, die Meisterserien, wie sie im Winter z. B. durch die Turner- und Aubray Beardsley-Kollektion fesselten. Aber diese Ausstellung hat ein gewichtiges Moment in der vornehmen, selbstsicheren Ausgeglichenheit und Ruhe, mit der die verschiedenen Temperamente hier neben einander in Farben reden. Reife spricht sich darin aus, daß gerade jetzt, da manche Erbitterung herüber und hinüber schwingt, diese Stätte rein gehalten ist vom Demonstrativen, von trotzigen Extravaganzen, von Verblüffungs- und Brusquierungsproduktion.

Digitized by Google

Die Sezessionisten sind keine absurd sich gebärdenden Most-Jünglinge mehr, sondern ernste Leute, die wissen, was sie wollen, die weder Redensarten machen, noch sich durch Redensarten einschüchtern lassen. Bemerkenswert ist auch, daß diesmal bei weitem die deutsche Kunst überwiegt, daß man ohne den Ahnenkultus der großen französischen Anreger einmal das Gegenwärtige und Eigengewachsene zeigen will.

Der Vorraum allerdings ist gastlich gestimmt. Er ward zu einer Halle der Skandinavier. Und Wache haltend grüßte sie die machtvolle Gestalt des Bogenspanners von Nicolaus Friedrich, der mit Knie- und Armgewalt und gesammelter Kraft sein Werkzeug sich zwingt.

Die Hinterwand füllen zwei große Bilder, die man mit dem Titel einer Ola Hanssonschen Novellensammlung „Nordisches Leben" nennen könnte. Von Dänen sind sie gemalt. Das eine von dem Kopenhagener Paulsen „In der Heimat", das andere von Hammershoj „Fünf Porträts". Paulsens Bild gibt Trink- und Geselligkeitshumor einer frohen Männergesellschaft, Pjolterstimmung, wie sie derb und frohbehaglich in Gustav Wiedschen Junggesellengeschichten sich regt, — die „Skål"laune der Verbrüderung und der Lieder. Es fehlt nur die Laute.

Hammerhoj, der sich bisher in seinen „stillen Stuben", den verblaßten altmodischen Interieurs, worin die Atmosphäre alter Zeiten und Geschichten schwebt, lyrisch-staffagelos gezeigt, füllt diesmal seinen Raum mit Menschen. Fünf Männer im trübschwelenden Zwielicht zweier Kerzen, schattenumhüllt, bei geleerten Gläsern. Jenes andere Stimmungsklima, das oft in Bangschen Novellen herrscht, ist hier zum Ausdruck gebracht: das Bedrängte, dumpf Versonnene. Als ob Lasten drücken, als ob eine schwere Angst sich senkt, so wirkt dies Häuflein schweigender Menschen. Und diese Köpfe, die etwas Gedrungenes, gleichsam vom Grübeln Verquollenes haben, etwas Geballtes, sie sind mit lebendigem Griff aus dem Dunkel modelliert.

Darüber zieht sich ein Fries von dem Finnen Axel Gallén. Er gibt in einem gewissen ethnographisch-primitiven Stil Landschaftsbilder. Es sind Entwürfe zu den Fresken im Mausoleum zu Björneborg. An sich stehen sie uns vielleicht ferner, aber sie haben eine nachdenkliche Bedeutung dadurch, daß sie die Erfüllung eines nationalen Auftrags und doch persönlich unkonventionell ausgefallen sind.

Noch mehr gilt das von einem Werk des Schweizers Hodler im großen hinteren Saal. Es ist für eine Festhalle bestimmt und hat eine so starke rassige Art, wie wir sie in unserer öffentlichen Kunst vergebens suchen. Es beweist, daß aus Patriotismus und Nationalbewußtsein echte Kunst hervorgehen kann, eine Wahrheit, die uns seit Schlüters Großem Kurfürsten und Heinrich von Kleists Prinzen von Homburg verloren ging und die Herr von Werner uns nicht zurück retten kann.

Hodler malt den „Rückzug von Marignano". Die Stimmung Conrad Ferdinand Meyerscher Fresken liegt über diesem Rundbogen, in dem, von Bannern farbig überflattert, trotzige Gestalten dahinziehn in gepuffter und geschlitzter Tracht, dunkelbärtig oder bartlos, mit dem scharfen Schnitt heraldischer Wappenträger. Epr klingt in dem Bild, und der Aufrechte, der mit gespreizten Beinen unerschütterli Boden zu wurzeln scheint, mit dem Lanzengriff voll Todesstärke, als müßte den Rückzug decken, ist sein Herold. Eine seltene Mischung des Menschlic Großstilisierten („Helvetia sei's Panier") steckt in dem Werk.

* * *

Digitized by Google

Zwei Stärken der Sezession sind immer die Landschaft und das Porträt.

Die Meister der Landschaft sind Liebermann und Leistikow. Liebermann bringt wieder eins seiner oft behandelten Lieblingsmotive: Reiter am Strand. Unendlicher Hintergrund, und auf schmalem Scheidestrich Bewegung der Menschen und Pferde.

Dieser Rhythmus, das Flutende, Rollende, zu dem Staccato des Rossetrabs, lockt das sprühende Temperament Liebermanns immer wieder: es schlug mein Herz, geschwind zu Pferde, und die weiße, helle, endlose Weite umspielt auflösend die Konturen. Dies huschig, im Hauch festzuhalten, die „unendlichen Schöpfungen des Augenblicks", wie sie von Licht und Luft, von allen Reflexen in ewigem Wechsel gedichtet werden, der Natur zu entreißen, das ist das Wesen des Impressionismus und darin liegt seine erregende Wirkung.

Erstaunlich ist das auch in den badenden Jungen am Strand erreicht. Das Gewimmel und Durcheinander der Figuren, alle in der Unruh und Hast des Anziehens, sonne-überflimmert, in blendender Helle schwimmend, wirkt frappant.

Dieser jähen, zuckenden, fast raubgierigen Leidenschaft, sich Beute im Fluge einzufangen, steht die träumerische Versonnenheit Leistikows gegenüber. Ihn reizen nicht die Menschen, er sucht in der Natur die „große Stille". Und im andächtig gesammelten Schauen verlangt ihn weniger nach dem im Flug erhaschten und im Blitz des Pinselstrichs wiedergegebenen Ausdruck, sondern er wird zum Bildner; er raubt die Landschaft nicht, er versenkt sich in sie und prägt sie sich aus. Dadurch kommt in seine Bilder etwas Stilisiertes. Er gibt nicht die „unendlichen Schöpfungen des Augenblicks", ihn reizt es, mehr das innere Gesicht, die Seele eines Naturausschnitts zu treffen, er horcht hinein; die heimliche Melodie will er sich einfangen und den Wald mit den Organen eines Sonntagskindes sehn. Liebermann hat die überscharfen, geweckten Sinne, die Witterung des Elementaren und aller Phänomene der Freiluft, er nimmt sie sachlich, nur vom Furor des Eroberns und Besitzens besessen; Leistikow empfängt die Erscheinungen in einem mitschwingenderen Gefühl, dem jeder Eindruck zu einem Seelenzustand wird. Liebermann identifiziert sich, soweit das einem Temperament möglich, mit der Natur; Leistikow sieht in ihr Spiegelungen seines inneren Wesens, seine Landschaften sind Gefühlslandschaften.

Mit moderneren, nuancierteren Mitteln spricht er aus, was die lieblich-einfältige Innigkeit Hans Thomas in deutschen Wäldern mit seiner einfacheren Seele empfand.

Sein herzliches Bild „Träumerei an einem Schwarzwaldsee" hängt hier altdeutsch-kleinmeisterlich unter den Werken der Jugend, ein Volkslied aus des Knaben Wunderhorn.

Sicherer Gefühlstakt gehört dazu, die reale Naturwirkung zu malen und gleichzeitig symbolische Stimmung auszudrücken. Die Stimmungswirkung muß indirekt kommen, sie muß im Bilde latent enthalten sein und unbewußt ihr Fluidum ausströmen, sonst begibt sich fatal statt echter Stimmung Stimmungsmacherei. Das zeigt sich in Martin Brandenburgs „Sommertag". Ein mächtiger, vielfältig verästelter Baum wird vom Sprühfeuer der Sonnenstrahlen durchflammt; ein schönes und reiches Thema voll lebendiger Fülle und an sich poesievoll genug. Die heimliche Poesie des Bildes zerstört der Maler dadurch, daß er in zudringlicher Personifikation die Sonnenstrahlen als Elfen leibhaftig darstellt, die durch das Gezweig klettern. Durch diese allegorisierende

Digitized by Google

und kommentierende Beigabe beschränkt Brandenburg das freie Spiel der Phantasie, das sich vielleicht zu noch reicheren Sonnenmärchen an dem Bild entzünden könnte, und nun wirkt es in seiner gewollten und unterstrichenen Poesie kalt.

* * *

Das Wesentliche dieser Ausstellung findet sich im Saal der Bildnisse.

Er ist international. Eine erlesene Vereinigung von Menschendarstellern bringt er zusammen.

Von Whistler fesselt hier eine espritvolle Charakteristik des Schriftstellers Duret, ein Zeichen der Revanche für das feinfühlige Verstehen, das dieser Delikate den Bildern des Künstlers, vor allem dem der Mutter im Luxemburg, gezeigt hatte.

Das lebensgroße Porträt im schmalen Format trifft die Mischung des Mondänen mit dem Geistreich-Künstlerischen: der Kopf mit den versonnenen feinen Augen und dem geistigen gesammelten Ausdruck und die Erscheinung im Evening dress, den Damen-Sortie über dem linken Arm und den Fächer Madames in der Hand. Ein Causeur, ein souveräner Geist in der Atmosphäre der großen Welt, wie es Whistler selbst war und Oskar Wilde, steht lebendig vor uns.

Ihm gegenüber sprüht das funkelnde Tanzfeuer des Mariettabildes von Max Slevogt. Welt und Bohème vis-à-vis. Es ist das fascinierendste Stück dieser Ausstellung. Slevogt, unser leidenschaftlichstes Koloristentemperament, hat in diesem Motiv der tanzenden Kreolin in verschleierter, umwölkter Cabaretluft ein Motiv gefunden, das fast noch dankbarer für ihn war, als das Raketenfeuerwerk seiner Don Juan-Andrade-Bilder, in denen es wetterleuchtet wie im Champagnerlied.

Marietta de Rigardo, die frappante Erinnerung unserer Künstlerredouten, ist hier in Tarantellastellung gefaßt. Auf dem biegsam-geschmeidigen Körper wiegt sich verwegen der dunkle Kopf mit dem brünetten, pikant geschnittenen Gesicht. Ein blaues Kleid rinnt flüssig an ihr nieder und verschwimmt mit den Farben des Teppichs, und darüber rieselt das leuchtende Gelb eines Crêpe de Chine-Shawls. Aus dem Hintergrund tauchen verschwommene Gestalten, darunter der Mandolinenspieler. Voll Vibration ist hier die Stimmung einer phantastischen Großstadt-Nachtillusion gebannt.

Herbe, mit strenger Hand und ernsten, schmalen Lippen erscheint gegen solch tempérament lumineux die künstlerische Physiognomie des Holländers Jan Veth.

Er ist in seiner Menschendarstellung pergamenten-lapidar wie ein alter Meister. An Holbein denkt man vor diesen unerschütterlich gemeißelten Gesichtern. Das eigentlich Malerische reizt ihn weniger, als die Prägung. Nicht die Impressionen des Momentes locken seinen auf das Stetige und Beharrende gerichteten Sinn. Die Persönlichkeit will er bannen, vom Zufälligen losgelöst, als gälte es eine Medaille für die Nachwelt zu ziselieren. Die Gesichter alter Menschen, die von Schicksals- und Zeitrunen beschrieben sind und die schon in die Ewigkeit schauen, gelingen seiner Art am besten. Er ist ein tiefer Nachzeichner der Furchen und Runzeln, und in seiner Wiedergabe wird diese Handschrift voller Rätsel beredt und deutsam.

Noch manches Abbild fesselt in diesem Saal: Kroyers Jonas Lie, gehalten, mit dem etwas säuerlichen Theologengesicht und dem Pastoren-Barett über Büchern und Papier; Werenskiolds Edvard Grieg unter dem blühenden Baum, in die Luft horchend, voll Waldweben und musikalischer Empfängnis; Zorns lebendiges Frauenbildnis; die spitzbübische, lustig-freche Nase der Tini Senders, die der ungefüge Louis Corinth in

Digitized by Google

guter Laune eingefangen und zugleich mit dem karikaturistischen Coupletgesicht in feschem Strich verewigt; Dora Hitz' Kameenporträt der Frau Eleonora von Hofmann, Stefan Georgisch, antikisch gesehen, als schaute sie vom Söller auf die Citta morte und rezitierte den Gesang der Antigone; v. Königs eigenartige Auffassung des jungen Herrn im Ästheten-Rock, halb sitzend auf dem altertümlichen Clavicembal mit der lyraförmigen, aufsteigenden Rückwand, ein Bild, das sich natürlich gibt, ohne der bei diesen Requisiten naheliegenden Gefahr des Stil-Snobismus zu verfallen.

* * *

Im freien Schlendern durch die letzten Räume mag noch einiges notiert werden.

Zwei Franzosen halten den Blick fest: Cottet und Simons. Cottet mit dem ländlichen Festtag in der Bretagne: Bäuerinnen, geputzt auf dem Feld hockend vor der ausgebreiteten Kaffee- und Obstmahlzeit, voll Kraft der farbigen Flächen, des Blau und Grün der Kostüme, das in den Farben der verstreuten Früchte wiederklingt, und des blendenden Weiß der großen Hauben, das mit dem das Gras bedeckenden Speisetuch korrespondiert. Simons mit seinem dem gleichen Klima angehörigen Ensemble: Bretonen in der Messe, voll wuchtiger Energie der Gesichter, fanatisch und ehern entschlossen, als ginge es in einen Glaubenskrieg.

Gute Plastiken sind mit sparsam-weiser Auslese verteilt.

Zu Simons Bretonen stimmt die Bronze des normännischen Fischers von Oppler (Paris). Voll Wucht und Beredsamkeit ist sie geballt, Meuniers und Rodins Schule merkt man ihr an.

Bernhard Hötger, der Künstler impressionistischer Kleinplastik, der sich bisher meist in Pariser Straßentypen versucht, als Gil Blas der Skulptur, als Charakteristiker der Camelots und der Cri de Paris, erprobt jetzt Frou-Frou-Technik. Dem graziösen Desjean, de Feure und dem Fürsten Troubetzkoi eifert er nach in der vehement gegriffenen Statuette der sitzenden Dame, die von dem Schleppen- und Volantgewirbel ihres Kleides umrauscht wird wie von kosigen Wellen.

Max Kruse stellt eine Holzskulptur eines bekannten Berliner Publizisten aus, die zeigt, daß der Künstler kein Schönredner ist; er gestaltet mit ihr eine Kreuzung aus Uzanno und Schächer von unheimlicher Lebendigkeit. Weniger glücklich aber wirkt seine Eingebung für die Büste des Reichsbankpräsidenten Dr Koch. Es ist Stilvergreifen, den kurzhalsigen, bürgerlichen Bonhommekopf dieser kleinen Exzellenz auf einem monumentalen Marmorgrundstein aufzupflanzen.

Zum Verweilen laden die fein empfundenen, weich aus ihrer Fläche aufwachsenden Reliefs der Dubois'schen Plaketten, vor allem der Platte les lys, ein.

Nur flüchtig kann zum Schluß auf die Gruppe der ornamentalen Künstler hingewiesen werden, die aus den Lebenserscheinungen der Dinge und Menschen das Dekorative herausschmecken und es zierlich umschreiben.

Eine karessante Hand für solche Kalligraphien und Miniaturen beweist Karl Walser. Feine Bildchen zeigen seine Art. Ein Medaillon „Am Fenster" im Somoff-genre als preziös-altmodisches Echo du temps passé, mit Tränenweiden in der ziselierten Perlschrift, die man auch bei Aubray Beardsley findet; dann die Perspektive einer Straße im Schnee mit Laternen, mit subtiler Feinschmeckerei in der Verengung der Parallelen, die wie eine Linienvignette wirken. Der Meister solcher Kunst aber ist

Digitized by Google

der Münchner Strathmann. Er arbeitet mit der Juweliertechnik des Gentile da Fabriano, er ist ein „stiller Goldschmied und silberner Filigranarbeiter", doch das Endziel des minutiösen Bastelns ist die Parodie. Hier sehen wir von ihm ein Panorama des heiligen Franziskus von Assisi, der den Vögeln predigt. Ein gesprenkelter Farbenteppich voll raffinierter Primitivität, groteske Starrheit in dem hölzernen, frommen Mann mit dem Sperrmund unter dem Heiligenschein, und byzantinisch-heraldisch das Getier in den gelb und grünen Blumenstrichen.

Doch zwischen den Stämmen glaubt man das ironische Gesicht eines modernen Weltkindes zu sehen. Er selbst wie sein Held — ein sonderbarer Heiliger.

Die Frau als Bürgerin.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Als in den dreißiger Jahren des vergangenen Jahrhunderts — so berichtete kürzlich einmal eine Notiz in einer Fachzeitschrift — die Eisenbahn Nürnberg-Fürth gebaut werden sollte, wurde das Königlich Bayerische Medizinalkollegium um ein Gutachten gebeten. Die Männer der Wissenschaft erklärten sich gegen die Eisenbahn. Sie meinten, daß die rasende Fahrgeschwindigkeit Gehirnkrankheiten zur Folge haben müßte. Jedenfalls empfahlen sie, längs der Bahn auf beiden Seiten einen zehn Fuß hohen Bretterzaun aufzuführen.

Die Anfänge der deutschen Frauenbewegung bieten manch eine Parallele zu dieser Geschichte. Es war kaum ein Jahrzehnt später, als Louise Otto zum erstenmal in den Kampf der Zeit um ein neues soziales Ideal den Gedanken hineinwarf: „Die Teilnahme der Frauen an den Interessen des Staates ist nicht allein ein Recht, sondern eine Pflicht der Frauen". Daß auch diese Forderung einer neuen Zeit von den Männern der Wissenschaft als eine Gefahr für die Volksgesundheit betrachtet wurde, das zeigt die Äußerung eines unserer bekanntesten Historiker, der rückblickend jene ersten Anfänge zu bewerten hatte. Heinrich von Treitschke erklärt sie lediglich aus der „wachsenden Zahl der unbefriedigten, der kranken und nervösen Frauen" und kennzeichnet die Frauenbewegung als einen Ausdruck der Entartung mit den Worten: „Ganz wie einst in den Zeiten der Sittenverderbnis des klassischen Altertums stiegen aus dem Schlamme der Überbildung die Lehren der Weiberemanzipation hervor."

Nicht so schnell wie in der Verkehrstechnik ist man in der Frauenbewegung von den düsteren Prophezeiungen und rein theoretischen Erörterungen zu ruhigen praktischen Versuchen übergegangen. Heute brausen auf unsern Schienen schon die ersten elektrischen Fernzüge dahin, ohne daß sich die Bretterzäune als notwendig herausgestellt haben. Auf dem Gebiete der Frauentätigkeit gibt es allerdings noch Bretterzäune genug. Dennoch

Digitized by Google

kann man heute sagen, daß in allen ernst zu nehmenden Kreisen an die Stelle voreiliger Verurteilung eine ruhige, sachliche Betrachtung, eine Bereitwilligkeit zu praktischen Versuchen getreten ist, daß das Thema: „Die Frau als Bürgerin" auf eine vorurteilslose Erwägung rechnen darf.

Wenn sich ein solcher Wandel der Überzeugungen auf geistigem Gebiet vollzieht, so kann das nur zum Teil auf eine Propaganda des Wortes zurückzuführen sein; es beweist, daß die Wucht unumstößlicher Tatsachen ein Verharren bei anerzogenen Anschauungen unmöglich gemacht hat. Eine Kette solcher Tatsachen zeigt die Geschichte der Frauenbewegung in allen Kulturländern; sie liegen auf geistigem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet.

Wenn wir die Entwicklung unserer Bewegung zurückverfolgen bis auf ihren Ursprung, d. h. bis in den Gedankenkreis der einzelnen Frauen, die unseren Forderungen zuerst Ausdruck verliehen haben, so sehen wir die Erkenntnis von der Gebundenheit der Frau hervorwachsen aus der geistigen Bewegung, die unserm modernen Denken den Stempel aufdrückt. Sie vereinigt das schönste Erbe unserer reichen klassischen Zeit, die Überzeugung von dem Wert der freien, nach allen Seiten sich entfaltenden Persönlichkeit, mit dem sozialen Gedanken, daß *jeder Kraft* die Möglichkeit zu solcher Entfaltung gegeben werden muß.

Friedrich Naumann hat in seinem Vortrag „Die Frau im Maschinenzeitalter" [1]) kürzlich auch den Zusammenhang dieser beiden Gedanken mit der Entstehung der Frauenbewegung hervorgehoben. Freilich, wenn er die Geschichte dieser Bewegung besser gekannt, wenn er sich nicht über die historische Aufgabe seines Themas mit der etwas allzu legeren Wendung „ich kann geschichtlich gar nicht feststellen" hinweggeholfen hätte, so hätte er sehen müssen, daß die Erkenntnis einer *wirtschaftlichen* Frauenfrage diese Persönlichkeitsansprüche der Frau bei ihrem ersten Auftauchen noch keineswegs begleitete. —

Einer Kraft, der bis dahin die Möglichkeit zu voller Entfaltung versagt war, werden sich also die Frauen bewußt. Und mit diesem Bewußtwerden vollzieht sich notwendig der Bruch mit der allgemeinen Anschauung, daß ihr Wesen um so edler sei, je weniger es vom Unbewußten, Instinktartigen eingebüßt habe. Aus der hungernd gesuchten und erkämpften eigenen geistigen Kultur erwächst ihnen die Überzeugung, daß die Seele der Frau so gut wie die des Mannes nur durch allseitige Bildung zu voller Kraftentfaltung gelangen kann. Und darum wird ausnahmslos in allen Kulturländern der erste Kampf der führenden Frauen um Bildungszwecke gekämpft. Er hat überall da, wo nicht äußere Macht Einhalt gebot oder die Entwickelung wenigstens hemmte, unerwartet schnell zu überzeugenden Ergebnissen geführt. Das erfolgreich durchgeführte Universitätsstudium so vieler Frauen, Doktorpromotionen und Professuren, die praktische Bewährung der Frau in so manchem wissenschaftlichen Beruf bewies wenigstens, daß die Behauptung von der absoluten, naturgewollten geistigen Inferiorität der Frau der Grundlage entbehre, daß sie bei gleichwertiger Vorbildung die geistige Leistung des Durchschnittsmannes durchaus zu erreichen vermöge. So manche litterarische und wissenschaftliche Leistung bewies noch mehr.

Geistige Kultur als Selbstzweck freilich hätte wohl kaum ein treibendes Motiv für die große Menge der Frauen werden können. Auch die Bildungsbewegung steht

[1]) Verlag der Freistatt, G. m. b. H. München.

Digitized by Google

da, wo sie sich praktischen Zielen zuwendet, schon unter dem zwingenden Druck wirtschaftlicher Ursachen. Die Umwandlung aller Produktionsverhältnisse, die Entwertung der Frauenhausarbeit und Handarbeit, die damit zusammenhängende Loslösung Tausender von Frauen aus dem schützenden Familienkreis, das Elend der ungelernten Frauen, deren sich die Industrie bemächtigt, alle diese Tatsachen in ihrer harten Unabänderlichkeit sind der Menge weit verständlicher und eindringlicher als der Bildungshunger der einzelnen. Der Kampf der Frau um Berufsfreiheit und Berufsbildung, der Kampf um den Broterwerb, den die Verhältnisse ihr unentrinnbar aufdrängten, hat zuerst den Gedanken der Frauenbewegung eine gewisse Popularität verschafft — selbstverständlich nur niemals bei den Angehörigen der Berufsklasse selbst, um die der Kampf gerade entbrannt war.

Heute nehmen an der geistigen und materiellen Produktionsarbeit der Gesamtheit viele Millionen von Frauen teil. Von den 21 Millionen Erwerbstätiger im Deutschen Reich bilden die arbeitenden Frauen den vierten Teil. In wie weit das, vom volkswirtschaftlichen und kulturellen Gesichtspunkt betrachtet, erfreulich ist oder nicht, mit dieser Frage haben wir es hier nicht zu tun. Für die Erörterung des Themas „Die Frau als Bürgerin" haben wir uns nur die Tatsachen zu vergegenwärtigen, daß diese Millionen von Frauen den wirtschaftlichen Kampf unter genau denselben Bedingungen zu führen haben, wie der Mann, daß ihre Interessen ebenso unmittelbar mit der Entwicklung des öffentlichen Lebens zusammenhängen wie die seinen.

Die dritte Kette von Tatsachen, die dem Thema „Die Frau als Bürgerin" heute eine durchaus praktische Bedeutung geben, liegt auf sozialem Gebiet.

Man hat das 19. Jahrhundert, besonders in seinen letzten Jahrzehnten, bezeichnet als die Epoche der Entwicklung des sozialen Gedankens. Worin äußert sich diese Entwicklung? Augenscheinlich in einer völlig veränderten Auffassung und Gestaltung der sozialen Arbeit, d. h. der Fürsorge für die, denen die wirtschaftliche oder sittliche, die körperliche oder geistige Kraft zur Selbsthilfe fehlt. Während sie früher der nach außen hin verantwortungslosen, nach Neigung und Willkür geübten, nur auf dem persönlichen Pflichtbewußtsein beruhenden Wohltätigkeit des einzelnen überlassen war, wird sie nun mehr und mehr in den Pflichtenkreis der Gemeinschaft hineingezogen; sie wird damit eine auf rechtlicher Grundlage geübte, festgeregelte Tätigkeit öffentlicher Körperschaften.

Bei diesem Umwandlungsprozeß hat man zunächst die Frauen ausgeschaltet. Dieselben Frauen, die als Angehörige der kirchlichen Gemeinden oder freier Vereinigungen oder auch in privater Tätigkeit einen — ja man darf wohl sagen, den Hauptteil der sozialen Fürsorge geleistet hatten, hielt man nicht für fähig, dasselbe als Vertreterinnen öffentlicher Körperschaften zu tun. So blieb manches ungetan, was nur durch Frauen getan werden konnte. Eine Geschichte, die eine kürzlich verstorbene Vertreterin der englischen Frauenbewegung, Frances Cobbe, von ihren Beobachtungen in der englischen Armenpflege erzählt, könnte wohl als typisch für diesen Stand der Dinge, für das vollständige Fehlen des mütterlich-frauenhaften Einflusses auf diesem Gebiete dienen. Sie saß in der Säuglingsabteilung eines kommunalen Armenhauses, zu dessen Besuch sie sich als Privatperson die Erlaubnis mühsam erkämpft hatte. Da öffnete sich die Tür, und eine ganze Kommission von etwa zwei Dutzend Herren marschierte herein, um zu „inspizieren". „Es ist mir niemals beschieden gewesen, etwas Hilfloseres und Absurderes zu sehen", meint Miß Cobbe, „als diese männlichen

Digitized by Google

‚Sachverständigen', wie sie scheue Blicke auf die kleinen Wiegen warfen, denen keiner nahe zu kommen wagte, während alle die aus dem Schlaf geweckten Säuglinge ihnen im Chor entgegenschrieen."

England ist eins der ersten Länder gewesen, in denen solche Szenen zur Unmöglichkeit wurden. Auch in allen übrigen Kulturländern — auch bei uns — ist man wenigstens auf dem Wege, solche Szenen zur Unmöglichkeit zu machen. Der Dank dafür gebührt in erster Linie den Frauen, die mit aller Energie dafür eingetreten sind, der Frau in der neu organisierten sozialen Fürsorge die alte Bedeutung wieder zu erringen, ja mehr: die sie vom bloßen Handlangerdienst zu einer Mitarbeit führen wollten, bei der ihre Eigenart den Geist des sozialen Lebens mitzubestimmen vermag. Dieser Dank gebührt in zweiter Linie den Männern, die Einsicht genug besaßen, dem durch nichts zu ersetzenden Einfluß der Frau Raum zu schaffen.

Stellen wir uns nach diesen Ausführungen nochmals vor die Frage, warum hat das Thema „Die Frau als Bürgerin" heute ein praktisches Interesse, so heißt die Antwort: weil die Frau heute tatsächlich schon Bürgerin ist, weil sie unter dem Einfluß der geistigen und der wirtschaftlichen Entwicklung aus der Unselbständigkeit ihres geistigen und wirtschaftlichen Daseins herausgetreten ist und teilnimmt an der ideellen und ökonomischen Arbeit der Gesamtheit, weil sie auf dem Gebiet der sozialen Arbeit bereits begonnen hat, die Aufgaben mit zu übernehmen, die der Gesamtheit als Pflicht gegen den einzelnen offiziell zufallen. Ob diese Tatsachen diesem oder jenem gefallen oder nicht, ob man die Zeiten zurückwünscht, in denen die Frau mit ihrem ganzen Lebenskreis in keinen unmittelbaren Beziehungen zur Öffentlichkeit stand, das läßt die Sachlage selbst natürlich ganz unangetastet und wird auch ohne Einfluß auf die weitere Entwicklung bleiben, die von inneren und äußeren Kräften, nicht von frommen Wünschen abhängt. Es scheint überdies eines Volkes, das den Mut seiner Zukunft haben sollte, wenig würdig, durch sentimentale Pflege eines nicht mehr zu verwirklichenden Ideals sich über die Anforderungen dieser Zukunft absichtlich zu täuschen, statt in der Gegenwart schon gesunde Vorbedingungen dafür zu schaffen. Wir stehen — das muß jedem ruhigen und vorurteilslosen Beobachter klar werden — am Anfang einer Entwicklung, auf deren Fortschritt alle Triebkräfte unserer Zeit mit Naturnotwendigkeit hinwirken. Sie wird die Frau immer mehr in das öffentliche Leben hineinführen. Soll diese Entwicklung ihr selbst und der Gesamtheit zum Segen werden, so muß die Rechtsordnung des öffentlichen Lebens sie auch als Bürgerin anerkennen. Daß das Recht hinter der lebendigen Entwicklung zurückbleibt, ist eine ganz triviale Wahrheit. Geschieht das aber in dem Sinne des Wortes „Vernunft wird Unsinn, Wohltat Plage" dann entsteht zwischen den Fordernden und den immer wieder Abweisenden eine Spannung, die dem Kampf ums Recht jene unerquickliche Form verleiht, von der wir auch in der deutschen Frauenbewegung zu sagen wissen. Wenn wir Arbeiterinnen ohne Vertretung im Gewerbegericht haben, Geschäftsinhaberinnen, die von der Börse ausgeschlossen sind, Abiturientinnen, die nicht immatrikuliert werden können, Lehrerinnen ohne das Recht der an den Amtscharakter geknüpften Vertretung in der Schulverwaltung, Armen- und Waisenpflegerinnen ohne Stimmrecht, wenn zu einer Zeit, wo die korporative Interessenvertretung eine Form des öffentlichen Lebens geworden ist, die Frauen unter ein schon zur Zeit der Begründung veraltetes Vereinsrecht gezwungen werden, wenn, um es kurz zusammenzufassen, die Frauen auf dem Wege zum vollen Bürgerrecht, d. h. der selbständigen Vertretung in Gemeinde und Staat trotz eines durch ein halbes Jahr-

Digitized by Google

hundert geführten aufreibenden Kampfes erst die ersten bescheidenen Zugeständnisse erzwungen haben, so liegt darin eine Verkennung ihrer heutigen Lebensbedingungen, die ihr Rechtsbewußtsein auf das schärfste verletzen muß. Um so mehr als ein Blick auf die Verhältnisse anderer Kulturstaaten ihnen zeigt, wie viel schneller der Gerechtigkeitssinn der Bevölkerung dort dem Appell der Frauen Gehör gegeben hat, ohne daß es erst der Berufung auf Leistungen bedurft hätte.

* * *

Dieser Blick auf andere Länder ist für jeden, der sich mit der Frauenbewegung und ihren Zielen beschäftigt, interessant und unentbehrlich. Nicht als ob man die Wege, die dort die Entwicklung genommen, ohne weiteres auch bei uns gehen könnte. Ein jedes Land hat seine Eigenart, und was nicht organisch aus dieser Eigenart hervorwächst, sondern von außen her übernommen und vielleicht gewaltsam durchgesetzt wird, das wird nie zu einem wurzelkräftigen sozialen Dasein gelangen. Aber wie der, der fremde Sprachen nicht kennt, nichts von seiner eigenen weiß, so lernt man auch die Bedingungen des sozialen Werdens im eigenen Lande erst dann und um so tiefer erfassen, je klarer man sie gegen das Fremde sich abheben sieht.

Die angelsächsischen Länder haben wir da in erster Linie ins Auge zu fassen. Wir sehen die Bewegung hier zum Teil einen ganz anderen Ausgangspunkt nehmen. In den Vereinigten Staaten wird der Gedanke von der Befreiung der Frau ins öffentliche Bewußtsein gehoben durch die Antisklavereibewegung, die von den dreißiger Jahren an unter starker Beteiligung der Frauen immer weitere Kreise zog. Er erscheint als eine Konsequenz jener Forderung von der Gleichberechtigung aller vor dem Gesetz, jenes politischen Glaubenssatzes, der durch den Abolitionismus seinen mächtigsten Sieg erringen sollte. Was lag näher, als daß diese Frauen, die sich selbst mit Vorliebe als „Töchter der Revolution" bezeichneten, den demokratischen Grundsatz, der ihnen von Jugend auf als heiligster Hort ihrer Menschenwürde galt, auch auf sich selbst anwendeten, den Grundsatz, daß die Regierung ihr Recht nur ableite von der Zustimmung der Regierten? So traten die politischen Forderungen von Anfang an in den Mittelpunkt der Bewegung. Und ob auch der Bruch mit der Tradition sich selbst in dem jungen Staatswesen nicht rasch und mühelos vollzog, ob der Kampf um die volle bürgerliche Gleichstellung auch heute noch fern von seinem Abschluß ist, so erwies sich doch das demokratische Prinzip auch bei den Männern als stark genug, um den Forderungen der Frauen Schritt für Schritt Erfüllung zu sichern. Einer besonderen Berufung auf ihre Leistungen bedurfte es in einem Staate nicht, wo das Stimmrecht selbst dem mißachteten, versklavten Neger zugesprochen worden war. Nehmen wir heute die Vereinigten Staaten als ein Ganzes, so gibt es wenig repräsentative Rechte mehr, die nicht in irgend einem Staat der großen Republik von Frauen in vollem Umfange ausgeübt würden.

Noch schneller vollzieht sich die Entwicklung in den australischen Kolonien, wo die Frauen heute nicht nur in fast allen Einzelstaaten das passive und aktive Wahlrecht besitzen, sondern auch vor nicht langer Zeit zum erstenmal zur Wahlurne des Bundesparlaments schritten. Hier hat es noch weniger einer besonderen Frauenagitation bedurft. Die Verleihung des Bürgerrechts an die Frau erwuchs noch mehr aus den leitenden Grundsätzen der nationalen Politik; man schuf eine Schutzwehr gegen

Digitized by Google

den Mißbrauch des allgemeinen Stimmrechts durch die zahlreich hereinströmenden heimatlosen Abenteurer, indem man durch die Ausdehnung dieses Rechts auf die Frauen der Familie als der Grundlage des Staates einen größeren Einfluß sicherte.

Auch in England wird unter der Wirkung des Jahrhunderte alten konstitutionellen Bewußtseins von Anfang an das Prinzip des Menschenrechts der Frau mit Erfolg für die Bewegung verwertet. Es ist der Gesichtspunkt, von dem John Stuart Mill, der Führer der Frauenstimmrechtsbewegung in England, ausgeht. Gelegentlich der amerikanischen Sklavenbefreiung bemerkt er: „Sie verurteilt die Frau zu einer Stufe der Knechtschaft, die erniedrigender ist als je, da sie nicht länger von irgend welchen Angehörigen des männlichen Geschlechts geteilt wird und daher jede Frau zur Untergeordneten jedes Mannes macht." Durch die ganze englische Stimmrechtsbewegung zieht sich dieser staatsrechtliche Gedanke als immer wieder in den Vordergrund geschobenes Argument. Nehmen wir hinzu, daß der rechtliche Zusammenhang zwischen votes und taxes, Stimmrecht und Steuern, durch die englische Verfassung dem Volksbewußtsein sehr tief eingeprägt ist, nehmen wir hinzu die lebhafte, stets von hervorragenden Parlamentariern unterstützte agitatorische Arbeit der Frauen, so erscheint es begreiflich, daß die Frauenstimmrechtsvorlage wenigstens im Unterhaus schon mehrfach der Annahme nahe war. Bekanntlich ist 1897, nachdem sie in den ersten beiden Lesungen die Majorität aller Parteien erhalten hatte, nur durch einen Gewaltsakt skrupelloser Gegner die dritte Lesung und damit die Annahme der Vorlage verhindert worden. [1])

Wenn nun aber dieses Gleichberechtigungsdogma auch ein starker Faktor in der Durchführung der politischen Frauenbewegung in England gewesen ist, so sehen wir doch andererseits gerade hier die Erkenntnis wirksam werden, daß die Frau nicht nur auf Grund ihres Menschentums ihren vollen Anteil an den Pflichten und Rechten der Gesamtheit beanspruchen dürfe, sondern daß sie auch durch ihre spezifische Eigenart, durch ihr Frauentum dem Staat etwas Unersetzliches zu bieten habe, daß die Einschränkung ihrer öffentlichen Wirksamkeit nicht nur die Frau in ihren Rechten verkümmere, sondern auch die Arbeit des Gemeinwesens einseitig mache, nicht zu voller Entfaltung kommen lasse. Von dem Augenblick an, wo Londoner Bürger die Einführung der Frauen in die Schulverwaltung forderten, weil sie ja auch Mädchen zur Schule schickten, hören wir immer wieder, und gerade durch Männer, die besonderen Fähigkeiten der Frau als maßgebenden Grund für die Notwendigkeit ihrer Mitarbeit im öffentlichen Leben mit Erfolg geltend machen.

So sehen wir also, wie in diesen Ländern, in denen der Konstitutionalismus nicht nur eine äußere Regierungsform ist, sondern sich tief eingesenkt hat in das Bewußtsein des Volkes und von dort das politische Empfinden und Handeln ganz bestimmt — wir sehen, wie hier der Gedanke von dem Bürgertum der Frau von Anfang an in den Vordergrund tritt. Er ist ein Ausdruck staatsrechtlicher Grundsätze; er entwickelt sich nicht erst mit der Ausdehnung des Wirkungskreises der Frau, wie sie wirtschaftliche und soziale Verhältnisse mit sich bringen. Diese Tatsachen hat Friedrich Naumann in dem schon einmal erwähnten Vortrag gleichfalls zu wenig beachtet. Sie stellen die Einseitigkeit seiner Konstruktion der Frauenfrage ins Licht, einer Konstruktion, nach

[1]) Vgl. das Nähere in der Broschüre: Intellektuelle Grenzlinien zwischen Mann und Frau. Frauenwahlrecht. (W. Moeser. Berlin.) S. 37.

Digitized by Google

welcher die Frau ihre soziale Stellung ganz ausschließlich dadurch zu heben vermochte, daß sie sich in den industriellen Produktionsprozeß hineinschiebt und sich dort in rein wirtschaftlichem Sinn wertvoll zu machen versucht. Die „theoretische Beweisführung", die idealen Triebskräfte, sind wenigstens in diesen Ländern nicht so machtlos gewesen, wie es von Naumann allgemein vorausgesetzt wird.

* * *

Auch bei uns hat man im Anfang der Bewegung versucht die politische Befreiung der Frau unter Berufung auf ihre abstrakten Menschenrechte zu fordern. Dahin führte schon die Verknüpfung der Bewegung mit den Verfassungskämpfen der vierziger Jahre. Aber dieser Gedanke von dem Staatsbürgertum der Frau, der von dem hochfliegenden freiheitlichen Enthusiasmus eines Robert Blum, eines Karl Fröbel, eines Johannes Ronge emporgetragen wurde, er teilte das Schicksal der Bewegung, aus der er hervorgewachsen war. Die Reaktion der fünfziger Jahre fegte ihn spurlos hinweg, und Louise Otto selbst, seine erste Trägerin, zog aus dieser Erfahrung die Lehre, daß der deutschen Frauenbewegung durch den besonderen Charakter des öffentlichen Lebens in Deutschland ein anderer Weg gewiesen sei, der Weg, den sie tatsächlich gegangen ist. Sie hat sich für die Anerkennung des Bürgertums der Frau erst eine Grundlage schaffen müssen durch jenes schrittweise Vorwärtsdringen auf geistigem, wirtschaftlichem und sozialem Gebiet, das wir uns zu Anfang vergegenwärtigt haben. Mochte das Bewußtsein ihres Staatsbürgertums in den Frauen noch so lebhaft sein, von diesem Punkt aus war, das hatte die achtundvierziger Bewegung gelehrt, vorläufig keine Bresche in die herrschenden Anschauungen zu legen. Was in den angelsächsischen Ländern geboten war, wäre in Deutschland ein grober taktischer Fehler gewesen. Berichteten doch noch vor kurzem die Zeitungen, daß durch behördliche Zensur aus einem preußischen Schullesebuch ein paar Abschnitte der Verfassung gestrichen worden seien, warnte doch bei den letzten Etat-Debatten im preußischen Landtag ein konservativer Abgeordneter dringend davor, selbst in den höheren Lehranstalten zu eingehend von der Verfassung zu reden! Wie hätte man vor Jahrzehnten anknüpfen können an politische Rechte, die man noch heute dem Volk, wie es scheint, nur ungern zum Bewußtsein kommen läßt. Das einzige, was man tun konnte, war, den Blick immer wieder auf dieses Ziel zu richten, und so ist denn auch kaum ein Frauentag vorübergegangen, ohne daß von der Frau als Bürgerin die Rede gewesen wäre. Erst das letzte Jahrzehnt des vorigen Jahrhunderts mit dem Wandel des sozialpolitischen Denkens hat auf Grund der zu Anfang dargelegten Tatsachenreihen der Frau die ersten amtlichen Funktionen im öffentlichen Leben übertragen; es hat den Anfang der praktischen Erfüllung gebracht.

Wer geschichtlich zu denken vermag, und wer insbesondere sich in die Eigenart unseres Volkes tief hineingelebt hat, der wird sich sagen, daß die Entwicklung der Frau zur Bürgerin auch für die Zukunft den bisher beschrittenen Weg einhalten wird. Prophezeiungen sind zwar immer gewagt, und plötzlich eintretende Krisen können alle Berechnungen über den Haufen werfen; ein ruhiges politisches Denken und Planen kann sich aber dennoch nur auf die Annahme eines gesetzmäßigen Verlaufs der Dinge stützen. In unserem Fall muß die Annahme dahin gehen, daß nicht etwa von heute auf morgen den Frauen das politische Stimmrecht beschieden wird, sondern daß sie in langsamem Fortschreiten eine stete Erweiterung des Kreises ihrer bürgerlichen Pflichten und Rechte erkämpfen werden. Sie werden das Feld ihrer Tätigkeit in der

Digitized by Google

Gemeinde ausdehnen, über Armen- und Waisenpflege hinaus in das Gebiet der Schulverwaltung eindringen und allmählich zu immer verantwortlicheren Ämtern aufsteigen. Ihre wirtschaftliche Lage wird sie immer mehr mit den Fragen des politischen Geschehens in Beziehung setzen und ein Wachsen des konstitutionellen Bewußtseins, des politischen Sinns im ganzen Volke wird auch ihnen ihr Bürgertum, wie überall, so auch bei uns, immer näher bringen. Ein solcher Entwicklungsprozeß aber kann sich nicht vollziehen, ohne auch das Denken des Volkes *über* das Staatsbürgertum der Frau allmählich umzugestalten; und wird einmal der Augenblick gekommen sein, wo die Frau in ihre vollen Bürgerrechte eintritt, so werden unzweifelhaft die heute noch landläufigen Einwände gegen die politische Betätigung der Frau, die die Erfahrungen fremder Länder schon jetzt widerlegt haben, auch bei uns als erledigt gelten.

* * *

Mit dieser Erwägung könnte ich abschließen. Ich könnte die Aufgabe des Historikers, Geschehenes darzulegen und daraus Folgerungen in Bezug auf die weitere Entwicklung zu ziehen, als erfüllt ansehen. Aber die Bewegung, in der wir stehen, wird noch von so vielen als eine schwere Gefahr für die Grundlage des Staates, die Familie, angesehen, es glauben noch so viele, daß sie einfach zum Zweck habe, die Frau so zu sagen zum Manne zu machen, es glauben noch so viele, ihr darum gewaltsam entgegentreten zu müssen, daß ich mich mit einer einfachen Darlegung der Tatsachen und ihrer Konsequenzen nicht begnügen, sondern mit einigen prinzipiellen Erörterungen abschließen möchte.

Die Frau will die gleichen Rechte wie der Mann. Daraus folgert eine oberflächliche Betrachtung die Absicht einer völligen Verwischung der Geschlechtsunterschiede, die Aufgabe jeder Arbeitsteilung zwischen den Geschlechtern. Nun bedeuten aber doch Rechte nichts weiter als *Raum für Einfluß*. Über die Art dieses Einflusses enthält der Begriff nichts. Dieser Einfluß wird stets, das liegt klar auf der Hand, nur geübt werden können, nach der Wesensbestimmtheit. Die Wesensbestimmtheit der Frau ist zu ihrem Ausdruck gelangt innerhalb der Familie. Und da die Frau dauernd aus der Familie, aus ihrem Muttertum, dem physischen oder geistigen, ihre beste Kraft holt und in alle Zukunft holen wird, so ist damit auch ihre Wesensbestimmtheit für alle Zukunft gesichert. Und damit ist ausgesprochen, daß sie überall da, wo ihr ein Einfluß auf die Gestaltung des öffentlichen Lebens eingeräumt wird, diesen Einfluß im Sinne ihrer Eigenart, nicht als Mann, sondern als Frau üben wird. Noch sind nur die allgemeinen Linien bestimmbar, in denen dieser Einfluß verlaufen wird, noch läßt sich nicht voraussagen, wie sich unter ihrem Wirken der Geist des öffentlichen Lebens neugestalten wird. Nur das eine ist sicher: ihre bestimmende Einwirkung auf das öffentliche Leben kann nur in der Richtung liegen, die ihr Wirken in der Familie andeutet. Wird doch ein Zug, dessen Bedeutung für Erziehung und Bildung, für jede Art sozialer Fürsorgetätigkeit heute mehr und mehr anerkannt wird: die Fähigkeit zu individualisieren, den Menschen als einzelnen, als Persönlichkeit zu beobachten und zu werten, in ihr schon durch die Art ihres Wirkens in der Familie entwickelt. Was Anlage und Verhältnisse so durch die ganze Menschheitsgeschichte hindurch in der Frau haben werden lassen, was in der Enge ihres Kreises, über die keine tiefere geistige Kultur hinaushob, oft in Kleinlichkeit und persönlichen Klatsch ausartete, wird in der

Digitized by Google

Freiheit und Selbstverantwortlichkeit, wie alles Menschliche, nicht verkümmern, sondern zu edlerer Kultur gelangen. Wenn der Mann geneigt ist, alles Persönliche unter eine Formel zu bringen, wenn er so überhaupt erst die Gliederung, die Gesetzmäßigkeit in das öffentliche Leben gebracht hat, so erscheint es gerade jetzt an der Zeit, seine unleugbare Einseitigkeit zu korrigieren und innerhalb der Formel das Persönliche wieder zur Geltung kommen zu lassen. Wenn diese Korrektur von einsichtigen Männern selbst verlangt und angebahnt wird, wenn sie nach einer Individualisierung in Armen- und Waisenpflege, in Erziehung und Unterricht streben, so können sie diesem Streben nicht besser zum Erfolg verhelfen, als durch volle Freigabe dieser Arbeitsgebiete für die Frau.

Eine Voraussetzung freilich ist dabei unerläßlich, daß die Frau, wo sie Ansprüche erhebt, auch ein wirkliches ernstes *Können* mitbringen muß. Auf dem Gebiet der Berufstätigkeit wird das unter dem Zwange der wirtschaftlichen Erfahrungen schon mehr und mehr eingesehen, obwohl hier besonders die Torheit der Eltern, die die Töchter in Monaten vorbilden möchte, wo sie den Söhnen Jahre gewährt, sehr erschwerend wirkt. Aber für das ganze Gebiet freiwillig übernommener bürgerlicher Pflichten fehlt es noch überall an der Einsicht, daß mit den bloßen Ansprüchen und etwaigem guten Willen nichts getan sei. Es wäre töricht, leugnen zu wollen, daß unsere Zeit unter dem Titel „moderne Frau" manche Erscheinung hervorgebracht hat, die wenig geeignet ist, den Forderungen der Frauenbewegung Sympathie zu gewinnen. „Was sich heute unter dem Titel des modernen Weibes spreizt", sagt Isolde Kurz mit Recht, „jene seltsame Mischung von Prätension und Unzulänglichkeit, die auf wirkliches Können noch nicht eingerichtet ist und das Opferbringen verlernt hat, das ist eine unreif gefaulte Frucht am Baum der Kultur." Nun, die Verhältnisse werden uns Zeit lassen, die zahllosen Früchte, die noch, im innersten Kern gesund, in vielversprechender Fülle am Baum der Kultur hängen, ausreifen zu lassen. Als die allerwichtigste Aufgabe der Frauenvereine und der ganzen Frauenbewegung kann nur das eine angesehen werden: die Frauen tüchtig zu machen zur Erfüllung der Pflichten und Rechte, die sie anstreben.

Es wird manchmal so hingestellt, als ob die Erlangung der Bürgerrechte das letzte Ziel der Frauenbewegung sei, als ob es nur gelte, gleichviel wie, so schnell wie möglich dahin zu kommen. In Wirklichkeit wird die Frauenbewegung damit doch erst ihren rechten Anfang nehmen, da erst dann sich zeigen wird, inwieweit die Frau ihre Eigenart in der Kulturwelt geltend machen kann. Und wehe unserer Sache, wenn der große Moment ein kleines Geschlecht findet, wenn wir dann noch nicht hinaus gekommen sein werden über das kindische Gebahren, das mit parlamentarischen Vokabeln von Rechts und Links spielt und darüber die inneren Bedingungen unseres Erfolgs aus den Augen verliert. Wehe unserer Sache, wenn dann noch nicht die *Arbeit* als das erkannt worden ist, was allein diesem Erfolg Dauer sichern kann.

Daß die Ausrüstung der Frauen für ihre künftige Rolle im öffentlichen Leben zum Teil in der praktischen kommunalen Arbeit zu suchen ist, ist schon gesagt. Aber dazu kommen noch andre Wege. Für alle beruflich tätigen Frauen z. B. die berufliche Organisation, in der sie lernen können, persönliche Augenblicksinteressen für größere, gemeinsame Ziele zu opfern, in der sie lernen, die Vorgänge des öffentlichen Lebens zu verstehen und ihre Macht wie ihre Abhängigkeit ihnen gegenüber richtig abzuschätzen. Für *alle* Frauen unseres Volkes bedarf es dazu einer nach der volkswirtschaftlich-

Digitized by Google

politischen Seite vertieften Bildung durch Schule und Fortbildungsschule, wie sie andern Orts längst als notwendig erkannt ist.

Aber, so wird nun schließlich eingewendet, eine solche Erweiterung der Tätigkeit der Frau ist der Ruin der Familie, der Ruin der Kindererziehung. Was zunächst die Frau der arbeitenden Klassen betrifft, so steckt in dem Einwand ein gut Teil Pharisäertum. So lange die wirtschaftliche Not sie ihrer Familie überhaupt in dem heute üblichen Maß entzieht, fällt dieser Einwand garnicht ins Gewicht. Andrerseits braucht gerade die Arbeiterin notwendiger als wir alle die Rechte, die sie befähigen, sich im wirtschaftlichen Leben zu behaupten. Was aber unsere bürgerlichen Kreise betrifft, so möchte in dem Einwand, die Frau werde ihren häuslichen Pflichten zu sehr entzogen, das gleiche Pharisäertum oder wenigstens eine bequeme und behagliche Selbsttäuschung stecken. Ist denn tatsächlich die Mutter in diesen Kreisen jede Stunde im Dienst ihrer Familienpflichten tätig? Ist sie nicht längst „Dame der Gesellschaft", opfert sie nicht einen großen Teil ihrer Zeit den Ansprüchen dieser Gesellschaft? Wenn sie auch nur die Hälfte der Zeit, die heute den sogenannten Repräsentationspflichten, den Toilettesorgen gewidmet wird, sich wirklich als Glied der Gesellschaft in einem edleren und gehaltvolleren Sinne fühlen wollte, so wäre der Zeitaufwand, den ihre Bürgerpflichten einmal fordern werden, vollauf gedeckt. Und ihren Kindern würde sie aus dieser Tätigkeit etwas anderes mitzubringen haben, als aus einer Gesellschaftssaison. Es ist bezeichnend, daß sich die deutsche Phantasie immer nur die Mutter mit dem Kinde auf dem Arm vorstellen kann. Die Mutter erwachsener Kinder tritt hinter diesem Bilde ganz zurück. Ich brauche nicht auszuführen, wie bedeutsam gerade in unserer Zeit ihre Aufgabe ist. Dem Kinde von heute fehlt die Führung vom Mutterarm in das Leben; in das Leben, von dem die Mutter unserer Kreise selbst viel zu wenig weiß, dessen Zusammenhänge sie viel zu wenig versteht, um der Tochter, dem Sohn, die der vielbeschäftigte Vater kaum mehr als bei den Mahlzeiten sieht, ein wirklicher Führer zu sein. Hier wird eine verantwortliche Aufgabe im öffentlichen Leben den Einfluß der Mutter auf ihre Kinder nicht beeinträchtigen, sondern stärken und vertiefen.

In der Schule werden wir gelehrt, stolz darauf zu sein, daß die Frauen der alten Deutschen mit den Männern zusammen den gemeinsamen Feind von der Wagenburg zurückschlugen. Auch heute drohen uns der gemeinsamen Feinde viele: sie verkörpern sich in all der geistigen, sozialen und sittlichen Not, die in unsere äußerlich scheinbar so glänzende Entwicklung ihre tiefen Schatten wirft. Sie zu bekämpfen gilt es gemeinsame Arbeit. In ihr werden — und das ist das Ziel und zugleich das Ende der Frauenbewegung — Mann und Weib, die sich durch Generationen auseinandergelebt haben, sich wiederfinden.

Digitized by Google

Dürten Harms.

Skizze nach dem Leben

von

Ina Rex.

Nachdruck verboten.

Sie war Gutsangehörige eines Herrn, der das Wohl und Wehe seiner Hof- und Katenleute gütig überwachte.

Als ihr Vater, der Schäfer Jochen Harms, plötzlich mitten in seiner Herde tot gefunden worden war, bekam die Wittwe ein Stübchen, das sie mit sich und ihren vier Kindern gerade ausfüllte, im Wirtschaftshause neben der Leutestube und den Posten einer Leuteköchin dazu. Satt wurden alle Fünf, denn ganz leer kamen die großen, irdenen Schüsseln nie in die Küche zurück, auch frieren brauchte keiner, ein paar Stücke Abgelegtes fanden sich immer für die Waisen; aber „'t wär doch nich halw nich heil."

Die Andern: Statthalter Kählersch, Kutscher Dippertsch, Kuhhirte Krögersch, fegten alle ihre eigenen kleinen Stuben aus und schlugen im Winter in der Ofenecke eine Bucht auf, die Sau und Ferkel beherbergte, sie, Harmsch, mußte um jeden Quark fragen. Na ja! Ihr fehlte nichts — ih Gott biwohr — aber sein eigens Herr sein, is doch 'n annern Snack.

Sonntags Nachmittags, im Sommer, bestellten die Katenleute ihr bißchen Gartenland. Da ward gegraben, geharkt, gesäet; die weißen Hemdärmel leuchteten nur so zwischen dem Grün der Büsche und Bäume. Sie, Harmsch, saß in der dumpfen Stube und flickte für die Göhren. Das mußte sein, gewiß, konnte aber Abends gemacht werden. Die andern Weiber klagten oft, daß ihnen dann die Augen dabei zufielen vor Müdigkeit, war bei ihr ebenso gewesen — früher — machte doch nichts! — Ein Schlücking Kaffee ab un an, und man war wieder munter.

Als Jahr um Jahr so ins Land gekommen war, und Harmsch wieder einmal mit einem Seufzer ihre zehn Taler Lohn, die zwei Pfund rauhe Wolle und zehn Ellen Hedenleinen auf den Brettisch legte und sich daneben auf den Strohstuhl fallen ließ, klinkte die niedrieg Tür, und Jakob Bernitt schob sich in die Stube; im Arm seinen Anteil an Kleidungsmaterial: ein Stück buntes Westenzeug und ein Bündel gesponnener Strumpfwolle. Denn heute war Martini und Löhnungstag für ein ganzes Jahr.

„Wist Du mi dat 'n beting upphägen, Harmsch, ick weit nahrens dor mit hen."

„Nich mihr as girn. Häst Du kein Mudder mihr?"

„Nee. Dat schoadt em ja nu wierer nich un is nich slimm, wenn ick man 'n Fru hadd."

Harmsch lachte. „Wat wist Du mit 'n Fru? —"

„Na nu! —" Er setzte sich und zog die kurze Pfeife aus der Hosentasche, das Feuerzeug folgte, und nach manchem Pink! Pink! kam der Tabak in Brand.

„De Lüd hebben mi vertellt, dat du all eins eigen Hüsung hadd häst . . ."

„Dat wull ick meinen", Harmsch reckte sich auf, „as mien Mann noch lewt. Hier sitten wi ja all uppenander; äwers süß is allens dor: Melkschapp und Swienstrog un Ketel un Pött un wat dortau hürt. Mien Brauder hätt't bi sick upp'n Bähn stahn". Mit einem tiefen Seufzer: „Dat verspakt un verkümmt."

Der Knecht rauchte weiter und sah auf die Lehmdiele. Als aber das Stübchen ganz unter

Digitized by Google

Qualm gesetzt war und ein Wort das andere gegeben hatte, stand er entschlossen auf.

„Ick ämernähm dei ganz Geschicht. Fief Göhren häst du? . . ."

Harmsch wehrte entrüstet: „Nee, wehn hätt di dat vertellt! vier sündt — un all, all utwussen. Büst nägen Wochen upp'n Hoff un weißt von nix. De Öllst is'n Dirn. Sei deint hier jo bi'n Meier; ämers bliewen will sei dor nich. So'n lütt dick kruskköppig Dirn, de möst du doch all seihn hebben?"

„Is dat bei Voßkopp mit de Sünnspruten (Sommersprossen)?"

Harmsch lacht: „Jawoll, 't is ne fixe Dirn."

In den nächsten Wochen lag über dem großen Hofe heller Sonnenschein, der sogar um die Ecke reichte, trotz vorgeschrittener Jahreszeit, und alle die vielgeteilten Fensterchen des Wirtschaftsgebäudes bestrahlte. Die Vögel jubilierten über dem Strohdache, und Harmsch war eine Braut.

Als aber der Hochzeitstag heranrückte, regnete es lind und sachte in die spärlichen Myrtenzweige, die der Witwe noch zukamen. Das junge Paar und alle ihm Wohlgesinnten sahen befriedigt in das dunstige Fisseln — das Eheglück schien bombensicher.

Dürten und ihre drei Brüder hatten nun einen Stiefvater und stimmten voll und ganz der Ansicht der Dörfler zu, daß der vierundzwanzigjährige Jakob Bernitt ein ganz unverschämtes Glück habe. „So warm sick dorin tau setten —" sagten sie erbost und versuchten wenigstens, ihm sein enges, rauchiges Stübchen, sein Stückchen Runkelland und seine drei Hühner, die ein betagter Hahn nur mühsam beherrschte, durch spitze Reden zu verleiden. Dann gingen sie aus dem Ort. Hanning und Körling verdienten sich das Lösegeld und traten beim Militär ein, Chrischäning „wär tau swack in 'ne Knei" (Knieen), das Vaterland verzichtete auf ihn; er kam als Kutscher zu Bliemeister, der ein großes Fuhrwesen in der Stadt betrieb. Und Dürten knotete die eigengemachte Sonntagsjacke, den kurzen, blauen Wollrock und ein derbes hedenes Hemd in ein rotbuntes Tuch, schob es auf den runden Arm und ging mit. Denn beim Kaufmann Herse am Markt war die Stelle eines Kindermädchens frei. Wäre sie, so wie sie da war, in die große Linde gestiegen, die vielleicht noch heute mitten auf dem Hofe jenes Geschäftsgrundstücks steht, sie hätte auf Gottes Erdboden nichts mehr zu suchen gehabt. Selbst die Liebe der Mutter, jener abgearbeiteten, gehetzten Frau, die neben dem strammen, jungen Ehemanne ein gedrücktes Dasein führte, schien ihr verloren, erstickt in der Sorge um den lieben Frieden.

„Na, denn helpt dat nich."

Dürten war einundzwanzig Jahre alt, gesund und drall. So stand sie vor dem Polizeisekretär und gab Auskunft:

„Vadder hew ick nie nich hadd; mien Mudder hätt'n Annern friegt. Bi Koopmann Herse bün ick in'n Deinst bi de Göhren. Ick krieg föfthein Dahler Lohn und tau Wihnachten twei Dahler, wenn ick mi schick' noch'n beting tau, un tau Pingsten einen Dahler."

Dann hielt sie ein Papier in der Hand; im Ohr lagen ihr einige ernste Ermahnungen. Was auf ersterem stand, ahnte die Schreibunkundige nicht, die letzteren waren hochdeutsch gegeben und offenen Mundes angehört, aber nur unvollkommen erfaßt worden.

„Man dat deiht em nix." Dürten wußte Bescheid. „Ümmer ihrlich un flietig! —" hatte Mutter ermahnt; „lütt Kinner hätt uns' Herr Jesus leiw, wenn du bei gaud deihst, büst du upp Gott's Wegen!" Frau Pastor versichert. Diese Geleitworte hatte sie sich mitgebracht aus ihrem Dorf, und kein bebrillter, gelehrter Stadtherr konnte sie verwirren mit unverständlichen Anforderungen; wohl aber sehr empfindlich ihre Arbeitsgenossinnen. Da war Fieken, die dicke Köchin, die Sonntags ein Barett mit Blumenstutz aufsetzte und unbändig lachte, wenn Dürten Trompeten und Tapeten und vieles, vieles Andere beharrlich verwechselte. Da war die schnippische, naseweise Stubendirn, die Lina! War mit ihr wohl auszukommen, konnte man sich wohl bergen vor anzüglichen Redensarten! — Dürten rächte sich: „Du Ap! — —" sagte sie aus tiefster Überzeugung, als sie bemerkte, wie die Eitle der Herrin nachäffte in Kleidung und Manieren. Städtische Ohrfeigen und dörfliche Maulschellen kreuzten sich, und der Hausherr fuhr dazwischen mit einem gesunden „Donnerwetter!" — Die Hausfrau aber jammerte: „So ein Landmädchen! nicht ein-

Digitized by Google

mal hochdeutsch versteht es. Nie werde ich mich dazu entschließen können, seinetwegen platt zu sprechen."

Dürten lauschte: „Deiht ock nich nödig, Medamming, liehr ick all noch."

Der Haushalt ging aus dem vollen, Dürten konnte essen, soviel sie wollte; aber es schmeckte ihr nicht. „All so'n weiken Kram —" meinte sie betrübt, „schad üm dat leiw Etend! nich Peper, nich Solt an. Dat ward kaakt und braden, dat kann jo kein Fleisch utholl'n, un de Sauß ward dörch nägen Säwen (Siebe) gaten — wat schall dor noch anbliewen."

In der Kinderstube war sie am glücklichsten. Ihre drei Pflegebefohlenen, Wolfgang, Bruno und Kurt, taufte sie einfach um: Dei Öllst, dei Mittelst un dei Lüttst; gab aber Hoffnung auf Änderung der Sache: „So 'n dwallschen Nams kann ick nich biholl'n. Dat ward de Minsch irst mit de Tied gewendt."

Ihre Erziehungsmethode war die einfachste von der Welt: „Man jo kein Schacht! (Prügel) dat's nix vörn vörnehm Kind, dat's wat vör Dörpjungs. Dies' Kinner seggen in einsten weg danke un bitte — wat schall so'n Kind wierer? — Man ümmer stiew un fast dorbie bliewen, wat'n seggt hätt, denn so marken sei sick dat."

Wenn der lebhafte, eigensinnige Wolfgang durch beharrliches Betteln und Schmeicheln diesen Grundsatz zuweilen zu unterminieren versuchte, schickte Dürten ihn zur Mutter, und kam er niedergeschlagen zurück, tröstete sie ihn gutmütig: „Sühst Du, mien Jüngin! Dat möt'n jung anwarden (gewöhnt werden) — dacht häw ick mi dat woll, dien Mutting is 'n vernünftig Fru, de haut mit im in befülwig Karw." (haut in dieselbe Kerbe.)

Dürten ging niemals für sich aus, nur mit den Kindern. Aber die Wallanlagen, wo ein Kinderwagen neben dem andern stand, mied sie. „Dor möt'n sick blots argern. Ein weit noch ümmer mihr Slichts von sien Harrschaft as de anner. Un dat möten de lütten Göhren all mit anhüren. Un denn ümmer dit Vertellis von de Brüjams! Dat's doch'n Selbverstand, dat'n Dirn den hätt. Wat schalln dor ümmer von reden. Man dat is nu so wied tau, sei hebben all näslang 'n annern. Mien is'n Johr jünger as ick, un wenn hei dörtig Jahr is un tau Verstand kamen, denn so kriegen wi."

„Und wie lange dauert das noch?" erkundigt sich Frau Herse in Besorgnis, denn Dürten ist ihr längst lieb geworden.

„Teihn Johr. Hei is äwer Frühjohr twintig worden. So as dat mien Mudder geiht, schall mi 't nich gahn; tau jung kriegen döcht nich."

Frau Herse stickte gerade an einem Rosen- und Lilienteppich, als ihr diese beruhigende Auskunft ward. Sie gehörte zu den Müttern, die sich am liebsten in der Nähe ihrer Lieblinge aufhalten. So war in der Kinderstube, die drei sonnige Fenster nach der Straße hatte, ein für allemal das Eckfenster mit dem Mahagoninähtisch ausgefüllt und für Mama reserviert. Der Tisch stand auf einem „Tritt", der breit genug war, den Rohrstuhl und den umfangreichen Flickkorb mit aufzunehmen, und eine kleine Empore bildete. Von ihr herunter lachte und scherzte Mama mit den Kindern, während die fleißigen Hände Nützliches und Schmückendes schafften, und die klaren, weitsichtigen Augen noch nebenher den „Spion" scharf beobachteten, der alles wiedergab, was sich über den ganzen Markt hinüber bis zur Wasserstraße hin ereignete.

Zuweilen erzählte Mama Geschichten. O, war das schön! — Bruno kroch die zwei Stufen hinauf und lehnte sein Lockenköpfchen an Mamas Kleid. Wolfgang zog sein Kinderstühlchen so nahe wie möglich heran und Dürten wiegte das Nesthäkchen auf ihrer bunten Schürze. Dann hätte man eine Stecknadel fallen hören können.

Ein Wintertag, er fiel in die Adventszeit, ging zur Neige. Die großen Buchenholzscheite knackten im Ofen; graue Schatten huschten über alle Gegenstände des Kinderzimmers. Von der Straße her fiel ein schwacher Lichtschein der Laterne auf Mamas Hände, und die Glocken läuteten vom Petriturm den Sonntag ein.

„Wir wollen Licht machen," brach Mama das tiefe Schweigen, in dem die Erregung in Erzählerin und Zuhörern ausklang, die der Vortrag der Weihnachtsgeschichte hervorgerufen.

Digitized by Google

„Nee! —“ sagte Dürten und seufzte.

„Nein? —“

„Nee. Denn so as't hüt is, kümmt't nich wedder. Dit is as in 'ner Kirch.“

„Hast du denn alles verstanden?“

„Jeder Wurt. Wat Medamm snackt, verstah ick ümmer.“

„Du kannteſt die Geſchichte doch?“

„So nich. In 'n Schaul bün ick nich väl weſt, un wehn schüll mit sowat vertellen! De Preiſter hätt't sacht dahn upp'n Kanzel; man ick slep ümmer dorbi in, wieldat wi so wied tau lopen hadden bet nah de Kirch. Unſ' Grotmudding wüßt ock männigbeting, sei hätt uns Kinner grot mackt, wiel Mudder in'n Deinſt wär; ämers sei vertellt doch anners.“

„Was erzählte Euch deine Großmutter denn?“

Dürten ſtand auf, legte das eingeſchlafene Kurtchen behutſam auf die Wiege und zündete die Lampe an.

„Nun? — — ich denke, wir wollen noch im Schummern bleiben . . . . . .“

„Nee. Wenn ick vertell'n schall, dennso is 't beter bi Licht. In mien Geſchicht kariolt de Düwel rümmer,“

„Hahaha! — — —“

„Nich lachen, Medamming! mit em is nich tau spaßen! Hei is in 'n Schottſtein 'rinnefohrt un hätt em halen wullt, man wiel hei grad de Biwel vör sick liggen hadd, is hei noch in 't Abenlock ümdreiht. Dunn künn hei nich weder in 'ne Höcht finnen un is hacken blewen. Kein Für wär 'n annern Morren antaukriegen — blots Stank un Rook. —“

„Wer denn, wer denn?“

„Jeſo, Medamming kann 't nich weiten, in unſ' Dörp weit't jeder Kind. Ick will von vörn vertellen; man gräſig is't.

Dat is gornich wied aw weſt von unſ' Dörp, dor hätt 'n Harr wahnt, de hätt nix döcht, Kinner hätt hei nich hadd, un sien Fru is em weglopen. De Käuh hebben 'n Kopp umdreiht, wenn hei upp'n Süll stahn hätt un in'n Stall 'rinnerkeken, sien Riedpierd hätt bewert, wenn hei uppſtegen is, un sien Hund hätt günſt, wenn hei em straken wull. Dat is all dorvon kamen, wieldat hei sien Seel verſpält hätt bi't Kortenſpäl.“

„Dürten!“

„Medamming, dat is ſo weſt.

Kein Harr und kein Knecht un kein Vagelbund (Herumtreiber) hätt mihr mit em Korten ſpälen wullt, dunn hätt hei Nacht vör Nacht mit 'n Düwel ſpält. Denn laten künn hei't nich mihr. Nu wull hei awers den Düwel ock bidreigen, as hei dat mit all Lüd makt hadd, man dat lätt ſick kein Düwel gefall'n, un ſei hebben ſick vertürnt. Dei Düwel wull nu ſien Seel gornich mihr hebben, hei wull den heilen Kirl. Dunn fohrt hei dörch'n Schottſtein — un verfiert ſick dägern, as hei de Biwel füht. Dor künn hei nich gegen an.

Hei is ock nich wedder kamen. Dat hadd ock nix nutzt, denn de Harr is dod blewen. Sien Lüd hebben em funden mit'n Kopp upp'n Biwel — ſtilling inſlapen. Ganz allein.“

„Armer Mann.“

„Nee. Hei hätt nix döcht. Sien Seel is ock nich tau Rauh kamen. Dor wär'n Wiſch, dei blänkert männigmal von Water, ſo natt wär ſei, dor hüppten lütt Lichter upp herum in Stickendüſtern — dat wär ſien Seel.“

Dürten tat einen tiefen Seufzer. Wolfgang aber ſetzte ſich zum Fragen zurecht: „Sag einmal, Dürti . . . . . .“

„Nee, Wülfling, wie will'n dor nich mihr ämer reden; ſowat kann einen licht in'n Drom vörkamen.“

Frau Herſe erhob ſich ſchnell: „Ihr bekommt jetzt eure Suppe, Wolf, und ſagt dem Papa gute Nacht.“

Mit den übrigen Dienſtboten des Hauſes ſtand Dürten ſich meiſtens ſchlecht. Das war ihr ein großer Kummer. Gewöhnt, alles, was ſie bedrückte, der Herrin mitzuteilen, meinte ſie traurig: „Solang as ick bei Lütten häw, ſchadt em dat nich väl, man wenn ſei irſt all nach Schaul ſünd, un ick in 'ne Mädd'nſtuw rinmöt, denn ſo weit ick nich, wot warden ſchall. Sei hebben all ümmer ehr Luſt an mi, un dat paßt mi nich.

Lang' Röck treck ick nich an, un'n Blaumenhaut ſett ick nich upp. Wat ſchall ſo'n Upptöhmen heiten! dat wi Deinſtdirns ſind, ſüht doch jedwerein.“

Der Roſtocker Pfingſtmarkt, das größte weltliche Feſt eines großen Teils der länd-

Digitized by Google

lichen Bevölkerung von Mecklenburg-Schwerin, brachte ihr immer den Schatz. Dann bat Dürten um einen freien Tag, der ihr gern gewährt wurde. Aber am Nachmittage saß sie meistens schon wieder in der Kinderstube und erklärte auf Befragen: „Mi dauhn de Bein weih. Wat schall ich dor ock ümmer rümstahn. Hei is nu duhn, un ick bün nah Hus gahn. Nahsten warden sei sick de Köpp woll bläudig slahn, dor bruk ick nich mit bi sin."

* * *

Eines guten Tages brachte der Postbote einen Brief direkt in die Kinderstube, denn der Absender beorderte das ausdrücklich: „An Dürten Harms, was is in'n Kinnerstuw bi Koopmann Herf' an' Markt."

Ganz blaß nahm Adressatin das Schriftstück an sich, wendete es hin und her und erbrach zögernd das breitausgeflossene Siegel. Alle Kinder umstanden die Verstörte und trösteten und streichelten. Da weinte Dürten helle Tränen; Wolf aber lief schnell, die Mama zu benachrichtigen.

„Nun, Dürten! schlechte Nachrichten von zu Haus? —"

Dürten hob nur den offenen Brief in die Höhe, eine Welt von Schmerz auf dem runden Gesichte.

„Was ist geschehen? . . . . . Deine Mutter? . . . . . ."

„Weit nich." Sie griff nach dem Schürzenzipfel, trocknete die Augen und schluchzte:

„Will Medamming nich eins lesen . . ."

„Gern." Die Zeilen schnell überfliegend: „Sie sind alle gesund. Du sollst einmal nach Hause kommen. Hör zu.

‚Ich schreib Dich einen Brief, weil daß wir gesund sind, un uns weiter nichs fehlt, man daß ich säben Jahr nich mehr warten will, das wird mich über. Du sagst, 'n Knecht heuraten, das is nich halw nich heil — ich sag 'n Knecht un'n Dirn gehürn tohop. In'n Dörp is nu'n Hüsung fri, schall dor'n Anner rintrecken? — Dein Harrschaft muß dir gehn lass'n, standtepeh, denn friegen geht über allens, un kann kein Pollerzei was bei machen; womit ich nu sagen will, daß ich bereit bün, un du Sünndag herkommen mußt, uns zu bereden. Un grüß' ich Dir auch vielmals un Mutter, die auch das Nämliche seggt. In Freud un Leid, in Zeitlichkeit un Ewigkeit dein geliebter Jehann Jakob Nehls."

Frau Herse überreichte den Brief: „Na, Dürten! Denn mußt Du uns wohl verlassen."

„Nee, Medamming, noch gor tau lang nich . . . . . west still, Kinnings! . . . . Sünndag reis' ick hen; man wedder kam ick. Mi hier so'n Angst tau maken mit'n Breif! Wat dit woll heiten schall! Dat hätt em kein Minsch wierer in'n Kopp sett as de Schaulmeister, un em dorbi hulpen. 'n beting schriewen kann hei jo, man so nich. Na, ick will em woll Bischeid gäwen. Ihrer ick mien Sporkassenbauk nich bet upp föstig Dahler vull häw, ihrer ward dor nix ut. Nahsten heit dat: nackt un blot."

Sie steckte den Brief vorne in die Jacke: „Ick will em man in mien Lad (Koffer) leggen, bei annern Dirns geiht dat nix an. Medamming möt dor äwer ock nich von reden . . . . . ."

„Aber, Dürten! . . . . . ."

„Je." Dürten sieht mit brennenden Backen vor sich nieder: „Ick häw aw un an ock wat vertellt von de oll dwallsch Käksch . . . . . ." Dann schaut sie ihre Herrin treuherzig an: „Äwers Medamming is ock woll beter as ick."

Der Sonntag kam, und Dürten ging in ihrem besten Staat mit weitausholenden Schritten über den Markt, der engen Straße zu, wo der Omnibus hielt, der den Verkehr zwischen Dorf und Stadt vermittelte. Spät abends kam sie heim, sah aufmerksam in alle Kinderbetten, befühlte den Kachelofen und berichtete an Madam: „Hei täuwt. Wat Mannslüd reden, möt'n nich all'mal glöwen."

Frau Herse lacht: „Was hat er gesagt?"

„Hei künnt nicht utholl'n ahn mi."

„Und du?"

„Dat giw' sick. De Aust (Ernte) is vör de Döhr. Wenn du man irst von Klock vier morrens bet hentau nägen abens in 'ne Sählen (Sielen) liggen möst, denn so ward di de Lang'wiel sacht nich plagen."

* * *

Digitized by Google

Die Zeit hatte den Weg rührig unter die Füße genommen. Wolf und Bruno schwangen längst frühmorgens die Schulränzel auf den Rücken, das Kurtchen sah trübselig hinterdrein und langweilte sich. Dürten aber machte Vorschläge.

„Medamming! Dit is nix mihr. Hierbi ward'n fuhl. 'n Kinnerdirn brukt uns' Lütt nu nich mihr. Wi will'n man de Stubendirn lopen laten. Ick häw nu all siew Johr taukeken — nahgrad weit ick ock, wo 't möt. Ick künn ock hochdütsch snacken, wenn ick wull, man wotau?— Vördwallsch kümmt doch man rut, denn so is't am besten, jedwerein redt as em de Snabel wussen is. De Lütt kann üm mi 'rümlopen, wenn ick mien Arbeit dauh, un Nahmiddags späl ick mit em."

Es geschah so, und das ganze Haus stand sich gut dabei; Dürten aber am besten. „Ick häwt gaud hadd all de Tied", sagte sie, „äwers 'rümscharwerken schall doch man gellen; vör uns Ort Lüd is dat dat Best."

An den Sonntagnachmittagen lagen jetzt große Stücke Hedenleinen auf dem Ausziehtisch in der Kinderstube. Dürten schnitt zu und nähte Aussteuer, sprach auch hin und wieder vom Heiraten, aber nie mit rechtem Ernst. Überraschend war deshalb allen Hausgenossen die Bitte an Madam, ob sie nicht einmal in ihr Dorf reisen könne. Sie blieb fünf Tage fort und ging, zurückgekehrt, gleich in die Wohnstube und auf die Hausfrau zu, die am Fenster ihre Blumen begoß.

„Medamming! nu weit ick, wat ick will."

„Wieso, Dürten? —"

„Ick bliew hier. Dat is nix mit de Friegerie."

„Habt ihr euch erzürnt?"

„Nee, vertürnt nich. Man ick häw em seggt, hei schüll sick man 'n Anner nähmen. Ick weit nich; äwers mi wär dor all de Tied so snurrig. De Katen is so dump — mi füllt dor allens as upp'n Kopp, un wo'n ock henkiekt — all ein Dreck un Smär; nee. Un hei spiegt midden in de Stuw un begehrt denn noch upp, wenn em dat verbaden ward. — Hier is't all hell un blank und fründlich, un ick häw tau mien Mudder seggt: sien Fäut ünner frömd Lüd Disch steken, is noch lang dat Slimmst nich."

„Wenn dir das nur nicht leid wird!"

„Woans? Dat ich nich wüßt. Ick sitt hier so warm un drög, kein leides Wurt nich un gaut Eten un Drinken; un denn de Kinner — — ick holl dägern väl von ehr."

So blieb es beim Alten.

Herr und Frau Herse sprachen oft über das sonderbare Mädchen, froh und fleißig von früh bis spät, kein Verkehr, kein Ausgehtag, immer für die Herrschaft da — ein Unikum.

„Ja, wer es auch so haben könnte! —" meinten die Bekannten. Dürten vernahm wohl davon, war sich auch ihres Wertes durchaus bewußt, traf aber den Nagel auf den Kopf:

„Je kiek! — — Dat schüll juch passen! — Wenn't Sünndags Gausbraden giwt bi juch in 'ne Stuw, kieken's ut de Käk achter an. Dor steiht Gruben (Graupen) un Swiensfleisch preislich upp'n Disch: nu fret! — 'n schön Etend — worüm nich — man nich, wenn'n Gausbraden in'ne Näs' hätt! —"

Ein Jahr beeilte sich dem andern nachzukommen. Wolf und Bruno waren nur noch vorübergehend im Vaterhause, und Kurt trug die Primanermütze. Die Kinderstube war noch immer da und behielt auch ihren Namen; aber Dürten saß Abends allein darin. Das gefiel ihr nicht. Sie legte oft ihre Näharbeit hin und sah sich rund um: Alles da, so wie sonst, und sie an ihrem Tischplatze vor der Schublade, die ihr ganz allein gehörte, und doch so anders — so totenstill — und leer, leer, leer. — Wenn sie dann nach langem Sinnen wieder die Arbeit aufnahm, nähte sie allerhand sonderbare Gedanken mithinein. Die begannen sich unter ihrem fuchsigen Kraushaar festzusetzen, verfolgten sie tagelang und machten sie kopfhängerisch und zerstreut. Zu ihrem Liebling, dem langaufgeschossenen Kurt, pflegte sie dann gelegentlich seufzend zu sagen: „Wat is dat Läbend!? mien Lütting," und kopfschüttelnd hinzuzusetzen: „äwers wat makt so'n Kind sich dorut."

Zum Philosophieren taugte Kurt allerdings kaum, doch ließ es ihn nicht gleichgiltig, wenn seine liebe, alte Dürt — dies Wort durfte er sich ganz allein erlauben — trübe gestimmt war. Das fühlen und mit den Eltern besprechen war eins. Und als im Herse-Hause

Digitized by Google

einmal viel von der Zukunft die Rede war, gedachte man unter allerlei Plänen für Jung und Alt auch der treuen Dienerin und beschloß, ihr zum nächsten Weihnachten eine Extrafreude zu machen.

Sie wird bei uns alt werden, und wir haben die Pflicht, für sie bis an ihr Lebensende zu sorgen, hieß es im Familienkreise, da kaufen wir sie am besten in ein Stift ein. Es gab deren mehrere im Ort, die den Anwärterinnen einen sorgenfreien Lebensabend verhießen, man wählte sorgsam davon aus und traf seine Vorbereitungen.

Man dit käm anners as mit de sel' Fru.

Dürten hatte auch eine Überraschung für ihre Herrschaft.

Von „Stadt Hamburg", einem dem Kaufmannshause gegenüber liegenden Gasthofe fuhr jeden Mittag ein Omnibus zum Bahnhofe und auf dem Bock saß ein strammer Kutscher mit schwarzem Schnauzbart und grellen Augen. Mit dem war Dürten dahin handelseins — ihr eigener Ausdruck — geworden, daß sie und er ihre Ersparnisse zusammenwerfen wollten, damit Pferd und Wagen kaufen und ein Pungenfuhrgeschäft einrichten. (Pungenfahrer waren Leute, die das Mehl in kleinen Beuteln (Püngelchen) von den Wind- und Wassermühlen abholten und den Kunden zuführten.)

Das erzählte einmal so „bi Weg lang" Dürten ihrem Medamming und fügte hinzu: „Und wenn't Geschäft gaud geiht, denn so will'n wi uns friegen."

Madam ganz baff: „Dürten! den? — der ist ja schon betrunken vom Wagen gefallen! —"

„Dat kümmt sacht vör. Allwo hei henkümmt, ward em 'n Lütten inschänkt, un wecker ein Mannsminsch hätt nich sien Undäg'. (Unarten, Fehler). Hei seggt tau mi: Dirn! seggt hei, du schast seihn, wenn wi uns irst tauhopgäwen hebben, denn so lat ick dat Supen sin. Und mihr kann hei jo nich dauhn."

„Der hat sich sicher nichts erspart."

„Je, hei redt doch so. Ick häw ock all mit'n Preister dorätwer redt . . . . . ."

„Mit dem Pastor!? — — —"

Dürten nickt. „Ünnern Rathus dröp ick em. Hei böd mi de Tieb un frög, woans mi dat güng. Ick segg: Dank de Nahfrag, Herr Paster! segg ick, as Sei seihn — ümmer upp twei Bein un'n Kopp baben. Dunn lacht hei so grelling, un ick kreg so'n Tauvertrugen tau em, dat ick em dat vertellt häw."

„Und er meinte? . . . . . ."

„Ick schüll mi dat richtig bidenken; un dat häw ick em verspraken. Wi hebben jo kein Ihl nich. Ick bün verleden Harwst irst viertig Johr worden, un wat hei is, hei möt ock irst tau Verstand kamen."

„Wenn das nur was wird."

„Je, hei ward woll möten! hei weit Bischeid. Wenn ick nu 'n Fuhrmannsfru bün, denn so kann ick nich in'n Winterdag mit'n Ümschlagbauk gahn, as nu, denn hürt sick 'ne Mantel. Nu häw ick em seggt, wenn hei mi Wihnachten ein' bringen deiht, denn so kann hei hulterdipulter de Ring' bistell'n. Ünner föfteihn Dahler is so'n Stück nich tau hebben — wenn hei dat tauhopsport, is sien Beternis gaud in'ne Gang."

* * *

Der Weihnachtsabend kam.

Im Herse-Hause duftete es appetitlich nach selbstgebackenen Stollen und Pfeffernüssen. Die Hausfrau hatte alle Hände voll zu tun, und Dürten und „de Lütt" putzten den Tannenbaum. Der war breit und hoch und stand in der Wohnstube an der Erde.

„Kurting!" sagte Dürten und reckte die kurze, rundliche Figur, „höger kam ick nu nich an, dor baben möst du ruppelangen."

„Gib her! — wird schon gehen." Er unterbrach sein Pfeifen, nahm den Weihnachtsengel aus Pfefferkuchenteig in Empfang und befestigte ihn mühelos an der Spitze der Tanne.

„Wour dat 'ranwaßt! —" murmelte Dürten vor sich hin und sah bewundernd den langen Armen nach, „wolang is't her, dunn kröp hei mi noch upp'n Schört rüm —" da klopfte es an die Tür, und ein Laufbursche überreichte einen Frauenmantel.

Dürten wurde dunkelrot. Kurt aber sah böse aus und verschluckte mühsam einen „Esel!"

Einige Stunden später stand Dürten mitten im Familienkreise, umflossen vom Glanz der

Digitized by Google

Weihnachtskerzen, angetan mit dem langen, weiten Mantel, die großen, roten Hände in einen schwarzen Muff gezwängt, helle Freude auf dem runden, frischen Gesichte.

Frau Herse trat herzu: „Na, was sagst du nun, Dürten? —"

„O Medamming! — — — dit is as'n Drom. — — —" Sie strich an dem Zeug entlang: „Dei kann an twintig Dahler 'rankamen — dit is wat vör Läbenstied. — Medamming! — — — ick — — ick — — mücht nu — woll — dat hei ock 'rinnekamen dörft — ein lütting Ogenblick man — hei is gewiß buten un lurt."

Bittend sah sie in die Runde. Alle schwiegen. Da brach Kurt los:

„Der Mantel ist von den Eltern! Der Muff, den du dir schon im vorigen Jahre wünschtest, von uns Brüdern! Dein Kutscher hat sich um nichts gekümmert — — — erst gestern ist er wieder duhn vom Bock gefallen . . . . . ."

„Kurt! — Kurt! —"

„Nun ja! sie muß es doch wissen."

Dürten war blaß geworden. Langsam sah sie an sich herunter, zog die Hände aus dem Muff und steckte sie wieder hinein.

Dann ging sie entschlossen auf Herrin und Herrn zu: „Väl Gott's lohn! — dusend, dusendmal."

Sie gab allen nach der Reihe die Hand.

„Ick häw mi väl freut — so'n Wihnachten giwt vör mi nich wedder."

„Du willst doch? . . . . . ." Der lebhafte Kurt rief es empört in die Stille hinein.

„Jva, Lütting! Dat helpt nu nich. Ick häw nu de Mantel — vör'n Deinstbaden ist dat kein Stück Tüg — un wenn hei — as du seggst — all wedder ein's von'n Woagen sollen is, denn so ward Tied, dat hei dat Supen nahlett. Em kann dorbi männigmal wat pessieren."

Wieder Schweigen in der Runde.

Der Hausherr räuspert sich. Frau Herse sieht mitleidig auf das erregte Mädchen: „Du beschläfst es dir noch, Dürten!" sagt sie gütig; aber Dürten wehrt ab.

„Nee. Ick weit, Medamming meint dat gaud mit mi. Woväl Wolldaten häw ick in deesen Huf' hadd! nich tau tellen! As mien Mudding upp'n Dodenbett läg . . . . . ."

„Laß, laß! — das sind vergangene Zeiten."

„Na, denn is't gaud. Vergeten dauh ick't nich . . . . . Mien best Tied häw ick nu hadd, dat's ein Deil, wat gewiß is; man de Harrschaft ward't noch beter weiten as ick, wat in'ner Bibel steiht: Es is nich gutt, daß dar Mensch allein sei."

Sprach's und ging in ihrem großen, weiten Mantel langsam zur Tür hinaus.

Von Frauen und über Frauen.

Im allgemeinen macht des Weibes Einzelleistung als Mutter nicht ihre Gesamtpersönlichkeit aus. Jede einzelne Frau ist von Hause aus mit keiner andern verwechselbar (beim männlichen Geschlecht ist's dasselbe); jede hat ihre individuelle Psyche.

Es scheint aber, man stellt sich das Frauentum wie eine Form vor, in die alle weiblichen Geschöpfe hineinzuschlüpfen haben, um — nach Gottes Ratschluß — versämtlicht zu werden, so daß die eine von der anderen sich nicht mehr wesentlich unterscheidet. Alle tun, fühlen, denken dasselbe.

Kommt diese gewalttätige Gleichformung nicht einer Verstümmelung gleich, die — man könnte beinah sagen — schon im Mutterleibe (durch Vererbung vieler Generationen) oder doch wenigstens von Kindesbeinen an geschieht und die Kräfte und Organe, von der Natur vielleicht zu hohen Dingen ausersehen, zu rudimentären werden läßt?

In der Tat kann, wenn wir unermeßlich lange Zeiträume ins Auge fassen, aus Unbenutzheit sich Unbenutzbarkeit ergeben.

Hedwig Dohm.

(„Die Mütter". S. Fischer Verlag, Berlin.)

Digitized by Google

Annette von Droste in ihrem Naturempfinden.

Von

Dr Helene Herrmann.

Nachdruck verboten.

Stärker als irgendwo empfinden wir in Annette von Drostes Naturpoesie ihrer Seele Duft und die herbe Eigenart ihrer künstlerischen Form. Ihr Verhältnis zur Natur hat manchen Betrachter ihres Wesens zur Analyse gelockt. Wo der eine die dämonische Abhängigkeit der westfälischen Dichterin von der Landschaft betont, spüren andere den Zusammenhängen nach zwischen ihrer Sinnesorganisation und der an moderne naturalistische Kunst gemahnenden Art, die Natur auszusprechen. In jener Mischung der echt westfälischen stillen Beschaulichkeit, mit der sie sich in das Kleinleben der Natur versenkt — realistisch, wirklichkeitsfroh auch in der Sprache —, und der ererbten Phantastik, dem Zug zum Dämonischen, Elementar-Beseelten in der Natur sieht Felix Poppenberg die eigentümliche Qualität ihres Naturgefühls. R. M. Meyer reizt es, bei voller Beachtung dieser Züge, zu zeigen, wie ihre Sinne die Natur aufnahmen und welche Kunsterscheinungen, welcher Grad artistischer Illusion sich daraus ergeben, daß sie die Nähe scharf, allzu scharf, alles wenige Schritte Entfernte verschwimmend sah, daß ihr feines Ohr jedes leise Geräusch noch vernahm und vom anderen unterschied, daß ihre „fast pflanzenhafte Empfindlichkeit der Witterung gegenüber" ihr ermöglichte, beinahe ebenso sehr mit der Haut und mit den Geruchsnerven das Leben der Natur nachzuleben. Auch ihr jüngster Biograph Karl Busse untersucht ihre Naturanschauung nach dieser Richtung und berührt auch mit Einsicht die Bedeutung ihres pathologisch gesteigerten Nervenlebens für ihre an Natureindrücke anknüpfende Spukphantastik.

Bei der speziellen Betrachtung ihres Gefühlsverhaltens der Natur gegenüber fällt nun aber eine eigentümliche Begrenzung auf, durch die eben dies Gefühl bestimmt erscheint. Man kann ja das Naturempfinden eines Dichters nicht auf eine Formel bringen. Aber eine Beziehung zur Natur ist es gewöhnlich, an der sein Fühlen den stärksten Anteil hat.

Bei Annette ist sie nicht da zu suchen, wo die Dichterin uns irgend ein anderes Lebensgefühl durch das Aussprechen einer Naturstimmung deutlich macht. Denn sie hatte keine großen Lebensleidenschaften, die in der Berührung mit der Natur zu klingen beginnen. Wohl kennen wir Annette auch als liebende Frau aus den Briefen an Schücking, aber es ist ein herbstlich gedämpftes Gefühl, in dem doch Freundschaft und Mütterlichkeit eine große Rolle spielen. Diese milde Wärme konnte wohl noch einem Liederherbst zur Reife helfen. Aber so wenig wie ihre scheu verschwiegene Jugendneigung wurde dieses späte Glück selbst zum Liede. Und wenn ihr reiches Liebesbedürfnis, dem all die Menschen, an denen sie hing, doch niemals recht Genüge taten, eine Umsetzung erfuhr in ein religiöses Verlangen von wilder Stärke und Innigkeit, eine wirkliche Formwandlung, die nichts zu tun hat mit der mystischen Verschleierung der Erotik, die wir so oft in der Gottessehnsucht der jungfräulichen Frau erkennen, so ist ihr auch dieses Gefühl, dem sie die stärksten Erschütterungen verdankt, nur selten mit einem Naturgefühl zur Einheit verschmolzen. Es gibt einige solche Gedichte von ihr, und sie sind merkwürdig und sehr tragisch.

Digitized by Google

Im allgemeinen wird man sagen können: das Naturempfinden der Annette wird selten von starken bestimmten Gefühlen zum Tönen gebracht. Es wird uns auch nicht überraschen, bei dieser zarten, leidenden Frau kaum jener quellenden Frische eines allgemeinen, unbestimmten Daseinsgefühls zu begegnen, das in Dichtern wie Goethe und Mörike durch gewisse Naturerlebnisse so oft geweckt wird, keinen starken, aktiven Lebensimpulsen. Wohl ruft sie noch in späteren Jahren aus: „Und jedes wilden Geiers Schrei in mir die wilde Muse weckt". Aber ich möchte hierin eher das Bewußtsein ihrer umgestaltenden Phantasiekräfte sehen als die Macht physischen Lebens, das mit dem Schrei des wilden Vogels aus ihrer Brust hervorträte. Als Wunsch und Sehnsucht hat auch das in ihr gelebt, — den wilden Kräften in der Natur, zu denen es sie in der Poesie zog, antworteten wohl diese Sehnsuchtsstimmen in ihrem Innern. Aber nur einmal spricht sie es aus, wie die Lust an physischer Kraftäußerung in ihr emporflackert, angeweht vom Sturmesatem der Natur. Man pflegt dies Gedicht „Am Turme" wohl mit Recht als den Sehnsuchtsschrei ihrer seelischen Gebundenheit, den Ausdruck vergeblichen Verlangens nach freier Betätigung der Persönlichkeit zu betrachten. Aber auch für das impulsive Auflodern aktiven Existenzgefühls, das sich an der Naturstimmung entzündet, wird man es heranziehen müssen. Da steht sie auf dem Turme des Bodenseeschlosses und löst die langen Flechten und läßt den Sturmwind sich wühlen im flatternden Haar:

O wilder Geselle, o toller Fant,
Ich möchte dich kräftig umschlingen
Und Sehne an Sehne zwei Schritte vom Rand
Auf Leben und Tod mit dir ringen.

Am Strande die Wellen wie springende Doggen, auf- und niederschwankende wimpelheitere Schiffe, schreiende Vögel in der Luft — überall Kraft, Leben, Aktion: „Wär ich ein Mann!" — in diesem Schrei quillt ihre Lebenskraft empor. Und in der Gebärde, die ihr, „dem artigen Kinde", nur heimlich verstattet ist: im mänadenhaften Lösen der Haare läßt sie ihre Kraft hinausströmen in den Sturmwind. — Aber das ist eine Ausnahme. Der Grundakkord ihres Naturgefühls liegt wohl nicht da, wo das Ichmoment so mit bewußter Betontheit hervortritt, sondern da, wo die Naturstimmung, in der sie versinkt, alles Frühere aus ihrem Gemüt wegwischt und ihr ganzes Bewußtsein erfüllt und sättigt.

Das geschieht, wenn ihr Naturgefühl ganz rein und restlos aufgeht in einer liebevollen Naturanschauung. Oft schreitet sie hinaus aus der Einsamkeit ihres Hauses in die Einsamkeit ihrer Heide in der Mittagstunde, wenn die glühende Luft bewegungslos steht, wenn alles Lebende den Atem anhält. Oder nach Sonnenuntergang, wenn die weißgrauen Nebel vom feuchten Moorgrund aufsteigen und nur die Hirtenfeuer durch das wogende Weiß glimmen. Ihre Künstlerfreude sättigt sich oft völlig an der sinnentreuen Gestaltung dieser Erlebnisse. Große Partieen ihrer Heidebilder, der Eingang der Sylvesternacht, die Winterlandschaften im Hospiz auf dem großen St. Bernhard, im Spiritus familiaris des Roßtäuschers sind glänzende Beispiele dafür. Für die Winterlandschaft namentlich hat sie eine Feinfühligkeit und eine Darstellungsgabe, die in deutscher Dichtung nicht allzuhäufig ist.

Gerade über diese Seite ihrer Poesie ist viel geschrieben worden; ich kann mich mit Andeutungen begnügen. Dank ihrer besonderen Sinnesorganisation entstehen Vorausnahmen naturalistischer, detaillierender Naturschilderung, und andrerseits werden Wirkungen hervorgerufen, wie sie der malerische Impressionismus in uns erzeugt. Von ihrer sinnlichen Aufnahmefähigkeit, dem virtuosen Auflebenlassen aller empfangenen Eindrücke wird dann alle Gefühlskraft absorbiert. Meyer hat das glückliche Wort über sie: „Wie sie so aber den ganzen Prozeß der Wahrnehmung von dem ersten Versuch des noch entfernten Auges bis zur völligen Herrschaft des Blickes über den Gegenstand sich wiederholen läßt, gibt sie uns ein so täuschendes Gefühl der Realität, wie in ihrer Zeit niemand, nach ihr nur ganz wenige zu geben vermochten."

Als Beispiel ihrer impressionistischen Bilder führt man gern die Strophe aus dem „Heidemann" an:

Digitized by Google

Man sieht des Hirten Pfeife glimmen
Und vor ihm her die Herde schwimmen,
Wie Proteus seine Robbenscharen
Heimschwemmt im großen Ozean.

Hierher gehört auch die schöne Strophe aus dem Gedicht „Mondesaufgang“:

Hoch über mir gleich trübem Eiskrystalle
Zerschmolzen schwamm des Firmamentes Halle.
Der See verschimmerte mit leisem Dehnen,
Zerfloss'ne Perlen oder Wolkentränen?
Es dämmerte, es rieselte um mich.
Ich wartete, du mildes Licht, auf dich.

und Verse aus der „Neujahrsnacht“:

Im grauen Schneegestöber blassen
Die Formen, es zerfließt der Raum,
Laternen schwimmen durch die Gassen .

All diese „objektive“ Kunst ist ja im Grunde nur möglich durch die Beziehung zwischen ihren inneren Zuständen und der Natur. Aber es gibt eine Form ihrer Naturpoesie, und die liebe ich besonders, in der ihr eigenes Gefühlsverhältnis heller hervortönt. Es ist eben die schon berührte Fähigkeit passivster Hingabe, völliger Auflösung in der Natur. Aus dieser entspringt ihr dann zuweilen eine Vereinheitlichung, die die ganze Fülle eines Naturerlebnisses ihrem geheimen Sinn nach ausspricht. Denn trotz ihrer vielgerühmten Sinnesschärfe war weder Auge noch Ohr in dieser Funktion das Organ, mit dem Annette die Welt aufnahm. Selten wird ihr eine Form oder Farbe, ein Licht oder Ton, in deren Umfassung, unter deren Schleier für einen Moment die Welt ruht, zum Träger eines künstlerischen Gebildes, so wie etwa in Mörikes „Herbstmorgen“:

Im Nebel ruhet noch die Welt,
Noch träumen Wald und Wiesen,
Bald siehst Du, wenn der Schleier fällt,
Den blauen Himmel unverstellt,
Herbstkräftig die gedämpfte Welt
In warmem Golde fließen.

Das ist nicht nur sinnespsychologisch zu erklären daraus, daß sie, die Kurzsichtige, die Feinhörige, alle Einzelheiten zu scharf erlebt hätte. Denn ebenso lockte ja ihren Blick die schimmernde Ferne. Viel mag an der mangelnden Formkonzentration liegen, daran, daß sie oft addierte, zusammenschob, was als Einzelgebilde Wert und Bedeutung hatte, aber nie zusammen ein geschlossenes Kunstwerk ergab, daß sie nicht tilgte, was die strenge Notwendigkeit gegliederten Baues verwirrte. Aber mehr noch, meine ich, liegt es daran, daß das stärkste Erlebnis in der Natur für sie das ist, wenn alle Einwirkungen der Landschaft auf sie sich zu einem eigentümlichen Gesamtgefühl verschmelzen. Es ist ihr dann, als rinne durch ihre Adern dasselbe Blut, das in den Leibern der Tiere und Pflanzen fließt, das als Wasser neben ihr quillt, als Luft sie umstreicht.

So läßt sie es ihren Fischer aussprechen, der im zitternden Glanz der Mittagstunde im wogenden Kahn liegt: Plätschernd in der kühlen Flut spielet seine heiße Hand „Wasser, spricht er, Welle gut, hauchst so kühlend an den Strand,

Du der Erde köstlich Blut,
Meinem Blute nah verwandt,
Sendest Deine blanken Wellen,
Die jetzt kosend um mich schwellen
Durch der Mutter weites Reich,
Börnlein, Strom und glatter Teich —
Und an meiner Hütte gleich
Schlürf' ich Dein geläutert Gut,
Und Du wirst mein eigen Blut,
Liebe Welle, heil'ge Flut!

In einem anderen Gedicht stellt sie sich uns dar, getrocknete Blumen betrachtend und sich der Stimmungen erinnernd, in denen sie die frischen, lebenden pflückte:

Digitized by Google

Und wie Blutes Adern umschlingen mich
Meine Wasserfäden und Moose.

Es ist dies Einsfühlen mit der Natur aber vom Naturgefühl pantheistisch gestimmter Seelen verschieden. Gott-Natur: wir werden sehen, wie wenig sie das empfinden konnte, wie sie vergeblich rang, sich Gott ebenso nahe zu fühlen wie der Natur. So mußte ihr das schwellende All-Einsgefühl des mystischen Pantheismus fern bleiben. Wo ihr Gedanken an Allbeseeltheit aufsteigen, da sind sie ihrer Frömmigkeit mehr qualvoll als beglückend; man sehe das Gedicht „Instinkt". Sie fühlte sich unzertrennbar verbunden mit der Natur:

In seinem Auge Einklang liegt
Mit dem, was über ihm sich wiegt,
Mit Windgestöhn und linden Zweigen.
Was ist ihm fremd und was sein eigen?

Das Moment der Lebenseinsamkeit bringt einen bewußten Zug in dies Empfinden. In späten Jahren, als sie den Menschen gefunden hat, dem sie zum erstenmal ihres Gemütes Reichtum erschließen darf, als ihr das Menschliche einen höheren Wert gewinnt denn bisher, da beklagt sie fast das Verhältnis zur Natur:

als keinen Blick ich noch erkannte
als den des Strahles durch's Gezweig
die Felsen meine Brüder nannte,
Schwester mein Spiegelbild im Teich.

Sie sollte zur Natur als zu ihrem einzigen Glück zurückkehren, da der Mensch, den sie liebte, ihr entglitt: „Verlassen aber einsam nicht, erschüttert aber nicht zerdrückt, so lange noch das heil'ge Licht auf mich mit Liebesaugen blickt, solange noch der frische Wald, aus jedem Blatt Gesänge rauscht . . . ."

Aber dies Gefühlsverhältnis zur Natur ist ebenso weit vom mystischen Pantheismus wie vom All-Einsgefühl des modernen Künstlers entfernt. Fern steht sie dem bewußten Entzücken, in dem Hofmannsthal schwelgt, den Einklang aller Dinge, den „verschwiegenen Gang des großen Lebens" tiefinnerlich zu verstehen, „weil — in unserem Leib das All dumpf zusammengedrückt". Der Wonne darüber, daß, wenn er der Natur ihr Geheimstes entreißt, den Sinn und das Leben jedes Naturzustandes zum Klingen bringt, er zugleich das Innerste seiner Seele vernimmt: „draußen sind wir zu finden, draußen." „Und immer bebte meine Seele voll von allem Lebenden der großen Landschaft." Das Glück dieser Bewußtheit, Blüte feinster, edelster Kultur, war nicht in ihrem Einsfühlen mit der Natur. Dazu ist sie selbst der Natur noch zu nah. Viel primitiver, viel leidender, dumpfer ist das alles bei ihr. In den dunkelsten Tiefen des Bewußtseins, da, wo das psychische Erlebnis seine Wurzeln erst mählich aus dem physischen Grunde lockert. Absolutes Durchtränktsein von der Natur, elementarisch-dumpfes macht es ihr zuweilen möglich, die Vereinheitlichung eines Naturerlebnisses dadurch zu schaffen, daß sie — ich möchte sagen, das nervöse Leben der Naturstimmung aus dem Miteinander der Naturgeschöpfe herausfühlt. Wir werden das auch in zweien ihrer religiösen Gedichte beobachten können. Mit welchem Einheitszuge gibt sie den physischen Zustand der Natur am Seegestade in der Stunde des Pan:

Natur schläft, ihr Odem steht,
Ihre grünen Locken hangen schwer,
Nur auf und nieder ihr Pulsschlag geht
Ungehemmt im heil'gen Meer.

Es sind oft nur ein paar Zeilen in einem langen, allzulangen Gedicht, in denen das auftaucht. Der Cyklus „Der Weiher" ist eine Mischung reiner Naturschilderung und romantischer Personifizierung. Aber da, mit einemmale wird die Naturstimmung gegeben, daraus: wie alle Naturgeschöpfe die Wirkung der steigenden Tagesglut empfinden. Hierdurch ersteht weit stärkere Illusion als durch die meisterhafte Detailwiedergabe sichtbarer Bilder. Denn es war das Erlebnis, in dem für sie alle Einzelerfahrungen ihrer Sinne zusammenflossen. Wir fühlen die durstende Mattigkeit der nach

Digitized by Google

frischem Bade verlangenden Landschaft, wenn sie die Linde „die einsam niederlechzt vom Uferrande", klagen läßt:

Wie grell die Sonne blitzt — schwül wird der Tag.
O könnt ich, könnt ich meine Wurzeln strecken
Recht mitten tief in das krystall'ne Becken . . . . . .

Und im Gegensatz dazu das wohlige Schlürfen der Kühle durch die Wasserfäden, die der Teich als seine Blutsverwandten fest an sich preßt:

und wir bohren unsre feinen Ranken
In die Brust ihm wie ein liebend Weib,
Dringen Adern gleich in seinen Leib,
Dämmern auf, wie seines Traums Gedanken.

Diese eigentümliche Beziehung zur Natur kommt auch in ihren Vergleichen und Bildern zum Ausdruck. Ein Herausfühlen physischer Zustände aus der Natur bietet der Phantasie den Anknüpfungspunkt:

Zur Zeit der Scheide zwischen Nacht und Tag,
Als wie ein siecher Greis die Heide lag
Und ihr Gestöhn des Moores Teppich regte,
Krankhafte Funken im verwirrten Haus
Elektrisch blitzten . . .

Von dem See in grauer Regenstunde sagt sie:

Müde, müde die Luft am Strande stöhnt
Wie ein Roß, das den schlafenden Reiter trägt.
Im Fischerhause kein Lämpchen brennt,
Im öden Turme kein Heimchen schrillt,
Nur langsam rollend der Pulsschlag schwillt
In dem zitternden Element . . . .

Sein gleißender Nerv erbebt, naht ihm am Strand eines Menschen Fuß. „Der blasse Äther siecht" . . . „Der Öde Odem zog so schwer, als ob er siecher Brust entgleite . . ." „Der morsche Tag ist eingesunken, sein Auge gläsern kalt und leer . . ." „Tief zieht die Nacht den feuchten Odem, des Walles Gräser zucken matt — ." Von der glasklirrenden kalten Silvesternacht: „mit Fünkchen ist die Luft erfüllt, die Sterbeseufzer zieht und quillt . ." Beim Gewitter: „Die Lüfte wehn so seufzervoll und lau, und Angstgestöhn die Zweige regt . . ."

Ich sagte schon: Man kann ihr Naturgefühl nicht mit einer Formel aussprechen. Und wenn auch mir die geschilderte Form als die für sie charakteristische erscheint, so sind doch auch die Gedichte, in denen das Naturempfinden nicht so ausschließlich die Seele erfüllend alles übertönt, in denen es zum Dolmetsch oder zum Begleiter anderer Gefühle wird, für den, der ihre seelische Disposition verstehen will, unendlich aufschlußreich. Die beiden Gedichte, in denen ihr religiöses Empfinden mit ihrem Naturgefühl zu einem Zweiklang zusammenschmilzt, offenbaren uns, wie diese Art des Naturerlebens, die ihr höchstes Glück war, zur Tragik für sie werden konnte, weil sie auf anderen Lebensgebieten nicht diese gleiche Fähigkeit der Hingabe hatte, in der doch etwas von ansaugender Kraft liegt. Auch die heißeste Sehnsucht machte es ihr nicht möglich, Gott ebenso zu erleben wie die Natur. „Ohne Glauben, voll der Liebe," das ist der wehe Grundton ihres Geistlichen Jahres „Ach nimmst Du statt des Glaubens nicht die Liebe und des Verlangens tränenschweren Zoll!" Das steigert sich in einem der Gedichte bis zum inbrünstigen Dürsten nach der göttlichen Verheißung „über ein kleines werdet ihr mich sehen."

Sie läßt ihr Begehren nach der Gottesnähe in den Schauern eines Gewittertages vor uns aufsteigen: Die Schwüle ängstet die Kreatur; man sieht den Blitz durch Schwefelgassen zucken, sieht das Wetter sich lösen im leisen Weinen des Wolkentaus. Dem physischen Erlebnis der Natur vermag ihr Naturgefühl bis ins feinste nachzutasten, in dem Angstgestöhn der Zweige, dem Niederducken der Vögel, dem Keuchen der Herde spürt sie es. Aber da ist noch ein Anderes, von dem sie meint, die Naturgeschöpfe

Digitized by Google

empfänden es, sie aber rufe vergeblich danach — die Gottesnähe! — Und gerade in diesem Gegensatz von Fühlen und Nichtfühlenkönnen wird uns die Eigenart ihres Gottesverlangens besser gedeutet als aus dem biblischen Hinweis, mit dem sie schließt: auf Elias, dem Gott nicht im Gewitter nahte, nicht in der Flamme, sondern im sanften Säuseln. Und noch einmal wird die Erweckung religiöser Gefühle durch eine Naturstimmung ihr zum tragischen Erlebnis. Ich meine das Gedicht: „Die ächzende Kreatur." Die Angst, verworfen zu sein vor Gott, weil sie den Glauben nicht habe, liegt am schlimmsten auf ihr, wenn sie in jenen eigentümlich qualvollen physischen Zuständen dahin dämmert, da „ein krankes Blut, was, ach, im eigenen Druck erliegt," ihr Geist und Willen lähmt. Dann steigert sich diese Angst zu dem großen Gedanken der menschlichen Erbsünde. Nun aber sitzt sie eines Tages in solchen Qualen einsam im Garten:

An einem Tag, wo feucht der Wind
Wo grau verhängt der Sonnenstrahl . . .

Ihr war die Brust so matt und enge,
Ihr war das Haupt so dumpf und schwer;
Selbst um den Geist zog das Gedränge
Des Blutes Nebelflore her.

Gefährte Wind uud Vogel nur
In selbstgewählter Einsamkeit;
Ein großer Seufzer die Natur,
Und schier zerflossen Raum und Zeit.

Ihr war, als fühle sie die Flut
Der Ewigkeit vorüberrauschen,
Und müsse jeden Tropfen Blut
Und jeden Herzschlag doch belauschen.

Und wie ihre arme, leidende Seele dahinbangt, schaurig wach bei aller Gebundenheit, da fühlt sie, daß die Qual, unter der sie stöhnt, an diesem grauen Tage auf aller Kreatur liegt. Und weil sie noch diesen elementaren Zusammenhang mit der Natur hat, daß sie allem Geschaffenen seine Zustände anfühlen muß und zugleich von jeder Naturstimmung dämonisch eingesogen wird, darum steigert sich ihr kleines menschliches Leiden vor Gott zu dem Gedanken, mehr wohl zu dem überwältigenden Gefühl von der Daseinsschuld, unter der alle Wesen in Not und Angst dahinhasten — vom Leiden der Welt:

Da ward ihr klar, wie nicht allein
Der Gottesfluch im Menschenbild,
Wie er in schwerer dumpfer Pein
Im bangen Wurm, im scheuen Wild,
Im durst'gen Halme auf der Flur,
Der mit vergilbten Blättern lechzt,
In aller, aller Kreatur
Gen Himmel um Erlösung ächzt.

Und diese „Schuld des Mordes an der Erde Lieblichkeit und Huld," die Schuld am dumpfen, qualvollen Kampf ums Dasein drängt sich ihr in der Form eines schweren religiösen Leides in der Stunde auf die Lippen, da die Qualen ihres Leibes ihrer Seele nur ein Echo der Naturstimmung zu sein scheinen, in der sie versinkt. Das ist der Zusammenklang ihres religiösen und ihres Naturgefühls.

Zuweilen — namentlich in der Spätzeit — weckt die Berührung mit der Natur andere, leisere Töne in ihrer Seele. Lebensgefühle, die lange verschwiegen wurden, gewinnen in einer bestimmten Naturstimmung Sprache. Wenn im fremden Lande die „allbekannte Nacht" emporsteigt, dann werden alle Erlebnisse ihrer Sinne in der nächtlichen Landschaft Erwecker phantastischer Gebilde, nach denen ihre große Heimatsehnsucht verlangt. Jenes Gefühl, in dem daheim ihre Seele ruht wie in einem nährenden Element: die Liebe nicht nur zu dem Lande, sondern auch zu allem darin Erlebten, zu den Lebenden und Toten, die diesem Boden angehören, wird durch ihr Naturgefühl stärker angeregt, erhält eine eigentümliche Betonung:

Digitized by Google

Dann ist es mir, als hört ich reiten
Und klirrend mir entgegenziehn
Mein Vaterland von allen Seiten,
Und seine Küsse fühl ich glühn.
Dann wird des Windes leises Munkeln
Mir zu verworrnen Stimmen bald
Und jede schwache Form im Dunkeln
Zur tiefvertrautesten Gestalt.

Sie ruft mit voller Sehnsuchtskraft die Lebenden und die Toten herbei:

Ich möcht euch alle an mich schließen,
Ich fühl euch alle um mich her,
Ich möchte mich in euch ergießen
Gleich siechem Bache in das Meer

Und wieder offenbaren uns Naturgedichte das Geheimste einer seelischen Richtung, die in ihren späteren Jahren immer mehr hervortritt.

Diese innere Vertrautheit mit den Toten — denen sie, wie Busse an vielen Beispielen ihrer Dichtung aufgezeigt hat, oft selbst in ihrer großen Einsamkeit anzugehören glaubt — ist nur ein Ausdruck für ihre Sehnsucht nach dem Erloschenen überhaupt. Diese steht in innigster Beziehung zu ihrem Naturgefühl. Dies Verlangen nach dem Aufsteigen alles Genossenen und Durchlittenen aus dunkeln Tiefen des Bewußtseins ins Licht lebendigen Gefühls, dies „Werben um bleiche Bilder, um verschwommene Töne" entfaltet sich in ihr, der Leidenden, Alternden, von der Heimat Fernen, am schönsten dann, wenn sie ruhend im Grase sich trunken wiegen läßt von den Armen der Natur, sich ganz der Wonne hingibt an dem Vogellied, „das mir niederperlt aus der Höh." Dieses Verschmelzen der Gefühle findet klingenden Ausdruck:

Süße Ruh, süßer Taumel im Gras,
Von des Krautes Arom umhaucht
Tiefe Flut, tief tieftrunkene Flut,
Wenn die Wolk am Azure verraucht,
Wenn aufs müde schwimmende Haupt
Süßes Lachen gaukelt hinab,
Liebe Stimme säuselt und träuft
Wie die Lindenblüt auf ein Grab;
Wenn im Busen die Toten dann,
Jede Leiche sich streckt und regt,
Leise, leise den Odem zieht,
Die geschlossene Wimper bewegt.
Tote Liebe, tote Lust, tote Zeit,
All die Schätze im Schutt verwühlt
Sich berühren mit schüchternem Klang
Gleich den Glöckchen vom Winde umspielt.

Hier macht die völlige Harmonie der wehmütigen Lebensstimmung, in der schon die nahe Auflösung vorklingt, mit der auflösenden berauschenden Naturstimmung sie zur Meisterin über Rhythmus und Vokalmusik in einem Maße, wie sie es nicht oft ist. Selten fühlt man bei Annette ein ganzes Gedicht von der Woge einer rhythmischen Bewegung schwellend emporgetragen. Ihre kräftigsten sinnlich lebendigen Naturgedichte leiden am stärksten unter einzelnen schlimmen Versen, unter den Härten maßloser Konsonantenhäufung. Hier aber wird der Rhythmus mit seinem steigenden Schwellen und dem Ausruhen in der vollen Kadenz dem Dehnenden und Wiegenden der Sehnsuchtsgefühle so gerecht! Und wie köstlich läßt der Rhythmenwechsel in dem Vers:

Tiefe Flut, tief, tieftrunkene Flut

mit dem Kunstmittel der vier vollbetonten Silben, die einander folgen und uns zum langen Auskosten ihres Klanges locken, uns den Taumel des immer mehr im Atherblau versinkenden Blickes ahnen. Wiederholter Wechsel heller und dunkler Klänge ist ein Reiz mehr.

Und auch unfaßbar flüchtige Gefühle läßt sie uns sinnlich nacherleben in den Bildern vom leisen Regen und Odemziehen der Toten, die fast zarte Bewegungsempfindungen in uns auslösen. Das feine Klingen der letzten Verse macht uns die

Digitized by Google

innere Musik in ihrem Ohr hörbar. — Beglückend aber ist ihr diese Sehnsucht nur in der Natur. Denn die Naturerlebnisse, sie sind das in allem Wechsel ewig gleiche, das treue, bleibende, das einzige, was ihr die geliebte Vergangenheit mit der Gegenwart verbindet. Und darum meine ich, die Naturgedichte allein sprechen das traumhafte Glück dieses Wiederauflebens toter Liebe, toter Lust, toter Zeit künstlerisch rein aus. Die Menschen — ach, unter ihnen ist die Erinnerung kein Glück — sie tragen alle Spuren des Vergehens an sich, und ihre Seelen haben nicht gehalten, was die Dichterin von ihnen erhoffte. Sie hatte sie — das ist ein romantisches Element in Annette — mit allem Glanz ausgeschmückt, den ihre eigene Seele besaß, und steht nun enttäuscht vor dem, was geworden. Das Gedicht „Die Golem" spricht es aus:

Weh dem, der lebt in des Vergangnen Schau,
Um bleiche Bilder wirbt, verschwommne Töne,
Nicht was gebrochen macht das Haar ihm grau,
Was Tod geknickt in seiner süßen Schöne,
Doch sie, die Monumente ohne Toten,
Die wandernden Gebilde ohne Blut,
Sie, seine Tempel ohne Opferglut
Und seine Haine ohne Frühlingsboten!

Aber sie braucht nicht wie Brentano auszurufen: „Poesie die Schminkerin nahm mir Glauben, Hoffen, Lieben", denn in der ungebrochenen Kraft ihres Naturgefühls hat sie die Fähigkeit, all das, was das Leben, die Menschen getötet haben, in ihrem Bewußtsein wieder auferstehen zu lassen, und dann ist die Erinnerung Seligkeit.

Und diese Befruchtung der Phantasie durch das Naturgefühl, diese Fähigkeit, dem Traum Lebenswärme zu verleihen, macht sich noch in zwei sehr wunderbaren Gedichten geltend, in denen sie wiederum in völliger Passivität erlebte Natureindrücke phantastisch wiedergibt. Auch hier ist wie in den früher charakterisierten Poesien kein stärkeres seelisches Element neben dem Naturgefühl lebendig. Aber sie steht der Natur noch in einer anderen Verfassung gegenüber. Sie befindet sich in jenen eigentümlichen Trancezuständen, die bei dem überzarten Nervenleben der leidenden Frau nichts Seltenes waren. Man hat diese „Nervenspannungen", in denen Geräusche ihres Blutes zu spukhaften Klängen werden, zur Erklärung ihrer Gespensterpoesie mit herangezogen. Aber nicht immer wurde ihr aus solchen Zuständen nur das Gefühl des Grauens in der Natur geboren, das sie Spukgestalten schaffen ließ oder auch nach dem bereits wesenhaft bildlich gewordenen, bereits zu Spukgestalten geformten Phantasiegut des westfälischen Volkes greifen ließ.

Zuweilen verdankte sie diesen Zuständen eine beglückende Erweiterung ihres Naturgefühls, sie vermochte Phantasielandschaften mit der Frische berührbarer Gegenwart zu erleben — und sie vermochte dann so malerisch oder musikalisch zu vereinheitlichen, wie sie es sonst nicht konnte.

In dem vielzitierten Gedicht „Sommermittagstraum" schildert sie die Lethargie, die Lähmung des Willens, die Überwachheit der Sinne, die durch Krankheit, durch den in allen Nerven zu spürenden Einfluß „der schwefelnden Gewitterluft" hervorgerufen wird. Nur im Halbschlaf noch empfundene Geräusche des Gewitters und jenes „Rauschen und Klingeln im betäubten Hirn" werden ihr zu Stimmen, die aus den Gegenständen auf einem Tisch vor ihrem Lager herauszutönen scheinen. Darunter ist auch eine Muschel und eine blitzende Erzstufe, deren Leuchten zuweilen im Blitzstrahl aufzuckend durch ihre Wimpern dringt. Die Dinge alle auf dem Tisch erzählen ihr von sich. — Bei dem gleichmäßigen Fallen der Regentropfen wird ihr das Rauschen zur Stimme des Meeres. Und ein Phantasiebild steigt vor ihr auf, erfüllt von Meeresmelodie und Meeresatem in einer Vorsonnenaufgangsstunde:

Woge, Welle, sachte, sacht,
Daß der Triton nicht erwacht:
In der Hand das plumpe Horn
Schlummert er am Strudelborn.
In der Muschelhalle liegt er,
Seine grünen Zöpfe wiegt er;

Digitized by Google

Ries'le, Woge, Sand und Kies
In des Bartes zottig Vlies . . .
Das Lied verhaucht wie Echo am Gestade,
Und leiser, leiser wiegt sich die Najade,
Beginnt ihr strömend Flockenhaar zu breiten,
Läßt vom Korallenkamm die Tropfen gleiten,
Und sachte strählend schwimmt sie, wie ein Hauch
Im Strahl, der dämmert durch den Nebelrauch.
Wie glänzt ihr Regenbogenschleier! — o,
Die Sonne steigt, das Meer beginnt zu zittern —
Ein Silbernetz von Myriaden Flittern . . .

Das Phantasiebild also, gezeugt vom krankhaft erregten Gehirn, genährt an leisen, wie aus weiter Ferne kommenden Gehörs- und Gesichtseindrücken, hat nichts Verwischtes, nichts Gespenstisches. Ihr Naturgefühl verleiht dem Traume Leben. Und die in den letzten Versen gegebene Lichtvision ist das, was in ihrer wachen Dichtung zu fehlen schien, der eine, mehr als alle erregende Eindruck eines Sinnes, der für einen Moment das Geheimnis einer Landschaft ausspricht.

In einem Zustand ähnlicher übersteigerter Empfänglichkeit wurden ihr die Offenbarungen der „Durchwachten Nacht". Sie hat wieder mit allen Naturgeschöpfen die Stunde des Entschlafens miterlebt; auch sie ist matt, matt wie die Natur. Und in gleichem Takt beginnt nun ihr Blut zu wogen mit dem neuen Leben, das jetzt erwacht. Wie „verhaltenes Weinen" steigt langer Klageton der Nachtigall aus dem Fliederstrauch. Auf jedem Fliederblatt entzündet das Mondlicht Funken, Funken sprühen auch in ihrem Blut:

Jetzt möcht ich schlafen, schlafen gleich,
Entschlafen unterm Mondeshauch,
Im Blute Funken, Funk im Strauch,
Und mir im Ohre Melodei . . .

So anders als im wachen Zustand, so viel feiner erlebt sie, daß sich ihr wie modernster Sinnesempfänglichkeit die Erlebnisse eines Organs in die des anderen umsetzen:

Das Dunkel fühl ich kühl wie feinen Regen
An meine Wange gleiten . . . .

Und aus all dem ein Phantasieton, lang aushallend, endlich zur bildhaften Vision werdend:

Und immer heller wird der süße Klang.
Das liebe Lachen, es beginnt zu ziehen
Wie Bilder von Daguerre die Deck entlang,
Die aufwärts steigen mit des Pfeiles Fliehen.

Das was Farbe und Ton ihrem wachen Naturgefühl nicht geben konnten, — das wird ihrem „wunderbaren Schlummerwachen" hier zu Teil: die Wechselwirkung von Naturgefühl und Phantasie, die ihrem Trancestand eigentümlich ist, erzeugt das innere lyrische Klingen „gewoben aus der Sehnsucht und dem Schweigen", das alle Einzelerlebnisse zusammenfaßt. Und hätte sie nicht, wie so oft, auch die Schönheit dieses Gedichts durch grimmige Härten, durch einzelne geschmacklose Vergleiche, durch schlimme Reime, durch die gequälte Angabe der einzelnen Nachtstunden zerstört — auch Umarbeitungen tilgten dies nicht — wir würden mit noch reinerer Freude diese seltene und seltsame Frucht genießen.

Digitized by Google

Elisabeth Gnauck-Kühne: Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende.

Von

Dr Elisabeth Gottheiner.

Nachdruck verboten.

Die Reihe der Schriften, die der Beginn des neuen Jahrhunderts gezeitigt hat, ist durch einen Nachkömmling vermehrt worden: Elisabeth Gnauck-Kühnes Deutsche Frau um die Jahrhundertwende.[1]) Das Buch will keinen Überblick geben über das gesamte Frauenleben unserer Zeit, wie man nach dem Titel wohl meinen könnte; das überläßt es umfangreicheren Werken. Seine Absicht ist nichts anderes, als an der Besserstellung des weiblichen Geschlechts mitzuarbeiten. Um aber mit der Reform an der richtigen Stelle einsetzen zu können, will es zunächst Einsicht gewinnen in vorhandene Mängel. Auf der trockenen, sicheren Grundlage der Statistik will es die Lebensverhältnisse des weiblichen Geschlechts in ihren Schwierigkeiten und Übelständen darlegen, und untersuchen, wie weit der Umschwung darin bereits vorgeschritten ist. Es will den Anteil der deutschen Frauenwelt an Ehe und Berufsarbeit aus den vorhandenen statistischen Quellen herausschälen.

Es scheint fast, als habe Elisabeth Gnauck-Kühne ihrem Temperament durch die Beschränkung auf dieses enge Gebiet Zügel anlegen wollen, als habe sie es absichtlich in diesen Rahmen gepreßt, der ihrer ursprünglichen Anlage so wenig angemessen ist. Sie erscheint fast unpersönlich in dem eigentlichen Kern des Buches, den statistischen Kapiteln, während sich uns in den einleitenden und den Schlußkapiteln ihre starke Persönlichkeit, mit allem, was uns an ihr anzieht und von ihr trennt, überall aufdrängt.

Trotzdem wollen wir unsere Aufmerksamkeit zunächst dem statistischen Teil zuwenden und nicht verweilen bei den der Form nach sehr anziehenden, und in ihrer prägnanten Zusammenfassung auch den mit der Frauenfragelitteratur Vertrauten sehr wertvollen Darlegungen über die wirtschaftlichen und ideellen Ursachen der Frauenbewegung.

Nach der letzten Berufszählung von 1895 betrug der Überschuß der weiblichen über die männliche Bevölkerung im deutschen Reiche fast eine Million. An diese Tatsache anknüpfend, beginnt die Verfasserin ihre statistischen Untersuchungen.

Sie legt dar, daß, obgleich im Deutschen Reich auf 100 Mädchengeburten durchschnittlich 106 Knabengeburten entfallen, die Natur das stärkere Geschlecht also unverkennbar gesetzmäßig in der Mehrzahl sehen wolle, Kultureinflüsse dieses natürliche

[1]) Elisabeth Gnauck-Kühne. Die deutsche Frau um die Jahrhundertwende. Statistische Studie zur Frauenfrage. Berlin bei Otto Liebmann 1904. 166 S. Preis 3,50 Mark.

Digitized by Google

Verhältnis sehr bald verschieben. Nur bis zum 16. Lebensjahre überwiegt das männliche Geschlecht, dann beginnt der weibliche Überschuß allmählich zu steigen, bis er endlich im Greisenalter den Höhepunkt erreicht. (Auf 100 Männer von 70 Jahren kommen 123 Frauen.) Der Frauenüberschuß entsteht also durch die längere Lebensdauer des weiblichen Geschlechts; die Ursachen dieser gilt es daher zunächst zu finden. Die größere Sterblichkeit der Männer (auf 100 weibliche Gestorbene kommen im Deutschen Reich 110 männliche) ist keine ausreichende Erklärung. Es müssen auch positive Gründe dafür vorliegen. Diese hat man bisher hauptsächlich in dem Haus- und Familienleben der Frau, dem die aufreibende Nerventätigkeit des männlichen Berufslebens fehlt, ferner aber auch in der Abwesenheit von Gefahren für Leib und Leben, in dem züchtigeren Lebenswandel der Frau und ihrer größeren Anpassungsfähigkeit finden zu müssen geglaubt. Ohne diese Gründe zu leugnen, führt Elisabeth Gnauck-Kühne aber noch ein anderes ihr sehr wichtig erscheinendes psychisches Moment ins Feld. Das Weib sei in viel höherem Maße als der Mann Trägerin überlieferter sittlich-religiöser Ideen geblieben. Die durch den Einfluß der Religion gewonnene Willensstärke aber mache es fähiger, schwere Schicksalsschläge zu ertragen.

Hierin sieht die Verfasserin auch den Grund, weshalb die Selbstmordstatistik für die Frau eine so viel günstigere ist, als für den Mann. (Auf 100 000 weibliche Deutsche entfielen im Durchschnitt der Jahre 1898—1900 nur 8, auf 100 000 männliche Deutsche aber 32, also viermal soviel, Selbstmorde.) Meiner Ansicht nach eine zu einfache, weil zu einseitige Erklärung einer Tatsache, deren komplexe Ursachen zu erforschen es doch noch anderer Mittel bedarf, als Frau Gnauck-Kühne angewendet hat. Ohne daher länger bei diesem sehr eingehend behandelten Punkt zu verweilen, folgen wir der Verfasserin weiter durch „die dürren Gelände der Statistik".

Einen breiten Raum nehmen die Untersuchungen über den Anteil des weiblichen Geschlechts am „Eheberuf" ein. Der Ausdruck „Eheberuf", der sich sonst in statistischen Darlegungen nicht zu finden pflegt, ist übrigens charakteristisch für die Auffassung der Verfasserin, auf die wir noch zurückkommen werden. Doch das nur nebenbei.

Frau Gnauck-Kühne glaubt das Richtige getroffen zu haben, wenn sie das weibliche Heiratsalter von 16—50, das männliche von 20—60 abgrenzt. Bei dieser angenommenen Abgrenzung stehen den etwa 12½ Millionen weiblicher Personen von 16 bis 50 Jahren etwa 12 Millionen männlicher von 20—60 Jahren gegenüber. Es ergibt sich also ein weiblicher Überschuß von etwa einer halben Million. Diese notwendig zur Ehelosigkeit verurteilten Frauen bilden aber nur den kleinsten Teil der wirklich ehelos bleibenden. Wir haben in Deutschland nicht eine halbe Million lediger Frauen, sondern fast 5½ Millionen und dazu noch über eine halbe Million Witwen, Geschiedene und Eheverlassene.

Im Alter von 20—30 Jahren sind über die Hälfte aller Frauen noch ledig. Im Alter von 30—40 bilden die Verheirateten drei Viertel, die Ehelosen ein Viertel der Gesamtsumme. Unter den Ehelosen überwiegen die Ledigen die Witwen. Im Alter von 40—50 Jahren ist die Verteilung ungefähr die gleiche, nur daß jetzt die Witwen die Ledigen überwiegen. Im ganzen ist die Zahl der Verheirateten doppelt so groß wie die der Ledigen. Trotzdem aber verbleiben in Deutschland fast 4 Millionen ehelos lebender Frauen von 20—50 Jahren, eine Zahl, so groß, daß sie der weiblichen Bevölkerung des ganzen Königreichs Bayern gleichkommt.

Digitized by Google

Als lebenslänglicher Beruf, geschweige denn als lebenslängliche Versorgung kann aber auch die Ehe niemals mit Sicherheit angesehen werden. Denn obgleich in der Altersklasse 30—50 rund 77 Prozent aller Frauen verheiratet sind, ist vom 50. Lebensjahre ab, d. h. im reiferen und späten Alter die größere Hälfte des weiblichen Geschlechts als Witwen wieder auf sich selbst gestellt.

Im Anschluß an diese Tatsache, die nach der Verfasserin Ansicht lange nicht allgemein genug bekannt ist, plädiert sie in warmen Worten für die Einführung der Witwen- und Waisenversicherung, dem nächst der Mutterschaftsversicherung zweifellos wichtigsten Zweige der ganzen Versicherungsgesetzgebung.

* * *

Es folgt nun das interessanteste Kapitel über den Anteil der ehemündigen Frauen an der Erwerbstätigkeit. Im ganzen ist ein Viertel der weiblichen Bevölkerung Deutschlands im Hauptberuf erwerbstätig; von diesen sind ledig 69 Prozent, verwitwet oder geschieden 15 Prozent und verheiratet 16 Prozent. Um einen Vergleich zwischen Heiratshäufigkeit und Erwerbstätigkeit anzustellen, reduziert die Verfasserin die Altersjahre, ähnlich wie vorher, auf die drei Klassen von 16—30, 30—50, und über 50. Es ergibt sich dann folgendes Bild.

Von 16—30 Jahren, d. h. in der Jugend ist der Prozentsatz der Erwerbstätigen mit 56,10 am höchsten, von 30—50, d. h. dem Lebensalter, das der Ehe gehört, mit 24,61 Prozent am tiefsten, von 50 aufwärts, d. h. dem Alter der Witwenschaft, anfänglich wieder höher, nämlich 25,20.

Stellt man nun den gewünschten Vergleich mit der Heiratsstatistik an, so kommt man zu dem durch ein farbiges Diagramm wirksam illustrierten Schluß, daß Heiratshäufigkeit und Erwerbstätigkeit beim weiblichen Geschlecht in umgekehrtem Verhältnis zu einander stehen. Daß sie sich nicht gänzlich ausschließen, beweist die Tatsache, daß 16 Prozent der erwerbstätigen weiblichen Bevölkerung Deutschlands, wie oben bereits erwähnt, verheiratet sind.

Die meisten Verheirateten finden sich in Landwirtschaft und Handel, die meisten Ledigen bei den Dienstboten und freien Berufen, die meisten Witwen in der Lohnarbeit wechselnder Art und im Handel.

Aus der zwischen Ehefrequenz und Erwerbstätigkeit festgestellten Wechselbeziehung folgert Frau Gnauck-Kühne, daß, wenn man für die Zukunft eine Abnahme der Ehehäufigkeit voraussieht, diese mit einer Zunahme der weiblichen Erwerbstätigkeit Hand in Hand gehen müsse. Die Zahl der weiblichen Erwerbstätigen hat sich bereits von 1882—95 um über eine Million vermehrt, der Anteil der Frauen an der Erwerbstätigkeit ist aber auch prozentuell gestiegen. Wir haben allen Grund anzunehmen, daß er noch weiter steigen wird.

Das Haus hat nicht mehr Raum genug für die Frau. Sie wird zu beruflicher Tätigkeit geradezu gezwungen. Selbst die Inanspruchnahme durch die Ehe ist nur eine vorübergehende. Sie stellt das Leben des Weibes nicht unbedingt auf sicheren Grund und ist nicht einmal imstande, es einheitlich zu gestalten. „Zwischen Eheberuf und Erwerbstätigkeit, zwischen Abhängigkeit und Selbständigkeit wird das weibliche Geschlecht hin- und hergeworfen. Sein Leben ist dualistisch gespalten."

Digitized by Google

In dem folgenden Kapitel, „der Wettbewerb zwischen Mann und Weib" geht die Verfasserin auf die ihrer Ansicht nach infolge ihres doppelten Berufes geminderte Leistungsfähigkeit der Frau näher ein. Die Verquickung von Ehe und Beruf scheint ihr ein Kulturschaden, der nach Möglichkeit zu bekämpfen ist. Die Forderung der unterschiedslosen Anstellung von Mann oder Weib, des gemischten Staates und der gemischten Kirche, an Stelle des männlichen Staates und der männlichen Kirche könne nur von Leuten ausgehen, die nicht wahre Freunde des weiblichen Geschlechts seien. Wenn das Weib auch das gleiche Recht zur Arbeit habe, wie der Mann, so habe es doch nicht das Recht auf gleiche Arbeit.

Diese Anschauung, die aus Elisabeth Gnauck-Kühnes Auffassung von der Ehe als einem die Frau vollkommen ausfüllenden Beruf hervorgeht, scheint mir doch insofern zu berichtigen, als es zahllose Beispiele von Frauen gibt, die erst in der Vereinigung von Ehe und Berufstätigkeit Befriedigung gefunden haben.

Die weitere Behauptung, daß das Weib auf allen Gebieten, auf denen wir bereits den schrankenlosen Wettbewerb mit dem Manne haben (es kommen hier vor allem die Kunst und die Industriearbeit in betracht), bisher immer und überall den kürzeren gezogen habe, weil es minder leistungsfähig sei, ist an sich freilich nicht zu widerlegen. Wohl aber muß in betracht gezogen werden, daß es den Frauen bisher auf keinem Gebiet möglich gewesen ist, die gleiche Leistungsfähigkeit zu erwerben und mit denselben Kampfesmitteln ausgerüstet wie der Mann, in den Konkurrenzkampf hineinzugehen. Nicht die Natur des Weibes, sondern ihre mangelhafte Vorbildung, der dilettantische Charakter ihrer Berufsarbeit macht es weniger leistungsfähig.

Wenn Elisabeth Gnauck-Kühne nicht im Grunde derselben Ansicht wäre, könnte sie im folgenden Kapitel wohl kaum so warm dafür eintreten, das Mädchen ebenso gut wie den Knaben eine Arbeit berufsmäßig erlernen zu lassen. Was sie hier über die für jedes Mädchen nötige und nützliche Vorbildung für eine berufliche Tätigkeit einerseits, für ihre Hausfrauenpflichten andererseits ausspricht, kann man nur Wort für Wort unterschreiben. Dem so oft gehörten Einwurf: „Warum soll die Ausbildung des Mädchens etwas kosten! Wenn es sich verheiratet, ist doch alles weggeworfen," begegnet sie mit der treffenden Erwiderung: „Es ist nichts vergeblich, was ein Mädchen an geistiger und moralischer Förderung einheimst. Was die Persönlichkeit hebt, kommt dem Eheberuf zu gute".

Die Forderung obligatorischer hauswirtschaftlicher und beruflicher Vorbildung für jedes Mädchen ist aber nicht das einzige Mittel, durch das die Verfasserin die Lage des weiblichen Geschlechts heben zu können glaubt. Sie verspricht sich große Erfolge nach dieser Richtung hin ferner durch die zünftlerische Organisation aller weiblichen Erwerbstätigen. Über das Wie einer solchen Organisation unterläßt sie es aber sich auszusprechen. Klar geht aus ihren Ausführungen über diesen Punkt nur das eine hervor, daß sie sich diese „weibliche Zunft" als eine staatliche Zwangseinrichtung vorstellt.

Können wir dieser Forderung nur kopfschüttelnd gegenüber stehen, so wird das letzte der drei zur Verbesserung der Lage des weiblichen Geschlechts vorgeschlagene Mittel uns vollends mit Erstaunen erfüllen. Frau Gnauck-Kühnes Rat an die unvermählten weiblichen Erwerbstätigen aller Klassen, die dem Familienleben entrückt sind, ist kein anderer, als der — ins Kloster zu gehen. „Einsame Frauen", sagt

Digitized by Google

sie, brauchen nicht nur Arbeit, sondern auch Gemeinschaft . . . Das Kloster aber ist eine Genossenschaftsform, die der weiblichen Natur entspricht; das geht auch aus der Unausrottbarkeit der Klöster hervor. Würden sie heute alle zerstört und die Erinnerung daran verlöscht, die nächste Generation würde sie neu erfinden . . . . Die größte Schwierigkeit freiwilliger Gemeinschaft hat das Kloster überwunden: Gehorsam ohne Zwangsmittel, und Einheit trotz Pflege der individuellen Anlagen . . . . Im Kloster gibt es keine ‚Stiefkinder des Glücks', sondern Frauen, die ihren Ring am Finger mit einer heimlichen Seligkeit tragen, die viele Ehefrauen nie kennen lernen. Aus dieser Seligkeit schöpfen sie die Kraft, die die Welt in Erstaunen setzt. Sie sind die einzigen wirklich und im eigentlichen Sinne des Wortes „Emanzipierten", d. h. der Hand des Mannes Entrückten. Sie sind es auch, die jeden Dualismus ausgeschieden und ihr Leben einheitlich gestaltet haben."

* * *

Fragen wir uns zum Schluß: hat die Verfasserin gehalten, was sie eingangs versprach, — so müssen wir antworten: Von der Lage des weiblichen Geschlechts hat sie in der Tat ein zutreffendes Bild entworfen, das in seiner Gedrängtheit und Prägnanz geeignet ist, weiteste Kreise über die tatsächlichen Verhältnisse aufzuklären. Daß sie den volkswirtschaftlich Gebildeten damit irgend etwas Neues gesagt hat, kann allerdings nicht behauptet werden. Dies war aber auch wahrscheinlich nicht ihre Absicht.

Ihre Reformvorschläge dagegen werden — mit Ausnahme des ersten — von der deutschen Frauenwelt wohl kaum mit Freuden begrüßt werden. Gerade diejenigen unter uns, die den hohen Wert der Organisation für die weiblichen Arbeiter erkannt haben, werden sich für die Idee der zwangsweisen weiblichen Zunft nicht begeistern können. Was wir von der Organisation der Arbeiterinnen erhoffen, ist ja vor allem eine Stärkung der Selbstbehauptung, eine Hebung des Vertrauens auf die eigene Kraft. Gerade diese aber würden durch die Einrichtung staatlicher Zwangsorganisationen, die den Schwachen Schutz gewähren, anstatt ihnen zu helfen, die Schwäche zu überwinden, niemals groß gezogen werden können, sondern im Gegenteil lahmgelegt werden.

Der letzte Vorschlag endlich, die überzähligen Frauen ins Kloster zu stecken, ein Ausfluß der besonderen Weltanschauung der Verfasserin, scheint mir ernstlich überhaupt nicht diskutabel. Wenn es auch einzelne Frauen geben mag, die im Klosterleben „die gleiche Beglückung finden, wie andere im Ehestande", so würden doch die meisten unter den arbeitenden Frauen den Zwang des Klosterlebens als unerträglichen Druck empfinden.

Rüsten wir die Frauen aus, im Kampfe des Lebens „ihren Mann zu stehen", dann haben wir für die Hebung des weiblichen Geschlechts mehr getan, als wenn wir ihm den Schutz der Klostermauern gewähren.

Digitized by Google

Das Programm des internationalen Frauenkongresses.

(Berlin 13.—18. Juni 1904.)

Das Zentralblatt des Bundes deutscher Frauenvereine hat nunmehr das Programm des von ihm bei Gelegenheit der Generalversammlung des Frauenweltbundes einberufenen internationalen Frauenkongresses veröffentlicht. Bei dem großen Interesse, das der Kongreß überall hervorruft, glauben wir auch dem Leserkreis der „Frau" sein Programm in vollem Umfange zugänglich machen zu sollen.

Die vier großen Gruppen, in die sich die Arbeitsgebiete des Kongresses gliedern, werden in ihren allgemeinen Umrissen durch die Leiterinnen bezw. stellvertretenden Leiterinnen dieser Abteilungen in folgender Weise charakterisiert:

Frauenbildung. (Von Gertrud Bäumer in Berlin.) Die Sektion „Frauenbildung" hatte bei der Aufstellung ihres Programms Rücksicht darauf zu nehmen, daß bei der außerordentlichen Verschiedenheit der Organisation des Unterrichtswesens in den einzelnen Kulturländern eine internationale Erörterung sich am fruchtbarsten auf einige Hauptfragen konzentrierte. Es ist uns weniger darauf angekommen, durch die einzelnen Referate schematische Übersichten über das Bildungswesen in den verschiedenen Ländern zu geben, Übersichten, die bei der Kürze der zur Verfügung stehenden Zeit ja doch mehr rein statistisch als lebendig und interessant hätten werden können; wir haben uns vielmehr bemüht, durch unsere einzelnen Rednerinnen zeigen zu lassen, wie brennende Fragen der Frauenbildung, die sich aus dem Unterrichtswesen aller Kulturländer gegenwärtig mehr und mehr ergeben müssen, von den verschiedenen Ländern angesehen und gelöst werden. In welcher Weise das geschehen wird, mögen einige erläuternde Bemerkungen zu der Tagesordnung darlegen.

Die Verhandlungen des ersten Tages werden die Frage der Frauenbildung unter dem Gesichtspunkt der besonderen Aufgaben der Mutter beleuchten; sie werden sich im weitesten Sinne mit den Anforderungen beschäftigen, die die Gegenwart an die erziehliche Arbeit der Frau im Hause und im sozialen Leben stellt, und mit der Frage, wie diese Anforderungen bei der Bildung der Mädchen zu ihrem Recht kommen sollen. In engster Beziehung zu diesen Fragen steht die Fröbelsche Erziehungslehre und die Institution, die in unserem Unterrichtswesen die Fröbelschen Gedanken repräsentiert: der Kindergarten. Alle diese Fragen sollen nicht so sehr nach ihrer fachlich pädagogischen Seite, als vielmehr nach der kulturellen und sozialen, mit der sie zu dem Leben und den Aufgaben der modernen Frau in Beziehung stehen, behandelt werden.

Was die Voraussetzungen für eine internationale Besprechung über die Volksschule betrifft, so können auch hier naturgemäß die Aufgaben der Volksschule nur in ihrer besonderen Beziehung auf die Frauenfrage zur Erörterung kommen; es wird sich darum handeln, die Gesichtspunkte zu beleuchten, die sich aus der Stellung der Frau des Volkes als Mutter, als Berufsarbeiterin, als Bürgerin in der Gegenwart für die Mädchen-Volksschule ergeben. Eine Hauptfrage, zu der die Erfahrungen der anderen Länder vielleicht das Interessanteste zu bieten haben, ist die der gemeinsamen Erziehung. Die Finnländerin, die dieses Referat übernommen hat, dürfte in ganz besonderem Grade kompetent sein, da ja in Finnland ganz besonders reichhaltige Erfahrungen bezüglich der gemeinsamen Erziehung der Geschlechter vorliegen. Und schließlich dürfte eine internationale Verhandlung über die brennende Frage der Einheitsschule zu wirklich fruchtbaren Resultaten führen. Lassen sich doch die Möglichkeiten zur Verwirklichung eines nationalen Unterrichtssystems, das die Kinder aller Stände und

Digitized by Google

Konfessionen in einer Elementarschule vereinigt und allen gleiche Möglichkeit gibt, zu den höheren Bildungsanstalten aufzusteigen, läßt sich doch die Möglichkeit zur Einführung der Einheitsschule am allerbesten an den Ländern nachweisen, bei denen, wie in den Vereinigten Staaten, bereits Versuche in dieser Richtung vorliegen.

Soweit sich die Fortbildungsschule die rein berufliche Ausbildung der Mädchen zum Ziel setzt, ist sie aus der Sektion Frauenbildung naturgemäß ausgeschieden; es handelt sich hier vielmehr hauptsächlich um die allgemeine Fortbildungsschule, wobei natürlich die Frage: wieweit sie sich als solche der Berufsstellung der Mädchen, die sie besuchen, anzupassen hat, zur Erörterung kommen wird. Die Leiterin der Viktoria-Fortbildungsschule zu Berlin wird gerade nach dieser Richtung hin ein auf reicher Erfahrung beruhendes Material darbieten können. Auch hinsichtlich der neuen Bewegung, die man mit dem Namen Volksbildungsbestrebungen, Volkshochschulen kennzeichnet, und die ihrem eigentlichen Ursprung nach auf die skandinavischen Länder zurückweist, werden die sehr mannigfaltigen und verschiedenartigen Versuche und Wege, die entsprechend den verschiedenen sozialen und Kulturverhältnissen der einzelnen Länder gewählt werden müssen, ein starkes internationales Interesse haben.

Sehr reichhaltig ist die Besetzung des Programms an dem Tage, der der höheren Mädchenschule gewidmet ist; es zeigt das, wie sehr gerade die Frage der höheren Mädchenschule in allen Ländern im Stadium der Diskussion und des Experiments ist; da sind vor allem drei große prinzipielle Fragen zu lösen, nämlich: wie erfüllt die höhere Mädchenschule ihre Aufgabe als Bildungsanstalt für die künftige Frau und Mutter, ferner als Bildungsanstalt für die Bürgerin und schließlich als Vorbereitungsanstalt für höhere Berufe? Und wie sind diese drei verschiedenen Aufgaben am zweckmäßigsten mit einander zu verbinden? Die Referentinnen aus den einzelnen Ländern werden ihren Gegenstand vorzüglich unter diesen Gesichtspunkten behandeln, an die sich die Diskussion dann gut anschließen lassen wird. Eine besondere Frage ist die, ob zur Erfüllung all dieser Aufgaben getrennte Mädchenschulen erforderlich sind oder ob sie bei gemeinsamer Erziehung der Geschlechter ebenso gut oder besser gelöst werden können. Wie bei der Volksschule die Frage der hygienischen Ausbildung durch die Begründerin des Museums für Schulhygiene in Stockholm besprochen werden wird, so muß natürlich auch bei der Frage der höheren Bildung der Mädchen ihre körperliche Kräftigung ins Auge gefaßt werden.

Auch für die Tagesordnung und für die Art der Referate über das Frauenstudium sind nach Verabredung mit den Referentinnen einige Hauptgesichtspunkte aufgestellt worden. Da wir sowohl die Leiterin des großen Bryn Mawr College, einer Frauen-Universität, als auch eine Referentin aus Dänemark gewonnen haben, wo die gleichberechtigte und ganz kameradschaftliche Stellung der Frauen zu den männlichen Studenten sich ganz besonders erfreulich gestaltet hat, so wird sich die Frage, ob gemeinsame Universitäten oder besondere Frauen-Hochschulen? als eine der wichtigsten für die Diskussion herausstellen.

Der letzte Tag beschäftigt sich mit den Fragen der Lehrerinnen; da die Stellung der Lehrerin in wirtschaftlicher Hinsicht der Berufssektion zufiel, so mußte es sich für uns in erster Linie um die Lehrerinnenbildung handeln. In keinem Zweige des Unterrichtswesens sind vielleicht die Institutionen in den einzelnen Ländern so verschieden wie in diesem; um so reichhaltiger verspricht eine internationale Erörterung dieser Frage an Anregungen und Fingerzeigen zu werden. Es wird sich auch hier um ein paar Hauptfragen handeln, nämlich bei der Volksschullehrerin um die Frage: *was* hat die wissenschaftliche Ausbildung zu umfassen, *welche Wege* hat die pädagogische Ausbildung einzuschlagen, und wie ist diese doppelte Aufgabe durch die Lehrerinnenbildungsanstalten am zweckmäßigsten zu lösen? Eine im Augenblick für Deutschland ganz besonders aktuelle Frage ist die nach der pädagogischen Ausbildung der akademisch gebildeten Lehrerinnen, und vielleicht bietet hier der internationale Kongreß für die zwischen Oberlehrerinnen-Examen und Examen pro facultate docendi hin- und herschwankenden Erörterungen in Deutschland mancherlei wertvolle Fingerzeige.

* * *

Digitized by Google

Frauenberufe. (Von Alice Salomon in Berlin.) Man hat der Frauenbewegung oft den Vorwurf gemacht, daß sie sich in zu hohem Maße und in erster Linie mit der Eröffnung neuer Frauenberufe, neuer Erwerbsmöglichkeiten beschäftigt und daß sie daneben soziale Gesichtspunkte zu sehr außer acht lasse. Wer aber die Frauenbewegung kennt, der weiß, daß seit langer Zeit Hand in Hand mit dem Streben nach neuen Bildungs- und Berufsmöglichkeiten für die Frauen des Mittelstandes und der bürgerlichen Kreise auch Versuche gemacht wurden, die Lage der proletarischen, der handarbeitenden Frauen zu verbessern.

Die Behandlung des Themas „Frauenberufe" wird dementsprechend auch auf dem internationalen Kongreß ein doppeltes Gepräge zeigen. Die Sektion wird sich einerseits mit all den Berufszweigen beschäftigen, die die Frauenbewegung keineswegs erst neu eröffnen und erschließen mußte, sondern in denen unsere Aufgabe dahin geht, bessere Arbeits- und Lebensbedingungen herbeiführen zu helfen. Das sind die Arbeiterinnen in der Landwirtschaft, im Gewerbe und im Dienstbotenberufe. Auf der anderen Seite stehen die Verhandlungen über alle die Berufe, die den Frauen erst durch unsere Bewegung erobert wurden und die ihnen in manchen Ländern noch versperrt sind: die wissenschaftlichen Berufe, wie die der Advokatin, Predigerin usw., und zum Teil auch die künstlerischen, die den Frauen zwar nicht ganz verschlossen waren, aber für die es an Ausbildungsgelegenheiten noch vielfach fehlte. Dazwischen werden sich zwei Tage mit der Frau im Handel und Verkehr und mit der Lage der Krankenpflegerinnen beschäftigen, die eine Verbindung zwischen diesen beiden extremen Seiten der Berufsfrage herstellen. Die Mitarbeit im Handel und im Verkehrsdienst kann zwar für die Frauen im allgemeinen als erschlossen gelten, aber zu höheren Leistungsstufen sind Frauen darin bisher nur vereinzelt gelangt. Hier gilt es sowohl den unqualifizierten Kräften bessere Bedingungen zu schaffen, ähnlich, wie es bei den Arbeiterinnen in der Landwirtschaft nnd im Gewerbe der Fall ist, als auch neues Terrain, höhere Stellungen zu erringen und zu erobern. Ganz eigenartig wird sich die Behandlung des Krankenpflegerinnenberufs gestalten. Die Krankenpflege galt von jeher als ureigenste Betätigung der Frau. Religiöse Verbände haben schon zu Zeiten, in denen man sonst von weiblicher Berufstätigkeit noch nicht viel hörte, Hervorragendes in der Ausbildung und Organisation von Krankenpflegerinnen geleistet. Ihr Verdienst darf und soll nicht unterschätzt werden. Aber was sie getan haben und was sie heute tun können, ist nicht imstande, den Bedarf an geschulten Kräften zu decken und all die Frauen heranzuziehen und aufzunehmen, die wohl für die Ausübung der Krankenpflege geeignet sind; denn diese Organisationen bieten wohl einen Beruf, nicht aber einen Erwerb, einen Verdienst im privat-wirtschaftlichen Sinne. So werden denn die Verhandlungen über den Krankenpflegerinnenberuf das Streben der Frauen aller Länder zeigen, neue Wege, neue Formen auch für die Betätigung auf diesem Gebiet zu finden.

Zusammenfassend kann man also wohl sagen: die Berufssektion verkörpert die beiden großen Ziele der Frauenbewegung, die auch die leitenden Gedanken der gesamten Kultur unseres Zeitalters sind: den Gedanken der Individualisierung und der Sozialisierung. Den Gedanken der Individualisierung: denn der Frau der bürgerlichen Kreise soll das Recht auf volle Entfaltung ihrer Kräfte, auf Berufsbetätigung, auf einen ihr ganzes Leben erfüllenden Inhalt gegeben werden. Den Gedanken der Sozialisierung: denn die Bestrebungen zum Schutz, zur Verbesserung der Lage der besitzlosen Frauen, der Arbeiterinnen in Handel, Gewerbe und Landwirtschaft, und der Dienstboten zeugen von dem Prinzip der Vergesellschaftung, von der Pflicht, von der Verantwortung der Gesamtheit gegenüber dem Lose des Einzelnen, Schwachen. Was hier zur Verhandlung kommen wird, wird also ein geschlossenes Ganze bilden, trotz des scheinbaren Gegensatzes. Denn alles, was dazu beiträgt, die Schwächeren stärker und kräftiger zu machen, das führt sie auch zur freieren und vollkommeneren Entfaltung der Persönlichkeit. Die wahre Sozialisierung ist die, die jedes einzelne Glied der Gesamtheit stärkt und kräftigt und emporhebt zu einer reicheren und höheren Entwickelung.

Digitized by Google

Wenn man nach langen Vorarbeiten und Mühen die Kongreßtage herannahen sieht, an die wir so viele Hoffnungen knüpfen, für die wir unsere besten Kräfte einzusetzen bemüht sind, dann ist es nicht zu vermeiden, daß auch ein wehmutvoller Gedanke die Wünsche berührt, die schon bei den Vorbereitungen sich nicht verwirklichen ließen. Teils äußere, teils auch innere Schwierigkeiten haben es verhindert, daß gerade in der Sektion für Frauenberufe jede einzelne Frage von Fachleuten behandelt werden kann. Das trifft namentlich für die ersten beiden Tage, an denen Landwirtschaft und Dienstbotenfrage sowie die gewerbliche Arbeiterinnenfrage behandelt werden sollen, in gewissem Umfange zu. Diese drei Berufsklassen umfassen die größte Zahl aller arbeitenden Frauen, und schon deshalb kam ihnen eine eingehende Erörterung auf dem Kongreß zu. Aber gerade hier war es besonders schwierig, vom Ausland Arbeiterinnen zu gewinnen, die ihre Sache selbst führen können, teis weil die Arbeiterinnen nicht in der Lage sind, sich frei für eine solche Reise zu machen, teils auch, weil es ihnen noch ganz an Organisationen fehlt, die bei den Berufsangehörigen Verständnis für ihre Lage erweckt hätten. Das trifft für die Dienstbotenfrage, wie auch für die ländlichen Arbeiterinnen noch sehr allgemein zu. Solche äußeren Schwierigkeiten standen den gewerblichen deutschen Arbeiterinnen nicht im Wege. Aber hier hinderten innere Gründe politischer Natur die stärkste Organisation deutscher Arbeiterinnen, an unseren Verhandlungen teilzunehmen. Das muß von denen, deren Leben und deren Arbeit der Sache der Arbeiterinnen angehören, bedauert werden. Aber es überhebt uns nicht der Aufgabe, unsere volle Aufmerksamkeit darauf zu richten, was für eine Verbesserung des dunklen Loses der unendlichen Mehrheit aller Frauen geschehen kann.

Mögen die Verhandlungen der Berufssektion dazu beitragen, das Verantwortlichkeitsgefühl immer weiterer Kreise für die Lage aller arbeitenden Frauen zu wecken, gleichviel, welchem Stande sie auch angehören. Mögen sie dahin wirken, das Solidaritätsgefühl der Frauen aller Stände und aller Länder zu kräftigen, auf daß die Frau in jeder ihrer Geschlechtsgenossinnen nie die Konkurrentin, sondern stets die Mitarbeiterin, die Mitkämpferin sehen möge.

* * *

Soziale Einrichtungen und Bestrebungen. (Von Anna Edinger in Frankfurt a. M.) Soziale Einrichtungen und gemeinnützige Bestrebungen gehen darauf aus, die Schwachen im Kampf ums Dasein zu stärken, ihnen ein schöneres, froheres Leben zu schaffen, als es vielen aus eigener Kraft möglich ist. Daher sind die sozialen Bestrebungen so mannigfaltig wie die Unzulänglichkeiten der menschlichen Natur und wie die Härten des wirtschaftlichen Lebens, denen sie entgegen wirken sollen.

Es war deshalb in der dritten Sektion nicht tunlich, wie es für große Kongresse so wünschenswert erscheint, für jeden Tag eine einzige große Frage in den Mittelpunkt der Besprechung zu stellen. Wir konnten nur versuchen, das ungeheure Gebiet der sozialen Arbeit in möglichst logischer Reihenfolge auf sechs Tage einzuteilen. Innerhalb dieses Rahmens wird jene Rednerin nun sagen, wie ihr menschliches Elend und menschliche Schwäche entgegengetreten ist, und wie sie und ihre Mitarbeiterinnen versucht haben, sie zu bekämpfen.

Der erste Tag ist der ältesten Hilfsarbeit der Frau gewidmet, der Fürsorge für Arme und Kranke. Wenn auch die private Armenpflege — die öffentliche wird in Sektion 4 behandelt — ein unbestrittenes Arbeitsgebiet der Frau ist, so kommen doch gerade hier, im Sinne des Programmes unseres Kongresses, vor allem die Veränderungen in den Rechten und Pflichten der modernen Frauen in Betracht. Die Armenpflege ist heute eine Wissenschaft geworden, und das so notwendige Zusammenarbeiten der öffentlichen und privaten Armenpflege wird an vielen Orten vorwiegend durch die Frau bewirkt. Die erste Rednerin, die in ihrem Lande organisatorisch tätig war, wird uns in diese neue Art der Armenpflege einführen, die nicht nur ein gutes Herz, sondern auch umfassende Kenntnisse erforderte. Frauen aus verschiedenen Ländern werden darlegen, wie Armenpflege bei ihnen daheim geübt wird. Von der Organisation der Wohltätigkeit in Berlin im besonderen berichten zu lassen, erschien uns eine liebe

Digitized by Google

Pflicht im Andenken an die Begründerin des Zentralblattes, die soviel für diese Organisation gewirkt hat. Der Bericht über den badischen Frauenverein, den vielseitigsten unserer vaterländischen Frauenvereine, wird zeigen, wie es eine fürstliche Frau verstanden hat, alle Stände ihres Volkes für gemeinnützige Tätigkeit zu begeistern und in ungewöhnlichem Maße die Erfahrungen und Errungenschaften einer Ortsgemeinde für die andere nutzbar zu machen. Eine ausländische Vertreterin der Bestrebungen vom roten Kreuze wird das Bild erweitern, und Spezialberichte über Bekämpfung der Tuberkulose, unsere deutsche „Hauspflege" und die schwedische „Heimatspflege" werden sich anschließen.

Der zweite Tag soll dem Schutze der Jugend, der Behütung vor den Gefahren, die ihre körperliche, geistige und sittliche Entwickelung bedrohen, gewidmet sein. Dieser Tag wird ein besonders vielseitiges Zusammenwirken von Frauen aller Länder zeigen. Kinderpflege und Jugendfürsorge ist ja ein Gebiet, in dem die Frauen Vorrechte haben, und in dem auch das Gefühl der Verantwortlichkeit für die Wohlfahrt weiterer Kreise bei unserem Geschlechte am stärksten entwickelt ist.

Am dritten Tag wird das schwierigste Gebiet der Frauenbewegung, die Sittlichkeitsfrage, besprochen werden. Dieser Tag wird eine erschöpfende Übersicht bringen über die Bestrebungen, durch welche die Frauen bis jetzt ihre Kulturmission in bezug auf die Hebung der sexuellen Moral zu erfüllen gesucht haben. Der Kampf gegen das demoralisierende Prinzip der Reglementierung wird von zwei in praktischer Arbeit bewährten Führerinnen der internationalen abolitionistischen Bewegung behandelt werden. Der breiteste Raum ist der Darstellung der positiven Ziele der Sittlichkeitsbestrebungen gegönnt. Die Berichte zweier auf humanitärer Grundlage arbeitenden Frauen werden durch die Ausführungen einer vom positiv christlichen Standpunkt ausgehenden amerikanischen Sozialreformerin wirksam unterstützt werden. Die Referate über die in großzügigem Stile gehandhabte Rettungsarbeit französischer und amerikanischer Frauen wird sicherlich viel Vorbildliches für Deutschland zutage fördern und hoffentlich der deutschen Frauenbewegung die Wichtigkeit der Beteiligung an dieser Arbeit sowie an der Bekämpfung des internationalen Mädchenhandels recht zu Herzen führen.

Der vierte Tag ließ sich, sowie auch der vorhergehende und nachfolgende, einheitlicher gestalten als die ersten und der letzte der Sektion. In der Gefangenenfürsorge sind, wie auf so manchen anderen Gebieten, die englischen Frauen bahnbrechend vorangegangen; so wird eine Engländerin das erste Wort zu dem Gegenstande sprechen; ihr folgen die verdientesten deutschen Vertreterinnen dieser Tätigkeit. Auch inbezug auf die Bekämpfung des Alkoholismus sieht England, mit ihm hier die Vereinigten Staaten von Amerika und die nordischen Länder Europas, auf eine längere Tätigkeit zurück als unser Vaterland — freilich waren es auch wohl noch schlimmere Zustände als die unseren, die zum Kampfe aufforderten. Die berufenen Streiterinnen des Auslandes werden hoffentlich viele Deutsche zum Kampf gegen den Alkohol begeistern, der so viel Familienglück, so viel Wohlstand zerstört. Zwei Rednerinnen, die energische, humorvolle Finnländerin Frau Trygg-Helenius und die liebenswürdige Belgierin Mlle. Parent, kommen zum zweiten Mal in kurzer Zeit zu den deutschen Frauen herüber. Das Werk der Züricher Frauen, die verschiedenartigen alkoholfreien Speisewirtschaften, wird von einer Mitbegründerin geschildert werden.

Alle wertvolle soziale Tätigkeit ist Erziehung zur Selbsthilfe. So ist der fünfte Tag vielleicht der erfreulichste der Sektion, da er sich vor allem mit der wirksamsten Form der Selbsthilfe, dem Zusammenschluß der Arbeiterinnen in Berufsorganisationen, beschäftigt. Hier mußte der Diskussion ein weiter Raum gelassen werden, da wichtige prinzipielle Streitfragen zu erörtern sind. Dem Zusammenschluß der Produzenten kommt in Amerika, neuerdings auch in Frankreich, ein Zusammenschluß der Konsumenten entgegen — nicht wie andere Arbeitgeberorganisationen als Gegengewicht gegen die des Arbeitnehmers geschaffen, sondern zur Unterstützung dieser. In den Käufern soll das Gefühl der Verantwortlichkeit erweckt und ausgebildet werden für die Arbeitsbedingungen, unter denen die Ware hergestellt wird.

Digitized by Google

Am sechsten Tage endlich werden deutsche und ausländische Redner einzelne eigenartige Einrichtungen schildern, die Nachbildung verdienen. Die Versammlungen werden eingeleitet werden durch die Besprechung rationeller Frauenkleidung, für die ja alle eintreten müssen, die die Frau leistungsfähiger machen wollen, und geschlossen durch einen Appell an die Jugend, aus der uns ein reicher Nachwuchs kommen soll zur Erfüllung der sozialen Pflichten der Frau.

So wird die dritte Sektion des Kongresses ein buntes Bild dessen geben, was die Frau zur Besserung der sozialen Lage angestrebt und geleistet hat. Sie wird zeigen, was ihre Mitarbeit für das Gemeinwohl bedeutet. Sie wird so hoffentlich auch den Befähigungsnachweis führen für das, was in Sektion 4 begründet, erstrebt und erläutert werden soll — die Anerkennung der Frau als mitverantwortlicher, dem Manne gleichberechtigter Staatsbürgerin.

* * *

Die rechtliche Stellung der Frau. (Von Freiin Olga von Beschwitz in Dresden.) Während die ersten drei Sektionen des Kongresses ein Bild von dem Streben und dem fortschreitenden Wirken der Frauenwelt des 20. Jahrhunderts in ihrer praktischen Betätigung vorführen werden, ist es die Aufgabe der vierten Sektion, den Spuren nachzugehen, die das Erwachen und die allmähliche Entwickelung der Frau zur selbständigen Persönlichkeit schon in der letzten Hälfte des 19. Jahrhunderts, vielfach noch leise und zögernd, aber doch merkbar, den herrschenden Rechtssystemen aufgedrückt hat, und Ausblicke auf die Zukunft zu eröffnen, die eine fortschreitende Befreiung von den Fesseln überlieferter Gesetzesbeschränkungen der Frau der neuen Zeit und durch sie der gesamten Menschheit bringen wird. Alle Rechtsnachteile, unter denen die Frauen heute noch leiden, wurzeln in der gesetzlich anerkannten und festgelegten ehemännlichen Autorität, die auf dem Prinzip der im Lauf des vorigen Jahrhunderts überall aufgehobenen Geschlechtsvormundschaft fußend, zwar mit ihr die eigentliche Daseinsberechtigung verloren hat, dennoch aber innerhalb der Ehe weiter bestehen blieb und noch heute die Grundlage der familienrechtlichen Bestimmungen in allen Ländern bildet. Die untergeordnete Stellung der Frau in der Familie, ihr Gebundensein an die Zustimmung des Mannes hat aus dem engeren Kreise auf die weiteren wirkend, auch ihre gegenwärtige Stellung in der Gemeinde und im Staat beeinflußt. Wie das Gesetz sie innerhalb der Familie an der Vollentfaltung ihrer eigenen Persönlichkeit, ihrer weiblichen Eigenart als Frau und als Mutter hindert, so steht es auch der Vollentfaltung ihrer weiblichen und mütterlichen Fähigkeiten im Dienste der Gemeinde und des Staates entgegen; Familie, Gemeinde und Staat, in denen männliches und weibliches Wesen sich ergänzen sollten, leiden mit ihr durch die unausbleiblichen Wirkungen eines einseitig männlichen Einflusses.

Von der Stellung der Frau in der Familie ausgehend, zu ihrer Stellung in der Gemeinde und im Staat fortschreitend, werden die Verhandlungen der vierten Sektion den Frauen Gelegenheit bieten ihre Ansichten über gesetzliche Einrichtungen zum Ausdruck zu bringen, die sie am tiefsten berühren und auf deren Entstehung und Weiterentwicklung ihnen noch in den meisten Ländern keinerlei oder doch nur ein sehr geringer Einfluß zusteht. Die das Zivilrecht betreffenden Sitzungen werden einen Überblick über die historische Entwicklung des Eherechtes geben, eine vergleichende Darlegung der Stellung von Mann und Frau in den verschiedenen Kulturländern. Auch wird die Stellung der Frau als Mutter und ihr Recht, fremden Kindern Vormünderin zu sein, eingehend erörtert werden. Eine Übereinstimmung der Ehegesetze der Nationen dreier Weltteile wird sich in vielen Punkten ergeben, eine Übereinstimmung auch in den Hauptforderungen, die die Frauen aller Länder an die Gesetzgeber richten, und es wird sich erweisen, daß die Abweichungen in den Gesetzen lediglich auf der bereits erfolgten oder noch zu erwartenden Erfüllung der einen oder der anderen dieser Forderungen beruhen. Die Verhandlungen werden ferner ein Bild von der Stellung der Frau im Vereinsrecht und in der sozialen Gesetzgebung geben, eine Darlegung der Arbeiterinnenschutzgesetze verschiedener Länder und ihrer Wirkung auf die wirtschaftliche Lage der Frau, eine

Digitized by Google

Besprechung der Alters- und Invalidengesetzgebung, soweit die Frauen dabei in Betracht kommen. Auch werden die Forderungen zum Ausdruck kommen, die die Frauen in bezug auf die gesetzliche Anerkennung ihrer fürsorgenden Tätigkeit in Gemeinde und Staat erheben, ihre Ansprüche in bezug auf ihre Rechte und Pflichten in der Ausübung kommunaler Ämter. Es wird über ihre Tätigkeit in der öffentlichen Armen- und Waisenpflege, in den Schulbehörden, als Mitglieder der Gewerbegerichte und besonderer Gerichtshöfe für Jugendliche berichtet werden.

Alle diese Rechte, ihre volle Anerkennung als selbständige Rechtspersönlichkeit und Staatsbürgerin kann, wie die Erfahrung heute schon lehrt, die Frau erst dann erringen, wenn sie in der Lage ist, einen direkten Einfluß auf die Verwaltung und Gesetzgebung des größeren oder kleineren Gemeinwesens, dem sie angehört, der Gemeinde, des Staates auszuüben, wenn sie das gleiche kommunale, kirchliche, politische Wahlrecht besitzt wie der Mann. Referate aus den Ländern, in denen die Frauen bereits diese Rechte, das aktive und z. T. auch schon das passive Stimmrecht ausüben, werden den Beweis erbringen, daß ihr bessernder mütterlicher Einfluß schon nach kürzester Zeit in den Fragen der Mäßigkeit, der öffentlichen Sittlichkeit, der Erziehung, der Fürsorge für Kinder und Jugendliche, Alte und Kranke ersichtlich ist. Die Frauen verlangen volle Selbständigkeit und Selbstverantwortlichkeit, sie fordern neue Rechte vor allem, um ihre neuen Pflichten besser erfüllen zu können, um den reichen Schatz ihres mütterlichen Empfindens mitzuteilen an alle, die dessen bedürftig sind, ihre bis jetzt vielfach gehemmten, niedergehaltenen Kräfte, der weiblichen Eigenart entsprechend zum Wohle der Familie, der Gemeinde und des Staates zur Geltung zu bringen.

* * *

Wir lassen nunmehr die ausführliche Tagesordnung der einzelnen Sektionen folgen, soweit sie bis jetzt feststeht.

Sektion I.

Frauenbildung.

Vorsitzende: Frl. Helene Lange. Stellvertr. Vorsitz.: Frl. Gertrud Bäumer.

Montag, den 13. Juni vorm. 10½ bis 2 Uhr.

Die Bildung der Frau für ihren Mutterberuf. Häusliche Erziehung. Kindergarten.

Vorsitz und einl. Referat: Frl. Helene Lange, Berlin.
Referate: Lady Aberdeen, England: Die Frau als soziale Erzieherin.
Frau Adele Gerhard, Berlin: Frauenbildung und Mutterschaft.
Mrs. E. L. Franklin, England: The parents National Educational Union.
Frau Henriette Goldschmidt, Leipzig: Die Bildung der Frau für ihren Mutterberuf im Lichte der Fröbelschen Erziehung.
Fräulein Lilly Dröscher, Berlin: Die sozialen Aufgaben des Volkskindergartens.
Diskussion: Frau Norrie, Dänemark. Frau Clara Richter, Berlin. Frau Helene von Forster, Nürnberg.

Dienstag, den 14. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Die Bildung der Mädchen durch die Volksschule. Gemeinsame Erziehung der Geschlechter. Einheitsschule.

Vorsitz: Frl. Elisabeth Schneider, Berlin.
Einleitendes Referat: Frl. Gertrud Bäumer, Berlin.
Referate: Mrs. Emmeline B. Wells, Vereinigte Staaten: Die Erziehung der Mädchen in den Volksschulen der Vereinigten Staaten.
Frl. Anna Blum, Spandau: Wie rüstet die deutsche Volksschule die Mädchen für das Leben aus?
Frau Marie Loeper-Houselle, Rhens a. Rh.: Die soziale Arbeit der deutschen Volksschullehrerin.
Frl. Bice Cammeo, Italien: Die Beteiligung der Frauen am öffentlichen Unterrichtswesen in Italien.
Frl. Dr. Maikki Friberg, Finnland: Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter.
. . . . . .: Die erziehliche und soziale Bedeutung der Einheitsschule.
Frau Hierta-Retzius, Schweden: Zur Frage der Arbeitshygiene in der Schule.
Diskussion: Frl. Dr. phil. Eugenie Schwarzwald, Österreich. Frl. Fanny Schmidt, Schweiz. Frl. Helene Gädke, Berlin-Friedenau. Frl. Dr. Helene Stöcker, Berlin.

Mittwoch, den 15. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Die Aufgaben der Mädchen-Fortbildungsschule. Die Volksbildungsbestrebungen für Frauen.

Vorsitz und einl. Referat: Fr. Hedwig Heyl, Berlin.
Referate: Frl. M. Henschke, Berlin: Die Aufgaben und die Organisation der Mädchen-Fortbildungsschule.
Fröken Eline Hansen, Dänemark: Die hauswirtschaftliche Bildung der Mädchen in Dänemark.
Frau von Rudnay-Veres, Ungarn: Die Mädchenfortbildungsschule in Ungarn.
Frl. Sofia Goudernak, Wien: Die Mädchenfortbildungsschule in Österreich.
Frl. Auguste Förster, Kassel: Der hauswirtschaftliche Unterricht in deutschen Schulen.

Digitized by Google

Frau Helene von Forster, Nürnberg: Die Aufgaben der Frauen bei den Volksbildungsbestrebungen.
Frau Cecilia Baath-Holmberg, Schweden: Volkshochschulen für Frauen in Schweden.
Diskussion: Fru Hierta-Retzius, Schweden. Frau Marie Hecht, Tilsit.

Donnerstag, den 16. Juni, vorm. 9—1 Uhr.

Höhere Mädchenbildung. (Höhere Mädchenschule. Gymnasium ꝛc.)

Vorsitz: Frl. Margarete Poehlmann, Tilsit.
Einleitendes Referat: Frl. Helene Lange, Berlin.
Referate: Mrs. May Wright Sewall, Vereinigte Staaten: Die körperliche Erziehung der Mädchen in den höheren Unterrichtsanstalten der Vereinigten Staaten.
Frl. Danielson, Schweden: Die höhere Mädchenbildung in Schweden.
Frl. Luise Winteler, Dänemark: Die höhere Mädchenschule in Dänemark.
Mme. Alphen Salvador, Frankreich: Die lycées und collèges de jeunes filles in Frankreich.
Frl. Ilmi Hallstén, Finnland: Die höhere Mädchenbildung in Finnland mit besonderer Berücksichtigung der gemeinsamen höheren Schulen.
Dr phil. Eugenie Schwarzwald, Österreich: Die gymnasiale Mädchenbildung in Österreich.
Diskussion: Frl. Maria von Bredow, Charlottenburg. Frau Marianne Hainisch, Österreich.

Freitag, den 17. Juni, vorm. 9—1 Uhr.

Das Universitätsstudium der Frauen.

Vorsitz: Frau Adelheid Steinmann, Freiburg.
Einleitendes Referat: noch unbestimmt.
Referate: Frau Marianne Weber, Heidelberg: Die Beteiligung der Frau an der Wissenschaft.
Dr phil. Anna Hude, Dänemark: Das Universitätsstudium der Frauen in Dänemark.
Miß Frances H. Melville, Schottland: Das Frauenstudium in Großbritannien.
Miß Carey Thomas, Vereinigte Staaten: Die Universitätsbildung der Frauen in den Vereinigten Staaten.
Frl. Dr Käthe Windscheid, Leipzig: Das Frauenstudium in Deutschland.
Diskussion: Frl. Dr jur. van Dorp, Holland. Frl. Helene Lange, Berlin.

Sonnabend, den 18. Juni, vorm. 9—1 Uhr.

Die Beteiligung der Frauen am Unterrichtswesen.

a) als Lehrerinnen;
b) an der Schulverwaltung;

Vorsitz: Frl. Gertrud Bäumer, Berlin.
Einleitendes Referat: Frl. Maria von Bredow, Berlin.
Referate: Frl. Marie Martin, Berlin: Die Ausbildung der Volksschullehrerinnen.
Frl. Auguste Rosenberg, Ungarn: Die Stellung der Lehrerinnen in Ungarn.
Mag. art. Ida Falbe-Hansen, Dänemark: Die Lehrerinnenbildung in Dänemark.
Frl. Fredrikka Mörck, Norwegen: Die Ausbildung der Lehrerinnen für die höheren Mädchenschulen.
Miß Derrick, Kanada: Frauen als Universitätslehrer.
Mrs. H. G. Fawcett, England: Die Stellung der Frauen unter dem englischen Unterrichtsgesetz von 1902.
Frau Kuczalska-Reinschmit, Polen: Die Vertretung der Lehrerinnen im Kreisschulrat.
Frl. Anna Marie Ristow, Dortmund: Die Frage der Mitarbeit von Frauen in der kommunalen Schulverwaltung in Deutschland.
Frau L. Zurlinden, Bern: Die Beteiligung der Frauen an der Schulverwaltung in der Schweiz.
Diskussion: Frl. Margarete Poehlmann, Tilsit. Frl. Elisabeth Altmann, Soest. Frl. Olga Stieglitz, Berlin.

Sektion II.

Frauen-Erwerb und -Berufe.

Vorsitzende: Frl. Alice Salomon.
Stellvertretende Vorsitzende: Frl. Else Lüders.

Montag, den 13. Juni, vorm. 10½ bis 2 Uhr.

Landwirtschaft und Häusliche Dienste.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frl. Else Lüders, Berlin.

I. Die Frau als Landwirtin, Landarbeiterin und Gärtnerin.

Referate: Miß Teresa F. Wilson, England: Die Frau als Landwirtin.
Frl. Dr Elvira Castner, Marienfelde: Gartenbau als Beruf für Frauen.
Countess of Warwick, England: Die Frau in der Landwirtschaft.
Frau Besobecsoff, Rußland: Die Stellung der russischen Landarbeiterinnen.
Diskussion: Frl. Ida von Kortzfleisch, Hannover. Frau E. Böhm, Lamgarben. Frau Marie Wegener, Breslau.

II. Dienstbotenfrage.

Referate: Frau Regine Deutsch, Berlin: Die Dienstbotenfrage in Deutschland.
Frau Caroline von Niebauer, Österreich: Die Dienstbotenfrage in Österreich.
Mrs. Mary Church Terrell, Ehrenpräsidentin des Nationalvereins der farbigen Frauen, Ver. Staaten: Die Lage der farbigen Frauen als Dienstboten.
Diskussion: . . . . . , München. Frl. Margarete Koschnitzki, Berlin.

Dienstag, den 14. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Die Lage der gewerblichen Arbeiterinnen.

Vorsitz und einleitendes Referat: Fräulein Alice Salomon, Berlin.

I. Fabrikarbeiterinnen.

Referate: Frl. Henriette van der Mey, Holland: Die Lage der Arbeiterinnen in Holland.
Frl. Dr Marie Baum, Karlsruhe: Die Fabrikarbeiterin in Deutschland.
Miß Margaret G. Bondfield, England: Industrielle Frauenarbeit.
Frl. Rosika Schwimmer, Ungarn: Die Österreichisch-Ungarische Arbeiterinnenbewegung.
Mrs. Lydia Kingsmill Commander, Ver. Staaten: Industrielle Frauenarbeit und Mutterschaft.
Diskussion: Miß Wadge, England.

Digitized by Google

II. Heimarbeiterinnen.

Referate: Frl. Margarete Friedenthal, Berlin: Die Lage der Heimarbeiterinnen in Deutschland.
Mrs. Watson-Lister, Viktoria, Australien: Heimarbeit in Australien.
Diskussion . . . . . .

Mittwoch, den 15. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

I. Die Frau in Handel und Verkehr.

Vorsitzende: Frau Bröll, Frankfurt a. M.

Einleitendes Referat: Frl. Eva von Roy, Königsberg.

I. Die Frau im Handel.

Referate: Frl. Agnes Herrmann, Berlin: Die Lage der weiblichen Handelsangestellten in Deutschland.
Mrs. Constance Hoster, England: Die Ausbildung von Bureauangestellten.
Frau Astrid Paludan-Müller, Dänemark: Die Lage der Handelsgehilfinnen in Dänemark.
Diskussion: Frl. Erna Wönkhaus, Berlin.

II. Bahn-, Post-, Telegraphen-Beamtinnen.

Referate: Frl. Karoline Gronemann, Österreich: Die Lage der Beamtinnen in Österreich.
Frl. Dr Käte Schirmacher, Paris: Die Lage der französischen Beamtinnen.
. . . . . , Berlin:
Diskussion: Frl. Rosika Schwimmer, Ungarn.

Donnerstag, den 16. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Krankenpflege.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frau Elsbeth Krukenberg, Kreuznach.
Referate: Mrs. Bedford-Fenwick, England: Die Krankenpflege als Frauenberuf vom erzieherischen, wirtschaftlichen und sozialen Standpunkt.
Miß L. L. Dock, Ver. Staaten: Krankenpflege in Amerika.
Schwester Agnes Karll, Berlin: Die zukünftige Ausbildung der deutschen Krankenpflegerinnen.
Mrs. Goodrich, Ver. Staaten: Die Lage der Krankenpflegerinnen in Amerika.
Miß Maud Banfield, Ver. Staaten: Ausbildung, Lage und Altersversorgung der amerikanischen Krankenpflegerinnen.
Dr Ellen Sandelin, Schweden: Die Organisation der Krankenpflegerinnen in Schweden.
Diskussion: Frau Emmy Gordon, Würzburg. Miß Mary E. Thornton, Ver. Staaten. Lilli Freifrau von Bistram, Berlin-Zehlendorf. Frau Oberin Becker, Berlin-Zehlendorf.

Freitag, den 17. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Kunst, Kunstgewerbe und Literatur.

Vorsitz: Frl. Sophia Goudstikker, München.
Einleitendes Referat: Frl. Natalie von Milde, Weimar.

I. Kunst.

Referate: Mrs. Adelaide Johnson, Ver. Staaten: Die künstlerische Tätigkeit der Frau, ihr Einfluß einst und jetzt.
Frl. Marie von Keudell, Berlin: Ausbildungsmöglichkeiten für Malerinnen in Deutschland.
Mrs. Dignam, Kanada: Künstlerinnen und ihre Organisationen.
Mrs. Alice Smith Merrill Horne, Ver. Staaten: Kunst.
. . . . . : Die Lage der Bühnenkünstlerinnen.
Mrs. Loeher, Ver. Staaten: Die Leistungen der Frauen in der Musik.
Diskussion: Frau Sabine Lepsius, Berlin.

II. Kunstgewerbe.

Referate: Frau Charlotte Klein, Dänemark: Die kunstgewerbliche Tätigkeit der Frau.
Diskussion . . . .

III. Literatur und Journalismus.

Referate: Frl. von Bistram, Wiesbaden: Die Frauen in der deutschen Literatur.
Lady Marjorie Gordon, England: Die Frauen in der englischen Literatur.
Mrs. Jessie Ackermann, Ver. Staaten: Amerikanische Journalistinnen.
Frau Eliza Ichenhäuser, Berlin: Journalistinnen in Deutschland.
Mrs. Whiting, Ver. Staaten: Die Frau als Schriftstellerin.
Diskussion: Mrs. Bulstrode, England.

Sonnabend, den 18. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Wissenschaftliche Berufe.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frl. Dr med. Agnes Bluhm, Berlin.

I. Der Lehrerinnenberuf.

Referate: Frl. Maria Lischnewska, Spandau: Die Lage der Volksschullehrerinnen in Deutschland.
Frl. Dr Ella Mensch, Berlin: Die Frau als Dozentin.
Mm. Alphen Salvador, Frankreich: Die Lage der Lehrerinnen in Frankreich.

II. Andere wissenschaftliche Berufe.

Referate: Reverend Anna Shaw, Ver. Staaten: Die Frau als Predigerin.
Mrs. Carr, Ver. Staaten: Die Frau als Advokatin.
Mrs. Gordon, D. Sc., Schottland: Die Frau in der Wissenschaft.
Dr Ellen Sandelin, Schweden: Die Frau als Ärztin.
Frl. Dr Franziska Tiburtius, Berlin: Die Stellung der Ärztinnen in Deutschland.
Mrs. Hattie A. Schwenderer, M. D., Ver. Staaten: Die Tätigkeit der Ärztinnen in Amerika.
Frau Dr Karoline Steen, Norwegen: Der hygienische Unterricht durch weibliche Ärzte.
Diskussion . . . .

Sektion III.

Soziale Einrichtungen und Bestrebungen.

Vorsitzende: Frau Anna Edinger. Stellvertr. Vorsitzende: Frau Katharine Scheven.

Montag, den 13. Juni, vorm. 10½ bis 2 Uhr.

Armenpflege, Kranken- und Rekonvaleszentenfürsorge.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frau Anna Edinger, Frankfurt a. M.
Referate: Frau Agda Montelius, Schweden: Grundsätze moderner Armenpflege.

Digitized by Google

Frau Hertha v. Sprung, Österreich: Armenpflege in Österreich.
Frau Louisa Thompson, Canada: District visiting in Canada.
Fräulein Luise Roloff, Berlin: Die Organisation der privaten Armenpflege in Berlin.
Frau Alice Bensheimer, Mannheim: Die Organisation des badischen Frauenvereins.
Frau Dr Alvida Harbou-Hoff, Dänemark: Bekämpfung der Tuberkulose im Kindesalter.
Frau Hella Flesch, Frankfurt a. M.: Die Hauspflege.
Frau K. Bohmann, Schweden: Die Heimatspflege unter den Armen.
Diskussion: Frl. Dr Ellen Sandelin, Schweden. Miß Olga Hertz, England. Frau Basch, Berlin. Frau Karoline Hérics, Ungarn. Sgra. Eliza Boschetti, Italien.

Dienstag, den 14. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Fürsorge für Kinder und Jugendliche.

Vorsitz: Frau Hedwig Winkler, Hamburg.
Einleitendes Referat: Frau Marie Hecht, Tilsit.
Referate: Fräulein Lydia von Wolffring, Österreich: Kinderfürsorge.
Frau Anna Plothow, Berlin: Kinderhorte.
Frau Malvi Fuchs, Ungarn: Kinderschutz.
Frau Hanna Bieber-Böhm, Berlin: Das Fürsorge-Erziehungsgesetz.
Mrs. Emily Cummings, Canada: Custodial care for feeble minded women of child-bearing age.
Frau Katti Anker-Möller, Norwegen.
Frau Vibecke Salicath, Dänemark: Heime für uncheliche Mütter.
Frau Bertha Turin, Italien: Verein der Freundinnen junger Mädchen.
Diskussion: Fräulein Scholl, Italien. Fräulein Vollmar, Berlin.

Mittwoch, den 15. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Bestrebungen zur Hebung der Sittlichkeit.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frau Katharine Scheven, Dresden.
Referate: Frau Prof. Michelet, Norwegen: Sittlichkeitsbewegung in Norwegen.
Frau Wynaendts-Franken-Dyserinck, Holland: Reglementierung und sanitäre Aufsicht der Prostitution in Holland.
Mme. Avril de St. Croix, Frankreich: Abolitionismus in Frankreich.
Mrs. Grannis, Amerika: Promotion of social Purity.
Frl. Anna Pappritz, Berlin: Die positiven Aufgaben der Föderation.
Gräfin von Hogendorp, Holland: Die internationale Bekämpfung des Mädchenhandels.
Mrs. Kate Waller Barret, Vereinigte Staaten: Rettungsarbeit.
Frl. Fermstecher, Frankreich: L'Oeuvre des liberées de St. Lazare.
Diskussion: Frl. Brondgeest, Frankreich. Mrs. Clarence, St Allen, Ver. Staaten. Frau Eggers-Smidt, Bremen.

Donnerstag, den 16. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Gefangenen-Fürsorge und Alkoholbekämpfung.

Vorsitz: Frl. Ottilie Hoffmann, Bremen.
Einleitendes Referat: Frau Hildegard Wegscheider-Ziegler, Dr phil., Berlin.

I. Gefangenen-Fürsorge.

Referate: Lady Constance Battersea, England.
Frl. Marie Mellien, Berlin.
Frl. Thekla Friedländer, Berlin: Die Reform der deutschen Frauengefängnisse.
Fru Raudi Blehr, Norwegen: Polizeimatronen.
Diskussion.

II. Alkoholbekämpfung.

Referate: Miß Belle Kearney, Ver. Staaten: Die Bekämpfung des Alkoholismus, eine Pflicht der Frauen.
Mlle. Marie Parent, Belgien.
Fröken Ina Rogberg, Schweden.
Frau Alli Trygg-Helenius, Finnland.
Frau Hedwig Bleuler-Waser, Dr. phil., Schweiz: Über den Einfluß des Alkohols auf das Verhältnis der beiden Geschlechter.
Diskussion: Miß Belle Hungtington-Mix, Vereinigte Staaten. Lady Battersea, England.

Freitag, den 17. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Berufsorganisationen und Genossenschaftsbewegung.

Vorsitz: Frl. Clara Elben, Hamburg.
Einleitendes Referat: Frl. Gertrud Dyhrenfurth, Berlin.
Referate: Frl. Else Lüders, Berlin: Organisation der deutschen Arbeiterinnen.
Miß Mary Macarthur, England: The Women's Trade-Union League.
Frau Albobelli-Benetti, Italien: Italienische Arbeiterinnenbewegung.
Frau Marie Lang, Österreich: Arbeiterinnen-Organisation in Österreich.
Mrs. Maud Nathan, Ver. Staaten: The Consumer's Leage.
Diskussion: Frl. de la Croix, Berlin. Frl. Margaretha Friedenthal, Berlin. Dr. Elisabeth Jaffé von Richthofen, Heidelberg.

Sonnabend, den 18. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Verschiedene Wohlfahrtseinrichtungen, Rechtsschutzstellen für Frauen, Klubs, Heime usw.

Vorsitz: Frl. Anna Pappritz, Berlin.
Einleitendes Referat: Frl. Therese Rösing, Lübeck.
Referat: Frau Margarete Pochhammer, Berlin: Reform der Frauenkleidung.
Diskussion.
Referet: Frau Bennewitz, Halle: Rechtsschutzstellen.
Diskussion.
Referate: Mrs. Alfred Booth, Liverpool: Settlements.
Frl. Else Federn, Österreich: Settlements.
Diskussion.
Referat: Miß Emily Janes, England: Working girls' clubs.
Diskussion: Frau Elsa Strauß.
Referat: Frl. Adelheid von Bennigsen, Hannover: Erziehung der Jugend zu sozialen Pflichten.
Diskussion.

Sektion IV.

Die rechtliche Stellung der Frau.

Vorsitzende: Freiin Olga von Beschwitz. Stellvertretende Vorsitzende: Frl. Dr Gottheiner.

Digitized by Google

Montag, den 13. Juni, vorm. 10½ bis 2 Uhr.

Die zivilrechtliche Stellung der Frau.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frau Marie Stritt, Dresden.

I. Wirkungen der Ehe im allgemeinen.

Referate: Frau M. Weber, Heidelberg: Die historische Entwickelung des Eherechtes.
Mlle. Dr Popelin, Belgien.
Miß Sheriff Bain, Neuseeland: Laws concerning Domestic Relations.
Mrs. Blankenburg, Ver. Staaten: The evolution of American Law concerning Women.
Mrs. Watson-Lister, Victoria.
Diskussion: Frau Kriesche, Dresden. Frau Proelß, Berlin.

II. Eheliches Güterrecht.

Referate: Mme. Oddo Deflou, Frankreich.
Frau Dr jur. Raschke, Berlin.
Frl. Dr jur. van Dorp, Holland.
Mrs. Alfred Booth, England: Married Women's Property Laws.
Diskussion: Frau Salinger, Dresden.

Dienstag, den 14. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Die zivilrechtliche Stellung der Frau.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frau von Forster, Nürnberg.

I. Elterliche Gewalt.

Referate: Frau Boos-Jegher, Schweiz.
Fröken Cedernskiöld, Schweden.
Fru Ragna Schou, Dänemark.
Mrs. M. L. Carr, Ver. Staaten.
Diskussion: Frau C. Camp, Dresden.

II. Stellung der unehelichen Mutter und ihres Kindes.

Referate: Mme. d'Abbadie d'Arrast, Frankreich.
Miß Clifford, England.
Frl. Dr jur. Duensing, München.
Diskussion: Frau Bennewiz, Halle. Frl. Kirch, Frankfurt a. M. Miß Sheriff Bain, Neuseeland.

III. Vormundschaft.

Referate: Frau Marie Spitzer, Österreich.
Frau Eichholz, Hamburg.
Frl. R. Schwimmer, Ungarn.
Diskussion: Frl. Rösing, Lübeck.

Mittwoch, den 15. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Die Frau in der sozialen Gesetzgebung und im Vereinsrecht.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frl. A. Salomon, Berlin.

I. Arbeiterinnenschutzgesetze.

Referate: Frl. H. Simon, Berlin.
Mme. Rutgers Hoitsema, Holland.
Frau Steck, Schweiz.
Diskussion: Mrs. Montefiore, England. Frau Simson, Breslau.
Frl. Dr Gottheimer, Berlin.

II. Alters- und Invalidenversicherung.

Referate: Frl. Adele Schreiber, Berlin: Die Alters- und Invaliditätsversicherung in Deutschland.
Diskussion: . . . . . .

III. Vereinsgesetzgebung.

Referate: Frl. L. G. Heimann, Hamburg: Die Frau im deutschen Vereinsrecht.
Diskussion . . . . .

Donnerstag, den 16. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Frauen in kommunalen Ämtern.

Vorsitzende Frl. Paula Müller, Hannover.
Einleitendes Referat: Frl. v. Welzeck, Berlin.

I. In der öffentlichen Armen- und Waisenpflege.

Referate: Miß Olga Hertz, England: Poor Law Guardians.
Frau Professor Montelius, Schweden.
Frau Proelß, Berlin.
Baronesse Gripenberg, Finnland.
Diskussion: Frau Bohn, Königsberg.

II. In den städtischen Schuldeputationen.

Referate: Fröken Cedernskiöld, Schweden.
Frl. Gertrud Bäumer, Berlin.
Miß Sheriff Bain, Neuseeland.

III. In besonderen Gerichtshöfen.

Referate: Mme. Vincent, Frankreich: La Prudhomie en France.
Miß Sadie American, Ver. Staaten: The Juvenile Courts in The United States.
Frl. von Roy, Königsberg: Die Kaufmannsgerichte und die Frauen.
Diskussion . . . .

Freitag, den 17. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Das kommunale und kirchliche Wahlrecht der Frau.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frl. Dr Gottheiner.

I. Das kommunale Wahlrecht.

Referate: Fru Bagger-Weiß, Dänemark.
Miß Emily Janes, England.
Fröken Gina Krog, Norwegen.
Frl. Adele Gerber, Österreich.

II. Das kirchliche Wahlrecht.

Referate: Frl. P. Müller, Hannover.
Frau Stocker-Caviezel, Schweiz.
Fru Bagger-Weiß, Dänemark.
Mrs. Bewick Colby, Ver. Staaten.
Diskussion: Miß E. Janes, England.

Sonnabend, den 18. Juni, vorm. 9 bis 1 Uhr.

Das politische Wahlrecht der Frau.

Vorsitz und einleitendes Referat: Frl. Ika Freudenberg, München.
Referate: Rev. Anna Howard Shaw, Ver. Staaten.
Frau Dr A. Jakobs, Holland.
Mme. Chaponnière-Chaix, Schweiz.
Mrs. Fenwick Miller, England: The effect of Woman's Suffrage on Women themselves.
Fru Norrie, Dänemark.
Mrs. Husted Harper, Ver. Staaten.
Frl. Dr Schirmacher, Paris: Die praktische Notwendigkeit des Frauenstimmrechts.
Fröken Dr Wahlström, Schweden.
Mrs. Merrill Horne, Ver. Staaten: The possibilities of the Woman Legislator.
Mrs. Watson-Listev, Viktoria.
Diskussion: Mrs. M. L. Carr, Ver. Staaten.

Digitized by Google

Allgemeine Versammlungen

im Großen Saale der Philharmonie.

Montag, den 13. Juni, abends 8 Uhr:

Der Stand der Frauenbewegung in den Kulturländern.

Vorsitz: Frau Helene von Forster.

Referentinnen: Frl. Anna Pappritz (Deutschland), Mrs. Wood Swift (Ver. Staaten), Mrs. Cummings (Kanada), Baronesse Gripenberg (Finnland), Sgra. Mariani (Italien), Frl. Ilda Sulyok (Ungarn), Mrs. Watson-Lister (Australien).

Dienstag, den 14. Juni, abends 8 Uhr:

Frauenlöhne.

Vorsitz: Frl. Alice Salomon.

Referentinnen: Frau Marie Lang (Österreich): Die unbewertete Arbeit der Hausfrau. Lady Aberdeen (England): Gleicher Lohn für gleiche Leistung. Frl. Engel-Reimers (Berlin): Staatliche Lohnpolitik.

Donnerstag, den 16. Juni, abends 8 Uhr:

Das Verhältnis der Frauenbewegung zu den politischen und konfessionellen Parteien.

Vorsitz: Frl. Helene Lange.

Referentinnen: Mrs. May Wright Sewall (Ver. Staaten), Frl. Ika Freudenberg (München).

Freitag, den 17. Juni, abends 8 Uhr:

Frauenstimmrecht.

Vorsitz: Frau Marie Stritt.

Referentinnen: Mrs. Garrett Fawcett (England), Mrs. Chapman Catt (Ver. Staaten), Mad. Maria Martin (Frankreich), Miß Susan B. Anthony (Ver. Staaten), Fröken Gina Krog (Norwegen), Mrs. Napier (Neuseeland), Rev. Anna Shaw (Ver. Staaten).

Sonnabend, den 18. Juni, nachm. 4 Uhr:

Grundlagen und Ziele der Frauenbewegung.

Vorsitz: Frau Marie Stritt.

Referentinnen: Mrs. Charlotte Perkins Gilman (Ver. Staaten): Eine neue Theorie der Frauenfrage. Frl. Helene Lange (Berlin): Das Endziel der Frauenbewegung.

— Schluß des Kongresses. —

Versammlung für junge Mädchen.

Freitag, den 17. Juni, nachm. 5 Uhr, im Oberlichtsaal der Philharmonie:

Die heranwachsende Jugend und die Frauenbewegung.

Vorsitzende: Frl. Alice Salomon.

Referate: Frl. Gertrud Bäumer (Berlin): Neue geistige Entwickelungsmöglichkeiten. Frl. Lily Dröscher (Berlin): Beruf und Lebensinhalt. Frl. Bertha Pappenheim (Frankfurt a. M.): Soziale Hilfsarbeit.

Diskussion. Eintritt frei.

Versammlungen und Vereine.

Der Gräfin Rittbergsche Hilfs-Schwestern-Verein.

Es ist mir die Lebensaufgabe zuteil geworden, den von der unvergeßlichen Gräfin Hedwig Rittberg vor 28 Jahren zum Zweck der Privat-Pflege gegründeten Hilfs-Schwestern-Verein zu leiten.

Ich finde nicht genug Schwestern vor, um allen Anforderungen an Pflegen zu genügen, ohne meine Schwestern zu überanstrengen. Da wende ich mich an dieser Stelle namentlich an diejenigen Frauen unter uns, denen es im Alter von 25 bis 35 Jahren nicht beschieden war, sich zu einem Beruf auszubilden und die sich jetzt danach sehnen, einen solchen zu ergreifen, der innerlich frisch und glücklich macht und äußerlich vor Sorgen in Gegenwart und Zukunft sichert.

Der Beruf der Krankenpflegerin nützt wie kein anderer unsere echt weiblichen mütterlichen Anlagen aus, im Helfen und Schaffen, Versorgen und Erziehen, Behüten und Anpassen.

Der Mensch in der Krankenpflegerin ist die Hauptsache, der gute Charakter voll starker Willenskraft und Opferfähigkeit.

Bei unseren vorgeschrittenen medizinischen und chirurgischen Verhältnissen müssen wir dahin kommen, daß die Gehilfin des Arztes, die Krankenpflegerin, aus gebildeten Ständen heraus wächst und unter diesen aus denjenigen, wo Wahrheitsliebe und Pflichttreue die Grundlage der sittlich religiösen Erziehung bilden.

Ganz unwillkürlich fällt uns Krankenpflegerinnen ein Stück Arbeit zur Lösung der Frauenfrage, wie der sozialen Frage überhaupt, zu, das wir mit Freuden ergreifen. Wir können die treuesten Gehilfinnen des Staates sein und sind als solche schon äußerlich dazu organisiert in dem großen Verband der deutschen Vereine vom Roten Kreuz, dem unser Rittbergscher Verein seit 4 Jahren angehört. Wir haben damit die herrliche Pflicht übernommen, in Kriegs- und Notstandszeiten sofort hilfsbereit zu sein. — Unser Verein in der v. d. Heydtstraße besteht aus tüchtigen, geschulten und bewährten Pflegekräften. Wir halten durch treue, freudige Pflichterfüllung auf die Ehre unsres Rufes und heißen neue Mitglieder herzlich will-

Digitized by Google

kommen, die in gleicher Gesinnung mit uns arbeiten, mit uns ein befriedigendes, ausfüllendes Leben führen wollen

Zu viel können es nie werden; haben wir keinen Platz mehr, so schaffen wir neuen. — Das Gehalt unserer Schwestern nach kostenloser Ausbildung beträgt bei freier Station ꝛc. monatlich einstweilen 25 bis 35 Mark. — Für Erholungstage, Invalidenzeiten, Altersversorgung haben wir unser hübsches, im großen Garten gelegenes sehr behagliches Heim in Neu-Babelsberg, 1885 von Gräfin Rittberg gebaut.

Möchten sich Viele, Viele und von den Allerbesten unserem Berufe der Krankenpflege anschließen.

Ich kann aus vollster Überzeugung und Erfahrung davon sprechen, wie er befriedigt und erfreut, wenn man ihn geistig vertieft auffaßt.

Elsbeth von Keudell,

Oberin des Gräfin-Rittbergschen Hilfs-Schwestern-Vereins. Berlin W. 10, v. d. Heydtstraße 8. Sprechstunden zwischen 1 und 4 Uhr.

Frauentag in Düsseldorf

am 23. und 24. Juni 1904.

Im Anschluß an die Düsseldorfer Gartenbau-Ausstellung wird ein Frauentag mit folgendem Programm stattfinden:

I. Tag.

Begrüßung.
Schul- und Arbeitergärten;
Frau Wegner-Breslau.
Ansiedelungen gebildeter Frauen auf dem Lande;
Frl. Aug. Förster-Cassel.
Der Gartenbau in seiner hygienischen und ästhetischen Bedeutung;
Frl. Dr Castner-Marienfelde.
Einfluß der Frau auf die Landschaftsgärtnerei;
Frl. Emmy de Leeuw-Berlin.
Über Gärtnerei in der Erziehung;
Frau Hedwig Heyl-Berlin.
Über Alkohol und Obstverwertung;
Frau Clara Lang-Zweibrücken.

II. Tag.

Kunstgewerbliche Bestrebungen der Frauen;
Frau Direktor Frauberger-Düsseldorf.
Die Erziehung der Frau zur Kunst;
Freiherr von Perfall-Cöln.
Die soziale Bedeutung der Kunst;
Frl. Ika Freudenberg-München.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Kaiserin** hat sich über das **Mädchengymnasium** in Karlsruhe durch den Direktor desselben Bericht erstatten lassen, und, wie berichtet wird, nicht nur ihr reges Interesse für die Gymnasialbildung der Mädchen geäußert, sondern auch die Notwendigkeit von Mädchengymnasien „eindringlich betont."

* **Die Höhere Handelsschule für Mädchen in Köln** hielt unter dem Vorsitz des als Prüfungskommissär der Königlichen Regierung bestellten Herrn Professor Dr Wirminghaus am 21. und 22. März ihre schriftliche und am 26. und 28. März ihre mündliche diesjährige Abschlußprüfung ab. Von den abgehenden Schülerinnen bestanden 9 mit dem Gesamtprädikat sehr gut, 11 mit gut und 7 mit genügend. Die Prüfung gab wieder in erfreulicher Weise Zeugnis von der umfassenden, ernsten Arbeit dieser in ihrer Art wie in ihren Zielen bis jetzt noch immer einzigen kaufmännischen Bildungsanstalt für Mädchen. Diejenigen Absolventinnen, welche sofort in die Praxis zu treten wünschen, haben zum Teil schon vor der Abschlußprüfung bei angesehenen Firmen passende einkömmliche Stellungen erhalten, und es zeigt sich von Jahr zu Jahr mehr, sowohl in der stetig wachsenden Nachfrage nach gründlich und ausgibig geschulten weiblichen Bureaukräften, wie in den aus immer weiteren Kreisen eingehenden Bewerbungen um Aufnahme in die Anstalt, wie sehr eine derartige Schule den Bedürfnissen unserer auf allen kaufmännischen und industriellen Gebieten so machtvoll aufstrebenden Zeit entspricht. Für das am 21. April beginnende neue Schuljahr sind wieder zahlreiche Anmeldungen aus allen Teilen des Reichs und aus dem Auslande erfolgt, so daß der Frage der Einrichtung von Parallelklassen ernstlich näher getreten werden mußte. Schriftliche und mündliche Anmeldungen, bei welchen das Abgangszeugnis einer zehnklassigen höheren Töchterschule und der Geburtsschein vorzulegen sind, werden auch während der Ferien im Direktionsbureau, Klapperhof 28, entgegengenommen. Die Sprechstunden des Direktors sind während der Ferien wochentags von 11 bis 1 Uhr. Die Aufnahmeprüfung war am 19. April.

* **Gegen den § 361⁶** nahm der rheinisch-westfälische Frauenverband auf seinem Verbandstag in Hagen folgende Resolution an:

Digitized by Google

„Infolge des Bielefelder Vorkommnisses, nach dem eine alleinreisende junge Lehrerin aus Minden im Wartesaal 1. und 2. Klasse von einem Schutzmann auf Grund des § 361⁶ verhaftet und in brutaler Weise zum Polizeibureau geschleppt wurde, erklärt die 3. Generalversammlung des rheinisch-westfälischen Frauenverbandes die Aufhebung des § 361⁶ für dringend notwendig. Nicht der zur Disposition gestellte Schutzmann erscheint als der Schuldige trotz seines brutalen Auftretens. Auch ohne solche Behandlung ist es eine schwere Ehrenkränkung für jede Frau, auf Grund des genannten Paragraphen einfach für vogelfrei erklärt und der Willkür plötzlicher Verhaftung, der Schmach eines peinlichen Verhörs, wohl gar einer entehrenden Zwangsuntersuchung ausgesetzt zu sein. Die Generalversammlung des rheinisch-westfälischen Frauenverbandes erhebt Protest gegen den die Frauen unter Ausnahmegesetz stellenden § 361⁶ und fordert seine Aufhebung."

* **Realgymnasialkurse für Mädchen** sind in Darmstadt auf Anregung einiger Mitglieder der dortigen Ortsgruppe des Allgemeinen deutschen Frauenvereins gegründet worden. Die Kurse, die der Leitung des Knabenrealgymnasiums unterstellt sind, treten zu Pfingsten mit einer Untertertia ins Leben.

* Als **Rechner** der evangelischen Kirche zu Mölsheim (Großherzogtum Hessen) ist vom Großherzoglichen Kreisamt Worms Frau Anna Maria Stoltz verpflichtet worden. Es dürfte dies der erste derartige Fall im Großherzogtum sein.

* Als **Professor an der Universität London** habilitierte sich Miß Lilian Tomn für Wirtschaftsgeschichte. Sie ist eine ehemalige Schülerin von Girton College in Cambridge.

* **Vizepräsidentin der belgischen neurologischen Gesellschaft** wurde Fräulein Dr med. J. Joteyko von der Brüsseler Universität. Sie hat den Satzungen der Gesellschaft entsprechend im nächsten Jahr die Präsidentschaft zu übernehmen.

Bücherschau.

„Familie P. C. Behm" von Ottomar Enking. Verlag von Karl Reißner, Dresden und Leipzig. Es scheint, als ob die Buddenbrooks die Anregung zu diesem Romane gegeben hätten; hier wie dort wird der „Verfall einer Familie" geschildert, und das Haus P. C. Behm bietet uns in einer tieferen sozialen Schicht das Bild, das Thomas Mann so meisterhaft in dem stolzen Lübecker Kaufmannsgeschlecht gezeichnet hat. Eine Meisterhand hat das Schicksal der Familie P. C. Behm nicht gestaltet, aber das Auge eines scharfen und feinsinnigen Beobachters bürgerlichen Kleinlebens hat die tausend charakteristischen Züge gefunden, in denen die Familie P. C. Behm uns nahe gebracht wird. Zu viele Züge, mit der subtilen Sorgfalt niederländischer Malerei bis ins Einzelne gezeichnet. Es fehlt Ottomar Enking die Fähigkeit einer geistvollen Komposition und einer wirklich künstlerischen Verwertung des intim Charakteristischen. So wird seine Schilderung, so echt sie im Einzelnen ist, doch zuweilen breit, auch das Unbedeutende und Unwesentliche in den Vordergrund schiebend. Und dann weiß Ottomar Enking dem Verfall seiner Familie nicht diesen grandiosen Zug unerbittlicher Notwendigkeit zu geben, der dem Schicksal der Familie Buddenbrook seine Größe und seine tiefe Symbolik verleiht. Es erscheint grausam und innerlich unmotiviert, daß ein so kerngesundes und lebensfrisches Wesen, wie Anna Behm, zu einem so trostlosen Schicksal innerlich, naturnotwendig bestimmt sein sollte; und so entläßt uns der Roman, der uns in ein Idyll von seltener Wärme des Kolorits aufgenommen hat, mit dem Eindruck, daß hier das Schicksal willkürlich, ohne jenen Zwang von Entwicklungsgesetzen, deren ewige Giltigkeit den Menschen erhebt, wenn sie den Menschen zermalmt, Leben und Glück zerstört.

„Kunsterziehung", Ergebnisse und Anregungen des zweiten Kunsterziehungstages in Weimar vom 9./10. Oktober 1903. — Deutsche Sprache und Dichtung. — R. Voigtländers Verlag in Leipzig. Über den Kunsterziehungstag in Weimar ist bereits in dieser Zeitschrift berichtet worden. Die jetzt im Druck vorliegenden Verhandlungen geben jedem Gelegenheit, sich die Anregungen zu Nutze zu machen, die der Kunsterziehungstag vermitteln sollte. Der kleine Band umfaßt sowohl die eigentlichen Verhandlungen, als auch die öffentlichen Vorträge, von denen der des Herrn Geheimrat Waetzoldt in seiner feinen und souveränen Behandlung der Frage für alle, denen die Kunsterziehung durch unsere Literatur nahe liegt, ganz besonders Wertvolles bieten möchte. Jedenfalls spiegeln die Verhandlungen den Eindruck lebendig wieder, den der Kunsterziehungstag allen Teilnehmern gegeben hat, den Eindruck, daß es sich hier um eine neue Zentrale handelt für alle die lebendigen und zukunftverheißenden Strömungen, die an Stelle der grauen Theorie die Rechte und Ansprüche des Menschen, der Persönlichkeit, in der Schule zur Geltung bringen möchten.

„Der klingende Berg" von Miriam Eck, Stuttgart, Axel Junker, Verlag. Der Name „Novelle" ist kaum zutreffend für die Folge von Skizzen, die, lose aneinander gereiht, fast nur zusammengehalten durch die Einheit des Ortes, die Verfasserin in ihrem kleinen Buch vor uns aufrollt. Es sind feine Beobachtungen und oft mit großer Zartheit und künstlerischer Anmut wiedergegebene Bilder, deren Mangel an Abrundung aber doch ein etwas dilettantisches Können nicht verleugnet. Es fehlt Miriam Eck, deren Begabung zweifellos mehr zur Lyrik neigt, an der Fähigkeit künstlerischer Komposition; das zeigt dieses kleine Buch mit seinem wenig geglückten Versuche, Einzelbeobachtungen, Einzelportraits zu einem Ganzen zusammenzuschließen, ganz besonders deutlich.

Digitized by Google

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Allihn, Hans. Die Anfangsgründe der häuslichen Krankenpflege. Eine Anleitung für hilfsbereite Frauen und Jungfrauen. Durchgesehen von Medizinalrat Dr Kalkoff. Verlag von Martin Warneck, Berlin.

Bauer, Ludwig. Die Besiegten. Kleine Tragödien der Zeit. J. C. C. Bruns Verlag, Minden i. Westf.

Bergemann, Dr Paul. Volksbildung. (Bd. 3 von Hillgers illustrierten Volksbüchern à 30 Pf., im Abonnement 6 Bde. 1,50 Mark.) Hermann Hillger Verlag, Berlin.

Besant, Annie. Esoterisches Christentum oder die kleinen Mysterien. Autorisierte Übersetzung von Mathilde Scholl. 3,60 Mark. Th. Griebens Verlag (L. Fernau), Leipzig.

Biel, Anna Maria. Roman einer Mutter. Carl Haushalter Verlagsbuchhandlung, München.

Böhler, Marie. Genesung. Gedichte. 2 Mark. Gebr. Knauer Verlagsbuchhandlung, Frankfurt a. M.

Brunn, Laurids. Die Krone. Roman. 3,50 Mark. Axel Juncker Verlag, Stuttgart.

Bütow, Otto. Die Weltordnung. Bd. III. Die Antwort auf die soziale Frage. 4 Mark. Verlag von C. & O. Bütow, Braunschweig.

Frauenberufe, Heft 11. Die Post- und Telegraphenbeamtin. Forderungen, Leistungen, Aussichten in diesem Berufe. 50 Pf. C. Banges Verlag, Leipzig.

Fulda, Ludwig. Schiller und die neue Generation. Ein Vortrag. 75 Pf. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger G. m. b. H. Stuttgart.

Gerling, Reinh. Reform-Ehe oder Ehe-Reform? Orania-Verlag, Oranienburg. Preis 50 Pf.

Haßlings, E. Gedichte. E. Piersons Verlag, Dresden. Preis 1,50 Mark.

Hermann, Hans. Das Sanatorium der freien Liebe. Pläne und Hoffnungen für die Zukunft. Verlag Hans Priebe & Co., Berlin-Steglitz. Preis 2 Mark.

Kunstgeschichte, Wie studiert man? Ein Wegweiser für alle, die sich dieser Wissenschaft widmen. Von einem Kunsthistoriker. 80 Pf. Roßbergsche Verlagsbuchhandlung, Leipzig.

Lembke, Fr. Präparationen für den Unterricht in der gewerblichen Fortbildungsschule. Von H. Siercks und Fr. Lembke. Band III: Bürger- und Rechtskunde des Handwerkers. Kiel und Leipzig 1904. Lipsius & Tischer. 3 Mark.

— Gesetzsammlung für Handwerker. Die für den Handwerker wichtigen gesetzlichen Vorschriften nach dem Wortlaut der Gesetze und mit Paragrapheneinteilung. Kiel und Leipzig 1904. Lipsius & Tischer. 1,80 Mark.

— Buchführung und Gesetzeskunde für Handwerker. Zugleich ein Leitfaden zur Vorbereitung auf die Meisterprüfung. Kiel und Leipzig 1904. Lipsius & Tischer. 2 Mark.

Müller-Müller, R. S. Goldene Regeln für den Verkehr in der guten Gesellschaft. 8.—12. Tausend. Eleg. geb. 1,60 Mark. Th. Schröter Verlag, Leipzig.

Nievert, H. Was der Westwind erlebte. Skizzen. Broschiert 1 Mark, eleg. geb. 1,50 Mark. Verlag von Hermann Gesenius, Halle.

Poritzky, J. E. Die da müde sind .... Novellensammlung. 1,50 Mark. Verlag Dr J. Marchlewski & Co., München.

Salburg, Edith Gräfin. Was die Wirklichkeit erzählt. Drei Bücher, die das Leben schreibt. Zweites Buch: Golgatha. 3. Aufl. Geh. 4 Mark, geb. 5 Mark. Verlag von Carl Reißner, Dresden.

Salomon, Sanitätsrat Dr **Max.** Die Tuberkulose als Volkskrankheit und ihre Bekämpfung durch Verhütungsmaßnahmen. Von der Berliner „Hufelandischen Gesellschaft" preisgekrönte Schrift. Berlin 1904. S. Karger. Preis 1 Mark.

Schollmeyer, Elisabeth. Frauenfrage und Bibel. 56 Seiten in vornehmer Ausstattung. Gebauer-Schwetschke, Halle a. S. 60 Pf.

Schumacher, Tony. Alltagssorgen und Alltagsfreuden. Preis brosch. 1,25 Mark, geb. 1,80 Mark. — Verlag von Otto Maier in Ravensburg.

Seelig, Frau Geheimrat. Die Kunst- und Hausweberei ein Frauenberuf, dargestellt an der Kieler Webeschule des Schleswig-Holsteinischen Vereins zur Förderung der Kunst- und Hausweberei. 40 Pf. Verlag von Robert Cordes, Kiel.

Theiß, Anna. Höhen und Tiefen. Eine Sammlung ausgewählter Lyrik. Kommissionsverlag von J. Watz, Darmstadt.

Witkowsky, Prof. Dr **Georg.** Was sollen wir lesen und wie sollen wir lesen? Vortrag, gehalten im Auftrag des Vereins für Volksunterhaltungen zu Leipzig. Leipzig (Max Hesses Verlag). Preis 20 Pf.

„Du bist ein ganz reizendes, süßes Geschöpf — bis — bis auf Deine Zähne. — Kind, Kind, weißt Du, daß die Unterlassungssünden diejenigen sind, die sich am furchtbarsten rächen — es tut mir in der Seele weh, male ich mir die Qualen und Schmerzen aus, die Deinen Zähnen noch bevorstehen, wenn Du nicht bei Zeiten zur besseren Einsicht kommst und Dein Mündchen fein und fleißig pflegst. Willst Du Dich vor künftigem Leid bewahren, willst Du Dir selbst Erfrischung, Gesundheit und Glück schaffen und Deinen Mitmenschen Freude bereiten durch einen Mund mit reinem Hauch und blendenden Zähnen, so bekehre Dich heute noch — zum „Odol"! —

Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge **Bleichsucht, Hysterie** und ähnlichen Zuständen an **nervöser Magenschwäche** leiden. Preis 1/1 Fl. 3 M., 1/2 Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Kleine Mitteilungen.

Eine Ausstellung des Verbandes für hauswirtschaftliche Frauenbildung wird zur Zeit des Internationalen Frauenkongresses in Berlin vom 14.—18. Juni im Pestalozzi-Fröbelhaus, Barbarossastraße 74a, stattfinden. Wir möchten nicht unterlassen, auch weitere Kreise auf die Ausstellung des Verbandes aufmerksam zu machen. Wir glauben, daß die Ausstellung für alle diejenigen, welche im hauswirtschaftlichen Unterricht stehen oder sich für diese Frage interessieren, von großem Interesse sein wird. Man wird versuchen durch die Ausstellung zur Darstellung zu bringen, wie sich der Unterricht durch Lehrbücher, Lehrmittel, Lernmittel gestalten läßt, und werden die ausgelegten Lehrpläne Aufschluß geben über den Unterricht an Volksschulen, an Schulen Erwachsener, an Seminaren, für Wanderkurse und Krankenkurse.

Die Besichtigung der Ausstellung ist jedermann zugänglich.

Originalrezept. — Kerbel und Spinat: 6 Personen. 1¾ Stunden. Auf 3 Pfd. Spinat rechnet man 80 gr. Kerbel, verliest beides und kocht jedes für sich in Salzwasser ab. Dann drückt man das Gemüse aus und hackt es fein. In einer Kasserolle läßt man 50 gr. Butter zergehen, gibt Kerbel und Spinat hinein und fügt soviel von einer Maggi-Bouillonkapsel bereitete Brühe dazu, daß ein ebener Brei daraus entsteht. Nachdem das Gemüse ordentlich durchgedämpft ist, schmeckt man es ab, läßt es mit einem darauf gestäubten

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,

Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Kessling Vorsteherin. 1—2, Freitags 1—4.

« « Alte Sprachen. » »

Privatunterricht für Erwachsene.

Methode und Lehrgang richten sich nach den jeweiligen Zielen des Schülers.

Angestrebt wird durchgehender Aufbau auf der Lektüre.

Schriftliche Meldungen an

Dr phil. Max Maurenbrecher.

Schöneberg-Berlin, Brunhildstraße 8.

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt, Lauterberg (Harz).

Sanat. für Nerven-, Frauen-, chr. innere Krankheiten, Erholungsbedürftige, erweitert und neu eingerichtet. S.-R. Dr. Otto Dettmar.

Frauentrost

Gedanken für Männer Mädchen und Frauen

4. Abdruck. 7—9. Tausend

Mk. 1.80

leicht gebunden in den Buchhandlungen auch zur Ansicht.

Ein feines und reines Buch, das für die Befreiung des Weibes im Weibe eintritt.

Verlag C. H. Beck, München.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, **Berlin SW., Hallescheſtr. 17, I,** dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk. an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen d. Herrn Pastor **Schmidt, SW.,** Yorkstr. 66 I und Herrn Pastor **Pless, SW.,** Teltower Str. 21 III.

Fr. **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Digitized by Google

Bequeme
Kranken- und Ruhe-Möbel,
verstellbare **Keilkissen** für Wöchnerinnen, Asthmatiker usw., **Leibstühle, Klappstühle, Schlafmöbel aller Art.** Besichtigung und Preisliste IV gratis.
R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, BERLIN SW., Markgrafenstrasse 20.

Löffel Mehl durchkochen und würzt es mit 10—12 Tropfen Maggi's Würze. Dazu reicht man hartgekochte, halbierte Eier und Bratkartoffeln. v. Bg.

Damen, die sich **Studiums** halber **Berlin** aufzuhalten gedenken, finden **Zimmer mit u. ohne Pension** bei Frau **Seemann,** Königgrätzerstr. 82 III l.

Soeben erschien:

Der Kulturwert der Frau einst und jetzt

von

Else Hasse.

Nach einem in Magdeburg, Leipzig und Dresden gehaltenen Vortrage.

Preis 50 Pfg.

Dresden. C. Weiske's Buchhandlg.
(Gg. Schmidt.)

Jeder denkenden Frau sei die Lektüre des interessanten Schriftchens wärmstens empfohlen!

Gymnasiastin findet

Sommeraufenthalt in Thüringen. Sorgfältige Pflege, Privatunterricht im Hause. Ruhiger Arbeitsplatz in Garten oder Veranda. Offerten unt. „G 4" beförd. Gerstmann's Annonz.-Bur., Berlin W. 9.

Eine Kunstgewerbe- und Handarbeitsschule

in einer mittelgroßen Stadt wird **zu kaufen** gesucht; Übernahme Herbst. Näheres durch

Verlagsanstalt Frauenerwerb
Dresden-N., Melanchthonstraße 10.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

1. Eine adlige Familie im Rheinland sucht zum 1. Juni 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. Zu unterrichten sind ein Knabe und ein Mädchen in allen Fächern, auch Französisch, Englisch und Latein bis Quinta. Musik erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

2. Eine adlige Familie in Hessen-Nassau sucht zum 1. Juli 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. Zu unterrichten sind 2 Mädchen von 12 und 14 Jahren in allen Fächern und ein 6jähriges Mädchen bei den Schularbeiten zu beaufsichtigen. Gehalt 800 Mark.

Alleinstehende Damen

wohnen behaglich — sicher — ruhig — preiswert

im Damenheim.

Vornehme Geselligkeit. Vorzügliche Pension. Alle Bequemlichkeiten.
Neue Leitung! * Umfangreicher Grundbesitz! * Keine Kapitalseinzahlung!
Wohnungen jeder Größe, möbliert und unmöbliert, mit und ohne Pension auf Lebenszeit, dauernd, vorübergehend.
Direktion der Wohnungsgenossenschaft „Damenheim" m. b. H.
Schöneberg, Hauptstr. 20a.

Manuskripte erwirbt aus allen Gebieten der **Religionswissenschaft** und **Philosophie, Literaturgeschichte** und **Kunstwissenschaft, Geschichte** und **Philologie, Biographie** und **Pädagogik, Staats-** und **Sozialwissenschaften, Biologie** und **Anthropologie** streng wissenschaftl. und gemeinverständl. Art, ferner aus der **schönen Literatur.** Vorbericht erforderlich.
Albert Kohler,
Verlag Berlin NW. 7.

Für gebte
Maschineschreiberin u. Stenographin,
besonders zuverlässig u. intelligent, mit dem Abschreiben von Manuskripten vertraut, auch für Vereinsarbeiten zu empfehlen, wird noch Beschäftigung gesucht. Gefl. schriftliche Anfragen zu richten an **Frl. Margarete Henschke,** SW. Tempelhofer Ufer 2 (Viktoria-Fortbildungsschule).

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar
(vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in **Kassel.**

Sanatorium für nervenleidende und erholungsbedürftige Damen.
R 19 R **„Meienberg"** bei **Rapperswil-Jona** am **Zürichsee.**
Dr Siglinde Stier, dirig. Arzt. **Natalie Hiller,** Oberin.

Gesangschule von
Emily Hamann-Martinsen
(Lehrerin an Prof. E. Breslauer's Konservatorium)
Ausbildung: Oper-, Konzert- und Salongesang
Damenchor
Anmeldung: Bülowstr. 88 tägl. 1—3 Uhr.

Digitized by Google

8. Für eine höhere Privatschule in einer freien Hansastadt wird zum 1. August 1904 eine erfahrene wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht, die Französisch auf der Oberstufe unterrichtet, einen mehrjährigen Aufenthalt in Frankreich nachweisen kann. Gehalt bei freier Station 1200 bis 1400 Mark, ohne freie Station 1800 Mark.

4. Für eine Privatschule in Holstein wird zum 1. September 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht, mit gutem Englisch oder Französisch oder Zeichenexamen. Lehrerin mit Seminarbildung bevorzugt. 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 1200 Mark, steigt bis 1500 Mark.

5. Für ein gut empfohlenes französisches Pensionat in Dresden wird zum 1. September 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. 4 Klassen (4 bis 5 Schuljahre), 3 Klassen (6 bis 7 Schuljahre), ca. 15 Kinder in jeder Klasse 24 Stunden wöchentlich. Der Lehrerin wird Gelegenheit geboten, sich in fremden Sprachen zu vervollkommnen. Gehalt 600 Mark und freie Station.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act.-Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 700 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Steppdecken

kauft man am preiswert. nur direkt in der Fabrik 72 Wallstraße 72, wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. B. Strohmandel, Berlin S. 14. Illustr. Preiskatalog gratis.

Das Rote Kreuz Bayern,

München, Oberin Schw. v. Wallmenich, nimmt kath. u. evg. Deutsche 19—35 J. auf z. Krankenpflege, Kinderbewahrung u. zugehöriger Verwaltung (Bureau, Küche, Wäscherei, Näherei u. ganze Oberleitung). Theor. u. prakt. Ausbildung; 236 Schwest. Ethische u. materielle Vorteile e. wohl fundierten Genossenschaft u. doch größtmögliche persönl. Selbstbestimmung.

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen
und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von

Georg Reimer, Verlagsbuchhandlung, Berlin,

betr. **Gerhard und Simon, Mutterschaft und geistige Arbeit**

bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Leser hiermit angelegentlich empfehlen.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

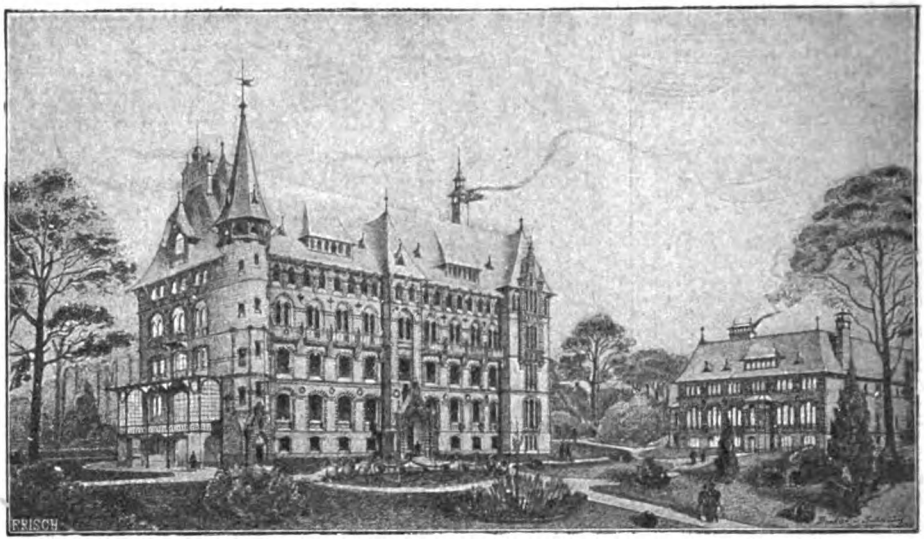
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtig. der Anst. jeden Die. für Han. von 10—12. für Han. von 11—1.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30.
Barbarossa-Strasse 74.

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospect

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungsschule:

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.

Curse in **allen Zweigen der Küche u. Haushaltung** für **Töchter höherer Stände.** für **Bürgertöchter.** **Kochcurse für Schulkinder.** Ausbildung **zur Stütze der Haus- und Dienstmädchen.** Auskunft über Haus erteilt Frl. D. Martin

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quart. und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für ...tion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 10 Juli 1904

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Eindrücke vom Internationalen Frauenkongress.

Von

Gertrud Bäumer.

Nachdruck verboten.

Der Tag nach dem Schluß des Frauenkongresses ist vielleicht von allen am wenigsten geeignet, von den Eindrücken und der Bedeutung seiner Verhandlungen Rechenschaft zu geben. Es ist einem zu Mut, wie dem Mann in dem orientalischen Märchen, den der Prophet in einem kurzen Augenblick ein ganzes Leben durchträumen ließ, um ihm seine Macht über Raum und Zeit zu zeigen, beim Erwachen zu Mute sein mag. Auf und ab steigen die Bilder und Erinnerungen. Der Zufall läßt dies oder jenes einmal hell aufblitzen, wie die Flügel der Möve im Sonnenlicht aufglänzen und verschwinden; noch hat sich nicht das Bedeutende aus dem im Augenblick Eindrucksvollen herausgehoben, und all den Erinnerungen gibt das Gefühl, daß nun plötzlich alles still steht, alles vorüber ist, seine eigentümliche traumhafte Stimmung.

Und hat nicht dieser Kongreß wie der Traum in der Parabel Zeit und Raum besiegt, weltumspannende Vorgänge, Jahrhunderte umfassende Entwicklungen in ein einziges Erlebnis zusammengedrängt, zum Ereignis weniger Tage gemacht? Alle Stadien unserer Bewegung, alle Gebiete ihrer historischen Wirklichkeit, alle Nuancen ihres Wesens, alle Wünsche, die in ihr zu Tendenzen und Strömungen geworden sind, haben wir nacherleben können. Und in diesem Erleben hat uns *eins* vor allem wieder einmal mit befreiender Macht berührt: der gemeinsame Geist, der in der Frauenbewegung der Welt das Lebensprinzip ist, der aus ihr eine Kulturerscheinung von lebendiger, organischer Einheitlichkeit macht.

* * *

Digitized by Google

Um so lebendiger und wirklicher berührte dieser Geist, je mannigfaltiger und schärfer ausgeprägt sich die Eigenart seiner Trägerinnen darstellte. Es wird den meisten der Teilnehmer so gegangen sein, daß sie weniger durch das Zuständliche, von dem berichtet wurde, — vielen sicher zum erstenmal — als durch die Persönlichkeiten, die sie kennen lernen durften, gefesselt und bereichert wurden. Und welch gedrängte Fülle von Persönlichkeiten führten diese Tage an uns vorüber, welche lange Reihe von starken, aufrechten und besonderen Menschen! Und wie schnell entstand jene Atmosphäre des gegenseitigen Sicherkennens und Findens, die in wenigen Stunden so schöne Beziehungen schuf. Die Menschen vor allem machen für uns alle die Erinnerung an den Kongreß so reich und beglückend, ob wir nur ihr Bild in uns aufnahmen, oder ob sich bleibende Freundschaften knüpften. Die Menschen geben auch den großen Bildern und Eindrücken ihre besondere Farbe und Prägung.

Im Mittelpunkt all dieser Bilder steht die Vorsitzende des Weltbundes, Lady Aberdeen; im Mittelpunkt, nicht einmal so sehr im äußeren Sinne, als weil ihre gütige und große Persönlichkeit wie der Hausgeist in dieser Atmosphäre gemeinsamer Arbeit und freundschaftlichen Austausches erschien. Sie schuf diese Atmosphäre durch die Macht einer hohen und zugleich weitschauenden Auffassung des Großen und Bedeutungsvollen in der Idee des Weltbundes und durch ein vornehmes Vertrauen auf die Reinheit des Wollens bei all ihren Mitarbeiterinnen. Diese so seltene Wärme des Glaubens an alles gute und reine Wollen, die durch eine klare politische Einsicht unbeeinträchtigt bleibt — sie gab eine schöne und ermutigende Vorahnung dessen, was einmal die Frau im öffentlichen Leben bedeuten könne.

Und wieder andere Augenblicke, die in der Erinnerung an die verflossenen Tage auftauchen, zeigen die greise Gestalt von Susan B. Anthony, die in dem unbeirrten Enthusiasmus für eine Sache, die ihr ganzes Leben erfüllte, uns skeptischere und historisch stärker gebundene Menschen fast beschämt. Es ist etwas Großes in der Naivetät dieses Glaubens an ein Programm, und in der durch Alter und Lebenserfahrung unerschütterten Energie des Zeugnisses dafür, eine so jugendfrische Initiative, daß sie die Wahrheit des Goethe-Wortes: „Was fruchtbar ist allein ist wahr" in ihrem tiefsten Sinne zu verstehen lehrt. Die greise Seniorin der Bewegung für das Frauenstimmrecht, die von Anfang bis zu Ende auf ihrem Platz war, den Verhandlungen mit nie ermüdender Ausdauer folgte und stets bereit war, in ihrer schlichten und wahrhaftigen Weise ihre Überzeugung, ihre — man möchte fast sagen — Mission für das Frauenstimmrecht zu vertreten, sie gab ein starkes und überwältigendes Zeugnis für die Macht der Ideen in der geschichtlichen Entwicklung. In unsere kühlere Betrachtung politischer Bewegungen hinein strahlte aus ihrer Persönlichkeit etwas von „dem Geist der ersten Zeugen", und alles schien wärmer und schöner und lebenswerter in diesem Glanz.

So sind noch viele Gestalten der Erinnerung gegenwärtig, Frauen, über denen der Schimmer einer neuen Zukunft liegt, und denen, ob alt oder jung, das Bewußtsein, eine Zeit des Aufsteigens und Werdens mitzuschaffen, eine wundervolle, eigenartige Anmut und Kraft gab. Und zu den Lebenden und Gegenwärtigen gesellten sich die Toten, deren Bilder von den Wänden der Wandelgänge draußen grüßten, stille Gefährten im Kreise der großen Schwesternschaft, die jene Tage zur Arbeit sammelten.

* * *

Digitized by Google

Es kann nicht die Aufgabe einer Überschau sein, alle Einzelheiten des Programms nacheinander durchzugehen. Nur sofern sie sich zu Gesamtbildern von symptomatischer Bedeutung gruppieren, finden sie hier Platz.

Und ein solches glänzendes Gesamtbild war die Philharmonie selbst mit dem Hin- und Herwogen der Menschenmenge, die sich in ihren Räumen drängte. Es ist etwas um die äußere Form, um den Rahmen, der einem Ereignis, wie der Frauenkongreß war, gegeben wird. Jeder wird empfunden haben, wie die wundervolle Ausstattung all der Salons, Lesezimmer, Wandelgänge, Erfrischungsräume den Eindruck des Bedeutenden und Inhaltreichen verstärkte, wie stimmungsvoll vor dem Eintritt in die großen Säle das Bild eines solchen Salons war, wo in all den verschiedenen kunstvoll arrangierten Plauderecken sich die oft so markant ausgeprägten Vertreterinnen der verschiedensten Nationalitäten zu persönlichem Austausch zusammenfanden. Die Ausstattung des ganzen großen Gebäudes zeigte in allen Einzelheiten einen so großzügigen, sich der Gelegenheit so fein anpassenden Stil, daß sie kaum übertroffen werden könnte. Und diesen großzügigen Stil zeigten auch die geselligen Veranstaltungen. Wenn etwas bei dem Kongreß im vollsten Maße geglückt war, so war es die Arbeit des Lokalkommitees und seiner Leiterin Frau Hedwig Heyl. —

Aber es hieße den Kongreß in ein falsches Licht setzen, wollte man von den frohen Festen dabei eher sprechen als von der sauren Woche.

Eine „saure Woche" ist sie wahrlich gewesen, die Kongreßwoche. Eine ganze Fülle ernster und gewissenhafter geistiger Arbeit hat sie der Öffentlichkeit übergeben. Und überall — oder fast überall, denn Dilettanten und Fanatiker sind aus einer großen Bewegung nie reinlich auszuscheiden — war das, was hinter dieser Arbeit stand, noch wertvoller und größer: eine Reife der Auffassung und der Anschauungen, die das Beste ist, was sich die Frauenbewegung in ihrer inneren Entwicklung errungen hat. Wenn etwas uns des sicheren Fortschritts unserer Sache gewiß macht, so ist es die Tatsache, daß auf diesem Kongreß, der die Frauenbewegung der Welt repräsentiert, kein vages Theoretisieren und fanatisches Fordern, sondern fast ausschließlich die ruhige Anerkennung gegebener Verhältnisse zu Tage trat, und der Wille, bei aller Klarheit über das Endziel den Gang der Bewegung diesen Verhältnissen gewissenhaft anzupassen.

Das gab der Arbeit in den vier Sektionen ihren Charakter. Sie konnte naturgemäß den Beteiligten keine erschöpfende Aussprache, oder den Zuhörern keine ausreichende Belehrung über die Gegenstände der Tagesordnung geben. Dazu war der Stoff zu umfangreich, der Voraussetzungen, die erst zur Verständigung geschaffen werden mußten, zu viele. Aber indem überall die Hauptprobleme wenigstens aufgezeigt und die Möglichkeiten der Lösung wenigstens skizziert wurden, hat der Kongreß doch auf jedem Gebiet eine weite und reiche Anregung geben können. Daß der Kongreß diese Aufgabe in so ausgezeichneter Weise lösen konnte, ist vor allem das Verdienst seiner Organisatorin, der Vorsitzenden des Bundes Frau Marie Stritt. Organisatorische Arbeit fällt um so weniger auf, je besser sie gewesen ist. Sie ist deshalb ein undankbares Geschäft. Aber wir, die wir manchmal hinter die Kulissen gesehen haben, wissen, was vorhergegangen, bis der Apparat so funktionierte, daß man ihn nicht mehr klappern hörte. Und deshalb können wir allein die Dankesschuld ermessen, die der Vorsitzenden gebührt.

* * *

Digitized by Google

Wenn die zweite und dritte Sektion sich mit den Leistungen der Frau im Beruf und im sozialen Leben beschäftigten und zugleich mit der vierten sie als Arbeiterin und Bürgerin erfaßten, hatte die erste die geistige Persönlichkeit der Frau, die inneren Ansprüche, die sie als solche stellt, zum Mittelpunkt. Denn unter diesem Gesichtspunkt standen die Verhandlungen über die verschiedenen Fragen der Frauenbildung. Sie hatten nicht nur die äußeren Einrichtungen und Methoden in Schule und Familie zum Gegenstand, sondern sie stellten ihre Aufgabe in den großen Rahmen des Ganzen, indem sie sie in diesem Sinn vertieften. Das gilt schon von dem ersten Tage, an dem von der Frau als Mutter und Erzieherin die Rede war. Lady Aberdeen stellte in einem Vortrag, der seine Gesichtspunkte aus den Erfahrungen eines weiten sozialen Wirkungskreises nahm, die Wirkung der Mutter durch das Haus auf das soziale Leben dar, und zeigte in Ausführungen, die unseren Leserinnen an dieser Stelle auch im Wortlaut gebracht werden, wie das neue Element, das die zum Selbstbewußtsein erwachte Persönlichkeit der Frau in die Kulturwelt hineinträgt, im gesellschaftlichen Organismus neue Kräfte lösen, neue Wertformen schaffen wird. Von einer anderen Seite erfaßte Adele Gerhard das Problem von Frauenbildung und Mutterschaft. Sie griff in die brennenden Erörterungen hinein, die um das Problem der Mutterschaft entfesselt sind; sie stellte mit feinem seelischen Verständnis und klarer soziologischer Einsicht neben diese so laut und gespreizt sich betonende Pseudo-Mütterlichkeit das Bild der Mutter, wie sie aus dem Ringen der Frauenbewegung hervorgegangen ist. Ihr hat freilich das Erwachen ihrer geistigen Persönlichkeit mit ihrem großen Fordern die Hingabe des Mutterdaseins schwerer, konfliktreicher gemacht; aber das, was sie aus tieferem Erleben und an Leid und Glück reicherem Dasein gewonnen, wird für ihr Kind zu neuen unschätzbaren lebensmächtigen Werten. — Die Vergeistigung des mütterlichen Wirkens, die wohl größere Konflikte, mehr Möglichkeiten zu fehlen und zu irren, in das Verhältnis von Mutter und Kind hineinträgt, aber die doch die beiden eben dadurch soviel fester aneinander bindet — das war dann auch der Grundton bei den anderen Rednerinnen des Tages Mrs. Franklin von England, Mrs. Alder, Ver. St., Frau Henriette Goldschmidt, Fräulein Dröscher. Von ganz besonderem Interesse ist vielleicht für uns Deutsche der Bericht von Mrs. Franklin über die Parent's National Educational Union, die den Zweck hat, die Methoden und Prinzipien häuslicher Erziehung unter den Eltern zu verbreiten, die Eltern selbst zu gemeinsamer Beschäftigung mit Erziehungsfragen zu sammeln. Ist doch die Kinderstube ein so unendlich reiches Feld erziehlicher Erfahrung, das — dank der Unfähigkeit oder Ungeübtheit der Mütter, ihre Erlebnisse zu nutzen und für andere zu verwerten — noch so wenig für Psychologie und Pädagogik ausgebeutet ist, daß von hier aus noch ein ganzer Frühling für unsere Erziehung zu erwarten ist. Auch darüber wird „Die Frau" im Anschluß an Mrs. Franklins Bericht, den sie zur Verfügung gestellt hat, Näheres bringen.

Der glänzendste Tag der ersten Sektion war zweifellos der den Universitäten gewidmete. Es lag an der ganz besonders vielseitigen Besetzung des Programms, die für diesen Tag möglich gewesen war. Dank dieser Besetzung, die vielleicht die kompetentesten Persönlichkeiten aller Länder aufwies, konnte die Frage der höheren Frauenbildung sowohl nach ihrer soziologischen Seite, in Bezug auf Organisation und äußere Einrichtungen, als auch nach ihrer Bedeutung für die Wissenschaft und für die geistige Kultur der Menschen, erörtert werden. Vorzüglich die erste Seite der Frage behandelte

Digitized by Google

Miß Carey Thomas, die Präsidentin von Bryn Mawr College, einer der vier großen Frauenuniversitäten der Vereinigten Staaten. Aus den reichen und in sorgfältigen Statistiken befestigten Erfahrungen der Vereinigten Staaten konnte sie die wertvolle Tatsache feststellen, daß die Gesundheit der studierenden Frauen durchschnittlich besser ist, als die ihrer nicht studierenden gleichaltrigen Geschlechtsgenossinen. Verhältnismäßig groß ist die Heiratsfrequenz, und ebenso sorgfältige Untersuchungen haben festgestellt, daß die verheirateten studierten Frauen als Mütter die normale physische Leistungsfähigkeit besitzen. Übrigens verdient es ganz besondere Beachtung, daß die Leiterin einer Frauenuniversität mit der denkbar größesten Entschiedenheit für das gemeinsame Studium eintrat, das jetzt schon für vier Fünftel aller amerikanischen Studentinnen eingeführt ist.

Die gemeinsame Erziehung der Geschlechter — das war überhaupt eine Forderung, die durch die gesamten Verhandlungen der Sektion Frauenbildung hindurchging und an jedem Tage wieder auftauchte. Dr Maikki Friberg von Finnland behandelte sie an dem Volksschultage prinzipiell aus der praktischen Erfahrung eines ganz „koedukativen" Schulsystems wie des finnländischen heraus, in frischester und anziehendster Weise. Sie kehrte wieder an dem Tage, der der höheren Mädchenschule gewidmet war, und zwar sowohl in dem Bericht über Italien (Vice Cammeo), der sich lebhaft gegen die Errichtung von Sonderkursen an den bisher gemeinsamen Gymnasien erklärte, als in den Worten der österreichischen Rednerin Frau Hainisch. Vor allem aber brachte, wie gesagt, der Tag des Frauenstudiums die einmütigste Kundgebung zu Gunsten des gemeinsamen Unterrichts. Besonderen Nachdruck verlieh ihr Professor Adolf Harnack, der sich als ehemaligen Freund und jetzigen Gegner getrennter Universitäten bekannte. Er sieht die Hauptgefahr einer solchen Trennung, die die Frauen auf der einen, die Männer auf der anderen Seite des großen Stromes wandern läßt, darin, daß sich in den weiblichen Universitäten die Einseitigkeiten einer gewissen, durch das Geschlecht bestimmten Massenpsychologie ebenso entwickeln würden, wie das jetzt an den Universitäten männlicherseits der Fall ist. Aber die Bedingung gemeinsamen Unterrichts auf der Mittelschule ist, wie das von Seiten der dänischen, norwegischen und finnländischen Rednerin hervorgehoben und von Professor Harnack besonders betont wurde, daß an den Gymnasien neben den Lehrern Lehrerinnen unterrichten. In Dänemark wie in Norwegen stehen deshalb die Lehrerinnen selbst der Ausdehnung der gemeinsamen Erziehung im Gymnasium mit geteilten Gefühlen gegenüber, da sie vorläufig noch die Mädchen dem weiblichen Einfluß in hohem Maße entzieht.

Einen ganz eigenartigen Charakter erhielt die dem Frauenstudium gewidmete Tagung durch die Besprechung der Frage: Was bedeutet die Beteiligung der Frauen für die Wissenschaft selbst? Die Antwort, die Frau Marianne Weber auf diese Frage gab, wird unseren Leserinnen im Wortlaut vorgelegt werden. Die Hauptgesichtspunkte, in denen ihr sowohl Fräulein Dr jur. van Dorp (Holland) als Frau Dr Bleuler-Waser (Schweiz) zustimmten, war die Anerkennung der Tatsache, daß die Frau auf wissenschaftlichem Gebiet eigentlich Schöpferisches verschwindend wenig geleistet habe. Man wird daraus mit einigem Recht schließen dürfen, daß auch ihre künftige Beteiligung an der Wissenschaft weniger auf dem Gebiet des genialen Fortschritts liegen wird. Ihre selbständige und unersetzliche Bedeutung für die Forschung beruht darin, daß sie neue Möglichkeiten des Verstehens und neue Wertideen vor

Digitized by Google

allem in die Geisteswissenschaften hineinträgt und auch darin, daß sie unsere geistigen Reichtümer mehr, als das bisher geschehen ist, für die Kultur der Persönlichkeit verwertet.

Darin liegt aber auch zugleich die subjektive Berechtigung der Frau, sich ungehindert wissenschaftlicher Arbeit hinzugeben. Helene Lange hob in der Diskussion hervor und Professor Harnack bestätigte es, daß man auch der Frau die Möglichkeit geben müsse, um ihre Weltanschauung wirklich zu kämpfen. Sie muß die Halbbildung und die Unwahrhaftigkeit des geistigen Lebens, die aus dem urteilslosen Nachsprechen entsteht, überwinden können. Und man darf ihr, wie Professor Harnack sich ausdrückte, den inneren Gewinn jener intellektuellen Wiedergeburt nicht verschließen, in der uns die Welt immer wieder neu wird.

Es ist nicht möglich, im Rahmen dieser kurzen Überschau aller Anregungen zu gedenken, die in Referaten und Diskussionen die erste Sektion brachte, der interessanten Darstellung des finnländischen Mittelschulwesens durch Frau Ilmi Hallsten, des Berichts der temperamentvollen Leiterin des Wiener Mädchengymnasiums Frau Dr phil. Eugenie Schwarzwald, deren Ausführungen in jedem Wort verrieten, daß sie mit ganzer Seele in ihrer Arbeit steckte, der Ausführungen von Mrs. Fawcett über die Stellung der Frauen in der englischen Schulverwaltung, des sehr orientierenden Berichtes von Mrs. Sewall über das Turnen in den Mädchenschulen der Vereinigten Staaten usw. usw. und last not least all der tüchtigen Beiträge unserer deutschen Rednerinnen. Jedenfalls haben diese Verhandlungen, denen täglich Vertreter der Unterrichtsbehörde beiwohnten, ihren Zweck nicht verfehlt: die Gesichtspunkte der Frauenbewegung für die Gestaltung unseres Mädchenschulwesens in weiteste Kreise zu tragen und zugleich von dem Gewicht und der Bedeutung der Frauenbewegung einen Eindruck zu geben, der diesen Gesichtspunkten Beachtung sichern muß.

* * *

Denselben Erfolg hatten die anderen Sektionen. Über die zweite und dritte wird gesondert berichtet werden. In der vierten Sektion, welche die rechtliche Stellung der Frau in der Familie, im Beruf- und als Bürgerin zu besprechen hatte, handelte es sich naturgemäß mehr um Forderungen als um Zustände. Es ist bezeichnend, daß die Frauen da, wo sie schon einen Einfluß auf die Gesetzgebung erlangt haben, wie in den australischen Kolonien, ihren Einfluß zu Gunsten des Kindes eingesetzt haben. Die Lage des unehelichen Kindes, sein Verhältnis zur Mutter, das in den meisten Staaten noch ein beschämendes Zeugnis für die ganz verschiedene Bewertung eines Fehltrittes bei Mann und Frau darstellt, das ist der Inhalt gesetzlicher Reformen gewesen, die die Frauen angestrebt haben. Besonders interessant waren die Verhandlungen über Gebiete, auf denen man im Ausland schon Erfahrungen gesammelt hat, während wir noch erst im Stadium des Forderns und Argumentierens sind: über das Wahlrecht der Frau in Gemeinde und Staat.

Leider wurden hier in die sachlichen Erörterungen parteipolitische Debatten getragen, für die als ganz intern deutsche Angelegenheiten das Forum eines internationalen Kongresses kaum der geeignete Ort war. Daß die hundertmal widerlegte Mär, der Bund habe bei seiner Gründung die Arbeiterinnen zurückgewiesen, bei dieser Gelegenheit wieder aufgetischt wurde, verrät nicht nur einen bedauerlichen Mangel an

Digitized by Google

Gewissenhaftigkeit, sondern auch ein Versagen des Taktgefühls, das fast noch bedauerlicher ist.

In der letzten Sitzung der Sektion kam es zu heftigen prinzipiellen Erörterungen über das Verhältnis der Frauenbewegung zu den politischen Parteien. Die Frage war in einer allgemeinen Versammlung, für die Diskussion ausgeschlossen war, durch Ika Freudenberg behandelt worden. Sie hatte mit der schönen Objektivität, die ebenso sehr eine Sache des wissenschaftlichen Urteils als des feinen Gerechtigkeitsgefühls ist, die Bedeutung der Parteien für die Frauenbewegung, ihre Stellung zur Frauenbewegung gekennzeichnet. Für die Frauenbewegung ergab sich ihr aus der politischen Konstellation die Forderung, sich prinzipiell unabhängig zu erhalten und nicht anders als gelegentlich für einzelne praktische Zwecke Anschluß an sie zu suchen. Die Debatte über diese Frage wurde am nächsten Tage in der Stimmrechtssitzung aufgenommen. Lily Braun betonte, wie zu erwarten war, den Standpunkt der sozialdemokratischen Frauen, die keine allgemeine über den Parteien stehende Frauenbewegung anerkennen, weil sie, ihrer Geschichtsauffassung und Wirtschaftstheorie entsprechend, die Erfolge der Frauenbewegung nur von der Beseitigung des Klassenstaates, d. h. von dem Sieg der Sozialdemokratie, erwarten. Ihr schiene es größer, wie die Frauen der Sozialdemokratie, für die „Menschheit" zu arbeiten, als ausschließlich für die Interessen der Frauen. Ihr trat Mrs. Chapman Catt, die Vorsitzende des amerikanischen Frauenstimmrechtsbundes, mit großer Entschiedenheit entgegen. Sie ist der Ansicht, daß die Befreiung der Frauen nur durch die Frauen selbst und nicht im Rahmen einer in erster Linie anderen Zielen zustrebenden Partei vollzogen werden könne. Helene Lange wies darauf hin, daß im Augenblick die Frauen der Menschheit nicht besser dienen könnten, als wenn sie in voller Einigkeit und ohne Parteigezänk daran arbeiteten, den Frauen den notwendigen Einfluß in der Kulturwelt zu erringen. Durch den Grafen Hoensbroech, der seinerseits auch Lily Braun scharf entgegentrat, war die Debatte noch auf eine andere Frage zugespitzt worden, die in den Tagen von allen Teilnehmern des Kongresses viel besprochen wurde. Es wurde von manchen Seiten und von ihm selbst die Ansicht vertreten, daß die Frauen angesichts der Stellung der Regierung zum Wahlrecht der Handlungsgehilfinnen die Einladung der Gräfinnen Bülow und Posadowsky zu einem Empfang demonstrativ hätten ablehnen sollen. Ika Freudenberg wies als Vorsitzende den in dieser Kritik enthaltenen Vorwurf der Gesinnungslosigkeit damit zurück, daß politische Gegensätze und der Austausch gesellschaftlicher Formen zwei ganz getrennte Gebiete seien, und daß eine Ablehnung der gebotenen Gastfreundschaft einfach einen Mangel an Takt und richtiger Einschätzung dieses freundlichen Entgegenkommens bedeutet hätte. Keine von den beim Empfange anwesenden Frauen hätte ihre Anschauungen irgendwie verleugnet. Helene Lange bemerkte zu der Frage, daß es durchaus im Interesse der Frauen läge, jede Gelegenheit zu einer Verständigung mit offiziellen Persönlichkeiten auf dem neutralen Gebiet des geselligen Zusammenkommens zu benutzen. Bei all unseren Gegnern handle es sich weit weniger um direkte Feindseligkeit gegen die Frauen als um den Einfluß alter Vorurteile und Mangel an Kenntnis der Frauenbewegung, und sie würde es für eine Kleinlichkeit halten, wenn man nicht jede Gelegenheit benutzen wolle, solche Vorurteile beseitigen zu helfen.

* * *

Digitized by Google

Sicher gehört diese im Palais des Reichskanzlers und des Grafen Posadowsky dargebotene Gastlichkeit ebenso zu den Erfolgen des Kongresses, wie der Empfang des Vorstandes bei der Kaiserin und die glänzende Festtafel der Stadt Berlin im Rathause. Drücken diese Empfänge auch selbstverständlich keineswegs eine Zustimmung zu dem ganzen Programm des Kongresses aus, so erkennen sie doch die Frauenbewegung als eine im Prinzip berechtigte Äußerung des Volkslebens an — und damit ist unendlich viel gewonnen. Natürlich gilt das ganz besonders von dem Empfang bei der Kaiserin, an dem Vertreterinnen sämtlicher Nationalverbände und einige Mitglieder des Lokalkomitees teilnahmen. Die Kaiserin ging im Gespräch mit allen Teilnehmerinnen auf das liebenswürdigste auf ihre Interessen und ihre Arbeit ein und zeigte besonders auch der alten Susan B. Anthony das herzlichste Entgegenkommen. — Die Festtafel im Rathaus, bei der der Oberbürgermeister mit Wohlwollen und Anerkennung, der greise Stadtverordnetenvorsteher Langerhans mit ordentlich feuriger Zustimmung die Arbeit des Kongresses beglückwünschte, gab diesem geselligen Teil des Kongresses einen glänzenden Abschluß.

* * *

Die Verhandlungen schlossen am Nachmittag des 18. Juni mit der letzten allgemeinen Versammlung, in der die geistreiche Verfasserin des Buches Women and Economics, Mrs. Perkins-Gilman, und Helene Lange sprachen. Der große Saal der Philharmonie war von einer nach Tausenden zählenden Zuhörerschaft bis auf den letzten Platz gefüllt; auch der Oberlichtsaal, der noch geöffnet wurde, füllte sich, so daß die Rednerinnen des Tages zweimal hintereinander zu sprechen hatten, und draußen wogte, nachdem die Philharmonie polizeilich geschlossen worden war, noch eine sich drängende Menge auf den Gängen und Straßen. Und angesichts dieser Menge, die der Kongreß im Laufe seiner Tagung mobil gemacht, für unsere Sache zu begeistern gewußt hatte, durfte man sich sagen, daß die Arbeit dieser Tage nicht vergeblich gewesen sei. Sie hat die deutsche Frauenbewegung ohne Zweifel dem „Endziel", dem der Vortrag von Helene Lange galt, einen weiten Schritt näher geführt. Es ist — um mit ihren eigenen Worten zu sprechen — eine Zukunft, in der es auf allen Gebieten sozialen und kulturellen Lebens „kein führendes Geschlecht mehr gibt, sondern nur noch führende Persönlichkeiten."

(Ein zweiter Artikel folgt.)

Digitized by Google

Ansprache von Lady Aberdeen bei der Friedenskundgebung des Frauenweltbundes.

Am 10. Juni veranstaltete der Frauenweltbund eine große Friedenskundgebung, in der Vertreterinnen aller Nationen Ansprachen hielten. Wir geben die Rede von Lady Aberdeen hier wieder.

Nach den beredten Ansprachen, die wir gehört haben, scheint es überflüssig, noch weitere Erörterungen zu Gunsten jenes Reichs des Friedens hinzuzufügen, dessen Aufrichtung wir bitten noch erleben zu dürfen.

Baronin von Suttner, Madame Bogelot und ich, und alle die andern Frauen, die uns heute Abend noch folgen werden, wir sind uns bewußt, daß wir Nationen vertreten, die in der Vergangenheit Kriege geführt haben, die in der Gegenwart zum Kriege gewappnet stehen, obgleich wir, Gott sei Dank, heute noch in Frieden miteinander leben.

Aber wir sprechen heute Abend nicht im Namen dieser oder jener Nation, wir kommen zu Ihnen als Mitglieder einer großen wachsenden Schwesternschaft, die das hohe und heilige Gelübde verbindet, für die Sache des allgemeinen Friedens im Namen der Menschlichkeit zu arbeiten. Wir vergessen nicht, wir können nicht vergessen, daß der Einfluß der Frauen in allen Ländern leider oft zur Veranlassung und Fortsetzung von Kriegen beigetragen hat. Diese Erinnerung aber dämpft unsere Begeisterung nicht; sie entflammt nur um so mehr in uns den Wunsch, unsern International Council zum Mittel einer Propaganda zu machen, die alle Frauen anwerben soll, als Apostel des Friedens im Bereich ihres Einflusses zu wirken.

Lassen Sie uns das nicht als eine leichte Aufgabe ansehen. Wir müssen gegen die Sitte und die Vorurteile von Jahrhunderten ankämpfen. Wir müssen viele Ideale der Kinderstube stürzen, die klirrende Schwerter und aufgezäumte Rosse als die notwendigen Begleiterscheinungen des Heldentums hinstellen.

Aber gerade in der Kinderstube müssen wir mit unserer Mission beginnen, wenn sie Erfolg haben soll; und ich glaube, eine der wirksamsten Methoden wäre, alle Mütter zu veranlassen, daß sie Heldengeschichten sammeln, die nicht mit dem Krieg zusammenhängen, und durch diese Geschichten ihre Kinder daran gewöhnen, den Begriff des Heroismus mehr mit der Erhaltung als mit der Vernichtung des Lebens zu verbinden, Geschichten, die den moralischen Mut, der das Rechte zu tun wagt trotz Widerstand und Spott, über den physischen Mut stellen, der alles nur um des persönlichen oder nationalen Ruhmes willen wagt. Solche Geschichten kann man bei den Menschen aller Klassen des bürgerlichen Lebens finden, bei Bergleuten und Arbeitern, Eisenbahnleuten, Matrosen, Lehrern, Lehrerinnen und Pflegerinnen, und wir lernen beständig in unserem täglichen Leben Beispiele davon kennen.

Digitized by Google

Ich möchte unserem Friedenskomitee vorschlagen, in jedem Lande eine Liste von Büchern aufzustellen, die solche Ansichten einprägen können, und alle Geschichten wahren Heldentums zu sammeln. Dies mag als etwas sehr Geringfügiges erscheinen, aber ich glaube, daß es von größter Wichtigkeit ist. Auch Bilder solcher Taten sollte man in Kinderstuben und Schulen aufhängen, um so auf doppelte Weise die heranwachsende Generation zu beeinflussen. Wir sollten auch im Unterricht viel mehr als üblich bei den Seiten des Krieges verweilen, die das Haus, die Frauen und Kinder berühren.

Ein Land, das erst kürzlich Kriegszeiten durchlebt hat, meine Damen und Herren, braucht nicht an die vielen dunkel und traurig gewordenen Heimstätten erinnert zu werden, die der Krieg zurückläßt, sowohl im eigenen Lande als in dem des Feindes; man braucht ihm nicht zu sagen, daß Krieg Kriegssteuern bedeutet, daß er eine Preissteigerung aller Lebensbedürfnisse nach sich zieht, und daß außerdem die Triumphe physischer Kraft immer eine Erniedrigung der Lage der Frau bedeuten. Er bedeutet alles dies und noch viel mehr, — er bedeutet auch, daß Söhne, Brüder, Gatten auf dem Schlachtfelde jenen Qualen ausgesetzt sind, die uns Baronin von Suttner nur zu lebhaft in ihren Büchern beschrieben hat.

Die meisten von uns sind in dem Gedanken aufgewachsen, daß dieser Zustand der Dinge niemals geändert werden kann — daß wir gehalten werden von der eisernen Faust eines Schicksals, dem wir nicht entrinnen können, und daß die Nationen immer weiter jene Millionen zur Erhaltung der Heere und Flotten bezahlen müssen, die so gut zu andern Zwecken verwendet werden könnten, wie alle Sozialreformer wissen.

Aber warum dieser Pessimismus? Wir wollen nicht vergessen, daß Fortschritte gemacht werden, daß das Haager Schiedsgericht besteht, daß während des letzten Jahrhunderts zweihundert Streitigkeiten zwischen Nationen durch Schiedsgericht beigelegt worden sind, und daß hundert von diesen Fällen den letzten Jahrzehnten angehören. Erinnern Sie sich auch jenes Vertrags gegenseitiger Entwaffnung zwischen Chili und Peru, der tatsächliche Entwaffnung bedeutet, ein Vertrag, der jene Staaten veranlaßt hat, ihre Kriegsschiffe zu verkaufen, und anstatt der Festungen an ihrer Grenze das Bild unseres Herrn Jesus Christus zu errichten.

Matthew Arnold erzählt in einer Fabel, daß Gott dem Menschen, als er ihn auf die Erde sandte, eine Handvoll Buchstaben gab und ihm befahl, sie zu einem Worte zusammenzusetzen, das die Bestimmung der Welt bezeichnete. Der Mensch hat sie viele Male zusammengesetzt und den Namen eines Weltreichs nach dem anderen herausbuchstabiert, aber noch keines dieser Worte hat jene vollkommene Ordnung bezeichnet, von der wir träumen.

Hoffentlich wird es den Frauen verstattet sein, den Männern zu helfen, aus jenen Buchstaben ein Wort zusammenzustellen, das solch ein Verständnis zwischen allen Völkern ausdrückt, das einen freien Bund von Nationen schafft, der endlich die Zeit des Friedens und Wohlwollens unter den Menschen herbeiführen wird, auf die die Welt schon so lange gewartet hat.

Digitized by Google

Von Frauen und über Frauen.

Schildert man uns die Tugenden eines Mannes, so zeigt man ihn im Ringen, in der Tat. Aber die, welche man an einem Weibe bewundert, gehen immer von einem unbeweglichen Vorbild aus, von einer schönen Marmorstatue in einem Museum. Es ist ein inhaltloses Bild, aus schlafenden Lastern, trägen Leidenschaften, schlummernden Ruhmestiteln, passiven Bewegungen und negativen Kräften gewoben. Es ist keusch, weil es keine Sinne hat, gut, weil es keinem Menschen Schaden tut, gerecht, weil es nicht handelt, geduldig und ergeben, weil es jeglicher Tatkraft entbehrt, duldsam, weil keiner es beleidigt, und versöhnlich, weil es nicht die Kraft hat, zu widerstehen, mitleidig, weil es sich ausplündern läßt und weil sein Mitleid ihm nichts nimmt, treu und aufrichtig, demütig und ergeben, weil alle diese Tugenden im Leeren leben und auf einer Leiche blühen können. Doch was wird daraus, wenn das Bild Leben bekommt und sein Museum verläßt, wenn es ins Leben tritt, in dem alles, was nicht teilnimmt an der ringsum flutenden Bewegung, zum kläglichen oder gefährlichen herrenlosen Gute wird? Ist es auch eine Tugend, einer schlechtgewählten oder moralisch erloschenen Liebe die Treue zu halten, einem beschränkten oder ungerechten Herrn ergeben zu bleiben? Ist unschädlich sein schon gut sein und Nichtlügen schon aufrichtig sein? — Es gibt eine Moral für die Leute am Ufer der großen Ströme, und eine Moral für die, welche stromauf fahren. Es gibt eine Moral des Schlafes und der Tat, eine Moral des Schattens und des Lichtes, und die Tugenden der ersteren, die sozusagen Hohltugenden sind, müssen sich erheben, sich ausweiten und Volltugenden werden, um der zweiten Moral anzugehören. Stoff und Linien bleiben vielleicht die gleichen, aber die Werte sind von äußerstem Gegensatz. Geduld, Sanftmut, Ergebenheit, Vertrauen, Entsagung und Verzichtleistung, Hingabe und Aufopferung, lauter Früchte der untätigen Tugend, sind, sobald man sie in das rauhe Leben hinausbringt, nichts als Schwäche, Unterwürfigkeit, Sorglosigkeit, Unbewußtheit, Trägheit, Selbstvernachlässigung, Dummheit oder Feigheit. Um die Quelle des Guten, der sie entströmen, auf der nötigen Höhe zu halten, müssen sie erst imstande sein, sich in Tatkraft, Festigkeit, Beharrlichkeit, Klugheit, Widerstandskraft, Unwillen und Empörung umzusetzen. — — — So ist die Frau, von der ich rede, um so hingebungs- und aufopferungsfähiger, weil sie die Kraft hat, dem demütigenden Zwange dieser Handlungsweise länger als jede andere zu widerstehen. Sie zieht nicht Leid und Trübsal im Leeren groß als Sühn- und Läuterungsmittel, aber sie weiß Leid und Trübsal zu tragen und mit kindlicher Leidenschaftlichkeit zu suchen, sobald es gilt, ihren Lieben eine kleine Trübsal oder einen großen Schmerz zu ersparen, dem sie sich allein gewachsen fühlt und den sie still im geheimsten Herzen besiegt. Wie oft sah ich sie Tränen über ungerechte Vorwürfe unterdrücken, während ihre Lippen, auf denen ein fieberhaftes Lächeln spielte, mit fast unsichtbarem Mut das Wort verschwiegen, durch das sie sich hätte rechtfertigen können, aber das den, der sie so verkannte, gedemütigt hätte. Denn

Digitized by Google

wie alle gerechten und guten Menschen hatte sie natürlich unter den kleinen Ungerechtigkeiten und Bosheiten derer zu leiden, die unsicher zwischen Gut und Böse schwanken und nur zu leicht die oft erlangte Verzeihung und Nachsicht mißbrauchen. Und dies beweist besser als alles träge und weinerliche Zustimmen einen glühenden, mächtigen Vorrat an Liebe.

(Aus **Maurice Maeterlink:** „Der doppelte Garten".
Verlag von Eugen Diederichs, Jena.)

Stephan Waetzoldt †.

Von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Als vor wenig Jahren Professor Dr Stephan Waetzoldt als Dezernent für das höhere Mädchenschulwesen in das preußische Kultusministerium berufen wurde, da ging es wie ein Aufatmen durch die Reihen all derer, die eine wirkliche höhere Frauenbildung wünschten. Jahrzehntelang war die höhere Mädchenschule das Stiefkind der Unterrichtsverwaltung gewesen. Schwerer noch als die Zurücksetzung im Etat lag die Herrschaft eines Prinzips über ihr, das die Frauenbildung in die engsten Schranken fesselte. Die Mitarbeit der Lehrerin war auf der Oberstufe nur geduldet oder doch höchstens als „wünschenswert" anerkannt, und wenn die schließlich unter dem Druck der öffentlichen Meinung durchgesetzte höhere Wertung auch in den Bestimmungen von 1894 zu lesen stand, so fehlte doch jeder kräftige Einsatz seitens der Regierung, den Worten die Tat folgen zu lassen. Und die nach schweren Kämpfen endlich erstrittene Oberlehrerinnenbildung wurde als eine bedauerliche Konzession betrachtet, die den jungen Lehrerinnen die „sittlichen Gefahren" der Vielwisserei und des geistigen Hochmuts zu bringen drohte. Keine von all den frischen Lebensströmungen, die lange schon im Lehrerinnenstand pulsierten, konnte sich frei und glücklich entfalten. Den neuen Dezernenten grüßten alle unsere schönsten und so lange gehegten Hoffnungen und Wünsche. Wir kannten ihn als einen Mann, dessen freie und weite Lebensanschauung, dessen feine geistige Kultur alle Engherzigkeit und Halbheit ausschloß, und dessen warmes Interesse schon seit Jahren der Mädchenschule und den Lehrerinnen gehörte.

Und in der Tat zeigte gleich die erste Oberlehrerinnenprüfung, daß ein neuer Geist wehte, daß eine neue kräftige Initiative für die Sache der Frauenbildung eingesetzt hatte. Er selbst hat es oft gesagt: „Wir wollen nur erst einmal unsern Lehrerinnen die Tore weit aufmachen, damit sie einmal wissen, was wissenschaftliche Arbeit und was geistiges Genießen ist" — für ihn gab es keine „weibliche Wissenschaft", weil seine souveräne geistige Persönlichkeit alle Halbbildung abwies. Und er glaubte an die Fähigkeit der Frau, den uneingeschränkten Ansprüchen wirklicher Wissenschaft zu ge-

Digitized by Google

nügen. Dieser Glaube hat den Lehrerinnen die Bahn frei gemacht, hat für sie Hindernisse überwunden, die ihnen noch lange den Weg verstellt hätten. Dieser Glaube hat auch in die ganze Mädchenschulfrage den Geist hineingetragen, in dem allein wirkliche Fortschritte gemacht werden konnten.

Von zwiefacher Seite erfaßte er die Reform der höheren Mädchenbildung, von der Seite des Lehrkörpers und der Pläne. Die Verstärkung des weiblichen Einflusses in der Schule war ein Hauptpunkt seines Programms. Unermüdlich hat er seinen Einfluß dafür eingesetzt, und offizielle Äußerungen zu Gunsten der Lehrerinnen haben während seiner Amtsdauer unsere Sache in weitesten Kreisen gefördert. —

Stephan Waetzoldt ist es vor allem zu danken, wenn die Frage der Mädchenschulreform in Preußen in den letzten Jahren in Fluß gekommen ist. Es ist die Arbeit, an die er seine Lebenskraft im eigentlichsten Sinne des Wortes gesetzt hat. Seit zwei Jahren und länger ist im Dezernat für das Mädchenschulwesen die Arbeit an den neuen Plänen für die höhere Mädchenschule in Angriff genommen. Welche Hindernisse es dabei zu überwinden gab, können wir nur ahnen. Die Richtung, in der sich die Reform bewegen sollte, wurde schon vor zwei Jahren vom Kultusminister angedeutet. Wir durften danach erwarten, daß wirklich modernen Anforderungen Rechnung getragen werden würde. Wenn das nicht in noch weiterem Maße in Aussicht gestellt wurde, so war das nicht Waetzoldts Schuld. Wir wissen, daß er so weit ging, wie es die Verhältnisse irgend gestatteten.

Noch sind die Pläne nicht veröffentlicht, und wer will es den Lehrerinnen verdenken, wenn sie nicht so unbedingt auf eine Erfüllung so ungewohnt schöner Aussichten und Hoffnungen vertrauen! Wie es aber auch kommen mag, was Waetzoldt als seine Lebensarbeit betrachtete, wird nicht verloren gehen. Er hat den Lehrerinnen, die selbst keinen größeren Wunsch kannten, als an einem höheren Ziel gemessen zu werden, dies Ziel gesteckt; er hat ihnen die Kräfte gelöst, ihnen ohne jede Galanterie ihre Schwächen gezeigt, aber als ehrlicher und vorurteilsloser Mann auch rückhaltlos anerkannt, daß für die Reform der Mädchenschule die wissenschaftlich gebildete Lehrerin ein erster Faktor sei. Er hat das schon zu einer Zeit ausgesprochen, wo es ihm das schwerwiegende Mißvergnügen der Regierung eintrug; er hat diese Überzeugung mit der Tat vertreten, sobald ihm die Macht dazu geworden war. Und so hat Stephan Waetzoldt einen Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte geleistet, der seinem Namen Dauer verleihen wird.

Was er sonst noch geleistet hat als feinsinniger Schulmann, wie er die Seele des Kindes lösen wollte vom dumpfen Druck der engen Klassenmauern, das deuten die wahrhaft genialen Worte an, die er auf dem Kunsterziehungstage zu Weimar sprach. Und wenn man daran denkt, was er, der erst auf der Höhe des Lebens stand, noch hätte leisten können, wenn nicht rastlose Arbeit seinen Körper vor der Zeit verzehrt hätte, so kann einen doch nur kaum der Gedanke beruhigen, daß in dieser Selbstaufopferung für hohe Ziele das edelste Glück gegeben ist, und für uns übrigen das edelste Vorbild.

Digitized by Google

Das Florentiner Bildnis.

Von

W. Fred.

Nachdruck verboten.

Ein feines und kluges Buch, das der Kunsthistoriker Emil Schaeffer im Bruckmannschen Verlag in München vor kurzer Zeit herausgegeben hat, gibt einen schönen Anlaß, um sich über das Wesen der Bildniskunst eine halbe Stunde zu unterhalten. Je mehr die Erwartungen, die ein Mensch einem Werke der Kunst entgegenbringt, sich vergrößern und verästeln, desto näher scheint die Kunst des Porträtmalers auch dem Herzen des Kunstfreundes zu rücken. Das klingt zuerst sehr sonderbar, denn die Möglichkeit, von dem besonderen Fall ins Allgemeine Schlüsse zu ziehen und ein großes Weltgefühl zu gewinnen, scheint ja weit eher bei einem Stoffe gegeben, der allen zugänglich ist und eine große Reihe von Assoziationen weckt, als bei einem solchen, der nur einen bestimmten Kreis von Personen ursprünglich interessieren konnte, nämlich die, die den Dargestellten entweder von Angesicht zu Angesicht kennen oder aus seinem Lebenswerk eine Vorstellung von ihm haben und diese nun an den Zügen des Kunstwerkes vergleichen und prüfen wollen. Solche Meinung nun, die die Bildniskunst in enge Grenzen weisen möchte, ist in verschiedenen Epochen, je nach dem Publikumsgeschmack, dem Kunstgefühl, in der Tat wirksam gewesen, und erst unserer Zeit, die immer mehr Freude an der Erkenntnis kulturhistorischer Zusammenhänge und Einzelheiten aufbringt, ist es vorbehalten gewesen, sowohl eine große und neuartige Bildniskunst zu schaffen wie zu erleben, als auch den Bildnissen vergangener Jahrhunderte eine rege und in die Tiefen gehende Aufmerksamkeit zuzuwenden und in den Galerien alter Porträts eine unendliche Quelle von Anregung und Belehrung, Aufschlüssen über sonderbare Menschen und über die Ideale verflossener Zeiten zu finden.

In solchen Absichten ist auch das neue Buch von Schaeffer über das Florentiner Bildnis zu einer reifen Darstellung von großem kulturhistorischen Werte gediehen. Die Stilkritik freut diesen modernen Kunsthistoriker gar nicht, und seine starke Gelehrtheit, die sich aufs beste mit einer großen Fähigkeit, sich auszudrücken und eine Zeitstimmung zu geben, verbindet, hat ihren Brennpunkt nicht in Bilderbestimmungen, sondern in dem Interesse an dem Leben und dem Gefühl entfernter Zeiten. Die Kunstgeschichte wird ihm ein klangreiches Instrument, auf dem er bald in ernsten, bald in heiteren, manchmal auch in schwermütigen und schmerzlichen Tönen das Lied vom Wachsen schöner Menschen und dem Verfall überbildeter Persönlichkeiten singen kann. Und die Bildnisse, die in der seligen Stadt am Arno in der Epoche der Kunstblüte gemalt worden sind, sind wie alle Bildnisse Berichte darüber, wie die Menschen ausgesehen haben, aber auch wie sie aussehen wollten und was ihnen das Teuerste im Leben war.

Mitteilungen über die Natur eines Menschen, durch die intuitive Kraft eines Künstlers festgestellt und wiedergegeben — das könnte man als die tiefste Absicht eines

Digitized by Google

wirklichen Porträts hinstellen. Ein Künstler drückt aus, wie sich in seiner Natur eine fremde Natur gespiegelt hat. Er gibt also weder rein den andern, noch auch, wie in anderen Kunstwerken, nur sein eigenes Lebensgefühl. Der große Bildnismaler ist also ein Psychologe, wenn auch manchmal unbewußt, und das ist das wichtigste; er ist kein Analytiker, der Eigenschaften einer Psyche zersetzt, sondern das vollendete Bild des Synthetikers, der die wesentlichen Merkmale einer Erscheinung und einer Innerlichkeit durch eine Neuschöpfung so zusammenfügt, daß man von dem Kunstwerke ein vollkommeneres und edleres Bild der Wirklichkeit hat als von dieser selbst. Mit einer solchen Forderung an den Bildnismaler kann man nun allerdings nicht die Anfänge dieser Kunstübung betrachten. Unmittelbar aus den Erfordernissen der Zeit, aus persönlichen Bedingungen, aus Zufällen und Launen werden die ersten italienischen, im besonderen florentinischen Bildnisse geschaffen, und in einer unendlich langsamen und mühsamen Entwicklung durch Jahrhunderte bildet sich erst jener Anspruch, der im Vorangegangenen skizziert worden ist.

In Florenz ist ja allerdings das Bildnis eine der Hauptgrundlagen der künstlerischen Entwicklung. Das beweist jede Stunde, die man in florentinischen Photographien blättert, jeder Blick in die Literatur, wenn es auch nur das große Buch des Vasari ist. Das kann auch nicht anders sein in dieser Stadt, deren ganze Historie eine Geschichte der menschlichen Persönlichkeit ist. Der Begriff des Individuums, den wir, einzelne unter uns wenigstens, mehr und mehr aufzugeben lernen, hilft einem noch sehr, wenn man die großen Zeiten der Florentiner Republik betrachtet. Die Größe des Lebens, wie die Größe der Kunst wurzelte in ein paar Menschen, die sich reich entwickelten und vielfältig und nuanciert lebten. Der Verfall kam, als diese Persönlichkeiten über die sozial nützliche Grenze hinaus entwickelt waren, und kein Kapitel der florentinischen Kulturgeschichte ist zu erdenken, das nicht die Unterschrift verdiente: vom schönen und kräftigen Egoismus. Und wer heute in Florenz spazieren geht, der fühlt aus den Rosengärten und den steinernen Höfen, aus den heiligen und profanen Bildern und aus allen lauten und leisen Erinnerungen der Renaissance die prächtige Freude an der Persönlichkeit. Vielleicht aber kann man auch den Begriff anders fassen, als das Wesentliche dieser Zeit nicht die Individualität nehmen, sondern das scheinbare Gegenteil: daß nämlich damals die Menschen den Mut hatten, sich ihren Stimmungen und dem Willen des Augenblicks hinzugeben und sich durch keine prinzipielle Konsequenz, durch keinen Charakter fesseln zu lassen.

Von alledem geben die Bildnisse mancherlei Kunde. Im Anfange, im Trecento allerdings, sieht man wenig Nuancen. Die Wissenschaft kann konstatieren, wo in einem Fresko der Maler ein bestimmtes Modell mit der Absicht, es zu porträtieren, in den Kreis religiöser Vorstellungen eingeführt hat. Dem Beschauer, dem Genießer mag dies gleichgiltig sein, denn noch treten individuelle Merkmale einer Person ungemein stark hinter Typischem zurück. Die ersten Bildnisse werden in die Freskenkunst durch Giotto eingeschmuggelt, sogar ein Selbstbildnis des Künstlers kommt da zum Vorschein, in eben jener Zeit, in der die Kunst nicht bloß ein Lehrmittel ist, sondern aus dem Erwachen der Sinnlichkeit eine neue Freude an allem Natürlichen und Menschlichen ersteht. Das Mittelalter allerdings ist noch nicht tot. Das erste wirkliche Bildnis aber, auch dies im Rahmen des Freskos, zeigt die Züge des Dante, und das ist eine merkwürdige Einleitung. Dante wird aber nicht dargestellt, weil er ein Dichter war, auch nicht, weil er ein frommer und eifriger Christ gewesen ist, sondern als guter Bürger, der im

Digitized by Google

politischen Leben eine, wenn auch nur flüchtige Rolle einmal gespielt hat. Und gerade in den Werken des Dante tritt oft das große Bedürfnis der Menschen seiner Zeit, nicht ungekannt zu sterben, im Ruhme weiter zu leben, zu Tage, selbst im Inferno verlangen die Sünder, daß man von ihnen berichte. Die Florentiner wollten nicht vergessen werden, der Nachruhm schien ihnen das teuerste, und in einem Volke mit diesem Gefühle mußte die Bildniskunst erstarken.

Die Schüler des Giotto fügen denn auch in reicher Zahl die Menschen, mit denen sie das Leben in Berührung brachte, in ihre Bilder ein. Mit schöner Naivität soll Andrea Orcagna auf seinem Fresko vom jüngsten Gericht in Santa Croce seine liebsten Freunde ins Paradies gesandt haben, „. . . . seine Feinde aber setzte er in die Hölle." So berichtet Vasari, und unter den Menschen in der Hölle sieht man einen Steuerbeamten der Kommune, der den Künstler einmal gepfändet hat. Es tut mir leid, daß die Kunstforschung diese Tradition nicht gelten läßt und die Auswahl der Porträts auf diesen Fresken auf andere ernsthafte und weniger persönliche Gründe zurückführt. Die Kunst schreitet weiter, die Schatten bekommen Körper, die Figuren relievo, man fängt an zu nuancieren, durch Hervorheben des Rassentypus, des Kostüms zu individualisieren. Und langsam wird der Weg bereitet für jenen frommen Maler, der der seelischen Grazie, die die ganze damalige Kunst hat, noch die besondere Freude an weiblicher Anmut hinzufügt: Fra Filippo Lippi, der das erste Frauenbildnis geschaffen hat. Er malt als Herodias seine Geliebte Lucretia Buti. Aus einer verliebten Laune, wie Schaeffer sagt, entsteht die Kunst des Frauenbildnisses. Nun folgen die Darstellungen schöner und bedeutender Männer und Frauen in reicherer Zahl. Man findet sie in den Fresken so gut wie in den Andachtsbildern, und schon ist auch das profane Gemälde zu starker Höhe gelangt. Ghirlandajo und Botticelli nehmen unter ihren Figuren manche bekannte Gestalt auf, und in der Maske der Lucretia erscheint zum letztenmal auf einer religiösen Alfresko-Darstellung eine Frau der Wirklichkeit nachgebildet, die Gemahlin des Andrea del Sarto, die sanfte, schöne Geliebte, die ihm immer das Vorbild seiner Frauendarstellungen war. Denn schon hat sich der Eifer der wirklich Frommen gegen die Ketzerei, die sündige Menschen in die Heiligenbilder einführte, erhoben. Schon predigt Savonarola gegen die Sinnenfreude, schon erhebt er sich gegen den Egoismus, der die Triebfeder zu allen Stiftungen ist, die Frömmigkeit nur noch als geringen Vorwand benützt. „Blicket umher in einem Kloster, überall werdet ihr die Wappen dessen finden, der es bauen ließ. Ich wende mein Haupt jener Türe zu und glaube, daß ein Kruzifix dort sei — es ist ein Wappen." Und wie kann Frömmigkeit die Wirkung der Heiligenbilder sein, wenn man durch die Symbole hinweg die Modelle erkennt und das lebende Fleisch mit der gemalten Religiosität vergleicht. „Die jungen Leute sagen dann, dies da ist Magdalena und jener andere der heilige Johannes . . . . . Ihr laßt die Gestalten in den Kirchen bald der einen, bald der anderen Frau ähnlich malen. Das ist übel getan und zeugt von großer Verachtung göttlicher Dinge." Mit solchem Eifer behielt Savonarola recht. Er bekehrte seine Zeit, zwang sie, und wiederum wendete sich, eine flüchtige Zeit wenigstens, die Kunst von der körperlichen Freude zu jener Schönheit, die „eine Qualität der Seele" sein sollte. Damit ist der Verlauf des Porträts innerhalb der Freskomalerei gegeben, eine Entwicklung, die, um Schaeffers Worte hier wörtlich zu geben, „zusammenfällt mit der des Persönlichkeitsgefühls. Zuerst würdigte man den großen Bürger eines Bildes an heiliger Stätte. Er wurde vom

Digitized by Google

zuverlässigen Parteimann verdrängt; dann trat der Stifter in den Vordergrund, mit anderen Worten, der Familienstolz überwog die politischen Interessen. Endlich erwachte das Selbstbewußtsein des Künstlers, und die Fresken kündigten den Ruhm von Maler und Mäcen. Auch dies hörte auf und der Künstler behauptete allein das Feld. Seiner Gattin huldigte Andrea del Sarto. Was begonnen hatte wie ein Epos, endete als Canzone . . . . ."

* * *

Wie auf den Fresken, so erscheinen auf den Andachtsbildern des Quattrocento schon Porträts, und zwar die frommen Menschen, die dem Künstler den Auftrag zu dem Bilde gegeben hatten. Ihre Gestalten sind zuerst sehr klein, wachsen dann und drängen sich allmählich selbst in Darstellungen, auf denen sie inhaltlich gar keinen Platz beanspruchen können, als die Begierde der Menschen, ihre Züge der Nachwelt zu übergeben, unaufhaltsam wurde. So sieht man die Stifter sogar auf den Darstellungen der Verkündigung und Fra Filippo Lippi hat eine Madonna della Misericordia gemalt, auf der mit besonderem Stolze die ganze große Sippe der Besteller um die Jungfrau herumgeschart ist. Allmählich aber begnügen sich die Menschen nicht mehr, als Zuschauer auf den Heiligenbildern zu erscheinen, sie werden als handelnde Personen dargestellt, wieder einige Zeit später als die Heiligen selbst. Man bekümmert sich nicht mehr darum, die Ähnlichkeit des Modells auch nur zu verwischen, und ohne jede Zurückhaltung malt man sündige Menschen als göttliche Figuren. Fra Filippo Lippi malt seine Geliebte, Lucretia Buti, eine entlaufene Nonne, als segnende Heilige, und erst Savonarola mußte kommen, um solcher Ketzerei Einhalt zu tun.

Trotz allem entwickelte sich das Profanbild, also die bewußte Darstellung der Menschenzüge um ihres eigentlichen Wertes willen, sehr spät. Die mittelalterliche niedrige Meinung, die der Mensch vom Menschen hatte, ist da Ursache. Losgelöst von göttlichen Beziehungen bedeutet der Erdensohn nichts. Nur der Papst und der Kaiser geben früh Anlaß zu Ausnahmen. Für Florenz aber bedeutet der Kaiser wenig, den Papst aber hatte schon Giotto am Ende des 13. Jahrhunderts dargestellt. Andrea del Castagno erscheint dann als der erste wirkliche Bildnismaler. Er zeigt die Menschen als tapfere Krieger, ist ein Realist und kümmert sich um ihr Physisches. Die Menschen wollen kräftig, eigenwillig, kühn und sicher erscheinen. In die Entwicklung der italienischen Malerei tritt nun an diesem Punkte die ungemein starke Einwirkung flandrischer Malerei, und durch diese gewinnt die Bildniskunst den Anlaß, sich um die kleinen Details der Körper zu bemühen. So wie die Niederländer jede Falte des Fleisches, jede Rinne der Haut, jeden Fleck und jede absonderliche Krümmung der Linie mit fähiger Kunst notierten, so bemühten sich, nachdem sie diese Bilder gesehen hatten, die Florentiner um eine genauere naturalistische Darstellung der menschlichen Erscheinung. Dennoch aber blieben sie nicht beim Äußerlichen stehen, ja sie hielten sich auch nicht bei der Individualität an sich auf, da in der ganzen Kunst dieser Rasse das Bemühen lag, statt der wenn auch noch so interessanten Individualität den Typus zu geben. Die neue Art des Sehens half ihnen, statt des Monumentalen nun das Pittoreske zur Anschauung zu bringen, das Vielfältige in der menschlichen Natur; und das war damals notwendig, da die Zeiten sich geändert hatten und statt des Typus des kräftigen Kriegers, den Castagno zeigte, jetzt eine neue Männerform liebenswert erschien. Diese neue Form war nicht mehr der Mann, sondern der Jüngling, bel giovane, und in dieser Gestalt erscheint uns der

Digitized by Google

Florenz war der Renaissance ja in der Kugel. Sorrento di Mezzo ist Herrscher: eine Gesellschaft, die sich der großen Kultur, die sie geschaffen hat und genießen kann, freut, umgibt sich, edles Gerät und rare Blumen gegen die Stimmung der Tage. Der Reichtum wird in nuancierte Genüsse umgesetzt, aber diese genießenden Menschen sind zugleich Erwerber, patriotische Händler, kluge Kaufleute. Und diese Menschen, deren Klugheit und Erwerbsinn einen solchen Reichtum schuf, beschäftigen sich um Platon und Aristoteles, diese Jünglinge reden mitten im tatsächlichen Leben und geben sich weltfernesten Spekulationen hin. Das alles mußten die Maler in ihren Bildnissen zum Ausdrucke bringen, sie hatten die besondere Neigung, diese vielfältigen Eigenschaften, wie sie in jedem einzelnen zum Vorscheine kam, festzuhalten, und so wurde die Ähnlichkeit ein Bedingnis der Porträtkunst.

Während für die Männermalerei dieser Zeit der Ausruf: Quant e bella giovinezza! gilt, sieht man sich noch eine geraume Zeit vergeblich nach den Darstellungen der schönen Frauen um. Man muß die Verzweiflung des Montaigne zitieren, der gerade in Florenz aufschrieb, er hätte niemals eine Nation gesehen, in der es so wenig schöne Frauen gebe, und muß sich nach Venedig wenden, um das Bild der weiblichen Renaissanceschönheit zu bekommen. Die üblichen Profilbilder der tonangebenden Florentinerinnen zeigen andere Eigenschaften als die körperliche Pracht. Diese Frauen haben eine große Kultur, eine reiche innerliche Bildung, starken Sinn für dekorative Erscheinung, prachtvollen Schmuck. Und je näher die Bildniskunst dem menschlichen Wesen kommt, desto weniger lag ihr auch in Florenz am Abschildern einer besonderen physischen Anmut, desto mehr erscheint es das Ziel der großen Künstler, das Weib an sich zu malen. Man merkt, daß sich die Zeit des Lionardo ankündigt, die Vorahnung der Mona Lisa. Dieses rätselvolle Gemälde muß ja gerechterweise im Mittelpunkt jeder Auslassung über das Bildnis stehen. Vier Jahre hat Lionardo daran gemalt, und dann hat er es unvollendet gelassen. Wir aber sehen in ihm das größte Kunstwerk, können mit menschlichen Worten gar nicht sagen, was es uns alles bedeutet, und gar nicht daran denken, die Gründe dieser Wirkung anzudeuten. Es ist ein geheimnisvolles Bild, und je mehr man es ansieht, desto weniger will man glauben, daß es nur ein Porträt einer Florentiner Bürgerin war, von deren menschlichen Qualitäten wir ja gar nichts Großes wissen. Als Lionardo sie malte, ließ er Musikanten kommen, um die Zeit zu kürzen. Manchmal hat man geglaubt, daß er sie geliebt hat. Aber das stimmt gar nicht zu dem, was wir über das Liebesleben des Mannes sonst wissen. Und wenn man die Schriften des Lionardo ansieht, dann findet man, daß mit demselben Ernst und derselben Subtilität des Erfassens wie die Mona Lisa von diesem Manne auch die kleinsten Einzelheiten der Natur beobachtet und dargestellt werden. War sie ihm also nicht mehr als ein Grashalm oder ein Pferdekopf, nur ein Anlaß, seine Seele zu ergießen, ein Vorwand zur Malerei, ein Problem, ein Teil der großen Natur . . . . . er war ein Pantheist, und vielleicht haben also jene recht, die dies sagen. Mir aber scheint es, daß er in dieser Frau einfach das große Rätsel aller weiblichen Natur aussprechen wollte, nicht es deuten, eine Lehre geben, eine Auflösung, sondern nur das Bild des Geheimnisvollen, des Bedrängenden dieser dämonischen Unendlichkeit, ein Antlitz und eine Geberde, in der alles drin ist, alle Möglichkeiten zum Leidenschaftlichen und zum Ruhigen, zum Erschütternden, Schlechten und Großen.

Daß Lionardo wie kein anderer die Vielfältigkeit der weiblichen Naturen jener Zeit gefaßt hat und durch ihn die ganze Bildnismalerei diesen Zug mitbekommen hat,

Digitized by Google

hat auch schon Taine angedeutet in seinen zwei Bänden italienischer Reise, die jetzt übrigens in einer schönen deutschen Übersetzung von Ernst Hardt bei Eugen Diederichs in Jena erschienen sind. Er sagt da gelegentlich der Nonne Lionardos: „Diese Bildnisse erschüttern mich mehr als die ganze übrige Malerei, parce qu'ils font saillir la particularité de la personne individuelle . . . . weil sie eine wirkliche Frau, die gelebt hat, geben, eine Mischung von Nonne, Prinzessin und Courtisane . . . ."

Andrea del Sarto, der als Frauenmaler nach Lionardo kommt, gelangt immer mehr dazu, den Typus, die Idealgestalt der Frau zu geben, um so mehr, als er ja immer nur seine eigene Frau malte und, wie Vasari erzählt, selbst wenn er andere Modelle benützte, so änderte er alle Frauenköpfe, die er malte, doch, „weil er seine Gattin beständig sah, oft gezeichnet hatte und das Wichtigste: ihr Bild in seinem Herzen trug". Pontormo gibt in seinen Frauenbildnissen schon das ganze Milieu einer femininen Atmosphäre, malt nicht allein das Weib, sondern auch die Künste ihrer Kleidung, ihres Wesens, ihrer Koketterie. Das sind aber schon Verfallzeichen. Auch die Männerbildnisse bekommen nun den Ton von Lebensresignation und Blasiertheit, der die Mode der Zeit ist. Ein Haß der Wirklichkeit gegenüber erhebt sich, und man fängt an, dem Leben das Attribut „klein" zu geben. Dadurch wird natürlich auch die Bildniskunst gedrückt, unbedingte Ähnlichkeit wird als erstes Gesetz gefordert, der Maler soll zurücktreten und die Porträtkunst ausdrücklich von der sozusagen großen Kunst getrennt. Die Menschen, die man nun darstellt, zeigen sich in den Posen schwermütiger, gelangweilter Menschen, die ihre Seele verbergen, sich vor jedem Hauch bewahren, sind zum großen Teile Literaten. Man sieht nun nicht mehr aus wie ein Krieger, auch nicht mehr wie ein genießender und erwerbender Jüngling, sondern wie ein abgespannter, angeekelter Werther der Renaissance. Schon ist aber auch die Republik zerbrochen und eine neue Bildniskunst schmiegt sich dem spanischen Tone an, der mit der Gattin Cosimos, Eleonora di Toledo, in Florenz eingezogen ist. Die Bildnisse des Pontormo und seines Schülers Bronzino geben nun nicht mehr Persönlichkeiten, sondern Standespersonen, und der Hof ist der Hintergrund, von dem sich alles hebt. Hochmütig sehen die Menschen auf den Maler herab und die Pose, die sie zum Ausdruck bringen, ist ein würdiger, zurückhaltender Anstand. Die Bildnisse sind Illustrationen zu dem Buche der Zeit, dem „Cortegiano", dem berühmten Werke des Conte Castiglione, in dem sich die äußerliche und formale Kultur, nach der man strebte, spiegelt, und dieses Brevier, das ein Bild der Zeit gibt, modelte dann die Zeit selbst. Hier endet die Linie, die Schaeffer für das Florentiner Bildnis gezogen hat. Man würde sich nun das Buch wünschen, das fortsetzt, nicht mehr in Italien bleibt, sondern vom spanischen Bildnis erzählt, das Frankreich des 18. Jahrhunderts in seinen Porträts erstehen läßt, das England vom Beginne des 19. und schließlich durch die ganze Flucht der Zeiten zu uns geleitet und erzählt, was die Maler unserer Zeit für Geheimnisse in den Menschen sahen, die sie abmalten, und wie zu guter Letzt von der Bildnismalerei verlangt wird, daß sie statt äußerer Ähnlichkeit innere Wahrheit gibt.

Digitized by Google

Mariann.

Roman

von

Louise Schulze-Brück.

Nachdruck verboten.

1.

„S' nutzt nichts, daß ich mich zieh davor und von einer Minut' zur anderen wart! — Gehen muß ich doch!"

Mariann sagte es ganz laut vor sich hin. Dann fuhr sie erschrocken zusammen und sah nach dem Korb, in dem das Kind schlief. Ein ganz junges Kind, kaum drei Wochen alt. Das rote Gesichtchen veränderte sich nicht, — der Junge schlief tief und fest weiter. —

Mariann seufzte leise. Dann strich sie vor dem winzigen Spiegelchen ihr Haar zurecht. Ein blasses Gesicht sah ihr aus dem trüben Glas entgegen, verhärmt und kummervoll. Nichts mehr von der „schönen Mariann" von ehemals. Ja, — ein Unglück kommt schnell und Kummer und Schande — —

„Herrgott, der Pastor wartet ja!"

Sie warf noch einen letzten Blick auf das Kind. Dann schlüpfte sie leise aus der Tür und pochte nebenan bei der alten Nachbarin.

„Wöhlersch, wenn der Jung schreit, dann kuckt mal nach ihm, gelt?"

„Ja, ja, Mariann, ich kuck schon. Aber er wird ja nicht. Der schläft jetzt wie ein Ratz!"

„Ich muß zum Pastor."

Die Alte sah sie an. „Wirst ja wissen, was er will!"

Mariann nickte. Ihr blasses Gesicht wurde rot.

„Ja freilich, — aber" — —

„Mariann, sei nicht obschternatsch! S'Unglück ist nun mal geschehen, aber unser Pastor, der bringt alles wieder in die Reih. S'ist ja ganz und ganz verdreht, wie du dich anstellst!"

„Wöhlersch, das ist meine Sache! Ihr meints gut, aber davon versteht ihr nichts."

„Aber Mariann! Das ist nu doch mal so auf der Welt! Du änderst nichts dran! Du kannst auch nicht mit'm Kopf durch die Wand."

Mariann nickte nur. Dann ging sie zur Tür hinaus mit müden Schritten. Sie war doch noch schwach, sie ging langsam und schwerfällig, die Knie zitterten ihr.

Aber sie trug doch den Kopf hoch.

„Ich tu's nicht und tu's nicht," murmelte sie. „Und wenn er mir mit den zehn Geboten und den acht Seligkeiten kommt! Davon steht nichts in den zehn Geboten! Nein, gar nichts!"

Sie ging über den Dorfplatz unter den blühenden Linden hin, die einen betäubenden Duft ausströmten. Einen Augenblick richtete sie den Kopf auf und sog begierig den starken Duft ein. So hatte die alte Linde in den lauen Sommernächten des vorigen Jahres auch geduftet, in den dunklen Nächten, da all ihr Leid begann und ihre Schande. Einen Augenblick stockte ihr Fuß, sie machte eine Bewegung nach rückwärts. Aber sie riß sich wieder herum. Was nutzte es, den Gang aufzuschieben, der doch einmal getan werden mußte. Und der Pastor würde glauben, ihre Scham sei zu groß. Und das war sie doch nicht. — So viel sie auch nachgegrübelt hatte in dieser schrecklichen Zeit, sie fand keine Scham in sich. Lange war Haß, tödlicher Haß in ihr gewesen, auf den, der sie in Schimpf und Schande gebracht hatte, vor dem sie auf den Knien gelegen, daß er sie zu seinem Weibe machen solle. Einmal hatte sie das getan, — ja nicht ihrethalben, sondern um des noch Ungeborenen willen. Und als er sich verlegen gewunden, — nach Ausreden gesucht und dann davongeschlichen war, feige wie ein Dieb, da war

Digitized by Google

fast auch der Haß vorüber. Nichts war zurückgeblieben als eine Verachtung, die tief durch ihr ganzes Wesen ging, sie ganz erfüllte. Und ein Zorn auf sich selbst, die sich hatte betören lassen von seinen funkelnden braunen Augen, von seinen gleißnerischen Versprechungen, ja nicht zuletzt seinen wilden Beteuerungen, daß er nicht mehr leben wolle, wenn sie nicht sein würde. So dumm war sie gewesen, so leichtgläubig, so vertrauensselig.

Das schwere eiserne Tor zum Pastoratshof knirschte in seinen Angeln, als sie es aufstieß, und weckte sie.

„Nun kommt das Schwerste" murmelte sie, „nun wird er mir zusetzen und mir die Seele aus dem Leibe fragen. Aber ich will nicht! Und er soll nichts aus mir herauskriegen! Nichts und gar nichts."

Die Pfarrköchin warf einen strengen Blick auf sie. Ja, für die war sie eine Ausgestoßene, eine Verbrecherin. Die wußte nichts von Liebe und Sünde. Die war eine Heilige. Mariannes Blick ging von oben bis unten über die magere Gestalt, den dürftigen Oberkörper, der in einen schwarzen gestrickten Schal eingewickelt war trotz des warmen Sommertages. Die fror immer, das alte Fräulein Lisettchen. Ach, wer es doch auch so haben könnte, so kühl und so — so fromm. Sie konnte auch nicht mehr fromm sein, nicht mehr beten, nicht mehr in die Kirche gehen. Alles in ihr war wie versengt. Wie lange sie hier stand und warten mußte. — Das Kind war sicherlich wach geworden daheim, hatte Hunger, schrie. Es hatte immer Hunger, es war ein so gesunder, strammer Junge mit einem drolligen schwarzen Haarschöpfchen, das sich in einer einzigen Tolle ringelte. Sie hatte es auch erst gehaßt, hatte es nicht sehen wollen, und die Ohren zugehalten, als sie seinen ersten Schrei hörte. Aber dann war doch die Mutterliebe aufgewacht und war schnell allmächtig in ihr geworden. Es sollte ganz ihr gehören, das Kind, um das sie so viel Elend und Leiden ausgehalten hatte. Er sollte keinen Teil daran haben. Geld hatte er ihr geben wollen — damit sie keine Not leide. Sie hatte ihm ins Gesicht geschlagen. Geld für das, was nicht mit allem Geld und Gut zu bezahlen war, nur mit Blut und Leben. Geld, damit er ruhig seines Weges gehen, ruhig schlafen konnte. Geld, das man einem schlechten Weibe gibt, einer, die zu kaufen ist für ein paar Groschen.

„Du sollst zum Herrn kommen." Fräulein Lisettchen wies mit einer strengen Geberde auf die Fußmatte, die vor der schneeweiß gescheuerten, schön mit Sand und gehacktem Kalmus bestreuten Treppe lag. — Wenn schon „solche" in das Pfarrhaus kamen, mochten sie wenigstens ihre Füße vom Schmutz reinigen, wenn auch ihr Herz voll Schlamm blieb. Fräulein Lisettchen war nicht sehr für christliche Milde, sie hielt es mehr mit heilsamer christlicher Strenge, besonders bei „solchen". Das hatte sie auch vorhin ihrem „Herrn" deutlich zu verstehen gegeben. Aber ihr Herr, — lieber Gott, mit dem war ja nichts zu machen, der sah ja in alle Menschen wie in einen goldenen Kelch, wenn auch, Gott sei's geklagt, viele eher recht unreine Gefäße waren. Das sah man wieder an der Mariann. Häuser hätte Fräulein Lisettchen auf die Mariann gebaut, wenn schon sie recht weltlich aussah mit ihrem schwarzen Haargewuschel und den hellgrauen Augen unter den langen schwarzen Wimpern. Aber so ein braves, fleißiges Mädchen, immer die Erste bei der Arbeit und die Letzte davon, immer adrett an sich und in ihrem winzigen Stübchen, das sie bei einer armen Witwe inne hatte. Und nie hatte man was Unrechtes von ihr gehört, trotzdem sie ganz allein auf der Welt war und niemand hatte, der sie hüten und schützen konnte. Und nun war doch das Unglück geschehen, und eine brave Jungfrau, die auf Ehre und Reputation hielt, mußte die Mariann in Grund und Boden verdammen. Das tat Fräulein Lisettchen auch, und nebenbei fluchte sie den Männern, durch die alles Leid, alle Sünde, alles Schlimme in die Welt kam, wie auch hier wieder zu sehen war. Und Fräulein Lisettchen dankte ihrem Schöpfer, der sie nie in Versuchung und Gefahr geführt hatte.

Mariann stieg mit zitternden Knien die Treppe hinan. Die Füße waren ihr schwer wie Blei. Sie war doch noch schwach und konnte noch nichts vertragen. Sie fürchtete sich auch vor den Augen des alten Pfarrers, der sie getauft und zur Kommunion geführt hatte. — Zitternd öffnete sie die Tür. — Das Zimmer war von bläulichem Pfeifenrauch er-

Digitized by Google

füllt, aber der Herr Pastor hatte die Pfeife weggelegt, stand aufrecht am Schreibtisch und sah sie ernsthaft an.

Sie blieb zagend an der Tür stehen.

„Komm nur herein, Maria Anna."

Sie tat ein paar Schritte ins Zimmer hinein, sie taumelte fast.

„Nun, nun, Maria Anna! Fürchtest du dich so sehr vor deinem Seelsorger? Warum bist du nicht längst zu mir gekommen, hast mir dein Herz ausgeschüttet? Bist nach Bersdorf zur Beichte gegangen, um nicht zu mir reden zu müssen! Warum hast du das getan, Maria Anna?"

Sie murmelte ein paar undeutliche Worte. Sie fühlte, wie ihr übel wurde, wie kalter Schweiß auf ihre Stirn trat.

Der alte Herr merkte es auch. Er nahm aus einem Wandschränkchen eine Flasche und ein Glas und nötigte ihr den feurigen Wein auf. Das tat wohl. Neu belebt richtete sie sich auf.

„Und was soll nun werden, Maria Anna? Willst du dich mir nicht anvertrauen! Soll nicht gut gemacht werden, was noch gut zu machen ist? Soll dein Kind mit dem Makel unehelicher Geburt behaftet aufwachsen? Willst du selbst als Gezeichnete, als Entehrte durchs Leben gehen? Freilich, was geschehen ist, ist geschehen, da ist nichts zu ändern. Aber wenn du heiratest, ist doch in kurzer Zeit alles anders."

Marianns Augen füllten sich mit Tränen. Der alte Herr sah es, und er fuhr eilig fort:

„Und dein Kind, dein Sohn! Auch gegen ihn hast du Pflichten. Er muß einen Erzieher haben, nicht nur einen Vater. Du bist zu schwach dazu! Hast du ja auch der Versuchung nicht widerstehen können, woher solltest du die Stärke nehmen zur Erziehung des Kindes?"

Da richtete sich Mariann hastig auf. Sie stand in ihrer ganzen Größe vor dem kleinen alten Herrn.

„Hochwürden, Sie sagen, was sie alle sagen! Ich soll Ihnen anvertrauen, wer der Vater des Kindes ist, damit sie ihm zureden, ihn zwingen, seine Schuldigkeit an mir zu tun! Ich weiß, Sie können das! Jeder weiß ja, bei wem Sie das schon fertig gekriegt haben! Aber Hochwürden, sagen Sie selbst, haben Sie Freude an den Ehen, die sie so zusammengebracht haben?"

„Freude?" Der Pfarrer sah sie streng an. „Wir sind nicht auf Erden, um Freude zu haben, Mariann! Wir sind hienieden, um unsere Pflicht zu tun. Und wenn Mann und Frau in solcher Ehe kein Glück finden, so ist das die Strafe Gottes! Unser Herr ist ein gerechter Gott! Er straft furchtbar in seinem Grimme! Nicht um der Gatten willen, daß sie Freude haben im Leben, sind sie zusammengefügt, sondern darum, daß sie ihre Sünde büßen und darum, daß das unschuldige Kind nicht leide unter der Eltern Sünde."

„Hochwürden!" Mariann fuhr auf. „Ich kann das nicht so sagen, was in mir ist. Aber mein Kind soll keinen Vater haben, der schlecht gehandelt hat an seiner Mutter. Auf den Knien hab ich vor ihm gerutscht, mit blutigen Tränen hab ich ihn gebeten, daß er ehrlich an mir handeln soll! Er hat sich fortgemacht, wie ein Dieb in der Nacht, — wie ein feiger Köter. Und der soll nun gezwungen werden, mich zu nehmen, — mich ehrlich zu machen! Der soll mein Mann sein, mein ganzes Leben lang, den ich anspeien möcht, den ich so verachte, wie keinen Menschen auf der Welt! Der soll meine Schande zudecken und meine Ehre wieder herstellen! Eine feine Ehre! Der soll mein Kind besser erziehen können, wie ich! So Einer! So ein Lump! Wenn er gesagt hätt, — wein nicht, Mariann, ich geh zum Pastor und bestell's Aufgebot und soll dich keiner scheel ansehen, wenn du meine Frau bist, sonst schlag ich ihm die Knochen entzwei, — — ja, Hochwürden, da wär meine Sünde eine Ehre gewesen, und ich wäre stolz gewesen, und wir hätten den Himmel auf der Welt gehabt! Aber so! So will ich lieber meine Schande tragen, als seine Ehre!"

Der alte Herr hatte erstaunt zugehört. Er schüttelte langsam den Kopf.

„Maria Anna, Maria Anna! Du bist stolz und hochmütig und solltest doch gebeugt und demütig sein! Du willst nicht büßen und das Gesetz Gottes befolgen, sondern du willst dir ein eigenes Gesetz machen. Du willst nicht um deines Kindes willen das Joch auf dich nehmen und . . . . ."

Digitized by Google

„Nein! Nein und nein!“ Mariann war außer sich. „Ich tu's nicht! Ich will nicht den zum Manne! Ich will ihn nicht zum Vater meines Kindes! Ich will mein Kind für mich allein haben, und keiner soll Anteil an ihm haben. Ich will arbeiten und schaffen, daß mir das Blut unter den Nägeln herausspritzt, und mein Kind soll gehalten werden wie ein Prinz! Und soll ein Bursch werden, der kein Mädchen verlockt und betrügt und unehrlich macht! Und wenn es ein Schandfleck für die Gemeinde ist, daß ein lediges Kind drin aufwächst, ich kann's nicht ändern. Die Gemeinde hilft mir nicht, und ich bin der Gemeinde nichts schuldig und will ihr nichts schuldig werden.“

Der Pastor stand ratlos. Mariann trat dicht an ihn heran:

„Sie haben's gut gemeint, Hochwürden, und ich dank Ihnen auch vielmals. Und ich weiß ja, wie gut Sie sind, und wie Sie in die Herzen hineinschauen. Aber Hochwürden, wie's in meinem Herzen aussieht, das, — das können Sie doch nicht ergründen, und wenn Sie's könnten, würden Sie sehen, daß es da nichts zu ändern gibt.“

Sie war zur Tür hinaus. Der alte Herr schaute wohl eine Minute tief betroffen auf die Türe. Dann schüttelte er den Kopf und seufzte und sann. Aber wie er auch sann und grübelte, er fand nichts. Er konnte ihr nicht Unrecht geben, der Mariann! Sie hatte einen heimlichen Schaden in seiner Gemeinde aufgedeckt. Ja, diese gewaltsam erzwungenen Ehen waren freilich für die armen Frauen meist wahre Kreuz- und Marterwege. Aber bis jetzt hatte er immer daran festgehalten, daß sie eine Sühne seien für begangene Schuld. War die Schuld wirklich so groß, daß sie ein ganzes Leben zur Sühne brauchte? Er seufzte tief und trat ans Fenster. Der süße Lindenduft kam in schweren Wolken zu ihm hinauf, unten in seinem Pfarrgarten blühten die Rosen in allen Farben auf den sauberen Rabatten, ein ganzes Chor von Vögeln zwitscherte seine Abendstrophe, überall war Friede in der Natur, nur die Menschen —

Fräulein Lisettchen kam nicht ganz glücklich in diese Betrachtungen hinein. Und darum wurde ihr eine ziemlich scharfe Zurechtweisung zuteil, als sie ihrem „Herrn“ suggerieren wollte, daß „so eine“ ganz unmöglich die Gartenarbeit im Pfarrgarten weiter tun könne.

Der alte Herr wurde ordentlich böse. „Weißt du nicht, Elisabetha, daß mehr Freude im Himmel ist über einen Sünder — — —“

„Wohl, wohl, Herr Pastor,“ fiel Fräulein Lisette ein, „aber die Mariann sieht gar nicht aus wie eine, die Buße tut. Und wenns wahr ist, was sie erzählen, daß sie nicht sagen will, wer ihres Jungen Vater ist, dann ist das eine Sünde und Schande und eine ganz verdrehte Person, der einer mal ordentlich den Kopf zurechtsetzen müßte, daß sie sich darauf besinne, was ihre Schuldigkeit ist. Hat man je so was erlebt? Froh sollte sie sein, wenn der Herr Pastor ihr dazu verhälfe, daß sie wieder die Augen aufschlagen kann vor anständigen Leuten. Und wenn ich Herrn Pastor raten soll, dann kommt sie nicht mehr in den Garten und“ — — —“

„Elisabetha, Elisabetha!“ Der alte Herr mußte doch lächeln. — „Und wen nehmen wir denn da? — Die Rotfahn, mit der du gleich Krakehl bekommst oder die Müllersche, die die Schürze voll gemaustes Obst mit heimschleppt, oder die Schulzsche, die die Beete zertrampelt, daß sie aussehen, wie gewalzt oder“ —

Fräulein Lisettchen zuckte hilflos die Achseln. „Ich weiß ja, Herr Pastor, daß es immer nach Ihrem Kopf geht, und ich kann mich bloß ärgern, wenn die Weiber aus dem Dorf so dumm daher reden, ‚Sie haben's gut, Fräulein Lisettchen, der Herr ist ja so gut, wie ein Kind, Sie können machen, was sie wollen!‘ — Ja, schön kann ich das, — wenn sie nur mal hörten, wie der seinen Kopf durchsetzt, und wenn er kommt mit seinen Bibelsprüchen, wo ich nicht dagegen kann, wenn schon die Bibel zu einer Zeit geschrieben worden ist, wo die Leute sicher nicht so schlecht und raffiniert waren, wie jetzt und — — —“

Der Herr Pastor hob drohend den Finger. „Ich bin ja schon still! Aber ärgern kann's einen, daß man kein Wort sagen darf und — —“

Der alte Herr machte eine scherzhafte Schwenkung mit den Armen, wie wenn man Vögel jagt. „Husch, husch“ — —

Digitized by Google

Das half. Fräulein Liſettchen flatterte zur Tür hinaus wie ein ſehr mageres, bejahrtes Huhn. — Aber der alte Herr lächelte nicht, wie ſonſt wohl. Still ging er zu ſeinem Schreibtiſch zurück und zündete ſeine Pfeife an. — Aber, ob er auch mächtige Wolken qualmte, es ſchmeckte ihm doch nicht recht. Und ſchließlich ſetzte er ſeinen Hut auf, rief den dicken weißen Spitz und machte noch einen Abendgang.

2.

Mariann war mit eiligen Schritten heimgelaufen. Es war ihr wie ein Wunder, daß ſie es gewagt hatte dem Paſtor zu widerſprechen, daß ſie ſo viel Worte gefunden hatte. Das mochte wohl daher kommen, daß alles, was ſich ſeit Monden an Groll und Kummer in ihr angeſammelt hatte, nun mit Gewalt zum Ausbruch gekommen war. Und es war ihr förmlich leicht und frei ums Herz. Nein, ſie wollte ſich nicht zwingen laſſen zu einer Heirat mit dem Verhaßten. Sollte es ihr gehen wie der Marlene, die alle Tage Prügel von ihrem Manne bekam, wenn er ſeinen Zorn auslaſſen wollte, oder wie der Lies, die keine gute Stunde hatte bei ihrem Mann und immer in tauſend Ängſten war, daß er zu einer andern ſchlich, wie er früher zu ihr geſchlichen war? Buße ſollte ſie tun? Sie hatte genug gebüßt; wenn eine Buße ſein mußte, dann wollte ſie die Schande lieber als Buße tragen. Sie atmete auf, als ſie vor dem winzigen Häuschen ſtand, in dem ſie wohnte. Es war alles ſtill, kein quarrendes Kindergeſchrei zu hören. Der Junge ſchlief noch. Sie ſchlüpfte in das Stübchen und ſtand vor dem Korbe, in dem er lag. Ihr Herz ging auf. Er ſchlief ruhig, das dicke Fäuſtchen am Mäulchen, das ſchwarze Schöpfchen geſträubt. Gott ſei Dank, er glich ihr. Das blonde Haar ſeines Vaters, ſeine braunen Augen hatte er nicht. Aber ſie hatte oft gehört, daß die Haare ausfallen, welche die Kinder mit zur Welt bringen und andersfarbige nachwachſen. Mochten ſie doch. Bis dahin war Gras über alles gewachſen, und bis man eine Ähnlichkeit merken konnte, kümmerte ſich niemand mehr um das „ledige Kind“. Sie hielten ja mächtig auf Reputation im Dorf, aber ſie würden ſich auch daran gewöhnen. Ja, wenn es ein Mädchen geweſen wäre, dann hätte ſie vielleicht nachgegeben. An Mädchen klebt ſo ein Makel ſich feſt an. Aber ein Junge! Pah, er würde ein ſtrammer, prächtiger Burſch werden, der auf eigenen Füßen feſt und ſicher im Leben ſtand.

Das Kind dehnte die kleinen Glieder, ſtreckte ſich und wurde wach. Die Augen blinzelten mit dem leeren Blick ganz kleiner Kinder, das Mäulchen machte eine ſaugende Bewegung. — Mariann nahm ihn glückſelig aus dem Korbe.

„Hunger hat der Schelm.“ Sie legte ihn an die Bruſt und ſah ihm ſtillſelig zu. Sie war jetzt ganz reich, ganz zufrieden. Sie ſpann ihre Zukunftspläne weiter. — „Arbeiten werd' ich für dich, Tag und Nacht. Die letzte ſchwere Zeit hat freilich viel gekoſtet, das Sparkaſſenbuch iſt ganz leer. Aber das krieg ich alles wieder, wenn ich erſt wieder ſtark und kräftig bin. Und du ſollſt ein Staatsjunge werden. Sie ſagen ja, er will Müllers Lena heiraten, das piepſige, armſelige Ding. Wer weiß, ob er mich nicht mal ſpäter beneidet um dich, um meinen Prachtjungen. Wer weiß, ob er ſich nicht mal wünſcht, du gehörteſt ihm nach allem Recht zu.“

Sie fühlte ordentlich, wie ſie feſt und ſtark wurde in dem Gedanken. Der Weichmut der letzten Zeit begann von ihr abzufallen. Das war ja auch alles nur die Krankheit geweſen. Weichmütig war die Mariann nie, nein wahrhaftig nicht. Immer ein ſtolzes Mädchen mit aufrechtem Kopf und ſchnippiſchem Mundwerk, das die Burſchen ordentlich abfahren ließ. Das war freilich nun auch vorbei, ſie mußte den Kopf ganz tief ſenken. Ach was, ſie wollte ihn ſchon wieder hoch heben! Es ſollte ihr einer kommen mit Redensarten oder Sticheleien.

Wie der Menſch nur ſo weichmütig werden kann im Unglück, ſo bange und verzagt, ſo niedergedrückt und zerſchlagen. So war ſie geweſen monatelang wie in einem ſchweren Traum. Heute noch, — eben noch. Aber jetzt war alles von ihr abgefallen, jetzt wollte ſie wieder die alte Mariann ſein. An Arbeit würde es ihr nicht fehlen, das wußte ſie. Erſt würden die Weiber hadern und ſticheln, —

Digitized by Google

die mußte man nur einmal ordentlich abfertigen, — dann würden sie sie doch wiederholen zur Gartenarbeit und zur Hilfe bei Festlichkeiten, bei Hochzeiten und Taufen. Ja, nur den Kopf hoch halten. Ganz hoch!

Es klopfte leise an die Tür. Mariann fuhr zusammen. Wer kam da zu ihr? Es waren wenige zu ihr gekommen in der letzten Zeit, und sie war schreckhaft geworden. Aber gleich nahm sie sich zusammen. Wer konnte ihr was anhaben. Sie rief ein lautes Herein.

Eine blasse Frau schob sich durch die Tür. — Das war ja die Marlene, eine Kameradin Mariannens. Die hatte freilich noch zur Zeit geheiratet, das hatte der Herr Pastor fertig gebracht. Sie bot hastig guten Abend. Ihre Augen gingen auf das Kind. „Was ein schöner Jung! So stark und so langes Haar!" Sie seufzte tief und schwer auf. Ihr eigenes Kind war gestorben kurz nach der Geburt, nun wartete sie wohl schon zwei Jahre auf das zweite. —

Sie sah Mariann mit unruhigen Blicken an. „Sie erzählen, du wolltest nicht heiraten, Mariann. Recht hast du! Tu's nicht, tu's ewig nicht! Denk' an mich, sieh mich an. Alle Tage schmeißt er mir's vor, was gewesen ist. Auf jedes Butterbrot schmiert er's mir, was er sich mit mir verplempert hat. Immer hält er mir vor, daß ich ihm auf den Knien dankbar sein muß. Eine Höll' hab ich auf der Welt, eine Höll' sag ich dir! Trag lieber die Schande und bleib für dich! — Ich hab' einen Haß auf ihn, — einen Haß — — Wenn er im Bett liegt und schläft, da möcht ich ihn erwürgen mit meinen Händen. Wenn sie dir zusetzen, dann denk' an mich, Mariann!" —

Sie war zur Tür hinaus, ehe Mariann reden konnte, wie eine Spukgestalt in den grauenden Abend.

Und Mariann schauderte zusammen. Sie hatte damals all die Liebesseligkeit zwischen den zweien gesehen, ein paar Monate lang und dann — und dann —!

Damals hatte freilich das ganze Dorf um die Liebschaft der beiden gewußt. — Er hatte es schlauer angestellt, — ach, viel schlauer! Vor den Leuten hatte er gleichgültig getan, — ganz gleichgültig! Aber wo sie in einem entlegenen Garten zu tun hatte oder weit draußen auf einem Gemüsestück, da war er auf einmal auch, ganz zufällig gegen Abend, wenn's still geworden war, oder in der heißen Mittagsstunde, wenn niemand sonst draußen war. Und wie hatte er ihr's glaublich gemacht, daß sie alles ganz stille halten müßte, bis er langsam seinen Vater herumgebracht habe, weil sich sonst die ganze Verwandtschaft dahinter stecken und den Alten aufhetzen würde. — Zumal der Müller, dessen Lena er ja heiraten sollte, — damals schon. Und es war ja auch doppelt schön, all das heimliche Sommerglück, bis der Herbst kam und es nichts mehr draußen zu tun gab. Und wie er dann in dunkeln Herbstabenden, wenn das ganze Dorf schon schlief, zu dem abseits gelegenen Häuschen kam, da mußte sie ihn einlassen in ihr Stübchen, damit keiner was merkte. Dann kam er seltener und seltener, — und dann kam die Zeit, da sie wußte, was kommen mußte, und sie sah ihn kaum mehr, er ging ihr aus dem Wege. Aber einmal hatte sie ihn doch erhascht auf einem einsamen Feldwege, und da, als er wußte, was war, da war er davongeschlichen. — Mariann schrak zusammen. Sollten sie diese Vorstellungen immer verfolgen, sie festhalten, sodaß sie nicht davon los kam? — Sie sprang auf. Das Kind schlief fest. Sie nahm ihr Strickzeug und setzte sich auf die Bank vor dem Häuschen. Es war sehr still, der Abend war schon dunkler, das Wasser des Röhrenbrunnens plätscherte leise. Zum erstenmal zog wieder etwas wie Friede in ihre aufgewühlte Seele. Eine kleine Gestalt im langen Rock kam durch die sinkende Nacht, — ein weißer Punkt bewegte sich nebenher. — Der Herr Pastor! Einen Augenblick lang dachte Mariann an Flucht. Dann aber blieb sie sitzen. Sie fühlte sich ganz fest und klar innerlich.

Der alte Herr blieb einen Augenblick vor ihr stehen.

„Mariann, ich will dich zu nichts zwingen, aber ich will für dich beten um Erleuchtung. Bete auch, wenn du kannst, Mariann. — Und ich denke, du wirst auch wieder zur Arbeit kommen ins Pfarrhaus, nicht wahr?"

In dieser Nacht schlief Mariann zum erstenmal wieder fest und tief. Und träumte von ihrem Jungen, der sie in einer goldenen Kutsche abholte aus ihrem Häuschen.

Digitized by Google

3.

Vier Monate später ging Mariann an einem Oktobersonntag mit ihrem Kind langsam den ziemlich steilen Pfad des Burgberges hinan. Das war ihr Sonntagsvergnügen bei schönem Wetter. Sie saß gar zu gern da oben unter den Trümmern der Burg zwischen den mächtigen Mauerbrocken, die durcheinander geworfen in dem einstigen Burghof lagen. Es war so still da oben. Höchstens ein paar Kinder kamen einmal herauf, um Beeren zu suchen. Da störte sie niemand, kränkte sie niemand. Wenn die Sonne zu heiß wurde, saß sie im Schatten des halbzerfallenen Turmes, ging der Wind, fand sie immer ein geschütztes Plätzchen. Es war schön, da zu sitzen, auf das Dorf unten zu schauen, das sonntäglich still da lag, und aus dem nur manchmal das polternde Rollen der Kugeln von der Kegelbahn, das Krähen eines Hahnes, das dumpfe Muhen einer Kuh hinaufdrang. Die Sonne blinkte in den kleinen Dachfensterscheiben, der Rauch kräuselte sich blau in der klaren Herbstluft. Der wilde Wein, der in langen Ranken überall lose herabhing, bewegte sich sacht, wenn sich ein leises Lüftchen aufmachte. Er war schon gelb und rot und stach schön ab von den dunkelgrünen Efeupolstern, die sich allenthalben über die Trümmer breiteten.

Mariann saß und sann. Es war sonderbar, welche Gedanken ihr jetzt kamen in solchen einsamen Ruhestunden wie diese. Niemals früher wäre sie darauf gekommen. Damals war freilich auch keine Zeit dazu. An Wochentagen hatte sie ihre Arbeit, und an Sonntagen ging sie mit dem ganzen Schwarm ihrer Kameradinnen. Das hatte alles aufgehört, seit das Kind da war. Manche Demütigung hatte sie doch erdulden, manche schlimme Rede hören müssen. Und manche heimliche Träne war über dem Lager des Kindes geflossen. Aber immer wieder hob sie den Kopf hoch. Sie schaffte für zwei, vom grauenden Tag bis in die sinkende Nacht. Ein paar der Bäuerinnen hatten sie freilich zuerst nicht wieder in die Arbeit genommen, — gerade die, bei denen solcher Tugendstolz am überflüssigsten gewesen wäre. Aber was tat das. Mariann lachte. Sie hatte Arbeit mehr als genug, sie hätte sich teilen müssen, um alles zu besorgen. Solch eine Schafferin gab es so bald nicht wieder, und das andere war ja eine Sache für sich. Ins Pfarrhaus war sie auch wieder geholt worden, und das war ihr freilich eine große Hilfe geworden. Denn ihr Verhalten hatten ihr die einen als Hochmut ausgelegt, die anderen als Narretei und alle zusammen als eine arge Unchristlichkeit. Aber, wenn der Herr Pastor selber die Mariann wieder bei sich arbeiten ließ, da konnten die Bauern es ja auch ruhig tun, zumal wenn es ihr Vorteil war. Nun war noch die Müllerin die einzige, die nichts von ihr wissen wollte. Gerade, als ob sie was ahnte. Und die Lena sah sie auch immer mit giftigen Augen an. Die Heirat war immer noch nicht fest beschlossen. Der Vater des Christian Schlömer war ein zäher Filz, der mit dem Müller feilschte um die Mitgift, um jeden Taler, um jedes Huhn, um jedes Stück Möbel. Sie haderten und schacherten allsonntäglich zusammen, und derweil wurde die Lena immer magerer und gelber und spinöser. Mochte sie doch! Was lag der Mariann daran! Daran nichts und an dem Christian nichts. Nein. Es sollte und durfte ihr nichts daran liegen. Sie hätte das Kind, das ihr allein gehörte, das jeden Tag dicker und prächtiger wurde, das sie schon kannte, lachte und ihr entgegenstrampelte. Solch ein Kind gab es ja auch gar nicht mehr, solch einen Prachtjungen! Und wie ein Prinz war er gehalten, das hatte sie wahr gemacht. Die Kinderwäsche der Gutsfrau kam zu hohen Ehren, und an den Sonntagen nähte die Mariann bis tief in die Nacht Hemdchen und Jäckchen. Nun sollte er schon bald ein Röckchen über die Wickel bekommen. Sie hatte von der Krämersfrau ein Stück roten Stoff billig bekommen, daraus gab es ein prächtiges Kleidchen. Sie hatte es schon am vorigen Sonntag zugeschnitten, und heute saß sie und nähte eifrig und geschickt, wenn auch die von der schweren Arbeit harten Finger nicht gerade flink waren. Dabei gingen ihr die Gedanken kraus durch den Kopf. Wenn der Christian und die Lena Hochzeit machten, das gab wohl eine lustige Ehe. Die Lena gönnte ja nicht ihrer eigenen Mutter ein gutes Wort. Und so eine Vogelscheuche. — Sie sprang

Digitized by Google

auf, reckte und dehnte sich. Sie war wieder voll und blühend geworden, etwas stärker und frauenhafter, aber wieder die „schöne Mariann!" Sie wußte es auch wohl. Jeder Blick in den Spiegel sagte ihr's, und auch genug andere bewundernde Blicke. Freilich meinte auch manch einer der Burschen, die Mariann sei jetzt Freiwild und versuchte sich heranzupürschen. Aber das focht sie wenig an. Sie fertigte die Frechen kräftig ab, und es kam ihr auch auf eine Maulschelle nicht an. So hatte sie sich ziemlich schnell Ruhe geschafft. Mit dem Christian hatte sie auch schon ein paarmal geredet. Das ging nicht anders in dem kleinen Dorf. Freilich hatte der reiche Bauernsohn nicht viel mit der armen Tagelöhnerin gemein, aber immerhin waren sie doch Schulkameraden, — es wäre gar zu auffällig gewesen, wenn sie sich gemieden hätten. Er freilich war ihr nach Kräften aus dem Wege gegangen, und das war auch gut so. Sie wollte nichts von ihm, er sollte ihr nur fern bleiben. Ihre Blicke gingen über den Burgturm. In dessen Innern war ein grausiges Verließ, das seltsamerweise ganz wohlerhalten geblieben war. Keine Tür führte hinein, nur eine kleine Luke. Da hinein hatte vor vielen hundert Jahren ein Ritter seine untreue Frau eingesperrt und sie langsam verhungern lassen. Jetzt spukte sie in stürmischen Nächten in der Ruine umher, rang verzweifelt die Hände und stöhnte geisterhaft. Auch in dem früheren Kloster im Dorf war so ein Gefängnis, wo auch einmal ein Ritter seine Tochter wegen einer Liebschaft hatte einsperren und langsam zu Tode hungern lassen. Die frommen Nonnen hatten bei diesem gottgefälligen Werk geholfen. Sonderbar, daß es immer nur die Frauen waren, die bestraft und eingesperrt und totgehungert wurden. Von einem wegen Untreue bestraften Mann wußte niemand was. So viel Ruinen und Klöster es auch in dem einsamen Hochlande gab, und soviel Geschichten Mariann auch von ihnen wußte, keine handelte davon. Höchstens, wenn die Burgherren in Fehde miteinander gerieten und sich bekriegten und einer den anderen fing, dann setzte er den für einige Zeit in solch ein Kerkerloch. Ob es damals keine untreuen Männer gab? Mariann lachte bitter. Damals war's ja wohl grade so wie heute, die Männer gingen straflos, frei und ungekränkt herum. Nur auf den Mädchen, da blieb die Schmach sitzen.

Ein leises Rascheln unterbrach sie in ihrem Sinnen. Das Buschwerk bewegte sich, eine Männergestalt zwängte sich an der Umwallung durch — sie schrak heftig zusammen — der Christian. Ihr erster Gedanke war das Kind. Sie riß die Schürze ab und warf sie über es. Dann sah sie an ihm vorüber. Was hatte er hier zu suchen. Brachte ihn der Zufall hier herauf, so mochte er weiter gehen, hatte er sie aufgesucht, um so schlimmer für ihn.

Er stand einen Augenblick verlegen da. Dann gab er sich einen Ruck.

„Tag, Mariann."

Sie antwortete nichts, er trat ungeduldig von einem Fuß auf den andern.

„Na, die Zeit kannst mir auch wohl noch bieten," sagte er geärgert.

Sie hob den Kopf und sah ihn scharf an. „Ich hab' keine Ursache, dir die Zeit zu bieten."

„Hoho! Die Zeit kann man einem Wildfremden bieten."

„Du bist mir kein Wildfremder, aber auch keiner, dem ich die Zeit biet'." Sie sagte es ganz gelassen und ruhig.

Er machte eine Bewegung. Sie reckte sich in ihrer ganzen Kraft auf.

„Geh ein Haus weiter, du hast dich geirrt. Da drüben ist die Mühl'."

Er machte einen Versuch zu scherzen. „Bist wohl eifersüchtig, Mariann?"

Sie schüttelte ruhig mit dem Kopf. „Eifersüchtig? Auf die Lena! Hab Liebschaft, mit wem du willst und heirat, wen du willst. Und wenn du hier vor mir lägst und wärest im Sterben, und ich könnt dich lebendig machen, wenn ich meinen kleinen Finger aufhöbe, ich tät's nicht!"

Sie hatte leise gesprochen mit unbewegter Stimme. Jetzt setzte sie sich, nahm ihre Näherei und packte sie zusammen mit gleichmäßigen Bewegungen.

Er stand da verlegen, klein. „So einen Haß hast du auf mich, Mariann?"

„Auf dich? Einen Haß? Nein! Wenn ich einen Haß hab', dann hab ich ihn auf mich selber." Sie war aufgestanden und trat ganz dicht an ihn heran. „Auf mich selber" wiederholte sie. „Oder ich schäm mich vor mir

Digitized by Google

selber, daß ich so dumm war, so dumm und so leichtgläubig, daß ich einem Lügner geglaubt hab und einen Lump gern gehabt, daß mein Kind einen Vater hat, der so ein Lügner ist und ein Lump!"

Sie hatte deutlich gesprochen, nicht überstürzt, jedes Wort gleichsam auf ihn geschleudert wie einen Pfeil.

Er war kreidebleich geworden und unwillkürlich einen Schritt zurückgewichen. Nun stand er an der Mauer, die ihn nicht weiterließ.

„Mariann," stammelte er.

„Ja, das ist's," sagte sie, „das ist das, was mir das Ärgste ist. Aber ich werd' auch das überstehen. Ich hab ja das andere auch überstanden. Und ich wünsch' dir nicht mal eine Straf! Die kommt schon von selber. — Guck da unten." Sie wies nach der Mühle. „Da ist deine Straf! Du weißt, es hätt mich nur ein Wort gekostet, nur zwei Worte, nur deinen Namen hätt ich zu sagen brauchen, dann wär ich längst deine Frau. Aber ich hab's nicht gewollt. Ich hab' keinen gewollt, der so einer ist, wie du. Ich hab' dich freilich nicht zeitig genug kennen gelernt, daß ich meine Ehre gerettet hätt, aber doch noch zeitig genug, daß ich mich nicht hab' an dich anketten lassen und unglücklich machen für mein Leben lang. Und darum hab' ich dich nicht gewollt, darum nicht! Ich sorg' für mich selber, und ich sorg' für mein Kind. Und mein Kind, das werd' ich aufziehen, daß es kein Mädchenverführer wird und kein Lügner und Lump!"

„Mariann," er knirschte mit den Zähnen, „mach, daß ich mich nicht vergeß."

Sie sah ihn kalt an. „Vergeß? Was willst du denn? Mir was antun? Ich fürcht' mich nicht! So einer wie du, der ist noch viel zu feig für so was!"

Er ballte wild die Fäuste.

Sie hob ruhig das Kind auf und wendete sich zum Gehen.

„Bleib' noch hier," sagte sie beißend. „Versteck' dich, daß keiner dich sieht, sonst möcht's doch noch aufkommen, und dann gibt der Müller sicherlich seinem Schwiegersohn nicht so bald die Mühl'."

„Treib's nicht zu arg, Mariann," stieß er zwischen den Zähnen hervor. „Reiz mich nicht, daß ich mich an dir räch! Ich könnt dir genug schaden im Dorf!"

„Du mir schaden!" Sie lachte. „Du mir! Ich rat' dir, laß' die Finger davon. Denn sonst red' ich doch noch! Versuch's nur, mir einen Stein in den Weg zu legen! Ich hab' still geschwiegen um meinetwillen, nicht um deinetwillen. Ich kann auch reden um meinetwillen."

„Satan du!" knirschte er. „Der Teufel ist in dich gefahren, Mädchen."

„Wer hat die Schuld," sagte sie gelassen. „Nur du und wieder du, du, du."

Sie wendete sich zum Abstieg. Aber er vertrat ihr den Weg in einer plötzlichen Eingebung. „Das Kind", rief er heiser, „ich will das Kind sehen. Ich hab' ein Recht auf das Kind!"

Sie riß sich blitzschnell los und stieß ihn mit dem freien Arm zurück, daß er fast taumelte. Jetzt war sie auch kreideweiß. „Rühr es nicht an", keuchte sie. „Untersteh' dich nicht, oder ich spring dir an den Hals. Sieh es nicht an, oder ich kratze dir deine falschen Augen aus. Ein Recht willst du haben, ein Recht? Wo ist dein Recht? Du hast es verleugnet und verlassen. Ich hab die Schande um es getragen und die Schmerzen. Ich nähr' es mit meiner Hände Arbeit. Ich will es für mich allein, mir gehört's allein, mir! Wirst ja Kinder mit der Lena haben, um die du dich kümmern mußt. Um meines kümmere dich nicht! Das geht dich nichts an!"

Sie lief fast den Berg hinab, trotz der Last des Kindes auf ihrem Arm. Als sie ein Stück abwärts war, hielt sie stille und schaute um. Er war ihr nicht nachgekommen. Er stand oben an die Mauer gelehnt, keuchend vor Zorn und vielleicht auch vor Scham. Da mäßigte sie ihren Schritt und stieg langsam den steilen Bergweg hinunter. Sie atmete tief. Ach, wie das gut tat, daß sie ihm einmal sagen konnte, was in ihr war. Das er wußte, was sie von ihm hielt. Sie drückte das Kind fest an sich, wie schützend. „Ein Recht will er an dich haben! Ach, er soll nur kommen und drauf pochen!" — Sie ging den Talweg, der an der Mühle vorüber führte, die in sonntäglicher Ruhe dalag. Das Mühlrad war abgestellt, das Wasser schoß in brausendem Strahl seitwärts. Im Mühlgarten blühten

Digitized by Google

bunt die Georginen, und verspätete Reseda duftete stark. Im Mittelgang ging die Lena unruhig auf und ab. Sie war in großem Staat. Auf ihrem blauen Kleide prunkte ein weißer Spitzenkragen, und sie hatte große Ohrringe in den Ohren. Sie wartete wohl auf den Christian. Das grellfarbige Kleid machte sie noch gelber aussehend, und sie schien Mariann magerer und dürftiger als je.

Als sie Mariann erblickte, funkelten ihre Augen böse. Sie drehte sich auf dem Absatz herum und wendete ihr den Rücken! Dabei lachte sie laut und höhnisch. Aber das focht Mariann nicht an. Sie reckte sich nur noch stolzer auf und ging vorüber, ohne zu eilen. In dem Augenblick drehte sich die Lena um. Ein boshafter Triumph trat in ihre Augen. „Bist vielleicht dem Christian begegnet," rief sie scharf.

Mariann stand still. Es wurde ihr klar, daß die Lena etwas wußte und daß sie sie jetzt verhöhnen wollte. Sie stand auf der Hut.

„Wirst ja selbst am besten wissen, wo dein Schatz ist," sagte sie scharf.

„Hihihi," kicherte die Lena. „Wer weiß denn immer, wo die Burschen sind. Vielleicht hat er unterwegs eine gefunden, die schön mit ihm tut. Es soll ja solche geben."

Mariann sah sie ruhig an. „Hast wohl wenig Gewalt über deinen Hochzeiter," gab sie zurück.

„Hihihi." Die Lena lachte laut. „Grad genug, um ihn festzuhalten! Das können andere freilich nicht! Nachher haben sie dann das Nachsehen und das da — — —" Sie zeigte auf das Kind.

Mariann zuckte die Achseln. „Sorg' erst, daß du ihn festhältst, den deinigen. Und wenn du ihn erst an der Kette hast, halt sie stramm. Wirst noch genug mit deinen eigenen Sachen zu tun kriegen, laß du nur andere Leute in Ruh!"

Die Lena sah aus wie eine boshafte gelbe Katze. Mariann fühlte einen Augenblick lang fast Mitleid mit ihr. Wenn sie ahnte, daß der Christian ihr Schatz gewesen, dann mußte sie ja Höllenpein ausstehen. War's nicht aus Liebe, dann aus beleidigter Hoffahrt. Und den Himmel auf der Welt bekam die sicherlich nicht.

Mariann seufzte. Es ging gar zu verkehrt zu auf der Welt. Da oben saß der Christian jetzt voll Groll und Zorn, hier unten lief die Lena wie eine eingesperrte Wildkatze herum, und sie selber hatte auch ihr Teil an Kummer und Not. Aber ihr dünkte, als sei das Ihre noch am leichtesten zu tragen.

4.

In der Mühle war Hochzeit. Der Dorfbackofen wurde drei Tage lang geheizt; der Landschlachter, der von Haus zu Haus ging mit seinem blanken Schlachtmesser im Gürtel, hatte acht Tage zu tun gehabt mit Schlachten und Wursteln. Das ganze Dorf war in Aufregung. So eine „reiche Hochzeit" war jahrelang nicht dagewesen. Der Müller hatte nicht gegeizt bei der Hochzeit seiner Einzigen. Die Lena hatte ein Kleid von wirklicher blauer Seide an, das von selber gestanden hätte, wenn auch ihr schmächtiger Körper nicht darin steckte, und einen Kranz von weißen Wachsblumen mit einem echtsilbernen Flittersträußchen auf der Seite. — Das kleine Mädchen, das dem Brautpaar vorausschritt in die Kirche, trug statt des sonst üblichen Taschentuches für den Pastor eine kleine Schachtel mit einem blanken Zwanzigmarkstück darin. Es ging so feierlich im Bewußtsein der Wichtigkeit seiner Mission, daß es kaum vom Flecke kam. Die künstlich gedrehten Löckchen auf seinem Kopfe hingen wie Korkzieher, um sein steif gestärktes weißes Kleidchen war ein knallblaues Band gebunden, das in zwei egalen Schlupfen weit abstand. Von des Bräutigams hohem Zylinderhut flatterte ein ganzes Büschel schmaler bunter Bänder als Freudenwimpel. Hinter dem Brautpaar kam die Müllerin zwischen den beiden Vätern. Sie hatte ein Kleid von schwarzer Seide an, das knitterte und rauschte. Ein gewirkter Schal hing würdig darüber, eine schwarze Blondenhaube zwängte ihren Kopf ein. Danach kamen die Alten, die Männer in langen feierlichen schwarzen Röcken und Zylinderhüten, die Frauen in schwarzen Kaschmirkleidern, in Umschlagetüchern und weißen und schwarzen Hauben mit roten Rosen und blauen Blumen mit giftig grünen Blättern. Sie gingen würdig und wortlos mit schweren, stampfenden Schritten, die die Arbeit langer Jahre müde

Digitized by Google

gemacht hatte. Hinter ihnen drängte sich das Jungvolk, die Mädchen in blauen und violetten Kleidern, das Haar glatt mit Pomade gemacht, daß es glänzte, die Zöpfe um den Kopf gelegt, ein schwarzes Sammtband darum gebunden. Sie steckten die Köpfe zusammen, hielten ihre großen Gebetbücher, auf denen das gestärkte Taschentuch lag, steif in der Hand und tuschelten eifrig miteinander. Die Burschen hinter ihnen gingen im gleichen Schritt, wie sie's noch von der Militärzeit her übten, mit ernsthaften, etwas verlegenen Gesichtern. Die helle Januarsonne schien auf den Zug, wie er sich durch den tiefen Schnee von der Mühle aus zur Kirche bewegte. — Es sah schön und feierlich aus. Alle Glocken läuteten wie am Weihnachtsfest. Das hatte der Müller für schweres Geld bestellt, auch ein feierliches Hochamt mit Gesang und Orgelspiel und sogar mit einem Bläserchor des Kriegervereins. Denn der Christian war ja Soldat und sogar Gardist gewesen, und sie konnten sich alles antun, sie hatten's ja dazu.

Der alte Schlömer schritt mit einem sauren Gesicht neben der aufgeblasenen Müllerin. Es war freilich nicht sein Geld, das da weggeschmissen wurde. Aber es war der Lena ihrs und so von Rechts wegen auch schon das des Christian. Und warum man das so in die Luft schmiß für Glockengeläut und Orgel und Posaunengeblase, das wollte ihm nicht in den Kopf. Verstohlen streifte seine harte Hand mit den langen Krallenfingern das Kleid der Müllerin. So eine Verschwendung. Mindestens einen Taler hatte das die Elle gekostet. Über einen Taler für eine Elle Kleiderstoff ging sein ärgster Argwohn nicht hinaus. Dann sah er auf die Braut, die dicht vor ihm ging. Das hatten die Müllersleute nötig, die Lena, die Vogelscheuche, so zu behängen und aufzuputzen, als ob sie dadurch schöner geworden wäre. Nein, sie war nur eine „Blume im Goldsack", eine sehr dürftige, kümmerliche. Aber sie hätte an jedem Finger einen Burschen haben können, und am Goldfinger gleich noch ein halb Dutzend extra. Die Reichste weit und breit. Ein Glück, daß sie sich gerade auf den Christian kapriziert hatte. Und der hatte nicht einmal mit beiden Händen zugegriffen. Ach, er wußte wohl, was dem im Kopfe gesteckt hatte. Nicht umsonst war auch er in jungen Jahren verbotene Schleichwege gepirscht. Aber er wollte nichts wissen, nein. Waren die Mädchen so dumm und leichtsinnig, daß sie sich von einem Burschen beschwatzen ließen, dann mochten sie auch die Folgen tragen. Was ging's ihn, den Alten an. Nur seinen Jungen, den hielt er in eiserner Zucht, daß er die Dummheit nicht zu weit trieb. Er hätte ihn enterbt, keinen scheelen Pfennig hätte er von ihm bekommen, wenn er sich nicht seinem Willen gebeugt hätte. Und nun war alles in Ordnung. Der Alte hatte Angst gehabt. Weiß der Kuckuck, was so rabiate Weibsvölker nicht anstellen. Aber es war alles glatt gegangen. Er hatte freilich sich so lange geängstigt, bis die zwei vom Bürgermeister, von Rechts- und Gesetzeswegen zusammengegeben waren. Irgendwo hätte immer noch die Mariann mit ihrem Kind auf dem Arm lauern können. Nun aber mochte sie doch kommen, nun gab es kein Zurück mehr, sie waren zusammengefügt für Leben und Tod. Und die andern waren alle neidisch, die Burschen, die die Lena nicht gekriegt hatten, und die Mädchen, die den Christian gern gehabt hätten. Er war sehr zufrieden, der alte Schlömer, und er wäre noch zufriedener gewesen, wenn nicht beim Eintritt in die Kirche die Orgel gespielt hätte. Da mußte er an den Taler denken, den der Organist bekam und sich wieder ärgern. Und der rote Teppich lag auch da, auf dem sonst nur an hohen Feiertagen der Herr Pastor mit dem Weihwedel schritt. Der Alte tappste kräftig auf mit seinen beschneiten Stiefeln. Es war ja bezahlt, da konnte er auch mal auf dem roten Lappen gehen, wie sonst nur der Pastor. Und er beschloß doch, den Überfluß des heutigen Tages zu genießen; wenn er schon einmal da war, dann wollte er auch so viel wie möglich davon haben. Er leckte sich die Lippen. Der Müller hatte ihm stolz erzählt, daß er sogar ein Faß Wein habe kommen lassen. Da wollte er sich den Guten antun.

Nun kniete das Brautpaar vor dem Altar auf roten Kissen. Der Christian sah doppelt stattlich aus neben der dürftigen Braut. Gut so, sehr gut. Um so mehr mußte die Lena kuschen und sich ducken und froh sein, daß sie

Digitized by Google

so einen Prachtkerl zum Mann bekommen hatte. Die Kinder würden ja auch nach dem Christian schlagen, gerade wie der Christian nach ihm geartet war, nicht nach seiner Mutter, die auch so ein verhutzeltes Geschöpfchen gewesen war. Das war nun mal so in der Familie, warum sollte es beim Christian anders sein. Überhaupt, auf die Weiber kam es doch nicht an, nur auf die Männer.

Die Orgel schwieg, der Pastor sprach. Von der Liebe, die nimmer aufhört, von dem Miteinanderaushalten in guten und bösen Tagen, von der Demut des Weibes vor dem Manne, von der Herrschaft des Mannes über das Weib. — Dazu nickte der alte Schlömer bejahend. So war's, so mußte es sein. — — Und dann von der Hand Gottes, die waltet über dem Hause des Gerechten und Ungerechten, die die Gerechten belohnt und den Ungerechten bestraft, und daß alles Gut der Welt nichts ist, wenn nicht der Herr seinen Segen dazu gibt. Der Alte lachte in sich hinein. Da hätte der Herrgott viel zu tun, wenn er sich um alles kümmern sollte. Der kümmerte sich nur um die großen Untaten. So ums Tägliche, dazu hatte er keine Zeit. Der Alte hatte sich einen ganz besonderen Gott zurecht gemacht in seinem schlauen Kopfe. Aber jetzt neigte er ihn lauschend vor. — Jetzt tat der Pfarrer die schwere Frage an die versammelte Gemeinde: „Und so ermahnen wir euch, daß wenn einer von euch etwas weiß, was diese Ehe rechtmäßigerweise vor Gott und den Menschen hindern könnte, er hervortrete und es uns anzeige."

Barmherziger Gott! Daran hatte der Alte nicht gedacht! Mit einem Ruck fuhr sein Kopf nach der Seite. Da saß drüben im Winkelstuhl die Mariann, — blaß, mit hocherhobenem Kopf. — Wenn sie aufspränge, wenn sie an den Altar rannte, wenn sie ihr „nein" schrie! Er fühlte, wie seine Knie zitterten, wie ihm der kalte Schweiß ausbrach. Er fühlte, wie der Blick der Mariann sich auf ihn heftete, fest und fragend. — Sie machte eine Bewegung. — Jetzt — jetzt kam es. — — — Nein — alles blieb still. Sie senkte den Kopf ein wenig, sie rührte sich nicht. Und der Pastor, der nach alter Sitte den Kopf wie lauschend und erwartend vorgestreckt hatte, hob mit ruhiger Stimme wieder an:

„Da nun kein Hindernis vorkommt, so frage ich dich, Christian Schlömer, ob es deine Meinung und freier, wohlbedachter Wille ist, die hier gegenwärtige Jungfrau Anna Magdalena Scherer als dein eheliches Weib anzunehmen, und ob du gewillt bist, sie zu lieben und zu ehren und ihr in allem getreu zu verbleiben, bis der Tod euch scheidet, wie es ein treuer Ehegatte seiner Ehegattin nach Gottes Gebot schuldig ist?"

Der Christian hob mit einem Ruck den Kopf. „Ja," sagte er. Es klang rauh und spröd.

„Desgleichen frage ich dich, Anna Magdalena Scherer, ob du den hier gegenwärtigen Christian Schlömer zu deinem ehelichen Mann nehmen willst, ihn gleichermaßen lieben und ehren als sein allzeit getreues Eheweib, bis der Tod euch scheidet?"

„Ja". Die Lena sprach es mit einer hellen Stimme, scharf wie ein Messer.

Nun waren sie Mann und Frau. Die Orgel brauste, der Pastor sprach den Segen, dann kam das Brautpaar vom Altar herab und nahm seinen Platz in der vorderen Bank ein. Die Lena mit Triumph im Gesicht, der Christian fahl und grau aussehend. Der Alte atmete auf. Er konnte ihm das nachfühlen. Noch während des feierlichen Hochamts war ihm flau und schlecht zumute. Und beim Umgang zur Opferung um den Altar vergaß er fast, sich über die harten Taler zu ärgern, die da auf dem Opferteller lagen, so angestrengt spähte er nach der Mariann. Aber die kniete ganz ruhig da, den Kopf auf ihr Gebetbuch gesenkt. Und da wurde er auch allmählich wieder ruhiger. Da hatte er sich mal unnötige Sorgen gemacht. Das passierte ihm sonst so leicht nicht, dazu war er ein viel zu hartgesottener Schlauberger.

In der Mühle dampften die Braten und Schinken, die Berge von Kraut und Reis, die Klöße und Nudeln. In allen Stuben waren die Tische aufgeschlagen, die immer neu mit Speisen belastet wurden. In großen Gläsern kreiste der Wein. Die Gäste, die erst stumm und andachtsvoll dem Geschäft des Kauens obgelegen hatten, wurden lärmend lustig. Ein Klarinettist und ein Geiger spielten unermüdlich auf. Aber es war zu eng zum Tanz. Die

Digitized by Google

jungen Leute wurden unruhig. Mit erhitzten Gesichtern drängten sie aus den engen qualmigen Stuben. Und die Musik voran, zogen sie nach dem großen Saal beim roten Ochsenwirt. Die Wirtin, die selbst mit bei der Hochzeit war, lief erschreckt voraus.

„Jesses, jesses! Nu hängt die ganze Wäsch' zum Trocknen im Tanzsaal. Und die Großmagd ist heim zu ihrer kranken Mutter. Und mein Mann, der hat auch schon einen gehörigen Schwuppdich sitzen. Und nun wollen sie Bier trinken und tanzen und bedient sein. Und die Alten werden auch gleich nachkommen. Die halten's auch nicht lang mehr aus und wollen selber noch mal einen Kurtrierschen tanzen. Und keiner da, der mir bedienen hilft. — Die Mariann muß herbei!"

Sie lief, so flink es ihre ansehnliche Beleibigkeit und das flatternde Kleid erlaubten, zu Mariann. Die saß an der Wiege des Kindes und strickte bei einem winzig kleinen Lämpchen.

„Fix, Mariann', mach fix', komm mit."

Mariann schaute erschrocken auf.

„Mit — wohin, was ist denn?"

„Ach, die Hochzeitsleute wollen im Saal tanzen. Die Magd ist fort, nur das kleine Mädchen da, mein Mann hat seinen Teil auch weg. Komm schnell, so wie du bist."

Mariann fiel das Strickzeug aus der Hand. Sie war dunkelrot vom Bücken, als sie es aufhob.

„Ich," stammelte sie. „Ich! — Nee, das kann ich nicht!"

Die Ochsenwirtin wäre wohl aufmerksam geworden, wenn nicht die genossenen guten Dinge und die Aufregung ihren Kopf arg unklar gemacht hätten. So aber war sie nur ärgerlich.

„Kannst nicht? Warum denn nicht? Die alte Wöhlern gibt auf das Kind acht. Ich hab' ihr's schon gesagt. Mach' nur fix. Du wirst mich doch nicht im Stich lassen, Mariann, das wär schlecht von dir. Du weißt, ich hab' dich auch nicht im Stich gelassen."

Das war wahr. Die Ochsenwirtin war die erste gewesen, die Mariann besucht hatte, ihr Wein und Fleisch zur Stärkung gebracht, sie wieder zur Arbeit geholt hatte. Sie mußte hingehen.

Mit zitternden Knien lief sie neben der Frau her, die vom hundertsten ins tausendste schwatzte. Von der prachtvollen Hochzeit, vom blauen Seidenkleid der Lena, von ihrer spitzen Nase und von des Christians Glück.

Im Ochsen drängte sich schon die halbe Hochzeitsgesellschaft in der engen Gaststube. Der Ochsenwirt torkelte zwischen ihnen umher, verschüttete das Bier und trieb allerhand Allotria. Ungeduldig verlangten die jungen Leute, daß der Tanzsaal in Ordnung gebracht werde.

Mit wirrem Kopf und unsicheren Händen arbeitete Mariann, riß die Wäsche von den Leinen, räumte allerhand Gerümpel weg. Ein paar schon reichlich angeheiterte Burschen halfen und versuchten zwischendurch, mit der Mariann zu scherzen. Die Petroleumlampen waren nicht gefüllt, kein Petroleum im Hause, der Krämer auch auf der Hochzeit, sodaß Mariann sich das Öl selber ausfüllen mußte. Es war ein heilloses Durcheinander.

Endlich war alles so weit. Die beiden Musikanten fiedelten und bliesen lustig drauf los, ein Fäßchen Bier wurde aufgelegt; Mariann hantierte bei den Gläsern. Ihre Backen waren glühend rot vor Erregung. Der Ochsenwirt betrachtete sie wohlgefällig.

„He," rief er plötzlich der Musik zu, „ein Solo für den Wirt."

Alles lachte und schrie durcheinander, die Tänzer stellten sich zur Seite, erwartungsvoll schauten sie zu. Der Ochsenwirt war bekannt als der beste Tänzer weit und breit. Er konnte noch alle alten Tänze, die nur selten noch getanzt wurden, er tanzte einen künstlichen Walzer mit links herum und allerhand Einzelschwenkungen. „Los," schrie er fröhlich, „los mit dem Walzer."

Und die Musik setzte ein, der Ochsenwirt tat einen raschen Schritt auf die Mariann zu, und da hatte er sie schon im Arme. Er hielt sie mit Riesenkraft fest, kein Wehren und Sträuben half.

Erst war's durch die Mariann gegangen wie ein Blitzschlag. Tanzen auf des Christians Hochzeit! — Nein, das war ja eine Sünde, — eine Schmach und Schande. Aber ihr Sträuben und Wehren half nichts, der Ochsenwirt lachte nur. „Es hilft dir nichts, Mariann! Gegen

Digitized by Google

mich kommt nich mal ein störrischer Bullen auf, viel weniger du."

Da gab sie sich drein. Nun ja, mochte es denn sein. Etwas wie eine tolle Lust kam über sie. So war's recht! Sie tanzte auf des Christian Hochzeit. Ja doch! Der Christian heiratete die Müllerlena und er war ihr doch ein Fremder, wie jeder andere. Und mit dem Ochsenwirt zu tanzen, war eine Ehre. Er war hoch angesehen im Dorf, ein reicher und gescheiter Mann. — Ja, — sie tanzte. Mochte auch gerade das Hochzeitspaar hereinkommen.

Der Ochsenwirt merkte, daß sie jetzt willig mit ihm tanzte. Er hielt sie locker, er schwenkte links herum mit ihr, daß die Röcke flogen. Hei, wie das ging. — Eins — zwei — drei, — eins, zwei drei.

Und dann ließ er sie los und tanzte um sie in weitem Bogen herum, während sie sich zierlich im Kreise drehte. Eins, zwei, drei, — eins, zwei, drei. Und der lahme Geigentoni geigte seine allerschönste Melodie La lala — — lalalalala—lalala—la—la——la—la.———

Die angeheiterte Gesellschaft schrie und lärmte Beifall. Und der Ochsenwirt warf seine Füße immer zierlicher und höher, und dann faßte er wieder die Mariann und wirbelte sie im Kreis umher.

Wie durch einen feurigen Nebel sah die Mariann. Die Lampen drehten sich im Kreise um sie, die bunte Kirmeskrone, die noch an der Decke hing, — die Köpfe der Menschen. — Und wie durch einen Nebel sah sie nur noch, wie die Tür aufging, und wie der Christian herbeikam und stehen blieb, wie zu Stein geworden, und die Lena gelb und spitzig unter ihrem weißen Brautkranz, und die neugierigen Gesichter der Alten.

„Hurra! Tusch für das Ehepaar!" schrie der Ochsenwirt. Er wirbelte seine Tänzerin in die Ecke, wo das Bierfaß stand und setzte sie sacht auf einen Stuhl. „Gottsdonner, Mariann! Du bist doch noch immer die beste Tänzerin!" — — Und dann schmetterte die Musik einen Tusch, und das gab ein allgemeines Hurra und Hoch, während dessen Mariann sich herausstahl. — Fast taumelnd stand sie bei der Ochsenwirtin in der Vorratskammer, wo diese süßen Schnaps hervorholte.

„Aus Rand und Band ist der Mann," lachte sie gutmütig.

„Heim muß ich," stieß Mariann hervor.

„Heim? Aber jetzt geht erst der Trubel echt an! Und nach dem Abendessen kommen sie wieder. Was soll ich denn ohne dich anfangen, Mariann. Und hab' nicht mal recht einen, der mir zur Hand geht."

Es half nichts, Mariann mußte bleiben. Sie zapfte das Bier und reichte es den überlustigen Hochzeitsgästen. Sie sah, wie der Christian blaß und finster neben seiner jungen Frau saß, die sich zärtlich an ihn drückte.

Jetzt gehörte er ihr ja, jetzt hatte sie vor Gott und Menschen das Recht dazu.

Als die ganze überlustige Gesellschaft zum Abendessen gegangen war, lief Mariann heim, um ihr Kind zu stillen. Die alte Wöhlern hatte es gut versorgt. Es saß auf ihrem Schoß und krähte lustig seiner Mutter entgegen. Sie spähte ängstlich in dem weichen unentwickelten Gesichtchen. Noch war da kein Zug von seinem Vater, den sie heute für ewig verlor.

Ein stechender Schmerz ging durch ihr Herz. — Was war das denn. Das war ja gar nicht möglich, daß sie den Lump noch lieb haben konnte, — ihm noch nachweinen. Nein, sie war nur aufgeregt, nur toll von all dem Hin und Her, von dem Ansehenmüssen der Hochzeit. Längst hatte sie sich die Liebe zu ihm mit Stumpf und Stiel aus ihrem Herzen ausgerissen. Kein Fäserchen davon war zurückgeblieben. Kein winzigstes. Und doch!

Sie fiel auf einen Stuhl und brach in heiße bittere Tränen aus. Sie brannten ihr in den Augen, sie versengten sie fast. Die starke Mariann saß da, ganz schwach, ganz zerbrochen.

Nicht lange dauerte es freilich. Dann raffte sie sich mit Gewalt zusammen und kühlte sich die Augen. Wenn sie schon elend war, brauchte es wenigstens keiner zu sehen! Und sie war nicht elend, sie hatte ja das Kind!

Sie küßte den Kleinen so heftig, daß er schrie. Wenn sie nur bei ihm hätte bleiben können. Es ekelte sie, noch einmal nach dem Wirtshaus zu gehen.

Aber es half nichts. Sie mußte sich sputen. Der Saal mußte wieder aufgeräumt, das Geschirr gespült werden. Sie hatte alle

Digitized by Google

Hände voll zu tun. Als die Hochzeitsgesellschaft wieder kam, alle glühend, überlustig, wein- und lärmselig, war sie wieder auf ihrem Posten.

Sie sah mit seltsamen Blicken in das Gewühl hinein. Da hätte sie nun sitzen können, statt der Lena. Freilich, ein blauseidenes Kleid hätte sie nicht angehabt, und das halbe Dorf hätte wohl auch nicht auf ihrer Hochzeit getanzt. Aber sie hätte doch anders ausgesehen, als die blasse Braut, die jetzt mit den unnatürlich roten Backen eigentlich noch schmaler und kümmerlicher aussah. Der junge Ehemann mußte das wohl auch finden. Finster kaute er an seinem Schnurrbart, dann trank er wieder hastig sein Glas leer. Seine Augen waren schon etwas starr, und seine Zunge ging schwer.

Sie ging hinaus in den Hof, um Wasser vom Schöpfbrunnen zu holen. Eine kleine Öllampe brannte neben dem hölzernen Pumpenschwengel, er kreischte laut beim Auf- und Abziehen.

Plötzlich fühlte Mariann ihre Hand wie mit eisernen Klammern festgehalten. Sie fuhr aufschreiend herum — der Christian war's.

„Laß mich los, sonst schrei ich's Haus zusammen."

„Schweig' still," herrschte er. Sie sah bei dem rötlich trüben Licht seine blutunterlaufenen Augen.

„Laß mich los, ich schrei."

Er ließ sie los, aber er drängte sie dicht an den Brunnen.

„Mariann, warum bist du hergekommen! Willst mich verhöhnen und verspotten, du?"

Sie sah hocherstaunt zu ihm auf. „Dich verhöhnen und verspotten? Warum? Weil du die reichste Frau im Dorf bekommst? Weil du alles hast, was du dir gewünscht hast? Wie käm' ich denn dazu?"

Finster sah er sie an. „Ach, stell dich nicht so heilig. Ich hab's wohl gesehen, wie du sie angeschaut hast. Schön ist sie ja nicht, nein. Aber was hab' ich denn machen können. Der Alte hat's ja nicht anders getan. Ist mir sauer genug geworden."

Seine unstäten Augen gingen über sie hin. Er faßte sie nach ihrem Arm. „Dir kann sie freilich nicht's Wasser reichen" murmelte er. „Aber was sollt ich machen! Mein Vater hätt's nie und nimmer gelitten, Mariann! Ich hab' nicht recht an dir gehandelt, ich weiß es gut genug! Und das bohrt auch an mir und frißt an mir! — — Aber Mariann, — du hast mich einen Lump und einen Lügner — — geheißen. Das, — das ist zu hart! — Nimm das zurück, Mariann. — Ich will sorgen für dich, — für dich und das Kind. — Aber den Lump und Lügner laß nicht auf mir sitzen, — Mariann!"

Sie sah ihn an.

„Aha! Regt sich's Gewissen? Oder ist's dir ein arger Gedanke, daß du vor mir als Lump und Lügner giltst? Möcht'st gern von dem Gedanken los sein! Möcht'st nicht, daß es eine gibt, die so von dir denkt? Meinst, mit deinem Geld könntest du dir Ruh und Frieden kaufen? Aber ich nehm's nicht von dir! Geh du vor aller Welt als der reiche Mann der Müllerlena herum, und ich als ein Mädchen mit einem vaterlosen Kinde! Du weißt's doch besser, daß du nicht der Ehrenmann bist und ich nicht die, auf die man runtersehen darf! Gar nichts nehm' ich von dir! Alles sollst du tragen! Und auch noch das, daß ich weiß, daß du der Gar nichts bist, der Hannebambel, der Armselige, der um's liebe Geld sein Mädel sitzen läßt, aus Angst, daß sein Vater ihn enterbt. — — Was wär's denn gewesen, wenn er dir die paar Groschen vertragen hätt'! Hast du nicht ein paar gesunde Händ', die arbeiten können? Hätt's nicht gelangt für uns drei?"

Sie richtete sich hoch auf. Sie war fast so groß als der Mann. Sie reckte ihre Arme aus und zeigte ihre Hände.

„Ich brauch' nicht mal jemand, der mich ernährt. Und ich fürcht' mich nicht vor der Arbeit. Ich verdien' genug für mich und das Kind! Ich brauch' kein Geld und Gut, ich hab' nicht nötig, auf andere zu lauern und mich nach ihrem Willen zu kuschen. Ich spei auf dein Geld und ich veracht' dich bis in den Erdboden hinein."

Sie nahm die gefüllten Eimer und ging ins Haus. Und er ging auch.

Drinnen waren die Lampen in einen rötlichen grauen Dunst gehüllt. Es roch nach Tabak und Bier, nach Staub und Schweiß. Stampfend drehten sich die Paare im Kreis. Der wildeste war der junge Ehemann. Er

Digitized by Google

tanzte immerzu, immerzu. Längst saßen die Alten stumpf, halb schlafend oder verworrenes Zeug schwatzend in den Ecken. Die junge Frau sah verdrossen in den Wirbel. Es paßte sich, daß das Ehepaar gegen zehn Uhr heimging. Und es war unerhört, daß es zwei, drei Uhr wurde, während noch immer der Christian sich im Kreise schwang, unermüdlich, immer weiter. Sie lehnte halb schlafend in einem Winkel. Aber erst, als alle nicht mehr konnten, als die Lichter ausgingen und die jungen Pärchen schäkernd sich auf den Heimweg machten, da ging auch das junge Ehepaar nach Hause. Und es war noch lange ein Gerede und Gemunkel darüber im ganzen Dorf.

Das Gemeindewahlrecht der Frau.

Von

Dr Elisabeth Gottheiner.

Nachdruck verboten.

Wer die Geschichte der letzten zwei Jahrtausende überblickt, dem offenbart sie sich als eine fortdauernde Erweiterung der Rechte der Persönlichkeit an der Mitbestimmung und Mitwirkung im Gemeinschaftsleben. Der moderne Staat insbesondere zeigt eine Entwicklung zur fortschreitenden Ausdehnung des Wahlrechts, und seitdem er über die Ständeverfassungen hinauskam, ist eine Tendenz zum allgemeinen Wahlrecht deutlich erkennbar.

Man hat versucht, das Wahlrecht aus den verschiedensten Gründen abzuleiten. Nach dem einen ist es ein aus der menschlichen Natur fließendes allgemeines Recht, das jedem Menschen zustehen muß, nach dem anderen nichts, als eine öffentliche Funktion, die der Bürger im Interesse des Staates auszuüben hat, und die einen Pflichtcharakter trägt.

Würde der naturrechtliche Gedanke vom Staate auf das abstrakte Individuum folgerichtig übertragen, so müßte er schließlich zu einer völligen Gleichstellung der Frauen mit den Männern, zu der Überzeugung, von der absoluten politischen Gleichwertigkeit der Individuen gelangen. Die naturrechtliche Anschauung vom angeborenen Menschenrecht, mithin vom selbstverständlichen Rechte eines jeden Menschen, zu wählen, kann aber heute trotz der entschiedenen Tendenz zur Verallgemeinerung des Wahlrechts als ziemlich überwunden gelten. Eine tiefere Überlegung zeigt uns die Richtigkeit der u. a. von Bluntschli vertretenen Ansicht, daß das Stimmrecht nicht als Ausfluß des Naturrechts gelten, sondern erst der Staatsbürger ein politisches Wahlrecht besitzen kann, und daß dieser unter einem besonderen Staatsrecht stehen muß, auf das Gründe der Zeit- und Zweckgemäßheit von Einfluß sind. Die gleiche Auffassung vertritt Georg Meyer[1]) wenn er sagt:

„Wie alle Rechte, so ist auch die Befugnis zu wählen, Ausfluß der staatlichen Rechtsordnung. Die Gesetzgebung des Staates befindet sich daher in der Lage, das

[1]) „Das parlamentarische Wahlrecht". Berlin 1901. S. 412.

Digitized by Google

Wahlrecht nach ihrem Ermessen zu regeln. Sie ist nicht verpflichtet, dasselbe allen Staatsangehörigen zu verleihen. Dies würde auch unmöglich sein, denn Kinder und Geisteskranke müßten doch jedenfalls ausgeschlossen werden. Bei der Ordnung des Wahlrechts ist vielmehr lediglich das Staatswohl als maßgebend zu erachten. Die Gesetzgebung kann daher prüfen, welche Klassen der Bevölkerung zur Ausübung des Stimmrechts befähigt sind. Und sie würde pflichtwidrig handeln, wenn sie die Befugnis zu wählen, solchen Personen einräumte, von denen zu befürchten wäre, daß sie von derselben einen dem Staat gefährlichen oder dem allgemeinen Wohle nachteiligen Gebrauch machten. Die Frage, welches Wahlrecht in einem Staate bestehen soll, ist daher nicht von vorgefaßten prinzipiellen Gesichtspunkten aus, sondern lediglich nach politischen Zweckmäßigkeitserwägungen zu entscheiden."

Es wird zugegeben werden müssen, daß man diese Ausführungen Wort für Wort anerkennen kann, ohne damit zu einem Ausschluß der Frauen von allen politischen Rechten zu gelangen. Nur Böswillige können ohne weiteres voraussetzen, daß die Frauen von ihrer Wahlbefugnis „einen dem Staat gefährlichen oder dem allgemeinen Wohle nachteiligen Gebrauch" machen würden. Trotzdem gehören sie in den meisten Staaten noch zu den vier Klassen von Persönlichkeiten, die das herrschende Staatsrecht von der Teilnahme am Wahlrecht ausschließt. Diese sind: 1. Personen, die nicht handlungsfähig sind; 2. Personen, welche die bürgerlichen Ehrenrechte nicht besitzen; 3. Fallite und öffentlich Unterstützte; 4. das weibliche Geschlecht. Bei den ersten drei Klassen liegen die Zweckmäßigkeitsgründe ihrer Ausschließung klar zu Tage, die Beschränkung der politischen Rechte der Frau aber läßt sich nicht so selbstverständlich mit Zweckmäßigkeitsursachen begründen. Sie beruht vielmehr auf der historischen Entwicklung, auf einem durch die Jahrtausende alte männliche Kultur der Menschheit tief einwurzelnden Vorurteil, welches schließlich das „mulier taceat in ecclesia" als das einzig Natürliche und daher Zweckmäßige erscheinen ließ.

Mit dem Erwachen des weiblichen Geschlechts aus seinem langen Dornröschenschlaf kam ihm aber das Unwürdige dieser Stellung mehr und mehr zum Bewußtsein. Es erkannte die Sinnlosigkeit der Tatsache, daß eine Frau im Handel und Gewerbe dem Manne gleich gestellt ist, daß sie selbst Monarchin werden kann, aber daß man ihr nicht gestattet, durch ihre Stimme ihr Interesse zu vertreten.

Ist dies schon im Staate unberechtigt, wo das Wahlrecht in der Regel einen rein politischen Charakter trägt, so erscheint es noch viel weniger zu rechtfertigen, daß der Anteil der Frau am öffentlichen Leben ihrer engeren Heimat, der Gemeinde, in der privatwirtschaftliche Interessen weit mehr in den Vordergrund treten, als im Staate, ein so geringer ist. Trägt doch das Gemeindewahlrecht in den meisten Kulturstaaten einen plutokratischen Charakter. Grundlage der Teilnahme an der örtlichen Selbstverwaltung im allgemeinen, der kommunalen Wahlberechtigung im besonderen ist fast überall ursprünglich der Grund und Boden, später häufig das Eigentum überhaupt. Bei einer objektiven Durchführung dieses Prinzips müßte daher die Person, und mithin auch die Unterscheidung der Geschlechter, vollkommen zurücktreten. Nun zeigt es sich aber seltsamer Weise, daß nicht nur in denjenigen Gemeinden, in denen der Besitz des Gemeindebürgerrechts die Wahlberechtigung mit sich bringt, die Frauen in der Regel vom Wahlrecht ausgeschlossen sind, sondern daß auch da, wo das Eigentum entscheidet, das Wahlrecht der Frauen häufig verkümmert ist.

* * *

Digitized by Google

Lassen wir, um einen klareren Überblick zu gewinnen, einmal in Kürze die einschlägigen Verhältnisse in den Hauptkulturstaaten an uns vorüberziehen. In der Hoffnung, wenigstens irgendwo einer frauenfreundlichen Gesetzgebung zu begegnen, richten sich unsere Augen naturgemäß zunächst auf die angelsächsische Ländergruppe, und zwar in erster Linie auf das Mutterland, Großbritannien. Hier ist allerdings die lokale Verwaltung so komplizierter Natur, daß wir uns nicht gar zu kurz fassen dürfen, wenn wir darin eindringen wollen. Träger der englischen Selbstverwaltung sind:

1. die Kirchspielversammlung und der Kirchspielrat (parish meeting) und (parish council)
2. der Bezirksrat (district council)
3. der Armenrat (board of guardians)
4. die Schulkommission (school board)
5. der Gemeinderat (borough council)
6. der Grafschaftsrat (county council).

Die Aufgaben des von der ländlichen Kirchspielversammlung gewählten Kirchspielsrats sind sehr eng begrenzte. Sie bestehen hauptsächlich in der Verwaltung der öffentlichen Wege, des Beleuchtungswesens, der Wasserzufuhr usw. Die gleichen Pflichten nur für ein weiteres Gebiet liegen dem über mehrere Kirchspiele eingesetzten Bezirksrat ob, der sowohl ländlich als städtisch sein kann, und dessen hauptsächliche Aufgabe die Verwaltung des öffentlichen Gesundheitswesens ist. Der Armenrat, der die lokale Armenpflege auszuüben hat, fällt auf dem Lande mit dem Bezirksrat zusammen und besteht in der Stadt aus einem Ausschuß desselben. Der Schulkommission liegt die Verwaltung des Elementarschulwesens ob. Die Gemeinderäte, die nur in sogenannten Munizipalstädten gebildet werden dürfen, üben die Kontrolle über die Gesundsheits- und sonstige Polizei aus. Die Befugnisse der Grafschaftsräte endlich, in denen die gesamte Lokalverwaltung gipfelt, sind sehr umfassend. Es würde zu weit führen, sie hier alle zu nennen.

Was nun die Stellung der Frau in den genannten Körperschaften anbetrifft, so ist sie in den niedrigeren, d. h. in den Kirchspiels-, Bezirks- und Armenräten, sowohl als in den Schulkommissionen der des Mannes durchaus entsprechend. Die Frau ist stimmberechtigt, wenn sie die Bedingungen erfüllt, die einem Manne das Stimmrecht sichern, wenn sie nämlich zu den Gemeindesteuern beiträgt; sie ist aber auch berechtigt gewählt zu werden und kann sogar den Vorsitz führen. Zwischen verheirateten und unverheirateten Frauen wird kein Unterschied gemacht. In den Gemeinde- und Grafschaftsräten dagegen haben nur unverheiratete Frauen und diese wiederum nur das aktive nicht aber das passive Wahlrecht.[1])

In den englischen Kolonien hat man die Frage des Gemeindewahlrechts der Frau in demselben Sinne entschieden, wie im Mutterlande. Im großen und ganzen gilt der Grundsatz, daß, wer Gemeindesteuern entrichtet, auch wahlberechtigt ist. In Canada bestehen allerdings in den verschiedenen Einzelstaaten verschiedene Bestimmungen. So schließen einzelne die verheiratete Frau aus, andere lassen sie zu, und das französisch sprechende Quebec kennt, charakteristischer Weise, überhaupt

[1]) In letzter Zeit waltet leider vielfach die Tendenz vor, in Städten, welche einen Gemeinderat besitzen, den Armenrat und die Schulkommission diesem einzuverleiben. Dadurch haben in den letzten zwei Jahren 181 Frauen das passive Wahlrecht, das sie bereits besaßen, wieder verloren.

Digitized by Google

kein Frauenstimmrecht. Australien, Neu-Seeland und Tasmanien schließen sich eng an das englische Vorbild an, gewähren aber zum teil der Frau weitergehende Rechte.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo das Gemeindestimmrecht fast nirgends an einen Census geknüpft ist, sondern ganz auf derselben Grundlage steht, wie das politische Wahlrecht, zeigen eine wahre Musterkarte verschiedenartiger Einrichtungen. In den vier Staaten, in denen die Frauen das politische Wahlrecht erkämpft haben, (Wyoming, Utah, Colorado und Idaho) ist ihnen auch von selbst das Gemeindewahlrecht zugefallen. In einem Staate (Kansas) besitzen sie das aktive und passive Gemeindewahlrecht, in verschiedenen anderen das Recht, in Steuerfragen mitzustimmen und in 23 Staaten das Recht der Teilnahme an der Elementarschulverwaltung. Über die Hälfte der amerikanischen Staaten gewährt seinen weiblichen Bürgern also in einer oder der anderen Art das Stimmrecht. Die kleinere Hälfte schließt die Frau noch gänzlich aus.

Von den skandinavischen Ländern ist Schweden dasjenige, das den Frauen zuerst das Gemeindewahlrecht gewährte, und zwar bereits durch Gesetz von 1862. Altem Brauche folgend, beruht das Stimmrecht hier auf Eigentum, und so wurde es auch den selbständigen steuerzahlenden Frauen zu teil. Dagegen besitzen sie das passive Wahlrecht nicht. Da sich in Schweden die Zahl der Stimmen nach dem Reichtum richten, so kann es, besonders in Landgemeinden, vorkommen, daß die Hälfte aller Stimmen sich in der Hand eines einzigen befindet. Ist dies zufälligerweise eine Frau, so wird ihre Meinung in den meisten Gemeindeangelegenheiten ausschlaggebend sein. Die große Mehrzahl der schwedischen Frauen, insonderheit fast alle Verheirateten, sind allerdings nicht selbständige Steuerzahler und daher nicht wahlberechtigt. Nur etwa der zehnte Teil aller Stimmberechtigten sind Frauen; während diese aber früher von ihrem Wahlrecht fast gar keinen Gebrauch machten, waren im Jahre 1903 bereits 10 Prozent der Gemeindewähler weiblichen Geschlechts, d. h. die Frauen nutzten ihr Wahlrecht in der gleichen Weise aus wie die Männer.

In Finland, das sich in seiner Gesetzgebung noch immer nach seinem ehemaligen Mutterlande richtet, gelten fast die gleichen Bestimmungen. 1865 erhielten die Frauen das aktive kommunale Wahlrecht, 1900 aber auch das passive, das die Schwedinnen nicht besitzen. Seit 1869 haben sie schon das Stimmrecht bei der Priester- und Kirchenratswahl und seit 1889 bezw. 1893 das aktive und passive Wahlrecht in der Armenverwaltung und im Schulrat.

Ebenso weit vorgeschritten ist heute Norwegen, wo die Frauen allerdings erst seit 1901 an der Lokalverwaltung teilnehmen. Bis dahin besaßen sie nur für die Schulräte aktives und passives Wahlrecht. Nach dem Gesetz von 1901 erhielten sie aber auch das kommunale Wahlrecht in Stadt- und Landgemeinden. Bedingungen dafür sind: Zurücklegnng des 25. Lebensjahres, fünfjähriger Aufenthalt im Lande, Leistung eines gewissen Steuersatzes oder Vermögensgemeinschaft mit einem Gatten, der eine Steuer in der Höhe dieses Betrages zahlt. Sind die Norwegerinnen erst 40 Jahre später als die Schwedinnen hierzu gelangt, so sind ihre Rechte dafür gleich sehr viel weitergehend. Sie besitzen neben dem Stimmrecht die Wahlbefähigung und sind gleich bei der ersten Wahl, an der sie beteiligt waren, in großer Zahl in die Gemeindevertretungen gelangt. So sitzen z. B. in Kristiansand 7 Frauen in der Stadtverordnetenversammlung.

Digitized by Google

In Dänemark, das im Gegensatz zu seiner Besitzung Island, wo selbständige Frauen seit 1882 das kommunale Wahlrecht ausüben, seine Bürgerinnen bis heute von der örtlichen Selbstverwaltung gänzlich ausschließt, liegt augenblicklich ein Entwurf zur Reform des kommunalen Wahlrechts vor. Nach der neuen Vorlage soll das kommunale Wahlrecht allen Steuerpflichtigen und deren Ehefrauen zufallen, ganz gleichgültig, ob sie an dem Erwerb für die Familie tätig beteiligt sind oder nicht. In dieser Form ist der Gesetzesentwurf am 14. Dezember 1903 vom Folkething endgültig beschlossen worden. Nun harrt die wichtige demokratische Reform der Entscheidung des konservativen Landsthing, das den Entwurf aber nach der zweiten Lesung am 14. Januar 1904 an eine Kommission überwies. Was dort sein Geschick sein wird, ist nicht abzusehen. In liberalen dänischen Kreisen fürchtet man jedenfalls, daß er fürs erste nicht wieder auferstehen, vermutlich wohl gar sein Ende dort finden wird.

In unserem Nachbarlande Österreich sind die Frauen kaum besser gestellt. Vom Gemeindewahlrecht in den Städten sind sie gänzlich ausgeschlossen und auch in den Landgemeinden, wo sie zugelassen sind, sofern sie von Grundbesitz oder gewerblichen Unternehmungen Steuern zahlen oder zu den sogenannten Intelligenzwählern gehören, d. h. auf Grund ihres höheren Bildungsgrades die Wahlberechtigung haben, müssen sich verheiratete Frauen durch ihre Ehemänner, unverheirate durch Bevollmächtigte und minderjährige Mädchen durch ihren Vormund vertreten lassen. In Nieder-Österreich sind den Frauen aber seit diesem Jahre durch die neue Gemeindewahlordnung auch diese geringen Rechte fast alle wieder genommen worden und nur den unverheirateten Grundbesitzerinnen das Wahlrecht gelassen. In Ungarn waren die Frauen bis 1900 an der örtlichen Selbstverwaltung gar nicht beteiligt. In dem genannten Jahre aber verlieh das Budapester Gemeindegesetz den selbständigen, nicht von einem Ehegatten abhängigen Frauen wenigstens das aktive Wahlrecht.

Rußland ist von seinem aus uralten Zeiten stammenden Gewohnheitsrecht allen Mitgliedern der Dorfgemeinschaft, des sogenannten „Mir", Sitz und Stimme in der Gemeindeversammlung zu gewähren, auch heute noch nicht abgewichen. Der einzige Unterschied ist der, daß während früher alle Interessenten sich beteiligen durften, heute die Mitgliedschaft auf die bäuerlichen Hausväter beschränkt ist. Diese sind aber berechtigt, zu ihrer Vertretung irgend ein Familienmitglied, in der Regel ihre Ehefrau, in die Versammlung zu entsenden, was besonders in Gegenden, wo die Männer oft monatelang auswärts auf Arbeit sind, häufig geschieht. Träger der Selbstverwaltung aller nicht zum Bauernstande gehörigen Landbewohner ist die Kreislandschaftsversammlung. Zu dieser haben auch grundsteuerpflichtige Frauen das Wahlrecht, das sie allerdings nicht in eigener Person, sondern durch einen selbstgewählten Bevollmächtigten aus ihrer eigenen Verwandtschaft — nicht notwendiger Weise durch den Gatten — ausüben. Das gleiche gilt für den städtischen Gemeinderat. Adlige Grundbesitzerinnen können das an den Grundbesitz geknüpfte Wahlrecht zur Standesversammlung ebenfalls einem männlichen Verwandten übertragen.

Im Gegensatz zu den germanischen und slavischen Ländern ist die Frau in den lateinischen Ländern vom Gemeindewahlrecht ausnahmslos gänzlich ausgeschlossen. Als Grund hierfür ist anzusehen, daß das Wahlrecht hier nicht abhängig ist von Grundbesitz oder Steuerleistung, sondern von dem Besitz der politischen Bürgerrechte, an denen die Frauen der alten Welt ja noch nirgends eine Anteil haben.

Digitized by Google

In Frankreich war es die Revolution, welche den letzten Rest der kommunalen Unabhängigkeit der Dorfgemeinschaften, und mit ihr die Teilnahme der Frauen an der Selbstverwaltung zerstörte, indem sie allen Bürgern in Stadt und Land die gleichen politischen Rechte verlieh, trotz alledem aber nicht auf den damals scheinbar so nahe liegenden Gedanken verfiel, auch die Frauen der allgemeinen Bürgerrechte teilhaftig werden zu lassen.

Auch in Italien fallen die Bedingungen für das politische und kommunale Wahlrecht zusammen, und alle Versuche, das Gemeindewahlrecht wenigstens auf die Frauen auszudehnen, sind bis jetzt gescheitert. Dagegen hat die Frau in Italien, Rumänien, Belgien und Luxemburg das Recht, ihre Steuerleistung einem Manne anzurechnen, damit er Wahlberechtigung erlange. Bei Ehefrauen ist die Anrechnung der Steuerleistung nur zu Gunsten des Ehemannes zulässig, verwitwete und unverheiratete Frauen dagegen können das ihrer Steuerleistung entsprechende Wahlrecht einem beliebigen männlichen Verwandten angedeihen lassen.

* * *

Wenden wir uns nach diesem Flug in die Ferne der Betrachtung der Verhältnisse in unserem eigenen Vaterlande zu, so scheint es auf den ersten Blick, als sei es unmöglich, den Ariadnefaden zu finden, der uns durch das Labyrinth verschiedenartiger und komplizierter Bestimmungen führen kann, die im deutschen Reich mit bezug auf das Gemeindewahlrecht der Frau getroffen sind. Bei näherem Zusehen beginnen sich aber die Schwierigkeiten bald zu lichten, und einzelne große Gesichtspunkte, unter die sich die aus der Kleinstaaterei entspringende Mannigfaltigkeit und Vielgestaltigkeit einreihen läßt, treten mit Deutlichkeit hervor. Der Unterschied zwischen Dorf und Stadt, der in den skandinavischen Ländern zum Beispiel sehr wenig scharf ausgeprägt ist, besteht für Deutschland heute noch tatsächlich fort und ist in fast allen deutschen Staaten auch durch das positive Recht anerkannt. Zwischen städtischen und ländlichen Gemeinden ist hier eine scharfe Trennungslinie in bezug auf die Ausübung des Wahlrechts gezogen. In den Städten sind die Frauen regelmäßig davon ausgeschlossen, auf dem Lande dagegen besitzen sie es in einer Reihe deutscher Einzelstaaten allerdings in sehr beschränkter Form. Eine Betrachtung der Städteordnungen bleibt uns also erspart, und wir werden es in folgendem ausschließlich mit Bestimmungen der verschiedenen Landgemeindeordnungen und solcher Gemeindeordnungen zu tun haben, die sich sowohl auf die städtischen wie auf die ländlichen Gemeinden beziehen und sich nur in einigen kleineren Staaten finden.

Eine zweite wichtige Einteilung ergibt sich aus dem bereits angedeuteten Unterschied zwischen Bürgergemeinden einerseits und Grundbesitzer- oder Eigentumsgemeinden andererseits. Während in den Bürgergemeinden in der Regel entweder der Besitz des angestammten oder erworbenen Gemeindebürgerrechts zum Wählen berechtigt und Frauen von dem Erwerb desselben ausgeschlossen sind, oder aber ein Unterschied zwischen stimmfähigen und nicht stimmfähigen Bürgern gemacht wird — wodurch die Frauen gleichfalls ausgeschlossen werden — genießen sie in den Grundbesitzergemeinden, selbst in den Fällen, wo diese sich in Eigentumsgemeinden im wahren Sinne verwandelt haben — das heißt das Stimmrecht nicht mehr vom Grundbesitz, sondern von der Leistung einer bestimmten Steuersumme abhängt — soweit sie Grund-

Digitized by Google

besitzerinnen sind, regelmäßig das aktive Wahlrecht. Dies dürfen sie aber mit einer einzigen Ausnahme — nicht einmal in Person ausüben. Vom passiven Wahlrecht sind sie überall ausgeschlossen. Hieraus geht hervor, daß uns die Sachlage in den Bürgergemeinden höchstens dort zu beschäftigen haben wird, wo sich nicht der ganz reine Typus findet, oder für Frauen Ausnahmebestimmungen bestehen.

Gehen wir zunächst auf die Verhältnisse in Preußen ein, wo der Typus der Eigentumsgemeinde vorwaltet. Der Staat gliedert sich in Provinzen, Kreise und Gemeinden, und diese Glieder haben eine doppelte Bedeutung, einmal als Bezirke der staatlichen Verwaltung und zweitens als Verbände zur Erreichung selbständiger wirtschaftlicher Zwecke. In den Gemeinden tritt der wirtschaftliche Zweck stark in den Vordergrund. Ihre Organe waren ursprünglich zur Erfüllung wirtschaftlicher Zwecke geschaffen und wurden erst später vom Staate seinen Verwaltungszwecken dienstbar gemacht. Umgekehrt ist in den Provinzen und Kreisen, die anfänglich reine Verwaltungsbezirke waren, erst allmählich neben die staatliche eine kommunale Organisation getreten, die sie zu Selbstverwaltungskörpern höherer Art umschuf.

Die persönliche Grundlage der Landgemeinden, die uns in erster Linie interessieren, bilden — wenigstens in den sieben östlichen Provinzen, deren Verhältnisse wir hier zu Grunde legen — die Gemeindeangehörigen und die Gemeindemitglieder. Für die Gemeindeangehörigkeit ist der Wohnsitz, für die Gemeindemitgliedschaft die Länge des Aufenthalts (mindestens ein Jahr) und eine gewisse Steuerleistung bestimmend. Gemeindemitglieder haben das Stimmrecht in der Gemeindeversammlung. Diese ist das Organ der Landgemeinde und wird von sämtlichen Gemeindemitgliedern gebildet. Bei mehr als 40 Stimmberechtigten oder auf Antrag tritt an Stelle der Gemeindeversammlung die von dieser gewählte Gemeindevertretung. Aufgaben der Gemeindeversammlung bezw. Vertretung sind die Beschlußfassung über alle dem Gemeindevorsteher nicht ausschließlich überwiesenen Angelegenheiten, insbesondere über die Verwaltung und Benutzung des Gemeindevermögens, die Überwachung der Verwaltung und die Feststellung des Gemeindeetats.

Die selbständigen Gutsbezirke, die hauptsächlich auf den Osten beschränkt sind, haben in der ursprünglichen Einheit eines größeren Gutsbezirkes ihre Grundlage, doch deckt sich der Begriff des Gutsbezirks heute keineswegs mehr immer mit dem des gutsherrlichen Besitzes. Die Gutsbezirke stehen den Gemeindebezirken öffentlich rechtlich gleich, doch ist der alleinige Träger der öffentlichen Rechte und Pflichten der Gutsherr. Von einer Kommunalverwaltung kann daher in Gutsbezirken nicht die Rede sein.

Die Landkreise, zu denen Landgemeinden und Gutsbezirke vereinigt sind, werden durch den Kreistag vertreten. Dieser geht hervor zu einer Hälfte aus den in Wahlbezirke eingeteilten Landgemeinden, zur anderen aus dem Verbande derjenigen größeren Grundbesitzer, Gewerbetreibenden und Bergwerksbesitzer, die zu einem Mindestsatze der Grund- und Gewerbesteuer veranlagt sind. Dem Kreistag liegt es ob, über die Kreis- und sonstigen ihm zugewiesenen Angelegenheiten zu beraten und zu beschließen.

Die Vertretung der Provinz endlich hat der Provinziallandtag, zu dem jeder Kreis nach der Einwohnerzahl eine oder mehrere vom Kreistage gewählte Abgeordnete entsendet. Seine Aufgabe ist die Beschlußfassung über provinzielle Angelegenheiten, besonders über den Provinzialhaushaltsetat.

Digitized by Google

Sehen wir uns nun die Rechte der Frau innerhalb der preußischen Selbstverwaltung etwas näher an. Nach den Bestimmungen der Landgemeindeordnung für die 7 östlichen Provinzen der preußischen Monarchie vom 3. Juli 1891 können Frauen das Gemeindestimmrecht nur erwerben: 1. wenn der ihnen im Gemeindebezirk gehörige Grundbesitz zum Stimmrecht befähigt (hierunter fällt jedes Wohnhaus und jedes Grundstück, für das mindestens 3 Mark an Grund- und Gebäudesteuern zu entrichten sind); 2. wenn sie die für die männlichen Stimmberechtigten aufgestellten Erfordernisse (deutsche Reichsangehörigkeit, Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte, einjährigen Wohnsitz im Gemeindebezirk und Zahlung der auf sie entfallenden Gemeindeabgaben) sämtlich erfüllen (§ 45). Während also bei den Männern die Stimmberechtigung — außer von den genannten Bedingungen — nur noch von der Leistung eines bestimmten Steuersatzes (in der Regel 4 Mark im Jahr) abhängig ist, wird sie Frauen nur zuerkannt, wenn sie Grundbesitz haben, und selbst diese dürfen ihr Stimmrecht nicht selbständig ausüben, sondern müssen sich durch einen Mann vertreten lassen. Als Vertreter der Ehefrau gilt ohne weiteres der Ehemann, unverheiratete und verwitwete Besitzerinnen werden durch Gemeindeglieder vertreten. (§ 46.) Fast ebenso sind die Bestimmungen für die Provinzen Westfalen (Landgemeindeordnung vom 19. März 1856), Schleswig-Holstein (Landgemeindeordnung vom 22. September 1867), Hannover (Landgemeindegesetz vom 18. April 1859) und Hessen-Nassau (Landgemeindeordnung von 1897). Nur in der Rheinprovinz sind infolge französischer Einflüsse zur Ausübung des Gemeinderechts ausschließlich Männer befugt, obgleich auch hier das Eigentum zur Grundlage des Stimmrechts gemacht ist. Es ist dies die einzige Ausnahme von der oben aufgestellten Regel.

In den Gutsbezirken dürfen Frauen, die ihnen als Gutsherrinnen zustehenden Rechte und Pflichten ebenfalls nicht persönlich ausüben, sondern müssen sich, falls sie verheiratet sind durch ihren Ehemann, falls sie unverheiratet oder verwitwet sind, durch einen Bevollmächtigten vertreten lassen.

Das Wahlrecht der Frauen zu den Kreistagen ist noch beschränkter als das zu den Gemeindevertretungen. Nur im Wahlverbande der Grundbesitzer und Gewerbetreibenden wirken sie unmittelbar mit, müssen aber auch hier durch ihre Gatten oder männliche Berechtigte vertreten werden. Im Wahlverbande der Landgemeinden dagegen üben sie nur mittelbar insofern einen Einfluß aus, als sie an den Wahlen der Gemeindevertretung beteiligt sind, welche ihrerseits die Wahlmänner für den Kreistag wählt.

Noch feiner durchgesiebt ist der Anteil der weiblichen Wähler an der Zusammensetzung des Provinziallandtags; er beschränkt sich auf die durch die Teilnahme der Frauen an den Wahlen zur Gemeindevertretung und zum Kreistag ausgeübte Beeinflussung.

Im Herzogtum Braunschweig, wo ebenso wie in Preußen das System der Grundbesitzergemeinde gilt, kommt den Frauen oder, wie die Landgemeindeordnung vom 18. Juni 1892 sich ausdrückt den „Frauenzimmern" die Wahlberechtigung gleichfalls zu, wenn sie Besitzerinnen von Gütern, Gehöften, Wohnhäusern, Fabriken, Hütten, Salinen, Gruben und anderen für sich bestehenden gewerblichen und landwirtschaftlichen Betrieben sind, und außerdem die für die männlichen Wahlberechtigten notwendigen Voraussetzungen erfüllt sind. (§ 16) Wählbar sind sie aber, ebenso wie die unter Kuratel stehenden und die unter 25 Jahre alten Personen, in deren Gesellschaft sie

Digitized by Google

in fast allen Landgemeindeordnungen auftreten, selbstverständlich nicht. Auch können sie ihr Wahlrecht nicht selbständig ausüben. Fast gleichlautend sind die Bestimmungen für die zu den Hansestädten Hamburg und Lübeck gehörigen Landgemeinden (Landgemeindeordnungen vom 12. Juli 1871 bezw. vom 16. November 1868), etwas weitergehend die für das Herzogtum Sachsen-Altenburg, wo schon der Beitrag zu den Gemeindelasten der großjährigen Frau die Stimmberechtigung gibt. (Dorfordnung vom 13. Juni 1876.)

Eine Ausnahmestellung unter allen deutschen Staaten nimmt in Bezug auf das Gemeindewahlrecht der Frau merkwürdiger Weise das sonst nicht eben als fortschrittlich geltende Königreich Sachsen ein. Nach § 34 der Landgemeindeordnung vom 24. April 1873 ist hier die unverheiratete Grundbesitzerin, bis auf das ihr mangelnde passive Wahlrecht, dem Manne ganz gleich gestellt. Von allen deutschen Frauen ist sie die einzige, die ihr Wahlrecht persönlich ausüben darf, während für die verheiratete Besitzerin auch hier der Ehemann die Stimme abzugeben hat, und deren Stimmrecht gänzlich ruht, wenn der Gatte nicht stimmberechtigt ist.

Das Königreich Württemberg, die bayrische Pfalz, die Großherzogtümer Baden und Hessen, die Herzogtümer Gotha und Sachsen-Meiningen, die Fürstentümer Schwarzburg-Sondershausen und Reuß j. L., sowie die Reichslande Elsaß-Lothringen machen sämtlich das Gemeindebürgerrecht zur Grundlage der kommunalen Wahlberechtigung und schließen entweder die Frauen vom Erwerb desselben gänzlich aus, oder versagen ihnen doch die Stimmberechtigung. Als ehemalige Rheinbundstaaten, bezw. als früher zu Frankreich gehörige Landesteile haben alle diese Länder längere oder kürzere Zeit unter französischem Einfluß gestanden. Auf ihn ist diese Entwickelung ebenso wie in den Rheinlanden daher wohl zurückzuführen.

Interessante Ausnahmen bilden das Großherzogtum Sachsen-Weimar-Eisenach und das Herzogtum Coburg, wo nach der neuen Gemeindeordnung vom 24. Juni 1874 bezw. dem Gemeindegesetz vom 22. Februar 1867 zwar das reine System der Bürgergemeinde besteht, Frauen aber nicht nur das Bürgerrecht unter denselben Bedingungen wie Männer erwerben können, sondern auch das gleiche vom Besitz gänzlich losgelöste Stimmrecht besitzen. Allerdings ist ihnen auch hier eine persönliche Ausübung noch versagt, aber unter den deutschen Gemeindeverfassungen sind diese beiden zweifellos die den modernen Rechtsanschauungen am meisten entsprechenden. Es fehlt nur der letzte Schritt, um die weibliche Gemeindebürgerin dem männlichen Gemeindebürger vollkommen gleichzustellen.

Zu der Staatengruppe, welche nur die Bürgergemeinde kennt, gehört ferner das Großherzogtum Oldenburg. Es verdient aber einer Bestimmung wegen, die sich in keiner anderen deutschen Landgemeindeordnung findet, ebenfalls, wenn auch nicht im guten Sinne, besonders hervorgehoben zu werden. Auch in Oldenburg ist es Frauen gestattet, das Gemeindebürgerrecht zu erwerben, eine Wahlberechtigung bringt es für sie hier aber nicht mit sich. Dazu wird die Erwerbung des Heimatsrechts außer von den für Männer nötigen Erfordernissen für „Frauenzimmer" auch davon abhängig gemacht, daß sie während der letzten drei Jahre nicht außerehelich niedergekommen oder schwanger geworden sind. (Art. 32.) Dies Hineinziehen bürgerlicher Ehrbegriffe in Gesetzesbestimmungen berührt den modernen Menschen so sonderbar, daß er ganz erleichtert aufblickt, wenn er sich vergewissert, daß die oldenburgische Gemeindever-

Digitized by Google

fassung bereits vom 1. Juli 1855 herrührt. Bei einer Revision des Gemeindegesetzes wird hoffentlich auch dieser vorsindflutliche Passus in Fortfall kommen.

Mischtypen zwischen Eigentums- und Bürgergemeinden stellen die Landgemeinden des rechtsrheinischen Bayern und der Fürstentümer Waldeck und Reuß ä. L. dar. Während in Bayern diesseits des Rhein Männer allein durch den Besitz des Gemeindebürgerrechts zum Wählen berechtigt sind, können Frauen das Stimmrecht nur erwerben, wenn sie entweder in der Gemeinde ein besteuertes Wohnhaus haben oder mit direkten Steuern mindestens in demselben Betrage wie einer der drei höchstbesteuerten Einwohner angelegt sind. Ferner müssen sie sich, ebenso wie „minderjährige und andere unselbständige Personen" bei der Ausübung des Stimmrechts eines Vertreters bedienen. Fast wörtlich die gleiche Bestimmung gilt für das Fürstentum Waldeck. Im Fürstentum Reuß ä. L. sind die Rechte der Gemeindebürgerinnen noch beschränkterer Natur. Hier steht nämlich den grundbesitzenden und persönlich Steuern zahlenden Frauen nur bei solchen Beschlüssen eine Stimme Stimmrecht zu, welche „mittelbar oder unmittelbar die Ausschreibung von Gemeindeanlagen oder eine Erhöhung der bereits ausgeschriebenen nach sich ziehen können". (Art. 138 der Gemeindeordnung vom 28. Januar 1871).

Als Kuriosum sei schließlich erwähnt, daß die Landgemeindeordnung des Fürstentum Schaumburg-Lippe vom 7. April 1870 keinerlei Einschränkungen des Frauenwahlrechts zeigt und damit dem Wortlaut nach, als die fortgeschrittenste Gemeindegesetzgebung ganz Deutschlands erscheint.

Das Heimatrecht wird nach § 3 in Schaumburg-Lippe erworben: 1) durch Abstammung von heimatberechtigten Eltern, 2) für Frauen durch Verheiratung mit einem heimatberechtigten Manne. Als stimmberechtigt gelten nach § 13: 1) alle Heimatberechtigten, welche

a) zu den Gemeindelasten beitragen,
b) im Besitz der bürgerlichen Ehrenrechte sind,
c) selbständig sind,
d) das 25. Lebensjahr vollendet haben,
e) seit einem Jahre ihren Wohnsitz in der Gemeinde haben,

2. alle diejenigen, welche in der Gemeinde mit Grundstücken angesessen sind.

Das auf dem Grundbesitz beruhende Stimmrecht kann in Person oder durch Bevollmächtigte, das Stimmrecht der nicht ansässigen nur in Person ausgeübt werden. Guts- oder stättebesitzende Witwen können (nicht müssen) sich durch ihre Söhne vertreten lassen.

Nach § 64 ist ferner jedes stimmberechtigte Gemeindemitglied verpflichtet, unbesoldete Stellen in der Gemeindeverwaltung oder Vertretung anzunehmen.

Aus allem diesem scheint hervorzugehen, daß in Schaumburg-Lippe die weiblichen Gemeindemitglieder nicht nur wahlberechtigt, sondern auch wählbar, kurz, den männlichen Gemeindebürgern in jeder Beziehung gleichgestellt sind. Das Fürstentum wäre also das Idealland, nach dem die Verhältnisse der übrigen deutschen Gemeinden umzugestalten wären. Merkwürdigerweise aber ist in Schaumburg-Lippe selber davon nichts bekannt. Es wählen hier vielmehr, wie in Preußen, gewohnheitsrechtlich nur die grundbesitzenden Frauen, und diese nur durch Stellvertreter. Bei der Abfassung der Gemeindeordnung ist anscheinend niemand auf den Gedanken verfallen, daß auf Grund des Wortlauts die Frauen die vollen Gemeindebürgerrechte für sich fordern könnten; so

Digitized by Google

sehr war man gewöhnt, sie als quantite négligeable zu betrachten. Was geschehen würde, wenn die Landgemeindebürgerinnen von Schaumburg-Lippe, auf diese Tatsache aufmerksam gemacht, auf ihrem Recht beständen, bleibt dahingestellt. Vielleicht versuchen sie es einmal!

* * *

Unsere Wanderung durch Deutschland ist beendet. Was wir in den Landgemeinden gesehen haben, sind nichts als Ansätze, als Keime eines Frauenwahlrechts, das zu seiner völligen Ausbildung noch nach vielen Richtungen hin der Ausgestaltung bedarf. Dennoch wird das, was bereits vorhanden ist, vermutlich die meisten mit ländlichen Verhältnissen wenig vertrauten Nicht-Juristen in Erstaunen setzen. Eine genaue Kenntnis der Sachlage ist jedenfalls die erste Grundbedingung einer Reform. Wenn es dieser Darstellung gelingt, die Frauenvereine in den Einzelstaaten dazu anzuregen, für eine Erweiterung der Frauenrechte in der Gemeinde einzutreten, so ist ihr Hauptzweck erfüllt. Mehr und mehr muß sich die Erkenntnis Bahn brechen, daß nur der Bürger ein nützliches Glied seiner Gemeinde sein kann, dem es gestattet ist, seine Interessen selbständig zu vertreten. Die Frauen müssen sich dagegen erheben, mit Unmündigen und Geistesschwachen in der gleichen Reihe zu stehen. Sie haben durch die Beispiele aus dem Ausland genügend Beweise in der Hand, daß die Frau überall da, wo sie volles Bürgerrecht besitzt, sich dessen würdig gezeigt hat und hinter den Männern in keiner Weise zurücksteht.

Irdische und himmlische Liebe.

Eine Studie über zwei Dichtungen

von

Martha Strinz.

Nachdruck verboten.

Maeterlinck, den man recht eigentlich den Dichter des Unbewußten nennen dürfte, der mit reinen Händen und Kinderworten die tiefsten Geheimnisse unserer Seele offenbar macht, der so vielen ein Ärgernis ist, die die Blumenblätter einer Dichtung auseinanderreißen und rufen: „Sehet, es ist nichts darunter!“ und höhnend davongehen und die Fetzen in den Wind streuen — Maeterlinck kündet auch uns Frauen viel von unserem Eigenleben. Uns, die wir Wesen einer alten und einer neuen Zeit in uns ringen fühlen, uns schafft er aus diesen Regungen unserer Seele Gestalten, die mit instinktiver Sicherheit in dem Lichte wandeln, das wir suchen. Er zeigt uns, daß wir uns nur befreien, wenn wir wie Ariane die sechs Schlüssel zu den Juwelenschreinen Blaubarts wegwerfen, um mit dem siebenten die verbotene Tür zu öffnen und ihn durch Stärke und Liebe zu überwinden. Er sagt uns auch, daß wir trotz des Unglaubens der Welt und ihrer Schmähungen dem Sittlichkeitsgebot in der eigenen Brust furchtlos folgen müssen, um aus dem bösen Traum, den wir jetzt für

Digitized by Google

unser Glück und unser Los halten, zu der schöneren Wahrheit zu erwachen. Vielleicht ist es ungerecht, daß wir in der kürzlich durch die Aufführungen des Neuen Theaters in Berlin einem größeren Publikum bekannt gewordenen „Schwester Beatrix" nach diesem unseren Dichter suchen. Er selbst weist es ab, daß man darin nach philosophischen und moralischen Problemen suche; „es sind die beiden Singspiele", sagt er, („Blaubart und Ariane" und „Schwester Beatrix") „im besten Fall die ersten tastenden Schritte zu einer Schaubühne des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Tränen."

Aber der sensible Dichter wird uns so nicht abweisen. Wir wollen ergründen, was er uns sagt, denn immer sehen wir ihn mit uns im tiefsten beschäftigt, und in dem einen dieser Singspiele ist, wie vorhin angedeutet, ein Stück Frauenfrage aufgerollt. „Schwester Beatrix" ist von allgemeinerem Gehalt. Es ist die dramatische Bearbeitung der alten Legende von der Nonne, die voll Verlangen nach der Liebe aus dem Kloster entweicht und deren Amt bis zu ihrer reuigen Rückkehr durch die Jungfrau Maria ausgefüllt wird. Im katholischen Belgien mit seinem entwickelten Klosterleben war die Legende gewiß noch lebendig. Die Legende gibt nur Umrisse, die Ausfüllung ist des Dichters.

Im Neuen Theater wurde Maeterlincks Dichtung stimmungsvoll ausgeprägt. In der dämmernden Vorhalle des Klosters leuchtet das köstlich geschmückte Bild der heiligen Jungfrau. Zu Füßen des Gitters liegt die schluchzende Nonne und beichtet in stammelnden Worten von der Leidenschaft der Liebe und fürchtet sich vor der Todsünde. Das ist Beatrix, die der Prinz Bellidor heute entführen will, und die seit drei Tagen so viel geweint hat, daß sie nicht mehr weinen kann. Und nun fleht sie, daß die Heilige ein Zeichen gebe, daß sie bleiben soll, so wird die Sünde nicht geschehen. Aber die Heilige gibt kein Zeichen. Da sinkt sie kraftlos in die Arme des Mannes, der sie über die Schwelle trägt.

Fünfundzwanzig Jahre vergehen. Wieder steht das Bild der Jungfrau und die Kerzen brennen auf dem Altar. Da drehen sich die schweren Torflügel von selbst in den Angeln und öffnen sich lautlos auf die schneebedeckte Landschaft. Auf der Schwelle erscheint, mager und fast unkenntlich, ein Weib in Lumpen. Mit einem zitternden Schrei stürzt sie zu Füßen der Jungfrau. „Ich kann nicht mehr beten, ich kann nicht mehr sprechen, und ich habe so viele Tränen vergossen, daß ich nicht mehr weinen kann. Ich bin die arme Beatrix. Schau nur, wohin mich Liebe und Sünde gebracht haben und alles, was die Menschen Glück nennen."

Liebe und Sünde eng zusammen. Als müßte es so sein. Schlimmes weiß Beatrix zu sagen von der Liebe. Die Äbtissin sagt: „Die göttliche Liebe ist eine schwere Last." Und Beatrix: „Nein, die Liebe des Mannes, das ist die große Bürde." Keine Sünde so tief, keine Schande so groß, durch die sie nicht hat hindurch müssen. Nach drei Monaten verlosch des Prinzen Liebe. Alle Männer nacheinander entweihten diesen Leib. Meine Kinder starben, als ich nicht mehr schön war. Und das letzte hab ich des Nachts getötet, als der Wahn mich faßte, daß es nicht mehr leiden sollte. „Und andere, die geboren werden sollten, sind nicht zur Welt gekommen. Und die Sonne schien weiter, die Gerechtigkeit schlief, und nur die Schurken waren stolz und glücklich."

Damit unterstreicht der Dichter das alte Wort der Kirche: In der Welt ist Sünde, aber bei mir ist Friede. Die Liebe da draußen bringt Unheil und Tod, die meine ist das Glück.

Digitized by Google

Nun aber war in der Legende die Jungfrau selbst herabgestiegen und hatte das Amt der entflohenen Nonne in ihrer Gestalt versehen und ihre Flucht so liebreich zugedeckt. Maeterlinck läßt im zweiten Akt dies Wunder sich vor unseren Augen vollziehen. Damit verkündete die Legende die zweite alte Kirchenlehre, daß des Sünders Reue seine blutrote Sünde schneeweiß macht. Die himmlische Jungfrau sieht den Gottesfunken auch im Herzen des Verlorenen und hebt ihn empor. „Gelobet seist Du, Maria!"

Hier hat Maeterlinck angeknüpft, um sein Evangelium des Friedens und der Liebe zu verkünden. Denn die Welt kennt diese Liebe nicht. Sie hat nur Rache und Fluch für den Sünder. Und die sich dem Dienste des Himmels geweiht haben, die glauben auch in seinem Auftrage das Racheschwert führen zu müssen. Daher zeigt er uns in einer abstoßenden Szene den Fanatismus der Nonnen, der Äbtissin, des Priesters. Sie erkennen die Göttliche nicht, deren Lichtglanz die arme Nonnenkleidung nicht verbergen kann; sie drehen die Geißel, um an der Heiligtumsschänderin die grausame Züchtigung zu vollziehen, und ein Wunder muß die Heilige schirmen. Sie würden auch die rückkehrende Sünderin Beatrix in den Abgrund stoßen, wenn nicht die Himmlische sie getäuscht hätte, sodaß sie eine Heilige zu sehen meinen. Daher bleibt der rückkehrenden Beatrix der Schmerz erspart, von ihnen verdammt zu werden. In den schrecklichen Geständnissen der Sterbenden sehen sie die schlimme letzte Prüfung, die die Dämonen der Finsternis den Auserkorenen bereiten. Und Beatrix staunt über ihre Milde: „Verzeiht ihr mir denn? Man verzieh doch nicht, als ich noch hier lebte." Und sie stirbt in dem Wahn, daß Liebe und Güte in die Welt zurückgekehrt seien.

Die Apostase des Sünders. Er hat am meisten gelitten, darum ist er der Heiligste. Nicht ihn zu verstoßen steht uns an, sondern ihn zuzudecken mit dem Mantel der Liebe, wenn er zitternd und bloß heimkehrt aus dem furchtbaren Kampf mit der Welt. Denn das Leben ist Leiden.

Wissen, Verstehen, Lieben, das ist alles. Das ist des Dichters tastender Schritt zu einer Schaubühne des Friedens, des Glückes und der Schönheit ohne Tränen. Im Menschenherzen soll sie aufwachen.

Wir kennen diese Sehnsucht des weltflüchtigen Dichters. Des Dichters, dessen erste Werke die Angst vor dem Leben mit hörbarem Herzschlag durchpocht.

* * *

Aber in den fünfziger Jahren war bereits ein deutscher Dichter beim Lesen von Kosegartens Legendensammlung über die alte Erzählung geraten, und wer ihn kannte, dem stieg neben dem dämmernden Klosterportal, das den Rahmen abgab für Maeterlincks ringende und büßende Beatrix, eine lichte deutsche Frühlingslandschaft empor, in der die Zinnen des Klosters vom Berge glänzen, ferne Burgen winken und Jagdruf durch die Wälder schallt. Denn bei Gottfried Keller muß Waldluft rauschen und die Welt im Maienkleide stehen, wenn er von der Liebe der Menschen reden soll. Der hat nun den dürftigen Rahmen der Legende mit seiner Fabulierkunst erfüllt, und wie sich seinem tiefen Ernst stets der Schalk gesellt, so labt er sich im stillen daran, jenen abgebrochen schwebenden Gebilden das Antlitz zugleich „nach der entgegengesetzten Himmelsrichtung zu wenden, als nach welcher sie in der überkommenen Gestalt schauten."

Digitized by Google

Keller, der das Schicksal hatte, sich stets in die großen und starken Mädchen zu verlieben, läßt seine Beatrix nicht vom leidenschaftlichen Verführer über die Schwelle des Klosters gerissen werden. Er sympathisierte mit dem älteren Zug der ihm vorliegenden Legende, daß ihr eigenes Verlangen die schöne Nonne hinaustreibt in die Welt.

„Als sie es nun nicht länger mehr zu ertragen vermochte, trat sie eines Nachts vor den Altar Unserer Lieben Frau und sprach zu ihr: O, du allerliebste Frau Maria, ich habe Dir bisher gedient auf das beste, als ich nur vermochte. Aber jetzt nimm Du die Schlüssel zu Dir; ich kann das Leiden in meinem Herzen nicht länger ertragen. Als sie das gesprochen, legte sie den Schlüssel auf den Altar und ging zum Kloster hinaus . . ." Das Starke dieses Schritts, mit dem sich ohne viel Jammern eine Frau zu der unwiderstehlichen Naturgewalt des Liebestriebes bekennt, mochte Kellers gesunde Natur erfreuen. Aber hier schon mußte er mit jener Drehung des Antlitzes einsetzen. Die eng in die Schranken kirchlicher Anschauung gebundene Legende kann bei aller Naivetät nicht anders, als das Verlangen der Nonne als ein Werk des Bösen bezeichnen: „sie ward von sündhaften Gedanken gar heftig angefochten". Daher heißt es weiter: „Sie ging zum Kloster hinaus und ergab sich dem gemeinen Leben volle fünfzehn Jahre". Unser Dichter aber, dem es darauf ankam, der Liebe ihre menschliche Schönheit zurückzugeben, öffnet ein wenig die verschlossene Herzenstür seiner Beatrix und läßt uns in einen lichten Raum schauen, in dem nur die große Sehnsucht nach dem Leben schattend liegt. „Herrlich gewachsen von Gestalt, tat sie edlen Ganges ihren Dienst, besorgte Chor und Altar und läutete die Glocke vor dem Morgenrot und wenn der Abendstern aufging. Aber dazwischen schaute sie vielmals feuchten Blicks in das Weben der blauen Gefilde; sie sah Waffen funkeln, hörte das Horn der Jäger aus den Wäldern und den hellen Ruf der Männer und ihre Brust war voll Sehnsucht nach der Welt." Und alles ist mit denselben lichten Maienfarben umkleidet: wie die schöne Nonne in der taufeuchten Stunde, da die Sonne aufgeht, am Waldquell den glänzenden Ritter trifft, der die schöne Beute eifrigst an sich nimmt, und wie sie demütig und seiner Liebe voll mit ihm auf der Burg lebt „zwar recht- und namenlos, aber sie verlangte nichts Besseres".

Aber obwohl die Sache nun einem oberflächlichen Beobachter in schönster Ordnung zu sein scheint, hat Meister Gottfried doch noch andere Pläne. Denn mit dem illegitimen Liebesbund der beiden Leutchen ist es doch nicht ohne weiteres abgetan. Ein böser Zwischenfall, den er sich extra dazu zurecht macht, soll ihnen das zu Gemüte führen. Der gute Ritter Wonnebold, der als ehrenfester Germane auch bei frohen Festen des Würfelspiels mit derselben Leidenschaft pflegt, die uns Tacitus von unseren Altvordern berichtet, setzt im Übermut seines Spielglücks die schöne Beatrix und verliert sie an den fremden Baron.

Nun ist es köstlich zu sehen, wie weibliche Schalkhaftigkeit und List ihr Garn stellt, in das der Mann ohne weiteres hineingeht, und wie sie sich selbst lächelnd aus den Schlingen zieht und dem Verdutzten Zeit läßt, sich über seine Dummheit gründlich zu ärgern. Denn ein klein wenig klüger sind die Frauen bei Keller immer als die großen und starken Männer in ihrem naiven Selbstgefühl, die sich jeden Rausch antrinken und nachher jedesmal denselben moralischen Katzenjammer erleben.

Aber sehen wir durch die heitere Oberfläche des Episödchens auf seine tiefe Quelle, die der Dichter aus dem Gemüt der Frau herleitet, wo die einfache und keusche

Digitized by Google

Liebe und Treue wohnt, die nur in dem einen geliebten Mann ihr Leben beschlossen sieht. Und wie fein ist der Zug, daß Beatrix ihrem Wonnebold nicht einmal zürnt, daß er sie fortgegeben, sondern ohne Klage und Vorwürfe in seine weitgeöffneten Arme zurückeilt, der vor Scham und Reue „einen sehr schlechten Tag verbracht hat und nun erst merkt, was für einen Schatz er aus den Händen gelassen." Und während er über die gelungene Kriegslist lacht, wird er sehr nachdenklich über ihre Treue, denn jener Baron war ein ganz schmucker, ansehnlicher Gesell. Und um sich nun gegen alle künftige Unfälle zu wahren, machte er die schöne Beatrix zu seiner rechtmäßigen Gemahlin. Und so läßt der Dichter die schönste Ehe aufblühen aus der vom liebenden Herzen gefühlten Notwendigkeit, den unsicheren Liebesbund aus aller Zufälligkeit heraus in die von der Liebe selbst geforderte Dauer zu retten.

Wir sehen hier die tiefere Absicht der kleinen Episode: es mußte gezeigt werden, daß die Nonne, die aus dem Kloster ging, um ihr Verlangen zu stillen, keine gemeine Buhlerin ist, wie in der Legende, noch eine haltlose Betörte, wie bei Maeterlinck, sondern eine echte Frauennatur, bei der die eingeborene Sittlichkeit den Liebestrieb untrennbar umschlingt. Daher darf sie auch getrost zur Jungfrau Maria flehen in dem Moment, wo die Würfel über ihr Los entscheiden sollen. Die Heiligen selbst können nicht anders als lächelnd und segnend auf diesen Liebesbund herabsehen. Und wie schön zeigt der Dichter, obwohl er es mit keinem Worte ausspricht, wie die echte Weiblichkeit der holdseligen Frau auch den wilderen Trieb des Mannes ihm unbewußt in ihre holden Schranken zieht.

Ein Letztes aber blieb noch zu lösen. Immerhin war die Nonne, die dem Dienst der heiligen Jungfrau sich geweiht hatte, aus diesem Dienst treulos entwichen; sollte die Himmlische nicht zürnen, daß sie Weltlust ihrem Dienste vorzog? Ach nein, Beatrix ist Ihrer Lieben Frau niemals untreu geworden. Sie hat sich Urlaub von ihr erbeten, und eines Tages fühlt sie, daß der Urlaub um ist und kehrt zurück. Hier liegt der tiefere Zusammenhang für die Schlußwendung der Geschichte, die manchen Leser befremden könnte:

Nach zwölf Jahren, während deren sie ihrem Gatten acht Söhne geboren hatte, „welche emporwuchsen wie junge Hirsche," „erhob sie sich in einer Herbstnacht von der Seite ihres Wonneboldes, ohne daß er es merkte, legte sorgfältig all ihren weltlichen Staat in die nämlichen Truhen, aus denen er einst genommen worden. Dann ging sie mit bloßen Füßen vor das Lager ihrer Söhne und küßte leise einen nach dem andern; zuletzt ging sie wieder vor das Bett ihres Mannes, küßte denselben auch, und erst jetzt schnitt sie sich das lange Haar vom Haupt, zog das dunkle Nonnengewand wieder an, welches sie sorgfältig aufbewahrt hatte, und so verließ sie heimlich die Burg und wanderte durch die brausenden Winde der Herbstnacht und durch das fallende Laub jenem Kloster zu, welchem sie einst entflohen war. Unermüdlich ließ sie die Kugeln des Rosenkranzes durch die Fingern rollen und überdachte betend das genossene Leben."

Nun verstehen wir, warum die Heilige Jungfrau so bereitwillig herabstieg, um Beatrix' Stelle und Amt im Kloster einzunehmen, und warum sie zu der Heimgekehrten sagt: „Du bist ein bißchen lange weggeblieben, meine Tochter. Ich habe die ganze Zeit deinen Dienst als Küsterin versehen; jetzt bin ich aber doch froh, daß du wieder da bist und die Schlüssel wieder übernimmst."

Digitized by Google

So zart hat der Dichter die feinen Fäden wieder geknüpft, die das Motiv der Stellvertretung in die Geschichte verschlangen. In der Legende vertritt die gnadenreiche Jungfrau die entflohene Sünderin, weil sie weiß, daß Reue sie einst zurücktreiben wird; so hat es auch Maeterlinck gehalten, er hat überdies noch das mit der Stellvertretung verbundene milde Zudecken der Schuld als verschüttetes Gold aus dem Schacht der Legende heraufgeholt; aber bei Keller ist keine Reue und keine Schuld, und die Stellvertretung durch die Jungfrau ist im eigentlichen Sinne eine Zustimmung der Heiligen zu dem Schritt der Nonne, den aber nur die Himmlische klarblickenden gütigen Auges zu durchschauen vermag und den sie deshalb selbst schützt vor der Mißdeutung der stumpferen Welt.

Hier scheint nun die Geschichte zu Ende zu sein, und die Legende sowie die meisten Bearbeitungen haben auch hier in der Tat nichts mehr hinzuzufügen. Gottfried Keller aber hat noch eines zu zeigen. Wenn das Weltleben der Beatrix geheim bleibt, so ist damit zugegeben, daß ihre Tat doch vor den Augen der Menschen mit einem Makel behaftet bleibt, wenn auch die tiefer blickenden Augen der Himmlischen sie nicht verwerfen wollen. Und wir staunen, zu welch einem prächtigen Finale er seine Melodienfolge zu diesem Zweck hinanwindet.

Nach zehn Jahren feiern die Nonnen ein großes Fest zu Ehren der Jungfrau, und jede bereitet ihr ein schönes Geschenk. Nur Beatrix hat nichts bereitet, „da sie etwas müde war vom Leben und mit ihren Gedanken mehr in der Vergangenheit lebte als in der Gegenwart". Da zieht ein greiser Rittersmann mit acht bildschönen bewaffneten Jünglingen des Weges und steigt ab und kniet mit ihnen vor dem Altar. „Beatrix aber erkannte alle ihre Kinder an ihrem Gemahl, schrie auf und eilte zu ihnen, und indem sie sich zu erkennen gab, verkündigte sie ihr Geheimnis und erzählte das große Wunder, das sie erfahren hatte. — Da mußte nun jedermann gestehen, daß Beatrix der Jungfrau die reichste Gabe dargebracht hatte."

So tilgt dieser Dichter das Kainszeichen, das die kirchliche Anschauung der menschlichen Liebe aufgedrückt hatte und führt die Frömmigkeit aus den Klostermauern zurück in das Weltleben.

* * *

Der Gegensatz beider Dichter könnte gar nicht größer sein: dort Schuld und Laster, hier reine in Prüfung geläuterte Liebe; dort Verzweiflung und Tod, hier die tiefe Ruhe eines ausgefüllten Lebens; dort die himmlische Gnade das einzig Versöhnende, hier die Verklärung der Frauenliebe im Leben selbst. Und wo der Belgier die Töne weihevollen Ernstes braucht, darf der Deutsche die Glanzlichter seines verklärenden Humors spielen lassen. Wo jener ringt in Zwiespalt und Sehnsucht, steht dieser fest in erquickender Ganzheit.

Natürlich vergleichen wir nicht, um andersgeartete Dichter und andersempfundene Werke gegeneinander abzuschätzen. Wir dürfen Maeterlinck neben Keller lieben. Aber wo sie einmal beide denselben Stoff behandeln, da ist es doch, als ob damit die Wünschelrute an den Boden schlüge, um uns Deutsche zu mahnen an ungehobene Schätze. Und die Frauen mögen uns sagen, mit welchem Dichter sie es diesmal halten wollen.

Digitized by Google

Die Imkerei als Frauentätigkeit.

Von M. Heinz.

(Nachdruck verboten.)

Es ist merkwürdig, daß unter den Erwerbsarten für Frauen die Imkerei kaum erwähnt wird. Mitunter wird der Gedanke wohl gestreift: in den Landwirtschaftsschulen für Frauen in England und Norwegen wird Bienenzucht und die Herstellung von Bienenwohnungen gelehrt; die Teilnahme von Frauen an deutschen Imkerlehrkursen wird als Kuriosum erwähnt; es ist auch bekannt, daß sich die männlichen Imker von ihren Frauen und Töchtern assistieren lassen, diese Assistenz hoch einschätzen und ihnen manche Nebenarbeiten — die unangenehmsten — ganz überlassen. Diese Beihilfe der Frauen ist auch erwähnt in Dzierzons altem Bienenlehrbuch [1]), welchem der Herausgeber Bruckisch einige Aufsätze aus eigener Feder vorangehen läßt. In einem derselben, der die für das Jahr 1847 merkwürdige Überschrift „Emanzipation der Frauen" trägt, sagt Bruckisch: „Weder die Zustimmung noch die Mithilfe des Gatten soll den lieben Frauen ferner von Nöten sein, sich einen angenehmen, süßen Gegenstand (einen dem eigentlichen Bienenstock aufzusetzenden Honigraum) anzueignen. Er begründet diesen — doch wohl anfechtbaren — Rat damit, daß die Frauen der Imker „sich durch die Mühe und Plage des Ausschmelzens ein unbestreitbares Anrecht an den Honig erwerben." Er geht noch weiter und rät den Frauen, nach dem Dzierzonschen Bienenbuch mit Dzierzons Stöcken selbständig zu imkern „und sich damit die größte Unabhängigkeit von der Willkür und dem Geldbeutel ihres Gemahls zu verschaffen".

Bruckisch hat also nicht nur viel Eifer für Fortschritt in der Bienenzucht, sondern auch für Fortschritt im allgemeinen gehabt; seine „Emanzipation der Frauen" in der Imkerei scheint aber eins jener Samenkörner gewesen zu sein, die unter die Dornen fielen. Die Meinung, daß die Frauen bei der Honiggewinnung „aller Männer Mitwirkung bequem werden entbehren können", scheint bisher nicht Wurzel gefaßt zu haben, und es ist heut, nach mehr als fünfzig Jahren, von dem Vorhandensein selbständiger Imkerinnen weniger bekannt als etwa von weiblichen Tischlern oder Schuhmachern.

Und doch ist die Imkerei nicht etwa ein Gebiet, das so weit abseits läge, daß Frauen es nicht leicht erreichen könnten. Die Bienenzucht fügt sich sogar sehr gut in die hauswirtschaftliche oder gärtnerische Tätigkeit ein, und sie wäre auch eine Art gewinnbringender Erholung für Frauen, deren Haupterwerb zu vielem Sitzen zwingt. Für die drei oder vier Sommermonate wird die Besitzerin eines mittleren Bienenstandes diesem den größten Teil des Tages zu widmen haben; für weitere drei bis vier Monate wird das Nötige in einer Stunde täglich (im Durchschnitt gerechnet) zu erledigen sein; im Winter hat man nur darauf zu achten, daß keine Störung an den Bienenstand kommt. Die Herstellung von Bienenwohnungen und Kunstwaben würde sich ganz gut an die Bienenzucht angliedern lassen und für solche Imkerinnen gut passen, die sich vor Handwerkerarbeit nicht scheuen und eine nutzbringende Ausfüllung ihrer freien Zeit wünschen.

Man wird wohl einwenden, daß die Bienenzucht nur betreiben könne, wer einen eigenen Garten habe. Das ist nun nicht richtig. Einerseits würde ein Garten, inmitten einer größeren Stadt gelegen, den Bienen zur Weide natürlich nicht genügen können; andererseits kann der Schatten der Obstbäume, unter dem man sich einen Bienenstand gewöhnlich denkt, auch durch anderen Schutz ersetzt werden. Man möchte sagen, daß der Obstgarten schwerer den eigenen Bienenstand, als dieser den eigenen Obstgarten entbehren könne. Denn da der Fruchtansatz der Obstbäume in manchen Jahren davon abhängig ist, ob die Bienen von Blüte zu Blüte fliegen können, und da die Witterung zur Zeit der Baumblüte oft so wechselnd und ungünstig ist, daß sie den Bienen nur kurze Ausflüge zu den nächstgelegenen Bäumen gestattet, so tut jeder Obstzüchter gut, sich nicht auf fremde Bienen zu ver-

[1]) Neue verbesserte Bienenzucht des Pfarrers Dzierzon zu Carlsmarkt, herausgegeben und erläutert von dem Bienenvereinsvorsteher Bruckisch in Koppitz 1855.

Digitized by Google

lassen, sondern einen eigenen Bienenstand anzulegen und für dessen Pflege zu sorgen.[1]) Wer nun einen Obstgarten hat, wird meist auch den Bienenstand dort anlegen; wer aber keinen oder keinen geeigneten Obstgarten hat, kann den Bienenstand auch an anderem Orte herrichten. In Dzierzons wie in Ilgens Lehrbuch der Bienenzucht ist wie von etwas Selbstverständlichem davon gesprochen, daß die Bienenstöcke in die Fensteröffnungen von ruhig gelegenen Stuben und Dachkammern eingebaut oder auf flache Dächer gesetzt werden könnten; nur dürfte hier nicht scharfer Luftzug herrschen, und die Bienen müßten freien Ausflug haben.[2]) Sogar auf dem Lande werden die Bienenstöcke bisweilen auf das flache Dach eines Schuppens z. B. gestellt, und diese Maßregel läßt sich auch verstehen, wenn der Garten Kindern als Spielplatz dient, wenn man beim Bestellen des Gemüsegartens von den Bienen zu oft belästigt würde oder — die Bienen belästigte; ferner, wenn das flache Dach etwa im Schutz eines dahinterliegenden höheren Gebäudes einen windstilleren Platz böte als ein zugiger Garten. Daraus ergibt sich, daß Vorstadtwohnungen und Wohnungen in kleineren Städten sich ganz gut zur Aufnahme einiger Bienenstöcke eignen können, da die Bienen von da aus ganz leicht Alleen, Baumpflanzungen, Gärten, Wiesen, Felder und Wälder erreichen werden; sie scheuen weite Wege nicht, wenn sie nicht durch Kälte, Nässe oder Wind am Fliegen gehindert sind. — So würden sich nun Wohnungen in Vororten, mittleren und kleinen Städten oft zur Aufnahme einiger Bienenstöcke eignen, und viele Frauen, die durch hauswirtschaftliche oder andere Tätigkeit für den größten Teil des Tages an die Wohnung gebunden sind, würden durch die Bienenpflege Erholung und Anregung in das Einerlei ihres Lebens bringen können.

Wenn ich nun auch der Meinung bin, daß die Imkerei sehr gut in das Frauenleben paßt, so will ich doch auch erwähnen, in welchen Punkten die Imkerin gegen den Imker im Nachteil ist. Die erste Schwierigkeit ist die Frauenkleidung. Der Mann in seinem anliegenden Anzug von dichtem Stoff ist gut gegen Bienenstiche geschützt. Die Imkerin könnte ja auch am Bienenstand eine Tuchjacke tragen; da sie aber an leichte Sommerkleidung gewöhnt ist, würde sie leicht transpirieren, und Schweißgeruch macht die Bienen leicht zornig. Trägt sie aber die gewöhnliche leichte Kleidung, so ist sie nicht gegen die Stiche geschützt. Vorteilhaft und nicht unschön scheint mir ein russischer Kittel von gerauhtem Baumwollflanell,[1]) der über dem Hauskleid getragen wird. Die Ärmel müssen am unteren Rand mit Gummizug versehen sein, damit sie die Handgelenke fest umschließen. Dieser Kittel bleibt besser ohne Steh- oder Umlegekragen, weil am Halse das Heißwerden am unangenehmsten ist. Der Hals kann gedeckt werden durch den Stoffteil der Bienenhaube, die ich, ebenso wie den Kittel in Notfällen anlege. — Die Männerkleidung gibt, im Gegensatz zu der Frauenkleidung, Schutz gegen das Eindringen der Bienen von unten her; das Beinkleid, in die hohen Stiefel gesteckt oder über den Zugstiefeln zusammengebunden, schließt vollständig ab. Doch könnte die imkernde Frau wohl eine Art langes Reformkleid tragen, dessen unterer mit Gummizug versehener Saum sich dicht um den oberen Teil des Schnür- oder Knöpfstiefels legt.

Außer der zweckmäßigeren Kleidung hat der männliche Imker noch die Erleichterung, die ihm die Zigarre oder Pfeife gewährt; er kann durch deren Rauch die Bienen zurücktreiben und behält doch die Hände frei. Es sind aber auch nicht alle Imker Raucher, und mancher Raucher verträgt nicht so viele Zigarren, als zu längeren Arbeiten erforderlich sind. In noch einem Punkt scheint die Imkerin gegen den Imker im Nachteil zu sein: sie wird nicht auf höhere Bäume klettern können, um von da einen Schwarm herabzuholen. Wie nun aber der Imker in diesem Falle eine Assistenz braucht, so wird auch die Imkerin eine solche in Anspruch nehmen können, und wie schließlich der Imker auf das Einfangen von gar zu ungünstig hängenden Schwärmen verzichtet, so wird auch die Imkerin auf einen Durchgänger keinen hohen Wert zu legen brauchen. — Eine Anpflanzung von Johannisbeersträuchern vor dem Bienenstande zieht gewöhnlich die Schwärme so an, daß sie nicht erst in die Weite und Höhe schweifen; ich habe schon oft an dem abgeschnittenen Zweige eines solchen Strauches einen schweren, festsitzenden Schwarm in seine neue Wohnung getragen. — Nach Dzierzons Anleitung teilt man die starken Mutterstöcke und kann dadurch oft — nicht immer! — das Schwärmen verhindern.

Die Imkerei will natürlich, wie jede andere Tätigkeit, erlernt und verstanden sein, wenn sie Erfolg haben soll. Es gibt staatlich eingerichtete Imker-Lehrkurse; was dort geboten ist, wird man erst dann gut ausnützen können, wenn man schon

---

[1]) Der Obstertrag in einem bekannten pomologischen Institut Schlesiens ist sehr spärlich geworden und trotz des Blütenreichtums fast auf Null gesunken, seit man den früher dort befindlichen Bienenstand entfernt hat.

[2]) Die städtische Bienenpflege oder Haus- und Stubenbienen-Wirtschaft, Aufsatz von Bruckisch, S. 33 des „Neuen verbesserten Bienenbuches“ des Pfarrers Dzierzon.

[1]) Vielleicht giebt es Stoffe, die sich zu diesem Zweck noch besser eignen.

Digitized by Google

Übung und eigenes Urteil hat — so wie man zu einem Schneider-Kursus Gewandtheit im Nähen mitbringen muß. Die Elementarbegriffe der Bienenzucht erwirbt man sich am besten unter der Anleitung eines tüchtigen Imkers. Wohlverstanden: nicht durch blinde Anwendung der Ratschläge dieses und jenes Bienenbesitzers, sondern durch Lernen bei einem erfahrenen Bienenzüchter, bei dem der Erfolg die Richtigkeit der Methode verbürgt.

Unter solcher Anleitung wird sich auch zeigen, ob die für die Imkerei nötigen Eigenschaften vorhanden sind. Heftiges oder furchtsames Wesen, Ungeschicklichkeit, Trägheit, Mangel an Ausdauer und an Sorgfalt schließen von vornherein von der Bienenpflege aus. Die Imkerarbeiten sind nicht von der Art, daß man sie bei etwa eintretender Unlust einfach abbrechen könnte; sie müssen auch bei schwierig werdenden Verhältnissen mit Ruhe wenigstens zu einem vorläufigen Ende gebracht werden. Es gehört ferner eine entwickelte Urteilsfähigkeit dazu, um zu wissen, bis zu welcher Grenze man ein Bienenvolk meistern darf.

Es gibt auch körperliche Eigenschaften, die von der Bienenzucht ausschließen können: Schweißgeruch oder sonstige üble Ausdünstung, Spirituosen-, Bier- und Knoblauchgeruch, heftiges, pustendes Atmen, fahrige Bewegungen, unsaubere, muffig- oder fettigriechende Kleidung bringt die Bienen so in Zorn, daß die Beendigung der Arbeiten manchmal fast unmöglich wird[1]). Ich bin auch nach mehrfachen unliebsamen Erfahrungen dahin gekommen, daß ich an Tagen, wo ich mich nicht wohl und frisch fühle, größere Arbeiten am Bienenstand nicht erst beginne. Sonst aber kann ich unbelästigt ohne Kittel und Bienenhaube arbeiten, wenn nicht grade Gewitterluft herrscht oder die Bienen durch längere Störung schon gereizt sind.

Wenn ich nun von dem Erfolge der Imkerei sprechen will, so möchte ich den Stoßseufzer der Bienenzüchter voranschicken:

„Wenn wir verstünden das Wetter zu machen,
So könnten wir Bienenfreunde wohl lachen!"

Man könnte wohl meinen, daß die Gärtnerei und die Landwirtschaft ebenso abhängig vom Wetter sei wie die Bienenzucht; dem ist aber nicht so. Den Pflanzen schadet anhaltender Regen oder anhaltende Dürre ebenso wie den Bienen; diese leiden außerdem noch sehr durch den Wind, der sie am Ausfliegen — oder am Heimkommen hindert. Vollkommen zutreffend scheint mir der Ertrag der Bienenwirtschaft durch den schon mehrfach erwähnten Bruckisch angegeben zu sein, der auch wohl hier in Dzierzons Sinne spricht, er sagt[1]): „Man kann ohne Übertreibung annehmen, daß die Bienen durchschnittlich

a) in guten Jahren . . 50—100 %
b) in mittleren Jahren 10— 50 % } ihres Wertes
c) in schlechten Jahren 1— 10 %

an Honig, Wachs und Schwärmen *bei zweckmäßiger Behandlung* liefern." Ganz schlechte Jahre sind selten, und was mancher so nennt, wäre wohl eher schlechte Behandlung zu nennen.

Von dem *Wert* der Bienenstöcke komme ich nun auf die Anschaffungskosten. Die Einkaufsgelegenheiten sind sehr verschieden. Man kann bisweilen bei Fortzug, Krankheit oder Tod eines Bienenwirts gute Stöcke mit starkem Volk, Honig und leeren Waben für 15—25 Mark pro Volk kaufen; ein solcher Ankauf wäre wohl der vorteilhafteste, da man von starken Stöcken im selben Sommer schon ernten kann. Hat man zum Ankauf besetzter Stöcke (gutes Volk mit gutem Vorrat in gutem Stock) keine Gelegenheit, so könnte man sich die leeren Wohnungen (z. B. die Kanitz Magazinstöcke) kaufen und sich bei Imkern der Umgegend *frühe* starke Schwärme oder starke Ableger zu verschaffen suchen. Ungenau gearbeitete, unpraktische Wohnungen und späte, schwache Schwärme oder Völker sollte man nicht einmal geschenkt nehmen; an ihnen wäre Mühe und Futter verloren. — Da der Anfänger ein sicheres Urteil über gute oder schlechte Beschaffenheit der Völker und Stöcke nicht haben kann, sollte er beim Ankauf einen erfahrenen Imker zu Rate ziehen; es wäre auch vorteilhaft, sich an einen Bienenzüchter-Verein anzuschließen und die Beschaffung durch diesen zu bewirken; doch ist es mir nicht wahrscheinlich, daß in diesen Vereinen Bruckisch Ideen über die Emanzipation der Frauen in der Imkerei leicht Eingang finden sollten; ich fürchte vielmehr, daß sich Widerstand und Ablehnung dagegen zeigen würde, selbständige Imkerinnen als gleichberechtigt aufzunehmen und zu fördern.

Da nun die Einkaufsgelegenheiten so verschieden, mitunter schwierig sein können, läßt sich die Höhe des Anlagekapitals nur ungefähr angeben.

Ich veranschlage:

1. 4 Wohnungen, viereckige Kanitz-Magazine, à ℳ 5,50 = ℳ 22— 25
2. 4 starke Ableger oder frühe Schwärmer mit Bau . . . à ℳ 5—10 = ℳ 20— 40
3. Untersätze, Geräte, Transport . . . ℳ 18— 40
4. 1 Honigschleuder nebst Zubehör[2]) . ℳ 30— 30

Sa. ℳ 90—135

[1]) Wohl alle diese Übelstände, die zudem nicht von den Bienen allein als lästig empfunden werden, lassen sich durch Sauberkeit, Selbstzucht und naturgemäße Lebensweise abstellen.

[1]) S. 16 des von Dzierzons mehrfach erwähnten Bienenbuch.

[2]) Die Ausgabe für Position 4 kann, falls nicht besetzte Stöcke gekauft wurden, auf das folgende Jahr verschoben werden, weil man Schwärmen und Ablegern im ersten Herbst nicht viel nehmen kann.

Digitized by Google

Nun könnte man wohl einwenden, daß für dieses Geld eine ganze Menge Honig ohne Risiko und ohne Mühe zu kaufen sei. Das wäre aber dann ein sich aufzehrendes und kein zinstragendes Kapital. Ferner könnte man wohl viel Honig kaufen, man tut es aber doch nicht; es kommt ja auch gar nicht so viel reiner Honig in den Handel, als ein allgemein vermehrter Verbrauch erfordern würde. Die wässerige, süßsäuerliche Flüssigkeit, die man unter dem Namen Honig leichter bekommt, wird nicht als Heil- und Nahrungsmittel zu betrachten sein. Angenommen aber, man könnte bei einem als zuverlässig bekannten Imker gleich nach der Ernte 20 Pfund Honig bekommen: auch in Familien mit reichlichem Wirtschaftsgelde entschließt man sich kaum zu dieser Ausgabe, obgleich der Betrag an Spirituosen, Wurst, Fleisch, Kuchen und Leckereien sehr bald erspart sein könnte.

Vielen Familien würde durch einen eigenen Bienenstand der für die Gesundheit so wichtige Honiggenuß gesichert werden; die Kosten wären schon in den ersten Jahren hereingebracht allein durch Abstrich an den vorher genannten schädlich wirkenden Genuß- und sogenannten Stärkungsmitteln. Auch würden die Kosten für Arzt und Apotheker sicher erheblich eingeschränkt; wenn das besonders bei Kindern bestehende — und wahrscheinlich berechtigte — Bedürfnis nach Süßigkeiten nur mit Honig statt mit Zuckerwerk, Kuchen und dergleichen befriedigt würde. Ich erwähne noch die Heilkraft des Honigs bei Halskrankheiten, Heißhunger, schwachem Magen, Blutarmut und anderen Leiden, die wohl allbekannt ist.

Ich kann meinen Aufsatz nicht besser schließen als mit den Worten Dzierzons: „Klein ist das Kapital, das zur Anschaffung eines Bienenstockes erforderlich ist; aber zu einer bedeutenden, hundertfachen Größe kann es in wenigen Jahren heranwachsen und dies bei geringer Mühe, wenn überhaupt die Bienenpflege eine Mühe und nicht vielmehr die angenehmste, erhabenste und edelste Erholung zu nennen ist."

Über die Tätigkeit einer städtischen Armenpflegerin.

Aus dem Verwaltungsbericht der Stadt Bernburg entnehmen wir folgende interessante Mitteilungen: Seit dem 1. Oktober 1900 ist hier eine Diakonissin aus dem anhaltischen Diakonissenhause Dessau, z. Zt. Schwester Alma Cumme, in der städtischen Armenpflege tätig. Da die Mitwirkung einer Schwester in der offiziellen Armenpflege nur in wenigen Orten vorhanden sein wird, sollen über die allgemeinen Aufgaben unserer städtischen Schwestern nachstehend einige Mitteilungen gegeben werden.

Die eigentliche Tätigkeit der Armenschwester, die den Kernpunkt aller ihrer Arbeit bildet, besteht in der Untersuchung aller Fälle, in denen sich bedürftige Personen mit der Bitte um Unterstützung an die Armenverwaltung gewendet haben. Die Schwester erfährt jeden Morgen im Armenbureau, welche Leute am vorhergehenden Tage eine Unterstützung beantragt haben; falls ihr die betreffenden Personen noch nicht bekannt sind, notiert sie sich zugleich die nötigsten Personalien. Dann sucht sie jede ihr gemeldete Familie bezw. Person auf und orientiert sich durch eingehendes Befragen möglichst genau über die Arbeitsfähigkeit, den Gesundheitszustand und die Hilfsbedürftigkeit der Betreffenden. Zu diesem Zweck hat sich die Schwester Kenntnis zu verschaffen von den wichtigsten Bestimmungen und Gesetzen, die für die offene Armenpflege in Betracht kommen, z. B. über Alters-, Invaliden- und Unfallversicherung, über den Unterstützungswohnsitz, über Fürsorge- und Zwangserziehung, über gewisse Bestimmungen des bürgerlichen Gesetzbuches usw. Die Schwester begibt sich dann zu dem Armenpfleger des betreffenden Bezirks und in Gemeinschaft mit ihm berät sie, was an Unterstützung zu gewähren, bezw. ob und um wieviel die schon früher bewilligte Unterstützung zu erhöhen oder zu ermäßigen ist. Ein richtiges Handinhandgehen der Armenpfleger und der Schwester kann für die Armenpflege nur förderlich sein. Die Tätigkeit der Armenschwester, die ja mehr ergänzender Natur sein soll, hat den Armenpfleger besonders in den Fällen zu unterstützen, wo eine Beurteilung der Dinge durch eine weibliche Persönlichkeit angebracht erscheint, während die Schwester andererseits in Beurteilung geschäftlicher Fragen sich gerne dem besseren Verständnis der Armenpfleger unterordnet.(?)

Aus der ursprünglichen Tätigkeit der Armenschwester heraus sind nun mit der Zeit eine Menge anderer Pflichten und Arbeiten erwachsen, die alle eng ineinandergreifen und von denen hier nur einige wesentliche erwähnt seien. Vor allen Dingen soll sich die Schwester im Interesse der Armenkasse und des einzelnen Hilfsbedürftigen bemühen, den armen Leuten Arbeitsgelegenheit zu verschaffen. Wenn auch in der Mehrzahl der Fälle Alter, Siechtum oder Krankheit das Arbeiten ausschließen, so bleiben dennoch eine Menge von Leuten, die entweder keine Arbeit finden oder keine finden wollen. Hier mit Rat und Tat zu helfen, ist eine der wichtigsten Aufgaben der Armenschwester. Naturgemäß kann sie fast ausschließlich nur Frauen Arbeit verschaffen, und aus diesem Grunde ist im Herbste 1902 der Beschäftigungsverein entstanden,

Digitized by Google

der hilfsbedürftigen Frauen mit Näh- und Strickarbeit versorgt. Im übrigen vermittelt die Schwester den Frauen und Mädchen je nach dem Alter und der Leistungsfähigkeit der Arbeitsuchenden Stellungen als Dienstmädchen, Kinderfräulein, Aufwartung, Waschfrau, Scheuerfrau, Wochenpflegerin und dergl. In solchen Fällen macht es sich die Schwester zur Regel, nach Verlauf einiger Zeit sich bei den betreffenden Herrschaften nach der dort arbeitenden weiblichen Person zu erkundigen.

Fernerhin hat die Schwester mit daran zu arbeiten, daß unter der ärmeren Bevölkerung mehr Sinn für Ordnung und Reinlichkeit erweckt wird, sowie daß die Leute wenigstens die nötigsten Begriffe von Hygiene und vernunftgemäßer Lebensweise und Wirtschaftsführung erfassen. Liegt hier eine der schwersten und scheinbar hoffnungslosesten Aufgaben einer Armenschwester, so hat sie sich dieser Arbeit grade deshalb mit doppelter Energie zu unterziehen. Sie selbst soll den Frauen zeigen, wie eine Wohnung reinzumachen ist, sie soll die größeren Kinder, falls die Mutter bettlägerig ist, beim Fegen, Scheuern, Fensterputzen helfen lassen, bezw. sie dazu anlernen; sie soll in den Fällen, wo sie Ungeziefer bei den Leuten merkt, energisch dagegen vorgehen und den Leuten zeigen, wie man dasselbe entfernt und sich davor schützt. In Armensachen hat die städtische Schwester 3880 Besuche gemacht. Die städtische Schwester wohnt mit den Schwestern der Gemeindediakonie in einer Wohnung, sodaß auch hierdurch die wünschenswerte Verbindung der offiziellen Armenpflege mit der Privatwohltätigkeit gefördert wird.

Die Aufwendungen der Stadt für die Armenschwester betragen pro Jahr 1183 M. — Die vorstehend geschilderte Einrichtung hat sich bis jetzt gut bewährt und soll daher auch für die Zukunft beibehalten werden.

Das Ziehkinderwesen hat im Berichtsjahre seitens der Armenverwaltung besondere Beachtung gefunden. Es wurden Grundsätze aufgestellt, nach welchen Ziehkinder seitens der Armenverwaltung untergebracht werden sollen, und den Pflegeeltern wurden schriftliche Verhaltungsmaßregeln, die Ziehkinder betreffend, gegeben. Die Beaufsichtigung der Ziehkinder wurde der städtischen Armenschwester übertragen, was sich bis jetzt gut bewährt hat. Die Schwester sucht in der Regel jedes Kind allmonatlich in der Wohnung der Pflegeeltern auf, und zwar finden diese Besuche zu ganz verschiedenen Tageszeiten statt, damit die Schwester einen möglichst genauen Einblick in den Hausstand und die Wirtschaftsführung der Pflegeeltern gewinnt. Sie orientiert sich bei diesen Besuchen nach Möglichkeit über den Gesundheitszustand des Kindes, über sein Betragen, seine Schulzeugnisse, sie überzeugt sich, daß in der Wohnung der Pflegeeltern die nötige Reinlichkeit und Ordnung herrscht, sie erkundigt sich auch besonders nach der Schlafgelegenheit des betreffenden Kindes. Falls es ihr nötig erscheint, setzt sie sich mit dem zuständigen Armenarzte in Verbindung wegen der Gesundheit des Kindes und vermittelt die Gewährung von Heilmitteln und Bädern durch die Armenverwaltung. Auch mit dem Geistlichen der betreffenden Gemeinde, sowie mit dem Rektor bezw. dem Klassenlehrer des Kindes bespricht sie sich, falls besondere Gründe dazu vorliegen. Etwaige Abänderungen in der Pflege oder Behandlung des Ziehkindes werden durch gütliche Besprechung mit den Pflegeeltern zu erreichen gesucht. Liegen ernstliche Gründe vor, die den weiteren Aufenthalt des betreffenden Kindes in einer Familie nicht mehr tunlich erscheinen lassen, so bespricht sich die Schwester vor allen Dingen mit dem Armenpfleger desselben Bezirks und holt sich auch dessen Rat bei der Wahl neuer Pflegeeltern ein.

Die ständigen Besuche der Armenschwester bei den Pflegeeltern haben in den meisten Fällen ein beiderseitiges gutes Einvernehmen hergestellt. Die Pflegeeltern sehen, daß die ihnen übergebenen Kinder unter steter Aufsicht stehen, was in verschiedenen Fällen die erwünschten und notwendigen Folgen einer bessern Pflege hatte; sie erblicken aber zugleich in der Armenschwester eine Persönlichkeit, an welche sie sich in allen Fällen, wo es sich um das geistige oder körperliche Wohl des Kindes handelt, vertrauensvoll wenden können. Diese Gelegenheiten werden reichlich benutzt. Für die Kleinen heißt es meist, den Arzt zu konsultieren; für die Größeren versucht die Schwester, Aufnahme im Knaben- oder Mädchenhort zu finden; zuweilen fehlt es an den nötigen Kleidungsstücken, und dann gilt es, freundliche Geber zu finden, welche die Lücken ausfüllen. Für die heranwachsenden Mädchen versucht die Schwester, leichte Aufwartung zu finden, auch erkundigt sie sich dann bei den Herrschaften nach der Führung des Mädchens. Der regelmäßige Verkehr der Schwester in den Familien, wo Ziehkinder sind, trägt nicht wenig dazu bei, die städtische Schwester in den Kreisen der ärmeren Bevölkerung bekannt zu machen. Sie selbst vergrößert dadurch ihre Personalkenntnis der armen Leute ganz beträchtlich, was bei der Art ihrer Arbeit von großem Wert erscheint. Auch haben sich durch die regelmäßigen Ziehkinderbesuche verschiedene Mißstände herausgestellt, die mit Hilfe der Armen-Deputation leicht beseitigt werden konnten. Die Zahl der Ziehkinderbesuche im Jahre 1903 betrug 600.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Die Frauen und die Kaufmannsgerichte.** Die zweite Beratung des Gesetzentwurfs betreffend die Kaufmannsgerichte fand in den Tagen des Frauenkongresses statt. Zum § 9a, welcher bestimmt, daß Personen weiblichen Geschlechts nicht als Mitglieder des Kaufmannsgerichts berufen werden können, lagen zwei Abänderungsanträge vor, welche die Zulassung der Frauen forderten. Ebenso wurde beantragt, das wahlfähige Alter von 25 auf 21 Jahre herabzusetzen und den Frauen auch das passive Wahlrecht zu geben. Graf Posadowsky erklärte, daß das Gesetz scheitern müßte, wenn das aktive oder passive Wahlrecht der Frauen angenommen würde. Der Abgeordnete Trimborn erklärte daraufhin, daß das Zentrum an diesem Punkte die Vorlage nicht scheitern lassen wolle und darum gegen die Abänderungsanträge stimmen werde. Der sozialdemokratische Abgeordnete Lipinski bezeichnete die Haltung des Abgeordneten Trimborn als äußerst verwunderlich. Derselbe habe früher genau das Gegenteil vertreten von dem, was er jetzt befürworte. Das Zentrum schrecke vor dem Machtwort der Regierung zurück. Den gleichen Vorwurf erhob der Abgeordnete Dr Müller-Meiningen, welcher lebhaft für die Gleichstellung der Frau in den Kaufmannsgerichten eintrat. Wenn das Gesetz an dem Widerstand der Regierung scheitere, so werde diese allein die Verantwortung tragen. Heutzutage, wo die Frauen fast zu sämtlichen Studien zugelassen seien, erscheine es doppelt unverständlich, die Frauen hier einfach „auf dem Altar des Kompromisses zu opfern". Abg. Beck führte aus, daß die national-liberale Fraktion in dieser Frage von jeher geteilter Ansicht gewesen sei; er persönlich habe früher ebenfalls für die Ausdehnung des Wahlrechts auf die Frauen gesprochen und nur nach schwerem Entschluß seine Anschauung verändert. Wenn das Haus auf der Zulassung der Frauen beharren würde, so würde das ein Verschwinden des Gesetzes auf Nimmerwiedersehen bedeuten, und doch sei in erster Linie alles an dem beschleunigten Zustandekommen der Vorlage gelegen. Auch die übrigen Redner bedauerten die Haltung der Regierung. Es wurde schließlich das aktive Wahlrecht der Frauen angenommen.

Die Verhandlungen der dritten Lesung, die am 17. Juni stattfand, geben wir im Auszug wieder.

Es liegt der in zweiter Lesung abgelehnte Antrag vor, das aktive Wahlrecht der Frauen und die Festsetzung des aktiven und passiven Wahlrechts auf 21 und 25 Jahre (statt 25 und 30 nach der Vorlage) wieder zu beseitigen.

Abg. Singer (soz.) erklärt, im Fall der Annahme dieses Antrags werde seine Partei gegen den Gesetzentwurf stimmen. Die Herabsetzung des Wahlalters sei eine alte sozialdemokratische Forderung, der Ausschluß der Frauen von der Wählbarkeit ein Unrecht und ein Hohn auf die in Berlin tagenden Frauenkongresse, deren Abordnungen von der Kaiserin und den Frauen der Minister und Staatssekretäre empfangen worden seien.

Abg. Trimborn (Ztr.) bittet um Annahme des Kompromißantrages; seine Partei halte das Gesetz, wie es sich dann gestalte, für einen wesentlichen Fortschritt und werde deshalb dafür stimmen.

Abg. Dr Müller-Meiningen (fr. Vp.) erklärt namens seiner Partei, daß mit der Annahme des sogenannten Kompromißantrages das Interesse an dem Gesetze für die Partei verloren gegangen sei. Die freisinnige Partei werde gegen das Gesetz stimmen. (Beifall links.)

Abg. Henning (kons.): Wir werden für das Gesetz stimmen auch nach Annahme des Kompromißantrages; wir bedauern auf das lebhafteste die Haltung der verbündeten Regierungen gegenüber der Erteilung des aktiven Wahlrechts an die Frauen.

Abg. Beck-Heidelberg (natl.): Das Gesetz ist auch nach Annahme des Kompromißantrages brauchbar. Deshalb werden wir für das Gesetz stimmen.

Abg. Schrader (fr. Vg.): Meine Freunde werden gegen die Kompromißanträge stimmen und mit deren Annahme auch gegen das Gesetz. Wir lehnen jede Verantwortung für das Gesetz ab, weil wir es für eine Ungerechtigkeit halten, die Frauen hier zu entrechten. (Unruhe rechts.) Ich kann nur bedauern, daß dieses wichtige Gesetz in so später Stunde beraten wird. Unterbrechen Sie mich, so werden Sie doch nicht erreichen, was Sie wollen. Das Verhalten der Regierungen ist in jeder Weise dem Parlament gegenüber ungerechtfertigt. Die Regierung begründet ihre Haltung

Digitized by Google

nicht; sie sagt einfach: „Wir wollen nicht!" Ich habe die Ehre, dem Verbande der weiblichen Angestellten anzugehören, und ich kann nur bedauern, daß die Regierungen in solcher Weise berechtigte Forderungen der Frauen abgelehnt haben. Wenn der Staatssekretär auf dem Frauenkongreß die hervorragenden Frauen aller Stände gefragt hätte, so würde er gehört haben, daß alle für die Erteilung des Wahlrechts an die Frauen sind. Wir können nicht für das Gesetz stimmen, da es nur für einen Teil der Handlungsgehilfen gemacht ist. (Beifall links.)

Staatssekretär Graf Posadowsky: Der Vorredner hat gesagt, er stimme gegen das Gesetz, weil es nur für einen Teil der Handlungsgehilfen gemacht sei. Bei den Gewerbegerichten haben die weiblichen Arbeiter auch kein Wahlrecht, trotzdem ist stets von allen Parteien gerühmt worden, daß die Gewerbegerichte ausgezeichnet wirken, und das Gewerbegerichtsgesetz gilt ebenso, wie das Kaufmannsgerichtsgesetz für die Angestellten und Arbeiter beiderlei Geschlechts. Man kann also nicht sagen, dieses Gesetz ist nur für einen Teil der Handlungsgehilfen geschaffen. Die weiblichen Arbeiter sind zum Teil auch Konkurrenten der männlichen Arbeiter. Es ist aber nie behauptet worden, daß deshalb die Gewerbegerichte, bei denen nur männliche Arbeiter fungieren, irgendwie nur für einen Teil der Arbeiter wirke und ungerecht urteilen. Zweitens möchte ich dringend bitten, den Antrag Itschert anzunehmen. Ich würde es in der Tat für einen wesentlichen Mangel des Gesetzes halten, wenn den Handlungsgehilfen in schwierigen Fragen der Konkurrenzklausel nicht ein Rechtsanwalt zur Seite stehen kann. Man hat sich auf den Frauenkongreß berufen. Die Frauen sind glänzend und gastlich aufgenommen worden. Daraus folgt noch nicht, daß wir mit jedem Teile ihres Programms einverstanden sind; das politische Stimmrecht der Frauen lehnen alle Regierungen ab. (Beifall.)

Abg. Lattmann (wirtsch. Vg.): Wir stimmen für die Kompromißanträge und den Antrag Itschert und auch dann für das ganze Gesetz. Wir würden uns freuen, wenn dieses mangelhafte Gesetz zum Segen des Handelsstandes zu stande kommt. (Beifall.)

Abg. v. Kardorff (Rp.): Ich glaube, daß die Kompromißanträge die Unvollkommenheit des Gesetzes erhöhen. Aber besser ist doch, das annehmen, was geboten wird, als nichts bekommen. Ich bedauere, daß den Frauen das Wahlrecht nicht gewährt werden soll. Aber aus den Gründen, die die anderen Herren bereits ausgeführt haben, stimmen auch wir für das Gesetz. (Beifall.)

Abg. Zimmermann (Reformpartei): Wir bedauern die ablehnende Haltung der Regierungen gegenüber der Altersgrenze. Man hat es verstanden, die besten nationalen Stände vor den Kopf zu stoßen. Erst tat man es mit den Handwerkern, dann mit den Landwirten, jetzt mit den Handlungsgehilfen. Der Not gehorchend, nicht dem eigenen Triebe stimmen wir für das Gesetz, damit etwas zu stande kommt. (Beifall.)

Damit schließt die Hauptbesprechung.

Das Gesetz wird mit dem Kompromißantrage und nach Ablehnung des Antrages Itschert gegen die Stimmen der Sozialdemokraten, Polen, Freisinnigen, mit Ausnahme der Abgg. Dr Mugdan und Eickhoff (fr. Vp.) und des Abg. Semler (natl.) angenommen.

So ist also der lange Kampf der weiblichen Angestellten vergeblich gewesen, und die deutsche Frauenbewegung hat während der Tagung des Kongresses selbst eine empfindliche Niederlage auf einem ihrer wichtigsten Gebiete erlitten. Es ist unbegreiflich, wie die verbündeten Regierungen gegen die Majorität des Reichstages auf einer Anschauung verharren konnten, die den Verhältnissen der arbeitenden Frauen im Handelsgewerbe und der Tüchtigkeit, die gerade sie in der Vertretung ihrer Standesinteressen bewiesen haben, so absolut nicht Rechnung trägt. Weiß die Regierung nicht, was diese Entrechtung für die im Konkurrenzkampf ohnehin so schwer ringenden Frauen bedeutet, und hat sie keine Ahnung, was für einen moralischen Eindruck es macht, wenn die Regierung das brutale Vorgehen der Handelsgehilfen gegen ihre weiblichen Kollegen beim Kampf um das Gesetz nunmehr bekräftigt? Oder ist es die Furcht vor dem premier pas qui coûte? Jedenfalls lehrt uns die Erfahrung, in der begreiflichen Freude über das Gelingen des Kongresses nicht zu übersehen, wie weit wir auf den nächstliegenden Feldern unserer Arbeit noch vom Ziel sind.

* **Die Immatrikulation der weiblichen Studenten** ist nunmehr auch für die Württembergische Landesuniversität beschlossen worden. Es ist nun wohl sicher zu erwarten, daß Preußen bald folgen wird.

* **Ein städtisches Realgymnasium** zu gründen, hat nunmehr die Stadt Berlin beschlossen. Es werden von ihr die Realgymnasialkurse, die von Frl. Helene Lange begründet sind und jetzt von Herrn Prof. Dr Wychgram geleitet werden, übernommen und zu einem sechsklassigen System erweitert werden. Für die Sache der Mädchengymnasien ist damit ein sehr wertvoller Erfolg erzielt, der sicherlich auch weiterhin seine vorbildliche Wirkung nicht verfehlen wird.

* **Totenschau.** Bei Schluß der Redaktion erreicht uns die Nachricht von dem Tode von **Marie Mellien,** der langjährigen Schriftführerin des Berliner Frauenvereins. Wir kommen in der nächsten Nummer auf die Tätigkeit dieser eifrigen und vielseitigen Mitarbeiterin in der Frauenbewegung zurück.

Digitized by Google

Bücherschau.

„Gestern", Dramatische Studie in einem Akt in Versen von Hugo von Hofmannsthal. 2. Aufl. „Der einsame Weg." Schauspiel von Arthur Schnitzler. S. Fischer, Verlag, Berlin 1904.

Hugo von Hofmannsthals Erstlingswerk in neuer Auflage. Es fröstelt uns ein wenig, wenn wir denken, das schrieb ein siebzehnjähriger: „Altkluger Weisheit voll und frühen Zweifels". Die jugendliche Unreife dieser dramatischen Studie in Versen verrät sich nur in der allzuhellen Deutlichkeit, der allzu programmatischen Entwickelung des Problems durch drei, vier Phasen, im bewußten Sicherplizieren des Helden. Wir gedenken der verschleierten Fülle, des vollbebenden Klanges in Hofmannsthals reifer Kunst, des köstlichen Verschweigenkönnens. Und doch: auf dieses Jugendwerk trifft nicht zu, was George von seinen ersten Versen sagt:

Das ist noch die Kamoene
Die blaß und zagend sich empört,
Durch viele fremde Töne,
Bang vor sich selbst, die eignen hört.

Hier ist schon ein ganz eigener Ton, nicht nur in einzelnen Versen und Bildern. Es lebt schon eine Grundmelodie von Hofmannnsthals späterer Dichtung in dem Werk. Es offenbart uns das Glück und das Elend dessen, der voller, reicher, tiefer erlebt als die gewöhnlichen Menschen, und der doch nicht lebt. Und ihn ergreift zuletzt die Sehnsucht nach dem Leben, das er von sich stieß. Andrea, der Held, ist ein Kind der Renaissance. Zur Zeit der großen Maler spielt das Stück, zur Zeit der tausendfältigen neuen Lebensmöglichkeiten, von denen frühere Geschlechter nichts wußten. Ein Leben umgibt ihn, farben- und formensatt, gespiegelt von einer großen Kunst. Und in ihm ist die Sehnsucht, hinabzusteigen in die rätselhaften Tiefen jedes Momentes. Seine Fülle will er auskosten. Kostet er doch damit nur sich selbst aus, den unerschöpflichen Reichtum seiner Stimmungen. Es gibt ja nichts außer uns. Nicht die Natur mit ihren Wundern: „ist nicht die ganze ewige Natur nur ein Symbol für unsrer Seele Launen? Was suchen wir in ihr als unsre Spur? Und wird nicht alles uns zum Gleichnisbronnen, uns auszudrücken: unsre Qual und Wonnen?" Was sind die Freunde, die Menschen, die wir lieben? Sie haben nur Wert, weil wir in der Ausprägung ihres Wesens Züge unseres Selbst klarer erkennen, kräftiger erleben. Sie sind uns nichts anderes als der Degen, in dessen blankem Blitz unser Zorn aufflammt, die Geige, deren „rätselhaftes Bluten" dem unbestimmten schmelzenden Verlangen der Seele antwortet — tote Dinge im Grunde, „lebendig nur durch unsrer Laune Leben". Diesem Allmachtsgefühl der Persönlichkeit fehlt der Stachel nicht. Andrea kennt nicht das Gefühl selbstloser Hingabe an eine Begeisterung. Sein früherer Freund, der entflammte Asket, der das Evangelium Savonarolas durch die Lande trägt, sucht Schutz bei ihm. Er gewährt ihn —, denn er verspricht sich neue Lebensreize von dem Rausch der Buße, den jener entfesseln wird. Hinabsteigen in die unermeßlichen Tiefen des Moments — und immer doch bleibt die Angst, das Tiefste zu verfehlen, den Moment, der uns das Herrlichste unseres eigenen Wesens erhellen wird, zu versäumen. Und darum die Angst vor der Fessel der Vergangenheit, die hemmend am Fuße klirrt: Das Gestern lügt, und nur das Heut ist wahr. Wahrheit — Lüge — Worte! „Wir lügen alle und ich selbst wie gern!" Dem Menschen, der sein Leben „fühlen, dichten, machen" will, wie könnte ihm die Lüge verhaßt sein, die Freundin des Dichters, des Schauspielers. Im Moment, da Lüge und Wahrheit ineinanderfließen, ist die Eigenart seines Lebens am lebendigsten: er ist Dichter, Schauspieler, Zuschauer in einer Person.

Als ein Tor steht Andrea am Ende der Dichtung vor uns. Ihn betrog das Weib, das er liebte. Und er, der so stolz die Macht des Gestern verspottete, dem vergangenen Moment keinen Einfluß auf den gegenwärtigen gönnen wollte, er muß nun fühlen, wie unsterblich das Gestern im Heute ist: „in meine Arme müßt ich's täglich pressen. Im Dufte saug ich's ein aus deinem Haar und heute — gestern ist ein leeres Wort, was einmal war, das lebt auch ewig fort." Und keine Linderung ist's seiner Qualen, daß er auch hier verstehen kann und daß auch diese Tat seines Weibes ihm nur Wünsche, Regungen der eigenen Seele deutet, lebendig macht. Das Leben war stärker als er, der es zu meistern meinte mit der Kraft unersättlichen Empfindens. —

Das tragische Problem dieser Jünglingsdichtung ist seitdem so oft berührt worden. Überall, wo die Tragödien des modernen Künstlers erlebt, gekämpft werden. Und ewig unverständlich wird es nicht nur dem Philister bleiben, sondern auch großen Naturen, die in einer Begeisterung aufgehen, etwas wollen mit allen Kräften und allem Vermögen — etwas, das nicht im Element des Täuschenden zu Haus ist.

Konflikte solcher Seelen enthüllt uns Schnitzlers neuestes Drama: „Der einsame Weg". Schnitzler und Hofmannsthal sind verwandte Naturen. Frei aus sich heraus gestalten sie Möglichkeiten ihres inneren Zwiespalts zu Kunstwerken. Und ihre Werke haben geschwisterliche Züge. Man braucht nicht nach Beeinflussung zu spähen. Bewußt und klar über sein Wesen und sein Schicksal, sein Glück und seine Grenzen ist der Mann, der den inneren Sinn von Schnitzlers Werk verkörpert. Verkörpert — nicht nur ausspricht: nicht allzuoft ist aus Lebensstimmungen und Anschauungen des Dichters mehr als ein Dialog geworden. Und darum glaube ich: in der Gestalt des Herrn von Sala liegt der Kern des Dramas, nicht im Schicksal des Malers Julian Fichtner. Den Naturen, die als gestaltende Erleber dem eigenen Dasein gegenüberstehen, werden die tiefmenschlichen Beziehungen, die in die Brust anderer Menschen unlösbare Wurzeln gesenkt haben, bedeutungslos. Sittliche Werte, aus denen das Leben der anderen Würde und Bestimmung empfängt, sind ihnen keine Hemmungen im Augenblicke, da neue Lebensmöglichkeiten sich ankündigen. Das ist für sie kein kühnes Überspringen von fesselnden Schranken, wie für den Tatmenschen. Die Dinge entgleiten ihnen einfach zwischen den Händen, werden farb- und lichtlos, sprechen nicht mehr. Nun aber können die Stunden kommen, in denen die Seele gerade nach diesen Beziehungen verlangt. Julian Fichtner ist der müde Erleber, der Schauspieler, dem man seine Rolle aus der Hand gewunden hat und der

Digitized by Google

zwischen leeren Kulissen stehen bleibt. Er kann die Lebenseinsamkeit nicht ertragen, er ist wehleidig, und darum besinnt er sich auf die menschlichen Beziehungen, die ihn von der Leere seines Daseins erlösen, ihm die erlöschende Künstlerkraft beleben sollen. Einem Sohn, den er bisher der Sorge eines anderen überlassen hat, wird er seine Vaterschaft offenbaren — den verpflichten jene Beziehungen, auf ihn zu hören, bei ihm auszuhalten. Und eine unbewußte Zärtlichkeit zieht ja den Sohn schon, der ihn für den Freund der Eltern hält, zu ihm. Vor 30 Jahren hat er die Braut seines Freundes verführt und verlassen. Den stillen ahnungslosen Freund, der sie ein Leben lang in Liebe gehalten hat, charakterisiert er mit der Anmaßung des Egoisten: „Leute von der Art Wegraths sind nicht dazu geschaffen wirklich zu besitzen — weder Frau noch Kinder. Sie mögen Zuflucht, Aufenthalt bedeuten — Heimat nie." Dem Sohn offenbart er sich rückhaltlos, erklärend, nicht beschönigend. Der urteilt nicht moralisch, begreift — und wendet sich ab. Die Lüge, in der er lebt, ist von der Liebe geheiligt, zur Wahrheit geworden. Jene Wahrheit aber ist ohne Kraft. „Ihr Sohn . . . Es ist nichts als ein Wort. Es klingt ins Leere . . . Sie sind mir fremder geworden, seit ich es weiß" . . . . . .

Julian Fichtner begreift sein Schicksal nicht. Stephan von Sala deutet es ihm. Der ist nicht wehleidig wie er, hat nichts von der gierigen Hast, von der verzehrenden Unruhe und inneren Unsicherheit eines Andrea. Auch ihn locken die unermeßlichen Tiefen des Moments. Er erzählt von der versunkenen Stadt Baktriens, die er ausgraben sehen wird. „Dreizehnhundertundzwölf Stufen, glänzend wie Opale, die in eine unbekannte Tiefe hinabführen . . . Ich kann Ihnen gar nicht sagen, wie diese Stufen mich intriguieren." Ein Symbol wie dieses . . . man fühlt Ibsens Nähe manchmal. Sala will um keinen Moment seines Lebens betrogen sein, auch nicht um das Bewußtsein seiner Sterbestunde: „Ich finde, man hat das Recht, sein Dasein voll auszuleben mit allen Wonnen und mit allen Schauern, die darin verborgen liegen." Er hat auch die Schmerzen seines Daseins genossen. Und er fürchtet sich nicht vor dem Gestern. Denn alle tieferlebten Momente vermag er zu genießen wie die Gegenwart. Gegenwart, Vergangenheit sind nur Worte für ihn. Aber er ist sich bewußt, daß er sich nie an ein Erlebnis, an einen Menschen verloren hat, denn er hatte der Liebe nicht: „Liebe heißt, für jemand anders auf der Welt sein." Er hat, was Julian, was Andrea nicht besitzen — Stil. Er hascht nicht nach dem Glück der Altruisten, auf das er kein Recht hat. Er belächelt Julians Halbheit. Darfst du, sagt er ihm, der du keine Stunde deines Daseins an einen Menschen wirklich verloren hast, ohne dich dafür bezahlt zu machen, irgend etwas zurückfordern?

Er hat sich beizeiten auf die Einsamkeit eingerichtet, hat den Mut und den Stolz zum Alleinsein: „Ich bin stets für gemessene Entfernungen gewesen; daß es die anderen nicht merken, ist nicht meine Schuld." „Und wenn ein Zug von Bacchanten uns begleitet, den Weg hinab gehen wir alle allein . . . wir die selbst niemanden gehört haben." Er verachtet nicht wie der haltlose Julian; er hat Verständnis und Würdigung für die fremde Lebensform, Ehrfurcht vor Menschen wie Wegrath, Freude am Sohne Julians, dem Repräsentanten eines neuen Geschlechts: „weniger Geist und mehr Haltung." Um ihn und die ihm wesensverwandte Tochter Wegraths, eine seltsam verschleierte Gestalt, webt der Zauber, den der Dichter nur denen verleiht, die er liebt wie seine Seele. Immer aber war in Schnitzler ein tapferer Zug zu den Menschen, die sich ganz geben können, die zu lieben vermögen. Und so wird das ästhetische Problem, Gestern, Heut, Lüge, Wahrheit ein ethisches. Der süße Zauber des Spiels, der künstlerische Reiz der Lüge: „wir spielen alle, wer es weiß, ist klug", das durchtönte frühere Werke Schnitzlers. In dem Verfließen von Wahrheit und Lüge lag Entzücken für den, der nur erleben will. Aber als der, der Wahrheit und Lüge nicht nach Art der Pflichtmenschen zu scheiden wußte, nun nach der Wahrheit ruft, da muß er erkennen, daß die Wahrheit, der die Weihe der Liebe nicht wurde, sich in Lüge wandelte, und die Lüge, in die Menschen ihr Herzblut strömen ließen, zur Wahrheit. Gegenwart und Vergangenheit wirren sich . . .

Ibsens Nähe fühlt man zuweilen: im Dialog wie in den Gestalten des Stücks. Irene Herms, die Frau, in der Julian Fichtner das Glück der Mutter tötete, trägt nicht nur den Namen von Rubeks Irene —, sie trägt gleiches Schicksal als eine sentimentale Wienerin . . . Seltsam . . . für Ibsen begann das Problem: Wahrheit — Lüge — im Ethischen, er war jung in der Zeit des ethischen Pathos. Es endete ihm im Problem des Künstlers, der das Lebendige tötet im Menschen, um Kunstwerke zu schaffen. Episode ist ihm alles — und er erwacht vom Tode und sieht, daß er nie gelebt hat. Das ethische Moment schwingt noch immer mit. Die jungen Wiener begannen da, wo Ibsen aufhört. H. H.

„Singende Bilder" von Anna Schapire. E. Piersons Verlag, Dresden. In dem kleinen Heft offenbart eine junge und sehnsüchtige Seele ihr Ringen mit dem Leben. Daher haben die meisten dieser kleinen Dichtungen die Form von Zwiegesprächen; Zwiegesprächen mit dem Leben, dem rätselvollen, das sie anklagen wegen seiner Grausamkeit, und wiederum jauchzend umschließen wegen seiner Süße, und Zwiegespräche mit der eigenen Seele, der der Mensch sich schuldet und die ihm entflieht und wiederkehrt, ihn verklagend und ihn segnend. Gedanke und Empfindung, zuweilen mit dem schmalen farbigen Rahmen eines äußeren Erlebnisses, verdichten sich zu kleinen Bildern, die jedes für sich abgeschlossen und nur aufgereiht am Faden verwandter Grundstimmung im rhythmischen Gang der Worte, in einem gewissen Parallelismus der Zeilen und ihrer Glieder sich die Form jener poetisierenden Prosa erwählen, der unsere Neueren in der Sehnsucht nach freiester Kunstform so gern sich überlassen. Daß manche der kleinen Bilder in unserem Büchlein eine stark malerische Kraft der Sprache entfalten, und, wo sie schildern, ihnen ein starker Stimmungsgehalt entströmt, soll nicht unerwähnt bleiben; ich nenne die kleine Idylle: „Die Sommergöttin." Die Verdichtung zu geschlossenerer Kunstform scheint der Verfasserin nicht in gleichem Maße zu gelingen; die wenigen mitgeteilten Stücke stehen meines Erachtens hinter den andern zurück. Doch möchte ich aus den „freien Rhythmen" das als „Die

Digitized by Google

große Stille" bezeichnete hervorheben, wegen der Kunst, mit der hier die Schar der unterlegenen Freiheitskämpfer, die Kościnskos Grab türmen, und die Schar der Geknechteten, die es für die Tyrannen befestigen, wie Visionen im sich ballenden Nebel am Auge des Horirs vorübergeführt werden. Die letzten Stücke der Sammlung verstecken eine humorvoll parodistische Ader in einen anscheinend harmlosen Erzählerton. Ein Fertiger wird den kleinen Band nicht lesen, der auch in seiner ausschließlich subjektiven Färbung sich als Kind seiner Zeit präsentiert; ein Ringender wird nicht ohne geheime Erschütterung hier im Wohllaut seiner eigenen Schmerzen schwelgen. Wir möchten dem schönen Talent der jungen Dichterin ein Ausreifen wünschen, ein Hervorwachsen aus der lyrisch gestimmten Enge der Subjektivität zu weiterer Umschau unter entsprechender Entwicklung des Formtalents. M. S.

„Das Granatapfelhaus". Von Oskar Wilde. Inselverlag, Leipzig 1904. (Preis 7 M.) Die mit Wildes Kunst vertrauten Leser und auch die ihm etwa bloß aus den Salomeaufführungen des Neuen Theaters in Berlin kennen, dürfen ihren Wilde in diesem Buch nicht suchen. Denn zur Abwechselung hat er sich den träumerisch frommen Märchenstil ausgesucht und erzählt darin gar rührsame Geschichten: vom jungen König, der das kostbare Krönungsgewand nicht tragen will, weil Schweiß und Blut seiner Untertanen es gewebt haben; vom buckligen kleinen Zwerg, der die schöne Infantin liebt, bis die Erkenntnis seiner Häßlichkeit ihm das Herz bricht; vom Fischer, der seine Seele von sich schickt, aus Liebe zu dem Meermädchen, und ihretwillen auch allen Versuchungen der in der weiten Welt böse gewordenen Seele widersteht; endlich vom Sternenkind, das in seiner Schönheit grausam und stolz ist und seine arme Mutter verachtet, bis es durch Häßlichkeit gedemütigt, gut und liebevoll wird und sie und den verzauberten Vater erlöst; alles gar gute und lehrsame Geschichten, vom reichen und bösen und armen und guten Kinde, ausgestattet mit dem klingenden orientalischen Juwelenschmuck einer farbenreichen Phantasie, mit minutiösen Beschreibungen von wunderbaren Königspalästen und fremden Götzentempeln, so daß man sich in die Zauerwelt von Scherezadens zurückversetzt wähnt, aber eben nicht schlicht genug für ein Märchen und nicht wahr genug im Grundgefüge, gut konstruiert, aber nicht gewachsen. Wundert man sich schon, was die Seele des Fischers als selbständiges Wesen für seltsame Abenteuer besteht, von denen sie ihrem Herrn Bericht erstattet, so tut man's noch mehr, wenn sie nun auch noch das Herz mit haben will und erklärt, daß sie durch das Fehlen desselben so böse geworden sei. Und das Moralzöpfchen hängt schief, wenn der seelenlose Fischer sich nun mit der Liebe zu dem toten Meermädchen wappnet gegen die Verlockungen seiner bösen Seele. Aber wer das Denken schlafen lassen mag und sich berauschen an schimmerndem Farbenglanz und Duft von Phantasieblumen, der kommt auf seine Rechnung, und was es an Dichterischem bei Wilde gibt, bekommt er dabei mit zu spüren. Vogelers graziöser Stift hat jeder Geschichte ein dem Wesen dieser Kunst fein angempfundenes Titelbild gegeben, und der Verlag der Ausstattung des Buches seine rühmlichst bekannte Sorgfalt angedeihen lassen. M. S.

Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten ꝛc. Fl. 75 Pf. u. 1.50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) ꝛc. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Hillgers Illustriertes Frauen-Jahrbuch 1904/1905. Das Buch, das in die Serie der Kürschner-Unternehmungen hineingehört, bietet neben dem üblichen Kalendarium ꝛc. eine bunte Sammlung von Aufsätzen über die verschiedenen Gebiete der Frauenfrage und Frauenarbeit, die, zum größeren Teil von kompetenten Mitarbeiterinnen geschrieben, zur ersten Orientierung über all diese Gebiete gute Dienste leisten können. Natürlich findet sich neben Gutem und Zuverlässigem auch allerlei Lückenhaftes und Oberflächliches; da absichtlich alle Richtungen aufgenommen sind, auch mancherlei parteiisch Gefärbtes, das als objektive Erkenntnisquelle mit Vorsicht zu benutzen ist. Im ganzen aber kann das Jahrbuch als ein zweckmäßiges Propagandamittel auch im Sinne der Frauenbewegung begrüßt werden.

„Die mündliche Sprachpflege als Grundlage eines einheitlichen Unterrichts in der Muttersprache" von Ernst Lüttge. Preis 1,40 Mark; geb. 1,80 Mark. Leipzig. Ernst Wunderlich. Der sehr interessant geschriebenen, sehr lehrreichen Arbeit ist eine weite Verbreitung herzlich zu wünschen, damit die so berechtigte Forderung des Verfassers, der Lautsprache eine ihrem Wesen und ihrer Bedeutung angemessene Stellung im Lehrplan einzuräumen, bald ihre Verwirklichung fände.

C. Hoffmann. **„Zeichnen — Kunst".** I. Kinderzeichnen Heft 4 von K. Walter. Verlag von Otto Maier, Ravensburg.

„Kinderlieder mit Klavierbegleitung für Familie und Kindergarten." Zusammengestellt von Adelaide von Gottberg-Herzog. (Grethlein's Praktische Hausbibliothek, Band 11.) Preis in eleg. Origin.-Leinenband 1 Mark. K. Grethlein's Verlag in Leipzig. Als Geschenkwerk wird dieses Bändchen ganz besondere Freude bereiten.

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,

Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Kessling Vorsteherin. 1—2, Freitags 1—4.

« « Alte Sprachen. » »

Privatunterricht für Erwachsene.

Methode und Lehrgang richten sich nach den jeweiligen Zielen des Schülers.

Angestrebt wird durchgehender Aufbau auf der Lektüre.

Schriftliche Meldungen an

Dr phil. Max Maurenbrecher.

Schöneberg-Berlin, Brunhildstraße 8.

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt, Lauterberg (Harz).

Sanat. für Nerven-, Frauen-, chr. innere Krankheiten, Erholungsbedürftige, erweitert und neu eingerichtet. S.-R. Dr. Otto Dettmar.

Steppdecken

kauft man am preiswert. nur direkt in der Fabrik **72 Wallstraße 72**, wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. **B. Strohmandel, Berlin S. 14.** Illustr. Preiskatalog gratis.

Das Rote Kreuz Bayern,

München, Oberin Schw. v. Wallmenich, nimmt kath. u. evg. Deutsche 19—35 J. auf z. **Krankenpflege, Kinderbewahrung** u. zugehöriger Verwaltung (Bureau, Küche, Wäscherei, Näherei u. ganze **Oberleitung**). Theor. u. prakt. Ausbildung; 236 Schwest. Ethische u. materielle Vorteile e. wohl fundierten Genossenschaft u. doch größtmögliche persönl. Selbstbestimmung.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, **Berlin SW., Hallescheſtr. 17, I**, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk. an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen d. Herrn Pastor **Schmidt, SW.**, Yorkstr. 66 I und Herrn Pastor **Pless, SW.**, Teltower Str. 21 III.

Fr. **Selma Spranger**, Vorsteherin.

Digitized by Google

Wollen Sie Betten anschaffen?

Dann fordern Sie sich **gratis und franko** Preisliste II über **Jaekel's** berühmte, unübertroffene **Patent-Reform-Bettstellen** nebst kompletten Bettausstattungen.

Franko-Versand über ganz Deutschland.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,

Berlin, Markgrafenstrasse 20. **München,** Blumenstrasse 49.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Vanderfee, Leon. Gedichte. W. Vobach & Co., Berlin-Leipzig.

Wied, Gustav. Erotik. Einzig berechtigte Übersetzung aus dem Dänischen von Mathilde Mann. Albert Langen, München, 1902.

Zimmer, Professor. Das erste Jahrzehnt des Ev. Diakonievereins. Eine Denkschrift zum 11. April 1901. 50 Pf. Verlag des Ev. Diakonievereins e. V. Zehlendorf.

Originalrezept. — Spinat mit Eiern. Für 6 Personen, 2 Stunden. 2—2½ kg Spinat wird sorgfältig verlesen, mehrmals in frischem Wasser gewaschen, in hochwallendem Salzwasser weich gekocht, abgeseiht, mit frischem Wasser abgekühlt und sehr fein gewiegt. In gutem Bratenfett oder Butter läßt man eine fein geschnittene Zwiebel gelb anlaufen, gibt den Spinat dazu, dünstet ihn einige Minuten durch, stäubt ein Kochlöffelchen Mehl darüber, gießt etwas Wasser daran, fügt Salz, weißen Pfeffer und wenig Muskatnuß dazu und kocht das Gemüse unter ständigem Umrühren dicklich ein. Beim Anrichten durchzieht man den Spinat mit 10—12 Tropfen Maggi's Würze und garniert ihn mit Setzeiern oder hartgekochten Eiervierteln. v. Bg.

Damen, die sich **Studiums** halber **Berlin** aufzuhalten gedenken, finden **Zimmer mit u. ohne Pension** bei Frau **Seemann,** Königgrätzerstr. 82 III l.

Plage d'Audresselles près de Boulogne sur mer (Pas de Calais).

Pension tenue en juillet, août et septembre par

Madame **Cécile Mistarlet** (diplomée à Paris)

Berlin W., Potsdamerstr. 122c.

Prix de la pension — vin compris — bains de mer — conversation française — lecture expliquée — par personne et par jour 8 francs. Deux personnes de la même famille par jour 14 francs.

Prix du voyage aller et retour 100 Mark 2ième classe. 18 heures chemin de fer de Berlin à Boulogne en passant Aix-la Chapelle et Bruxelles.

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar (vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Lehrerinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in Kassel.

Gesangschule von Emily Hamann-Martinsen

(Lehrerin an Prof. E. Breslauer's Konservatorium)

Ausbildung: Oper-, Konzert- und Salongesang

Damenchor

Anmeldung: Bülowstr. 88 tägl. 1—3 Uhr.

Das Heim des Allgemeinen Deutschen Lehrerinnenvereins

zu Berlin, Potsdamerstraße 40 III.

nimmt Lehrerinnen und Erzieherinnen sowie andere Damen der gebildeten Stände auf.

Preise von 2 Mark pro Tag an.

Digitized by Google

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

1. Für eine Privatschule in Pommern wird eine Oberlehrerin für Sprachen gesucht. 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 1000 bis 1200 Mark und freie Station.

2. Für eine Privatschule in der Nähe von Berlin (Vorortverkehr) wird eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Alter 24—30 Jahre. 25 Stunden wöchentlich. Gehalt 840—1000 Mark bei freier Station ohne Wäsche und Beköstigung.

3. Zum 1. August 1904 ist in kleiner Stadt in der Nähe Berlins eine Privatschule zu verkaufen. Die Schule besteht seit 22 Jahren und wird zur Zeit von 130 Kindern besucht, die je 40 Mark Schulgeld zahlen. Die Stadt garantiert 4200 Mark Gesamteinnahme. Gesamtausgaben 3000 Mark. Wegen staatlicher Anstellung der Vorsteherin ist der Kaufpreis auf nur 500 Mark festgesetzt.

4. Für eine Mädchen-Mittel- und Knaben-Vorschule in Hansastadt wird zum 1. 7. 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht 40—50 Mädchen der Unter- und Mittelstufe. Zeichnen nach der neuen Methode und im Ausland erlerntes Englisch Bedingung. Gehalt 1200—2200 Mark und Pensionsberechtigung.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.

Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.

Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.

Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Grundfragen der Mädchenschulreform.

Von **Helene Lange.**

(Preis mit Porto 45 Pf.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages direkt vom Verleger.

Berlin S. 14.
Stallschreiberstraße 34. 35.

W. Moeser Buchhandlung.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

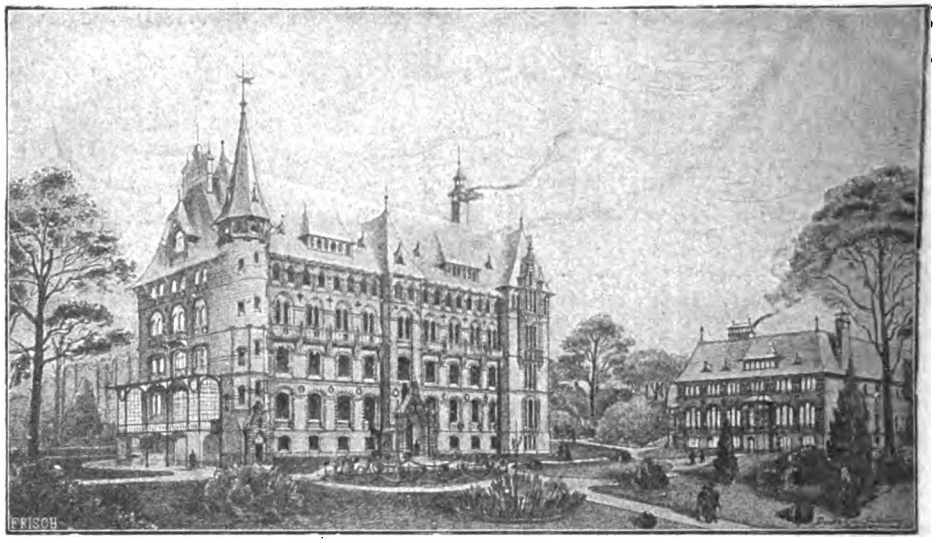
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besich… der Anst… Jeden Die… für Han… von 10—12… für Han… von 11—1…

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30.
Barbarossa-Strasse …

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

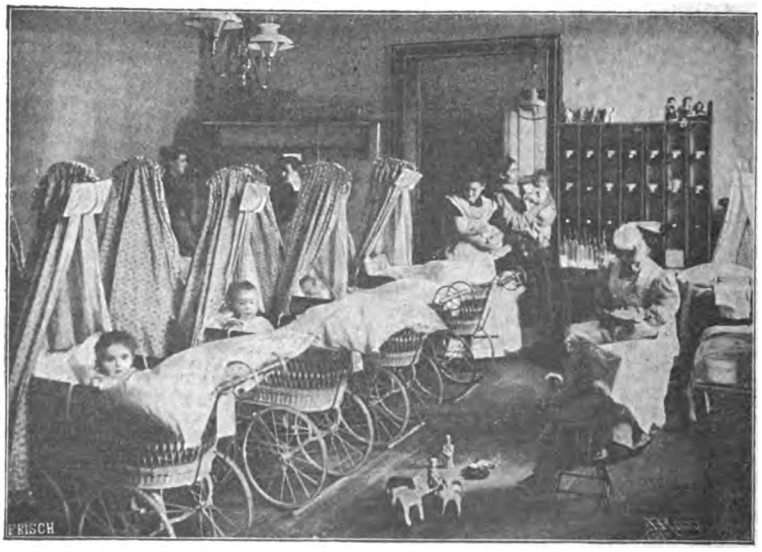
Auskunft über Haus II erteilt Frl. **D. Martin.**

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:
Victoria-Mädchen-heim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse.
Vermittlungsklasse.
Kindergarten.
Säuglingspflege.
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2.50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 11 August 1904

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Die Beteiligung der Frau an der Wissenschaft.

Vortrag, gehalten auf dem Internationalen Frauenkongreß zu Berlin.[1])

Von

Marianne Weber.

Nachdruck verboten.

Seit sich die Universitäten den Frauen erschlossen haben, mehren alljährlich glänzend absolvierte Examina und Promotionen die Beweise, daß Frauen befähigt sind, wissenschaftliche Studien mit Erfolg zu betreiben und diejenige Stufe intellektueller Schulung und stofflicher Beherrschung eines bestimmten Wissensgebiets zu erreichen, die zur Ausübung der sogenannten liberalen Berufsarten erforderlich ist. Es mehren sich aber auch die Zeichen, daß Frauen sich in diesen Berufen bewähren, und als Ärztinnen, Beamtinnen, Juristinnen, Theologinnen, akademisch gebildete Lehrerinnen u. dgl. eigenartige Aufgaben erfüllen, durch die speziell von unserem Geschlecht schmerzlich empfundene Lücken unseres Kulturlebens ausgefüllt werden. Aber noch mehr: die zunehmende Angliederung von Frauen an die akademischen Lehrkörper als Assistentinnen an medizinischen, physikalischen, zoologischen, chemischen Instituten und

[1]) Dieser Vortrag, der die Verhandlungen über das Frauenstudium in der Sektion Frauenbildung einleitete, wurde der „Frau" von der Verfasserin zur Veröffentlichung übergeben. Zum großen Erstaunen der Redaktion wie der Verfasserin brachte die „Frauenrundschau" vom 23. Juni unter dem Titel „Die Frau in der Wissenschaft, Kongreßvortrag von Frau Marianne Weber" eine Zusammenfassung, die abgesehen von zahlreichen Druckfehlern, auch den Sinn des Vortrags ganz entstellt wiedergibt. Der Auszug war nur durch eine Fußnote als solcher gekennzeichnet. Im Inhaltsverzeichnis dagegen wird durch die Angabe „Die Frau in der Wissenschaft. Von Marianne Weber", der Anschein erweckt, als handle es sich um einen Originalbeitrag. Diese in der Presse sonst wohl kaum übliche Form bringt uns in die Lage, den Lesern unserer Zeitschrift ausdrücklich erklären zu müssen, daß hier der Originalartikel vorliegt. Die Redaktion.

Digitized by Google

ihre Zulassung zur akademischen Lehrtätigkeit in einigen Ländern, zeigt, daß Frauen auch diejenige höhere Stufe intellektueller Schulung erreichen können, von der aus das Wissen sich durch Wort und Schrift lehrend an Andere übermitteln läßt.

Diese Tatsachen beantworten uns aber noch nicht die Frage, ob die Frau fähig ist, auch zur Vermehrung der wissenschaftlichen Kultur, und des Erkenntnisschatzes in irgend einer Weise Eigenartiges und Unersetzliches beizutragen. Dürfen wir hoffen, daß ihr auch im Reiche der intellektuell schaffenden Geister besondere Aufgaben zufallen, deren Erfüllung die Kultur eigenartig bereichert? In diesem Punkte ist, wie mir scheint, unsere Zuversicht noch nicht so fest an unzweideutigen Tatsachen verankert, wie in bezug auf den Wert der Frauenarbeit in vielen anderen Gebieten menschlicher Kulturtätigkeit.

Befragen wir zunächst die Vergangenheit. Sie lehrt uns, daß der Versuch der Frauen zu selbständiger wissenschaftlicher Arbeit keineswegs erst ein Produkt unserer Zeit ist. In allen Epochen hoher geistiger Kultur fühlten sich auch Frauen trotz aller Schranken, die ihrer systematischen Geistesbildung entgegenstanden, zur Wissenschaft getrieben, und besonders Begabte wußten sich auch in jeder Epoche ein gewisses Maß zeitgenössischer Bildung anzueignen. Wurde doch auch der Schatz der Erkenntnis von jeher nicht nur in den Gelehrtenschulen, deren Benutzung den Männern reserviert war, ausgeteilt, sondern daneben auch — leichter zugänglich — in den Schriften jeder Zeit. Und was bei dem heutigen Stande der Wissenschaft und ihrer Hilfsmittel unmöglich erscheint: die fruchtbare Förderung der denkenden Erkenntnis ohne systematische Einführung in irgend eine Fachdisziplin, war es früher nicht in gleichem Maße.

Zur Zeit des klassischen Altertums und der Renaissance waren auch manche schöpferische männliche Geister „Autodidakten".

Wenn wir diese größere äußere Gleichheit der Chancen begabter Männer und Frauen zunächst bei der Bewertung der wissenschaftlichen Tätigkeit antiker Frauen in Betracht ziehen, so fällt notwendig auf, daß ihre produktiven Leistungen unermeßlich weit hinter denen der genialen männlichen Geister zurückbleiben. Dabei war die Zahl der gelehrten Frauen, die in Griechenland als „Philosophinnen" bezeichnet wurden, nicht klein. Ein modernes, ihnen gewidmetes Werk[1]) nennt mehr als hundert; davon haben sogar mehrere als Lehrerinnen der Dialektik, Rhetorik und Logik an den offiziellen Akademien die Anerkennung und Bewunderung ihrer Zeitgenossen gefunden, aber leider hat uns keine von ihnen Schriften mit selbständigen wissenschaftlichen Gedanken hinterlassen; selbst von Hypatia, die im 5. Jahrhundert n. Chr. in Alexandria einen Lehrstuhl bekleidete, wissen wir nicht, ob sie eine selbständige Denkerin war, denn von ihren mathematisch-astronomischen Schriften sind nichts als die Titel erhalten.

Und doch hat man den Eindruck, daß der Beteiligung der Frauen an der Wissenschaft selbst in damaliger Zeit eine eigenartige Kulturbedeutung beigelegt worden ist. Worin sie bestanden hat, suchen wir auch aus der Geschichte zu deuten. Fast alle gelehrten Griechinnen werden als Anhängerinnen solcher philosophischer Schulen bezeichnet, die danach trachteten, aus der denkenden Erkenntnis des Zusammenhangs der Erscheinungen zugleich die Normen und Zwecke des menschlichen Handelns abzuleiten,

[1]) Poestion, Griechische Philosophinnen.

Digitized by Google

die sich den Verstand zum Führer auf dem Wege zur Tugend und zur Gottheit wählten. Namentlich die pythagoreische Schule, der die meisten Philosophinnen angehörten, trug das Gepräge einer ethisch-religiösen Sekte, ihre Philosophie war Ethik, ihre Mathematik und Astronomie religiöse Mystik, ihre Anhänger lebten in enger seelischer Gemeinschaft und unterwarfen sich einer bis ins kleinste geregelten Lebensordnung.

Hier waren die Frauen eben Prophetinnen und Jüngerinnen des Meisters, die für dessen praktische sittlich-reformatorische Ideale nicht nur lehrend, sondern vor allem auch durch die vorbildliche Entwicklung der eigenen Persönlichkeit warben.

Auch in den späteren Epochen der Antike finden wir die wissenschaftlichen Frauen fast ausnahmslos als Anhängerinnen solcher Schulen und Lehren, die aus ihrer Einsicht in das Weltgeschehen unmittelbar den Sinn des menschlichen Daseins erfassen zu können glaubten und was Hypatia den Epigonen der antiken Kultur verkündete — die neuplatonische Lehre — war keine auf Grund der Erfahrung gewonnene Welterkenntnis, sondern ein tiefsinniger Versuch, den Sinn des Lebens und sein Verhältnis zum Ewigen zu deuten und darin Richtlinien für das menschliche Handeln zu finden.

Die griechischen Philosophinnen haben offenbar den Schatz der Erkenntnis nicht selbstschöpferisch erweitert, aber sie lebten das als wahr Erkannte und verliehen der Wissenschaft ihrer Zeit dadurch die Blutwärme lebendigen Fühlens. —

Eine ähnliche, wenn auch weniger umfassende Bedeutung gewann das Verhältnis der Frau zur Wissenschaft im aufsteigenden christlichen Mittelalter, als die christlichen und kirchlichen Ideale zur Voraussetzung aller wissenschaftlichen Forschung geworden waren. Auch ihre Produktionen sind zum größten Teil verdienter Vergessenheit anheim gefallen, dagegen müssen sie ihrer Zeit wertvolle praktische Dienste geleistet haben. Denn es steht nicht vereinzelt da, daß aus der Stille des Klosters Päpste und Könige sich Rat holten, oder daß ein Weib, wie Katharina von Siena, in die Politik des Papsttums Richtung gebend eingriff.

Als dann der Humanismus die Wissenschaft aus dem Dämmerlicht der Kirche in die Helle der weltlichen Kultur zurückführte, nahmen auch weltliche Frauen an dem wachsenden Erkenntnisstreben teil. In Italien und vereinzelt auch in Spanien lassen fürstliche und reiche Familien ihre Töchter zusammen mit den Knaben humanistische Studien treiben; die Zahl der Frauen, die sich gelehrten Berufen widmeten, war nicht klein, und nicht wenige bestiegen medizinische, juristische und mathematische Lehrstühle. Die Frauen der Renaissancezeit haben nun vereinzelt auch gelehrte Arbeiten hinterlassen, allein ihre Gedanken bewegen sich in den überkommenen Gleisen, und unter denjenigen Geistern, die gerade damals ganz neue Forschungsmethoden fanden und durch eine ganz neue Art der Weltbetrachtung die moderne Wissenschaft schufen, findet sich kein weiblicher. Aber der jene Frauen umstrahlende Ruhm kann nicht grundlos gewesen sein. Und wiederum scheint es, daß sie nicht als schöpferische Gelehrte, wohl aber als intellektuell durchgebildete Persönlichkeiten für die Gesamtkultur ihrer Zeit bedeutsam waren. Sie schufen zum erstenmale Beziehungen zwischen den Geschlechtern, aus denen sich die feinste Blüte geistiger Freundschaft und diejenige Fülle des seelischen Daseins entwickelte, die jedes Gebiet schöpferischer Kulturtätigkeit befruchtete. —

Als dann die beginnende Arbeitsteilung in der Wissenschaft die wissenschaftliche Tätigkeit des Einzelnen auf immer kleinere Ausschnitte des Gesamtwissens beschränkte,

Digitized by Google

treten auch vereinzelte weibliche Gelehrte mit guten fachwissenschaftlichen Werken an die Öffentlichkeit. Zeigten sich dabei nun spezifische Veranlagungen der Frauen für bestimmte Fachgebiete? — Bei dieser Frage begegnet uns zunächst das so häufig bestaunte Phänomen, daß gerade in den mathematisch-physikalischen Wissenschaften, die anscheinend der größten Abstraktionsfähigkeit und der strengsten logischen Schulung bedürfen, eine Anzahl von Frauen mit Erfolg arbeiten. Aber freilich auch hier, soweit schöpferische Arbeit in Betracht kommt, mit begrenztem Erfolg. Unter den ziemlich zahlreichen, zum Teil mit akademischen Preisen ausgezeichneten mathematischen Frauenarbeiten sind die Leistungen von Sonja Kowalewska wohl die einzigen, die auch heute noch Bedeutung haben. Aber als Stern erster Größe erscheint auch sie nicht unter den mathematischen Geistern.

Nächst den mathematischen haben dann am frühesten philologische Frauen Tüchtiges geleistet. Wir finden da auch einige wertvolle selbständige Arbeiten, so etwa die von Therese Robinson (genannt Talvy) und Caroline Michaelis de Vasconcellos, aber die wichtigsten Dienste leisteten Frauen der Sprachwissenschaft dadurch, daß sie übersetzend und erklärend literarische Denkmäler der Vergangenheit oder fremder Nationen ihrem eigenen Volke zugänglich machten. So wurde, nach manchen anderen Frauen, im vorigen Jahre zwei schottischen Schwestern für ihre Entdeckung und scharfsinnige Übersetzung und Erklärung alter biblischer Texte von der theologischen Fakultät in Heidelberg der Ehrendoktorgrad erteilt.

Eine nur den Frauen eigene, spezifische wissenschaftliche Betrachtungsweise kann auf den bisher genannten Gebieten jedenfalls nicht in Anspruch genommen werden. Was Frauen und Männer hier leisten, ist das Resultat gleichartiger aber nicht spezifisch verschiedener geistiger Fähigkeiten.

Anders vielleicht auf dem Gebiete historischer Kulturwissenschaften. Hier könnte die Frau zunächst kraft eigenartiger seelischer Fähigkeiten: ihrer besonderen Gabe, sich in die Gefühlswelt Anderer zu versetzen und deshalb die Motive ihres Handelns nacherlebend zu verstehen, der Wissenschaft eigenartige Dienste leisten. In einzelnen bedeutenden Leistungen auf biographischem, literar- und kunstgeschichtlichem Gebiet tritt das schon jetzt hervor.

Aber weit wichtiger kann und wird die Mitwirkung der Frauen dann werden, wenn sie gelernt haben, auf Grund einer eigenartigen Stoffauswahl nach besonderen „weiblichen" Gesichtspunkten in das Gewebe der geschichtlichen Erkenntnis einen neuen Einschlag einzufügen. Denn die Eigenart der Kulturwissenschaften im Gegensatz zu den Naturwissenschaften besteht ja darin, daß ihre Analyse der Wirklichkeit an Wertgesichtspunkten und an Kulturidealen verankert ist, welche aus der Tiefe des unmittelbaren Erlebens in stetem Wandel und in stets neuer Färbung aufsteigen. „Objektivität" der Geschichte und aller Kulturbetrachtung im Sinne des Absehens von solchen letzten Wertideen ist ein Phantom. Ist dem aber so, dann muß gerade derjenige, der von der grundsätzlichen Verschiedenheit der Geschlechter durchdrungen ist, es als eine Lücke empfinden, daß die wissenschaftliche Betrachtung der menschlichen Kulturentwicklung sich ausschließlich durch die Brille der einen Hälfte der Kulturmenschheit vollzieht.

Daß sich bisher so wenige Frauen in den politischen und Kultur-Wissenschaften betätigt haben, ist zweifellos weniger Folge mangelnder Begabung als mangelnden Interesses. Die Gestaltung der lebendigen Staats- und Rechtsordnung war von

Digitized by Google

jeher das Monopol des Mannes, kein Wunder, daß überall da, wo die Frauen vom Mithandeln ausgeschlossen waren, sie auch keinerlei Antrieb zum wissenschaftlichen Mitdenken fühlten. Vielleicht wird aber die Zukunft hier Wandel schaffen. Schon mehren sich die Zeichen, daß diejenigen Probleme unserer Zeit, welche die Frauen aus ihrem Dämmerzustande im Schatten des Hauses zur gesteigerten praktischen Teilnahme an der allgemeinen Kulturarbeit treiben, auch ihr geistiges Auge für einen umfassenderen Kreis wissenschaftlicher Probleme erschließen, als in der Vergangenheit. Geht doch überall das Handeln in der Wirklichkeit ihrer Ordnung durch den denkenden Verstand voran!

So verdanken wir dem Emportauchen der „Frauenfrage" in unserem Bewußtsein schon unmittelbar auch eine Vermehrung unseres Erkenntnisschatzes, so namentlich eine Reihe feinsinniger, wissenschaftlicher Untersuchungen über die Lage unseres Geschlechts in Vergangenheit und Gegenwart und ihre Bedingtheit durch religiöse, sittliche, soziale und ökonomische Faktoren. Gerade solche Arbeiten aber dürfen den Anspruch auf spezifische Bedeutung machen, weil es mit der bloßen Tatsachenfeststellung in den Kulturwissenschaften nicht getan ist, sondern weil hier die geistige Arbeit in der Auffindung eigenartiger Gesichtspunkte liegt, unter denen die Tatsachen zusammengefaßt und gegliedert werden, und weil es außer allem Zweifel steht, daß hier die Frauen je länger je mehr ihre Arbeit an neuen Kulturwerten orientieren werden. Der neue Standpunkt der Betrachtungsweise ist es, der Bekanntes im neuen Lichte zeigt, und bisher Unbeachtetes als kulturbedeutsam erkennen läßt.

Diese Momente bestimmen auch speziell die beginnende Bedeutung der Frauenarbeiten für die Sozialwissenschaften im engeren Sinne. Eigenartige und wertvolle Arbeiten wie die über Genossenschaftswesen und Gewerkvereine von Mrs. Webb besitzen wir hier schon heute. Aber die Bedeutung der Frauenarbeiten muß bei der Jugend dieser Probleme notwendig in der Zukunft noch steigen. Gerade hier wird die Mitarbeit der Frau soziale und wirtschaftliche Erscheinungen und Einrichtungen in ihrer Beziehung zum weiblichen Geschlecht erkennen und dadurch Einsichten vermitteln können, die männlichen Forschern verborgen bleiben.

Jene Eigenart der Wissenschaft von der menschlichen Kultur: ihre Verankerung an dem Fühlen und Wollen lebendiger Menschen gibt uns die Hoffnung, daß gerade auf diesem Gebiet Frauen in Zukunft Wertvolleres für die Wissenschaft leisten können als in der Vergangenheit, selbst wenn ihre schöpferische Denkkraft auch dann nicht die der führenden männlichen Geister erreicht. Jeder Schritt, der die Frauen aus der Enge ihres bisherigen Wirkungskreises hinaus und in die praktische Kulturarbeit hineinführt, wird auch ihren Trieb zur denkenden Bemeisterung der Erscheinungen steigern. Die praktische und theoretische Tätigkeit stammen ja schließlich aus denselben Wurzeln: aus dem Streben des Menschen, der Wirklichkeit Herr zu werden, sie zu formen und zu gestalten nach den Gesetzen des Geistes.

Aber der Schwerpunkt der Kulturbedeutung geistiger Frauenarbeit liegt wahrscheinlich, ebenso wie in der Vergangenheit, so auch in Zukunft, nicht in der Förderung des objektiven Kosmos unseres Wissens. Eine seelische Eigenart der Frau scheint ja darin zu bestehen, daß sich ihr Interesse und Verständnis allem Persönlich-Menschlichen unmittelbarer als den Objekten zuwendet. Wie die Mehrzahl ihrer wissenschaftlichen Arbeiten aus unsrer Epoche zeigen, wird ihr im allgemeinen erst das an ihr und Anderen Erlebte Ereignis, dessen Zusammenhang mit anderen Ereignissen sie scharfsinnig zu erforschen weiß.

Digitized by Google

Ihre intensive Teilnahme an dem Wollen lebendiger Menschen läßt sie nun vielleicht stärker als den Mann das Bedürfnis empfinden, die aus Erkenntnissen gewonnenen Überzeugungen wieder in die Wirklichkeit hineinzutragen, dem Wissen durch Handeln lebendige Wirksamkeit zu verleihen. Dieses Strebens bedarf aber gerade die moderne Kultur in höherem Maße als die irgend einer anderen Zeit. Wir verdanken die ungeheuere Vermehrung unseres Erkenntnisschatzes der gesteigerten wissenschaftlichen Arbeitsteilung. Diese verschuldet es aber andererseits, daß das Wachstum der geistigen Kultur der Individuen weit hinter dem Wachstum des objektiven Wissensquantums zurückgeblieben ist, wie man ja mit Recht die Eigenart unserer Kulturentwicklung in dem Zurücktreten der Kultur der Menschen hinter derjenigen der Sachen erblickt hat. Nur wenige profitieren heute für ihre geistige Existenz von der ungeheueren Aufspeicherung menschlicher Geistesarbeit, nur ein verschwindend kleiner Kreis kann sein Tun und Sein durch die wachsende Erkenntnis erleuchten lassen. Und vor allem: „die Wissenschaft" ist heute ein ungeheurer Kosmos über Millionen Bücherschränke und menschliche Köpfe verstreut. Jeder einzelne Arbeiter ist hier nur ein kleines Rad in der gewaltigen Maschine, jeder Einzelne hebt nur einen kleinen Zipfel des Schleiers, der die Wahrheit verhüllt. Nicht mehr die Wissenschaft steht im Dienste des Erkenntnisstrebens des einzelnen Menschen, sondern die Erkenntnisse des Einzelnen sind zur Schaffung eines Wissens da, welches in keinem einzelnen menschlichen Geiste mehr Unterkunft findet.

Sind wir sicher, daß diese Wissenschaft, die niemand mehr zu umspannen vermag, dauernd den Menschen als Kulturwert gelten wird? Wird sie in ihrer Lebensfremdheit und Ungreifbarkeit dauernd die Macht haben, den Einzelnen in ihren Dienst zu zwingen? —

Vielleicht wird es einmal die besondere Aufgabe derjenigen Frauen sein, welche das Wesen wissenschaftlicher Arbeit kennen gelernt haben, das von dem schöpferischen Genius entzündete Feuer von einsamer Höhe hinab in das verschleierte Tal des Lebens zu tragen, um den im Halbdämmer handelnden Menschen Erleuchtung und Einsicht zu bringen, sodaß sie das Wertvolle vom Wertlosen unterscheiden und die Zwecke, für die es sich lohnt, zu kämpfen und zu leben, erkennen lernen. Trüge sie dadurch zur Verminderung der Kluft zwischen sachlicher und persönlicher Kultur bei, so könnte das, was ihrer intellektuellen Tätigkeit an Bedeutung für die objektive Kultur etwa auch in Zukunft abgeht, aufgewogen werden durch ihre Bedeutung für die Kultur der Persönlichkeiten.

Und wie alle Kulturgüter, so erhalten doch auch die Schätze der Wissenschaft ihre letzte Bedeutung erst dadurch, daß sie zum Material der vollkommeneren menschlichen Entwicklung werden. Je besser es deshalb der wissenschaftlichen Frau gelingt, ihr intellektuelles Leben zunächst und vor allem in den Dienst ihrer eigenen Gesamtpersönlichkeit zu stellen, um so unabhängiger wird die Kulturbedeutung ihrer Arbeit von der Zahl und Beschaffenheit ihrer theoretischen Werke sein. Die seelische Eigenart der Frau: ihre größere Unteilbarkeit und innere Einheit, die sie treibt, ihr sachliches Schaffen immmer in irgend einer Weise mit ihrem Gesamtsein in Einklang zu bringen, läßt uns hoffen, daß ihr die Verwertung ihrer Erkenntnis zum Aufbau ihres geistigen und sittlichen Selbst leichter gelingen wird als dem Manne, der es versteht, sein persönliches Leben ganz von der Sache, die er schafft, zu sondern. Auf dieser größeren Leichtigkeit, Berufsarbeit und persönliches Sein zu trennen, beruht ja zum Teil seine

Digitized by Google

Kraft, objektive Kulturwerte von sich loszulösen, daraus erklärt sich aber auch vielleicht die Tatsache, daß so viele führende männliche Geister, die für die objektive Kultur Höchstes leisten, als Persönlichkeiten so klein und wertlos bleiben. Vielleicht gelingt es nun der Frau besser, sowohl in der sie umgebenden Wirklichkeit wie auch vor allem an sich selbst, die Dissonanzen zwischen Erkennen und Handeln, zwischen hoher intellektueller und geringer sittlicher Kultur zur Einheit zu bringen.

Und jedenfalls soll es die wissenschaftliche Frau als ihre besondere eigenartige Aufgabe begreifen, den Strom der Erkenntnis derart durch ihr ganzes Sein zu leiten, daß er alle kleinlichen und unedlen Bestandteile mit sich fortreißt und nicht nur durch ihre Werke, sondern vor allem auch durch ihr Sein unmittelbar befruchtend wieder in die Umwelt zurückströmt. Indem sie so an ihrer eigenen Persönlichkeit und an denen, die ihrem Einfluß zugänglich sind, arbeitet, schafft sie Kulturgüter, die zwar irdisch vergänglicher sind, als die objektiven Kulturwerke, aber doch zum Höchsten und Besten gehören, was das Individuum als solches überhaupt schaffen kann, und welche geschaffen werden müssen, soll nicht die Geisteskultur der Menschheit durch den ungeheueren Mechanismus des von keinem Einzelnen mehr zu beherrschenden Wissens schließlich in Erstarrung und in bloßem Fachmenschentum enden.

Richard Wagners künstlerische Sendung.

Von

Felix Poppenberg.

Nachdruck verboten.

In Richard Wagners Briefen an Mathilde Wesendonk, die von pietätvoller Hut jetzt der Öffentlichkeit gegönnt werden,[1]) enthüllt sich in seltener Fülle das Schauspiel eines künstlerischen Lebens, eine vie intérieure in Monologen. Diese Briefe eines Künstlers an eine tiefgeliebte Frau sind, trotz leidenschaftlicher Zwischenblätter, keine Liebesbriefe, sondern Ausstrahlungen, Manifestationen eines Wesens, das so stark und schicksalsvoll mit der künstlerischen Berufung gezeichnet ist, daß jedes Erleben, jeder Affekt ihm nur in der künstlerischen Umwertung, als Element der künstlerischen Welt bedeutungsvoll wird, und daß der Mensch in dem Erkennen dieser Komplexion manchmal sich aufbäumt und die Kunst verflucht. Keine Liebesbriefe lesen wir, sondern eine in solcher Restlosigkeit seltene Autopsychologie des Künstlers, der, im Herzenszwang einer zur Resignation bestimmten Neigung, sein Inneres weit öffnet und sein Geheimstes opfert. Das Tassowort gilt hier: Es führt dich alles tiefer in dich selbst. Diese Frau, der Wagner fern bleiben muß, bringt seinem Leben zu einem an sich schon überwachen Erkenntnistrieb die Stimulanz, seine Zustände, die wechselnde Stimmung, die Vibrationen festzuhalten, und wie andere sich ihre Bilder schenken, so schenkt er dieser Frau die Spiegelungen seiner états d'âme.

[1]) Herausgegeben von Prof. Wolfg. Golther. Verlag von Alexander Duncker.

Digitized by Google

Momentan sind diese Aufzeichnungen, aus der Zufallsstunde, „herausgerissen aus dem ewigen Wechseldrang des Lebens, der Eindrücke, der Stimmungen". Chaotisch erscheinen sie in ihren Widersprüchen, in ihren verschiedenen Klimaten, in ihren extrem entgegengesetzten Exaltationen. Die mannigfachen inneren Stimmen einer vielfältig zusammengemischten Natur schreien hier aus der Tiefe, sie begehren gegeneinander ihr Recht, und der Mensch in der unbewußten Dumpfheit seines Schicksals kann zunächst nichts anderes tun, als sie rufen lassen, ihnen zuhören und aufzeichnen, was sie hastig und jäh durcheinandertönen, — klingt's auch ihm selbst wirr und widerspenstig.

Für den Leser wie für den Schreibenden begibt sich aber weiter- und fortschreitend das große Erlebnis, daß all dies einzelne, im Beginn Unübersichtliche, Mißverständliche, Rätselvolle, Problematische dieses Dramas, mit dem der leidende Held sich selbst in verzweiflungsvoller Deutersehnsucht abmüht, sich in Einheit und Harmonie kristallisiert, daß vom Ausgang klare Lichter auf die Wirren des Anfangs fallen und daß zum Schluß erkenntnisreif sich offenbart, wie das Schicksal des künstlerisch Starken ringend gegen die Welt, ringend auch gegen den oft widerstrebenden, menschlich-irdischen Teil der Eigennatur sich gestaltet, wie ihm alles Erleben des Menschen nur Stoff seiner „höheren Zwecke" wird und wie selbst Hemmungen sich zu fruchtbaren Reizungen umsetzen. An Strindbergs Wort vom „bewußten Willen in der Weltgeschichte" denkt man hier manchmal. Eine ganz neue, wissensreichere Distanz stellt sich nun ein, und alle diese Briefe bekommen hinter ihren oft qualverzerrten Zügen des momentanen Zustandes ein dem Schreiber zur Zeit, da er sie schrieb, selbst noch unsichtbares zweites Gesicht, das mit weiten Augen in die Zukunft blickt.

Wagner sagte zwar, ein Musiker ist kein Weiser, nur in rasendem Wahnsinn sei er zu Haus, er selbst aber war eben mehr als ein Musiker, und bei aller leidenschaftlichen Hingabe an seine Stimmungen blieb gleichzeitig sein Intellekt stets angespannt, um seinen baromètre spirituel feststellen zu können, soweit es der menschlichen Augenblicksgebundenheit möglich ist. So ward er sich auch selbst darüber klar, daß sein Leben dramatisch als Totalität aufzufassen sei und daß die isoliert herausgerissenen Szenen irre führten, weil sie erst durch die vorwärts und rückwärts geschlagenen Verbindungsbrücken die bedeutungsvolle Beziehung bekämen:

„So ein Lebenslauf wie der meinige muß den Zuschauer immer täuschen; er sieht mich in Taten und Unternehmungen, die er für die meinigen hält, während sie mir im Grunde ganz fremd sind." Dieser Lebenslauf ist ein „Exempel, dessen Zahlen jeden verwirren", „das ist alles nur zu verstehen, wenn einmal die Summe und das Fazit vorliegen wird; dann wird man finden müssen, daß dieses Ungewöhnliche eben nur so zu bewirken war."

Solche Erkenntnispfade öffnet nun dieser Briefband. Doch ehe man sie geht, ist es nötig, die äußere Situation, die sichtbare Szenerie, die Oberflächen dieser seelischen Hintergründe und unterirdischen Vorgänge zu zeichnen.

* * *

Richard Wagner hatte Otto Wesendonk und Frau Mathilde 1852 in Dresden kennen gelernt. In Zürich, das Wagners Exil nach der Revolution wurde, war ihr Verkehr immer sympathischer geworden, und schließlich, als Wesendonks sich ihren patrizischen Landsitz auf dem „Grünen Hügel" gründeten, richteten sie für den Freund und dessen Frau Minna ein hübsches Häuschen daneben zu einem, wie sie alle hofften,

Digitized by Google

dauernden „Asyl" ein. Den Nachhall glücklicher Zeiten voll Einvernehmen und gläubigen Verstehens empfängt man in den Briefen. Schon vordem hatte man in einer Publikation Wagnerscher Briefe an Otto Wesendonk[1]) von dieser Freundschaft gelesen. Später in der Erinnerung entlockte sie Wagner den enthusiastischen Ausruf: „Kinder, daß wir drei sind, ist doch etwas wunderbar Großes. Es ist unvergleichlich, mein und eurer größter Triumph."

Im Spiegel jener früheren Veröffentlichung erkennen wir in dem Mann Mathildens, dem Großkaufmann, eine vornehme Natur, die dem Künstler gegenüber, fast selbstverständlich, ohne Zaudern und Zweifel, seinen Reichtum als Berufung empfand, die nie etwas halb tat, die, da sie einmal Anteil an einem Werk und einem Schaffenden genommen, nicht wieder abließ, und gerade dann, als die äußere Situation heikel und kritisch wurde, im Stützer- und Helferamt unter taktvollster Wahrung der Empfindlichkeit der Leidenden und Kämpfenden doppelte Pflicht sah. Charakteristisch für beide, für den Gebenden und Empfangenden, ist der Dank Wagners, der mit einer königlichen Handbewegung gegeben wurde und den nicht die gläubigerverfolgte, notleidende äußere Menschlichkeit sprach, sondern das stolze, halluzinatorisch-sichere, genialische Gefühl, das seiner Bestimmung gewisse Dämonion des Künstlers: „Ich danke Ihnen für Ihr Anerbieten kaum, da ich sicher weiß, daß das Gefühl, ein solches Anerbieten stellen zu können, eine Wonne sein muß, die sich selbst mehr belohnt, als jede Dankesbezeugung dies vermöchte. Käme es dazu, daß Sie Ihre Absicht mit mir ganz ausführen könnten, so dürften Sie, wenn ich je in der Geschichte der Kunst eine Rolle spielen sollte, wahrlich keine geringe Stelle ebenfalls einnehmen, und diese Ihnen mit Energie und aller Rückhaltlosigkeit zu wahren, sollte mir eine wahre Herzensgenugtuung sein. Haben Sie Lust, sich mit mir so hoch zu stellen?" Wer solche Worte verstand und aufnahm, konnte kein Kleiner sein.

Doch ein Vorläufer im Wegebahnen des Genius war Otto Wesendonk nur, sein Werk vollendete ein Mächtigerer, ein König, ebenso wie Mathilde Wesendonks Aufgabe, dem Meister das ihm so notwendige Element weiblichen Mitschwingens zu bieten, anhängenden Glaubens und aufgehender Wesenshingabe, in seinem zweiten Leben in einer Frau von königlicher Art sich schöpferischer und kongenialer erfüllte.

Mathilde Wesendonk war, wie sich ihr Bild hier aus Einzelzügen zusammensetzt, eine Unbewußte. Eliza Wille schildert sie als „zart, jung, voll idealer Anlagen, mit Welt und Leben nicht anders bekannt, als wie mit der Oberfläche eines ruhig fließenden Gewässers". Raphaelisch-Iphigenisch wie ihre Bilder erscheint ihr Wesen, ruhevoll in edeln Maßen. Wagner schreibt in drangvollen Pariser Tagen an sie, die Betrachterin der Loggien und Stanzen in Rom, und beglückwünscht sie, daß ihr ein „ruhig sanftes Genießen gegönnt ist": „die Bedeutung dieses Genusses wird Ihnen jetzt tief aufgegangen sein, vielleicht ist er für Sie, was für mich meine Tätigkeit, vielleicht meine Not ist". Und ein andermal sagt er: „ich bleibe dabei, daß es mir ein Trost ist, sie mit Neigungen ausgestattet und in einer bürgerlichen Lage befindlich zu wissen, die Ihrem Leiden einen idyllischen, sanften Charakter ermöglichen."

Die schwärmerische, idealische Art dieser jungen Frau empfing nun in jenen Züricher Tagen aus Wagners Nähe, aus seinem Vertrauen, aus den „Gaben seines Wesens, wie sie nur ihm verliehen sind zu spenden", eine neue ungeahnte Nahrung.

[1]) Charlottenburg, Verlag der Allgem. Musikzeitung.

Digitized by Google

Und ihm, an der Seite der nüchternen, alle seine Pläne mit der Hausfrauen-Elle ängstlich und zugleich höhnisch-bitter messenden Minna, war diese bebende Empfänglichkeit nach langem Darben Genuß und Wonne. Mathilde schrieb später erinnerungsvoll von der „ganzen reichen Welt, die er dem Kindergeist erschlossen". Und Wagner sprach in gleicher Erinnerung von der „wundervoll weichen Stimmung jener Zeit", „die ihm noch jetzt den Atem benimmt".

Es ist hier auf seiten der Frau nicht jenes sichere Ergreifen und Verstehen, jenes bewußte Erfassen von Kunstwerk und Lebensaufgabe, das später die wahre Gefährtin des Meisters ihm brachte. Es ist vielleicht nicht einmal das Nachfühlen des Widerspruchsvollen, Zwiespältigen, mit sich Hadernden der menschlich-künstlerischen Natur. Mathilde war einfacher organisiert, sie schrieb einmal mit schematischer Psychologie ziemlich verwundert: sie verstehe nicht, wie man den Beifall gleichzeitig verachten und doch suchen kann. Aber Mathilde besaß das, was Wagner in jener Zeit des Kreißens und Werdens, da all sein Zukunftswirken ihm selbst noch halb im Unbewußten sich verbarg, notwendiger war als intellektuelles Aufnehmen, als geistige Gefährtenschaft und produktive Anregung: Mathilde besaß jenes unsagbare ahnungsschwebende Gefühl für jedes Wort und jeden Ton aus Wagners Schöpfungswelt. Er fühlte, wie sie vibrierte, und wenn Gedanken zu fern standen, so war das Fluidum ihrer Gefühlsempfängnis für ihn ein Genießen ohne gleichen. Er war der Gebende, aber im Geben ward er doppelt bereichert.

Ihre Nähe bewirkte ihm Rapporte, wie er sie früher nicht gekannt, sie brachte — „ihm lauschend wie Brunhilde dem Wotan" — sein innerstes Wesen zum Klingen, sie lockte ohne Wissen und Wollen aus ihm das Tiefste und Beste heraus. Während sie gläubig und hingegeben ihm lauschte, ward sie eine Erlöserin und Entbinderin für ein chaotisches, dunkel-verworrenes Innere. Sie fand rein und unbewußt zu seinen Quellen, und ihr gegenüber ward ihm die Gabe rückhaltlosen, sich selbst klärenden Mitteilens.

Darin liegt die Bedeutung Mathilde Wesendonks für Wagner. Und es ist eigentlich etwas sehr Feines, daß sie nicht aus den Eigenschaften stammt, die ein Mensch selbsttätig bewußt an sich ausbildet, die ein Produkt seiner Geistes- und Willensmitarbeit sind, sondern daß diese Bedeutung in dem undefinierbaren Persönlichkeitshauch lag, der von Mathilde ausging und daß sie sich einer Macht, die sie gar nicht übersehen und umfassen konnte, gläubig-verehrend unterwarf, wie die unschuldsvollen Frauen der Mythe dem unbekannten Gotte.

Eine Liebe war es, die, wie Wagner seiner Schwester schreibt: „anfangs und lange zagend, zweifelnd, zögernd und schüchtern, dann aber immer bestimmter und sicherer sich ihm näherte". Eine Liebe, die unausgesprochen blieb, bis sie sich endlich auch offen enthüllte, „als ich vorm Jahr den Tristan dichtete und ihr gab. Da zum erstenmal wurde sie machtlos und erklärte mir, nun sterben zu müssen . . ."

Die letzten Geheimnisse dieser feingesponnenen Einheit zweier Menschen — „was sie sich klagten und versagten" — aufzuspüren, darauf kommt es für uns nicht an, sondern auf die menschlichen und künstlerischen Ergebnisse dieses seltenen Erlebens.

Die Mitwelt aber hatte ihre peinlichen Gegenwartsinteressen an dieser Gemeinschaft. Mit plumpen Händen wurden die zarten Fäden aufgegriffen, der Klatsch zerfaserte sie, Wagners Asylrecht ward untergraben, nicht Otto Wesendonk wehrte es ihm, aber die Atmosphäre ward unheilbar zerstört. Minna Wagner, die in wachsender Eifer-

Digitized by Google

sucht abseits gestanden — (Wagner war übrigens aus seiner überlegenen Erkenntnis heraus immer gerecht gegen sie, wenn ihm auch das Zusammenleben mit ihr unmöglich wurde) — die in den engen Bedrängnissen ihres kleinen Wesens keinen anderen nobleren Ausweg wußte, brüskierte Frau Wesendonk. Es kam zu entwürdigenden Debatten; Dinge, die unausgesprochen, etwas Zartes und Besonderes bedeutet hatten, wurden durch nackte rücksichtslose Herausstellung, dadurch, daß Maßstäbe und Gesichtspunkte aus dem Alltagsniveau sie vergewaltigten, so verzerrt, daß die Menschen, die in ihnen etwas Heiliges zu hüten glaubten, selbst erschraken, sich diesen so ganz anders beleuchteten Situationen nicht mehr gewachsen fühlten und in würdigem Einverständnis die anständige Trennung allem vorzogen.

„Der Rest ist Schweigen und sich neigen in Ehrfurcht", sagt Mathilde Wesendonk in ihren Erinnerungen.

So beginnen wieder die Wanderjahre Richard Wagners. Ihre Stationen halten die Briefe und Tagebuchblätter fest, die er für Mathilde schrieb. Sein äußeres Leben verfolgen wir in ihnen auf mannigfachen Szenen. Mit besonderer Liebe ausgemalt ist die erste: Venedig und sein neues Asyl in dem großen stillen Palazzo am Canale grande, wo der Tristan, das „tönende Schweigen" nun komponiert wurde, wo es um ihn wie Verzauberung ist, wenn er abends in breitem Mondesschatten heimkehrt, am stummen Palaste aussteigt: „weite Räume und Hallen, von mir allein noch bewohnt. Die Lampe brennt; ich nehme das Buch zur Hand, lese wenig, sinne viel." Gondellieder, bunte Lichter, eine Luft wie „weicher langgehaltener Geigenton", endliches Verstummen, und der „letzte Ton löst sich wie in das Mondlicht auf".

Dann folgt Luzern im Schweizerhof mit Tristan-Vollendung; die schlimme pariser Zeit, die so hoffnungsvoll und überraschend für ihn im Enthusiasmus der französischen Freundesgemeinde begann und mit der grausamen Niederlage des Tannhäuser endete, eine Zeit der Hetzjagd, der Unstäte, des völligen Aufgeriebenseins, schwerster Geldnöte, voll Verzweiflung und Leidensweihen, voll schleichender Freudlosigkeit in „bleichen seelenlosen Tagen". Die Episoden von Biebrich und Wien, unterbrochen durch russische Konzertreisen, „um das Leben aufrecht zu erhalten". Dazwischen Aufdämmern der Meistersinger und dann mit einemmal München und die Königssonne; und die Partitur des Rheingold und der Walküre, das heilig gehütete Besitztum Wesendonks, wird zurückgewünscht für Ludwig den Vollender, und Frau Wesendonk wird von Frau von Bülow um die Wagnerschen Manuskripte ihrer Mappe gebeten. Und die letzte Station der Briefe ist Triebschen, wo des Meisters Wähnen Frieden fand, und von wo er in der Stimmung der Erfüllung an Eliza Wille von seinem neuen Leben und von Cosima der Gefährtin, die er errungen, schrieb: „ganz unerhört, seltsam begabt, Liszts wunderbares Ebenbild, sie wußte, daß mir zu helfen sei, und sie hat mir geholfen. Sie hat jeder Schmach getrotzt und jede Verdammung über sich genommen. Sie hat mir einen wunderbar schönen und kräftigen Sohn geboren, den ich kühn Siegfried nennen konnte; der gedeiht nun mit meinem Werke und gibt mir ein neues langes Leben, das endlich einen Sinn gefunden hat . . ."

* * *

Situationen, Schauplätze und Vorgänge sind das. Das Wesentliche dieser Dokumente aber stellt sich nun darin dar, wie dieser Erlebensstoff in einem formenden und gestaltenden Geist verarbeitet und umgeprägt wird, wie er sich zu fruchtbarer Nahrung

Digitized by Google

für die innere Vorstellungswelt umbildet, wie aus ihm sich Weltanschauung kristallisiert. Transparent werden in diesen Briefen die Gegnerschaften in der eigenen Brust, die Kämpfe zwischen menschlichen Wünschen und dem künstlerischen Trieb, der den von ihm Besessenen unbarmherzig steilste Leidenspfade treibt. Rücksichtslos, den Moment ausschöpfend, zeichnet Wagner die Phasen dieser innerlichen Kämpfe bis aufs Blut auf. Was ihm, dem Erlebenden, konvulsivisch erscheint, wird aber uns in diesem Zusammenhang, in diesem überschauenden Zusehen ein überraschendes Schauspiel organisch sich vollziehender, endgiltiger Klärung zustrebender Prozesse.

Zwei starke Tendenzen treiben Wagner, die eine ist, „daß er bis in die feinste Verzweigung Mitwisser seines Schicksals werden will, nicht um es gegen den Lauf zu wenden, sondern um täuschungslos ihm gegenüberzustehen", es auf sich zu nehmen. Die andere ist die Leidenschaft, so viel wie möglich sich „auf der höchsten Höhe seines Wesens zu halten"; ein Drang über das Menschliche hinaus zum Intelligiblen ist das, und aus diesem Drang erklärt sich, daß Wagner viel mehr für Schiller als für Goethe, den „Augenmenschen", übrig hatte.

Jene erste Tendenz trieb ihn zu der ständigen Analyse seiner Zustände, zu dem rastlosen Eifer, aus seinen Stimmungsmosaiken immer neue Versuchs-Abbilder seines inneren Wesens ratend, kombinierend zusammenzusetzen, um der Wahrheit seines Ichs näher zu kommen.

Er stellt sich scharf alle seine Widersprüche vor. Wie er müde und hoffnungslos die Ruhe, das Alleinsein sucht, wie der Gedanke an Weltflucht ihn beglückt, wie er einsieht, daß ihm doch nicht zu helfen sei, daß die neuen Werke unausführbar seien und daß ihm ein stiller Platz, fern und einsam, am besten tauge. Und wie er dann erkennen muß, daß er die Einsamkeit gar nicht verträgt, daß die Ruhe nur Unruhe für ihn wird, daß er, der sich für die Zurückgezogenheit geschaffen glaubt, immer wieder unwiderstehlich von der Welt an sich gerissen wird:

„Alles ist mir fremd und sehnsüchtig und oft blicke ich nach dem Land Nirwana. Doch Nirwana wird mir schnell wieder Tristan. Sie kennen die buddhistische Weltentstehungstheorie. Ein Hauch trübt die Himmelsklarheit, das schwillt an, verdichtet sich, und in undurchdringlicher Massenhaftigkeit steht endlich die ganze Welt wieder vor mir. Das ist das alte Los, so lange ich noch unerlöste Geister um mich habe."

Ihm wird klar, daß der Künstler „so recht der Narr seines eigenen Bewußtseins ist, aber er ist dabei sehr künstlich so gemacht, den ewigen Widerstreit auszuhalten. Ja immer im Widerstreit sein, nie zur vollsten Ruhe seines Innern zu gelangen, immer gehetzt, gelockt und abgestoßen zu sein, das ist eigentlich der ewig brodelnde Lebensprozeß, auf dem seine Begeisterung wie eine Blume der Verzweiflung hervortreibt."

Das Unnatürliche dieser Existenz fühlt er: „ein natürliches Leben führt man nun einmal nicht; um nun halbwegs wieder natürlich zu werden, müßte es viel künstlicher sein, ungefähr wie mein Kunstwerk selbst, das auch sich in der Natur und Erfahrung nicht wieder findet, sein neues höheres Leben aber eben durch die vollendetste Anwendung der Kunst erhält."

In diesem angespannten Belauern und Belauschen seiner selbst, diesem Erkennen, daß er sich trotz des Widerstrebens, immer wieder von dem künstlerischen Dämon bis zum Glücksgefühl berauschen, sich bis zum Vergeuden aller Kräfte hinreißen läßt, gelangt er zur Einsicht seiner Bestimmung. Er merkt: nicht er wirkt, sondern in ihm wirkt es. Das Wünschen und Wollen des beschränkten dumpfen Bewußtseins wird nicht gefragt,

Digitized by Google

er hat nur zu gehorchen und seine Aufgabe auf sich zu nehmen. Weltgeist-Zusammenhang, Berufung fühlt er, und als Werkzeug beugt er sich demütig. „Dem eigentlichen Leben gegenüber, lasse ich mich getrost von meinem Instinkt leiten, mit mir wird etwas gewollt, was höher ist, als der Wert meiner Persönlichkeit. Dieses Wissen ist mir so eigen, daß ich lächelnd oft kaum noch frage, ob ich will oder nicht will. Da sorgt der wunderliche Genius, dem ich für diesen Lebensrest diene, und der will, daß ich vollende, was nur ich vollenden kann." Schon in Venedig schrieb er: „ich will aushalten, denn ich muß. Ich gehöre nicht mir, und meine Leiden und Bekümmernisse sind die Mittel eines Zwecks, der all dieser Leiden spottet."

Diese teleologische Auffassung und jene andere Tendenz, sich möglichst auf der höchsten Höhe seines Wesens zu halten, sie beide verarbeiten nun auch die Mathildenliebe und ziehen sie in jene mystischen schicksalsvollen Kreise, in denen, wie Wagner ahnte, sein wahres innerliches Dasein sich geheim, selbsttätig, notwendig vollzog.

Gleich Schopenhauer kam er auf den Gedanken einer Metaphysik der Liebe. Nur daß hier nicht die Geschlechtsliebe gemeint ist, und daß nicht das Lebensverlangen der nächsten Generation, das Kind, das Treibende ist, sondern künstlerisch-genetisch wird die Deutung. Wagners Grübeln kommt zu dem Satz, daß die „Idee Anteil an der Gestaltung der Erfahrung hat", und dieser Satz bedeutet für dieses Erlebnis nichts anderes als daß der im Unterbewußtsein seines Wesens schlummernde Tristan zum Leben, zur Bejahung verlangt und ihn in diese Liebe geführt habe, um ihm in Erregung und Aufschwung jene „äußerste große Lebensstimmung" zu bereiten, die zum Werden und Gestalten unendlicher Sehnsucht und auflösenden Liebestodes fruchtbar wäre.

So ringt der demiurgische Trieb Wagners ewig um Bedeutung und Zusammenhang, im Einswissen mit solchen unterirdischen Beziehungen des äußeren Geschehens fühlt er sich auf der „höchsten Höhe seines Wesens". Peinlich herabgezogen aber wird er, wenn das konventionelle Alltägliche sich einmischt und ihm rücksichtslos auch einmal das irdische offizielle Gesicht der Dinge zeigt. Das kann er, dessen Wesen in einem tiefwurzelnden Pathos liegt, gar nicht vertragen.

Der künstlerische Absolutismus in ihm zwingt und dirigiert alles in die philosophisch-ästhetischen Sphären, er wertet und wandelt es dahin um, daß es den Erhabenheitstendenzen des Werkes taugt. „Das war ja eben immer das Ausgezeichnete unseres Verkehrs", sagt er, „daß der eigentliche Inhalt des Tuns und Denkens in geläuterter Form uns unwillkürlich einzig als beachtungswürdig erschien und wir gewissermaßen vom eigentlichen Leben uns sofort emanzipiert fühlten, sobald wir nur zusammentrafen."

Aus solchem Geist heraus will er jetzt auch die Trennung von Mathilde verstanden wissen. In Schönheit soll die Entsagung geschehen, „reicher, geistvoller, edler", „immer mehr auf den Inhalt und das Wesen der Liebe gerichtet" sollen sie dadurch werden. Als Tat des Erhabenen will er das Scheiden, nicht als Folgsamkeit gegen ein Gebot des Sittenkodex. Schwer enttäuscht ist er daher, als ihm Eliza Wille von Mathilde schreibt, sie sei „gefaßt, ruhig, entschlossen, die Entsagung durchzuführen! Eltern, Kinder, — Pflichten . . ." Und sehr charakteristisch spricht sich jener in seinem Eigenwillen so beharrende und selbsterhaltende künstlerische Absolutismus Wagners aus, wenn er darauf sagt: „Dachte ich an dich, nie kamen mir Eltern, Kinder und Pflichten in den Sinn, ich wußte nur, daß du mich liebtest, und daß alles Erhabene in der Welt unglücklich sein muß. Von dieser Höhe aus erschreckt es mich, genau bezeichnet zu

Digitized by Google

sehen, was uns unglücklich macht" ... „Ich kann und mag das nicht sehen und hören, wenn ich mein Erdenwerk würdig vollenden soll", und einige Tage später: „Die erhabene Schönheit meiner Stimmung war zerstört; sie muß sich nun mühsam erst wieder erheben."

Genugtuung empfindet er aber dann, als er aus Mathildes Briefen, die in gläubiger Jüngerschaft natürlich zu ihres Meisters Weise dann sich stimmte, Einklang hörte.

Seine Natur ist es, wie er selber sagte, „aus dem gemeinen Zustand aufzuregen", Treiber höherer Menschlichkeit zu sein. Hier ruhen die Befriedigungen, Freuden und Genüsse seiner geistigen Existenz. Und so schreibt er in äußerlich traurig-wehvoller Zeit des Meidens: „Mit dir, Kind, habe ich nun auch kein Mitleiden mehr. Dein Tagebuch, das du mir noch zuletzt gabst, deine neuesten Briefe zeigen dich mir so hoch, so echt, so durch das Leiden verklärt und geläutert, deiner und der Welt so mächtig, daß ich nur noch Mitfreude, Verehrung, Anbetung empfinden kann. Du siehst das Leid nicht mehr, sondern das Leid der Welt; du kannst es dir sogar in keiner anderen Form mehr vorstellen, als in der des Leidens überhaupt."

* * *

Aber man kann sich nicht immer auf der höchsten Höhe seines Wesens halten, bekennt sich Wagner selbst. Diese Philosophie, diese Systeme überschreien manchesmal nur mühsam sein Menschliches. Es ist die alte Klage: „Sollte ich gedeihen, so müßte mir meine Kunst und ihre Ein- und Rückwirkungen auf mich bis zur Berauschung, bis zum vollen Selbstvergessen stets nahe sein. Immer aber bleibt gerade mir nur eigentlich das Leben vorliegen, das Leben, in dem ich eine so unnatürliche traurige Rolle spiele. Das ist eben nicht, wie es sein sollte; und bleibe ich bei meinem Willen, so muß mir endlich fast eine Art von Eigensinn helfen. Natürlich, und von selbst macht sich dabei nichts, selbst mein Kunstschaffen nicht." Dies Wort — übrigens ein Beweis des Wahrhaftigkeitstriebes Wagners — gesteht ein, wie er wohl oft unter heftigem Widerstand seinem Irdisch-Menschlichen die Erhabenheitstendenzen abgewinnen muß und wie er mit dem „Aufregen aus dem gemeinen Zustand" bei sich selbst begann. Dabei konnten natürlich die Reaktionen nicht ausbleiben. Das Menschliche empörte sich, es empfand die Kunst und die Stimmungsgebote, die aus ihrer Sphäre kamen, als Tyrannei und Despotismus. Das Geschöpf empörte sich gegen den Dämon und wollte nichts von seinen erhöhenden, abstrakt-ideologischen Umwertungen und Verwandlungen wissen. „Selbsttäuschung und Selbstbetrug" schrie es auf, und es klagte um seine verlorene Liebe; wie Plato sah es dann in der Kunst das Lügnerische, und Buddha gibt es recht, der streng die Kunst ausschloß: „Wer fühlt es deutlicher als ich, daß diese unselige Kunst es ist, die mich ewig der Qual des Lebens und allen Widersprüchen des Daseins zurückgibt."

In solchen Perioden zertrümmert Wagner sein ganzes Weltgebäude und gibt seiner Anschauung das entgegengesetzte Gesicht. Jenes Metaphysische stößt er fort, er verleugnet als Trug seine Erkenntnis, daß die Liebe Mittel zum höheren Zweck, Mittel zur Kunst gewesen sei. Die Liebe und Mathilde ist ihm dann allein das Höchste, Kunst erscheint ihm „nur ein Spiel, mein wahrer Ernst ist nicht dabei, wie er eigentlich nie ganz in ihr war, sondern darüber hinaus, in dem was ich ersehnte, und nur in dem, was mich einzig zum Leben und Kunstschaffen noch fähig machte! O, glaube, glaube mir, daß nur du mein Ernst bist."

Digitized by Google

Dies Menschliche findet auch einen gewissen behaglich-gemütlicheren, an Stimmungen des Goethe-Charlotte-Briefwechsels erinnernden Ausdruck im weiteren Verlauf der Korrespondenz, wenn Wagner die Freundin als Schutzgeist des äußeren Lebens bemüht, ihr Besorgungen und Betreuungen anvertraut. Zwieback, der richtige, „süße, altgewohnte, in Milch getaucht", kommt als Nothelfer, die seidenen Betten erscheinen und die kostbaren meistersingerlichen Hauskleider, die Wagner so notwendig waren (an Flaubert und Balzac erinnert dieser Kultus der äußeren Weihezeichen). Die seidenen Überzüge müssen ersetzt werden, und Mathilde soll ihm in Zürich Stoff dazu besorgen: „sie waren grün, könnten aber zur Not auch rot werden, wie das Laub im Herbst es wird"; auch die Besorgung eines Dieners, „eines guten Hausgeistes", legt er ihr ans Herz.

Doch aus diesem ruhevoll gleicherem Maß der Freundschaft — in dieser Zeit (1859) wird auch das Wort von der „wunderbaren Dreiheit" dem Freund und der Freundin geschenkt — kommt noch einmal ein qualvoller Rückfall in die alte Leidenschaft. Ein Wiedersehen in Venedig rückt das ganze Erlebnis aus der Ideensphäre in die menschliche Wirklichkeit, und deren Eindruck gegenüber schweigt das Künstlerische und Philosophische und der leidende Mensch muß aufschreien. Und dann kommt die Wende vom Jahre 1861 zum Jahre 1862, an dessem 16. Juni Wesendonks ein Sohn geboren wird, ihr letztes Kind. Wagner schreibt in diesen Zeiten: „ich erwidere Ihnen mit einem Bekenntnis. Es wird unnütz sein es auszusprechen: alles in und an Ihnen sagt mir, daß Sie alles wissen, und doch treibt es mich, Ihnen auch meinerseits Sicherheit zu geben. — Nun erst bin ich ganz resigniert!" Aber wie aufgewühlt er damals war, geht daraus hervor, daß vom Juni 1862 bis Mai 1863 mit Ausnahme eines kurzen Glückwunsches zu Mathildes Geburtstag sein Schreiben stockt und daß in dieser Lücke bedeutungsvoll ein Brief an Eliza Wille steht, in dem ein belastetes Herz sich erleichtert: „Ich will dieser Tage endlich einmal wieder Wesendonk schreiben. Allein — ich kann nur ihm schreiben. Ich liebe die Frau zu sehr, mein Herz ist so überweich und voll, wenn ich ihrer gedenke, daß ich unmöglich an sie in der Form mich wenden kann, die nun zwingender als je mir gegen sie auferlegt sein müßte. Wie mirs um das Herz ist, kann ich ihr aber nicht schreiben, ohne Verrat an ihrem Manne zu begehen, den ich innig schätze und wert halte." Und er strömt sein ganzes Gefühl aus in der Erinnerung der „bangen, schön beklommenen Jahre", die alle „Süße seines Lebens enthielten": Sie ist und bleibt seine erste und einzige Liebe: „Wie kann ich mit dieser Frau so reden, wie es jetzt sein soll und muß? Unmöglich! — ja, ich fühle sogar, ich darf sie nicht wiedersehen." — Und es dauerte eine Zeit, bis er sich aus seinen menschlichen Wirren wieder in die Befestigungen seines künstlerischen Wesens zurückretten und wieder halten kann, was er sich vorgenommen:

„Von meinem Leben erfahren Sie immer nur das Notwendigste — Äußerlichste. Innerliches — seien Sie das versichert — geht gar nichts mehr vor; nichts als Kunstschöpfung. Somit verlieren Sie gar nichts, sondern das einzig Wertvolle erhalten Sie, meine Arbeiten."

* * *

Wahrheiten des Wagnerschen Wesens waren beide, das Menschliche und das Künstlerische. Das Künstlerische aber war die höhere, stärkere, fruchtbringendere Wahrheit; sie schmolz das Menschliche ein und ließ es im Kunstwerk auferstehen. Alles Ringen, alles widerspruchsvolle Für- und Gegenstreben, alle die Täuschungen des Moments, in denen

Digitized by Google

Leben und Kunst den Platz getauscht zu haben scheinen, in denen das Leben bejaht und die Kunst verneint wird, das alles sind nur Einzelphänomene, Wetterzeichen dieses gewaltigen unsichtbaren Prozesses. Wie aus der wunden Sehnsucht der Tristan, so wuchs aus reifer Resignation der Hans Sachs der Meistersinger, in seiner mit Nietzsches Worten „goldhellen, durchgegorenen Mischung von Einfalt, Tiefblick der Liebe, betrachtendem Sinn und Schalkhaftigkeit, wie sie Wagner allen denen als köstlichen Trank eingeschenkt hat, welche tief am Leben gelitten haben und sich ihm gleichsam mit dem Lächeln des Genesenden wieder zukehren.“ Und am Ziel des Weges erfüllt sich wirklich mit feierlicher Notwendigkeit jene Einheit, die Wagners Wanderjahre suchten, die Einheit von Welt, Liebe und Kunst im Lebensbunde zu Wahnfried und auf der Festspielhöhe, auf einem anderen „Grünen Hügel“, der jetzt sein Eigenreich und zu dem alle Völker der Erde wallfahren.

Mariann.

Roman

von

Louise Schulze-Brück.

Nachdruck verboten.

(Fortsetzung von Seite 611.)

5.

Der alte Müller war rein närrisch geworden. Die Leute im Dorf redeten nun schon seit Wochen von nichts anderem. Im Wirtshaus saßen die Alten und lachten und machten derbe Witze in die blauen Tabakswolken hinein, und in den Spinnstuben schmälten die Weiber und sagten's immer wieder, daß es eine Sünd' und Schand' sei und daß der Alte in den Narrenturm gehöre. Seit die Müllerin gestorben, war kaum ein Jahr herum, und nun wollte er schon wieder heiraten. Von Rechts wegen konnte man ihm das ja gar nicht so übel nehmen. Die Müllerin war seit der Hochzeit der Lena krank gewesen und hatte fast sieben Jahre fest im Bett gelegen und ihre Leute mit Jammern und Klagen und Zanken fast auch ins Tollhaus gebracht. Das ist kein Spaß für einen rüstigen Vierziger, der selbst noch lebenslustig ist, acht Jahre lang eine kranke Frau zu haben. Und nicht mal ein Erbe war da für das schöne Mühlengut. Die Lena hatte freilich vier Kinder gehabt, sie hatten alle eine kurze Zeit lang in der alten Wiege gelegen, in der schon des Müllers Vater und Großvater dem Leben entgegengeschrien und als stramme Buben ihr erstes Lebensjahr verschlafen hatten. Aber diese waren alle vier Mädchen gewesen, und so kleinwinzig und verschrumpft hatten sie in der großen Wiege mitten in einem Dutzend Federkissen gesteckt, daß man sie kaum finden konnte. Und die weise Frau, die seit zwanzig Jahren allen Kindern im Dorfe zum Licht des Daseins geholfen hatte, — sah mit einem heimlichen Entsetzen jedesmal der Zeit entgegen, wo sie nach der Mühle geholt wurde. Es war fast zu viel für Menschenkraft, was die Lena jedesmal auszuhalten hatte, und man mußte ja nun doch sehen, daß es immer für nichts und wieder nichts war. Denn nach ein paar Wochen oder längstens Monaten, während die armseligen Dinger nicht zunahmen, sondern immer armseliger und winziger wurden,

Digitized by Google

waren sie auf einmal hin, — wie kleine dünne Lichter, die eine Weile lang ängstlich flackern und dann auslöschen.

Dann bimmelte das kleine Glöckchen, das die Kinderleichen anläutete, besonders schrill und grell, — als wollte es in das Dorf hinausschreien „wieder eins" — „wieder eins" — und der Eidam des Müllers ging am zweiten Tag danach hinter dem winzigen weißen Sarge, der auf dem Kopfe einer Trägerin vor ihm hinausschwankte, nach dem Friedhof draußen am Fuß des Burgberges, wo nun schon die Grabstätte der Müllersleute wie ein Garten war mit kleinen Hügeln. Die beiden ersten Male war auch die Müllerin noch mitgewesen. Mit dem Trauertuch, das straff um die Schultern gezogen war, sah sie selber fast aus wie eine, die ihren letzten Weg geht, und sie schluchzte und jammerte herzbrechend an dem kleinen offenen Grabe und wollte nicht wieder weggehen, und warf sich auf die frischen Schollen und klammerte sich mit ihren Armen um den Erdhaufen, daß die Weiber selber alle anfingen, in ihre Taschentücher zu schluchzen und selbst den Männern die Augen feucht wurden. Nur der Vater der kleinen Toten stand tränenlos und finster daneben. Er biß sich auf die Lippen, daß sie bluteten und krallte seine Hände ineinander, und kein Blick fiel auf seine jammernde Frau. Der alte Müller führte sie dann zuletzt mit Gewalt hinweg, das kleine Grab wurde zugeschaufelt, und der Totengräber maß dann schon ab, wieviel Raum er noch daneben lassen müßte für das nächstemal. Als aber das dritte begraben wurde, da mußte die Lena zu Hause bleiben. Der Doktor hatte sich ins Mittel gelegt und es strengstens verboten. Und dann hatte er mit den Zweien eine ernsthafte Unterredung gehabt, und der Christian hatte gleichgiltig und stumm zugehört und zustimmend genickt. Aber die Lena hatte sich auf den Boden geworfen und so laut geschrien, daß man's in der ganzen Mühle gehört hatte, hatte Krämpfe bekommen, und man hatte sie ins Bett bringen müssen.

Dann hatte der Doktor wieder auf den Christian eingeredet, und der hatte die Achseln gezuckt: „Wenn aber die Frau nun meint, sie müßt's erzwingen?"

„Die Natur läßt sich nichts abzwingen", hatte der alte Doktor gesagt „und ihr werdet seh'n, daß ich recht behalte. Ihre Kinder sind nun einmal nicht lebensfähig, und so wird's auch bleiben. Und sie wird nur immer schwächer und kränker dabei. Lange geht das nicht mehr so." Nach ein paar Monaten war die Lena dann mit dem Christian zu einem berühmten Arzt gereist, der verordnete, daß sie fest im Bett liegen müsse, kräftig essen und guter Dinge sein. Und der Christian mußte für den Rat einen blauen Schein auf den Tisch legen.

Schwerer, starker Wein war in ganzen Kisten in die Mühle gekommen, und es ward gesotten und gebraten wie zur Kirchweih. Sie taten alles, was sie konnten, und was sich für Geld kaufen ließ, ward herbeigeschleppt. Nur das „guter Dinge sein", das konnte man nicht kaufen fürs schwerste Geld. So lag die Lena denn im Bett und kujonierte das ganze Haus und machte denen, die um sie sein mußten, das Leben zur Hölle. Ihrem Mann freilich, dem konnte sie nicht viel antun. Der war vom frühen Morgen bis in die späte Dunkelheit hinein draußen auf dem Felde oder in den Ställen und Scheunen, oder er fuhr für den Müller über Land. Wenn er aber zu Hause war, dann hielt er sich unten in den Stuben, damit die junge Frau seine Schritte nicht hörte. Denn dann rief sie nach ihm, und wenn er nicht kam, so begann sie zu weinen und zu jammern, bis er an ihrem Bett saß. Viele Freude hatte sie freilich nicht davon, denn er hörte nur stumm auf ihre Klagen und Zanken. Und sehr bald stand er auf und ging wieder hinaus seiner Arbeit nach.

Die Zeit ging hin! Dann, als an einem hellen Juniabend ein Bote aus der Mühle nach der weisen Frau lief und ein anderer nach dem Doktor, und als dann eine Nacht vorüber war, die so voll Schrecken und Qualen war wie nie eine vorher, — da war ein neues Leben in der Mühle aufgewacht, ein ganz schwaches, erlöschendes.

Stundenlang hatte sich der Doktor um das Kind bemüht, während die fiebernde Frau immer wieder mit fast erloschener Stimme fragte: „Ist es stark und gesund? Ist es schön?"

Digitized by Google

Es war gut für sie, daß sie in schwerem Fieber lag, als endlich das häßliche, schwächliche Geschöpfchen in seiner Wiege lag. Und es war gut, daß ihr Mann nicht sehen konnte, wie an diesem selben Morgen am anderen Ende des Dorfes die Mariann ihren Jungen besonders herzte. War er doch heute sieben Jahre alt geworden. Sie betrachtete ihn mit Mutterstolz, und sie hatte alle Ursache dazu. Ein Prachtkerl war er, Hosen und Kamisol waren schon wieder zu kurz und eng, obgleich sie erst vom Frühjahr herstammten. Die schwarzen Haare fielen ihm wirr bis in die Augen, sie mußte sie wahrhaftig schon wieder schneiden, — mit seinen festen weißen Zähnen zerbiß er heißhungrig die großen Brotschnitten. Sie sah ihn lange an. — Er glich ihr, — ihr ganz allein. Nur ein einziges Merkmal hatte er an sich, das sie mit einem jähen Schreck gesehen hatte, als sie es zuerst entdeckte. Ein erbsengroßes dunkles Mal an der rechten Schläfe, halb vom Haar verborgen. Sie kannte das Mal gut genug, — sie wußte genau genug, wer an derselben Stelle ganz genau dasselbe hatte. Und sie strich das Haar des Kindes an der Schläfe herunter, sodaß man den Fleck nicht sah.

Sie nahm den Jungen auf den Schoß und zog ihn besonders sorgfältig an. Immer war er ja besser gehalten, als die andern Kinder. Sie konnte das ja auch. Sie hatte eine kleine Erbschaft von einem Bruder ihrer Mutter gemacht, einem wunderlichen, alten Sonderling, der ganz einsiedlerisch seit langen Jahren schon für sich hauste, niemand in sein Haus ließ und mit aller Welt in Feindschaft lebte. Es hieß, in seiner Jugend sei ihm sein Schatz gestorben, irgendwo weit in der Welt. Als er starb, da stellte sichs heraus, daß er sein Hab und Gut der Mariann vermacht hatte. Es war nicht viel, aber es war genug, daß sie sich nicht mehr zu quälen brauchte. Sie hatte in dem ererbten Hause einen kleinen Laden aufgetan und ganz guten Zuspruch gefunden. Nun konnte sie sich apart halten und bei ihrem Jungen bleiben.

Die kleine Ladenschelle bimmelte, eine Nachbarin kam herein, um Schuhriemen zu kaufen. Nur um drei Pfennige, aber sie mußte doch die große Neuigkeit los werden, daß es in der Mühle schon wieder unglücklich gegangen sei. Schrecklich hätte die Lena ausgestanden. Und das Kind sei wieder tot.

Einen Augenblick verstummte die Erzählerin. „Ein Kreuz ist's, ein arges Kreuz. Nu wird's wohl das letztemal sein. Mit fünf Gräbern werden sie wohl nun genug haben. Für den Christian ist's ein arges Schicksal. Fünf tote Kinder und eine immer kranke Frau. Na, lang wird sie's ja wohl nicht mehr machen, die Lena. So krank und elend, wie sie immer ist. Ja, ja, 's Geld tut's auch nicht allein. Die Reichen haben auch ihr Bündel zu tragen."

Sie war weg. Sie mußte die Neuigkeit noch weiter erzählen. Mariann saß ganz zerschlagen da. Nun würde der Christian wieder vorbeigehen an ihrem Häuschen hinter dem kleinen Sarge, in dem wieder ein Stück Hoffnung eingegraben wurde in die Erde. Sie fühlte keinen Triumph, daß das Schicksal sich so bitter an ihm rächte. Das erstemal freilich, da hatte sie mit trockenen Augen und zusammengepreßten Lippen hinter dem Geranimtopf am Fenster gestanden und gelauscht und von dem blassen Mann und der schluchzenden Frau hinter dem weißen Särglein auf ihr eigenes gesundes Kind geschaut. Aber dann war's wie ein eiskalter Schauder über sie gegangen. Was den beiden heute das Herz zerriß, konnte ihr's morgen zerreißen. Und sie hatte die Hände gefaltet und ein „Vater unser" gebetet und zweimal gesagt: „Führe uns nicht in Versuchung!"

Aber wider alles Erwarten blieb das Kind am Leben. Ob das freilich ein Glück war? Ein so schwaches Geschöpf, das monatelang zwischen Leben und Tod schwebte, das Gichter und Fraisen hatte und englische Krankheit, das immer war wie ein Licht, das auslöschen wollte. Die Lena schlich im Hause herum, in dicke Tücher gewickelt, immer frierend, in sich zusammengezogen, wie eine ganz alte Frau, immer in der Todesangst um das Kind, — nun schon über drei Jahre. Als ihre Mutter starb, war sie noch einmal aufgeflackert. Sie wollte auch mit zu dem Begräbnis gehen. Aber auf dem halben Wege wurde sie ohnmächtig und mußte heimgebracht werden. Und seit der Zeit war sie

Digitized by Google

ganz ruhig geworden, ganz teilnahmlos, auch ganz gleichgiltig gegen ihren Mann. Nur das Kind, das Tag und Nacht fast Wartung bedurfte, hielt sie noch am Leben fest. Und am Allerseelentag, wenn in der frühen nebeligkalten Dämmerung des Novembertages die Lichter auf den Gräbern angezündet wurden, — dann war sie draußen. In ihre Tücher eingewickelt saß sie an den kleinen Gräbern, auf denen die Lichtflämmchen unruhig zuckten, wie irrende Seelchen. Sie saß bis in den späten Abend hinein, bis ihr Mann kam und sie mit halber Gewalt wegführte. Aber sie betete nicht, wie sie auch nicht mehr zur Kirche ging und nicht zur Beichte.

Der alte Müller hatte seine Frau rechtschaffen betrauert, wie es sich schickte und paßte. Er hatte ihr sieben Seelenämter lesen lassen und jedesmal beim Opfergang einen blanken Taler auf den Teller gelegt. Er trug alle Sonntage zur Kirche den schwarzen Rock und den Flor um den Zylinderhut, der schon sein Brauthut gewesen war. Dann hatte er mit der Lena abgeteilt und ihr ihr ganzes Mutterteil herausgegeben, obgleich er das nicht nötig gehabt hätte, da seine Frau ihm die Hälfte zur Nutznießung vermacht hatte. Aber der Müller hatte den Grundsatz: Leben und leben lassen! Und vielleicht machte es doch der Lena noch Spaß, daß sie nun das Geld hatte. „Meine Tochter und ihr Mann sollen mich um keinen Groschen scheel ansehen" hatte er zum alten Schlömer gesagt. Dem war's recht gewesen, er hatte nicht viel Freude an der Heirat gehabt, die er doch mit allen Kräften erzwungen hatte. Es war nicht so gegangen, wie es hatte gehen sollen. Statt eines halben Dutzend gesunder Rangen, die dem Christian gleichen sollten, die vier kleinen Grabhügel und das elende Würmchen, die Lena immer elend, — der Christian finster und wortkarg, — nein, viel Segen war nicht dabei. So war's wenigstens gut, daß die Lena das Geld bekam, denn wer weiß, sie konnte ihm noch den Tort antun, zu sterben mit samt dem Kinde und dann behielt der Müller sein Geld und dem, — dem traute der schlaue alte Fuchs noch alle Dummheiten zu. Er war ja auch kaum fünfzig, — und ein Kerl wie ein Baum. Der konnte noch jeden Tag Heiratsgedanken kriegen und wer weiß, wo dann die gesunden Rangen aufwuchsen, die des Christian Erbteil schmälern sollten. Und als das alles geordnet war, da war's, als habe der Alte nun eingesehen, daß er nicht mehr nötig sei auf der Welt. Eines Tages machte er sich fort daraus, — ganz schnell und still. Der alte Hühnerhannes, der am Morgen hinging, um ein Huhn zu holen, das er ihm verkauft hatte, fand ihn kalt und starr in seinem Bett.

„Wie gelebt, — so gestorben" erzählte er im Dorf. „Das Huhn, das er mir verkauft hatte, das hatte er schon am Abend vorher nicht gefüttert, das arme Vieh, das war halb verhungert. Und den Doktor hat er um's Seinige betrogen, hat's eingericht't, daß er nicht mal ein einzigesmal gerufen zu werden braucht. Soll mich wundern, ob er unserm Herrgott nicht auch so einen geizigen Streich spielt, wenn er in'n Himmel kommt. 's Totenhemd, was er sich hat machen lassen bei Lebzeiten, ist eine Hand lang zu kurz gewesen, sagt die Totenhanne. Da wird unser Herrgott eine Freud' haben, wenn der Schlömer mit dem Hemd kommt, das ihm nur bis an die Waden reicht!"

Es flossen nicht viel Tränen bei der Beerdigung des alten Filzes. Und seltsam! Als der Sarg ins Grab gesenkt werden sollte, da hatte der Totengräber die Grube zu kurz gemacht, — er ging nicht hinein. Unter der Trauerversammlung entstand eine arge Aufregung. Mit Schaufeln und Hacken mußten die Leute schnell noch nachhelfen, um den nötigen Raum zu schaffen, während der Pastor schon den Weihwedel zum letzten Segen eingetaucht hatte und warten mußte.

„Kuck, kuck!" meinte der Hühnerhannes, als sie sich nach dem Begräbnis im Wirtshaus stärkten. „Sein Leben lang hat der Schlömer gegeizt und gefilzt und sich nichts gegönnt! Sein Leben lang hat er in einem zu kurzen Bett geschlafen, — Leut', s'ist mir ordentlich graulich gewesen, wie ich ihn letzt' gefunden hab' — die Füß ganz steif über die Bettkant nausgestreckt, — sein Totenhemd hat er sich zu kurz machen lassen, — und nu ist gar auch sein Grab zu kurz gewesen, — grad' als ob unser Herrgott wollt' sagen, — sollst für dein'

Digitized by Google

Geiz gestraft werden, sollst in meiner Erd' nicht genug Platz finden! — Wann's bloß oben im Himmel Platz gibt für den Geizkragen." — Das war des alten Schlömers Leichenrede.

Es hieß, der Christian habe unmenschlich viel Geld in lauter harten Talern gefunden und zu unterst in dem siebenmal verschlossenen Schrank einen Kasten mit lauter blanken Goldstücken.

Nicht lange danach hatte der Müller dann den Flor von seinem Hute abgetrennt und angefangen, wieder lebenslustig und munter zu werden. Das Jahrgedächtnis der Müllerin war noch gebührend feierlich und mit anständiger Trauer begangen worden, wenn auch der Müller bei der Aussegnung der Tumba nur den Hut vor die Augen gehalten hatte und sie nicht mit dem Taschentuch abzuwischen brauchte, — Gott, man konnt's ihm nicht so übel nehmen, daß er der ewig kranken Frau nicht so arg nachtrauerte. Die Lena hatte auch wie eine lebendige Leich' im Kirchenstuhl gekniet, — lange machte die's auch nicht mehr. Und als die Leut' aus dem Traueramt heimgingen, da hatten die Weiber gemeint, es würde bald zwei Witwer in der Familie geben, wenn nicht der Müller nun bald die zweite nehmen würde.

Über den war's dann mit einemmal wie ein Fieber gekommen, wie eine Hexerei. Er begann seinen Schnauzbart flott in zwei lange Spitzen zu drehen, sein Haar zu pomadisieren, am hellen Werktag im besten neuen Anzug herum zu gehen. Die alte Bäuerin, die ihm die Wirtschaft führte, sah es mit hellem Entsetzen. Und als sie erst herausgespürt hatte, wem zuliebe all das geschah, da schlug sie hundertmal die Hände über dem Kopf zusammen und konnte sich gar nicht fassen. Sie versuchte einen Tag lang, die Sache für sich zu behalten. Sie lief zur Nachbarin. Und als sie der erzählte, was sie ausspioniert hatte, da schlug die auch die Hände zusammen und wunderte sich ebenso, und die beiden schimpften einträchtig zusammen über die Dummheit des Mannsvolkes.

„Und wenn's an die Alten kommt, dann ist's nu gar! Dann sind sie blind und taub und wie vom Teufel besessen. — Dann ist ihnen alles egal! Ob sie ihrer Familie eine Schand' antun und ihr das Geld vertragen, — und was mal später aus so einer verrückten Sach' werden soll, das scheert sie all nicht. Sie setzen ihren Kopf durch, wenn's auch durch zwei Wände geht. Und so wird's der Müller auch machen, und die Lena ist dann um ihre Sach'!"

„Man tät sich einen Gotteslohn verdienen, wenn man's der Lena stecken tät!"

„Oder dem Christian!"

„Nee, dem Christian nicht, der ist ein Stolzer, der wär' imstand und würfe einen zum Tempel hinaus. Aber der Lena! Die geht's ja auch zuerst an."

„Wer hätt' das gedacht! Der Müller in seinen Jahren! Ja, wenn er sich eine gesetzte Witwe ausgesucht oder des Schlössers Marie genommen hätte, die paßt in den Jahren zu ihm, — und eine, der man nichts nachsagen kann. — Aber grad' die, die!

„Hihihihi!" Die Nachbarin lachte verschmitzt.

„Nu, der will auch mal was fürs Herz haben! Lang genug hat er ja auch die kranke Frau gehabt. Und alles was Recht ist! Die Mariann ist 'ne staatsche Person! Das muß ihr der Neid lassen. — Sind die zwei denn einig miteinander?"

„Einig?" Die alte Wirtschafterin war ganz empört. „Wie sollen sie denn nicht einig sein. Die Mariann wär ja dreidoppelt verrückt, wenn sie ihn nicht mit Händen und Füßen festhielte. Kriegt den reichsten Mann und einen ehrlichen Namen, und das Kind kriegt einen Vater!"

„Na, wer weiß! Weißt du noch, wie die Mariann sich damals angestellt hat? Was die will und tut, weiß keiner!"

„Aber er sitzt doch alle Tag im Laden. Eine geschlagene Stunde lang, gestern. Die wird ihn schon festhalten!"

„Eine Schand' ist's, eine wahre Schand'! Sind genug im Dorf, die ihr ganz Leben ehrbar und brav gewesen sind, und nun sucht er sich die aus! So sind die Mannsbilder!"

Wie ein Lauffeuer ging die Neuigkeit im Dorf herum. Die Männer lachten, die Weiber schimpften. Die Männer fanden's gar nicht

Digitized by Google

so dumm von dem Müller. Geld genug hatte er, wenn er nun auch noch sein Plaisier an einer schönen Frau haben wollte, wer konnte ihm's denn verwehren. Es hatte ihm keiner was drein zu reden. Wenn er selber sich nichts daraus machte, daß der Junge da war, dann konnte es den anderen ja auch egal sein. Das war seine Sache. Und je mehr die Weiber schimpften, desto mehr lachten die Männer, kauten an ihren Pfeifen und stießen sich schmunzelnd an: Ein Hauptkerl, der Müller!

Die Ladenschelle an Marianns Tür kam in den letzten Tagen gar nicht aus dem Bimmeln heraus. Und jede, die kam und für ein paar Pfennige etwas kaufte, starrte die Mariann an wie ein Wundertier. Und jede hatte so eine sonderbare Art, allerhand wunderliche Fragen zu tun, daß es der Mariann ordentlich unheimlich wurde. Aber, wenn sie dann selber fragte, was los sei, gab es keine Antwort.

Dann ließ das nach, und der kleine Laden blieb sehr leer. Die Weiber waren übereingekommen, daß die Mariann eine ausgemachte Unverschämte sei. Daß sie nur darauf gewartet habe, bis die Müllerin unter der Erde läge, um dann den Müller zu heiraten. Und wer weiß, was da noch alles heimlich geschehen ist. Wer weiß, ob die Mariann es nicht schon vorher mit dem Müller gehalten hat, wer weiß, — ja, wer kann wissen, was gewesen ist.

Erst war das alles wie ein heimliches Flüstern von Mund zu Mund. Aber es wurde schnell lauter. Und nach ein paar Tagen wußte es das ganze Dorf: Der Müller heiratet die Mariann, weil die Mariann ihn am Faden hält und auf ihr Recht pocht, jetzt, wo er Witwer ist.

Die Mariann wurde gemieden wie eine Aussätzige. Alles frühere hatte man ihr verziehen, weil es ihr Unglück war, aber als die Bauern glaubten, nun setze sie sich ins Glück, in den Reichtum hinein, da wurde alles Vergangene aufgewärmt und war wie eben Geschehenes. Und als die Mariann am nächsten Sonntag zur Kirche ging, da neigten sich die Köpfe der Weiber dicht zusammen, und ein Flüstern und Tuscheln ging hindurch, wie wenn der Wind durchs Kornfeld geht. Und die Nachbarin im Kirchstuhl rückte von der Mariann ab, wie von einer, die ein schweres Verbrechen begangen hat. Und ganz verstört ging die Mariann nach der Kirche heim, allein, — eine Gemiedene.

Nicht, daß sie sich gar zu viel daraus machte. Sie wußte aus Erfahrung, daß Dorfgeschwätz ein paar Tage dauerte und dann wieder vergessen wird. Aber sie hatte zu viel durchgemacht, zu viel gegrübelt in den acht Jahren, seit das Kind da war. Besonders in der letzten Zeit, seit sie nicht mehr auf Tagearbeit ging. Wenn sie stundenlang mit Strickstrumpf oder Nähzeug hinter dem kleinen Fenster saß, dann gingen und kamen die Gedanken gar kraus und bunt durcheinander. Langsam war aller Haß in ihr ausgelöscht. Mit jedem Sarge, der in der Grabstätte der Müllersleute eingesenkt wurde, hatte sie ein Stück davon begraben und jedesmal ein größeres. Ein anderes Gefühl war geboren und groß geworden. Mitleid mit dem Mann, der sie um ihr Lebensglück betrogen hatte und selber so unglücklich war, Mitleid mit der Frau, die so viel ärmer und elender war, als sie selber. Sie mit ihrem festen Sinn und starken Mut. Und dann hatte sie auch den Jungen, ihren Augapfel und Herzenstrost. Das Herz ging ihr auf, wenn sie ihn ansah, obgleich ihr im Laufe der Zeit manchmal bang der Gedanke aufstieg, was werden würde, wenn der Junge groß wurde und eines schönen Tages vor sie hinträte und zu fragen begänne. Aber das war ja noch lange hin! Warum sich jetzt damit quälen. Freuen wollte sie sich an ihm, so lange es noch Zeit zum Freuen war. Ja, und die war jetzt. — Das war ein Junge! Wie ein Prinz! Um Halbkopfgröße sah er über die anderen weg, wenn er am Sonntag auf den Kinderbänken kniete. Seine dichten schwarzen Haare waren lockig, die grauen Augen umsäumt von langen schwarzen Wimpern, — die Backen so rot, als ob das gesunde Blut daraus hervorspritzen wollte vor Übermut. Jeder Vater hätte müssen unbändig stolz sein auf einen solchen Jungen. Wie er sich hoch streckte und reckte, wenn er durch die Kirche ging, wie er den Kopf in den Nacken warf und frei und stolz umhersah. Sie hatte

Digitized by Google

immer der Versuchung widerstanden, ihn wie ein Stadtkind anzuziehen, obgleich die Geschäftsreisenden oft genug allerhand Verlockendes vor ihr ausbreiteten. Er sollte nur ein Bauernjunge sein, wie die andern. Aber sein Kittel war vom teuersten und besten Stoff, den es gab, sein Hemde am weißesten, und das Halstuch am schmucksten gebunden. Und seine Schuhe glänzten und spiegelten, und er ging darin mit schnellen festen Schritten, genau so wie — — ja wie — — Ihre Hände fielen mit dem Strickzeug in den Schoß, und ihre Gedanken gingen weit zurück. Und ihre Augen füllten sich mit Tränen, ihr Herz klopfte stark, und ein wunderliches Gefühl stieg in ihr auf, für das sie keinen Namen wußte.

Sie hatte so lange gesessen, nun schrak sie zusammen. Der Junge kam mit eiligen Sätzen die Gasse hinunter, das Haar fiel ihm in die Stirn, in seinen Augen glitzerte es erwartungsvoll.

„Mutter," keuchte er, „Mutter" —

„Junge, bist du gerannt" —

„Ja, Mutter, aber — sag' Mutter, ist das wahr? Ist das gewiß wahr?"

„Was denn?"

„Sie sagen, du heiratest den Müller! Den alten Müller! Der Toni von der Brücke sagt es und sagt, der wär' dann mein Vater. Und der tät mich dann hauen. Und du wärst seine Frau. Und der wär' immer mein Vater gewesen. Du hättest es bloß nicht gesagt, weil der eine andere Frau gehabt hätte. — Sag' Mutter, — wär denn da die andere Frau meine Mutter gewesen? Ich will keine andere Mutter! Ich nehm' eine Rute und jag' sie fort! Sie soll nicht kommen, der Müller auch nicht. Ich will keinen Vater. Wenn einer mich hauen soll, dann sollst du mich ganz allein hauen. Und ich will keine andere Mutter. Nie und nie. Ich jag' sie fort."

Mariann horchte erschrocken auf das kindische Geschwätz. Sie hatte kein Arg gehabt bei den Besuchen des Müllers, der jetzt als Witwer vieles für sich besorgen mußte und gern Rat bei ihr holte. Das war ja auch dummes Zeug, was der Junge da redete. Kindisches Geschwätz. Aber nun fing er wieder an:

„Des Toni Mutter hat gesagt, das wär' eine Schand' und dürfte nicht gelitten werden. Und des Jakob Vater hat gesagt, der Müller hätte recht und wär ein schlauer Fuchs. Mutter, warum ist das ein Fuchs und eine Schand? Und des Toni Bruder aus der ersten Bank hat mich gestumpft und gesagt: ‚Na nu kriegst du ja auch endlich einen ehrlichen Namen.' — Was ist das, Mutter, und warum hab ich's nicht gehabt bis heut? — Ich will nichts vom Müller, er faßt mich immer so fest an, und dann gibt er mir einen Schupps. Und dann sitzt er so lange da bei dir. — Er soll fortgehen, — er soll nicht mein Vater sein!"

Mariann saß zitternd da. Also darum! Darum dies Getuschel und Geraune, darum die Feindschaft der Weiber. Ja, sie konnte sich das gut genug denken, sie kannte die Bauern. Die Frau des reichen Müllers zu werden, das gönnte ihr keiner. Wenn sie nur alle gewußt hätten, wie unnötig sie sich boston und gifteten.

Den Müller heiraten! Das wäre freilich ein Streich, den sie dem Christian spielen könnte. Seines Schwiegervaters Frau werden! Ihm das Vermögen nehmen, wegen dessen er sich verkauft hatte! Sodaß nichts für ihn übrig blieb, als die kranke Frau und die vier Gräber. Das wäre freilich eine Strafe, wie sie kein Teufel boshafter hätte ausdenken können. Einen Augenblick spielten ihre Gedanken mit solcher Rache. Aber auch nur einen Augenblick lang. — Nein, sie wollte und brauchte keine Rache! Gott im Himmel hatte gerächt! Und nicht einmal das wollte sie glauben. Es war eben gekommen, wie es kommen mußte. Die Lena war so schwach und kümmerlich, wie konnte es da anders sein. Nein, nein! Sie wollte nicht daran denken, nicht darüber nachsinnen.

Ein anderes hatte sie mehr erschreckt! Da war ja schon die erste Frage des Jungen gewesen, die sie so sehr fürchtete.

„Was ist das Mutter, ein ehrlicher Name, und warum soll ich den erst kriegen?" — — Sie seufzte tief und ängstlich auf. Der Junge hatte sich an sie gedrängt und sah sie mit unruhigen Augen aufmerksam und forschend an. Sie verbarg ihre Unruhe und Angst.

„Das ist ja alles dummes Geschwätz. Das sind dumme Jungen. Der Müller wird nicht dein Vater."

Digitized by Google

In seinen Augen blitzte es auf. „Das ist gut, Mutter! Ich hätt' ihn auch nicht gewollt. Nie! Ich hau den Jakob, wenn er das noch mal sagt. Ich bin viel stärker, wie der."

Sie seufzte. Es war doch schwer, solch einen Unband zu erziehen. Sie wollte ihn ablenken von diesen Dingen.

„Komm, wir gehen nach der Burg."

„Ja, ja," jubelte er. „Und ich nehm' mein Schwert mit und ersteche die Gespenster."

Noch immer ging sie mit dem Jungen an Sonntagnachmittagen nach der Ruine. Er spielte gar zu gern da oben herum und kämpfte mit eingebildeten Rittern und Gespenstern.

In tiefen Gedanken ging sie den Berg hinan, während der Junge um sie herumsprang. Oben war es still und friedlich, ein Herbsttag, wie jener vor acht Jahren. Wieder hingen die Ranken des wilden Weins rot über dem Epheu, und wenn sie auf das Dorf hinabblickte, quoll der blaue Rauch aus den Schornsteinen, wie damals. Aber in ihr und um sie war es anders geworden. In ihr war Verlangen nach Frieden. Wenn heute der Christian gekommen wäre, sie hätte Frieden mit ihm gemacht. Sie hätte ihm verziehen und ihm noch etwas Glück für sein Leben gewünscht. — Sie glaubte fast, er müsse kommen, — sie fuhr zusammen bei jedem Geräusch.

Aber es regte sich nichts, kein Schritt erklang, keine Gestalt zeigte sich zwischen dem Brombeergerank. Nur der Junge kam, satt von Brombeeren, mit rotem Mund. Und dann drängte er zum Heimgehen.

Es dämmerte, als sie den Berg hinab gingen. Die herbe Oktoberluft war voll Frische, ein starker Erdgeruch stieg von den gepflügten Feldern auf. Drunten auf der Straße gingen die Mädchen und Burschen in langen Reihen spazieren. — Sie sangen, — klar und deutlich kamen die Töne in die Höhe, die Worte des alten Volksliedes:

„Sie gingen in dem roten Wald — —
Und kommt der kalte Winter bald,
Da muß ich von dir scheiden, — ja scheiden,
Denn eine andere, die mag ich leiden, —
viel lieber leiden."

Eine kräftige, jauchzende Burschenstimme sang es noch einmal allein nach:

„Denn eine and're, die mag ich leiden, —
viel lieber leiden."

Mariann nickte leise mit dem Kopfe den Takt. Da unten sangen sie ihr Leid, — ihr's und das so mancher von denen selber, die jetzt so fröhlich sangen.

Aber jetzt hob eine starke, helle Mädchenstimme an: „Und magst du eine and're leiden, ja viel lieber leiden — — — — — — —

„So wollen wir zwei scheiden, ja scheiden.
Und es gibt ja viel spitzige Messer blank,
Und es gibt ja viel tief, tiefe Wasser kalt,
Wenn ich von dir muß scheiden, — ja für
immer scheiden."

Ein Dutzend Stimmen fielen ein, es klang wehmütig und doch süß:

„Und es gibt ja viel tief, tiefe Wasser kalt,
Wenn ich von dir muß scheiden,
Ja für immer, für immer scheiden."

Mariann schauderte. An das tief, tiefe Wasser hatte sie auch damals gedacht, eine Zeitlang.

Die Singenden hatten einen Augenblick geschwiegen. Aber jetzt fingen sie wieder an:

„Es ist sich kein schön'res Leben,
Als wenn sich der Sommer annaht,
Da blühen die Rosen im Garten,
Soldaten, die ziehen ins Feld.

Und als er nun wieder nach Hause kam,
Feinsliebchen stand hinter der Tür,
Gott grüß dich, du Liebe, du Feine,
Du Herzallerliebste, du meine,
Von Herzen gefallest du mir.

Was brauch' ich denn dir zu gefallen,
Ich hab' einen anderen Schatz,
Ich hab' ein lieberes Leben,
Ich weiß einen besseren Platz.

Was zog er aus seinen Taschen?
Ein Messer, war blank und war spitz,
Er stach es ihr in das Herze,
Das Blut wohl über sie spritzt." — — —

Dann hob der Sänger von vorher wieder an:

Digitized by Google

„So geht's, wenn zwei Knaben
Ein Mädchen lieb haben,
Das tut sich ja selten ein gut —
Wir beide, wir haben erfahren, — erfahren,
Was untreue Liebe tut!"

Jawohl! Mariann wußte das auch. Nur, daß sie die Verlassene war, — sie hatte auch Zeiten gehabt, wo sie ein Messer hätte nehmen können und es dem Ungetreuen „wohl in das Herze" stoßen, daß „das Blut wohl über ihn spritzt".

Aber das war vorbei. Lange vorbei. Sie setzte sich plötzlich auf einen Stein am Wegrand und brach in schluchzendes Weinen aus. Warum? Sie wußte es selbst nicht recht. War es die Herbstluft, die Erinnerung, der Gesang? — — —

Der Junge stand unruhig daneben und versuchte ihr die Hände vom Gesicht zu nehmen.

„Mutter! Hat dir einer was getan, Mutter!? Tut dir was weh? Mutter, wein' nicht so, Mutter!" — — —

Das brachte sie wieder zu sich. Sie trocknete die Tränen und ging den Berg hinab. Am Kirchhof stand das Tor offen. Sie ging hinein.

Es war bald Allerseelen, da mußte man auch an das Schmücken der Gräber denken. Eine Weile saß sie an den Gräbern ihrer Eltern. Wie hatte sie ihrer Mutter nachgetrauert! Und doch, wie gut war's, daß die alte fromme Frau das nicht mehr erlebt hatte, — das — — —

Die Bitterkeit, die vor der weichen Stimmung des Nachmittags gewichen war, wollte mit ganzer Macht wiederkommen.

Sie ging zwischen den verwahrlosten Hügelreihen hindurch. Langes, verdorrtes Gras raschelte leise im Abendwind, die dürren Blumen des Thymian standen braun dazwischen. Da hinter dem kleinen Tannengebüsch waren die Gräber der Müllersfamilie.

Mariann kehrte um. Sie mied den Platz, soviel sie konnte. Aber ein sonderbarer Ton ließ sie still stehen. Halb ein Stöhnen, halb ein Schluchzen. — — Das war die Lena, die da zwischen den Gräbern kniete.

Sie tat einen Schritt nach der Stelle, aber sie zog den Fuß wieder zurück. Was sollte sie da? Die Lena trösten? Sie wäre doch wohl die letzte dazu!

Aber da hörte sie ein Kinderweinen. Herr Gott, die Lena hatte das kleine Mädchen mit, das kränkliche, schwächliche Dingelchen. Und es wurde schon kühl, der herbstliche Abendwind machte sich auf. Sie stand still und horchte.

Nun war wieder alles still. Sie würde ja heimgehen mit dem Kinde. Mariann ging langsam weg, zur Kirchhofstür hinaus, ein Stückchen die Straße entlang.

Dann blieb sie stehen und schaute zurück, eine ganze Zeitlang. Aber die Lena kam nicht. Und es war ihr, als hörte sie das ängstliche Schreien eines Kindes.

Sie lief den Weg zurück, der Junge hinter ihr. Ja, das Kind schrie jammervoll. Und da, zwischen den Gräbern lag die Lena zusammengekauert, blaß, ohnmächtig. — Das Kleine saß hilflos im verdorrten Gras, mit verschwollenen Augen, heiser geweint.

Im nächsten Augenblick hatte Mariann die Lena im Arm. Herr Gott, wie dünn sie war, wie federleicht. Wie klein und gelbblaß das Gesicht, wie spitzig die Nase, wie dunkel die Schatten unter den Augen. Sie war nicht ganz bewußtlos, sie öffnete die Augen ein wenig.

Was sollte Mariann tun? — Bis der Junge in das Dorf gelaufen war und Hilfe geholt hatte, das dauerte zu lange. Und die Bauern wußten ja nicht einmal, was not tat. Sie lief zum Brunnen und tauchte ihr Tuch ins Wasser. Als sie der Lena die Schläfe damit rieb, kam sie ein wenig zu sich. Am besten war's schon, sie trug die Lena einfach ins Dorf, in ihr Haus. Das war ja das nächste, die Mühle viel zu weit. Der Junge konnte das kleine Mädchen führen, er war ja groß und verständig.

Sie nahm einfach die Lena auf den Arm, wie ein Kind. Die ließ sich ruhig heben, sie wußte wohl nicht, was mit ihr vorging.

Das Kleine gab dem Jungen vertrauensvoll das Händchen. Es weinte nicht mehr, sondern sah mit sonderbar altklugen Augen den Geschehnissen zu.

So schnell sie konnte, strebte Mariann nach Hause. Niemand begegnete ihr. Die Leute waren alle heim zum Abendbrot. So leicht die Lena auch war, es wurde doch

Digitized by Google

eine schwere Last, bis sie an der Haustür angelangt war.

Sie atmete tief, als sie glücklich drinnen war.

Gut, daß niemand sie gesehen hatte, sonst wäre gleich das halbe Dorf aufrührerisch geworden. Die Lena würde sich erholen und heimgehen, und dann wußte niemand davon und es gab kein endloses Geschwätz. Sie legte die leichte Last auf ihr Bett und lief in den Laden. Da hatte sie Melissengeist fürs Schwachwerden. Sie rieb der Lena die Schläfe damit, daß sie wieder zu sich kam. Sie öffnete ihr die Kleider und deckte sie warm zu. — Herr Gott, die war ja ganz kalt und verklammt. Und das Kleine, das war sicherlich ganz durchfroren. Sie lief schnell in die Küche, wo in der Asche noch Glut war und steckte Reiser hinein. Das flackerte hell auf, und im Nu war etwas Milch warm.

Sie sah nach der Lena. Die Augen hatte sie geschlossen, aber sie atmete wieder kräftiger. Nun mußte sie für das Kind sorgen. Sie wickelte es in ein warmes Tuch, gab ihm die heiße Milch, redete ihm gut zu. Lieber Gott, was für ein armseliges Kind! Ein Gesichtchen wie ein altes Männchen, zwergenhaft, grau und klein. Dünne graublonde Härchen klebten feucht um das Köpfchen. Und solch übergroße blasse Augen, zu blaß, so als ob alle Farbe, alles Leben aus ihnen gewichen wäre.

Sie reichte ihm die Milch, während sie vor ihm am Boden kniete und der Junge mit großen erstaunten Augen zusah. Es trank begierig, und sagte zufrieden:

„Warm."

Sie rieb seine kalten dünnen Händchen. „Ja, Herzchen. Tante macht Feuer im Ofen, und dann wirst du ganz warm."

Ein schwacher Ton vom Bette her schreckte sie auf.

Die Lena hatte sich im Bett aufgerichtet. Mit weit aufgerissenen Augen, in denen ein unendlicher Schrecken, eine grausige Angst war, sah sie auf Mariann! Und mit weißen zitternden Lippen stammelte sie! „Jesus Maria! Wo — was ist das?" —

Die Mariann war schon bei ihr. Sie drückte sie sanft in die Kissen nieder.

„Da leg' dich wieder, Lena. S'ist alles gut. Du bist auf dem Kirchhof schwach geworden und da hab' ich dich mit heim geholt. Es war gut, daß ich grad' vorbei kam. Dem Kind ist nichts passiert, es ist nur ein bißchen verfroren."

Die Lena richtete sich mit fast übermenschlicher Anstrengung im Bett auf. Auf ihre Backen kamen rote Flecke, ihre Hände flogen. Sie streckte sie nach dem Kinde aus.

„Das Kind," stammelte sie. „Gib mir das Kind! Tu dem Kinde nichts!"

Mariann sah sie erschrocken an. Sie sprach wohl irre, im Fieber.

„Du, — was willst du mit dem Kind?" wiederholte die Lena.

Das Mitleid kam über Mariann. Sie nahm das Kind auf den Arm und trug es an das Bett.

„Da ist's ja! Es ist ihm ja gar nichts passiert, nur ein bißchen kalt ist es. Armes Schäfchen du. Willst noch was Milch? Warme gute Milch mit Zucker drin."

Der Junge kam schon mit der Milchtasse. „Da trink," sagte er tapsig, gutherzig. —

Die Blicke der Lena gingen von dem kleinen Mädchen auf den Jungen. Sie zuckte zusammen. Dann sah sie argwöhnisch auf Mariann.

„Es wird dir gleich wieder gut werden, dann kannst du heimgehen," sagte die. „Daß dein — — deine Leute sich nicht ängstigen."

Lena sah unruhig umher. Das Blut stieg ihr jetzt heiß zu Kopfe. Sie sah argwöhnisch auf die Mariann. Was, hatte die sie hierhergeschleppt in ihr Haus? — Wollte sie ihr was antun? Ach, die Lena wußte wohl, daß die Mariann sie hassen mußte. — Und das Kind mußte sie auch hassen — das Kind, das ihrem Jungen den Vater weggenommen hatte.

Ängstlich befühlte sie das Kleine. Aber es war ganz munter. Herrgott, was hätte geschehen können, wenn die Mariann sie nicht gefunden hätte. Auf dem einsamen Kirchhofsweg ging so spät am Abend kein Mensch, sie hätte vielleicht stundenlang daliegen können. Und bis in ihr Haus hatte sie sie getragen. Ihre ärgste Feindin! — — In dem Herzen der Frau regte es sich seltsam. Sie lag da

Digitized by Google

auf dem Bette des Mädchens, dem sie so viel Arges getan. Und das ihr wieder Arges getan hatte. — Denn daß die Mariann an ihrem Leid schuld war, das stand für sie fest. Die Mariann hatte ihr geflucht und Böses gewünscht, sicherlich. Sie hatte ihr den Christian weggenommen, — ja, den Christian. Sie war toll in den Christian verliebt gewesen, die Lena! Sie hatte ihm nachspioniert auf Weg und Steg, wo er ging und stand. Und oft und oft genug hatte sie die Zwei belauscht mit einem Herzen voll giftiger Eifersucht, voll Wut und Groll. Was niemand wußte, sie, die Lena, wußte es nur zu genau. Aber sie wollte den Christian doch. Sie haßte ihn darum, aber sie ließ nicht von ihm. Sie wollte ihn der Mariann wegnehmen, wollte ihn für sich haben. Und so bohrte und stocherte sie an ihrem Vater, daß der des Christians Vater aufhetzte. Der Christian, ach, der mußte ja seinem Vater folgen, was wollte er denn machen. Und sie triumphierte, als es nach ihrem Willen ging. Und als dann die Strafe kam, — ja, es war die Strafe, das fühlte die Lena dumpf in sich, da haßte sie die Mariann noch mehr, und sie wußte, daß die sie auch hassen mußte.

Und gerade heut, da war ihr wieder der ganze Groll gekommen. Am Nachmittag war die Wirtschafterin ihres Vaters mit der großen Neuigkeit angekommen, mit der Heirat des Vaters. Das war ihr gewesen wie ein Schlag ins Gesicht. Wie, — die Mariann sollte ihres Vaters Frau werden, das Kind vielleicht gar ihres Vaters Namen bekommen?! Nein, das würde sie nicht zugeben, niemals. Das hatte sie noch am Nachmittag gedacht, und als sie auf dem Kirchhof zwischen den Gräbern kniete, da war das Gefühl noch stärker geworden.

Und nun mußte sie der Mariann dankbar sein, sie hatte sie und ihr Kind vielleicht vor dem Schlimmsten bewahrt. Und wie sie sich um das Kind sorgte! Es fing an, weinerlich zu werden, es hatte wohl Schlaf. Sie nahm es auf den Schoß, sie wiegte es sanft, die Schuhe und Strümpfe hatte sie ihm ausgezogen und rieb unermüdlich die Füßchen. Mitleidig sah sie es an, Lena sah es wohl. Ja, es war ein armseliges Dingelchen, ein Geschöpfchen zum Umblasen. Welch ein Prachtkerl war der Junge dagegen. Ach, sie sah ihn ja oft genug, den Jungen. Mit Neid und verzehrendem Kummer. Ihre eigenen Kinder starben und siechten hin, und der Mariann Kind war gesund und prächtig.

Sie versank in unruhiges Grübeln, während sie mit geschlossenen Augen auf dem Bette lag.

Vielleicht war es besser, ja sicherlich war es besser, wenn die Mariann ihren Vater heiratete. Dann wurde ein Teil Unrechts gut gemacht, das Kind bekam einen ehrlichen Namen, und die Mariann würde eine reiche Frau. Vielleicht, vielleicht sah der Herrgott dann ihr Unrecht milder an, vielleicht kaufte sie sich damit die Gesundheit des Kindes und den Frieden im Hause. Und die Mariann müßte ihr noch dankbar sein, wenn sie ihr die Wege ebnete.

Mit einem plötzlichen Entschluß richtete sie sich auf. Sie wollte der Mariann gleich sagen, daß sie nichts gegen die Heirat habe. Damit trug sie dann auch gleich überreichlich ihren Dank ab für das, was Mariann heute an ihr getan hatte.

Mariann hielt noch immer das Kind. Es war eingeschlafen, aber es schlummerte unruhig, die dünnen Händchen zuckten, die mageren Fingerchen griffen im Schlaf, die Augenlider waren so schwer und gelblich über den Augäpfeln, wie von Wachs.

Christians Kind! Der Lena Kind!

Ach, es ist ein seltsam Ding um das Menschenherz. Mariann fühlte in dem ihrigen keinen Groll mehr, keinen Haß, nur Mitleid, tiefes Mitleid mit den beiden. Mit dem Christian, der seine Schwachheit und Unmännlichkeit mit einem freudlosen Leben büßen mußte und mit der Frau, die sich selbst und ihren Mann unglücklich machte. Und zwischen den beiden das arme Kind, das die Sünde der Eltern sühnte.

Da fing die Lena an zu reden. Überstürzt, eilig mit rauher Stimme. Erstaunt hörte Mariann den krausen Worten zu:

„Ich hab's nicht leiden wollen, Mariann, ich hab' mich stemmen wollen dagegen aus Leibeskräften. Aber du sollst sehen, daß ich nicht undankbar bin. Ich will nichts dagegen sagen, kein Wort. Wenn mein Vater meint,

Digitized by Google

es wär' sein Glück auf seine alten Tage, ich will's ihm gönnen. Eine andere würd' sich wehren, aber du sollst sehen, daß ich nicht so bin. Ich gönne dir's, daß du seine Frau wirst und daß der Junge einen Namen kriegt."

Mariann richtete sich auf. Alle Weichheit war wie weggewischt aus ihrem Gesicht. „Was soll das heißen, Lena?"

Die sah ungewiß auf Mariann. — „Das mußt du ja selbst am besten wissen. Das ganze Dorf erzählt's ja, daß mein Vater dich heiraten will. Und ich sollt' meinen, es könnt' dir nicht einerlei sein, ob das mir recht ist oder nicht. Ich sollt' meinen, du könntest es mir hoch anrechnen, daß ich nichts dagegen sagen will."

Mariann setzte sanft das Kind auf den Boden. Mit zitternden Fingern strich sie über sein Gesichtchen. Sie mußte sich zusammennehmen.

„Dein Vater will mich heiraten? Ich weiß nichts davon, aber möglich ist's ja wohl schon. — Und du willst nichts dagegen sagen —, das kommt dir wohl hart an, Lena! Ich, die Frau von deinem Vater. Aber du kannst ganz ruhig sein, brauchst dich nicht zu überwinden. — Ich heirat' deinen Vater nicht!"

Lena sah auf Mariann. Die stand vor ihr mit blitzenden Augen. „Ach, das kommt dir wohl sonderbar vor, gelt? Das kannst du nicht begreifen? Du meinst, ich müßte mit allen zehn Fingern zugreifen und mit zwei Händen halten, daß ich ihn festhalte. Du meinst, so eine Ehr' und so einen Vorteil könnt' ich nicht ausschlagen? — —"

„Du Mariann, — du willst meinen Vater nicht? — —"

Mariann lächelte schon wieder ein wenig. „Du denkst, die Mariann ist narrisch. Und ich nehm' dir's nicht übel, weil du eben gar nicht anders denken kannst. Heiraten, — einen reichen Mann heiraten, das müßte für mich das Höchste auf der Welt sein, meinst du. Und noch dazu einen, der mich gern haben muß, weil er mich sonst nicht nähme."

Lena nickte unwillkürlich.

„Siehst du wohl. Aber ich, ich denke anders. Ich kann dir das nicht so sagen, und du würdest es auch nicht so verstehen, wie ich's meine. Und es ist besser, man redet nicht darüber. Aber wenn's dir einen Stein vom Herzen nimmt, dann will ich dir's nochmals beteuern, ich heirate deinen Vater nicht!"

„Einen Stein vom Herzen?" — Die Lena öffnete die Augen weit. Nein, einen Stein nahm's ihr nicht vom Herzen. Gern hätte sie ja die Mariann nicht gesehen, als Frau in ihres Vaters Haus, — aber sie hatte sich das ja als Buße auferlegen wollen, hatte den Herrgott damit beschwichtigen wollen, den Herrgott und auch — — das in ihrer Brust, was bohrte und mahnte und sie immer wieder rief. Ja, das rief schon jahrelang, — erst ganz leise, dann immer lauter, — sie hatte es nur nicht hören wollen.

Unruhig blickte sie auf Mariann. Die stand da, gelassen, still. Es wurde ihr heiß und kalt. Sie wollte fort — keinen Augenblick wollte sie länger unter dem Dache der Mariann bleiben. Fort, nur fort.

„Ich muß heim," stieß sie hervor. „Meine Leute sorgen sich sonst." — Sie konnte ihres Mannes Namen nicht über die Lippen bringen.

„Du kannst das Kind nicht tragen," sagte Mariann gepreßt. „Ich, — ich rufe die Nachbarin, — ich kann nicht fort." — — —

Lena nickte stumm. Sie war ganz still geworden.

Mariann ging zur Tür hinaus, Lena blieb allein mit den Kindern. Der Junge saß wieder neben dem Mädchen ganz einträchtig. Lena beugte sich tief und sah ihn an mit forschenden eifersüchtigen Augen. Er glich seinem Vater nicht, da war kein Zug, den sie kannte, er hatte die Augen und Haare seiner Mutter. — Unwillkürlich strich sie ihm das dicke dunkle Haar aus der Stirn. — Da sah sie das Mal, — sie zuckte zusammen und fuhr zurück.

Ein leiser Laut kam von der Tür her. Da stand die Mariann hoch aufgerichtet mit funkelnden Augen.

Einen Augenblick lang sahen sich die beiden Frauen in die Augen, — dann kam die Mariann näher und legte wie zum Schutz ihren Arm um den Jungen. Und dann sagte sie mit leiser Stimme:

„Was brauchst du zu erschrecken? Du hast's ja gewußt!" — — — —

Digitized by Google

Es war ganz still in der Stube. Der Junge sah ängstlich von einer zur anderen, dann drückte er sich fest an seine Mutter.

„Sie soll weggehen," flüsterte er, „das Mädchen soll dableiben."

Die Frau sah ihn an. „Dableiben," sagte sie, „warum?" „Ich will 'ne kleine Schwester," murmelte er verschüchtert.

Die Tür wurde eilig aufgerissen, und die Nachbarin kam herein, ganz glühend vor Neugier, mit geschwätzigem Bedauern. Nun sollte sich die Müllerin nur warm einpacken, es wär' sehr kalt draußen.

Wortlos wickelte Mariann mit zitternden Händen das Kind in ein Tuch ein und gab es der Frau auf den Arm. — Auch die Lena sprach nichts. Sie sagte nicht Dank noch Adieu. Sie ging mit schwankenden Schritten neben der Frau, die eifrig schwatzte und nichts merkte. — Das Kind weinte.

Die dunkle Dorfstraße hinab ging die große starke Frau mit dem Kinde auf dem Arm, — neben ihr hastete die kleine magere Gestalt der Müllerin.

Mariann stand auf der Türschwelle und sah ihnen nach, bis sie im Dunkel verschwanden. Sie stand so lange, bis sie die feuchte Herbstkälte fühlte. Dann schauderte sie zusammen und ging in die Stube. Sie zog den Jungen an sich und küßte ihn heftig. Aber der wehrte sich mit Händen und Füßen. Er war ganz erfüllt von dem Ereignis. Warum das kleine Mädchen nicht dageblieben sei? Es hätte in seiner alten Wiege schlafen können. Er wollte auch eine Schwester. Mit der könnte er Pferdchen spielen den ganzen Tag.

Warum es mit der kranken Frau fortgegangen sei? Warum die ihn immer so angeguckt habe? Er stellte hundert Fragen. Er mochte gar nicht einschlafen. — Es war schon spät, als er endlich ruhig atmend dalag! Aber seine Mutter kam dann noch immer nicht zur Ruhe. Sie saß, mit brennenden Augen in die kleine Lampe starrend, die halbe Nacht. Dann ging sie unruhig hin und her, eine lange Zeit. Zuletzt holte sie das alte große Gebetbuch ihrer Mutter. Sie suchte eine Weile an einer Stelle, wo die Blätter noch ziemlich weiß und unbenutzt waren. Dann hatte sie gefunden, was sie suchte: „Gebet für meine Feinde". Und mit zitternden Lippen, mit brennenden Augen darauf hinstarrend, murmelte sie leise die frommen Worte:

„Und sollte doch in meinem Herzen noch Bitterkeit und Haß sein, dann, o Gott, sieh meinen Willen gnädig an und mache mein Herz rein und beuge meinen Willen, damit geschehe, wie du willst, nicht wie ich will."

Sie sah vor sich hin. „Ich hab' keinen bösen Willen in meinem Herzen."

„Und sieh es so an, daß ich ihnen von Herzen verzeihe, o Gott, wie ich hoffe, daß auch mir meine Sünden verziehen werden. Amen."

Sie saß noch eine Weile ruhig da. Dann atmete sie tief auf. — Die große alte Uhr schlug rasselnd dreimal. Sie erschrak. Morgen mußte sie früh heraus. (Schluß folgt.)

Digitized by Google

Berufliche und soziale Fragen auf dem Internationalen Frauenkongress.

Von

Alice Salomon.

Nachdruck verboten.

Die Frage der Frauenarbeit hat bei der Erörterung der Frauenfrage stets den breitesten Raum eingenommen. Handelte es sich aber in früheren Jahrzehnten zunächst darum, neue Berufs- und Erwerbsmöglichkeiten für die Frauen des Mittelstandes, der bürgerlichen Kreise zu schaffen, so wurde die Frauenbewegung im letzten Jahrzehnt mehr und mehr darauf hingelenkt, sich mit den Verhältnissen der arbeitenden Frauen zu beschäftigen, denen die Berufstätigkeit nicht erschlossen zu werden braucht, sondern die vielmehr eine Befreiung von übermäßiger Arbeit begehren. Ganz naturgemäß mußte die Frauenbewegung sich zuerst der Eröffnung neuer Berufsgebiete, neuer Erwerbsmöglichkeiten für die Frauen des Mittelstandes zuwenden. Dann erst, als diese wirtschaftlich befreit waren, als sie durch die Berufstätigkeit einen weiteren Blick, ein tieferes Verständnis für alle Gebiete des öffentlichen Lebens gewannen, dann erst konnten sie die Not der Frauen erkennen, die sich das Recht auf Arbeit nicht mehr zu erkämpfen brauchen, die unter der doppelten Last der Berufs- und Familienpflichten nur allzu oft zusammenbrechen. Die erweiterten Bildungsmöglichkeiten, der Eintritt der bürgerlichen Frauen ins Erwerbsleben, der durch die Frauenbewegung herbeigeführt wurde, haben den Frauen erst die beiden Seiten des Problems der Frauenarbeit klargelegt.

Die Berufssektion des Internationalen Frauenkongresses mußte denn auch diesen beiden Seiten des Problems Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie hatte sich mit den Frauenberufen zu beschäftigen, in denen ein besserer Schutz vor Ausbeutung für die Arbeiterinnen notwendig ist, in denen bessere Arbeitsbedingungen erkämpft werden müssen, wie auch mit den Berufen, die den Frauen noch ganz verschlossen sind, in denen die Frauen neue Arbeits- und Entwicklungsmöglichkeiten, oder den Aufgang zu höheren Stellungen begehren. So gegensätzlich diese beiden Seiten des Problems der Frauenarbeit auf den ersten Blick erscheinen müssen, so boten die Verhandlungen der Berufssektion doch ein geschlossenes einheitliches Bild. Ob man von der Landarbeiterin sprach, die in Deutschland, wie in vielen anderen Ländern, durch eine Ausnahmegesetzgebung sogar noch des Rechts beraubt ist, für sich selbst bessere Arbeitsbedingungen zu erstreben, ob man einen gesetzlichen Schutz für die Heimarbeiterin forderte, die noch immer „jede Stunde arbeiten darf, die Gott gibt", oder ob man den Advokatenberuf, den Beruf der Predigerin, der in neueren Kulturstaaten von Frauen ausgeübt wird, auch für die Frauen unseres Landes freigegeben wünschte, überall waren die Verhandlungen von dem einen Gedanken beseelt: von dem Wunsch, den Frauen zur vollen Entfaltung ihrer Persönlichkeit, zur gesunden Entwicklung ihrer Kräfte, zur Teilnahme an der Kulturarbeit zu verhelfen.

Digitized by Google

Nicht alle Verhandlungen und Referate dieser Sektion waren gleichwertig; nicht alle wurden von den Angehörigen der betreffenden Berufe selbst ausschließlich geführt. Aber das Bestreben der Kongreßleitung, die Referate in die Hände derer zu legen, die am nächsten beteiligt, die am besten informiert und am meisten berechtigt sind, Forderungen und Wünsche auszusprechen, hatte doch im großen und ganzen Erfolg gehabt.

Das erfreulichste Bild in dieser Beziehung bot wohl der Tag, der einer Erörterung des Krankenpflegerinnenberufs gewidmet war. Aus allen Ländern hatten sich Krankenpflegerinnen eingefunden, um über die Ausgestaltung dieses Berufes, über die Schaffung von Ausbildungsmöglichkeiten, über die Notwendigkeit kräftiger Organisation zu beraten. Am stärksten waren neben den deutschen Krankenpflegerinnen die Englands und der Vereinigten Staaten vertreten. Und wer an dem Wert internationaler Beratungen zweifelt, der hätte in dieser Sitzung belehrt werden können, wie einheitlich, wie gleichartig die Bestrebungen der Frauen in allen Ländern sich gestaltet haben, trotz aller Besonderheiten, die die sozialen Verhältnisse einzelner Kulturstaaten bedingen müssen. Erst in den letzten Jahrzehnten — so wurde von sämtlichen Rednerinnen berichtet — hat man den Versuch gemacht, die Krankenpflege zu einem freien Beruf für gebildete Frauen zu machen. Überall war man vorher ausschließlich auf die Angehörigen religiöser Körperschaften oder auf Wärterinnen mit völlig ungenügender Ausbildung angewiesen. Die großen Fortschritte, die die medizinische Wissenschaft gemacht hat, ließen aber die Ärzte nach einer verständnisvollen Hilfeleistung durch Pflegerinnen verlangen. Dem gesteigerten Bedarf nach solchen Kräften haben die religiösen Körperschaften, die katholischen Ordenshäuser und die evangelischen Diakonievereine nirgends begegnen können. Sicherlich mag das zum Teil auf die freiheitlichen Ideen unserer Zeit zurückzuführen sein. Die Unterordnung, die von diesen Körperschaften verlangt wird, mag manche Frauen von dem Eintritt in einen Beruf zurückhalten, dessen eigentlicher Kern ihren Neigungen und Fähigkeiten wohl zusagen würde. Aber auch die wirtschaftlichen Verhältnisse, die vielfach Frauen nötigen, einen Erwerb zu suchen, der ihnen die Gelegenheit zur Unterstützung ihrer Angehörigen bietet, mußten viele Frauen hindern, in Anstalten einzutreten, die ihnen wohl den eigenen Unterhalt, aber keine Gelegenheit zu selbständigem Erwerb gewähren.

Dem neuen Bedürfnis haben überall zuerst private Veranstaltungen von Frauen zu entsprechen versucht. Aber in allen Ländern geht jetzt von den Krankenpflegerinnen selbst das Bestreben aus, diesen immerhin sehr ungeregelten Verhältnissen ein Ende zu machen. So wurde von den Vertreterinnen aus den Vereinigten Staaten, als auch von englischen und deutschen Krankenpflegerinnen das Verlangen nach einer staatlichen Regelung laut, die Vorschriften über die Ausbildung der Krankenpflegerinnen schaffen solle. Schwester Agnes Karll, die Vorsitzende der Berufsorganisation der deutschen Krankenpflegerinnen, legte einen ausführlichen Plan dar, der die Forderungen ihrer Organisation enthielt. Sie fordert nicht nur eine staatliche Regelung für die erstmalige Ausbildung der Krankenpflegerinnen, sondern auch gesetzliche Vorschriften, die einen obligatorischen Besuch von Fortbildungskursen für Krankenpflegerinnen vorschreiben. Besonders erfreulich fiel in dieser Versammlung die Tatsache auf, daß die Angehörigen der religiösen Pflegerinnenverbände an den Verhandlungen teilnahmen und auch ihrerseits die Notwendigkeit des Ausbaus der Krankenpflege als eines weltlichen Berufes anerkannten. Auch Frankreich und Italien, die Länder, in denen noch bis vor kurzem die religiösen Pflegerinnenverbände den Krankenpflegeberuf

Digitized by Google

allein beherrschten, hatten Vertreterinnen entsandt, die berichten konnten, daß bei ihnen die Bestrebungen sich in gleicher Richtung wie in Deutschland und England bewegen. Der kleinen Schar deutscher Krankenpflegerinnen, die seit einigen Jahren unter großen Opfern und mit bewunderungswerter Hingabe für die Verbesserung der Lage ihrer Berufsgenossen eintritt, wird eine neue Kraftquelle aus dem Zusammentreffen mit den Frauen anderer Länder erwachsen sein, mit denen sie sich eins in ihren Bestrebungen wissen, deren Erfolge ihnen eine wertvolle Hilfe in ihrer Agitation sein können.

* * *

Soweit es sich um die Beteiligung Berufsangehöriger an den Versammlungen handelt, müssen die Beratungen über die Lage der Arbeiterinnen als weniger erfreulich bezeichnet werden. Es liegt auf der Hand, daß die Landarbeiterinnen, die noch jeglicher Berufsorganisation entbehren, an die bisher eine Agitation noch kaum heranreichte, die ihnen das Drückende ihrer Lage bewußt macht, keine Vertreterinnen aus ihren eigenen Reihen zu den Verhandlungen stellen konnten. So mußte die Lage der Frauen in Landwirtschaft und Gartenbau besprochen werden, ohne daß eine Arbeiterin dabei zu Worte kommen konnte. Neben interessanten Ausführungen über die Möglichkeiten, die sich der Frau als Gärtnerin und als Landwirtin eröffnen, blieben aber doch die Interessen der Arbeiterinnen nicht unberücksichtigt. Frau Wegner-Breslau und Frau Altobelli-Bologna berichteten über die Lage der landwirtschaftlichen Arbeiterinnen, und Frau Wegner wies ebenso, wie Fräulein Else Lüders im einleitenden Referat es getan hatte, darauf hin, welche großen Aufgaben der Frauenbewegung noch zur Verbesserung der Lage dieser Kreise gestellt sind. Frau Altobelli, der es gelungen ist, 30 000 Landarbeiterinnen, die unter den elendesten Verhältnissen ihr Leben fristen, zu organisieren, berichtete über die italienischen Verhältnisse. Und so war denn auch der Vorwurf, den Frau Lili Braun in der Versammlung vorbrachte, daß die bürgerlichen Frauen nur ihre eigene Lage bedächten, nicht berechtigt.

Die Verhandlungen über die Dienstbotenfrage boten ein Bild von der wachsenden sozialen Einsicht sowohl der Hausfrauen, als der häuslichen Angestellten. An und für sich kann es schon als ein Erfolg in bezug auf die Überbrückung sozialer Klassengegensätze angesehen werden, daß nach einigen Referaten, die von Frauen der bürgerlichen Kreise gehalten wurden, eine Dienstangestellte selbst das Wort ergriff, um ihren Standpunkt zu der Frage darzulegen. Und wenn alle Hausfrauen, die zu Worte kamen, die Ansicht aussprachen, daß nur die Frau gute Dienstangestellte erlangen kann, die ihnen auch mit gutem Willen, mit Können und mit Verständnis entgegentritt, so dürften sie volles Verständnis für diese Ansicht bei der Vertreterin der Dienstangestellten gefunden haben, die ihre Ausführungen ganz übereinstimmend mit den Worten schloß: Treue könne von den Dienstboten gefordert, müsse aber auch von ihren Arbeitgeberinnen gewährt werden. „Treue um Treue; aber für 20 Mark monatlich kann man sie nicht kaufen."

Der Lage der Fabrikarbeiterinnen und der Heimarbeiterinnen war ein Verhandlungstag gewidmet. Die traurigen Lebensbedingungen der Angehörigen dieser Berufe sind den Lesern der „Frau" hinlänglich bekannt. Sie wissen auch, daß es sich hierbei nicht um Mißstände handelt, die unserm Lande eigentümlich sind, sondern daß sich in allen Industriestaaten gleiche Schäden herausgebildet haben. So konnten denn

Digitized by Google

die Verhandlungen hierüber nicht viel Erfreuliches bringen. Aber sie waren überall von dem Gedanken, von dem ernsten Streben beherrscht, Abhilfe zu schaffen, Bedingungen herbeizuführen, die auch diesen Frauen die Arbeit nicht mehr als Fluch erscheinen lassen. Daß Ansätze zur Verbesserung der Lage der Arbeiterinnen überall vorhanden sind, und daß die sozialpolitischen Bestrebungen auf diesem Gebiet Hand in Hand mit der Frauenbewegung gehen, zeigte sich darin, daß die badische Fabrikinspektorin und eine englische Sanitätsinspektorin über Mißstände und Abhilfsmittel auf diesem Gebiet berichteten. Aus ihren Worten ging hervor, wie unendlich viel trotz aller Bemühungen der letzten Jahre, trotz der Fortschritte der Gesetzgebung und der Anstellung von weiblichen Aufsichtsbeamten zu tun bleibt. Noch um eine Schattierung dunkler war das Bild, das über die Lage der holländischen Arbeiterinnen entrollt wurde, die über einen Mangel jeglicher Schutzgesetzgebung zu klagen haben. Es sollte doch den Anhängerinnen der holländischen Frauenbewegung, die in der vierten Sektion so energisch gegen besondere Schutzgesetze für Arbeiterinnen sprachen, zu denken geben, ob nicht die Vorteile, die eine solche Gesetzgebung für die Frauen mit sich bringt, die Nachteile aufwiegen dürften, die sie darin zu erblicken glauben.

Wenn über die Lage der Arbeiterinnen die Berichterstatter aller Länder nur eine Meinung hatten, so kamen in bezug auf die Wege, die man einschlagen soll, um ihre Lage zu verbessern, verschiedene Ansichten zum Ausdruck. Namentlich in bezug auf die Heimarbeit standen sich zwei Richtungen gegenüber, die für die Abschaffung und die für Sanierung der Heimarbeit wirken wollen. Daneben wurde durch die einzige anwesende deutsche Sozialdemokratin die Frage in die Diskussion gezogen, ob die Hilfe bürgerlicher Frauen für die Bestrebungen der Arbeiterinnen von Vorteil sein kann oder nicht. Die deutschen Sozialdemokratinnen lehnen bekanntlich die Hilfe bürgerlicher Frauen in schroffer Weise ab. Daß ihr Standpunkt aber in andern Ländern nicht gebilligt oder geteilt wird, bewies die Diskussion, in der eine Schweizer Arbeiterin, die gleichfalls der sozialdemokratischen Partei angehört, die unumwundene Erklärung abgab: „Auch sie habe früher geglaubt, die Hilfe bürgerlicher Frauen ablehnen zu müssen; aber sie habe ihren Irrtum erkannt und wisse jetzt, daß für alle Teile aus gemeinsamer Arbeit ein Gewinn erwachsen kann. Sie kenne keine Aristokratin und keine Proletarierin in der Arbeit, sondern nur Schwestern, mit denen sie gemeinsam für die Verbesserung ihrer Lage streben wolle."

Auf die prinzipiell ablehnende Haltung der deutschen sozialdemokratischen Frauen ist es auch zurückzuführen, daß die industriellen Arbeiterinnen auf dem Kongreß nur in geringer Zahl vertreten waren. Wenn von Frau Braun in einer Sitzung, in der die Schreiberin dieser Zeilen leider nicht anwesend war, der Vorwurf gegen die Kongreßleitung erhoben wurde, sie habe den Kongreß mit einer goldenen Mauer umgeben und habe durch den Eintrittspreis von 6 respektive 8 Mark für Dauerkarten und 2 Mark für Tageskarten den Arbeiterinnen die Teilnahme unmöglich gemacht, so muß dieser Vorwurf zurückgewiesen werden. Bei aller Anerkennung der Tatsache, daß ein niedrigerer Eintrittspreis oder die Abhaltung öffentlicher Versammlungen wünschenswert gewesen wäre, dürfen wir uns doch nicht darüber täuschen, daß dadurch die Beteiligung von Arbeiterinnen keineswegs herbeigeführt worden wäre. Und so ist es denn unter diesem Gesichtspunkt nicht zu bedauern, daß die Kongreßleitung keine Möglichkeit zu finden glaubte, um die Schwierigkeiten einer Erniedrigung des Eintrittsgeldes zu überwinden. Die Arbeiterinnen haben an den Verhandlungen

Digitized by Google

nicht in größerer Zahl teilgenommen, weil die Arbeiterinnen, die überhaupt an solchen Kongressen Interesse nehmen, die Aufgeklärten, die großenteils den sozialdemokratischen Organisationen, den von ihrem Geist beeinflußten Gewerkschaften angehören, nicht kommen durften. Als an die Vertrauensperson der Genossinnen Deutschlands die Aufforderung erging, in das weitere Kongreßkomitee einzutreten, wurde diese Aufforderung mit einer sehr schroffen Zurückweisung beantwortet, die eine Beteiligung der sozialdemokratischen Frauen in irgend einer Form ablehnte. Damit war für die Arbeiterinnen dieser Kreise eine Beteiligung ausgeschlossen. Hätten die Genossinnen Deutschlands sich anders zu der Abhaltung des Kongresses gestellt, hätten sie geglaubt, dort für ihre Sache wirken zu können, hätten sie die Teilnahme für ihre Pflicht gehalten, so wäre sicherlich die Aufbringung der Mittel für das Kongreßbillet ebensowenig ein Hinderungsgrund gewesen, wie die Abhaltung der Sitzungen in den Vormittagsstunden. Diese Argumente konnten nur auf den Teil des Publikums Eindruck machen und können auch durch Verbreitung in der Presse nur bei solchen Lesern den Schein der Berechtigung erwecken, die mit den Verhältnissen der Arbeiterwelt nicht vertraut sind. Wer selbst an Arbeiterkongressen teilgenommen hat oder ihre Verhandlungen verfolgt, der weiß, daß es den Arbeitern niemals an Geld gefehlt hat, wo es sich darum handelte, einen Kongreß zu besuchen, der von sozialdemokratischer Seite einberufen wurde oder bei dem sie eine Förderung ihrer Interessen erwarteten. Der weiß, daß die Arbeiterorganisationen immer die Mittel aufbringen, um ihre Delegierten zu Kongressen zu entsenden, daß sie sowohl Reisekosten, als den Aufenthalt in einer fremden Stadt für eine Woche bezahlen können. Wessen Gedächtnis auch nur wenige Monate zurückreicht, der muß sich erinnern, daß beim allgemeinen Heimarbeiterschutzkongreß die ärmsten und elendesten der deutschen Arbeiter durch Hunderte von Delegierten aus allen Teilen des Reiches vertreten waren, für die die Reisekosten und Unterhaltsmittel durch ihre Organisationen aufgebracht wurden, Summen, die sicherlich 6 bis 8 Mark, die für den Kongreß nötig gewesen wären, weit übersteigen. Daß die organisierten Arbeiterinnen, die doch in erster Linie in Betracht kommen, die Kosten hätten aufbringen können, geht auch daraus hervor, daß die Organisationen des Auslandes (Schweiz und England) Arbeiterinnen zum Kongreß geschickt hatten, und daß die deutschen nichtsozialdemokratischen Arbeiterinnen-Organisationen gleichfalls Vertreterinnen entsandt hatten. Es ist das gute Recht der sozialdemokratischen Frauen, sich ihre Stellung zur bürgerlichen Frauenbewegung zu wählen, ein gemeinsames Arbeiten abzulehnen. Aber wenn eine solche Ablehnung erfolgt ist, dürfen nachher nicht Scheingründe für die Agitation verwandt werden, die falsche Vorstellungen über die Motive des Fernbleibens erwecken müssen; dürfen nicht Gründe vorgebracht werden, an die selbst diejenigen Mühe haben werden zu glauben, die sie vertreten. Was zu bedauern bleibt, das ist die Tatsache, daß die sozialdemokratischen Frauen geglaubt haben, auf dem Kongreß kein Verständnis für ihre Angelegenheiten, keine Förderung für ihre Interessen finden zu können. Der Ernst, der durch die Verhandlungen über die Arbeiterinnenfrage ging, sollte sie belehrt haben, daß es an dem guten Willen und wohl auch an der nötigen Einsicht hierfür in unseren Kreisen nicht gefehlt hat.

* * *

Digitized by Google

Ähnliche Schwierigkeiten haben an den anderen Tagen der Berufssektion nicht obgewaltet. Der Tag, der der Lage der Handelsangestellten und der Postbeamtinnen gewidmet war, stand unter dem Zeichen der Empörung über die Ablehnung des Wahlrechts der Frauen bei den Kaufmannsgerichten. Was über die Lage der Beamtinnen vorgebracht wurde, gipfelte im allgemeinen darin, daß die Beamtinnen fast nirgends nach demselben Prinzip wie ihre männlichen Kollegen bezahlt werden, sondern daß auch vom Staat versucht wird, durch Frauenarbeit Ersparnisse zu erzielen.

Soweit die Verhandlungen der Berufssektion bisher geschildert wurden, trugen sie einen ausschließlich sozialen Charakter. Und wer schließlich erwartet hatte, an den letzten Tagen bei den Verhandlungen über die Frauen in der Kunst andere Gesichtspunkte zu finden, der dürfte auch hier seine Rechnung nicht gefunden haben. Denn auch hier zeigte sich wieder, wie alles Streben der Anhängerinnen der Bewegung sich in sozialer Richtung bewegt; wie die Frauenarbeit, wo sie sich auch freie Bahn geschaffen hat, nun zu höheren Stufen und Formen aufsteigen muß. Auch hier galt es, den Frauen bessere Daseinsbedingungen zu schaffen. So schilderte Marie von Bülow in meisterhafter Form die schmachvollen Zustände, der die Mehrheit der weiblichen Bühnenangestellten zum Opfer fällt. So sah Sabine Lepsius eine Besserung der wirtschaftlichen Lage der Malerinnen im Ankämpfen gegen den Dilettantismus, der die Leistungen so vieler Frauen auf ein tiefes Niveau herabdrückt.

Den Schluß der Sektion bildeten die Verhandlungen über wissenschaftliche Berufe. Konnte von den Ärztinnen aller Länder berichtet werden, was sie erreicht haben, so sah man auch hier das Bestreben, neue Aufgaben im Dienste des Gemeinwohls aufzugreifen, wie die Erteilung von hygienischem Unterricht an die heranwachsende Jugend. Den größten Eindruck erzielten an diesem Tage die Mitteilungen, die Fräulein Dr van Dorp, die junge holländische Advokatin und Reverend Anna Shaw, die amerikanische Predigerin über ihre Berufstätigkeit machten. Die Ausführungen beider können als charakteristisch für die Auffassung der Berufstätigkeit von Seiten der Frauen gelten. Für die Frauen ist der Beruf nicht nur „Erwerb"; die Frau sucht mehr darin als ihren Lebensunterhalt, sie sucht einen Lebensinhalt, und läßt sich von äußeren Vorteilen nur schwer beeinflussen, wenn die Tätigkeit als solche ihr keine Befriedigung gibt. So führte Fräulein Dr van Dorp aus: Die Anschauung, daß die Advokatur ein männlicher Beruf sei, hänge vielfach damit zusammen, daß sie als eine gute Gelegenheit zur Geldmacherei gelte, die die Frauen nicht in gleichem Maße wie die Männer nötig hätten. Aber diese Ansicht sei falsch, denn die Advokatur verlange viel Liebe, Gerechtigkeit; verlange, daß man die Lasten und Sorgen anderer Menschen auf sich nehme. Das alles seien Eigenschaften, die der Frau eigentümlich sind. Dazu komme, daß in der Frage der Kriminalität des Kindes das Strafprinzip dem Erziehungsprinzip weichen müsse. Hierbei sei die Frau vor allem berufen, mitzuwirken. Auch bei den mit der Eheschließung zusammenhängenden Zivilprozessen würde die leidende Frau ihrer Geschlechtsgenossin eher Vertrauen entgegenbringen. Und sehr ähnlich klang es durch Reverend Anna Shaws Worte hindurch: die Männer verlassen den Predigerberuf mehr und mehr, weil er nicht mehr lukrativ genug sei. Die Frauen aber sollen nur auf die Kanzel treten, wenn innerster Beruf sie dazu treibt. Für die Seelsorge seien sie geeigneter als Männer. Die Welt von heute hat Logik genug, aber sie braucht Trost für die Seele, den die Frau zu spenden ihrer Natur nach geeignet ist.

* * *

Digitized by Google

Wenn in der Berufssektion überall das Streben der Frauen hindurchklang, sich selbst zu besseren Lebensbedingungen durchzuarbeiten, wenn man hier vielfach hörte, daß die Staatshilfe, die angerufen wird, nur die Grundlage schaffen soll, um den Frauen eine wirksamere Selbsthilfe zu ermöglichen, so mußte die soziale Sektion von all den Bemühungen handeln, die denen Hilfe bringen sollen, die sich nicht selbst helfen können. So beschäftigte sie sich mit Theorie und Praxis der sozialen Hilfsarbeit im weitesten Sinn, mit der Armenpflege und Jugendfürsorge, mit Gefangenenpflege und Rechtsschutz u. a. m. Auch bei diesen Verhandlungen mußte es auffallen, wie dieselben Bedürfnisse sich aller Orten herausbilden, und wie sich gleichzeitig in den verschiedensten Kulturländern Bestrebungen zeigen, die in einer und derselben Richtung gehen. Das kam bei den Verhandlungen über die Armenpflege zum Ausdruck, bei der eine Zentralisation aller Veranstaltungen auf diesem Gebiet, der öffentlichen wie der privaten, überall angestrebt wird. So wurde aus Schweden von ähnlichen Einrichtungen berichtet, wie aus Deutschland, so wurde aus Österreich, aus Italien, aus England und Amerika die Notwendigkeit gemeinsamer Organisation, wie auch das Bedürfnis einer Ausbildung für die soziale Arbeit betont.

Die Beratungen über die Jugendfürsorge standen unter dem Zeichen der vorbeugenden Arbeit. Hat die Wohlfahrtspflege schließlich das Prinzip erkannt, dem heranwachsenden Menschen zu helfen, ihn zu einem tüchtigen, leistungsfähigen Bürger zu erziehen, um die Armut zu bekämpfen, um die Armenpflege an erwachsenen Personen möglichst einzuschränken und überflüssig zu machen, so führt jetzt überall die wachsende Einsicht in große soziale Zusammenhänge dazu, daß man schon mit dem Schutz der werdenden Mutter beginnen muß, um dem Kind schon bei seiner Geburt gesunde Lebensmöglichkeiten zu sichern. Gleichsam als ob in den verschiedenen Ländern plötzlich eine neue Idee sich durchbricht, so wurde von mehreren Seiten über die Errichtung von Heimen für ledige Mütter berichtet, die den Zusammenhang von Mutter und Kind pflegen, das Mutterschaftsgefühl wecken und stärken sollen. Besondere Aufmerksamkeit verdiente unter den Verhandlungen auf diesem Gebiet der Bericht über amerikanische Heime für schwachsinnige Mädchen, die durch den Schutz, den sie gewähren, verhüten sollen, daß diese widerstandsunfähigen Geschöpfe gemißbraucht werden und als halbe Kinder unglücklichen Wesen das Leben geben.

Die Verhandlungen über die Sittlichkeitsfrage, über Gefangenenpflege, über die Bestrebungen zur Bekämpfung des Alkohols zeichneten sich gleichfalls durch eine Fülle guter Referate aus. Überall erkennen die Frauen, daß sie sich eine tiefere Bildung, gründliche Sachkenntnis aneignen müssen, wenn sie auf sozialem Gebiet helfen und heilen wollen.

Auch in dieser Sektion stand ein Teil der Arbeiterinnenfrage auf der Tagesordnung, nämlich die Berufsorganisation der Frauen. Die Entwicklung der Organisation ist eine Frage der Erziehung der Frauen, darum auch der Frauenbewegung. Darüber waren sich alle Rednerinnen klar. Im allgemeinen wurde gemeinsame Organisation von Männern und Frauen empfohlen. Immerhin bricht sich mehr und mehr die Erkenntnis Bahn, daß man auch auf diesem Gebiet nicht generalisieren darf, daß in einzelnen Fällen vielleicht gesonderte Organisationen der Frauen am Platze sind. Wenn man aber das Gesamtresultat der Erörterungen ziehen will, die zur Frage der Berufsorganisation stattfanden, so kann man sich doch nicht verhehlen, daß das Ergebnis

Digitized by Google

unendlicher Bemühungen immerhin nicht groß genug ist, um der Hoffnung auf eine Lösung der Lohnfrage durch die Berufsorganisation Raum zu geben. Und wenn man erkannt hat, daß für die Frauen hier eine Hilfsmöglichkeit, die sich bei den Männern zu bewähren scheint, geringer und aussichtsloser ist, so wird man darauf hingewiesen, für sie eine Besserung ihrer Lage durch staatliche Lohnregulierung zu erhoffen, wie Fräulein Dhyrenfurth in ihren Schlußworten aussprach.

* * *

Die soziale Sektion hatte weniger als alle andern Verhandlungen des Kongresses von Bestrebungen zu berichten, die ausschließlich im Interesse der Frauen verfolgt werden. Hier handelte es sich mehr um die Arbeit von Frauen, die dem Dienste des Gemeinwohls, die den Fortschritten der Kultur, die der gesamten Menschheit gewidmet sind. Aber das, was hier angestrebt wird, das fand man bei näherer Betrachtung auch in den andern Sektionen des Kongresses wieder. Denn die Bemühungen zur Befreiung der Frau, wie sie in der Berufssektion, in der Bildungssektion und Rechtssektion zum Ausdruck kamen, sollen ja auch nur den Teil der Menschheit, der unter Ausnahmebedingungen lebt, zur Teilnahme an der Kulturarbeit fähig machen. Das mußte man aus allen Verhandlungen entnehmen. Das ist auch denen klar geworden, die in der Frauenbewegung bisher einen Kampf der Frauen gegen die Männer zu sehen glaubten. Nirgends hörte man einen einseitigen Standpunkt vertreten, der im Interesse einer Frauenforderung das große Ganze aus dem Auge verlor. Aber die Rücksicht auf das Ganze darf nie so weit gehen, daß das Einzelne unverhältnismäßig, mehr als billig geschädigt wird.

In Deutschland ist dem Gedanken der Wohlfahrt der Nation vielleicht mehr Frauenglück geopfert worden, als nötig gewesen wäre. Man hat sich hier schwerer dazu durchgerungen, berechtigte Forderungen zu erfüllen; man hat einen längeren und heftigeren Widerstand den Bestrebungen der Frauen entgegengesetzt. Die Verhandlungen des Kongresses haben gezeigt, daß die Frauen für eine Befreiung kämpfen, die dem ganzen Volksleben zugute kommen kann, daß sie Kräfte lösen wollen, die gebunden waren und die nutzbar für die Kulturentwicklung gemacht werden können. Der Kongreß hat gezeigt, daß die Frauen den Weg hierzu nicht in einer Gleichmacherei von Mann und Frau, nicht in einer Verdoppelung der Kräfte und Eigenschaften, die Männern eigentümlich sind, erblicken, sondern daß sie nach „equality of opportunity“, nach gleichen Chancen im Wettbewerb streben, nach gleichen Möglichkeiten, um ihre besonderen Fähigkeiten im Dienste des Gemeinwohls zu verwerten. Möge dieses Kulturideal der Frauen aller Länder bald in Erfüllung gehen.

Digitized by Google

Die Anfänge der Sittlichkeitsbewegung in Deutschland.

Von

Marie Hofmann.

Nachdruck verboten.

Ein Jahr ist verflossen, seit eine unserer Besten im fremden Lande die letzte Ruhestätte gefunden hat. Nur wenige gedenken heute noch der einst Vielgenannten und Vielgeschmähten, die Mut genug besaß, als erste in Deutschland den Kampf gegen ein unsittliches Gesetz aufzunehmen, eine gleiche Moral für Mann und Weib zu fordern und diese ihre Überzeugung öffentlich zu verfechten.

Gertrud, Gräfin Schack, hat eine freie Kindheit und Jugend auf dem Lande genossen, der auch das schönste Glück nicht fehlte — die liebevolle Leitung eines Vaters, der allen seinen Kindern stets ein Vorbild edlen Menschentums geblieben ist. Auf einer Reise in die Schweiz lernte sie den jungen Künstler kennen, dem sie als Gattin nach Paris folgte, und von dem sie nach der bald erfolgten Trennung selten sprach; sie klagte nicht über den, der ihr so nahe gestanden, dessen Eltern lebenslang ihre besten Freunde blieben.

Der Aufenthalt in Paris wurde auch in anderer als der rein persönlichen Weise für ihr Leben bedeutungsvoll, denn hier wurde sie durch den protestantischen Pastor Fallot mit der Arbeit des „Britisch-Continentalen und allgemeinen Bundes" (Föderation) bekannt, und eine neue Welt des bittersten Elends, der entwürdigenden Rechtlosigkeit weiblicher Wesen zeigte sich vor ihren entsetzten Augen. Der Bund fordert die Aufhebung der sogenannten Sittenkontrolle der Polizei und vor allem der damit verbundenen ärztlichen Zwangsuntersuchung, welche die Polizei auch über ihr verdächtig Erscheinende verhängen kann, während bei eingeschriebenen Prostituierten die Versäumnis derselben mit Gefängnis und Arbeitshaus gestraft wird. Als neu angeworbenes Mitglied lernte Frau Guillaume-Schack auf dem Kongreß des Bundes zu Lüttich Frau Butler kennen, seine Gründerin und eifrigste Vorkämpferin in England, dessen Verhältnisse freilich die Agitation sehr erleichterten. Denn das infamierende Gesetz war erst wenige Jahre zuvor unter dem ganz unschuldigen Namen eines Gesetzes gegen ansteckende Krankheiten durch das Parlament heimlicherweise durchgedrückt worden und erregte lebhafte Empörung, als seine Bedeutung allgemein bekannt wurde, sodaß seine Abschaffung im Jahre 1886 für die gebrachten Opfer reichlich entschädigte. In den Kontinentalstaaten dagegen schwang das Gesetz seine Geißel über der weiblichen Bevölkerung seit Anfang des Jahrhunderts und war somit Gewohnheitsrecht geworden, ehe man sich der Schmach dieses Herkommens bewußt wurde. So blieb auch die lebhafte Protestbewegung, welche sich nach englischem Vorbild in Frankreich und Italien, in Holland und Belgien, später in der Schweiz und in Amerika entfaltete, lange ohne greifbaren Erfolg.

Frau Guillaume-Schack beschloß, die Bewegung in Deutschland zu entfachen, und ihr begeisterter Mut half ihr über die ersten Schwierigkeiten hinweg; Professor

Digitized by Google

Stuart aus Cambridge half mit gutem Rat und mit genauer Kenntnis der deutschen Verhältnisse, wie seine Briefe aus dieser Zeit beweisen. Einen Zweigverein des Britisch-Continentalen Bundes zu gründen, verbot das preußische Vereinsgesetz, da der Bund sich mit öffentlichen Angelegenheiten befaßt. Der deutsche Verein trat selbständig in die Erscheinung; als „Kulturbund" erblickte er in Beuthen das Licht der Welt. Hier lebte die Gründerin bei ihren Eltern; hier im kleinen Ort reichte der Einfluß einer hochgeachteten Familie zunächst aus, um einen Mittelpunkt für die Agitation im Deutschen Reiche zu schaffen.

Die Führerinnen der Berliner Frauenbewegung, Frau Morgenstern, Frau Dr Tiburtius liehen ihren Beistand und den Einfluß ihres Namens, aber trotzdem ging es langsam vorwärts. Als in einer Versammlung im Rathaussaal ein paar rohe Burschen sich ungehörige Bemerkungen gestatteten — ein unbedeutender Zwischenfall, — erklärte der Magistrat, er gebe seinen Saal nicht mehr zu Frau Guillaumes Versammlungen her. Und er hielt sein Wort, konnte sich freilich auch darauf berufen, daß kein angesehener Mann die anrüchige Sache auch nur mit einem Finger berühren wollte. Die wenigen, die anfänglich Sympathie zeigten, traten sehr bald wieder zurück, und während überall anderwärts Professoren und Ärzte, Juristen und Politiker, vor allem Geistliche, unter ihnen Bischöfe der Landeskirchen sich der Bewegung anschlossen, deutete man bei uns bestenfalls höflich an, es schicke sich nicht für anständige Menschen, dergleichen öffentlich zu besprechen.

Welcher billig Denkende kann von der Frau mehr sozialpolitische Einsicht als von dem Manne, mehr Mut dem Ungewöhnlichen gegenüber fordern? Nicht spurlos ging die feurige Mahnung an ihrem Gewissen vorbei, aber statt sich an dem Kampfe um das Recht zu beteiligen, gründeten sie wohltätige Anstalten. Almosen geben ist anständig und erlaubt; gegen die Polizei anzukämpfen schwierig, Partei für die Straßendirnen nehmen — das schickt sich nicht.

In ganz Deutschland wiederholten sich diese Erfahrungen, bis die Polizei im Jahre 1882 in Darmstadt eine Versammlung auflöste, worauf eine Anklage wegen groben Unfugs gegen die Rednerin und die Vorsitzende folgte. Die Klarstellung vor Gericht ergab die Wahrheit aller Behauptungen des Referats, sowie einstimmige Anerkennung der würdigen und ernsten Redeweise der Referentin; es wurde festgestellt, daß Kinder von dreizehn und vierzehn Jahren in die Liste der Prostituierten eingeschrieben werden, daß bei keiner Minderjährigen die Eltern je benachrichtigt werden, daß ihr Kind die Prostitution gewerbsmäßig betreiben darf, solange sie den polizeilichen Vorschriften folgt; daß also dies das einzige Gewerbe ist, welches eine Unmündige ohne Erlaubnis der Eltern betreiben darf. Ein anderes ist die Behauptung einer angefeindeten Frau, ein anderes die gerichtliche Feststellung einer Tatsache. In Wahrheit befand sich die Sittenpolizei auf der Anklagebank und wurde nicht, wie die beiden Verklagten, freigesprochen. Frau Guillaume ist nicht wieder in die Lage gekommen, die Wahrheit ihrer Behauptungen vor Gericht zu erweisen.

Allmählich kam Leben in die Bewegung. Berlin erhielt 1883 einen Zweigverein des Kulturbundes, man petitionierte an den Reichstag, antichambrierte bei Kultus- und Justizminister, hielt Versammlungen und verteilte zahlreiche Flugblätter und Broschüren. In den zumeist sehr besuchten Versammlungen gab sich stets die lebhafteste Teilnahme kund, und mancher Einzelfall, in dem die Gekränkten sich bei Frau Guillaume beschwerten, fand Berücksichtigung und Abhilfe. Daß von da an die bösesten Aus-

Digitized by Google

wüchse des Systems einigermaßen beschnitten worden sind, ist allein der tapfern Frau zu verdanken, die mit dem Lichte unbestechlicher Wahrheitsliebe zuerst in die dunkelsten Tiefen leuchtete.

Bei den orthodoxen Kreisen, deren Bekämpfung der Unsittlichkeit sie mehrmals rühmend hervorhob, suchte Frau Guillaume Anschluß und Unterstützung. Ihrer einfachen Aufrichtigkeit galt es als selbstverständlich, daß der herbe Tadel gegen die Unsittlichkeit, das hohe Lob für Frau Butlers Tätigkeit die Bereitschaft in sich schließe, auch in Deutschland Frau Butlers Werk zu fördern. Aber als in Düsseldorf ein Zweigverein des Kulturbunds gegründet werden sollte, vereitelten die einflußreichen konfessionellen Kreise sein Zustandekommen und traten jeder Agitation dafür in feindseligster Weise gegenüber. Sie gründeten in den Rheinlanden einen christlichen „Verein zur Hebung der Sittlichkeit", und ihr Organ, der schon vorher bestehende „Korrespondent", suchte die Bewegung ganz in das orthodoxe Fahrwasser zu leiten — es lobte Frau Guillaume mit leisen Vorbehalten. Die innere Mission veröffentlichte eine Broschüre, die sich mit voller Schärfe gegen den Kulturbund und die Föderation richtete. Das Organ dieser letztern, Bulletin Continental, war starr über diesen Angriff eines vermeintlichen Freundes. Die englischen Geistlichen verstanden nicht, warum ihre deutschen Amtsbrüder eine Sittlichkeitsbewegung bekämpften, sobald sie sich gegen polizeiliche Schäden richtete. Ihnen ist die unbedingte Parteinahme für die Polizei ebenso fremd, wie die engherzige Unduldsamkeit, die einem sittlich oder geistig notwendigen Kampf den Rücken kehrt, wenn sich Juden oder Freidenker daran beteiligen. Die verschiedene Haltung der berufenen Schützer der Moral hat denn auch in England und Deutschland sehr verschiedene Früchte gezeitigt.

Wer sich mit Ernst und Eifer einem sozialen Problem widmet, der kann sich dem Andrängen weiterer Fragen nicht entziehen. Das heiß umstrittene Gebiet der Frauenarbeit, deren Freigebung von den Bürgerlichen gefordert wurde, während die Arbeiterinnen Einschränkung verlangten, offenbarte den Klassengegensatz in schroffster Weise. Die bürgerlichen Frauen forderten Einlaß in die vornehmen und einträglichen Berufe, und die Arbeiterin hat dagegen durchaus nichts einzuwenden; daß aber auch absolute Freiheit der Arbeit im allgemeinen gefordert wurde, fand ihre lebhafte Gegnerschaft, denn sie wußte wohl, daß damit in Wahrheit nur Freiheit der Ausbeutung erreicht wird. Heute liegt der Beweis hierfür klar zu Tage in der geschützten Fabrik-, der ungeschützten Heimarbeit. Damals galt es zu lernen, und Frau Guillaume, die ihre Agitation allmählich mehr ins Volk trug, wo sie besser verstanden wurde — die Petition fand in Arbeiterkreisen mehr Unterschriften als bei den Gebildeten —, lernte den hohen Wert der Arbeiterinnenbewegung schätzen. Nach eingehenden Beratungen mit Sachverständigen gründete sie mit ihrer energischen Initiative einen „Verein zur Vertretung der Interessen der Arbeiterinnen", der sich sehr rasch entwickelte, beteiligte sich an dem erfolgreichen Kampf gegen den Nähgarnzoll und wurde durch diese Tätigkeit eifrige und überzeugte Sozialdemokratin. Daß die Förderung des materiellen Wohles der Proletarier die beste Bekämpfung der Prostitution bilde, hatte sie einsehen gelernt; auch, daß der Kampf mit der Allmacht der Polizei in der Zeit des Sozialistengesetzes aussichtslos sei. Trotzdem war sie weit entfernt, die Bekämpfung der Sittenkontrolle aufzugeben, oder ihre bisherigen Erfolge zu unterschätzen; freilich wurde ihr die Arbeit immer schwerer gemacht, da Vorurteil und Rückständigkeit jetzt die Sozialdemokratin denunzierten, um die verhaßte Sittlichkeitsbewegung zu diskreditieren.

Digitized by Google

Die Katastrophe erfolgte 1886. Der Arbeiterinnenverein wurde geschlossen, die Wochenschrift „Die Staatsbürgerin", welche Frau Guillaume seit Anfang des Jahres redigierte, verboten, sie selbst aus Hessen, wo sie zuletzt wohnte, als „lästige Fremde" ausgewiesen; ihr Heimatsrecht hatte sie durch die Heirat mit einem Schweizer verloren. Von England, ihrer zweiten Heimat, kam sie nur noch nach Deutschland, um die geliebten Eltern zu besuchen; jede öffentliche Tätigkeit war ihr versagt.

Bei Deutschen, welche lange in England leben, weckt die große persönliche Freiheit zuerst frohe Begeisterung und reinen Enthusiasmus, der allmählich vor der Einsicht verblaßt, daß diese Freiheit doch nur persönlichem Egoismus dient, der freilich eines großartigen Zuges nicht entbehrt. Nur ein Genius ersten Ranges entzieht sich ganz der lähmenden Einwirkung dieser praktischen Selbstsucht, die nur nächste Ziele kennt; die meisten passen sich an; andere resignieren still und schließen sich mehr oder weniger ab So auch Gertrud Guillaume, die ihre deutschen Ideale nie ganz abstreifte, aber fortan nur noch in englischer Weise für das Volkswohl weiter arbeitete. Die Führer der Gewerkvereine kannten und ehrten die deutsche Rednerin. Waisenkinder fanden in ihrem Hause Zuflucht und liebevolle Pflege, bis ein schweres Leiden, das sie lange schweigend getragen, sich verschlimmerte. Die theosophische Weltanschauung, die sie sich in England angeeignet, gab ihr, nach den Worten der Ihrigen, ungetrübte Heiterkeit und reinen Seelenfrieden.

Eine Norwegerin, Fräulein Clara Tschudi, schreibt in ihrem Werk über die Frauenbewegung: „Aber keine deutsche Frau hat den moralischen Mut und die eiserne Ausdauer gezeigt, wie Gertrud Guillaume, geborene Gräfin von Schack. Verfolgt und verhöhnt, ist sie jahrelang von Stadt zu Stadt gereist, um die Unsittlichkeit zu bekämpfen. — — — Frau Guillaume-Schack wirkt außerdem mit Vorliebe für die Frauen der Arbeiterklasse und sie hat kürzlich, veranlaßt durch Vorschläge der Regierung, zu mehreren für die Arbeiterin ungünstigen Gesetzen, die Forderung auf Stimmrecht der Frauen erhoben."

Selten wird in dem kurzen Zeitraum von sieben Jahren (1879 bis 1886) so viel energische Arbeit geleistet, so viel Anregung gegeben, so sehr ins Weite gewirkt worden sein — noch seltener wohl eine solche Wirksamkeit so schnell vergessen. Gertrud Guillaume selbst hat nie Ehrungen oder Anerkennung gesucht. Ihr galt die Sache alles, die Persönlichkeit nichts. Sie streute den Samen mit vollen Händen über das Land und freute sich der Hoffnung, daß die Erntezeit komme, wenn auch für andere.

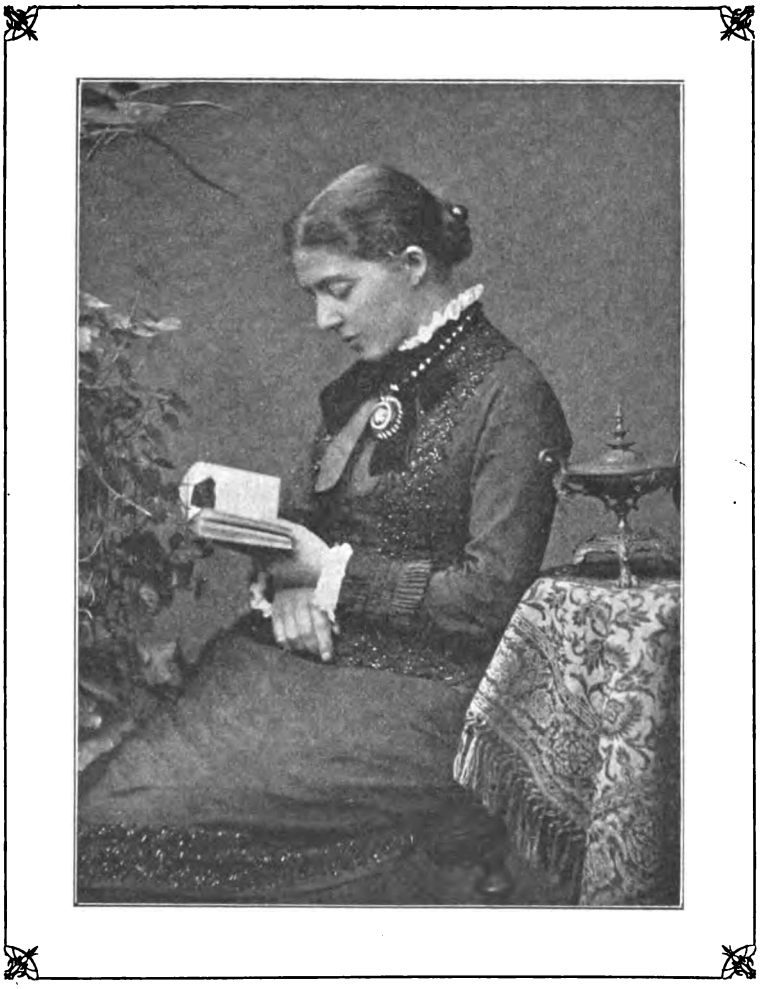
Gibt aber diese schöne Selbstlosigkeit andern das Recht, sie totzuschweigen, wie es so bald, so energisch geschah? Nur ein Einzelbeispiel sei hier angeführt, weil es sehr geeignet ist, die Art zu kennzeichnen, wie man sie, unmittelbar nach ihrer Ausweisung, bei Seite schob. Im Jahre 1888 gab Dr Victor Böhmert eine Broschüre heraus: „Der Kampf gegen die Unsittlichkeit." Sehr wortreich preist er Dr Pelmann, der sich „vor einigen Jahren" über den Gegenstand geäußert; er rühmt Frau Butler, deren Tätigkeit der Regulierung des Lasters in England ein Ende bereitete und fährt fort:

„In Deutschland ist die Bewegung gegen die Prostitution noch ziemlich jung. Die Rheinisch-westfälische Gefängnisgesellschaft hat sich durch ihre im Oktober 1884 stattgefundenen Verhandlungen über die Prostitution das Verdienst erworben, den seit längerer Zeit ruhenden Kampf wieder von neuem öffentlich aufgenommen zu haben. Hierauf ist im Herbst 1885 ein besonderer ‚Christlicher Verein zur Hebung

Digitized by Google

der Sittlichkeit für Deutschland' gegründet worden. Derselbe gibt eine besondere Monatsschrift: ‚Der Korrespondent' in Mülheim a. d. Ruhr heraus."

Der Kampf, der 1884 seit längerer Zeit geruht haben soll, wurde seit 1879, also in den fünf vorausgehenden Jahren, mit Eifer und Hingebung von Frau Guillaume



Gertrud Guillaume-Schack.

geführt. Ihr Name war in jeder Zeitung genannt; der „Korrespondent", der vordem selbständig in Gernsbach (Großherzogtum Baden) erschienen war, kann nicht umhin, sie beständig zu zitieren. Das Jahr 1884 war eins ihrer arbeitsreichsten; in überfüllten Sälen sprach die rastlose Kämpferin in vielen Städten Norddeutschlands; in Hannover und Elbing bildeten sich Zweigvereine des Kulturbundes, in Danzig und Königsberg bereitete man den Anschluß vor; in Berlin fanden fünf Versammlungen statt, alle

Digitized by Google

stark besucht, alle viel besprochen. Überall wurde eine Resolution gegen die Sittenkontrolle angenommen; überall die Petition an den Reichstag vorgelesen und deren Weiterverbreitung dringend ans Herz gelegt. Sie erhielt auch aus allen Teilen Deutschlands Unterschriften. Hat Dr Böhmert den Namen der Frau, die 1879 als erste den öffentlichen Kampf aufnahm, nie gehört? Wie hat das jemand zustande bringen können, der sich für die Frage interessierte? Seine Broschüre datiert zwei Jahre nach der Ausweisung von Frau Guillaume, zwei Jahre nach dem Ende des Kulturbunds, dessen letzte Mitglieder dem von Dr Böhmert allein gekannten auf einseitig konfessioneller Grundlage arbeitenden Verein beitraten.

Gertrud Guillaume hat sieben Jahre lang in Deutschland gewirkt, sie ist verkannt und verketzert, verlacht und verspottet, auch bewundert und geliebt worden —, unbekannt ist sie nicht geblieben. Aber sie war Sozialdemokratin, Ausgewiesene, und als solche eine unliebsame Persönlichkeit.

Wer die beiden Broschüren von Frau Guillaume — Vorträge, die in Berlin und Darmstadt gehalten sind — liest, findet darin die beste Darstellung der „Sittlichkeitsbewegung". Die ruhige Sachlichkeit, die sich nie in wortreiche Phrasen verliert, in der die schlichte Herzenswärme neben dem klaren Verstand sich so sicher behauptet, kennzeichnet das eigenste Wesen der Autorin. Von anmutiger Heiterkeit im Umgang, fröhliche Gespielin der Kinder, deren erwählter Liebling sie war, kannte sie doch bei der Arbeit nur heiligen Ernst und unermüdlichen Fleiß. In der Öffentlichkeit bewirkte die liebenswürdige Bescheidenheit ihres Auftretens, der Wohlklang ihrer Stimme, der hohe Adel der Gesinnung, der aus ihren Worten sprach, ein allmähliches Hinschwinden der ursprünglichen Vorurteile.

Ehe es Ärzte unternahmen, die Öffentlichkeit aufzuklären, hat jene Frau die schweren gesundheitlichen Schäden beleuchtet, welche die staatliche Regelung des Lasters nicht bessert, sondern verschlimmert. Den engen Zusammenhang der wirtschaftlichen Not mit dem Verkauf des eigenen Leibes überschauend, fühlte sie nicht Entrüstung, sondern Teilnahme auch jenen gegenüber, denen der Antrieb fehlt, sich aus dem Sumpf zu retten, in den so viele von frühester Jugend an durch erbarmungslose Hände gestoßen worden sind. Ehrgefühl und moralische Kraft werden ja durch das System der Kontrolle ebenso wirksam untergraben wie die Gesundheit.

Über die Rettung der Opfer des „notwendigen Übels" sagt sie: „Es ist unerläßlich, daß das Rettungswerk die Freiheit der Frauen nicht beschränkt. An das freieste und zügelloseste Leben gewöhnt, werden sie immer, selbst vor dem besten anständigen Lose, das man ihnen bieten kann, zurückschrecken, wenn es mit Zwang verbunden ist. Es steht an uns, ihnen den Eintritt in die Zufluchtstätten zu erleichtern —, freiwillig darin bleiben werden sie nur dann, wenn ihnen der Austritt offen steht. Gebe man ihnen Menschenrechte, und sie werden wieder Menschen werden. Frau Butler, die Begründerin unseres Bundes, sagte mir, in dem von ihr begründeten Heime hatten die Mädchen Tag und Nacht Zutritt, und konnten gehen, wann es ihnen beliebte, aber obwohl sie darin arbeiten mußten, gingen sie nicht, denn sie waren so glücklich. Wenn ihre Zeit, drei Monate, glaube ich, um war, und sie anderweitig untergebracht werden sollten, schieden sie mit Trauer von diesem Hause, in dem sie vielleicht zum erstenmal ein geordnetes Leben kennen gelernt hatten."

Wären unsere Rettungshäuser nach diesem System eingerichtet, dann würden sie wohl weniger Ungebesserte und weniger Heuchlerinnen entlassen. Daß der freie Wille,

Digitized by Google

nicht der übermächtige Zwang das beste Erziehungsmittel bildet, sollte nie vergessen werden. Für Gertrud Guillaume ist die oben angeführte Stelle aus einer ihrer Agitationsreden besonders kennzeichnend; ihr Kampf gegen das gesetzliche Unrecht, ihre politische Überzeugungstreue, alle ihre reiche Tätigkeit zeugen in gleicher Weise von dem Grundton ihres Wesens — der Verbindung von Sittlichkeit und Freiheit.

Weibliche Kunst und die Frau als Mäcen.

Von

Anna T. Plehn.

Nachdruck verboten.

Wenn es wahr wäre, daß weibliche Künstler im besten Falle nur bildeten, was die männlichen Schaffenden auch ans Licht bringen, und wenn weibliche Kunstmäcene — sofern es solche gibt, was noch die Frage ist — nur sammelten, förderten, nachfühlen könnten, was die Männer eben so gut zu schätzen wissen — dann könnte man sagen, daß sie beide von keiner besonderen Bedeutung für die Menschheit seien. Immerhin dürfte ihnen ihr Tun trotzdem nicht verleidet oder erschwert werden, da sie darin jedenfalls sich selbst eine Quelle der Bereicherung erschlossen hätten.

Da nun aber die Natur der Frau anders ist als die des Mannes, so muß sie auch, wenn sie nur ihrer Persönlichkeit vertraut, andere Dinge schaffen als er. Und wenn die Frau in der Würdigung von Kunstwerten andere Maßstäbe anlegt als der Mann — und da sie anders ist als er, wird sie nicht umhin können, so zu verfahren — so wird sie eine andere Art von Kunst zu fördern suchen. Ich füge gleich hier hinzu, daß es nicht notwendig weibliche Kunst sein muß, dem dies besonders gerichtete Verständnis zugute kommt. Allerdings ist zu vermuten, daß die bis jetzt noch so vereinzelten Laute, zu denen die weibliche Seele das Instrument der Kunst in Bewegung setzt, leichter zu den Frauen dringen werden als zu der Mehrzahl der Männer. Darum schien es mir ersprießlich, mein Thema so zu fassen, wie ich es getan habe und von den produktiven Leistungen der Frau in Verbindung mit dem hegenden Beschützertrieb zu sprechen, der unserem Geschlecht so wohl ansteht und bei ihm so häufig gefunden wird.

Ich bin durchaus darauf gefaßt, daß schon die vorstehenden Sätze hier und da auf Widerspruch stoßen. Man wird vielleicht behaupten, daß die Kunst nur eine sei und bleiben solle. Man wird auf die bisherigen Verhältnisse verweisen, auf die der Menge nach geringe Beisteuer, welche die eine Menschheitshälfte bisher zu dem geistigen Erwerb der Gesamtheit geleistet hat und auf die große Zahl von weiblichen Künstlern, deren Empfindung und Ausdrucksweise nichts war als ein schwaches Bächlein, das sich eilig dem breiten Strombett der Kunst des Mannes anzuschließen strebte. Es wäre auch ganz aussichtslos, leugnen zu wollen, daß weibliches Kunstschaffen bisher nur in vereinzelten Fällen einen eigenen Stil hatte und daß es nur in diesen Ausnahmefällen fähig war, einen Strahl aus der Wirklichkeitswelt, umgestaltet durch das Medium der besonderen femininen Empfindung, als ein eigenes Bild den Augen darzubieten. Dann aber war das ein neues Geschenk, weil bisher das Gefühl des Mannes fast

Digitized by Google

lediglich die Vermittlerrolle spielte. Nur wer die vom Manne abweichende Art der Frau allein in fehlenden Geisteseigenschaften sucht, kann abstreiten, daß wir von einer selbständigen Betätigung der Frau auf künstlerischem Gebiet — wovon wir nur bisher nicht genug sahen — Überraschungen zu erwarten haben.

Aus dem optischen Gebiet mag ein Beispiel zu näherer Erklärung dienen:

Obgleich die bunte Welt, die uns umgibt, für unsere Auffassung keine Lücken hat, wissen wir doch, daß es nur ein Teil der möglichen Erscheinungsformen ist, die uns zum Bewußtsein kommen. Die Physik spricht von Farben, welche uns unsichtbar bleiben, weil die Netzhaut des menschlichen Auges für sie kein Empfindungsvermögen hat. Wäre sie anders organisiert, so müßte sie auch das Ultraviolett auffassen können, dem auf der entgegengesetzten Seite des Spektrums ein Ultrarot entsprechen könnte. Wir besäßen dann Märchenscheine, diese neuen Farben, die man als Kind eines Tages zu entdecken hoffte, bis dann wachsende Erkenntnis die Gefängnisgitter offenbarte, zwischen denen uns unsere Sinne zeitlebens einschließen. Vielleicht braucht dem geistigen Schauen der Menschheit nicht immer vorenthalten zu bleiben, wovon das körperliche Sehen ausgeschlossen ist. Ich meine, man dürfte das weibliche Empfindungsvermögen einer Netzhaut vergleichen, welche einen Teil der unsichtbar bleibenden Farben auffangen könnte, während ihr dafür freilich manches entginge, was die Sehnerven der anders organisierten Wesens trifft. Wenn sich das so verhält, dann muß es eine Bereicherung der Kunst sein, wenn der männliche und der weibliche Künstler jeder nach seiner Sonderart seine Erkenntnisse aus der gleichen Wirklichkeit ableitet. Denn die Nerven, mit denen sie auffassen, liegen nicht bei beiden auf demselben Felde. Sie haben nicht absolut getrennte Gebiete, aber die Grenzen sind anders geführt. Manches wird von beiden ungefähr in der gleichen Weise aufgenommen, aber wie es Empfindungen gibt, die dem Manne fremd sind, so muß es künstlerische Erkenntnisse geben, zu denen er nicht vordringen kann. Um in meinem Bilde zu bleiben: es wäre möglich, daß der Mann wohl die ultravioletten, aber nicht die ultraroten Gefühlswerte zu fassen wüßte, während die Frau zwar jenseits des rötlich werdenden Blau nichts mehr wahrnehmen könnte, dagegen zur Verkünderin des Lebens würde, das sich so lange verborgen diesseits des Rot abspielte. Beiden gemeinsam wäre die Zone, welche sich zwischen den Grenzen des Spektrums ausbreitet.

Was irgend ein einzelner Künstler sieht, das macht er zum Gemeingut der Menschheit. So könnte denn die Welt durch die zukünftige Künstlertätigkeit der Frau um eine ganze Anschauungsregion erweitert werden. Und darüber hinaus muß auch das Gesamtbild ein anderes Aussehen gewinnen. Striche man einige Farben aus dem Regenbogen und könnte man dafür einige neue hinzusetzen, so würden auch die, welche bestehen blieben, ihre Wirkung auf das Auge verändern. Denn eine Farbe ist nicht durch sich selbst da, sondern sie ist wesentlich beeinflußt durch ihre Genossen. Und so wird auch der Regenbogen einer künstlerischen Weltspiegelung einen anderen Ausdruck annehmen, je nachdem ihm die spezifisch männlich oder die spezifisch weiblich überlegene Feinfühligkeit die Ausdehnung nach dieser oder jener Richtung gab. Und so behaupte ich denn, es wird nicht nur eine persönlich gestempelte Auffassung derselben Kunst sein, wie die Welt sie bisher von den Schaffenden sah, sondern wenn einmal Frauenkraft recht schöpferisch tätig sein wird, dann wird es eine andere Art von Kunst zu sein scheinen.

Es wäre zu viel verlangt, wenn die Art, wie diese neue Erscheinung beschaffen sein wird, jetzt schon genau bezeichnet werden sollte. Und doch werden viele mir

Digitized by Google

zustimmen, daß jetzt hin und wieder Dinge kommen, die Männer nicht so hingestellt haben würden. Unsere Ausdrucksmittel diesen Dingen gegenüber sind nur gar zu hilflos. Sonst müßte man sagen können, worin die spezifisch weibliche Art zu sehen in der Schilderung der Lagerlöf liegt. Oder man müßte die Behauptung ganz unangreifbar machen können, daß Käte Kollwitz eine besonders stark frauenhaft empfindende Natur ist. Und zwar würde es nicht etwa allein oder auch nur vorzugsweise in der Stoffwahl liegen, durch die wir die Welt unter einer anderen Beleuchtung sehen, sondern es muß die Art sein, wie das Geistige hörbar und das Körperliche sichtbar gemacht wurde, worin sich die weiblichen Empfindungsnerven der Künstlerin verraten. Wortwahl und Satzkonstruktion dort, Liniensprache und Körpermaße hier würden darüber Auskunft zu geben haben. Denn bisher ist man mit Unrecht mit unkritischer Beharrlichkeit von der Ansicht ausgegangen, daß die weichere, wehmütigere oder heiterere, aber jedenfalls flacher bewegte Äußerung von der Frau zu erwarten sei. Hatte eine Tat Kraft und Tiefe, dann mußte sie von einem Manne kommen, oder sie wurde als eine Ausnahme, als eine „männliche" Leistung der Frau bezeichnet. Wir werden etwas vorsichtiger mit solchen Feststellungen umgehen und erst abwarten müssen, wie die Künstlerin der Zukunft sich aussprechen wird, und wir werden dann, wenn wir einmal ausreichendes Material zur Gegenüberstellung haben, zugleich genauer erfahren, was das eigentlich männliche Künstlertum ist. Einstweilen, um doch zu beweisen, daß ich nicht in die leere Luft hineinspreche, ein Vergleich:

Wie haben die modernen Maler, die vorzugsweise das Seelische darstellten, Weibtum und Mutterschaft geschildert? Ich lasse die Namen für sich sprechen. Millet — Segantini — Carrière (wenn man ihn mit jenen zusammen nennen soll). Die Hoheit des ganz Einfachen, die wehmütige Ergebenheit in ein schweres Los und eine mystische Weichheit, die sich vom Sichtbaren aus auf die Empfindung überträgt. Das ist die Auffassung des Mannes. So sieht er die Mutterschaft. Und ich stelle dem gegenüber Käte Kollwitz mit ihrer Rücksichtslosigkeit des Elementaren. Und ich erinnere zugleich an die Auffassung von Mutterliebe und ihrer Betätigung, die Ricarda Huch in der „Triumphgasse" so ohne Weichlichkeit dar tut. Wird man noch so sicher sein, daß die Frau als Künstlerin zu der empfindsameren Schilderung neigen muß?

Ich habe absichtlich das Thema herangezogen, in dem sich der Unterschied der Auffassungen notwendig am deutlichsten kund tun muß, aber es wird keinen einzigen Stoff geben, der nicht in andere Beleuchtung kommen müßte durch eine von wesentlich anderen Eigenschaften gefärbte Darstellung. Wie die Mutter und überhaupt ihr eigenes Geschlecht wird die Frau auch den Mann und das Kind anders sehen, als sie bisher geschildert wurden. Das Geschehen der Welt trifft sie unter einem anderen Gesichtswinkel, ihr leuchten die Gestirne nicht gleich dem Manne, und die Blumen haben für sie neue Düfte und Liebkosungen. Wie sie das Kind als besonderes Eigentum der Mutter auffaßt, so wird sie auch mit einem gesteigerten Verständnis bemerken, wie der Blick des Vaters auf seinem Sohne ruht. Das alles verspricht Entdeckungen im Bereiche des Menschlichen, die den uns bisher zugänglichen Seelenerfahrungen nichts von ihrem Werte nehmen, die sie nur vermehren und verständlicher machen werden.

Wie soll nun die neue Kunst, die wie wir hoffen, kommen soll und deren erste Vorboten wir jetzt begrüßen, ihren Einzug in die Welt halten? Wird man ihr wie einer Erwünschten mit froher Begrüßung willig entgegenkommen? Das dürfen wir wohl

Digitized by Google

nicht erwarten. Wie alles Neue wird sie unerkannt und unscheinbar ihren Einzug halten, durch Nichtbeachtung gekränkt, durch Verkennung und Befehdung bedroht. Sie wird viel Zeit verlieren, indem sie im Schatten kümmert wie Frühlingspflanzen, die sich durch das tote Laub des vergangenen Winters mühsam ans Licht kämpfen müssen, wenn ihnen nicht eine achtsame Hand die Hindernisse forträumt und dadurch den jungen Sprossen den Weg zu Sonne und Luft öffnet. Mir scheint, es wäre nicht unnatürlich, wenn sich Frauen diese Beschützeraufgabe stellten. Denn es ist nicht zu verlangen, daß Männer sie ihnen abnehmen sollen, besonders da sie der Frau so viel leichter werden müßte.

Denn hier handelt es sich in erster Linie um die Feinheit des Unterscheidens; wo ist denn die Betätigung der Frauenseele und wo ist nur eine gewandte Anpassung an die heiliggesprochenen Werte der männlichen Kunst? Man müßte vom weiblichen Instinkt fordern, daß er unbestechlich die Stimme für das erheben würde, was seines eigenen Wesens ist, und daraus die Pflicht folgerte, sich dieses Ringenden anzunehmen. Man sollte nicht umsonst bei dieser Gelegenheit auf die Fürsorge derjenigen rechnen, zu deren schönsten Ruhmestiteln von jeher der Trieb gezählt wurde, sich des Hilfsbedürftigen anzunehmen.

Es gibt gewiß Frauen, welche die Muße und die Mittel haben, Mäcene zu sein. Wenn sie sich bisher in dieser Richtung betätigten, war häufig ein persönliches Motiv der treibende Faktor. Man sagt es den Frauen nach, daß sie eine Sache nicht häufig um ihrer selbst willen förderten, wenn nicht ihre Teilnahme erworben hätte, wer die Sache verkörpert. An sich wäre solche menschliche Erwärmung etwas nur Natürliches, aber wir haben leider zuweilen gesehen, daß auch die Sache fallen gelassen wurde, wenn in den persönlichen Beziehungen Änderungen eintraten. Andererseits wurden oft die menschlichen Verdienste des Künstlers oder auch zufällige gesellschaftliche oder vertrauliche Beziehungen zu ihm über die Qualitäten seiner Leistungen gestellt, und man schraubte seine Kunstanschauungen auf das Niveau dessen, was der zufällig befreundete Mensch leistete. Will die Frau als Förderer der Kunst ernst genommen werden, so wird sie dem Guten die Unterstützung nicht versagen dürfen, aber sie wird mit derselben vorsichtig umgehen müssen, und sie sollte Hilfe unbedingt da verweigern, wo kein Kunstinteresse in Frage kommt. Denn der Ruf der Frauenkunst verlangt entschieden eine gewisse Härte gegen das, was sich diese Bezeichnung nur anmaßt. Der Dilettantismus soll hingewiesen werden, wohin er gehört, in das Privatleben, aber man soll ihn nicht dadurch zur Überhebung ermutigen, daß man ihn mit Kunst gleichstellt.

Wenn die Frau als Mäcen in ihrer Bildersammlung, in der Ausschmückung ihres Hauses der weiblichen Kunst einen bevorzugten Platz einzuräumen bereit ist, so wird sie sich gewiß fragen, wie sie sich denn dabei steht. Wer will es ihr verdenken, wenn sie auch Rechenschaft darüber wünscht, ob die Gemälde, die sie erwirbt, in ihrer anderen Art doch gleich hochstehend seien, wie die Werke männlicher Künstler? Diese entwickelten sich, geschützt von der langen Tradition, kraftvoll, während die weibliche Künstlerin überlieferungslos, da sie ihr eigenes Innere erst zu entdecken im Begriff steht, der Sicherheit oft entbehren wird, die jene auszeichnet. Es gilt da auch jenen minder entschiedenen Naturen zu helfen, welche nicht in dem Neuland gleich die rechte Spur finden, wenn sie nur überhaupt einen Entdeckungszug antreten. Mir scheint aber, daß zu einem besonders wertvollen Besitz gelangt, wer diese ersten Taten einer neuen Menschheitsäußerung sammelt. Sie werden einmal gesuchte Dokumente sein. Wie man, von den Primitiven jeder Kunst ausgehend, die künftige Entwicklung umso besser

Digitized by Google

versteht, und umgekehrt aus den reifen Epochen heraus die ersten tastenden Schritte künstlerischen Bildens schätzen lernt, so wird man einmal jeden Versuch zu selbständigem Schaffen, den die Frau heute unternimmt, mit besonderer Aufmerksamkeit ansehen. Das Weib befindet sich gegenwärtig in einem Zeitpunkt ihrer Entwicklung, der etwa dem eines jungen Volkes gleicht, wenn es seine historische Laufbahn beginnt. Von dem ersten Aufschwung der Menschheit über das bloße Vegetieren hinaus wissen wir nichts. Wo wir durch die Geschichte Völkerneulinge kennen lernten, oder wo wir zu den tieferen Stufen der heute lebenden Stämme herantreten, überall finden wir sie bereits umgeben von der Autorität einer überlegenen Kultur. Wie sie gegen die Übermacht ihre Eigenart zu behaupten wissen, danach messen wir ihnen unsere Schätzung zu. Je ursprünglicher die Zeugen solcher Selbstbehauptung gegenüber dem Fremden sind, desto höher bewerten wir sie. Die Gelehrten bedauern, daß die schnelle Ausbreitung der höher kultivierten Rassen die primitiven Äußerungsformen des Menschlichen bald von der Erde vertrieben haben wird, so daß wir von ihnen kein Beobachtungsmaterial mehr werden sammeln können. In gleicher Weise wie die unentwickelten Völker findet sich das weibliche Geschlecht von der feststehenden Kultur des männlichen umgeben. Die Frau ist in einer größeren Gefahr, von dieser Autorität dauernd überwältigt zu bleiben, als irgend ein Negerstamm von den Weißen zu fürchten hat. Obgleich der Unterschied zwischen Mann und Frau — ich meine natürlich nicht an Intelligenz und Fähigkeit, sondern an Charaktereigenschaften und Persönlichkeitsinhalt — ich sage, obgleich dieser Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern der weißen Rasse größer ist als der zwischen Weißen und Wilden, so ist gerade der Entwicklungsgrad der weiblichen Intelligenz ein Umstand, der sie fähiger macht zur Befolgung seines Vorbildes. Um so interessanter wird man einmal die ersten Versuche finden, der Menschheit jene zweite Form der Kultur zu erobern, welche die Frau der Welt schuldig ist.

Mit ihren Geschlechtsgenossinnen, die sich anschicken, diese Pflicht in Angriff zu nehmen, würden diejenigen sich ein Verdienst erwerben, welche verstünden, was in der von Frauen geleisteten Kunst in diesem Sinne das Verheißungsvolle und das Notwendige ist. Denn man soll nicht glauben, dieses werde sich ja ohnehin durcharbeiten, wenn ihm dazu die Kraft innewohne. Wissen wir etwa, wieviel Leichen von Möglichkeiten auf dem Wege der Menschheit liegen? Das Vorurteil, daß das Gute unüberwindlich sei, hat schon vielem Guten das Leben gekostet. Sicherlich wird keine Protektion jemals die Genies aus der Erde locken, aber sie kann die Kraft, welche sich selbst heraufrang, vor dem Schicksal des Erliegens bewahren. Verständnis ermutigt; der Erfolg hat eine beflügelnde Kraft. Wie oft hat Mutlosigkeit zerstört, was kein Echo fand, weil die Wand im richtigen Abstande fehlte. Vielleicht hätte der Schall sonst von Höhe zu Höhe bis in die Ferne getragen werden können. Künstler sind selten unfehlbare Beurteiler der eigenen Werke. Glauben sie sich unverstanden, so kommt ihnen in einer Stunde des Zweifels leicht ein Zorn gegen das Werk selbst. Da wird ohne Überlegung vernichtet oder im Bestreben zu bessern — verdorben. Gegen solchen Vandalismus sollten Frauenwerke so viel als möglich geschützt werden, indem sie in fremdem Besitz der Laune der Urheberin entrückt würden.

Und noch einmal: Männer werden dies Amt nur ausnahmsweise übernehmen, und darum brauchen wir die Frau als Kunstmäcen.

Digitized by Google

Ein Erziehungsverein von Eltern in England.

(The Parents' National Educational Union.)

Bericht, erstattet auf dem Internationalen Frauenkongreß zu Berlin

von

Mrs. E. L. Franklin.

Nachdruck verboten.

In England stößt man, wohin man sich auch wenden mag, auf das Wort „Erziehung". Man kann keine Zeitung in die Hand nehmen, kein Haus betreten, wo nicht Erziehungsfragen in irgend welcher Form besprochen würden. So erfreulich dieses Interesse ist, so muß man doch zugestehen, daß in der Hitze der politischen und polemischen Diskussionen die wahren Aufgaben der Erziehung leider oft aus dem Auge verloren werden. In dem Vereine, den ich heute zu vertreten die Ehre habe und dem ich als Mutter so viel verdanke, lenken wir hauptsächlich die Aufmerksamkeit auf die Erziehung, sofern sie sich mit der Charakterbildung beschäftigt, und auf den Einfluß der Eltern, und zwar beider Eltern auf das heranwachsende Kind. Wir beschäftigen uns mehr mit der Erziehung als mit dem Unterricht, mehr mit dem Elternhause (dem Lebenskreise, den man bei uns „home" nennt, und der durch ein deutsches Wort nicht ganz umschrieben werden kann), mehr mit dem Elternhause als mit der Schule. Damit will ich nicht gesagt haben, daß wir den Einfluß der Schule im geringsten unterschätzen. Im Gegenteil, wir nehmen Lehrer und Lehrerinnen nur zu gern als Mitglieder unseres Vereins auf und hoffen dadurch ein Zusammenwirken von Eltern und Lehrern zu erzielen, das beiden nützlich sein muß. Wir versuchen auch die Aufmerksamkeit der Eltern auf Unterrichtsfragen zu lenken, damit sie die Methoden verstehen und wirklich verfolgen können, nach denen man ihre Kinder unterrichtet. Aber die Grundlage unserer Arbeit bildet die Überzeugung, daß es hauptsächlich die häusliche Erziehung ist, die den Charakter des Kindes und durch ihn den Charakter der Nation bestimmt.

Was verstehen wir unter dem Worte Charakter? Gemüt, Geist und Phantasie sind Naturanlagen; ehe der Charakter aber errungen werden kann, müssen diese Naturanlagen von den durch alle Sinne und von allen Seiten herbeiströmenden Einflüssen durchdrungen werden. Welcher Art nun diese Einflüsse sein sollen, liegt größtenteils in der Eltern Macht zu entscheiden. Zuerst müssen wir uns klar machen, daß die Kinder in gewissem Sinn das sein werden, was wir selber sind; daß unser Charakter auf der Grundlage vererbter Anlagen und Eigentümlichkeiten auf sie einwirkt. Was wir sind, ist ohne Zweifel weit wichtiger als was wir sagen und tun. Die erste erziehliche Aufgabe der Eltern ist die Arbeit an sich selbst, um sich ganz mit dem Bewußtsein ihres heiligen Amtes und ihrer Verantwortlichkeit zu durchdringen. Wir haben gewisse Instinkte, wie unsere Kinder behandelt werden sollen; wir haben die große Liebe, die jedes Kind als sein Geburtsrecht beansprucht; das genügt aber nicht. Man weiß heutzutage viel von dem Zusammenwirken des Körpers und des Geistes, von den Gesetzen der Charakterbildung, von der Seelenlehre und Physiologie, der Heranbildung unserer Lebensgewohnheiten. In der „Parents' Union" bestreben wir uns, so viel wie möglich daraus zu lernen, um unseren Pflichten voll genügen zu können. Die Zeit der Instinkte ist vorüber, Dilettanten duldet man auf keinem Gebiete ernster Arbeit mehr. Wir meinen, daß der Elternberuf nicht der einzige sein darf, für den man keiner Bildung bedarf. Wir wollen unsere Erfahrung nicht erst durch Experimente an unserem Ältesten erkaufen, und womöglich dabei der uns von Gott anvertrauten

Digitized by Google

Seele unseres Kindes Schaden zufügen. Wir versuchen, uns die Tragweite des Gedankens klar zu machen, daß durch unrichtige Behandlung alles verdorben werden kann, wo richtige Behandlung Vollkommenheit erzielt hätte. Das Leben wird von Tag zu Tag schwieriger; man erwartet mehr von uns, und wird von den Kindern noch mehr erwarten, wenn sie später ihre Stellung als Weltbürger würdig ausfüllen sollen.

Dieser Überzeugung verdankt die P. N. E. U. ihr Entstehen. Die Erziehungsphilosophie, die Charlotte Mason, ihre Gründerin, in verschiedenen Büchern „Home Education" „Parents and Children" usw. entwickelt hat, dient ihrer Arbeit als Grundlage. Der Verein hat sich, wenn auch im stillen, rasch und stetig vergrößert. Wir zählen jetzt über 2000 Mitglieder in 35 Zweigvereinen in Großbritannien und den Kolonien. Ich kenne die Verhältnisse in Deutschland nicht genügend, um beurteilen zu können, ob ein solcher Verein hier Anklang finden würde, aber bei uns ist er eine einflußreiche Macht geworden.

Ich komme soeben von unserem achten Jahreskongreß, der in Edinburg gehalten und von unseren Präsidenten, Lord und Lady Aberdeen, eröffnet wurde. Er vereinigte viele der bedeutendsten Denker unseres Landes: berühmte Ärzte, Geistliche, Schulleiter usw. kamen aus nah und fern, um vor zirka 300—400 Zuhörern — meistens Eltern — zu reden.[1]) Von der Überzeugung durchdrungen, daß auch sie viel lernen konnten, zeigten sich diese Fachleute gerne bereit, denen zu helfen, die ihres Beistandes bedurften und ihn wünschten. Sie hatten vollkommen eingesehen, daß heutzutage die Pflichten der Eltern mit dem Zahlen des Schulgeldes nicht zu Ende sein dürfen. Unsere verständnisvolle Mitarbeit, unsere Kritik wird verlangt; unsere bestimmende und ausschlaggebende Macht über des Kindes Charakter wird von der pädagogischen Wissenschaft gewertet. Wir dürfen nicht säumen, daraus erwachsenden Anforderungen zu genügen.

In unseren Zweigvereinen veranstalten wir monatliche Vorlesungen und Diskussionen über die körperliche, geistige, moralische und religiöse Erziehung der Kinder. Wir haben eine nützliche Monatsschrift „The Parents' Review", eine Leihbibliothek von pädagogischen Werken; wir veranstalten Ausflüge, um den Kleinen Liebe und Verständnis für die Natur einzuflößen. Ferner halten wir einfache Vorlesungen für Kinderfrauen (denn in England werden die Kinder zu viel den Kinderfrauen überlassen), sodaß diese einen Begriff von der Heiligkeit und Verantwortlichkeit ihres Berufs bekommen können. Auch eine Erziehungsanstalt für Lehrerinnen haben wir begründet. Wer sich für die Tätigkeit unseres Verbandes interessiert, kann in unserem Bureau, 26 Victoria Street, London, jede nähere Auskunft erlangen.

---

[1]) Es ist für unsere deutschen Leser gewiß interessant, durch das Programm dieses Kongresses einen Eindruck von dem Arbeitskreis des Verbandes zu erhalten. Wir lassen es deshalb hier folgen:

Friday, 27th May— Evening, 8.30. Opening Meeting. The Earl of Aberdeen in the Chair. — „The Education of Character." Dr A. T. Schofield, London. — „Nature and Nurture." Professor J. Arthur Thomson, M. A., Aberdeen University. — Saturday, 28th May— Forenoon, 10.30. The Countess of Aberdeen in the Chair. — „Normal Growth in School Age." Dr Leslie Mackenzie — „Nervous Diseases and Symptoms of the School Age." Dr Clouston, President, Royal College of Physicians. — „Developmental Exercise at School." George Smith, M. A. Oxon., Headmaster of Merchiston Castle School. — Monday, 30th May— Forenoon, 10.30. Mrs Franklin in the Chair. — „Relation of Home and School." Paper contributed by Dr Burge, Headmaster of Winchester College. — „Parents and Lessons." Mrs Clement Parsons, London. — „On the Teaching of Mathematics and its Place in General Education." T. J. Garstang, M. A., Science Master at Bedales School. — Afternoon, 2.30. Mrs Howard Glover in the Chair. — „Some Hints for Reading with our Children." Dr Alexander Whyte. — „Field Excursions in Relation to Nature Study." Dr R. Stewart Macdougall, M. A., Heriot-Watt College. — „The Educational Value of the Habits of Observing Nature." Rev. Canon Rawnsley. — „The Place of Music in Education." Professor Niecks, Mus. D., Edinburgh University. — An Ambleside Evening. A Paper on „Scottish Ballads" (with Illustrations). By a Former Student at the House of Education, Ambleside. — Tuesday, 31th May— Forenoon, 10.30. „Training in the Service of Man." J. Lewis Paton, M. A., Highmaster of Manchester Grammar School. — „The Modern Girl's Demand for Work." Miss Bannatyne, Glasgow. — „Children and National Ideals." Arthur Sherwell. — Afternoon, 2.30. Meeting in co-operation with the Scottish Mothers' Union. — „A Vital Education." Mrs Clement Parsons, London. — „Some Good Gifts for Children." Rev. Dr Hunter, London. —

Digitized by Google

Unsere ganze Tätigkeit aber steht, wie schon erwähnt, auf dem Boden bestimmter pädagogischer Anschauungen, deren Leitgedanken ich gern flüchtig andeuten möchte. Wir glauben, daß Kinder als kleine Persönlichkeiten geboren werden; weder als scheue Blumen, noch als Engelchen oder Teufelchen, sondern als menschliche Wesen; abgesehen von ihrem Mangel an Welterfahrung, kaum von uns verschieden. Sie werden weder vollkommen gut, noch durchaus böse geboren, sind aber des Guten sowie des Bösen fähig, und die Entwicklung dieser Fähigkeiten ist zum großen Teile von uns abhängig. Wir fordern die Eltern auf, an sich selbst zu glauben und ihre Autorität nicht abzutreten. Wir schärfen unseren Mitgliedern ein, daß man dem Nervensystem der Kinder die Erregung des beständigen Diskutierens und Fragens nicht erlauben darf. Sie müssen von den Kindern den fröhlich-bereiten Gehorsam verlangen, den man einer geachteten und geliebten Autorität gerne leistet, der einer Stütze gleicht, an die sich eine zarte Pflanze festklammert, und der von dem erzwungenen Gehorsam, den der Autokrat erheischt, himmelweit entfernt ist. Wenn wir als Autorität den Kindern mit der ruhigen, vollkommen selbstsicheren Erwartung ihres Gehorsams gegenübertreten, werden wir von ihnen erreichen, was wir verlangen. Wir achten die Persönlichkeit des Kindes und suchen es weder durch Furcht noch durch Liebe zu beeinflussen. Unsere Achtung verbietet uns, von seinen Fehlern zu denken, daß „es ja nichts schadet", daß „es sich schon von selbst geben wird" und „daß es seine kleinen Unarten mit der Zeit auswachsen wird". Wir machen es uns zur Regel, nie im Beisein der Kinder etwas zu sagen, was sie nicht hören oder behalten sollen. Wir unterlassen alle Bemerkungen über ihre dicken Beinchen oder hübschen Lockenköpfe; wir lachen nicht über ihre Sprechversuche, kurz und gut, wir bemühen uns, sie eben so wenig durch Mangel an Lebensart und unhöfliche Manieren zu verletzen, wie wir dies von ihnen dulden würden. Dies wird keineswegs die natürlichen Beziehungen zwischen Eltern und Kindern stören. Wir sehen in unseren Kindern weder „Studienobjekte", noch Spielzeug, mit dem man sich amüsiert, vielmehr Wesen, die unseres Beistandes und unserer Erziehung bedürfen. Unser Dichter Matthew Arnold sagt: „Education is an Atmosphere, a Discipline, a Life" (Erziehung ist eine Atmosphäre, eine Disziplin, ein Leben), und diese Worte haben wir zum Motto gewählt.

Wenn wir sagen, daß „Erziehung eine Atmosphäre ist", meinen wir nicht, daß das Kind in eine seinem Alter besonders angepaßte, vom häuslichen Leben getrennte, künstliche „Kinder-Umgebung" versetzt werden soll, sondern daß wir den Erziehungswert seiner häuslichen Atmosphäre in Betracht ziehen, sowohl hinsichtlich der Personen, wie der Gegenstände, und daß wir es frei unter natürlichen Umständen leben lassen. Es verdummt ein Kind, wenn man sich fortwährend zu ihm herabläßt und sich ihm anpaßt.

Der Satz „Erziehung ist eine Disziplin" bezeichnet uns die Schulung der Gewohnheiten, die, mögen es körperliche oder geistige sein, mit Bestimmtheit und Sorgfalt ausgebildet werden sollen. Physiologen belehren uns über die Anpassung der Gehirnsubstanz an die oft wiederholten Gedankengänge, d. h. an unsere Gewohnheiten. Je mehr wir einsehen, wie wir in unseren Kindern Güte, Selbstlosigkeit, Freundlichkeit in Wort und Tat, ebenso wie Reinlichkeit, Ordnung, Pünktlichkeit usw. zu selbstverständlichen Gewohnheiten machen können, desto mehr ersparen wir uns die nutzlose und ermüdende Arbeit des beständigen Ermahnens, Scheltens und Befehlens. Es liegt eine tiefe physiologische Wahrheit in dem deutschen Sprichwort, das, wenn ich mich nicht irre, so lautet: „im Sommer lernt man Schlittschuhlaufen, im Winter schwimmen". Das Gehirngewebe wächst und verändert sich, uns selber unbewußt, um sich den neuen Anforderungen anzupassen.

Von besonderer Wichtigkeit — wenn es mir gestattet ist, hier etwas eingehender zu werden — ist dabei das Verständnis dafür, wie der Wille arbeitet.

Wir müssen unsere Kinder Selbstbeherrschung und Selbstdressur lehren, damit sie freie Menschen werden, die ihren Willen in ihrer Gewalt haben; eigenwillige Menschen sind Sklaven ihrer Leidenschaften und Begierden. Um dies zu erzielen, sollten wir uns bewußt sein, daß, wenn man ein Kind lehrt, das Rechte zu tun, man es zu gleicher Zeit lehrt, das Böse zu unterlassen; man darf keinen Fehler wachsen

Digitized by Google

lassen und dann später versuchen, ihn durch Strafen auszurotten, man muß ihn von Anfang an im Keime ersticken. Wir wissen aus eigner Erfahrung, daß wir die böse Tat nur durch Vermeidung böser Gedanken verhindern können. Das ganz kleine Kind kann seine eigenen Gedanken noch nicht leiten, und wenn es in Versuchung kommt, etwas Unrechtes zu tun, müssen wir ihm hilfreich beistehen und ihm frische Interessen verschaffen. So wird es die Gewohnheit der Selbstbeherrschung erwerben, und den Unterschied zwischen dem Wunsche „das möchte ich wohl" und dem Entschluß „das will ich aber nicht" erlernen. — Ein Teller Obst ist auf dem Tische, das Kindchen auf unserem Arm. Es will das Obst haben. Es nützt nichts, nur „nein", „nein" zu sagen und es, wenn es fortfährt, danach zu weinen, vielleicht zu schlagen, oder es heulend davonzutragen; wir müssen klar und nachdrücklich „nein" sagen, sodaß es weiß, daß damit „nein" gemeint ist, und dann müssen wir seine Aufmerksamkeit auf etwas anderes lenken, die Blumen auf dem Tische, das Schlüsselbund, oder sonst etwas ebenso Bezauberndes. Das Kind merkt nicht, in welcher Weise es geleitet wird; wenn es das merkt, so ist unser Versuch durch unsere eigene Ungeschicklichkeit mißlungen; jedoch in sein Bewußtsein gedrungen ist der Begriff: „nein" heißt „nein", und sein Verlangen nach dem Verbotenen ist nicht durch ein Widerstreiten der beiderseitigen Willen gereizt worden. Späterhin, wenn der heranwachsende Knabe an dem verlockenden Schaufenster der Konditoreien stehen bleibt, wird er sein Verlangen, hineinzugehen, beherrschen können. Er wird wissen, daß gegen die Versuchung, etwas Unrechtes zu tun, die beste Hilfe darin besteht, seine Gedanken auf etwas Interessantes und Erlaubtes zu lenken. Außerdem wird sich der Eindruck einer bekämpften Versuchung mit den Fasern seines Charakters verwachsen und mit seiner Gehirnsubstanz verwebt haben. Es liegt auf der Hand, wie dies den Trieb zur Trunksucht und anderen leidenschaftlichen Begierden beeinflussen wird. —

In den Worten „Erziehung ist ein Leben" liegt für uns die Wahrheit, daß der Geist sich von Ideen, wie der Körper von physischen Lebensmitteln nährt. Wir dürfen ihn nicht verhungern lassen, sondern müssen ihm ein umfassendes Ideenmaterial als Nahrung darbieten. In England sind wir uns bewußt, daß unsere Schulpensen zu einseitig sind; ich glaube, daß in Deutschland der Schulunterricht einen ausgedehnteren Gedanken- und Interessenkreis umfaßt. Um nun diesem Spezialisieren in den Schulen entgegenzuwirken, muß das Elternhaus während der ersten Kinderzeit, wenn die Kinder uns so ganz angehören, und später neben der Schule, sie mit dem, was die Schule ihnen nicht gibt, dem Besten in Kunst, Musik und Literatur bekannt machen. Wir wirken auf die Eltern ein, daß sie ihren Kindern die besten Bilder zeigen, sie die beste Musik hören lassen, und ihnen die beste Prosa und die schönsten Dichtungen laut vorlesen. Wir sehen ein, daß zur wahren Erziehung viel mehr gehört, als das Einpfropfen von totem Leitfadenwissen über allerlei Gegenstände. „Erziehung" öffnet die Pforten, durch welche man in die Welt eintritt, sie stillt den angeborenen Hunger nach dem Großen und Guten.

Natürlich bleibt es trotz aller Prinzipien keine leichte Aufgabe, jedem neuen Fall gewachsen zu sein — das Kind ist, wie ich schon gesagt habe, eine kleine Persönlichkeit — wir haben mit einer menschlichen Seele zu tun, die ehrfurchtsvoller und zurückhaltender Behandlung bedarf. Unser Verein kann deshalb nicht darauf Anspruch machen, fertige Rezepte zu verteilen, wie man einen Menschen bildet; es wäre traurig, wenn er das tun wollte. Wir können unseren Mitgliedern nur unsere Grundsätze darbieten, die sie in ihrem eigenen Leben und in ihrem eigenen Heim ausarbeiten mögen. Selbst mit aller erworbenen Erkenntnis ist unser Amt das allerschwierigste, das es gibt. Wenn wir bei dem Werke, unsere Kinder für den Kampf des Lebens ausrüsten zu wollen, getrost und guten Mutes bleiben sollen, haben wir beständiges Gebet, beständige Liebe und beständige Geduld nötig. Dann dürfen wir vielleicht hoffen, daß die Welt durch unsere Arbeit und durch unser Streben ein wenig besser und glücklicher werden wird.

Digitized by Google

Marie Mellien †.

Nachdruck verboten.

Als die Sektion für soziale Fürsorgetätigkeit und Wohlfahrtseinrichtungen auf dem internationalen Frauenkongreß über Gefangenen-Fürsorge verhandeln wollte, erreichte sie die Nachricht, daß die eine der beiden deutschen Vertreterinnen dieses Gebietes, Fräulein Marie Mellien, durch den Tod an der Teilnahme, die sie zugesagt hatte, verhindert sei. Wie der Kongreß ein Gesamtbild der Frauenbewegung und der sozialen Frauenarbeit geben sollte, so bedeutet die Lücke, die der Tod in sein Programm gerissen hat, zugleich eine Lücke in dem großen Arbeitsgebiet, das die deutsche Frauenbewegung umfaßt, und wir dürfen sagen, eine Lücke, die nicht ohne weiteres wieder auszufüllen sein wird. Ist doch angesichts der immer noch so geringen Hilfskräfte, über die wir verfügen, jede Frau, die mit wirklicher Sachkunde und aufrichtiger Hingabe auf einem Einzelgebiet arbeitet und doch zugleich das Ganze der Bewegung geistig übersieht, von unschätzbarem Wert.

Eine solche Mitarbeiterin in unserer Sache war Marie Mellien. Von Haus aus Lehrerin, besaß sie ein außerordentlich vielseitiges Wissen und eine Menge ebenso lebhafter als ernster geistiger Interessen. Sie hat dadurch der Frauenbewegung in Berlin, wo sie als Schriftführerin des Berliner Frauenvereins lange Jahre tätig war, als auch dem weiteren Kreise der deutschen Frauenbewegung manchen Dienst geleistet. Durch Aufsätze und Broschüren, mit denen sie hier und da kräftig und klar in den Kampf für unsere Sache eingriff, ist sie von Anfang an für die Frauenbewegung in jenem historisch klarsichtigen, ruhig aufbauenden Sinne eingetreten, dem allein der wirkliche Fortschritt und der endliche Sieg unserer Sache sicher sein wird. Für Einzelgebiete der weiblichen Erwerbstätigkeit, den Apothekerberuf, die Stenographie, hat sie besonders gearbeitet. Der Vergangenheit der Frauenbewegung gehörte ihr lebhaftes Interesse, und sie hat in manchem kleinen Aufsatz besonders die Frauenbildungskämpfe des 18. Jahrhunderts beleuchtet.

Die Gefangenen-Fürsorge war nur eines, aber das hauptsächlichste der vielen Einzelgebiete, auf denen Marie Mellien tätig war. Und man kann wohl sagen, daß sie hier das Verdienst einer Pionierin nnd Bahnbrecherin beanspruchen darf. Sie hat es erreicht, daß in Berlin einer Kommission von Frauen des Berliner Frauenvereins seitens des Justizministeriums die Erlaubnis gegeben wurde, die weiblichen Gefangenen zu besuchen und sich während der Zeit ihrer Gefangenschaft ihrer anzunehmen, um dadurch die Vorbedingungen einer wirksamen Fürsorge nach der Entlassung zu schaffen. Unermüdlich hat sie als Mitglied und Leiterin dieser Kommission die einmal übernommenen Pflichten ausgefüllt und immer noch erweitert. Sie hat dann auch in all den Zweigen der sozialen Fürsorge gearbeitet, die mit dem Schicksal der Gefangenen, vor allem des jugendlichen Verbrechers, in irgend einer Weise in Beziehung stehen. Die Vereine gegen die Mißhandlung von Kindern, der freiwillige Erziehungsbeirat, alle die Vereine und Einzelpersonen, deren reger Tätigkeit wir die Einführung der Zwangserziehung verdanken, haben aus ihren Erfahrungen guten Rat und aus ihrer warmen Begeisterung für ihre Sache Mut und Zuversicht schöpfen können. Ein weites Gebiet menschlicher Hilfstätigkeit, echter Frauenarbeit, das ihre Interessen umspannten, muß nun ihrer stets bereiten Tatkraft, ihrer für jeden Schritt vorwärts leicht zu gewinnenden Initiative entbehren.

Ihre Arbeit auf diesem, wie auf allen anderen Gebieten wird aber unvergessen sein. Sie wird sich der Erinnerung aller derer, die hier wirkliches Interesse einsetzen, immer wieder aufdrängen aus den Erfolgen, die sie gehabt hat, aus dem Vergleich

Digitized by Google

zwischen dem, was einst war und was jetzt ist, aus der lebendigeren Aufmerksamkeit, der sachverständigeren Hilfe, die jetzt da eingesetzt wird, wo Marie Mellien die ersten Anregungen gegeben, die ersten Kräfte geworben hat. Und auch der weitere Kreis der deutschen Frauenbewegung wird ihren Namen in der großen Reihe derer aufbewahren, die durch gewissenhafte Arbeit unserer Bewegung die festen inneren Grundlagen schaffen halfen.

H. L.

Erwerbstätigkeit.

Königl. Handels- und Gewerbeschule für Mädchen zu Potsdam.

Nachdruck verboten.

Die seit länger als 10 Jahren in Potsdam bestehende Haushaltungs-, Koch- und Industrieschule der Fräulein Just ist anfangs April vom Staate übernommen und zu einer Königlichen Handels- und Gewerbeschule für Mädchen erweitert worden.

Die Schule ist die dritte ihrer Art in Preußen und in erster Linie dazu bestimmt, das Gewerbeschulwesen für Mädchen in den mittleren Provinzen unseres Staates zu fördern und seine Weiterentwicklung durch Ausbilden geeigneter Lehrkräfte vorzubereiten, wodurch sie den Rang einer Zentralanstalt gewinnt. Sie umfaßt Abteilungen für die Erlernung des Haushalts, für die Ausbildung in gewerblichen Berufszweigen und zu kaufmännischen Betrieben, sowie für die Ausbildung von Lehrerinnen an gewerblichen Mädchenschulen und verbindet also eine Reihe wichtiger Aufgaben, die der Frauenwelt teils neue Gebiete eröffnen, teils alte erhalten sollen.

Als vornehmsten und wichtigsten Unterricht stellt die Schule in ihrem Programm die Aneignung der zur Führung eines guten Hauswesens erforderlichen Fertigkeiten und Kenntnisse an die Spitze.

Die Ausbildungsdauer in der Haushaltungsschule beträgt ein Jahr; in dieser Zeit werden junge Mädchen gegen ein Schulgeld von 150 Mark für den ganzen Kursus im Kochen, Waschen, Plätten sowie in der Führung des Hauswesens unterrichtet und in den einfachen Handarbeiten, im Nähen, Stopfen, Maschinennähen 2c. angeleitet. Außerdem wird noch ein ergänzender Unterricht im Deutschen, Rechnen, Zeichnen, Gesang und Turnen nebst Belehrungen in der Gesundheitslehre, Kinder- und Krankenpflege erteilt.

Für jene Mädchen und Frauen, welchen die Gründung eines eigenen Hausstandes versagt bleibt, bietet die Schule die mannigfachsten Ausbildungsgelegenheiten in den verschiedensten praktischen Berufen.

So bestehen in der Gewerbeschule besondere Kurse für 1. einfache Handarbeit, 2. Maschinennähen und Wäscheanfertigung, 3. Schneidern, 4. Putzmachen, 5. Kunsthandarbeiten und Zeichnen, 6. Waschen und Plätten, 7. Kochen und Backen, 8. Zeichnen und Malen, über deren Unterrichtsdauer und das hierfür im einzelnen festgesetzte Schulgeld das Programm näheren Aufschluß gibt.

Für Mädchen, welche sich dem Handelsfache widmen wollen, ist eine Handelsschule mit zwei Abteilungen bestimmt, in welchen die Schülerinnen, je nach ihrer Vorbildung, entsprechende fachliche Unterweisungen erhalten. Zum Besuch der einen Abteilung, der Handelsschule, wird nur ein Alter von fünfzehn Jahren und Volksschulbildung verlangt; zum Besuch der anderen Abteilung, der höheren Handelsschule, muß das 17. Lebensjahr zurückgelegt sein und der erfolgreiche Besuch einer höheren Töchterschule bezw. Mittelschule nachgewiesen werden. Das Schulgeld für die erstere beträgt 50 Mark, für die letztere 70 Mark halbjährlich, die Kursusdauer selbst je ein Jahr.

Ebenso erfreulich ist es, daß mit der Schule ein Seminar zur Ausbildung von Handarbeits-, Koch-, Hauswirtschafts- und Gewerbeschullehrerinnen verbunden ist und damit noch eine andere Gelegenheit für Mädchen, sich zu einer sicheren Lebensstellung die Kenntnisse aneignen zu können, geboten wird.

Für auswärtige Schülerinnen besteht ein Pensionat, in welchem sie nicht nur ein angenehmes und gesundes Heim, sondern auch eine liebevolle und doch streng geregelte Erziehung finden. Der Pensionspreis beträgt 1000 Mark jährlich.

Anmeldungen werden im provisorischen Schulgebäude, Moltkestraße 4, entgegengenommen, desgleichen wird dort jede Auskunft erteilt.

Digitized by Google

Der Düsseldorfer Frauentag

wurde am 23. Juni von Frau Professor Krukenberg-Kreuznach, der Leiterin der Tagung, mit folgenden Worten eröffnet: Wir kommen von arbeitsreichen Tagen, dem großen internationalen Berliner Frauenkongreß; aber auch diejenigen blicken auf arbeitsreiche Tage zurück, welche die Düsseldorfer Versammlung vorbereiteten. Jedoch nicht als Mühe und Last wollen wir unser gemeinsames Tagen empfinden. Es ist das alte Vorrecht der Frau, auch die Arbeit durch Anmut und Schönheit zu adeln, es ist das Privileg des Rheinländers, auch am Alltag Feiertagsgewand anzulegen, in Feiertagsstimmung froh seine Pflicht zu erfüllen. Trägt doch auch die Natur in unseren rheinischen Landen leuchtend ein schönes Gewand, obwohl sie Werte hervorbringt, obwohl darin gearbeitet wird ebensoviel oder mehr noch wie in anderen Teilen unseres deutschen Vaterlandes. Freude und Schönheit nicht über Mühe und Arbeit zu vergessen, ist bei unserer Tagung besonders am Platze. Handelt es sich doch darum, für die Frau zwei Arbeitsgebiete umzugestalten, die sie in engste Fühlung bringen mit dem, was uns allzeit die beste Erquickung bedeutet, als Gärtnerin, als Landwirtin mit der Natur, als kunstgewerblich oder künstlerisch tätige Frau mit der Kunst. Gartenbau und Kunst haben sich in Düsseldorf zu einem Ganzen vereinigt, Gartenbau und Kunst suchen auch das Interesse der Frauen zu erwecken, suchen sie anzuspornen, sich in ihre Dienste zu stellen. Männer erbaten diese Versammlung. Lassen Sie uns zeigen, daß wir Frauen immer und ganz zur Stelle sind, wenn der Mann unserer zur gemeinsamen Arbeit für die Wohlfahrt und für die Veredelung unseres Volkes bedarf.

Nach einer Reihe von weiteren Begrüßungen hielt Frau Marie Wegner-Breslau einen sehr eingehenden Vortrag über: „Schul- und Arbeitergärten". Drei Gesichtspunkte seien es, welche Veranlassung geben, die Agitation für die Schulgärten aufzunehmen und die Errichtung von Arbeitergärten und Laubenkolonien in Stadt und Land zu befürworten: 1. Die enorme, viele Millionen umfassende Einfuhr von Obst und Gemüse nach Deutschland, 2. die mangelhafte Volksernährung und die Volksgesundheit in den Städten und 3. das Zuströmen der ländlichen Arbeiter, besonders der Frauen in die Städte und ihr Ersatz durch minderwertige Arbeitskräfte aus dem Auslande. Die Referentin forderte die Einführung von Schulgärten an jeder Schule, ihrer naturwissenschaftlichen, sittlich-erzieherischen, hygienischen und volkswirtschaftlichen Bedeutung wegen, damit zum Heile Deutschlands sich Roseggers Worte erfüllen: „Aus der Scholle sprießt die Kraft für den, der sie berührt und für die ganze Welt."

Die Vortragende erntete für ihre fesselnden Ausführungen lebhaften Beifall.

Frau Lang-Zweibrücken sprach hiernach über das Thema Alkohol und Obstverwertung. Sie wandte sich hauptsächlich an die Frauen; in ihren Händen liegt unsere ganze Zukunft, in ihrer Eigenschaft als Mütter haben sie den größten, weittragendsten Einfluß auf die kommende Generation. Um dem Alkoholgenuß zu steuern, tritt die Vortragende für alkoholfreie Getränke ein. Auch die Ernährungsweise müsse besser geregelt werden. Fleischspeisen reizen den Durst, an ihre Stelle müßten vornehmlich Gemüse und Obst treten. Hat sich erst überall die Erkenntnis Bahn gebrochen, daß gerade in der verschiedenartigen Verwertung des Obstes ein einträglicher Beruf der erwerbstätigen Frauen gefunden ist, so werden sich die gegenseitigen Interessen begegnen, und die heute aufgestellten Forderungen werden zu ihrem Rechte kommen. Ein leistungsfähiges, gesund empfindendes Geschlecht wird heranwachsen, das den Müttern danken wird, daß sie die Errungenschaften modernen Forschens allen alten Überlieferungen zum Trotz mutig in ihr Haus und in des Hauses Heiligstatt, die Kinderstube, getragen haben.

Fräulein Erdmann-Godesberg referierte über die neu zu errichtende Gartenbauschule für Frauen in Godesberg, deren Leitung sie übernehmen wird.

Darnach sprach Fräulein Auguste Förster-Cassel über die Ansiedlung der gebildeten Frau auf dem Land. Es handelt sich um eine Übertragung der Idee der Social Settlements auf das Land, zu der sie in der Nähe von Cassel einen Versuch gemacht hat.

Daran schlossen sich noch Vorträge von Fräulein de Leeuw-Holland über den Einfluß der Frau auf die Landschaftsgärtnerei und Fräulein Dr Castner über den Gartenbau in hygienischer und volkswirtschaftlicher Bedeutung.

Der zweite Tag der Verhandlungen gehörte der Stellung der Frau zur Kunst. Nach einer Rede in englischer Sprache der Mrs. Pauls, die die Sympathien des Frauen-Ackerbau- und Gartenbauvereins darlegte und in dessen Namen den Frauentag begrüßte, nahm Frau Direktor Frauberger das Wort zu ihrem Vortrag über die kunstgewerblichen Bestrebungen der Frauen. Die Vortragende verweist zunächst darauf, daß sie die Bedeutung des Wortes „Kunstgewerbe" nicht allzu eng begrenzt

Digitized by Google

auffassen könne, wie es im allgemeinen geschehe. Die Forderungen an Städte und Staat, den Frauen die Akademien und Kunstgewerbeschulen zu öffnen, müßten weiter ausgebaut werden. Schon heute ständen allerdings mehrere Schulen den Frauen offen; so in unserer Gegend die Kunstgewerbeschule in Elberfeld, die Textilschulen in Barmen, Krefeld und Rheydt und die von der Vortragenden geleitete Stickereischule in Düsseldorf. Es wäre aber sehr zu wünschen, wenn auch an kleineren Orten zweckentsprechende Schulen vorhanden wären. Wenn man den statistischen Auskünften nachgehe, so finde man, daß die Frau, wenn sie gründlich in irgend einem kunstgewerblichen Fache ausgebildet sein wolle, auch Gelegenheit hierzu habe. An diesem Willen fehle es aber noch vielfach. Während es bei dem Sohne selbstverständlich sei, daß er einen Beruf erwähle, würden bei dem Mädchen die besten Jahre durch Unterhaltung und Dilettantismus verschwendet. Es heiße aber auch bei der Tochter daran zu denken, für sich zu sorgen, und daß sie das, was sie lernt, so gründlich erlernt, daß es ihr später nützlich sein kann. Wenn es sich darum handele, ein junges Mädchen von Talent und wirklichem Ernst in das kunstgewerbliche Fach einzuführen, so sei vor allem der Besuch einer guten Zeichenschule, möglichst eines staatlichen Instituts, empfehlenswert. Da jedoch das Kunstgewerbe, mehr als die Kunst, in der Praxis eine große Handfertigkeit erheischt, so habe sich die junge Dame wohl zu prüfen, ob ihr Körper diese Arbeit auch aushält. Träfen diese Vorbedingungen zu, dann sei nur zuzuraten.

In der Diskussion erklärte sich Herr Professor Behrens für Zulassung der Mädchen zu allen staatlichen Ausbildungsanstalten.

Hierauf wurde Herrn Redakteur Freiherrn Karl von Perfall-Cöln das Wort erteilt zu einem Vortrag über „Die Erziehung der Frau zur Kunst". Der Redner betonte einleitend, daß er bei Behandlung dieses Themas von einem anderen Standpunkt ausgehe, als seine Vorrednerinnen. Er gehe aus nicht von der Frauenfrage, von dem Interesse der Frau, sondern von dem Interesse der Kunst; da ergebe sich ein anderer Gesichtspunkt, als wenn man die Frage von seiten der Frauenbewegung aufwerfe. Er spreche auch nicht über die Erziehung zur Künstlerin, sondern über die Erziehung zur Kunstpflege, zum Kunstverständnis. Selbstverständlich müsse die Frau an der Kunstkultur mitarbeiten. Dafür muß sie aber anders erzogen werden. In der Bildung der jungen Mädchen herrsche zu viel Dressur, dabei hätten sie keine Zeit, sich rechts und links die Welt anzusehen. Die Erziehung, namentlich der Geschichtsunterricht, der mehr die Kulturgeschichte umfassen soll, müßten anders gehandhabt werden. Der Umgang mit der Kunst solle jedoch nicht allein Modesache sein. Er solle etwas sein, was die Seele formt und glücklich macht, was insbesondere die Frau auf ihrem Lebenswege sehr notwendig brauchen kann. So könne auch eine edlere Form der Geselligkeit und höhere Anforderung an geistige Bildung erreicht werden.

Es wurde eine Resolution angenommen, nach der die zum Frauentag in Düsseldorf versammelten Frauen die Öffnung der staatlichen Kunstanstalten für notwendig halten, da die Privatanstalten das Studium verteuerten und erschwerten.

Alsdann sprach Frl. Ika Freudenberg-München über „Die soziale Bedeutung der Kunst". Die Rednerin ging aus von der Gründung des Goethebundes vor einigen Jahren anläßlich der lex Heinze-Bewegung. Damals habe man in München, wo die Wogen am höchsten gingen, der Frau nicht erlaubt, dem Bunde beizutreten, weil er ein politischer Verein sei, während man in Preußen den Frauen den Beitritt gestattet habe. Dem Geiste einer kunstfeindlichen Engherzigkeit sei viel besser von der menschlichen als von der politischen Seite beizukommen. Wenn man daran gehen wolle, Verständnis für echte Kunst und für Kunstwesen im Volke einzubürgern, dann könne man sich nicht auf die Mitwirkung der offiziellen Instanzen verlassen, sondern dann müsse man suchen dahin zu wirken, daß man im Volke der Kunst schon von Hause aus Gefühl und rechten Sinn entgegenbringe. Um ein solches Empfinden zu wecken, könne man aber nichts besseres tun, als sich der Mitwirkung der Frau zu versichern, die den Geist des Hauses diktiere. Aber gerade weil es lange geheißen, daß die Kunst Sache des Mannes sei, habe sie bis jetzt in Frauenkreisen nicht die volle Resonanz gefunden. Generationen hindurch hat die deutsche Frau sich selbst nicht genug tun können in der Unterdrückung ihres eigenen persönlichen Wesens. So hat auch die deutsche Frau für Kunst und Kunstwesen wenig tun können. Und doch sei eine Stärkung der sozialen Macht der Kunst im Augenblick eine Kulturaufgabe ersten Ranges. Die Industrie, die auf der einen Seite durch ganz neue Aufgaben die Kunst fördert und auf sie einwirkt, droht ihr auf der anderen Seite mit dem Untergang durch die Tendenz, immer mehr die menschliche Arbeitskraft durch die mechanische zu ersetzen. Die Massenfabrikation in der Kunst setze nur eine neue Lüge an die Stelle der alten. Die künstlerische Massenware habe rasch ihren Weg in das Deutsche Bürgerhaus gefunden. In Menge würden hier die Nippessachen angehäuft, statt durch Einfachheit und Echtheit zu glänzen. Im weiteren bedauerte die Vortragende das immer mehr zunehmende Verschwinden der Volkstrachten und das Verdrängen der einfachen Volksmusik durch die seelenlose Vollkommenheit der Musikautomaten, die in keinem Dorfe mehr fehlten. Das Abnehmen der volkstümlichen Kunst sei nicht das unwichtigste Kapitel von der sozialen Not der Gegenwart. Wenn die Politiker und Nationalökonomen recht behalten, so gehen wir in Deutschland einer ungeheuren Vermehrung der Volkszahl entgegen und zählen in etwa 20 Jahren 80 Millionen Einwohner. Diese werden sich in der Hauptsache auf die großen Städte und Industrie-Zentren zusammendrängen und der größte Teil wird heimatlos und von jeder Tradition losgerissen sein. Der Staat kommt dieser Entwicklung entgegen, indem er durch seine Schulen eine Gleichartigkeit erzielt. Aber Städte und Staat fangen bereits an einzusehen, daß sie noch mehr tun müssen, um zu verhüten, daß es nicht nur unterschiedslose Haufen von Menschen gibt, die nur verdienen sollen. Man muß ihnen Ersatz schaffen für die Freude an der Heimat; sie sollen nicht nur eine Nummer im Volksleben sein. Welche Macht wäre aber zu einer solchen Wirkung mehr berufen, als die Kunst? Daß man in der Kunst eine verheißungsvolle Möglichkeit besitze, die Unzufriedenheit zu bekämpfen, sei außer allem Zweifel. Die Familie des Arbeiters könne sich freilich keine

Digitized by Google

teueren Kunstwerke kaufen und schlechte solle sie sich nicht kaufen. Aber sie könne sich an ihnen erfreuen durch den Anblick in den Sammlungen, sich an ihnen ergötzen im Theater. Hierzu müssen Stadt und Staat ausreichende Gelegenheit bieten. So lerne auch der Arbeiter sein eigenes Dasein bedeutsamer einschätzen. Die Erinnerung an das Geschaute und Genossene sei das Beste, was die Kunst den größeren Kreisen ins Haus mitgeben könne. Man könne hoffen, daß so auf die Dauer auch das eigene Gefühl des Arbeiters wieder produziere. Bei all diesen Aufgaben gebühre der Frau ein Hauptanteil.

Säuglingsheim.

Schöneberg bei Berlin, Akazienstraße 7.

Einer der Hauptgedanken bei der Errichtung unseres Säuglingsheims war der, die Trennung des Kindes von der Mutter für die Dauer der ersten Monate, wenn tunlich der ersten Jahre, zu verhindern. Nach kaum dreimonatlichem Bestehen unserer Anstalt sehen wir zu unserer großen Freude, daß ein größerer Teil der scheidenden Frauen gewillt ist, die größten Opfer zu bringen, um nur mit ihren Kleinen vereint zu bleiben. Jede von ihnen fürchtet die Gefahren der heißen Sommermonate, müßte sie jetzt ihr Kind entwöhnen und dasselbe bei künstlicher Ernährung einer fremden Pflege anvertrauen. Den dringenden Fragen und Bitten dieser Mütter Folge gebend, haben wir beschlossen, ein Mütterheim zu organisieren, das in einer unmittelbar an unser Säuglingsheim anschließenden Wohnung eingerichtet wird. Dasselbe steht in sittlicher Hinsicht unter der strengen Aufsicht unserer Frau Oberin v. d. Osten, in ärztlicher unter der Kontrolle unseres Arztes, des Herrn Dr Lissauer, doch sei gleich hier ausdrücklich betont, daß dieses neue Heim keine Wohltätigkeits-, sondern lediglich eine Wohlfahrtseinrichtung ist, die sich durch die monatlichen Zahlungen ihrer Bewohnerinnen völlig selbst erhalten soll. Nur die erste Einrichtung müssen wir zu beschaffen versuchen. Für 6 Mütter und Kinder ist sie dem Mütterheim bereits geschenkt worden. Diese 6 Betten sind aber schon vergeben, und es sind noch mehr Meldungen von ausscheidenden Frauen vorhanden, die wir gern berücksichtigen würden, zumal der Platz für 12 Betten reicht. Unsere sehr dringende Bitte geht nun keineswegs um Geld, sondern dahin, die ausscheidenden Mütter der Säuglinge mit Arbeit zu versorgen, die es ihnen ermöglichen soll, das Kostgeld statutengemäß monatlich pränumerando zu bezahlen. Es sind Wäscherinnen, Plätterinnen, einfache Köchinnen, Näherinnen und Blusenschneiderinnen unter unseren Schützlingen, und wir wollen durch geeigneten Unterricht jede in ihrer speziellen Branche weiter ausbilden lassen. Meldungen und Bestellungen dieser gewiß in manchem Haushalt willkommenen Arbeitskräfte werden an das Säuglingsheim, Schöneberg, Akazienstraße 7 (Telephon: Amt IX Nr 5990) erbeten. Ebenso dankbar wären wir für jede Gabe an Einrichtungsstücken, wie alte Kinderwäsche und Kinderwagen, Betten, alte Bettwäsche, ausrangierte Schränke und Kommoden, Stühle und Tische, kurz alles was für eine einfache Wirtschaft nötig ist. Auf eine Postkarte hin werden die betreffenden Gegenstände sofort abgeholt.

Die moralische Tragweite dieser neuen Einrichtung liegt auf der Hand, und wir hoffen, daß sich wieder viele Gönnerinnen finden werden, die unseren Schützlingen den Kampf um das Dasein erleichtern und ihnen ihr Mutterglück erhalten helfen wollen.

Der Arbeitsausschuß des Säuglingheims.

Zur Frauenbewegung.

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* Den allgemeinen Wünschen sowohl der inländischen wie der ausländischen Teilnehmer des **Internationalen Frauenkongresses** in Berlin Rechnung tragend, hat der Vorstand des Bundes deutscher Frauenvereine als Organisationskomitee, entgegen seinem diesbezüglichen früheren Beschluß, nun doch die Herausgabe eines **Kongreßwerkes** in Aussicht genommen. Es sollen darin jedoch nicht die vollständigen Verhandlungen, sondern nur ausgewählte Referate der vier Sektionen und der allgemeinen Versammlungen zum Abdruck kommen. Das Werk wird im Verlag von Carl Habel-Berlin erscheinen und einen starken Band umfassen, dessen Preis sich voraussichtlich auf 5 Mark stellen dürfte, für Kongreßteilnehmer und Mitglieder von Bundesvereinen bei Subskription entsprechend billiger. Mit der Auswahl des Materials wurden die Sektionsvorsitzenden, mit der Redaktion die Bundesvorsitzende, Frau Marie Stritt, betraut. Das Werk wird voraussichtlich schon Anfang Herbst erscheinen.

* **Staatskinder oder Mutterrecht?** Unter dem Titel veröffentlicht die „Gegenwart" einen Artikel von Ruth Bré, in dem sie die Theorien ihrer Broschüre „Das Recht auf die Mutterschaft" propagiert. Man weiß nicht, worüber man sich mehr wundern soll, über die naive Unbildung, mit der die Verfasserin ihre kulturhistorischen Phantasien unentwegt weiter spinnt, oder über den Geschmack der Zeitschrift, die solchem Dilettantismus an die Öffentlichkeit hilft.

* **Lehrplan einer Reformschule für Mädchen.** Wir machen darauf aufmerksam, daß der von der

Digitized by Google

Sektion für höhere Schulen des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins veröffentlichte Lehrplan nunmehr in endgiltiger Fassung erschienen ist. Er ist von der Vorsitzenden der Sektion Frl. Poehlmann, Tilsit, Fabrikenstr. 41, zu beziehen.

* **Das Wahlrecht der Frauen für den Grafschaftsrat** wurde am 29. Juni im House of Lords verhandelt. Die von Earl Beauchamp eingebrachte Bill, die den Frauen dieses Recht, Mitglieder des Grafschaftsrates zu werden, sichern sollte, wurde mit 57 gegen 38 Stimmen abgelehnt.

* **Über die Tätigkeit der städtischen Sanitätsinspektorinnen** in Dundee, die auf Betreiben der Frauen von Dundee angestellt worden sind, enthält das Scottish Liberal Women's Magazine (Mai 1904) folgende interessante Mitteilungen: Die Sanitätsinspektorinnen sind seit dem Januar 1903 in Tätigkeit und haben in dem ersten Jahr 12 828 Wohnungen besucht, d. h. sie haben in den Armenvierteln der Stadt Haus bei Haus inspiziert. Ihre Aufgabe besteht hauptsächlich darin, die Frauen an Reinlichkeit, gute Luft und Schamgefühl zu gewöhnen. Sie fanden zuerst die beklagenswertesten Zustände, schmutzige Wände, schmutzige Lagerstätten, die manchmal nur aus einer eisernen Bettstelle mit einer schmutzigen Matratze und mit Lumpen zur Bedeckung bestanden; die Fenster konnten oft gar nicht geöffnet werden, weil man sie zugenagelt hatte. Sie setzten in solchen Häusern durch, daß die Wände so gestrichen wurden, daß man sie abwaschen konnte; sie verlangten, daß die Wohnungen gereinigt wurden, ehe neue Mieter einzogen. Sie versuchten zunächst, alle ihre Verbesserungen durch Überredung und guten Rat durchzusetzen und erst, wenn das versagte, berichteten sie an die Sanitätskommission, die dann durch ihre Beamten mit Zwang vorging. Eine besondere Einrichtung, die den Sanitätsinspektorinnen zu verdanken ist, ist die Säuglingsfürsorge; in über 200 Häusern fanden sie ganz kleine Kinder ohne Aufsicht; das älteste, das dazu bestimmt war, spielte auf der Straße, während das Kleine auf der kalten Treppe saß. Manchmal waren auch alte Frauen, die nicht imstande waren, für sich selbst ordentlich zu sorgen, mit der Aufsicht über drei oder vier Kinder beauftragt. Die Kinder lagen auf dem schmutzigen Fußboden oder in einer schmutzigen Wiege; ihre Flaschen waren oft mit saurer Milch und kaltem Tee oder Haferschleim gefüllt. Manchmal bestand auch die Nahrung der Säuglinge in eingeweichtem Brot, das die Mutter am Morgen vorbereitete, ehe sie zur Arbeit ging. In vielen Fällen hatten die Sanitätsinspektorinnen die Flaschen selbst zu reinigen. Auch als eine Unterstützung der Schule haben diese Besuche der Sanitätsinspektorinnen sich bewährt; es war ein sehr häufiges Erlebnis, daß man sechs oder sieben schulpflichtige Kinder unter dem Bett fand, die die Sanitätsinspektorinnen für Beamten der Schulbehörde gehalten hatten. Meist versuchten die Sanitätsinspektorinnen überall, wo sie vernachlässigte Kinder fanden, die Familien noch einmal Abends aufzusuchen, wenn die Eltern zu Haus waren. Sie verteilten Flugblätter des Gesundheitsamtes über die Vorkehrungen bei Masern, Diphtheritis und Tuberkulose und versuchten vor allen Dingen, die Mütter über die Erfordernisse der Säuglingsernährung aufzuklären.

So haben sich die Sanitätsinspektorinnen als ein sehr wertvolles und nützliches Organ der öffentlichen Fürsorgetätigkeit erwiesen und die Vermittlung zwischen Behörde und Publikum ist gerade in ihren Händen ganz ausgezeichnet aufgehoben.

* **Die Zulassung der Frauen zu öffentlichen Ämtern in Ungarn** ist bis jetzt durch keinerlei gesetzliche Bestimmungen beschränkt; es kommt nur darauf an, daß die Frauen im einzelnen Fall mit ihren Ansprüchen und Bewerbungen hervortreten. So beschloß das Komitat Bihar, unter das Verwaltungspersonal Frauen als Subalternbeamte aufzunehmen. Das Ministerium genehmigte diesen Beschluß mit dem Hinweis darauf, daß eine gesetzliche Bestimmung wohl deshalb nicht getroffen sei, weil damals noch niemand daran dachte, die Frauen überhaupt in Betracht zu ziehen; nichtsdestoweniger könne ein solches Hindernis jetzt nicht konstatiert werden, und die Frage sei nur nach Zweckmäßigkeitsgründen zu entscheiden. Im Ackerbau-Ministerium sind Frauen schon seit längerer Zeit in ähnlichen Stellungen tätig. Das Gehalt, das ihnen im niederen Verwaltungsdienst in Aussicht steht, beträgt 1400 bis 3200 Kronen mit Wohnungsgeld und Pensionsberechtigung. Da auch die Zulassung von Frauen zu höheren Staatsämtern durch keine gesetzlichen Bestimmungen ausgeschlossen ist, so wird auch hier, wenn erst einmal eine genügende Anzahl qualifizierter Frauen vorhanden ist, ihre Mitarbeit sich vielleicht ohne Schwierigkeiten erreichen lassen.

* **Totenschau.** In Paris starb Marie Laurent, die ehemals berühmte Pariser Schauspielerin und zugleich eine der Vorkämpferinnen für Wohltätigkeitsbestrebungen in der Schauspielerwelt. Marie Laurent ist sehr alt geworden: fast 80 Jahre. So gibt es verhältnismäßig nur wenige, die sich noch ihrer Glanzzeit erinnern, und doch hat sie lange Jahre hindurch das Pariser Publikum hingerissen. Sie spielte vom Gretchen im „Faust" und der Agrippina,

Digitized by Google

in dem „Britannicus" des Racine bis zu Zolas „Thereſe Raquin" alles, was die Bühne ihrer Zeit an großen Aufgaben bot — und ſie konnte es ſpielen. Marie Laurent war mit dem Kreuz der Ehrenlegion dekoriert und trug die akademiſchen Palmen.

Berichtigung.

In dem Artikel

„Die Imkerei als Frauenerwerb"

(Julinummer der Frau) lies S. 628, Spalte 2, 19. Zeile von oben Reformbeinkleid ſtatt Reformkleid.

Bücherschau.

„Das ſchlafende Heer". Roman von Clara Viebig. Egon Fleiſchel & Co. Berlin 1904. Ein neuer Roman von Clara Viebig hat ein ſtarkes, wie ſoll man ſagen, biographiſches oder pſychologiſches Intereſſe für jeden, der die merkwürdig raſche und glückliche Entwicklung ihrer Kunſt verfolgt hat. Dieſe Entwicklung beruht vor allem in einer Einſchulung ihres Auges auf ausdrucksfähige, charakteriſierende Einzelheiten, auf die Mittel packender Darſtellung. Auf dieſem Wege, von außen, durch die wachſende Treue und Schärfe des Sehens, iſt es Clara Viebig gelungen, ihren Geſtalten ein immer ſtärkeres Relief zu geben, ein Relief, das auch ſeeliſche Eigenart kräftiger wiedergibt. Immerhin hat dieſe mehr auf ſcharfer äußerer Beobachtung, als auf tiefſtem inneren Miterleben beruhende Seelenkunde ihre Grenzen. Glänzend erfaßt ſie den Typus, einfach konſtruierte Naturen, primitive Menſchen. Die Verſenkung in labyrinthiſche Seelentiefen iſt ihr verſagt. Clara Viebig hat ein ſicheres künſtleriſches Selbſtbewußtſein: ſie baut das Feld an, auf dem ihr die ſchönſten Früchte reifen können. Wieder iſt es ein Kulturbild, das ſie gibt. Auf großem hiſtoriſchen Hintergrund ſpielt das politiſche Drama der Gegenwart: der Kampf um die Oſtmarken. Aus dieſem Kampf — und nur aus ihm — kommen ihren Helden ihre Schickſale: der rheiniſchen Bauernfamilie, die von der Anſiedlungskommiſſion in die unendliche Ebene gelockt iſt, dem deutſchen Edelmann, der auf dem Boden, unter dem nach polniſcher Sage das ſchlafende Heer auf den Tag der Rache wartet, einen ſchwer zu behauptenden Poſten verteidigt und die Hand an der Fahne fällt. Wie in der „Wacht am Rhein", ſo iſt auch hier das Elementare, das den Raſſencharakter ausmacht, meiſterhaft aufgefaßt und wiedergegeben. Und meiſterhaft iſt es, wie die Eigenart der Landſchaft mit dem Volksleben, das ſich in ihr abſpielt, zu einem einheitlichen Bilde verſchmilzt. — In dem dicken Bande iſt nicht alles gleichmäßig durchgeführt. Es finden ſich Szenen, die ein wenig auf den Effekt herausgearbeitet ſind — eine Erſcheinung, zu der ein ſo ſtarkes, plaſtiſches Talent leicht verleitet. Einen Fortſchritt gegen den kulturgeſchichtlichen Roman, der ſich faſt unwillkürlich zum Vergleich darbietet, gegen „die Wacht am Rhein" hat Clara Viebig in der Kompoſitionstechnik erreicht. Die innere Geſchloſſenheit des ſehr umfangreichen Ganzen iſt vollkommen. Und ſo reiht ſich der Roman, dem das ſtoffliche Intereſſe vermutlich große äußere Erfolge ſchaffen wird, ſeinem äſthetiſchen Werte nach in die Entwicklung der Künſtlerin auch als ein innerer Erfolg ein. — Den Wunſch freilich, daß Clara Viebig ihr großes Talent einmal durch ruhigere Arbeit in einer noch tieferen und echteren Leiſtung zur Geltung bringen möchte, kann man nicht ganz zum Schweigen bringen, wenn man die Reihe ihrer ſo ſchnell aufeinanderfolgenden Werke von 1896 bis heute überſchaut.

„Richard Feverel". Eine Geſchichte von Vater und Sohn, von George Meredith. Autoriſierte Überſetzung von Julie Sotteck. Berlin 1904. S. Fiſcher Verlag. Eins der intereſſanteſten Bücher der modernen engliſchen Literatur iſt durch dieſe Überſetzung einem größeren deutſchen Publikum zugänglich gemacht. Richard Feverel iſt eine Satire in jenem eigentümlichen, bedeutenden Stil, der die Satire nicht nur als geiſtreiches Spiel oder als Stimmung, ſondern als ein Stück Weltanſchauung, eine Philoſophie wiedergibt. So iſt ſie ein beſonderes Element des engliſchen Geiſtes von Shakeſpeare bis Swift, Sterne, Peacock, Thackeray. Meredith zeigt dieſes Element in der Verſchmelzung mit modernem pſychologiſchen und äſthetiſchen Empfinden. Seine Menſchen ſind weniger einfach, als die Helden von Dickens und Thackeray: ſie ſind menſchlicher in dem Ineinandergreifen von Leidenſchaften und Gedanken, Berechnung und geheimer Willkür, Sinnlichkeit und Kultur. Der ſchon 1859 erſchienene Roman iſt ein Seelendokument, das den Menſchen der Jahrhundertwende noch ganz verwandt iſt. Es dem deutſchen Leſer nahe zu bringen, wird ſicher der ausgezeichneten Überſetzung gelingen, die das Kapriziöſe, Schillernde, Leichte mit feinem Verſtändnis wiedergegeben hat. Übrigens iſt es ſehr intereſſant zu beobachten, wie dem Roman der Stil einer um ein halbes Jahrhundert fortgeſchrittenen literariſchen Entwicklung zugute kommt. Die deutſche Sprache der fünfziger Jahre hätte ſich kaum den beſonderen Nuancen des Meredith gewachſen gezeigt, die der Jahrhundertwende iſt es vollkommen.

„Gottfried Keller" von Ricarda Huch. Verlag von Schuſter und Löffler, Berlin und Leipzig. In einer Sammlung von kleinen Monographien, die ſämtlich von Dichtern über Dichter geſchrieben ſind, ſpricht Ricarda Huch von ihrem Meiſter Gottfried Keller. Sie iſt als ſeine Jüngerin ſelbſtändig geworden, ſie hat ſeine Eigenart in vollſtem Maße durch ihre überwunden, ſo daß ſie nun ganz beſonders vorbereitet iſt, das Weſen des Züricher Meiſters reflektierend zu erfaſſen und darzuſtellen. Das kleine Buch iſt weniger eine Biographie, als ein Eſſay über Gottfried Keller als Künſtler. Gibt doch auch ſein Leben, das nach einer an Verſuchen und Unternehmungen reichen Jugend in

Digitized by Google

ein stilles, gleichförmiges Geleise einmündete, weniger Stoff zur literarhistorischen Analyse, als seine dichterische Persönlichkeit, die mehr als bei vielen anderen Künstlern sich von dem, was er im Leben war, löst. Was Ricarda Huch, die als Künstlerin so viel weicher und sensitiver, man möchte sagen romantischer ist, an Gottfried Keller ganz besonders anzieht, ist seine kernige Kraft und die sichere Gesundheit seiner Lebensauffassung, die ihm für die Betrachtung aller menschlichen Dinge eine so unerschütterliche künstlerische Basis gibt. Dieser Zug in Kellers Persönlichkeit beherrscht die ganze kleine Studie, die auch in der schönen, von aller Effektsucht so merkwürdig befreiten Sprache der Ricarda Huch sich dem Meister gewachsen zeigt.

„Bauernstolz". Dorfgeschichten aus dem Weserlande von Lulu von Strauß-Torney. Verlag von Hermann Seemann Nachf., Leipzig. Es ist ein Stück Heimatskunst, das die Verfasserin in dem kleinen Novellenbande bietet. Von den Bauern des Weserlandes erzählt sie, die mit ihrer Volkstracht eine urwüchsige Eigenschaft länger bewahrten, als manch anderer deutscher Stamm, die mit schweren Schritten selbstbewußt und eigensinnig über die schwere Scholle schreiten, — von Konflikten, die sich aus den primitiven, elementaren Charakterzügen jener Menschen und aus den starren und unumstößlichen Formen ihres Lebens ergeben. Man merkt es, daß die Verfasserin in dem Lande zu Hause ist, über das sie schreibt. Nicht nur die Echtheit des niederdeutschen Dialektes, sondern auch jenes schwer definierbare je ne sais quoi, das der Darstellung von Menschen und Landschaften ihre ganz besondere Echtheit gibt, macht den Novellenband zur Heimatskunst im besten Sinne des Wortes. Nehmen wir hinzu, daß die Dichterin, die in der Ballade schon Gutes geleistet hat, die Knappheit und Plastik besitzt, die die Novelle im besonderen Maße erfordert, so ist die kleine Sammlung ein in jeder Hinsicht erfreuliches Zeichen der werdenden Frauenkunst.

„Die Psychologie der Frau". Vortrag, gehalten auf der Generalversammlung des Deutsch-evangelischen Frauenbundes zu Bonn von Marie Martin. Verlag von B. G. Teubner, Leipzig 1904. — Ein so schwieriges Gebiet, wie der seelische Geschlechtscharakter bei Mann und Weib, ein Gebiet, auf dem alle Urteile noch keineswegs den Wert wissenschaftlicher Ergebnisse beanspruchen dürfen, eignet sich sicherlich in mancher Hinsicht wenig dazu, in einer kurzen Abhandlung und vielleicht noch weniger, in einem Vortrage behandelt zu werden. Erkennt man diese Schwierigkeit an und nimmt man zugleich an, daß auf diesem Gebiete die feinsinnige Intuition vorläufig noch eine gewisse Berechtigung hat, so muß man zugeben, daß Marie Martin ihre Aufgabe gut gelöst hat. Eine besondere Geschicklichkeit des populären Ausdrucks hat ihr geholfen, ihre Aufgabe zu bewältigen. So wird der Vortrag auch als gedrucktes Wort manche Anregung geben, auf die unverrückbaren psychologischen Richtlinien alles Frauenseinflusses hinweisen und manche Verschwommenheit zu klären imstande sein. Nur die Thesen, die dem Vortrag nachgestellt sind, möchte man beseitigt wissen. Einmal treten solche Leitsätze mit dem Anspruch wissenschaftlichen Wertes auf, ein Anspruch, der auf diesem Gebiet eben noch nicht gestellt werden darf — und andererseits bekommen die selbstverständlich subjektiv und aus individueller Lebenserfahrung und Lebensanschauung gewonnenen Gedanken des Vortrages durch solche Zusammenfassung in Thesen etwas Starres, Dogmatisches, das zu den feinen seelischen Werten, die hier in Frage gezogen werden müssen, zu den vieldeutigen psychischen Erscheinungen, die hier in Betracht kommen, wenig passen will.

„Das Seidene Buch". Eine lyrische Damenspende von Otto Julius Bierbaum. Mit 12 Vollbildern von Hans Thoma und Ornamenten von Peter Behrens. In Seide gebunden 6 M. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. Die sehr apart ausgestattete Sammlung ist eine Art lyrisches Tagebuch. Die leichtflügeligen Verse Bierbaums tragen uns durch den Jahreslauf. Sie jubeln dem neuen Jahre entgegen, sie beten in der Christnacht, sie lachen und weinen mit uns über allerlei menschliches Erleben und kämpfen mit uns die fröhlichen Kämpfe der Zukunftsicheren. Die Auswahl zeigt Bierbaum von der liebenswürdigsten Seite. Allerlei Bilder nach Thoma gesellen sich den Liedern aufs beste, und der äußere und innere Schmuck des Buches nach Entwürfen von Peter Behrens vervollständigt den einheitlich originellen und frischen Eindruck des Ganzen.

„In Stellung". Von Marie Trommershausen. Verlag von C. A. Schwetschke & Sohn. Das, worauf es der Verfasserin ankommt, verrät sich im Titel; künstlerisch ziemlich wertlos, bietet der Roman doch ein lebensvolles und wirklichkeitstreues Bild von dem Dasein der sogenannten „Stütze", die als Tochter einer gebildeten Familie nichts gelernt hat und nun plötzlich auf sich selbst angewiesen, den bekannten dornenvollen Weg einer Fräuleinexistenz zu suchen hat. So hat das Buch ein nicht geringes soziales Interesse, das ihm vielleicht im rein sozialen Sinn eine gewisse Wirkung sichert, wo lehrhafte Abhandlungen und Mahnungen nichts zu fruchten pflegen.

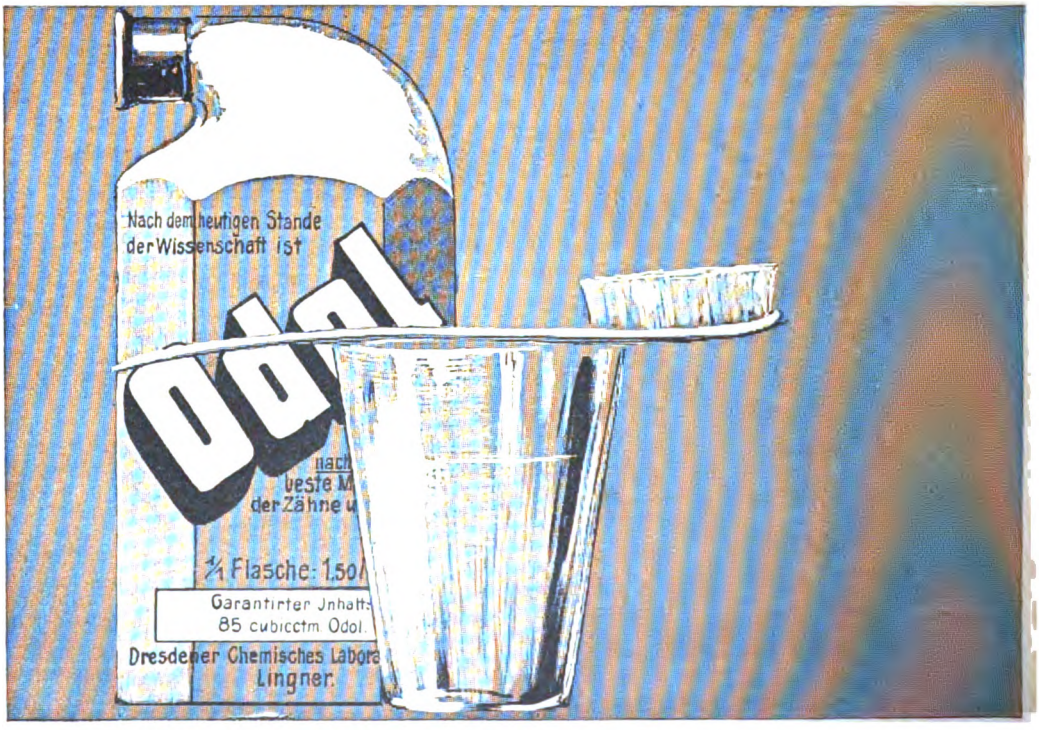
„Deutsche Volksabende". Ein Handbuch für Volksunterhaltungsabende von Dr Paul Luther. Verlag von Alexander Duncker, Berlin W. (Preis geh. 3 Mark, geb. 4 Mark). Das Buch wird jedem, der sich mit den Volksbildungsbestrebungen beschäftigt, wertvolle Dienste leisten können. Es enthält zuerst eine kurze Darstellung der Grundsätze, die den Verfasser bei der Einrichtung von Volksunterhaltungsabenden geleitet haben, Grundsätze, von durchaus liberalem und gesundem Geiste durchweht. Die Volksunterhaltungsabende sollen nicht in den Dienst irgend welcher besonderen, sei es kirchlichen, sei es im engeren Sinne moralischen Bestrebungen gestellt werden. Das Künstlerische, der Genuß soll durchaus im Vordergrunde stehen. Das zeigen dann deutlich die Programme von Volksunterhaltungsabenden, die der Verfasser des Buches im zweiten Teil veröffentlicht. Unter einem gemeinsamen Gesichtspunkt werden sowohl dichterische als musikalische Darbietungen ausgewählt; bevorzugt ist dabei die moderne Dichtung. Z. B. heißt die Überschrift eines Abends „Auf wogender See". Das Programm umfaßt folgendes: König Haralds Rosse: Wildenbruch. — Aus Sturm und Not: Julius Wolff. — Bö: Liliencron. — John Mayard:

Digitized by Google

Fontane. — Jan Bart: Fontane. — Bei Nacht auf fremdem Meere: Wildenbruch. — Lebende Bilder aus dem Seemannsleben. — Arie aus Hans Heiling. — Am Meer: Schubert (Solo). — Die Himmel rühmen: Beethoven. Sechs altniederländische Volkslieder (Chor). Auf, Matrosen, die Anker gelichtet (gemeinsames Lied). Das kleine Beispiel mag genügen, um die Vielseitigkeit dieser Programme zu zeigen. Der Hauptteil des Buches gibt dann eine Auswahl von Material für Unterhaltungsabende: Prosastücke und Gedichte von Gerhard Hauptmann, Hugo von Hofmannsthal, Gottfried Keller bis zu Marie von Ebner-Eschenbach, Annette von Droste, Anna Ritter, Marie Croissant-Rust. Wir können das Buch nur allen, die in dieser Sache arbeiten, aufs wärmste empfehlen.

„Das letzte Kind". Von Hermann Stehr. S. Fischer Verlag, Berlin 1903. Die lichte Schönheit der Seele und die grobe und grausam dürftige Alltagswirklichkeit, in der Angst und Tod herrscht — das ist der Gegensatz, der den Künstler ergriffen hat. Maeterlinck und der Dichter des „Hannele" stehen der Dichtung gleich nahe. Das letzte Kind des armen Schneiders stirbt. Das Hier und das Dort, die Welt der darbenden Sorge und die Welt des himmlischen Friedens ringen um die kleine Seele. Der Todesengel legt schon seine Hand auf die gequälte kleine Gestalt; die Mutterliebe aber reißt ihr letztes Kleinod immer wieder zu sich in ihr eigenes armes Leben, bis den himmlischen Boten das Mitleid überwindet und er beide erlöst. Diese unfaßbaren seelischen Vorgänge an der Schwelle von Zeit und Ewigkeit hat Hermann Stehr mit eigenartiger künstlerischer Kraft gestaltet. In der mit kräftigem Naturalismus gezeichneten armen Schneiderstube mit dem dürftigen Schneider und der platten Frau Nachbarin gewinnen die halb visionären Seelenerlebnisse der Mutter Gestalt und Wesenheit. Eine zweite, lichte und reine Welt mitten in der alltäglichen, mit eigenem klaren Leben, tut sich auf — nicht wie im „Hannele" nur das Traumland des sterbenden Kindes. An Olive Schreiner fühlt man sich erinnert, und etwas Allegorisches kommt in die Dichtung hinein. Mag das in künstlerischem Sinne eine gewisse Uneinheitlichkeit in sich schließen — die kleine Prosaerzählung ist doch Zeugnis einer starken und eigenwüchsigen dichterischen Begabung.

„Paul Heyse, Novellen". Wohlfeile Ausgabe. 60 Lieferungen à 40 Pfg. Alle 14 Tage eine Lieferung. Verlag der J. G. Cotta'schen Buchhandlung Nachf. G. m. b. H. in Stuttgart und Berlin. Im Anschluß an die soeben vollständig gewordene wohlfeile Ausgabe von Paul Heyses Romanen beginnt die Cottasche Buchhandlung nun auch mit der Herausgabe einer Novellenserie, welche etwa siebzig Novellen Paul Heyses in einer wohlfeilen Lieferungsausgabe den weitesten Kreisen zugänglich machen soll. Die Sammlung ist auf zehn, von dem Dichter selbst zusammengestellte Bände berechnet und wird u. a. auch seine „Troubadournovellen", das „Buch der Freundschaft", sowie zwei Bände „Italienische Novellen" enthalten, also gerade die Schöpfungen, durch welche Heyse seinen Ruhm als Meister der Novelle begründet hat. Daß Heyse auch in der Gattung, in der er als Klassiker gelten darf, der Hausbibliothek zugänglich gemacht wird, ist warm zu begrüßen.



Digitized by Google

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift vom Geh.-Rath Professor Dr. O. Liebreich, beseitigt binnen kurzer Zeit **Verdauungsbeschwerden, Sodbrennen, Magenverschleimung,** die Folgen von Unmäßigkeit im Essen und Trinken, und ist ganz besonders Frauen und Mädchen zu empfehlen, die infolge Bleichsucht, Hysterie und ähnlichen Zuständen an nervöser **Magenschwäche** leiden. Preis ½ Fl. 3 M., ½ Fl. 1,50 M.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und Drogenhandlungen.

Man verlange ausdrücklich Schering's Pepsin-Essenz.

Das neuerrichtete **Lehrerinnenheim in Darmstadt,** ein mit allen Bequemlichkeiten ausgestatteter Bau mit schönem Garten, nimmt als Passanten auf: Lehrerinnen, je nach Wahl der Zimmer für 3—3,50 Mark den Tag, andere Damen für 4—4,50 Mark. Darmstadt bietet als Kunststadt und durch seine herrliche Waldumgebung im Winter wie im Sommer angenehmen Aufenthalt.

„Cottasche Handbibliothek". Hauptwerke der deutschen und ausländischen Literatur in billigen Einzelausgaben. Nummer 83—97. Stuttgart und Berlin, Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger, G. m. b. H. Von der „Cottaschen Handbibliothek" ist soeben eine Anzahl weiterer Nummern erschienen, deren Auswahl als eine sehr glückliche bezeichnet werden kann. Wieder hat eine Reihe von Werken, deren Verlagsrecht dem Cottaschen Verlage ausschließlich zusteht, Aufnahme gefunden und ist nun zu außerordentlich billigen Preisen bei guter Ausstattung zu haben. So wird Berthold Auerbachs „Edelweiß" in einer neuen wohlfeilen Ausgabe geboten, eine Auswahl aus verschiedenen Werken Rudolf Baumbachs, eine sehr gute Übertragung von Molières Lustspiel „Die gelehrten Frauen" durch Ludwig Fulda, Gottfried Kellers Erzählung „Pankraz der Schmoller" und Adolf Wilbrandts Beitrag „Novellen aus der Heimat", Werke von Hebbel, Schiller und Schopenhauer, endlich eine neue Ausgabe von Goethes Unterhaltungen mit dem Kanzler Friedrich von Müller, herausgegeben von C. A. H. Burkhardt.

„Die Tiere der Erde". Von Prof. Dr W. Marshall. Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart.

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,

Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Hessling Vorsteherin. 1—2, Freitags 1—4.

Damen, die sich **Studiums** halber (auch vorübergehend) in **Berlin** aufzuhalten gedenken, finden **Zimmer mit u. ohne Pension** bei Frau **Seemann,** Königgrätzerstr. 82 III l.

Der Vereinsbote,

Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Steppdecken

kauft man am preiswert. **nur direkt** in der Fabrik **72 Wallstraße 72,** wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. **B. Strohmandel, Berlin S. 14.** Illustr. Preiskatalog gratis.

Das Rote Kreuz Bayern,

München, Oberin Schw. v. Wallmenich, nimmt kath. u. evg. Deutsche 19—35 J. auf z. **Krankenpflege, Kinderbewahrung** u. zugehöriger Verwaltung (Bureau, Küche, Wäscherei, Näherei u. ganze **Oberleitung).** Theor. u. prakt. Ausbildung; 236 Schwest. Ethische u. materielle Vorteile e. wohl fundierten Genossenschaft u. doch größtmögliche persönl. Selbstbestimmung.

Frauentrost

Gedanken für Männer Mädchen und Frauen

4. Abdruck. 7—9. Tausend

Mk. 1.80

leicht gebunden in den Buchhandlungen auch zur Ansicht.

Ein feines und reines Buch, das für die Befreiung des Weibes im Weibe eintritt.

Verlag C. H. Beck, München.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, **Berlin SW., Hallescheſtr. 17,** I, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk. an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen d. Herrn Pastor **Schmidt, SW.,** Yorkstr. 66 I und Herrn Pastor **Plenz, SW.,** Teltower Str. 21 III.

Fr. **Selma Spranger,** Vorsteherin.

Digitized by Google

Leiden Sie an Raummangel?

Dann fordern Sie sich gratis und franko Preisliste I über Jaekel's berühmte, mühelos zusammenlegbare „Schlafe patent"-Möbel in allen Formen.
☞ Unentbehrlich in Familien, Hôtels, Pensionaten usw

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabriken,

BERLIN, Markgrafenstrasse 20. MÜNCHEN, Blumenstrasse 49.

Das hübsche populäre Werk ist jetzt bis zur 32. Lieferung, d. h. zum Abschluß des 2. Bandes fortgeschritten. Wir weisen alle, die naturwissenschaftliche Neigungen haben, auf die frischen Darstellungen des Werkes hin.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Anders-Krüger, Herm. Der Weg im Tal. Roman in drei Büchern. Verlag von Alfred Janssen. Hamburg 1903.

Balzac, H. de. Physiologie der Ehe. Übertragen von H. Conrad. Inselverlag. Leipzig 1903.

Böhm, Dr Friedr. Das Kind im ersten Lebensjahre, dessen Pflege und Krankheiten. Siebente vermehrte Auflage. Verlag von Theodor Lampart. Augsburg 1904.

Originalrezept. — Leber-Kartoffeln. — 6 Personen, 1½ Stunden. Eine Kalbsleber wird mit Salz und Suppengrün ½ Stunde gekocht, dann herausgenommen, von Haut und Sehnen befreit und fein gehackt. In einer Kasserolle läßt man Butter zergehen, gibt die Lebermasse nebst einer feingehackten Zwiebel, etwas Fleischbrühe, Salz und Pfeffer dazu und läßt sie gut durchdünsten. Unterdessen hat man einen Suppenteller voll Kartoffeln in der Schale gekocht, abgezogen und abgerieben, vermischt sie mit 4 zerquirlten Eiern und 10—12 Tropfen Maggi's Würze mit der Leberfarce, füllt die Masse in eine mit Butter ausgestrichene und mit geriebener Semmel ausgestreute Form und läßt im Ofen 30—35 Min. backen.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

1. Für eine bestrenomm. Schule in Hansastadt wird zum sofortigen Antritt, event. auch später, eine gut empfohlene, ers. Oberlehrerin gesucht für Religion und Geschichte. Gehalt 1600—3000 Mark. Pensionsberechtigung.

2. Für eine Schule in Schlesien wird zum 1. 8. 04 eine evang. oder kath., gepr. Lehrerin gesucht. Gehalt nach Dienstalter. Angenehme Stellung.

Die armen Handweber Thüringens offerieren:

Reinleinene Damast-Tischdecken

mit dem eingewebten Kyffhäuser-Denkmal Kaiser Wilhelms des Grossen.

Grösse mit geknüpften Fransen 170×170 cm.
Preis Mk. 10.—.

Tischdecken

mit reizender Kante und mit eingewebter Wartburg

mit Fransen 175 cm lang und 150 cm breit.
In Reinleinen **Mk. 12.—**, in Halbleinen **Mk. 11.—**.

Altthüringische Tischdecken

mit der Wartburg eingestickt.

Grösse 160×160 cm. **Preis Mk. 10.—.**

Altthüringische Tischdecken

mit Sprüchen eingewebt.

Grösse 160×160 cm. **Preis Mk. 8.—.**

Altthüringische Tischdecken

mit geknüpften Fransen.

Grösse 160×160 cm. **Preis Mk. 6.—.**

Diese Decken aus dem allerbesten Material und in wunderhübschen Farbenstellungen verfertigt, sind ein würdiger Schmuck für jedes Zimmer. Wir bitten herzlich um gütige Aufträge, gilt es doch, einer notleidenden Arbeiterklasse Arbeit und Brot zu verschaffen.

Thüringer Hand-Weber-Verein zu Gotha.

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar

(vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in **Kassel.**

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt, Lauterberg (Harz).

Sanat. für **Nerven-, Frauen-, chr. innere Krankheiten, Erholungsbedürftige, erweitert und neu eingerichtet. S.-R. Dr. Otto Dettmar.**

Lehrerinnen-Kurse

der

Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin.

SW., Tempelhofer Ufer 2.

Theoretische Fächer: Pädagogik der Fortbildungsschule. Psychologie. Volkswirtschaftslehre. Die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reichs. Verfassungsrecht.

Kaufmännischer Fachkursus: Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Handelsrecht, französische und englische Handelskorrespondenz, Stenographie, Maschineschreiben u. s. w.

Gewerblicher Fachkursus: Wäschenähen, Schneidern, Putzmachen, Kunsthandarbeit, Kostümzeichnen.

Beginn: Montag, den 10. Oktober. Nachmittagsunterricht.

Sprechstunde: Mittwoch 5—6. Ausführliche Lehrpläne in der Anstalt.

Der Vorstand.

Digitized by Google

3. Gesucht zum 1. 10. 04 für eine evang. Schule in Pommern erfahrene, gepr. Lehrerin. Engl. od. Franz. im Ausland erlernt Bedingung. Gehal. 800—1000 Mark bei freier Station Pensionsber. in Aussicht.

4. Für eine höh. Privatschule in Universitätsstadt wird zum 1. 10. 04 eine Oberlehrerin für Deutsch und Geschichte oder erfahrene, gut empfohlene gepr. Lehrerin gesucht. Ordinariat der I. und II. Klasse 12—20 Std. wöchentlich. Anfangsgehalt 1800 Mark.

5. Gesucht zum 15. 9. 04 eine musikal., evang., gepr. Erzieherin, Alter 20—30 Jahre mit gutem Franz., die mit der Familie nach Buenos Aires reisen würde. 2 Mdch. im Alter von 12 und 6 Jahren, 1 Kn. von 8 Jahren. Latein nicht Bedingung. Gehalt 1440 Mark bei freier Station. Rückreise nach 3 Jahren.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Dieser Nummer liegt ein Prospekt von

Th. Grieben's Verlag (L. Fernau) in Leipzig

bei, den wir der freundlichen Beachtung unserer Leser hiermit angelegentlich empfehlen.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Zeitungs-Nachrichten in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Grundfragen der Mädchenschulreform.

Von Helene Lange.

(Preis mit Porto 45 Pf.)

Zu beziehen durch jede Buchhandlung oder gegen Einsendung des Betrages direkt vom Verleger.

Berlin S. 14.
Stallschreiberstraße 34. 35.

W. Moeser Buchhandlung.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

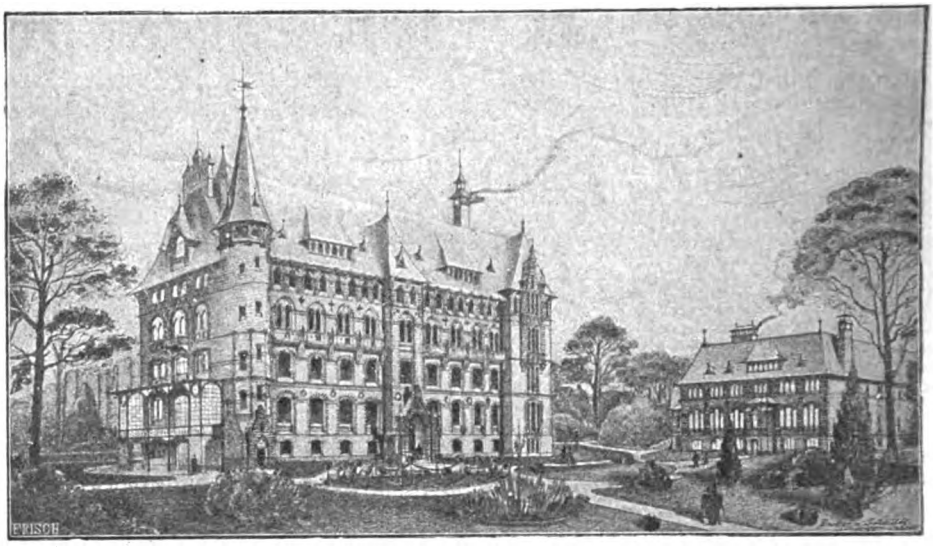
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehun

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besu… der An… jeden … für H… von 10—… für H… von 11—…

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30.
Barbarossa-Strasse

Haus I. gegründet 1870:

Seminar für Kindergärtnerinnen und Kinderpflegerinnen.

Cursus für junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse zur Vorbereitung für soziale Hilfsarbeit.

Pensionat: Victoria-Mädchenheim. Kinderhort. Arbeitsschule.

Elementarklasse, Vermittlungsklasse, Kindergarten, Säuglingspflege, Kinderspeisung laut Specialprospe…

Anfragen für Haus I sind zu richten an Frau Clara Richter.

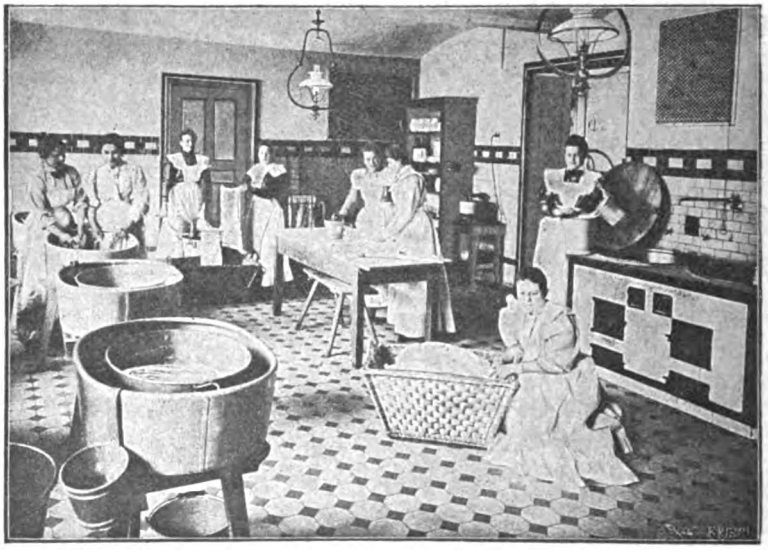
Haus II.
gegründet 1885:

Seminar-Koch- und **Haushaltungsschule:**

Hedwig Heyl:

Curse für Koch- u. Haushaltungs-Lehrerinnen.

Pensionat.



Curse in **allen Zweigen d… Küche u. Hausha…** für **Töchter höherer Stände** für **Bürgertöchter. Kochcurse für Schulkinder. Ausbildung zur Stütze der Haus… und Dienstmädchen.**

Auskunft über Ha… erteilt Frl. D. Mart…

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *

Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten.

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

11. Jahrg. Heft 12 September 1904

DIE FRAU

Herausgegeben von Helene Lange.

Verlag: W. Moeser Buchhandlung. Berlin S.

Das Endziel der Frauenbewegung.

Rede, gehalten auf dem Internationalen Frauenkongreß zu Berlin.

von

Helene Lange.

Nachdruck verboten.

Man hat in den Kreisen der Frauenbewegung selbst in den letzten Jahren öfter die Ansicht ausgesprochen, daß in der allgemeinen theoretischen Erörterung der Frauenfrage nun genug geschehen sei, und daß es jetzt nur darauf ankommen müsse, ihre Spezialgebiete mit Sachkunde und Energie zu bearbeiten, im einzelnen zu verwirklichen, was man im großen erreichen will. In dieser Ansicht liegt zweifellos ein Stück Wahrheit. Aber sie hat auch ihr Bedenkliches. Je mehr die Arbeit der Frauenbewegung sich spezialisiert, je mehr ihre Trägerinnen sich auf Einzelgebiete verteilen, um so größer ist die Gefahr, daß sie die Fühlung unter einander verlieren, und daß das, was schließlich im einzelnen geleistet wird, doch dem Ganzen nicht mehr dient. Darum, meine ich, ist es immer wieder notwendig, die breite Fülle unserer Einzelarbeit durch die Ideen zusammenzufassen, die in der Frauenbewegung einen einheitlichen geschichtlichen Werdeprozeß erkennen lassen. Und ein Augenblick, wie der heutige, da das imposante Bild dieser Leistungen in buntem Wechsel an uns vorübergezogen ist, legt es uns besonders nahe, ehe wir uns trennen, noch einmal still zu stehen und zu fragen: Wohin führt all dies Schaffen und Ringen, was ist das Endziel der Frauenbewegung?

Die besonderen wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse, unter denen sich die Frauenbewegung bei uns und in manchen anderen Ländern entwickelt hat, verleiten heute dazu, sie lediglich auf wirtschaftliche Ursachen zurückzuführen und sie nur im Zusammenhang mit diesen Ursachen zu erfassen. Im Hinblick auf das Endziel der

Digitized by Google

Frauenbewegung würde sich aus dieser rein materialistischen Betrachtung der Schluß ergeben — ein Schluß, der in der Tat vielfach gezogen wird —, daß mit der wirtschaftlichen Frauennot, gleichviel, wie sie beseitigt wird, auch Frauenbewegung und Frauenfrage aus der Welt geschafft wären, eine Auffassung, aus der heraus man sogar das drastische Mittel der Zwangsheiraten plausibel zu machen gesucht hat.

Diese Auffassung schaltet die geistigen Ursachen der Bewegung einfach aus. Wie sehr aber diese Ursachen mitgesprochen haben, weiß jeder, der die Entwicklung der Frauenbewegung aus dem Gedankenkreis ihrer ersten Vertreter und Vertreterinnen bis in die Gegenwart hinein verfolgt hat. Läßt sich doch überdies geschichtlich leicht nachweisen, daß ohne diese Ursachen aus der bloßen wirtschaftlichen Frauennot keine Frauenbewegung wird.

In seiner Studie über die Frauenfrage im Mittelalter weist einer unserer bedeutendsten Nationalökonomen, Karl Bücher, nach, daß das deutsche Mittelalter unter einer wirtschaftlicheu Frauennot litt, die viel weitgreifender und trostloser gewesen zu sein scheint, als die des 19. Jahrhunderts. In den Städten, von denen statistische Angaben erhalten sind, zählte man durchschnittlich 1200 Frauen auf 1000 Männer. Die vielen Unversorgten, Überflüssigen aber fanden schon damals nur zum kleinen Teil in der Hauswirtschaft ein Unterkommen. Die Gewerbe sträubten sich gegen die weibliche Arbeit. Das Kloster wurde doch nur von verhältnismäßig wenigen Frauen aufgesucht, und dasselbe gilt von den Beghinenhäusern, einer Art weiblicher Hausgenossenschaft, zu der sich die notleidenden und heimatlosen Frauen damals zusammenschlossen. So finden wir denn Tausende von Frauen als „Fahrende" auf den Landstraßen oder als die unglücklichen Insassen der städtischen Frauenhäuser. Was sie da hineintrieb, dafür haben wir ein ergreifendes Zeugnis in der Geschichte jenes Predigers Rudolf, der im 13. Jahrhundert sein Leben der Rettungsarbeit unter diesen Unglücklichen widmete. Es wird uns berichtet, daß sie ihm antworteten: „Herr, wir sind arm und schwach, wir können uns auf keine andere Weise ernähren; gebt uns Wasser und Brot, dann wollen wir euch gern folgen".

Also eine Frauennot mit all jenen furchtbaren Folgen für Familie und öffentliche Sittlichkeit — und doch keine Frauenbewegung. Es genügt zur Erklärung dieser Tatsache nicht, auf die Atomisierung der Frauen unter den alten Formen des wirtschaftlichen und sozialen Lebens hinzuweisen, auf die Schwierigkeit, mit einander Fühlung zu gewinnen, das Einzelschicksal als ein Massenschicksal kennen zu lernen, die allgemeinen Ursachen dafür zu suchen und ihnen gemeinsam entgegenzuarbeiten. Wo es sich um die wirtschaftliche Notwehr handelt, haben wir ja solche Gemeinschaftsbildungen; aber niemals geht das, was diese bezwecken, wofür sie unter Umständen kämpfen, über die wirtschaftliche Notwehr hinaus, niemals erfassen die Frauen ihre Lage unter dem Gesichtspunkt einer prinzipiellen Kritik an der Verteilung von Existenzmöglichkeiten und Rechten unter die Geschlechter, einer Kritik, die notwendig über das wirtschaftliche Gebiet hinaus auf andere Lebensverhältnisse hinübergegriffen hätte. Es fehlt das geistige Moment, das diese rein wirtschaftlichen Kämpfe erst zur Frauenbewegung im modernen Sinn gemacht hätte.

Und auch das ändert an dieser Tatsache nichts, daß auch in früheren Jahrhunderten hier und da einmal eine starke weibliche Individualität den für ihr Geschlecht gültigen Normen ihr instinktives Selbstbewußtsein entgegensetzt. Ich erinnere nur an die hübsche Hochzeitsszene in dem alten Spielmannsroman von Ruodlieb. Der Bräutigam

Digitized by Google

reicht der Braut auf der Schwertspitze den Ring und spricht dazu: „Wie der Ring den Finger von allen Seiten umfaßt, so verpflichte ich dich zu fester und unwandelbarer Treue, die du mir bewahren mußt oder das Leben lassen.“ Die Braut aber antwortete: „Was dem einen recht ist, ist dem andern billig. Warum soll ich dir bessere Treue bewahren als du mir? Adam hatte nur eine Eva, so soll der Mann nur ein Weib haben. Du läßt dich mit Buhlerinnen ein und willst doch nicht, daß ich eine sei. Ich werde mich hüten, auf diese Bedingung einzugehen. Geh', leb' wohl und sei so liederlich, wie du willst, aber ohne mich.“ Da mußte er denn wohl nachgeben und sagte: „Wenn ich es jemals wieder tue, so will ich die Güter verlieren, die ich dir geben werde, und du sollst Macht haben, mich zu enthaupten.“ — „Unter dieser Bedingung“, antwortete sie, „wollen wir uns offen und ehrlich verbinden.“

Ist es nicht, als hörten wir Svava in Björnsons „Handschuh“? Und doch ist hier eine weite Kluft. Denn aus der Frau der Spielmannsdichtung spricht nicht das Geschlecht, sondern die einzelne Individualität, die im Bewußtsein ihres besonderen Wertes ihre eigenen Bedingungen stellt. Es wäre ungeschichtlich gedacht, wenn man in ihrem kecken und klugen Vorbeugen gegen ihr wohlbekannte Gefahren eine bewußte Kritik an den Einrichtungen sehen wollte, die die Lage ihres Geschlechtes bestimmten. Zu einer solchen Kritik fehlen, wie schon gesagt, dem Mittelalter die geistigen Vorbedingungen.

* * *

Worin bestehen diese geistigen Vorbedingungen, und wie kam es dazu, daß sie auf die Auffassung der Frauenfrage einwirkten?

Das kann uns erst klar werden, wenn wir die Frauenbewegung im Zusammenhang der menschlichen *Geistesgeschichte* betrachten, wenn wir festzustellen suchen, wie die Frauenfrage sich hineinschob in die Reihe der großen Probleme, die das menschliche Denken im Lauf seiner notwendigen Entwicklung nacheinander aufgeworfen und zu bewältigen gesucht hat.

Bei dem ersten Schritt von dem naiven, dumpfen Hinnehmen der gegebenen Verhältnisse und Lebensumstände zu einem kritischen Erfassen der Wirklichkeit wandte sich die Reflexion zunächst den weitesten, allgemeinsten Fragen zu: den letzten Ursachen der Erscheinungswelt, dem Zusammenhang der kosmischen Vorgänge.

Der zweite Schritt führte dann dazu, die historisch gewordenen Formen des Gemeinschaftslebens, die ihrer Natur nach so viel komplizierter, regelloser und willkürlicher zu sein schienen, durch das Denken ordnenden Prinzipien zu unterwerfen. Vor diesem Schritt, den Plato für die Antike getan hat, bleibt der Mensch des Mittelalters stehen. Er vermag noch nicht den Gegensatz von Individuum und Gesellschaft zu erfassen, er gelangt noch nicht zu einem Standpunkt, von dem aus die Frage nach der Vernunftgemäßheit der gesellschaftlichen Einrichtungen gestellt werden kann, die Frage: leistet die Gesellschaft in ihrer augenblicklichen Verfassung dem einzelnen, was er beanspruchen darf, und wie müßte sie beschaffen sein, damit dies geleistet wird? Erst die Renaissance hat *diese* Frage von neuem — für die germanischen Völker zum erstenmal — gestellt, und die französische Revolution ist der große Protest des zur Kritik erwachten bürgerlichen Bewußtseins gegen staatliche Einrichtungen, die ihren Wert vor dieser Kritik nicht zu erweisen vermochten.

Digitized by Google

Und nun erst konnte ein dritter Schritt geschehen. Das denkende Bewußtsein, das erst das Verhältnis des Menschen zum Kosmos, dann zu dem engeren Kreis der ihn umgebenden staatlichen Ordnung betrachtet hatte, wandte sich nun den innersten Beziehungen zu, in denen der Mensch sich fand: dem Verhältnis der Geschlechter innerhalb der sozialen Ordnung.

Es ist natürlich, daß dieses erst auf einer späten Entwicklungsstufe des menschlichen Denkens zum Problem werden konnte. Hier schien durch die Natur selbst alles so durchaus bestimmt. Das Instinktleben, das persönliche Empfinden hatte an diesen ursprünglichsten sozialen Beziehungen einen so entscheidenden Anteil, daß sie sich als Problem des Denkens zunächst gar nicht darboten. Und vor allem, das praktische Interesse, das der stärkste Antrieb zur Kritik der staatlichen Ordnung gewesen war, das Gefühl der Unbefriedigung, sprach bei dem, der bis dahin allein den Träger des denkenden Bewußtseins darstellte, beim Mann nicht mit. Er empfand sein Verhältnis zur Frau als so durchaus befriedigend, daß ihm nicht im entferntesten der Gedanke aufsteigen konnte, auch hier sei ein Problem, auch hier etwas, was einer Kritik nach den neu gewonnenen sozial-ethischen Maßstäben nicht stand hielt. Und so stellt denn auch Rousseau, als er seinen Staatsbau nach Vernunftprinzipien aufführt, das Verhältnis der Geschlechter einfach unter die Formel: La femme est faite spécialement pour plaire à l'homme. Daß diese Formel mit den Grundlagen seiner Gesellschaftstheorie in klaffendem Widerspruch steht, übersieht er. Mit dem Instinkt des Besitzenden hält er seine Prinzipien von diesem Gebiet fern. Nur die Frauen selbst konnten sie auf ihre eigene Stellung in der Gesellschaft anwenden. Denn nur für sie bedeutete das herrschende System, wie für den tiers état im Staat, Druck und Einengung. Von ihrer Seite mußte die Kritik einsetzen. Mary Wolstonecraft tat diesen Schritt mit den Waffen des Jean Jacques selbst. Aus seinen Voraussetzungen zog sie die Schlüsse für ihr eigenes Geschlecht.

Fassen wir nun zusammen, was diese Betrachtungen klar gemacht haben: Im Mittelalter haben wir Frauenfrage und Frauennot, aber keine Frauenbewegung, weil der geistige Unterbau dafür noch nicht vorhanden ist, weil dem menschlichen Denken auf seinem Wege von außen nach innen die gesellschaftliche Stellung der Geschlechter zueinander noch nicht zum Problem geworden war. Wir haben eine Frauenbewegung im 19. Jahrhundert, weil diese Vorbedingungen jetzt erfüllt sind, weil aus der vorangegangenen Kritik der Gesellschaft die Maßstäbe für die moderne Gestaltung der Frauenfrage gewonnen sind. In der Formulierung des 19. Jahrhunderts heißt nun die Frauenfrage nicht: wie sind diese oder jene Gruppen von Frauen, die unsere wirtschaftlichen Verhältnisse um ihre Existenzmöglichkeiten gebracht haben, zu versorgen? sondern: wie ist die Lage der Frau in ihren wirtschaftlichen und sozialen Beziehungen in Einklang zu bringen mit dem Selbstbewußtsein der vollgiltigen sittlichen Persönlichkeit, das den eigentlichen Inhalt der Menschenwürde ausmacht?

* * *

Die Frauen der Revolution, wie Olympe de Gouges und Mary Wolstonecraft, die in der Sprache der Zeit die „Menschenrechte" für die Frau forderten, dachten sich die Erfüllung ihrer Forderung leicht. Brauchte doch der Mann nur die Rechte, die er selbst errang, auch der Frau zu gewähren. Was dieser begrifflich so leicht auf-

Digitized by Google

zustellenden Lösung tatsächlich im Wege stand, war jenen Idealistinnen nicht klar. Es lag in dem, was Burke damals der auf die Menschenrechte gerichteten Geistesbewegung entgegenhielt: daß die gesellschaftliche Ordnung nicht allein auf die Vernunft gegründet werden müsse, sondern auf die menschliche Natur, von der die Vernunft nur ein sehr kleiner Teil sei. Und wenn irgend eine soziale Reform mit der Natur des Menschen zu rechnen hatte, so war es diese, die in die persönlichsten, mit dem Instinktleben am engsten verbundenen menschlichen Beziehungen eingreifen mußte. Und eben hier lagen die stärksten widerstrebenden Mächte. Gewiß war der Gedanke sehr plausibel, daß der Mann die Frau zur gleichberechtigten Bürgerin machen könne, wenn er nur wolle. Aber es gehörte mehr geschichtlicher Sinn dazu, als jene Zeit besaß, um zu begreifen, daß er es noch gar nicht wollen konnte.

Jahrhunderte hindurch hatte die geistige Persönlichkeit der Frau — immer von einzelnen feinen und hochstehenden Naturen abgesehen — für den Mann keine entscheidende Rolle gespielt. Sein persönliches Verhältnis zu ihr erhielt seine Färbung durchaus durch die Vorherrschaft des Instinktlebens. Dem geistlich gerichteten Asketen erschien das Weib als das sündige Gefäß; dem, der sich unbefangen zu seiner Menschlichkeit bekannte, immer doch vor allem als Geschlechtswesen, dessen Bestimmung in ihm ihren Mittelpunkt hatte. Auf der einen Seite fragte man, ob sie eine Seele haben könne, auf der andern Seite brachte der Sprichwörterschatz der Völker in unendlichen Wendungen lange Haare und kurzen Verstand zusammen. Wie sollte man dazu kommen, der Frau plötzlich eine soziale Stellung zu geben, als sei ihre geistige Persönlichkeit dem Manne in jeder Hinsicht ebenbürtig? So mächtig sich der voraussetzungslose Rationalismus gezeigt hatte, als er die Jahrhunderte alten feudalen Herrschafts- und Dienstverhältnisse in Trümmer schlug — hier konnte ihm kein rascher Sieg zufallen. Er konnte nicht mehr als einen Umbildungsprozeß einleiten, der dieses letzte Stück Instinktleben allmählich vergeistigte.

Und so beginnt der Kampf, vielleicht der tiefgreifendste, den die Menschheit gekannt hat. Es gibt kaum ein Lebensgebiet, das er in seinem Verlauf nicht berührt hätte.

* * *

Zunächst waren es die wirtschaftlichen Umwälzungen, die diesem Kampf einen breiten Schauplatz gaben. Sie schufen wieder eine Frauennot, die wirtschaftliche Frauenfrage des 19. Jahrhunderts. Und damit wurde der Kampf der Geister in den Lüften übertäubt durch den rasch entbrennenden Konkurrenzkampf auf heiß umstrittener Erde, in dem alle jene ideellen Ansprüche sich zu sehr realen Forderungen verdichten mußten.

Es war selbstverständlich, daß sich hier, wo es um das nackte Dasein ging, die Gegensätze ungeheuer verschärften. Massen von Frauen waren plötzlich, auch ohne ihren Willen, in das öffentliche Leben hinausgedrängt, sie hatten den wirtschaftlichen Mächten ihr tägliches Brot abzuringen wie der Mann. Das Leben legte ihnen seine Lasten und Pflichten auf, ohne Rücksicht auf ihr Geschlecht; wollten sie nicht unterliegen, so mußten sie die gleichen Mittel haben, diese Lasten zu bewältigen: Bildungs- und Berufsfreiheit, und schließlich die öffentlichen Rechte, die im modernen Staatsleben mehr und mehr auch das Mittel wirtschaftlicher Selbstbehauptung wurden. So prägte das moderne wirtschaftliche Leben die allgemeinen Prinzipien, die seit Olympe

Digitized by Google

de Gouges und Mary Wolstonecraft aufgestellt waren, in einzelne praktische Forderungen um, und teilte ihnen etwas von der mechanischen Wucht realer wirtschaftlicher Notwendigkeiten mit.

Es war gewiß nicht zu verwundern, daß der Mann gewöhnlichen Schlages, der diesen Ansprüchen der Frauen auf seinem eigenen, durch die Vorgänge im Wirtschaftsleben selbst arg bedrängten und erschütterten Berufsgebiet begegnete, nur an die Wahrung seines Besitzstandes dachte und sich zu allen Mitteln wirtschaftlicher Notwehr berechtigt glaubte. Aber es mußte aufs tiefste erbittern, wenn die Frauen auch da nur auf Geringschätzung und ironische Abwehr stießen, wo ein objektives, über persönlichen Interessen stehendes Verständnis für ihre Lage zu erwarten gewesen wäre. Auch die Wissenschaft sprach von der „Weiberemanzipation", die aus dem „Schlamm der Überbildung" aufgestiegen sei, und schlug mit dem Hinweis auf den bekannten Fehlbestand von 8 Lot Hirngewicht vor den Frauen die Tür zu.

Diese zuerst unüberwindliche Opposition im Zusammenhang mit den so schwierigen und vieldeutigen wirtschaftlichen Verhältnissen ließ auch das eigentliche Wesen der Frauenbewegung nicht immer rein hervortreten. Übersehen wir sie in ihren ersten Anfängen, so erscheint sie uns selbst noch vielfach ihres Weges nicht sicher. Ihr Programm entwickelt sich im Kampf, und es leidet an den Einseitigkeiten eines Kampfprogramms. Man erfaßte wirtschaftlich mechanische Vorgänge, wie sie z. B. die Regelung der Frauenlöhne bestimmten, als persönliche Ungerechtigkeiten, man täuschte sich dilettantisch über das Gewicht männlicher Kulturleistungen; man übersah, von einzelnen starken Individualitäten auf die Allgemeinheit schließend, wie weit der Frau in ihrer Bestimmtheit durch die Mutterschaft für die Erfüllung voller männlicher Berufssphären Schranken gesetzt waren, und hielt an dem Dogma der vollen Berufsfreiheit auch gegenüber den dringendsten Forderungen des Arbeiterinnenschutzes fest. Man setzte überhaupt die Männerleistung als absoluten Maßstab und übersah, daß das stärkste Argument für die Ansprüche der Frauen die Eigenart ihrer Leistungen ist.

Nicht minder scharfe Formen nahm der Kampf an, als er aus dem engeren Kreis der einzelnen Berufsgebiete auf den weiteren des Staatslebens hinaustrat. Die Frauen sahen und sehen alle Tage, wie einzig der seine Ansprüche durchsetzt, der die Hand auf die Klinke der Gesetzgebung zu legen vermag, und so wird auch von der wirtschaftlichen Seite her eine Forderung bekräftigt, die in Ländern mit ausgeprägt demokratischem Bewußtsein schon im Anfang der Bewegung praktisch verfolgt wurde.

Der wirtschaftliche und der sozialpolitische Inhalt ihres Programms machte die Frauenbewegung zur Massenbewegung, nötigte sie, sich Schlagworte zu prägen, Organisationen zu schaffen, und sammelte eine Gefolgschaft von Tausenden um ihre Fahnen. Es liegt etwas Imposantes in der unbeirrten Überzeugtheit, die sich in eindrucksvollen Massenkundgebungen gegen Jahrtausende alte rechtliche und sittliche Begriffe wendet und mit der Zuversicht jenes alten „Gott will es!" der Kreuzfahrer das Land der Zukunft sucht. Daß dabei zugleich eine gewisse Senkung des Niveaus eintreten muß, daß das Gold in kleine gangbare Münzen umgeprägt wurde und nicht eben die feinsten Naturen zuweilen im Vordergrund standen, das ist eine Erscheinung, welche die Frauenbewegung mit jeder anderen Massenbewegung teilt.

An diesem Punkt aber hat sich eine Reaktion entwickelt, die in dem letzten Jahrzehnt das vielgestaltige Gewirr des Kampfes mit neuen Tendenzen durchkreuzt hat. Es ist jener ästhetische Individualismus, wie ihn Ellen Key in die Frauenbewegung eingeführt

Digitized by Google

hat. So lange diese Individualistinnen dem großen sozialen Kampf gewissermaßen vom Bagagewagen aus zusehen nnd über die Häßlichkeiten darin etwas preziös die Nase rümpfen, haben sie für die Frauenbewegung wenig zu bedeuten. Sie sollten ihr unbefriedigtes ästhetisches Empfinden, das sich von der „Frauensache" verletzt abwendet, mit dem Wort Hölderlins zum Schweigen bringen: Wie kann man die Schönheit seiner Haltung wahren, wenn man im Gedränge steht?

Aber diese Richtung, die auch der Frauenbewegung mit den Forderungen der „Lebenskunst", des schönen Egoismus, gegenübertritt, droht doch, den Mittelpunkt ihres ganzen Programms zu verschieben, indem sie das individualistische Prinzip da an die Stelle des sozialen setzt, wo es am verhängnisvollsten werden muß, auf dem Gebiet der sexuellen Sittlichkeit. Denn geht die Frauenbewegung ihrem Ursprung und ihrem ganzen Wesen nach darauf hinaus, das Verhältnis der Geschlechter durch die Betonung der geistigen Persönlichkeit der Frau neuen sittlichen Anschauungen zu unterwerfen, so muß sie auf dieses Gebiet schließlich ihren schärfsten Nachdruck legen, wie sie hier dem schärfsten Widerstand begegnen muß. Es ist eine Lebensfrage für sie, ob hier an Stelle der Rücksicht auf die Gesamtheit ein individuelles Sichausleben eingesetzt wird, ob man hier über dem zum modernen Schlagwort gewordenen „Schrei nach dem Kinde" das Kind selbst und seine Entwicklungsmöglichkeiten vergißt. Und eben darum muß die Frauenbewegung auch innerhalb ihrer eigenen Reihen den Kampf aufnehmen gegen alle, die das Vorrecht des Instinkts, das sie beim Manne bekämpft, bei der Frau wieder proklamieren wollen.

So wogt der Kampf hin und her, auf den verschiedensten Gebieten, so drängt die Bewegung vorwärts, nicht immer den inneren Gesetzen ihres Fortschrittes folgend, nicht immer die Sterne im Auge, die ihr die Richtung geben müssen, auch darin keine Ausnahme von den allgemeinen menschlichen Gesetzen. Auch von diesem Kampf gilt das Wort des Dichters:

Wer in der Sonne kämpft, ein Sohn der Erde,
Und feurig geißelt das Gespann der Pferde,
Wer brünstig ringt nach eines Zieles Ferne,
Von Staub umwölkt — wie glaubte der die Sterne?

Doch, so heißt es weiter:

Doch das Gespann erlahmt, die Pfade dunkeln,
Die ew'gen Lichter fangen an zu funkeln,
Die heiligen Gesetze werden sichtbar,
Das Kampfgeschrei verstummt — der Tag ist richtbar.

Die Zeit ist nicht fern, da auch unser Tag richtbar sein wird. Schon sehen auch wir durch das Staubgewölk die ewigen Lichter funkeln. Und schon ist es uns möglich, die Formel zu finden, in der das in der Frauenfrage gestellte Problem sich lösen wird.

* * *

Man hat wohl gemeint, diese Lösung sei mit dem Tage gegeben, der die volle Rechtsgleichheit der Geschlechter bringt. Ich kann in dieser Rechtsgleichheit nichts weiter erblicken als eine — und nicht einmal die einzige — notwendige Voraussetzung für das Ziel, keineswegs das Ziel selbst. Sie ist die Schale, nicht der

Digitized by Google

Kern; sie schafft der Frau nur einen Raum, und es kommt darauf an, wie sie ihn ausfüllt. Und dieses „Wie" kann nur aus der Verpflichtung abgeleitet werden, die allein dem Menschenleben Sinn und Würde gibt: die sittlichen Gesetze der eigenen Persönlichkeit in Lebensformen zum Ausdruck zu bringen.

Auf die Frauen angewandt bedeutet das nichts anderes, als die volle Wirkung ihres Frauentums, ihrer Eigenart, auf alle Lebensäußerungen der Gesamtheit. Nicht darauf kommt es an, daß ihnen hier und da ein Teilgebiet der Manneswelt freigegeben wird, nicht darauf, ob sie diesen oder jenen Beruf ausüben oder nicht, sondern auf etwas viel Größeres und zugleich Innerlicheres: darauf, daß die Frau aus der Welt des Mannes eine Welt schafft, die das Gepräge beider Geschlechter trägt. Die Frau will nicht nur äußerlich die gleichen Möglichkeiten haben, zu wirken, am Leben teilzunehmen, sondern sie will in dies Leben ihre eigenen Werte tragen, sie will dadurch eine neue soziale und sittliche Gesamtanschauung schaffen, in der ihre Maßstäbe dieselbe Geltung haben wie die des Mannes.

In der Empfindung dafür, daß dies, die Verwertung der eigenartigen Frauenkraft für die Kultur, die letzte Aufgabe der Frauenbewegung sei, liegt das Berechtigte und Fruchtbare jener vorhin gekennzeichneten individualistischen Richtung. Nur muß sie sich hüten, ihre Forderungen utopistisch auf Gebiete anzuwenden, die unter der Herrschaft volkswirtschaftlicher Notwendigkeit stehen. Sie kann weder mechanisch bestimmte Gebiete der Erwerbstätigkeit für die Frau vorbehalten oder sperren, noch darf sie vergessen, daß unsere heutigen Verhältnisse nur sehr wenigen Menschen das Glück gewähren, in ihrem Beruf ihre Persönlichkeit zum Ausdruck zu bringen, so sehr das natürlich eine Forderung feinster menschlicher Kultur wäre. Angesichts unserer modernen Arbeitszerlegung ist es eine unberechtigte Einseitigkeit, über „mißbrauchte Frauenkraft" überall da zu klagen, wo die Frau im Beruf nicht ihre besondere Kraft verwerten kann. Mit dem gleichen Recht kann man von „mißbrauchter Männerkraft" reden. Aus einer großen amerikanischen Schweineschlächterei wird berichtet, daß ein Mann dort seit 38 Jahren nichts tut, als täglich mit demselben Handgriff zahllose Male die an ihm auf einem Triebrad vorbeigeführten Tiere zu töten. Das ist ein besonders krasses, aber für das Wesen der industriellen Arbeit doch typisches Beispiel. Wenn so das Leben von Millionen von Arbeitern sich um einen und denselben Handgriff dreht, so kann die Frau nicht erwarten, davon eine Ausnahme zu machen. Ob und wie diese Zustände zu ändern sind, ob der größte Teil der Menschheit dauernd darauf verzichten muß, in der Berufsarbeit zugleich die volle innere Befriedigung zu finden, kann niemand voraussagen. Einstweilen aber darf man nicht für die arbeitende Frau Ideale aufstellen, die auch für den Mann unter den heutigen wirtschaftlichen Verhältnissen gar nicht verwirklicht werden können. Deshalb bleibt es natürlich doch mit die wichtigste sozialpolitische Aufgabe, durch einen den Verhältnissen vorsichtig angepaßten Arbeiterinnenschutz die Frau aus der ungeheuren Tretmühle der Industrie für ihren Mutterberuf zurückzugewinnen. Sonst würde hier allmählich ein Stück weiblichen Einflusses verloren gehen, das an keiner andern Stelle zu ersetzen, auf keine andere Weise wieder einzubringen wäre.

Da aber, wo die Arbeit noch Persönlichkeitsausdruck sein kann, wo wirklich geistige und seelische Werte in ihr Leben gewinnen können, wo es sich um den Aufbau der Kultur im eigentlichen Sinne handelt, soll das weibliche Prinzip überall neben das männliche treten. Wäre die Welt des Mannes die beste der Welten, erfüllte sie

Digitized by Google

tatsächlich, wenigstens in ihren großen Richtlinien, ein sittliches Ideal, so könnte man diesen Anspruch der Frauen bestreiten. Aber wenn die gewaltige wissenschaftliche und technische Kultur unserer Zeit als spezifische Leistung des Mannes anerkannt werden muß, so tragen doch auch die großen sozialen Mißstände, die mit dieser Kultur emporgewachsen sind, ebenso sein Gepräge. Und vieles von dem, was diesen sozialen Mißständen zugrunde liegt, hat seinen natürlichen Gegner in der Frau. Nicht ihr entspricht es, daß immer noch das Faustrecht zwischen den Völkern herrscht, wenn auch unter rechtlichen Formen; nicht sie ist verantwortlich, wenn Verwahrlosung und Alkohol die Gefängnisse füllen und der Staat das sittliche Bewußtsein der männlichen Jugend vergiftet durch das von ihm geduldete und unterstützte Laster. Mit dem Männerstaat sind diese Zustände zu furchtbaren Schäden erwachsen, die jetzt als dunkle Probleme der Kulturmenschheit schier unlösbare Aufgaben stellen.

Nicht als ob von dem Tage an, wo dem öffentlichen Einfluß der Frauen kein äußeres Hindernis mehr entgegensteht, diese Aufgaben sofort gelöst sein würden. Die Frau hat unter Druck und Verwahrlosung so manche Eigenschaft in sich groß werden lassen, die erst unter der Verantwortlichkeit des öffentlichen Lebens allmählich verschwinden muß. Auch sind die Kräfte, die hier ins Spiel kommen, zu fein, zu innerlich, um äußere Einrichtungen schnell umzubilden, die ihnen mit der ganzen Wucht Jahrtausende alter Überlieferungen gegenüberstehen. Und dennoch ist in diesen Kräften ein Korrektiv von höchster Bedeutung gegeben. Und so sicher, wie im organischen Leben neue Kräfte neue Lebensformen schaffen, wird der Einfluß der zum Selbstbewußtsein, zum Glauben an sich erwachten Frau andere, ihr gemäßere soziale Verhältnisse zu schaffen vermögen. Vielleicht sehr langsam — nicht durch wenige äußere Siege der organisierten Frauenbewegung, sondern durch die von innen heraus still und allmählich wachsende Macht eines neuen Willens. Je stärker er wird, um so weniger wird er des äußeren Kampfes bedürfen, um sich durchzusetzen. Den Menschen selbst unbewußt, in jenem heimlichen Spiel geistiger Kräfte, das hinter jedem Werturteil, hinter jeder Willensäußerung und jedem Glaubenssatz der Menschheit steht, wird dieser neue Frauenwille wirksam werden. Wie weit es ihm gelingen wird, sich in den sozialen Lebensformen der Zukunft zur Geltung zu bringen, und wie diese Lebensformen beschaffen sein werden, das können wir jetzt nicht voraussagen. Aus einer ernsthaften Betrachtung solcher Probleme müssen alle billigen Zukunfts-Utopien ausscheiden, um so mehr, als unter dem langsamen Einfluß dieser Kräfte selbst sich allmählich die Maßstäbe ändern werden, die die jetzige Generation allzu eilfertig mit der Gehirnwage in der Hand bestimmt hat. Aber der Richtung, in der sich der Einfluß der Frau auf das Kulturleben äußern wird, ist sich die Frauengeneration der Gegenwart schon bewußt. Er wird in die große Gesellschaftsordnung noch einmal alle die Kräfte einführen, die den geistig-sittlichen Untergrund der Familie gebildet haben: die feine menschliche Rücksicht auf den andern, gleichviel ob er stark oder schwach, ob er geistig reich oder arm ist, die liebevolle Achtung vor dem Einzelleben überhaupt, die geistigere Auffassung des sexuellen Lebens und das immer gegenwärtige Bewußtsein, daß wir hier im Dienst der Zukunft stehen und der kommenden Generation verantwortlich sind.

Diese Kräfte werden denen des Mannes zur Seite treten, nicht an ihre Stelle. Nur ein ganz unpsychologisches und ungezügeltes Denken konnte darauf verfallen, die Maßstäbe des Mannes durch die der Frau verdrängen und in der Frau ein neues „führendes Geschlecht" an den Platz des alten setzen zu wollen. Nicht um eine neue

Digitized by Google

Majorisierung der einen durch die andern handelt es sich, sondern um die Verschmelzung der mit den beiden Geschlechtern gegebenen geistigen Welten. Vielleicht wird diese Verschmelzung den geistigen Faktor in der Menschheitsentwicklung so stark machen helfen, daß er den wirtschaftlich-mechanischen Triebkräften die Wage zu halten vermag. Vielleicht könnte so die gewaltige Einbuße an allgemeiner persönlicher Kultur, mit der unsere mächtige äußere Entwicklung erkauft worden ist, wenigstens zum Teil wieder eingebracht und der den materiellen Fortschritt beherrschenden Maschine der Mensch wieder entrissen werden.

Diese Vereinigung der beiden geistigen Welten zu einer sozialen Gesamtanschauung, in der keine etwas von ihrer Kraft einbüßt, das ist das Endziel der Frauenbewegung. Wenn es erreicht ist, so wird es kein führendes Geschlecht mehr geben, sondern nur noch führende Persönlichkeiten.

Detlev von Liliencrons Kriegslyrik.

Von

Dr phil. Helene Herrmann.

Nachdruck verboten.

Es sind nicht nur die Ziele des Kampfes, nicht die patriotischen Ideale, die in Liliencron das Feuer der Kriegspoesie entzünden. Das erkennt man am besten, wenn man seine Kriegsdichtung mit anderer patriotischer Poesie vergleicht. Sparsamen Gebrauch macht er von den Worten Vaterland, Ehre, Ruhm, Heldentum, von denen sonst solche Dichtung überfließt. All das lebt so stark in seiner Seele wie in der irgend eines Gesinnungsdichters. Er aber ist nie Poet der Gesinnung, immer Poet des Lebens. Das hat sich den Betrachtern seines lyrischen Schaffens aufgedrängt: wieviel mehr das gesamte Lebensgefühl des Kampfes Gegenstand seiner Dichtung ist. Das Zerstreuende, Verzettelnde des Alltags ist hier aufgehoben, die Einstellung des Menschen in eine einheitliche Reihe von Willensanstrengungen und Handlungen vereinfacht das Leben nicht nur, es macht es so intensiv, so primitiv nachdrücklich, daß es in jeder Sekunde als gegenwärtig und wirkend empfunden werden kann. Selbst die äußerste Erschöpfung erscheint in diesem stürmischen Rhythmus nicht als eine tote Strecke; es ist der notwendige Abstieg, dem bald ein steiler Anstieg folgen wird. In allen Dingen reißt den Dichter das am meisten fort: die Stärke, mit der sie das Leben offenbaren.

Aber man darf nicht nur diese Erhöhung der eigenen Lebensenergie, die ihm der Krieg schenkt, als das treibende Gefühl betrachten. Liliencron, so sehr er eigenwilliger Einsamkeitssucher ist — er hat doch auch wieder und nicht nur in den Stunden leidenschaftlichen Genießenwollens das heiße Interesse an den Erlebnissen der anderen,

Digitized by Google

den Drang, sich in eine Bewegungswelle gemeinsamen Seins aufnehmen zu lassen. Er, der es vermag, so oft er will, nur den Stimmen in seinem Innern zu lauschen, ist doch auch ein hungriger Beobachter der anderen, aber einer, der nicht auf dem Zuschauerposten bleiben mag. Neben den sozialethischen Tendenzen, die bei ihm, dem adelsfrohen Junkerblut, so liebenswert sind, besitzt er wohl auch starke, ich möchte sagen, sozialästhetische Instinkte. Und die befriedigt der Krieg. Er fühlt nicht nur in sich selbst diese Vereinfachung und Verstärkung des Lebens wie ein positives Glück, das nach Ausdruck verlangt, er sieht um sich, sieht die anderen, die Kameraden, die Vorgesetzten und Untergebenen in dem selben unaufhaltsamen Gang des Lebens, sieht sein Eigenes vielfach gespiegelt, von tausendfacher Resonanz verstärkt. Dies scheint mir ein wichtiges Moment, das ihm, alles Vielfache und Wirre der Geschehnisse mit großen Linien umspannend, den Krieg in die Sphäre künstlerischer Existenz rückt. Man hat recht gehabt, seinen Schlachtenrausch mit dem Sturm seiner Erotik, mit der feurigen Spannung der Jagdstunden zu vergleichen — das aber schenkt ihm der Krieg über all jene Erlebnisse hinaus. —

Daß ihm das Waffenhandwerk ritterlich Erbe ist, die Waffenfreude Urinstinkt des Blutes, spürt man in seinen Liedern: schildes ambet ist mîn art. Und noch eins kommt dazu, was ihm die Lebensgefühle des Krieges so wohl vertraut macht: er, der Gütige, Herzwarme kennt auch die entgegengesetzten Regungen nicht nur vom Hörensagen; er ist der Berserkerwut fähig, der erst völlige Vernichtung des Gegners genugtut. Gedichte wie „Die gelbe Blume Eifersucht", Episoden wie die Messerstechszene in „Ik hav di lev", Ausdrücke persönlichen Hasses wie „Unüberwindlicher Widerwille" verraten das jähe Emporzucken solcher Berserkerinstinkte in seiner Vollnatur. Solche Urgefühle mochten wohl im Moment des „An den Feind kommens" in ihm mehr als in anderen prachtvoll auflodern, und keine bloße Geste sind uns darum Verse wie die folgenden aus Poggfred:

„Und nun Trompeten, Trommeln, Schwerterstunden,
Bringt mir den Helm, die Schärpe: Zorn und Zank,
Die Weiber ins Verließ, bis sie die Wunden
Uns waschen. Dank, ihr Himmlischen, habt Dank.
An meines Hengstes Schweif den Feind gebunden!
Heraus die Plempe! An die Fleischerbank!
Die Dörfer brennen, heulend stirbt die Wut,
Der Abend stirbt getaucht in rote Glut!"

Ebenso wie diese blutdürstige Schlachtenfreude hat ihm sein tiefes Mitfühlenkönnen, sein inniges Erbarmenmüssen das Saitenspiel gestimmt. So wenig er die lebenschaffende Kraft des Schlachtgetümmels, seine starken Erregungen und seine wilde Poesie entbehren möchte, so wenig hat er je das Entsetzliche, Erbarmungslose des Krieges vergessen können. Schauervisionen, wie sie der apokalyptische Reiter auf seinem Wege ausstreut, steigen ihm noch nach Jahrzehnten empor. Nicht immer ist in seinen Versen Melodie des Schlachtentodes erklungen, die das sterbeheitere Volkslied anschlägt, das er so sehr liebt: „Kein schöner Tod ist auf der Welt, als wer auf grüner Heide fällt!" Nicht immer nur ist sie vom letzten Friedensschimmer erhellte Elegie, wie im köstlichen „Tod in Ähren", nicht immer erhaben wehmütiger Todesfriede wie in der Kriegsnovelle „Verloren" oder Todesschönheit, wie im Bild des blutjungen Soldaten, der im Todessturz den vollen Rosenstrauch ergriffen und auf seine Brust herabgezogen hat,

Digitized by Google

über ihm „die unendlich feine, blaugelbe Sichel des ersten zunehmenden Mondes". Die Trostlosigkeit eines solchen Jugendgeschickes, das junge Lied eines frischen Lebens, das echolos im Schlachtgewühl verhallt, ergreift ihn oft im tiefsten. „Kolin. Mein Sohn verscharrt im Sand, wer weiß wo?" Dann wieder gibt er mit furchtbarstem Realismus den Tod des von der Granate Zerfetzten, des Schwerverwundeten: „Sahst ihr den Sterbenden? sein Auge stiert: Wasser, Wasser, die Sonne will ihn braten".

Das Grauenbild des sterbenden Kameraden, der verdurstend, furchtbar verstümmelt, vom Freunde den letzten Liebesdienst, die erlösende Kugel erfleht, das Auge des Verschiedenen „anklagend und leer", das Einkrallen der Hände ins feuchte Erdreich, „die nackten Arme in hechtgrauer Farbe mit ineinandergekrampften Fingern", der Todesschrei des angeketteten, halbverkohlten Pferdes in der brennenden Scheune — all das hat unauslöschliche Male in seine Seele gegraben, und auch diese Partien seiner Kriegsdichtung haben Gewalt über uns. Wie er sich bei aller wilden Lebenslust nicht mit seichtem Optimismus den Schrecknissen und Gemeinheiten des Daseins verschließt, wie sie ihm notwendiges Gegenbild der höchsten Lebensschönheit sind, die er zu finden weiß, so kann seine Schlachtenlust ihn auch nicht blenden, wo die Greuel des Krieges ihn angrinsen. Daß seine Seele nicht so geartet ist, daß er mit der Wucht Goyascher Gesinnung die letzten unbarmherzigen Tiefen des Grauens auszuschöpfen vermöchte, kann nicht überraschen. Seinem blitzenden Leichtsinn blüht noch am Rande des Abgrundes wildester Kriegsgefahr eine schnell erhaschte Blume.

„Leichtsinnig hab ich das Leben genossen,
Dessen bin ich froh; unter allen Possen
War mir immer am meisten zuwider der Narr,
Der den Kopf hängen ließ im furchtbaren Wirrwarr,
Der nicht das wenige Begehrenswerte sich fischte,
Das unter Greueln der Tag ihm tischte!"

So wie es beinahe scheint, daß ihm der letzte feinste Ausdruck jeder voll durchlebten Natursituation, jedes Kunsterlebnisses irgend eine Liebesstunde ist, die damit in seinem Erinnern sich verknüpft, so wäre auch seine Kriegsdichtung nicht zu denken ohne solche Stunde, wie er sie in dem frischen Widmungsgedicht an Klaus Groth beschreibt. Sie wirft ihren Glanz über die Erinnerung an rauhes Winterquartier im Feindesland. Er im verfallenen Hüttchen, drin die Zigeunerin mit dem hübschen sechzehnjährigen Enkelkind haust, am schnell entfachten Feuer die erstarrten Glieder wärmend, hingestreckt, den Kopf in beide Hände gestützt, aus dem mitgeführten Quickborn „die gold'ne Fülle seiner Heimatlieder" schlürfend. Und ihm gegenüber das Mädchen „zaghaft erst, dann dreister,

„Haupt gegen Haupt, dieselbe Stellung findend,
Das Kinn auf die geballten Fäustchen lastend . . .
Und ich las ihr von „Unruh Hans", noch seh ich ihre Augen
Die dunkelbraunen, staunend mich betrachten,
Seh auf der bronzefarbenen Stirn ein Löckchen,
So schwarz, als wär' es aus der Nacht gesprungen . . ."

Und echt Liliencronisch: in dies schnell erblühte Idyll schlägt der Donner einer in der Nähe platzenden Granate ein und wirft das erschrockene Mädchen dem Dichter in die Arme und zugleich als ein stets bewahrtes Erinnerungszeichen ein Stückchen Kalk von der Decke in das Buch, ein Stückchen, das vielsagend schalkhaft gerade auf der Stelle liegt: „Ik sprung noch in de Kinnerbüx, da wär ik all en Daugenix". —

Digitized by Google

Dies herzhafte Erfassen vieler Seiten, vieler Möglichkeiten der Erlebnisse — des Tragischen, Großen, wie des Heiteren und Genrehaften — dieses Charakteristikum Liliencronscher Dichtung, offenbart auch die Kriegslyrik. Und diese jubelnde Lebenslust in aller Todesnähe, die uns aus solchem Idyll entgegenklingt, auch sie ist Grundton von Liliencrons Kriegslyrik: „Tod ist des Lebens höchstes Unterpfand".

So wie dem Menschen Liliencron der Krieg ein Erlebnis von unvergeßlicher Fülle war, so war er's auch dem Künstler, der in dem jungen Soldaten schlummerte. Seine stärksten und feinsten artistischen Instinkte hat der Krieg befriedigt. Wir haben darüber interessante Bekenntnisse von ihm selbst. Ich nenne den Begleitbrief, mit dem er vor vierzehn Jahren sein schönes Gedicht „Ich stand an eines Gartens Rand" an ein Organ der jungdeutschen Dichter einsandte: „Es ist mir", so schreibt er, „das kleine Schlachtenzwischenstück fast wörtlich begegnet. Ich entsinne mich genau. Ich stand, als die Österreicher in leuchtendster Junisonne anrückten mit dem Radetzkymarsch ‚Den ganzen Tag mit Sack und Pack', auf meinen Säbel gebeugt, mit weiten Augen und offenen Lippen und starrte die Schönheit dieses Bildes: den in wundervoller Haltung herankommenden Feind an. Erst mein bald darauf durch die Brust geschossener prächtiger Hauptmann riß mich aus meiner, ich möchte sagen Lähmung . . . heraus mit den Worten: ‚zum Satan, Liliencron, wir sitzen hier nicht im Theater'.

Und wie er hier in Künstlerfreude aufgeht, in Freude an der blitzenden Schönheit, an der Kraft und an der hellen Musik, sodaß ihm über dem ästhetischen Gehalt dieses Moments alles andere schwindet, sogar das überwältigende Gefühl, daß nun das große Spiel beginne, so hat er auch mitten in den Pflichten und Erregungen des Dienstes den Hunger des Beobachters gestillt, des Künstlers, den es nach neuen Offenbarungen menschlicher Erscheinung und menschlichen Wesens verlangt. Der Krieg zeigt die Menschen, auch die undifferenzierten Naturen, deren inneres Leben im Alltag gebunden ist, die nur ein geringes Register von Ausdrucksbewegungen besitzen, in ganz neuen, unerhörten Situationen, die das äußere wie das innere Leben entfesseln, Funken aus dem Stein schlagen. Wie sich der Charakter und das Temperament der verschiedenen Individuen im Kampf entfaltet, das hat uns Liliencron in seinen Kriegsnovellen mit raschen, sicheren Strichen skizziert und gezeigt, wie sich das gleiche Erlebnis in der Seele des Generals, des jungen Offiziers, des gemeinen Soldaten spiegelt. Er hat aber auch mit dem Blick des Bildners Bewegungen, Mienen erhascht, wie sie nur die äußersten physischen Spannungen und Erschöpfungen des Kriegslebens hervorrufen können. Dinge, die uns anmuten wie die der Erscheinung nachjagenden Studien eines Zeichners, obwohl der Liliencron der Kriegsjahre sein Künstlertum noch nicht entdeckt hatte. Ein ästhetisches Verlangen befriedigt ihm der Krieg mit seinen ewigbewegten Wogen des äußeren wie des inneren Lebens besonders: das Verlangen nach Bewegung. Welch ein starker Reiz für Liliencron nicht nur von der fühlbaren, sondern auch von der sichtbaren Bewegung ausgeht, das zeigt ein Blick auf seine Naturpoesie. Man fühlt, daß er ein Kind der holsteinschen Knicklandschaft ist, und daß sein Auge mit den Wellen und Wolken der Nordsee zu wandern gelernt hat. Jene Landschaft, deren lineare Gliederung kaum spricht, die eintönig in der festen Form ist, die tausendmal mehr lebt von den Akzenten, die ein ziehender Vogelschwarm, wandernde Luftgebilde, windbewegte Baumgruppen hineinbringen, die Wechsel des Lichtes, die wir so gern als Bewegung deuten, und der ewige Gang des Wassers. Nun hat zwar Liliencron auch ruhende Landschaftsbilder von Formenreiz und großer farbiger Schönheit wie dieses:

Digitized by Google

„und im Lilaschimmer stand die ganze Fläche,
Blüt an Blüte, und dem Lilaschimmer schenkte
Stumpfen Glanz die Sonne, die zum müden Abschied
Sich versteckte hinter weißen Riesenwolken,
Deren Spitzen gleich wie höchste Bergesspitzen
Sich umrandeten mit Gold und roten Tinten.
Eben noch im dunkelklaren Dämmer hob sich
In der Schweigsamkeit der leeren Heidelandschaft
Eine einz'ge Fichte . . ."

Aber mehr noch scheint er mir der Meister der bewegten Landschaft, so wie etwa Conrad Ferd. Meyer, dem auch Wind und Welle nicht stumm blieben, die ruhende, formenstrenge Landschaft am vollendetsten ausdrückte. „So ein einsames, von Knicken eingerahmtes Feld: Sie glauben nicht, welche Poesie zu jeder Jahreszeit es in sich faßt. Die Wolken wechseln drüber hin, der Wanderfalke, das Rebhuhn, die Wildente, die Krähe, die kleine bewegliche Kornmaus, der Fuchs, der Maulwurf, der eilende Käfer machen es lebendig." — Und ebenso bezeichnend für die Freude an der Bewegung, namentlich wo sie im Gegensatz zur großen Stille und Ruhe in ihren feinsten Ansätzen noch empfunden werden kann, scheint mir folgendes: Er notiert sich einmal ein trivial reimendes Gedicht von schwächlicher Bildkraft, das ihm zusagt, offenbar nur um des Motives willen. „Diese brennende Stille, kein Hauch! Und plötzlich hebt eine Schlange das Haupt aus dem Grase, wie erschreckt durch ein Geräusch. Sie sieht sich um, sie züngelt — und fällt in den Schlaf zurück. Die Bewegung in der ungeheuern Ruhe, die plötzlich entstehende und wieder ersterbende Bewegung ist es, die das kleine Gedicht so warm macht". Man würde kein Ende finden, wollte man all die Natureingänge seiner Liebesgedichte, all die schnell hingetuschten Landschaftsskizzen nennen, deren geheimster Reiz die Bewegung ist. Er liebt die große, brausende Bewegung von Sturm und Meeresaufruhr, aber er hat den Blick offen für alle Nuancen bis zur leisesten. Wind und Vogelflug spielen eine große Rolle bei ihm:

„Die Wasserlilie glüht im Graben,
Die Sonne zögert aus der Welt,
Dicht über mir zieht ein Volk Raben,
So dicht, daß mir ins Auge fällt,
Wie letzter Abend ihre Flügel,
Von unten schillernd überglänzt . . ."

„Drei, vier Kiefern, so weit auseinander,
Daß sie g'rad den Arm sich reichen können,
Mit den Fingerspitzen sich berühren.
Über ihnen steht die milde Venus.
Zwischen Stern und Bäumen ziehen ostwärts
Flügelschwere, müde Kranichschwärme."

Oder ein anderes:

„Die Flut erreichte den höchsten Stand.
Der Regen tropft leise auf See und Sand
Aus Frühlingswolken, die schwammig und schwer
Träge wandeln über das leere Meer,
Über des Deiches eiserne Bänder,
Über den Reichtum der Marschenländer."

Digitized by Google

Ich brauche nur an die „Heidebilder" zu erinnern: wie er da dem Wolkenzug mit dem Auge folgt, die brütende Ruhe des Mittags erlösend brechen läßt vom Gewittersturm, an den „Reiherflug" und die schwankende kahle Birke im Heidewind. Endlich an solche Lieder wie „April", wo die Wonne an der Bewegung sich auslebt bis in die feinsten Verästelungen des Rhythmus, weil Bewegung, Unruhe, Beleuchtungswechsel Sinn solcher Apriltage ist:

„Wie der Südwind pfeift, in den Dornbusch greift,
Der vor unserm Fenster sprießt . . .
Schießt ein Sonnenblick über Feld und Knick,
Wie der Blitz vom Goldhelm huscht
Und auf Baum und Gras
Schnell im Tropfennaß
Tausend Silbertüpfel tuscht."

Im eigensten Schöpfergebiet des Dichters, in Rhythmus und Wortausdruck aber beherrscht Liliencron die Bewegung als ein sehr individuelles Stilmittel. Er ist als Rhythmenschöpfer sehr ungleich; mir scheint er da nicht Meister, wo er sich fremder Maße bedient. So schön seine Sizilianen zuweilen sind — in den Stanzen und Terzinen spürt man auch rhythmische Lahmheit. Aber unwiderstehlich ist er zuweilen, wenn eine innere oder äußere Bewegung in der ganz individuellen Belebung heimischer Maße Erscheinung gewinnt. Gedichte wie „Zwei Meilen Trab", „April" und das entzückende „Beppi", in dem alle Unruhe des verliebten Blutes pulst, sind vollkommene Bewegungssuggestionen.

Als vor zehn Jahren die „Blätter für die Kunst" zuerst den Uneingeweihten bekannt wurden, da stiegen vor unseren staunenden Augen die Eigenschaftsworte unserer Sprache in unerhörter Jugendschönheit empor. Liliencron hat ein ähnliches Verjüngungswerk mit den Zeitworten vorgenommen und hat ihre Ausdruckskraft, namentlich ihre Fähigkeit, Bewegung zu suggerieren, gesteigert. Das starke Bevorzugen des verbalen Ausdrucks vor dem gleichbedeutenden, ja ähnlich klingenden Eigenschaftswort ist ein Charakteristikum Liliencronscher Formensprache, in dem sich diese Tendenz zur Bewegung offenbart. Er schafft neue, kühne Bildungen oder schnellt mit einem Fingerdruck eine abgegriffene, lähmende Vorsilbe fort. Durch dieses Stilmittel wirken auf mich seine bewegten Naturschilderungen, verglichen mit denen des in manchem Zuge ihm verwandten Storm, wie überzeugende Verkürzungen eines jüngeren neben dem gedehnteren, archaischen Ausdruck eines älteren Meisters, der dieselbe Bewegung anders gibt.

Aus der Fülle der Beispiele nur wenige: „Der Tag geht sturmbewegt und regenschwer, auf allen Gräbern fror das Wort Gewesen!" — „Ein Dezembertag verkroch sich totstill in den Sack der Nacht, den großen dunkeln." — „Langsam graut der Abend nieder." Wie ist hier durch Verschmelzung zweier veralteter Bilder: „Der Abend sinkt nieder" und „Der Abend graut" ein neues, zugleich bewegtes und getöntes Bild geschaffen! — „Die Sommernacht stummt überall." — „Nun ängstet in den Wäldern eine Leere." — „Ein Frühlingsmorgen friedet keusch und still", und das unglaublich kühne und anschauliche: „Empor durch milde Abendröte schrägen sich seine Schwingen." „Von überall her flattert, flügelt, springt ein Heer mit farbigen Fittichen groß und klein, das munter durcheinander schmetterlingt."

Digitized by Google

Diese Bewegtheit also, die das Auge des Dichters reizt, die er als ein physisch Beglückendes fühlt, und die er selbst als eigentümlichste Ausdrucksform besitzt, gibt er uns in seiner Kriegspoesie in allen Formen. Er hat den Sturm der großen Schlacht, des Reiterangriffs, der Verfolgung, aber auch das sachte, geduckte Schleichen, den trägen, ermatteten Marsch. Und wenn er eine stürmende Reiterkolonne durch ein Feld jagen läßt, vergißt er nicht die Bewegung der Halme, die ihre Schabracken vorbeifegend gestreift haben, nicht das Schwappen des hufgeschlagenen Bodens. Auch im Rhythmus vieler seiner Kriegsgedichte ist jenes verhaltene Leben, von dem wir sprachen: ich denke an die Schilderung des Rittes nach dem Tempelhaus im „Heidegänger", an „Attacke", „Zapfenstreich", vor allem an „Mit Trommeln und Pfeifen".

Noch andere rein ästhetische Reize hat das Kriegsleben für ihn, die man aus seiner Gesamtart begreift. Man hat Liliencron den Dichter des Moments genannt, seinen Wortimpressionismus hervorgehoben. Bemerkenswert scheint es mir, daß er den Moment besonders liebt, in den sich eine Fülle von Eindrücken so zusammendrängt, daß es, sie festzuhalten, aller abkürzenden Prägnanz bedarf, deren sein Stil fähig ist. Solche Momente voll bunter Fülle, in denen durch die ungewöhnliche Situation des Schauenden die Dinge als bizarre Impressionen sichtbar, hörbar, fühlbar werden, bietet die Schlacht. Den Moment seiner Verwundung hat Liliencron als einen solchen öfters dargestellt:

„Zu Boden stürz' ich, einer sticht
Und zerrt mich, ich erraff' mich nicht,
Und um mich, vor mir, unter mir,
Ein furchtbar Ringen, Gall und Gier,
Und über unserm wüsten Knaul
Bäumt sich ein scheu gewordner Gaul,
Ich seh' der Vorderhufe Blitz,
Blutfestgetrockneten Sporenritz,
Den Gurt, den angespritzten Kot,
Der aufgeblähten Nüstern Rot,
Und zwischen uns mit Klang und Kling
Platzt der Granate Eisenring."

Das jähe Wechseln, das verblüffend schnelle Sichablösen der Bilder ist ein Zug, den seine Kriegsschilderung mit der sonst anders gearteten Frenssens teilt.

Neben dem Realisten Liliencron steht uns der Phantast. Derselbe, der eine Landschaft in die ruhigen, rein gestimmten Organe des Schauenden aufnahm, konnte sie umdeuten zu Bildern seiner Phantasielaune, hat „wunderbare Gesichte", in denen er etwas fühlt vom „Spökenkieken" seiner Heimatbrüder. Derselbe, der die Wirklichkeit eines Liebeserlebnisses in allen Nuancen durchkostet, und gerade in der bescheiden treuen Wiedergabe wirklichkeitsechter Züge Meister ist, dem kommt wohl auch die Laune, das liebe Ding, das er im Arm hat, mit buntem Flitterkram der Phantasie zu behängen.

So ergeht's auch dem Kriegsdichter Liliencron. Das ist hier nichts Zufälliges. Denn gerade dies impressionistische Sehen beflügelt die Phantasie, bietet ihrer Umdeutungslust mehr Anhalt als ein rationales Sehen, das sich über das Wesen der Erscheinung Rechenschaft gibt. Unmittelbar neben den eigentümlichen Wirklichkeitsimpressionen stehen grandiose Phantasiebilder, steht symbolisches Ausrecken geschauter Dinge. So gewinnt die große Vision im Poggfred: der Leichenhügel, aus dessen Spitze der erstarrte Arm des toten Zuaven drohend gen Himmel gereckt ist, phantastisch-

Digitized by Google

symbolischen Wert. Von der platzenden Granate heißt es: „Ein Drache brüllt, die Erde birst — Einstürzt der Weltenhimmelfirst!“ — — „Ein einzelner feindlicher Kürassier rast auf uns ein. Sein Geschrei ist Gebrüll . . . Es ist der Antichrist . . . fünfzig, dreißig, zehn Schritt . . . bei uns . . . Kein Gewehr gegen ihn von uns hebt sich. Wir sind im Bann. . . . Jetzt . . . jetzt . . . die Nüstern seines Rappens sprühen Feuer. . . . Jetzt . . . und er haut mit einem Hieb, als holte er aus den Sternen aus zur Erde —.“

Endlich jenes wundervolle Eingehen aus dem Wirklichkeitssehen in fremdartigstes Phantasiesehen, die schönste Stelle im „Heidegänger“. Er beschreibt den Ritt nach dem Tempelhaus durch die abendliche Heide: „immer weiter, immer ruhig zu, schon seit Stunden“.

„Spanisch tänzelnd, spritzt mein Hengst den Schaum
Über Zaum und Zügel, auf Sattel und Saum.
Über seinen Hals halt ich den Degen quer,
Reite wie der Dei von Tunis daher.
Trägt eines Feindes abgehauenen Kopf
Meine Linke, den wolligen Haarschopf
Längsseits der Decke? Tröpfelt neben meinem Pferde
Aus dem verzerrten Haupte das Blut auf die Erde?“

Teuer erkauft.

Von

Cyriel Buysse.

Autorisierte Übersetzung aus dem Holländischen von Rhea Sternberg.

Nachdruck verboten.

Am Kreuzpunkt von vier weißen Sandwegen stand mitten auf den weit sich dehnenden Kornfeldern Cleves einsames Häuschen. Eine Gruppe hoher Pappeln umgab die niedrige, kleine, gelblich-weiß getünchte Hütte, von der sich das rote Ziegeldach und die grünen Fensterläden kräftig abhoben.

Das Häuschen lag da wie eine kleine Insel im offenen Meer. Die weiten Flächen rings umher waren im Frühling ebenmäßig glatt, von zartem Grün, wie ein unbewegter Meeresspiegel; im Juni glichen sie mit den vom Wind bewegten hohen Halmen der wallenden, tosenden See, und unter der Sonnenglut des tiefblauen Juli- und Augusthimmels gemahnten sie mit ihrem reifen Reichtum an leise brandende Wogen. Wie eine ferne, steile Küste begrenzten rings dunkle Bäume den Horizont.

In all ihrer goldenen, roten, blauen und violetten Farbenpracht reifte die Saat dem Tode entgegen. In luftigen Höhen jubelten die Lerchen ihre letzten süßen Weisen. Und Männer und Frauen kamen in Scharen, bewaffnet mit Sicheln und Sensen, und ächzend fiel das goldene Korn nieder auf das helle Erdreich.

Nun glich das Feld einem riesenhaft großen Kirchhof. Wo monatelang unzählige Halme gelebt und gezittert hatten, erhoben sich jetzt überall unbewegliche, leblose Puppen. Sie

Digitized by Google

standen da wie graugelbe Grabsteine auf einem weiten Schlachtfeld, auf dem viel Schmerz und Trauer gelitten worden war. Und etwas von dieser Trauer schien zurückgeblieben zu sein in all den totenstillen Häuschen. Auf dem öden Stoppelfeld hörte man nun kein anderes Geräusch als den still melancholischen Gesang der Grille, sah man keine andere Bewegung als ab und zu einen taumelnd hin- und herflatternden, stumpfbraunen, einsamen Schmetterling.

So standen die Haufen etliche Tage trauernd da. Dann kam wieder ein fremdes Leben und neue Bewegung hinein. Die einen sanken hintenüber, wie mannhafte Kämpfer in stolzem Zorn, andere fielen kreuz und quer durch einander, wie Schlachtopfer in qualvoller Stellung. Manche von ihnen schienen zu kämpfen, wieder andere einen wilden Rundtanz aufzuführen, wie eng geschnürte Frauengestalten mit weiten, wallenden Röcken. Hier und da lag einer platt auf dem Boden, wie ein elend gedemütigtes Wesen, das mit gefalteten Händen, die Stirn zur Erde geneigt, um Gnade bittet. Und über all dies fremd phantastische Leben zitterte die Dämmerung in ihrer schweren, beengenden Stimmung, als ob dort hinten am fernen Horizont eine große, stille Hand all die schimmernden Farben: rot, blau, grün, purpur und orange zu einem trüben, stumpfen Grau in einander gemischt hätte.

Dann wurden die Leichen auf Wagen geladen und nach fernen Scheunen gefahren. Andere blieben auf dem Platz, wurden zu großen Haufen gestapelt und standen da wie ganze Dörfer aus grauen, kleinen Hütten mit spitzen Strohdächern. Rings umher lag in Totenruhe der braune, fette, umgewühlte Boden, bis die Herbstsaat ihn aufs neue zartgrün färbte und endlich der Schnee seine große weiße Decke darüber breitete.

* * *

Und Cleves einsames, niedriges Häuschen lebte dieses ganze stille Leben mit.

Es schien die weite Ebene mit seinen vielteiligen kleinen Fenstern wie mit menschlichen Augen zu überschauen. Altmodische Blumen, braune und gelbe Levkojen, rote Kressen und ein üppiger Strauch leuchtend roter Rosen prangten und dufteten längs des Gitters der kleinen Vorderfront. Um die bogige niedere Tür rankten sich ein paar Weinsträucher empor, die mit ihren Trauben und Blättern den ganzen oberen Rand des Häuschens zierlich schmückten, bis zu dem roten Ziegeldach hinauf klommen und den kleinen Schornstein in eine Vase mit herabhängenden Zweigen verwandelten. Hinter dem Hause stand ein kleiner Stall aus roten Backsteinen neben einem baufälligen Schutzdach für den Handwagen und die Ziehhunde, und ein wenig weiter vorn, unter den hohen, rauschenden Pappeln, befand sich neben einem Holzstoß in einem ganz kleinen Verschlag der Backofen, in welchem einmal wöchentlich das Roggenbrot gebacken wurde.

Das Häuschen lebte still wie seine Umgebung. Es lachte nnd strahlte im Glanz der milden Frühlingssonne, und abends schloß es getrost seine grünen Fensterladen wie treue, müde Augenlider, um im hellen Mondenschein zu schlafen und zu träumen. Seine gelbweißen Mauern leuchteten mit fast durchscheinender Helligkeit, als strahle der Mond selbst aus diesen stillen Wänden.

So erhob sich's eine ganze Weile hoch über den ganzen Umkreis, ihn gleichsam beherrschend im stolzen Bewußtsein seiner Stärke. Aber allmählich wuchsen die Halme rings umher höher und höher, und dann schien das Häuschen immer niedriger und kleiner zu werden, bis es schließlich nur noch die Spitze des Daches zeigte, die wie ein Feuerfunke zwischen dem wallenden Grün der Kornfelder und dem zitternden Himmelsblau leuchtete. Die mehr und mehr anschwellenden Kornwogen wollten das schwache, kleine Ding scheinbar völlig vernichten, und selbst die hohen Pappeln, die es sonst beschützten und beschirmten, schienen es nun unter den schweren Massen ihrer dunkeln Kronen zu erdrücken. Aber wenn die Halme fielen, erhob sich's plötzlich wieder hell und triumphierend von der Erde, als alleinige Siegerin auf den öden Feldern zurückbleibend, und der einst so stolze Schmuck der hochaufragenden Baumgipfel umgab nun rings seine Mauern wie ein prächtig goldenes Kleid.

* * *

Digitized by Google

Zu fünfen wohnten sie da: Cleve, seine Frau und drei Kinder. „Drei und ein halb," sagte Cleve seit einiger Zeit, wenn er in guter Laune war, denn das vierte wurde bald erwartet. Cleve lebte vom Handel mit Kaninchenfellen. Jeden Morgen machte er sich mit seinem Hundewagen auf, um Kaninchen einzukaufen. Er fuhr oft stundenweit nach unzähligen Bauernhöfen und fernen Häusern und kam erst mit dem sinkenden Tage heim, den Wagen vollgeladen mit Weidenkörben, in denen die lebenden Kaninchen saßen. An demselben Abend noch wurden sie in dem kleinen Stall getötet und abgezogen. Das Fleisch ging an einen großen Kaufmann im nahen Dorf; die Felle wurden, auf Stöcken ausgespannt, in die Sonne zum Trocknen gestellt und später, wenn viele, sehr viele, Hunderte, Tausende zusammen waren, in der Stadt an eine Pelzfabrik verkauft.

Inzwischen sorgte die Frau für das Haus und die Kinder. Irma, das zwölfjährige Mädchen, war eine Zeitlang zur Schule gegangen, blieb nun aber zu Hause, um der Mutter zu helfen. Sie mußte auf Pierken, den kleinen Bruder, und auf Seelevie, das Schwesterchen, aufpassen. Und bei schönem Wetter lagen sie ganze Tage zu dreien im Gras unter den hohen Bäumen oder mitten auf dem Kreuzweg vor dem Häuschen im Sande und spielten.

Auch sie lebten in ihrem ganzen Tun und Spiel das stille Leben ihrer Umgebung mit. Bald waren sie grau und feucht wie Schmutz, bald gelb wie Sand; bald waren sie mit weißen Kränzen, bald mit solchen aus roten, blauen, gelben oder violetten Blumen geschmückt, je nachdem sie auf den Feldern rings in Blüte standen. Es kam eine Zeit, da waren ihre Hände und Gesichter über und über beschmutzt von dem schwarzroten Saft der reifen Weinkirschen, und dann kam eine andere, da sahen sie ganz grün aus von dem übermäßigen Genuß unreifer Äpfel und Birnen. Es gab auch Tage, da sie einer Art abscheulicher befiederter oder behaarter Tiere glichen, weil sie ihre Gesichter und Hände mit den aus den hohen Pappelkronen massenhaft niederschwebenden weißen Watteflocken beklebten. Bald banden sie Maikäfer mit den Beinen an dünnen Draht, bald spießten sie Schmetterlinge auf oder fingen junge Vögel, die noch kaum flügge waren. Wenn das Korn gemäht war, liefen sie mit ihren geschwänzten Papierdrachen über die kahlen Felder, und im Herbst zogen sie junge Kartoffeln aus der Erde, brieten sie in heißer Asche und verzehrten sie mit Vergnügen. Es waren Racker, alle drei.

* * *

Cleve war ein Mann von fünfundvierzig Jahren, klein von Gestalt, mit einem gelblichen, durch Pockennarben entstellten Gesicht, dem die großen, klaren, graublauen Augen einen einnehmenden Ausdruck von Milde gaben. Er liebte seine Beschäftigung, die er von dem Vater übernommen hatte, durchaus nicht. Seiner sanften Natur widerstrebte das beständige Hinschlachten hilfloser Tiere. Seine große Illusion war, einmal genug zu besitzen, um einen ganz kleinen Bauernhof zu beziehen, auf dem er eine — und wär's auch nur eine einzige — Kuh halten könnte.

Eine halbe Stunde von seinem einsamen Häuschen entfernt lagen in den fruchtbaren Niederungen all die schönen, großen, reichen Bauerngüter mit ihren Baumgärten und hellen Wegen. Alle Tage fast kam er vorbei an den weißen, roten, blauen Häusern, den hohen Scheunen und Ställen, den alten, knorrigen, unter der schweren Last sich krümmenden Obstbäumen, den saftigen, sonnenbeschienenen Wiesen, an soviel Fruchtbarkeit und Schönheit. Und im stillen verglich er das alles voll Wehmut mit seiner eigenen kleinen Hütte und seinem ganzen ärmlichen Dasein.

„O, wie schön ist hier doch alles, und wie glücklich sind die reichen Bauern, die hier leben können," sprach es in ihm.

Doch nicht Neid und Mißgunst regte sich in seinem Herzen, nur ein unbewußtes Gefühl der Freude über soviel Schönes lag in seinen bewundernden Blicken, wenn er zu den reichen, dicken, fröhlichen Bauern sagte: „Ach, hier ist's aber schön! Ihr wohnt hier aber schön!"

Und die Bauern pflegten dann wohlgefällig zu lachen und spottend mit ihm zu scherzen:

„Warum kaufst dir nicht auch 'n Hof, Cleve, für all das Geld, das du an unsern Kaninchen verdienst?"

Digitized by Google

Aber Cleve konnte nicht mitlachen. Er antwortete ernsthaft mit einem hellen Blick seiner guten, ehrlichen Augen, daß er nur gerade genug verdiene zum täglichen Brot für seine Frau und Kinder, und daß seine einzige Hoffnung sei, vielleicht einmal in einem ganz besonders guten Jahr ein kleines Sümmchen übrig zu behalten, um eine junge Kuh dafür zu kaufen.

„Na also", rief da mal Bauer Trooster, der reichsten und lustigsten einer, „willst Du vielleicht die Färse hier kaufen?"

Und er wies auf eine junge milchweiße Kuh, die in lustigen Sprüngen mit wedelndem Schwanz durch den sonnigen Baumgarten lief.

„Wenn ich nur das Geld hätte! Wenn ich nur die Cent dazu hätte", seufzte Cleve.

„Mußt borgen", lachte Trooster, der sich gerade in besonders guter Stimmung befand.

Aber Cleve schüttelte den Kopf und seufzte wieder. Der Winter war zwar nicht schlecht gewesen, und er hatte auch schon ein Sümmchen beiseite gelegt, aber doch noch nicht genug, und dann . . . das Kleine, das nun bald kommen mußte. Ach nein, es ging nicht, er wollte lieber gar nicht daran denken, es war schlecht von Trooster, ihn so zu versuchen. Und mit Bedauern und Verlangen betrachtete er nochmals die grasende junge Kuh. Wie schön weiß sie war, mit so apart orangefarbenen Linien um die Augen und an den Schenkeln, und wie frisch und gesund. Der durchdringende Milch- und Moschusgeruch, den sie ausströmte, ließ Cleve das Wasser im Munde zusammenlaufen. Er streichelte ihr sanft den Rücken und befühlte als Kenner Schultern und Lenden.

„Na", lachte Trooster, „gefällt sie Dir?"

„Ich will's wohl meinen", antwortete Cleve mit einer Art frommer Scheu.

„Kauf sie, sag' ich Dir, wirst Deinen Nutzen davon haben, zwanzig Liter Milch per Tag".

„Wieviel soll sie kosten?" Mehr aus Neugier als um des Kaufes willen fragte er danach.

„Fünfhundert Frank, sieferon [1]), weil Du's bist, und sechs Monat Zeit zu bezahlen", sprach der Bauer offenherzig.

Cleve überlegte einen Augenblick. Das französische Wort, das der Bauer da hinzugefügt hatte, verstand er zwar nicht, aber er nahm an, daß es bedeuten sollte: ohne Handel. Es war auch nicht zu viel für solch schönes Tier, nur für ihn war's zu viel.

„Ich kann nicht, ich kann nicht, ich darf nicht", seufzte er, sich mit Selbstüberwindung von der Versucherin abwendend.

Und aus einer gewissen Scham, um den Bauern nicht merken zu lassen, wie sehr er es bedauerte, spielte er's beim Abschied auf einen Scherz hinaus:

„Ich hab' ja zu Hause auch 'ne Kuh, die bald wieder Milch geben wird".

Und schnell entfernte er sich, während der reiche Bauer sich über den guten Witz vor Lachen schüttelte.

* * *

Die schöne weiße Färse des Bauern Trooster ließ Cleve keine Ruhe mehr. In jeder weißen Kuh am Wege sah er sie wieder, nachts träumte er von ihr.

Er sprach mit seiner Frau darüber. Unbeweglich hörte sie ihm zu, ihr Verlangen war ebenso groß wie das seine. Sie hatte ein knochiges, mageres Gesicht voll Sommersprossen, über das sich die glänzende Haut so straff spannte, daß die großen Augen und der breite Mund wie Risse und Löcher erschienen. Das gab ihrem Gesicht beständig einen Ausdruck von Verwirrung und Angst, als sähe sie fortwährend entsetzliche Bilder. Ihre Brust war eingefallen, und unter den kurzen Röcken sah man die dürren Knöchel; nur ihr Leib war übermäßig rund und schwer, als ob sich die ganze Kraft ihres Körpers darin gesammelt habe.

„Ja, ja, hätten wir nur 's Geld! Hätten wir nur 's Geld!" wiederholte sie fortwährend als Antwort auf seine verlockende Beschreibung.

Doch im Gegensatz zu den meisten Menschen, die unangenehme Hindernisse wegphilosophieren, um einen sehnlichen Wunsch erfüllt zu sehen, blieben sie ruhig und klug genug, ihr Begehren dem Zwang der Wirklichkeit zu opfern.

„Laß uns nicht mehr davon sprechen und unsere Zeit abwarten," schloß er weise mit einem Kopfschütteln der Entsagung.

* * *

[1]) Chiffre rond.

Digitized by Google

Inzwischen ging der Sommer zu ende, und die Kirmeszeit brach an. Die herrliche Septembersonne lachte und strahlte über den reichen Bauerngütern, die frisch Toilette gemacht zu haben schienen, um selbst teilzunehmen an den Freuden und Späßen der Kirmes-Fröhlichkeit. Die Bauern gingen schon vom frühen Morgen an in weißen Hemdsärmeln umher, und die Bäuerinnen ließen die leuchtend bunten Bänder ihrer Hauben im Winde wehen.

Auf der Ebene zwischen dem nächsten Dorf und den Bauernhöfen sollte in diesem Jahr ein Pferde-Rennen stattfinden. Das war etwas Neues, ein Plan des Bauern Trooster, der eben zum Bürgermeister ernannt worden war. Er wollte nun auch mal die Dorfbewohner nach seinem Hof locken, und schon am frühen Morgen waren die sonst so stillen, einsamen Sandwege dicht mit Spaziergängern und Zuschauern besetzt.

Cleve war in hellem Entzücken. Die Pferde mußten an seinem Häuschen vorbei, und er hatte schnell die gute Gelegenheit benutzt, um unter dem dichten Schatten seiner Pappeln Tische, Stühle und Bänke aufzustellen und eine Art Laubenherberge zu improvisieren, in der er Bier und Jenever verkaufte. Er durfte es eigentlich nicht, denn er hatte keinen Konsens, aber wer würde denn darauf achten! Es gab in der Nachbarschaft kein konkurrierendes Wirtshaus, und Trooster würde gewiß nichts dagegen haben. Nur der Feldwächter hatte ein bißchen schief geguckt, aber Cleve hatte ihn schnell mit einem guten Schluck traktiert, und nun stand der Beschützer der öffentlichen Ruhe mit leuchtender Nase am Eingang des Ausschanks und hielt Wache, auf daß alles in Ordnung vor sich gehe.

Das konnte ein guter Tag für Cleve werden. Vielleicht verdiente er gar so viel, daß er doch noch die schöne Kuh kaufen konnte. Er stand hinter dem ersten Tisch, sprach lebhaft und scherzte laut mit den Gästen, während er einschänkte und bediente. Seine Frau bediente mit Irmas Hilfe den zweiten Tisch. Heute mußte Pierken auf Seelevie achtgeben und vor allem aufpassen, daß sie beide nicht unter die Pferdehufe gerieten.

Ein erstes Wettrennen war schon vorbeigestürmt: feuerrote, ächzende, schreiende, schwitzende und peitschende Bauern auf dicken, schäumenden Pferden in Wolken von Staub. Aufgeregt vor Entzücken über sein wohlgelungenes Fest erschien Trooster mit einer ganzen Schar reicher Bauern und Bäuerinnen am Schanktische, um zu trinken und zu traktieren. Er beobachtete, wie gut der Verkauf bei Cleve ging und rief ihm lachend mit schallender Stimme zu:

„Na? . . . Sollt's noch nicht bald gehen? Kommst morgen wegen der Färse? Sie haben mir gestern sechshundert Frank dafür geboten, aber Du sollst sie noch immer für fünfhundert haben, sieferon. Ein Mann, ein Wort."

Cleve zitterte . . . 's ging gut, 's ging gut . . . noch ein paar Stunden so weiter . . . dann vielleicht morgen . . . wer weiß . . .

„Ich hab' ja kein Fressen für sie", rief er dem Bauern scherzend zu, sich mit den Hemdärmeln den Schweiß vom Gesicht wischend.

„Daran soll's nicht fehlen. Kannst sie auf meinem Wiesenrand weiden lassen", rief Trooster, sich vor den Anwesenden mit seinem Reichtum und seiner Freigebigkeit blähend.

Cleve war in seinem Glückstaumel im Begriff, den so besonders mild gestimmten reichen Bauern sofort beim Wort zu nehmen. Er ließ seine Käufer stehen und schritt auf ihn zu, als draußen plötzlich ein Geschrei entstand.

„Sie sind da! Sie kommen! Sie kommen!"

Und alles sprang auf und stürzte hinaus. Auch Cleve lief mit, um wenigstens von diesem Wettlauf, dem schönsten und wichtigsten, auch etwas zu sehen.

In zwei dichten, langen, bunten Reihen standen zu beiden Seiten des Weges die Zuschauer wie lebende Menschenhecken und spähten mit verrenktem Hals in die Ferne. Hier und da lagen Kinder platt auf der Erde, die Köpfe zwischen den Beinen der Großen. Und ganz fern kam etwas an, eine dicke gelbe Staubwolke, aus der hin und wieder schwenkende Arme mit flitzenden Peitschen hoch emporschossen, während der Boden unter dem Getrappel von Hunderten von Hufen dröhnte. In großer Eile näherte sich der Zug, immer deutlicher wurden Reiter und Pferde sichtbar, und die Menschen stürmten hinterdrein. Zwei Pferde stoben voraus, rechts und links vom Wege. Einer von den Reitern hatte seine

Digitized by Google

Mütze verloren, und die wallenden Haare standen ihm zu Berge. Dann kam plötzlich ein drittes Pferd nachgerast, ein großer, schwerer Schimmel, der die beiden anderen noch mehr zur Seite drängte. Es drohte Gefahr, und schreiend flüchtete die Menge ins offene Feld hinein. Da stieß eines der Pferde wuchtig mit der Flanke gegen das Gitter von Cleves Häuschen, man hörte die Hufe gegen einander schlagen und gleich darauf einen kurzen Schrei.

Nun kam man herbeigelaufen und gewahrte in dem Sand einen blutigen Knabenkörper. Zwanzig Mann zugleich stürzten sich darüber und hoben ihn auf, aber er gab kein Lebenszeichen mehr von sich. Der kleine Kopf war vom Hufschlag zerschmettert.

„Wem gehört er? Wem gehört er?" rief man ängstlich von allen Seiten.

Bleich und stöhnend, mit einer fürchterlichen Vorahnung stürzte Cleve auf die dichtgedrängte Menschenmasse zu . . .

Und mit einem schmerzvollen Schrei der Verzweiflung erkannte er in dem toten Kind sein Pierken! . . .

* * *

In dieser Nacht stand das einsame Häuschen unter den Pappeln in tiefem Leid. Die Fensterläden waren nicht geschlossen, und Lichte flackerten hinter den Scheiben und irrten hin und wieder. Und die schnell aufzuckenden und ebenso schnell wieder verschwindenden hellen Punkte waren wie feurige Tränen, die das arme Häuschen weinte, in dem gefolterte Seelen in ruheloser Verzweiflung umherzuschwärmen schienen und vergeblich zu entkommen suchten.

Das ganze Kirmesgewühl hatte sich schnell fortgeflüchtet von dem Hause des Unheils, und wer noch etwa in der Nähe vorbeikam, hörte mitten in dem Todesschweigen hin und wieder plötzlich fremde, beängstigende Laute. Die Menschen fürchteten sich vor dem Häuschen und vor dem entsetzlichen Unglück, das so schnell die blühende Freude zerstört hatte; und sie standen von ferne in der Nacht und beobachteten es in banger Erwartung, als harrten sie in abergläubischem Grauen auf ein noch größeres, gänzlich vernichtendes Unheil.

Erst am frühen Morgen, beim nüchternen, klaren Tageslicht wagten sie hinzugehen. Und sie fanden Cleve bleich und müde, mit stumpfen Augen, leise redend oder ab und zu angstvoll aufstehend und auf Strümpfen schnell durch die Hütte schleichend. Er schien sinnlos vor Schmerz und erzählte eintönig und heimlich, wie im Traum all den ihn mitleidig umringenden Menschen, daß Pierken nun tot sei, von Pferdehufen getötet, und daß ihnen nachts ein anderes Kind, auch ein Jungchen geboren worden sei. Dann begann er plötzlich laut zu schluchzen und klagte, daß ihm zu Mut sei, als ob er Pierken nie gekannt habe, und daß er ihn jetzt erst so recht kenne in seiner ganzen Lieblichkeit, jetzt, da er tot sei.

„O Pierken, mein Pierken, mein liebes, braves Jungchen, und nun bist du für ewig tot!"

Immer und immer wiederholte er dieselbe jammernde Klage, unter Händeringen auf und nieder laufend, und im nächsten Augenblick sank er dann wieder stumpf auf einem Stuhl zusammen, wie vernichtet.

Der Doktor kam zu dem toten Kinde.

„Das arme Geschöpfchen ist tot, nicht wahr, lieber Herr Doktor?" fragte Cleve schluchzend, als ob noch ein Zweifel möglich sei. Und neben der kleinen Leiche bekam er plötzlich wieder eine wilde Krisis, sodaß die Anwesenden angesteckt wurden von seinem jämmerlichen Heulen und Schreien und mit ihm weinten.

Der Arzt suchte ihn mit praktischen Erwägungen zu trösten.

„Wissen Sie, Cleve, daß Sie dem Gesetz zufolge ein Recht auf Schadenersatz für dieses Unglück haben?"

„Schadenersatz! An wen soll ich mich da wenden? Wir wissen ja nicht, wessen Pferd ihn umgerannt hat!" schluchzte Cleve, dessen kaufmännischer Sinn doch sofort einigermaßen zur Verteidigung seiner Rechte angeregt wurde.

„Das ist gleich, die Unternehmer des Rennens und vor allem der Bürgermeister sind verantwortlich. Sie müssen einen Rechtsanwalt nehmen und werden viel Geld bekommen," versicherte der Arzt.

Unbeweglich stand Cleve da und dachte nach. Trooster war also verantwortlich. Er mußte ihn nach dem Gesetz schadlos halten. Der Gedanke, daß er vielleicht Geld genug bekommen würde, um die Kuh zu kaufen,

Digitized by Google

schoß ihm wie ein Blitz durch den armen, gequälten Kopf. Aber wenn er einen Rechtsanwalt nähme, würde Trooster böse werden und ihm die Kuh nicht verkaufen. Und er fühlte auch einen geheimen Widerwillen, den Bauern so zu zwingen. Er konnte ihm doch nicht die Schuld dafür aufbürden, daß Pierken unvorsichtigerweise unter die Pferdehufe geraten war. Enttäuscht und traurig schüttelte er den Kopf. Er wußte nicht, was er tun sollte.

Kaum war der Arzt fort, so kam der Feldwächter. Er käme in Troosters Namen sagte er, und wünschte Cleve allein zu sprechen. Der Bauer bedaure das Unglück tief und wolle es Cleve vergüten. Er wolle ihm als Entschädigung eine prachtvolle junge Färse geben, die wohl siebenhundert Frank wert sei, damit Cleve Abstand nehme von allen weiteren eventuell gesetzlichen Forderungen.

Cleve zitterte. Trooster mußte sich doch also voll und ganz verantwortlich fühlen, da er ihm von selbst einen solchen Vorschlag machte.

„Die Färse ist fünfhundert Frank wert, aber keine siebenhundert" sprach er endlich. „Trooster hat sie mir für fünfhundert verkaufen wollen."

„Ich weiß es," antwortete der Feldwächter, „aber sie ist mindestens siebenhundert wert. Heute morgen erst hat ihm ein Viehhändler aus dem Dorf siebenhundert dafür geboten."

Cleve zögerte. Auf dem Rechtswege würde er vielleicht noch mehr bekommen, aber dann sicher auf die schöne weiße Kuh verzichten müssen. Er sah sie im Geiste vor sich in ihrer Kraft und Schönheit nnd konnte die Gedanken nicht davon abwenden. Selbst Pierken vergaß er darüber.

„Und ich soll Euch noch besonders bestellen, daß sie bis Ostern auf Troosters Weide getrieben werden kann," beeilte sich der Feldwächter hinzuzufügen.

Die Versuchung wurde immer verlockender. „Ich will mal die Frau fragen," sagte Cleve.

Er ließ den Feldwächter allein und kam nach einigen Minuten wieder.

„Die Frau sagt, daß wir uns noch nicht entscheiden können, daß wir noch ein paar Tage warten wollen," berichtete er.

„Das ist unrecht," meinte der Feldwächter mißbilligend. „Ihr müßtet Euch sonst mit viel weniger bezahlt halten, und Ihr säet Zwist und Feindschaft."

„Er soll bis übermorgen warten," beschloß Cleve niedergeschlagen, plötzlich wieder an Pierken denkend. „Übermorgen, nach dem Begräbnis, werden wir so oder so bestimmen."

* * *

Zwei Tage später, zur festgesetzten Zeit, kam der Feldwächter wieder. Gedrückt und nachdenklich saß Cleve am Küchenfenster und starrte hinaus. Pierken lag nun in der Erde, in der kleinen Grube, für ewig. Es war etwas von seinem eigenen Leib und Leben, das nun da unten lag, und unfehlbar würden nach und nach auch alle andern folgen: er, seine Frau, seine andern Kinder.

„Na, habt Ihr noch darüber nachgedacht?" fragte der eintretende Feldwächter.

O ja, das hatte er getan, krank gedacht hatte er sich. Der Arzt hatte ihm noch einmal lebhaft geraten, Troosters Vorschlag abzuweisen und die Sache einem Rechtsanwalt zu übergeben. Auch andere hatten ihm diesen Rat erteilt. Aber es ging ihm wider das bessere Gefühl, und er war auch zu unglücklich und mutlos, um sich jetzt noch in Streitigkeiten zu verwickeln. Die schöne Kuh, nach der er sich so lange schon sehnte, war seine einzige Hoffnung, sein einziger Trost, nur sie, nichts weiter.

Der Feldwächter merkte etwas von seinen widerstreitenden Gefühlen und kam nun mit einem allerletzten, unwiderstehlichen Vorschlag.

„Hört, Cleve, Trooster hat gesagt, daß er sogar die zweihundert Frank, welche die Kuh mehr wert ist als fünfhundert, in bar geben will. Das ist sein letztes Wort. Sind wir nun einig?

„Jawohl," antwortete Cleve plötzlich, gewissermaßen instinktiv, um sich von seinen Zweifeln zu befreien.

Der Feldwächter reichte ihm die Hand.

„Recht so!" rief er. „Nun kommt nach dem Hof, mit Trooster den Vertrag unterzeichnen, er wird Euch das Geld geben, und Ihr könnt die Färse mitnehmen."

* * *

Digitized by Google

Die Sonntagsglocken läuteten über das stille, sonnige Land. Auf allen Wegen und Pfaden gingen die Leute zur Kirche.

Auf dem stillen Feld war Cleve ganz allein mit seiner Kuh . . . Gestern war der Vertrag geschlossen worden, und heute hat er sie zum erstenmal auf Troosters Weide geführt.

„Ach, was für eine Freude hätte Pierken an unserer Kuh gehabt," seufzte er vor sich hin. Seine Lippen begannen zu zittern, und Tränen rollten ihm über die Wangen.

„Ach Pierken, mein armer, lieber, kleiner Junge, meinen letzten Cent und mein letztes Stück Brot möcht' ich hergeben, wenn ich Dich wieder am Leben sehen könnte!"

Die Verwirklichung seines heißesten Wunsches, der herrlich reine, schöne Tag, das feierliche Glockenläuten, ein später Sommervogel, der hier und da noch sein einsames Lied sang — alles stimmte ihn tief wehmütig durch den Kontrast mit seiner innigen Trauer um Pierkens Tod.

Doch gleichgiltig grasend lief die schöne Kuh neben ihrem neuen Besitzer her, und das eintönige Geräusch ihres ruhigen Kauens wiegte Cleve schließlich in ein dumpfes Gefühl melancholischer Ruhe. Er dachte an sein neugeborenes Kind, das auch Pierken hieß, und das ihm vielleicht zum Trost und zur Entschädigung für das verlorene geschenkt war. Er dachte an seine Frau und seine andern Kinder und an seinen plötzlichen Wohlstand. Die leise Hoffnung erwachte in ihm, daß er vielleicht doch noch mal sein einsames Häuschen verlassen und wie die reichen Bauern hier auf den fetten, fruchtbaren Gründen, mitten in all dieser Pracht und Schönheit einen kleinen Hof sein eigen nennen wird.

Da stand unerwartet Bauer Trooster vor ihm. Das gewohnte offene Lachen war von dem roten Gesicht verschwunden, und seine kleinen Augen, die er sonst im Übermut zusammenzukneifen pflegte, standen nun mit einem Ausdruck von Furcht und Argwohn weit auf.

„Na, Cleve, ist Belleke brav?" begann er mit etwas unsicherer Stimme, während er mit einem Seitenblick in das bleiche Gesicht des schwer heimgesuchten Vaters dessen Gemütsstimmung zu erforschen suchte. Doch Cleves stille und freundliche Antwort beruhigte ihn schnell, und gleich zogen sich seine Augen wieder zum Lachen zusammen.

„Ich hab' heute Hauswache," scherzte er, „unsere Leute sind alle zur Messe, und ich hab' für uns zwei 'n guten Tropfen mitgebracht."

Damit holte er eine Flasche Jenever und ein Glas aus der Tasche hervor.

„Ach, das wär' nicht nötig, Bürgermeister," antwortete Cleve liebenswürdig, mit mattem Lächeln.

„Doch, doch, auf Deine Gesundheit, und Du mußt Courage haben," sprach der Bauer und reichte ihm ein volles Glas.

„Danke, Bürgermeister," sagte Cleve dumpf. Doch als er das Glas zum Munde führte, zitterte seine Hand so, daß er nicht zu trinken vermochte.

„Na, na, trink' man, 's wird Dir gut tun," beruhigte Trooster. „So, noch einen?"

„Nein, nein, dank schön, das steigt mir zu Kopf."

„Ach was, einer geht schon noch, ich nehm auch immer zwei."

Dann rief er plötzlich ohne jeden Übergang mit bebender Stimme und feierlich, als schwöre er einen Eid:

„Kein Pferderennen mehr im Dorf, solange ich Bürgermeister bin! Nie mehr, nie!"

Ein Schluchzen stieg ihm im Halse auf, und wie gefoltert rang er die Hände, und Tränen traten ihm in die Augen.

„'s ist Eure Schuld nicht, 's ist niemands Schuld," murmelte Cleve fast unhörbar.

„Nie mehr, nie mehr!" wiederholte Trooster nachdrücklich. Und von seiner Bewegung überwältigt, floh er ins Haus, die Hände vor das Gesicht gedrückt.

* * *

Es tat Cleve wohl, den reichen Bauern weinen zu sehen, um sein liebes Pierken; eine weiche Wärme kam ihm ins Herz. Ruhe und Frieden in der Seele kehrte er heim, wo seine Frau und die Mädchen ungeduldig seiner harrten, denn sie hatten die neue Kuh noch nicht gesehen.

Die Kinder kamen ihm entgegen gelaufen, als er so stolz wie ein Eigentümer neben dem schönen Tier über die Felder schritt, mit einem

Digitized by Google

Gefühl, als sei er nun in der Achtung all dieser reichen Bauern gestiegen, als gehöre er nun zu ihnen, an deren Gehöften er vorüber kam.

„Ach Herr Gott, was für 'n schönes Tier," rief seine Frau und schlug vor Bewunderung die Hände zusammen.

Ihre Lippen zitterten vor Rührung, und eine ganze Weile stand sie sprachlos und unbeweglich neben den andern vor der weißen Kuh im Schatten der hohen Bäume. Dann begann sie plötzlich bitter zu weinen und stotterte schluchzend:

„Ach Herr Gott, unser Pierken! Unser Pierken! Unser Pierken!"

Und Cleve, der so viel von der Kuh erzählen wollte, und die Kinder, die mit Ausrufen der Bewunderung um sie herum liefen, weinten mit ihr in Schmerz und Verzweiflung um das tote Pierken.

Das war ihre letzte große Trauer um das Kind. Sie brachten Belleke in den Stall, wo sie ein weiches, frisches Strohlager besorgt hatten, betrachteten es nochmals mit bewundernden Blicken und kehrten dann zu ihren gewohnten Beschäftigungen zurück.

Im Jahr darauf hatten sie ein schönes weiß und rot gflecktes Kalb von ihrem Belleke.

Im nächsten Jahr wieder eins.

Und im folgenden Mai verließen sie ihr einsames Häuschen auf der weiten Ebene unter den stolzen Pappeln und bezogen ein kleines Bauernhaus, hellgrün gestrichen, mit weiß und blauen Fensterläden und rotem Ziegeldach, mitten in den fetten Gründen, auf welchen die reichen Gehöfte standen.

In der Zwischenzeit war ihnen noch ein Jungchen geboren worden . . .

Die Frau als soziale Erzieherin.

Ansprache auf dem Internationalen Frauenkongreß zu Berlin.

Von

Lady Aberdeen.

Nachdruck verboten.

Wenn die Frau die Erzieherin für das soziale Leben sein soll, und die Bildnerin derer, die es zu gestalten haben, so muß sie selbst verstehen, was soziales Leben im weitesten Sinne bedeutet.

Sie muß einen Begriff davon haben, daß es nicht allein die Familie umfaßt, die Nachbarn, eine Gruppe von Freunden, den gesellschaftlichen Kreis oder die Klasse, zu der sie selbst gehört, sondern daß es das vielfach verschlungene Leben der ganzen Gemeinschaft bedeutet, von den Geringsten bis zu den Höchsten, die bürgerlichen und die politischen Angelegenheiten, die öffentlichen und nicht öffentlichen, Männer und Frauen, mit allen Sitten, Institutionen, Idealen und Vorurteilen.

Um sich für ihre Aufgabe auszurüsten, muß sie deshalb vor allem ihren eigenen Geist bereichern und erweitern, muß sie sich über die Tatsachen des sozialen Lebens unterrichten, die menschliche Geschichte und das menschliche Leben in seinen mannigfachen Verhältnissen studieren. Sie muß aufhören, sich in enge Cliquen abzuschließen und muß, wo sie Gelegenheit dazu findet, Beziehungen zum menschlichen Leben in

Digitized by Google

seinen verschiedenen Kundgebungen pflegen. Sie muß, soviel sie irgend kann, vom sozialen Leben lernen, in all seinen Abstufungen nach oben und unten, wenn es ihr gelingen soll, es zu dem zu machen, was es sein sollte.

Und wenn sie sich überzeugt hat, wie groß die Aufgabe ist und wie sehr es außerhalb ihrer Macht liegt, sie auszuführen, so darf sie sich nicht im Bewußtsein ihrer Unzulänglichkeit abwenden, sondern sie muß den Mut haben, ihren Anteil an dieser Aufgabe so gut und erfolgreich wie möglich zu erfüllen.

Wir sind ja alle nur wie eine kleine Biene in einem großen Stock; aber wenn wir alle friedlich zusammenarbeiten in freundschaftlichem Zusammenwirken, bei dem einer des anderen Ziele versteht, so wird die Zeit uns helfen, und wir werden allmählich Großes vollbringen können.

Vor allem müssen wir dafür sorgen, daß unsere Arbeit wirklich aufbauend und nicht zerstörend ist. Wir wünschen, daß sich eine neue soziale Ordnung durch eine wirkliche, gesunde Entwicklung herstellt, aus dem Innern der alten Verhältnisse heraus. Alte Ideale zu zerstören, ehe die neuen festgewurzelt und imstande sind, ihre Stelle einzunehmen, heißt nur die Gesellschaft mit störenden und unruhigen Elementen füllen, Saaten der Zwietracht, die gesundere Pflanzungen ersticken werden.

* * *

Wir stimmen alle darin überein, daß die wahre Aufgabe der Frau nicht die ist, eine Sklavin, eine bloße Arbeitskraft im Haushalt, ein Spielzeug, eine hübsch angezogene Puppe zu sein oder etwas ähnliches. Nicht einmal nur die Mutter der Kinder oder die Leiterin des Hauses. Wir geben zu, daß sie dem Wohl der Allgemeinheit einen wirklichen Beitrag an sittlicher und intellektueller Kraft leisten kann und leisten soll und daß sie an der Seite des Mannes ihren Teil bei der Lösung der sozialen Probleme der Gegenwart zu erfüllen hat.

Aber wir müssen dabei zweierlei im Auge behalten. Einmal, daß die alte Rolle der Mutter, der Hausfrau nicht aufgegeben oder gering geschätzt, sondern nur auf ein höheres und weiteres Niveau erhoben werden soll. Die Mütterlichkeit ist immer noch der eigentliche Mittelpunkt des Einflusses der Frau im sozialen Leben. Und dann, daß wir Frauen doch nur die eine Hälfte der Menschheit sind. Wenn wir die Gesellschaft gestalten wollen, so können wir die andere Hälfte, unseren Gefährten, den Mann, nicht übergehen. Entweder müssen er und wir Seite an Seite arbeiten, mit im großen und ganzen gleichen Zielen, indem wir unsere Methoden unseren beiderseitigen Erfahrungen und Ansprüchen anpassen, oder es ist — da die Männer noch immer wenig bereit sind, die Notwendigkeit unserer Mitarbeit im geistigen Leben anzuerkennen — nur zu wahrscheinlich, daß wir in einen bitteren Antagonismus hineingeraten, dessen Wirkung nur die sein kann, die Verwirklichung unserer Ziele aufzuhalten, und — schlimmer noch — gerade den Charakter, den wir all unserer Arbeit aufprägen wollen, zu zerstören, den Charakter weiser, geduldiger, weitreichender Versöhnung und Einigung.

Denn ehrlich wollende Frauen kommen nicht, um für alte Tyrannei und Nichtachtung flammende Rache zu nehmen. Wir kommen vielmehr in dem Glauben, daß die Wohlfahrt des Ganzen unsere Dienste verlangt und daß es unsere Pflicht ist, sie zu leisten. Wenn wir die Männer dafür gewinnen wollen, unser Verlangen nach Möglichkeiten, unsere Pflicht zu tun, zu unterstützen, — und wir können ohne sie nicht

Digitized by Google

viel weiter kommen — wenn wir sie über die selbstsüchtigen Instinkte und Vorurteile des Geschlechts, der Klasse, des Berufs erheben wollen, so müssen wir uns an das Gerechtigkeitsgefühl in ihnen wenden. Und das können wir nicht, wenn wir nicht selbst in Beziehung auf sie volle Gerechtigkeit üben. Alle Bitterkeit, alle Feindseligkeit ist einfach ein Schaden, den wir unserer eigenen Sache zufügen.

* * *

Wenn wir nun fragen, durch welche Lebenskreise im einzelnen der Einfluß der Frau auf das soziale Leben wirksam wird, so können wir im großen und ganzen die Familie, die gesellschaftliche Sphäre, in die eine offizielle Stellung versetzt, das Vereinsleben als die wichtigsten unterscheiden. Ich glaube, daß diese Wirkenskreise unauflöslich miteinander verkettet, daß dieselben Prinzipien für alle giltig sind und daß Mängel und Mißerfolge in einem von ihnen alle anderen in Mitleidenschaft ziehen.

Was zunächst die Erziehung der Kinder betrifft, so sagt man oft, daß der Einfluß der Mutter während jener frühesten Jahre der herrschende bleibt und unverwischbar ist; daß sie mit dem Kinde tun kann, was sie will, wenn sie nur die Gelegenheit zu benutzen versteht. Später, wenn der Knabe zur Schule und zur Universität vorgeschritten ist, zum Heer oder zu einem bürgerlichen Beruf, darf sie nicht erwarten, noch viel Einfluß auf ihn zu haben, während auf der anderen Seite die Mädchen ganz unter ihrem Einfluß bleiben, bis sie heiraten. Mir scheint in dieser Betrachtung der Dinge viel Unrichtiges zu liegen. Der frühe Einfluß der Mutter auf ihre Söhne mag unverwischbar sein in dem Sinne, in dem die ursprüngliche Schrift eines Palimpsestes unverwischbar ist; irgend eine chemische Verbindung mag sogar eines Tages ihre Lesbarkeit wieder herstellen; aber wenn unterdessen die männlichen Einflüsse von Schule und Universität, von Kaserne oder Bureau die Meinungen und Handlungen des Knaben und des Mannes während der ganzen Zeit seines tätigen Lebens bestimmen, so kann die Mutter sich kaum zu dem sozialen Einfluß Glück wünschen, den sie durch ihre Söhne ausübt. Und andererseits kann der Versuch, ihren Einfluß durch Übertreibung und zu große Eindringlichkeit unverwischbar zu machen, oder dadurch, daß Stufen seiner geistigen Entwicklung und Interessen vorweg genommen werden, die nicht so früh einsetzen können, nur eine Reaktion hervorrufen.

Was kann dann aber die Mutter ohne Furcht, ihren eigenen Zweck zu vereiteln, versuchen, um ihre Kinder für das soziale Leben zu erziehen?

Das Wichtigste scheint mir zu sein, die Gewohnheit der Selbstverleugnung und des Selbstvergessens zu erziehen, die Rücksicht auf andere als eine Sache einfacher Gerechtigkeit, tatkräftige Güte und Hilfsbereitschaft, Heiterkeit als eine Pflicht gegen andere, die Gewohnheit, niemanden, sei er arm und gering, oder sogar schlecht, mit Verachtung zu betrachten; Höflichkeit und Achtung vor des anderen Rechten und Neigungen, besonders zwischen Brüdern und Schwestern: das alles ist eine gute Grundlage und eine, die früh gelegt werden kann — ich möchte noch hinzufügen Bescheidenheit und Zurückhaltung und den Ehrgeiz, alles um seiner selbst willen gut zu machen, nicht um andere zu übertreffen. Das alles sind keine geringfügigen Dinge, sie liegen an der Wurzel jener Fähigkeit, sich selbst in die Lage anderer zu versetzen, die das Geheimnis der sozialen Gerechtigkeit ist, und sie sind, in vielen Arten sozialer Arbeit, das Geheimnis des Erfolges.

Digitized by Google

Die gemeinsame Erziehung von Knaben und Mädchen kann eine gute Schule der Gerechtigkeit und des gegenseitigen Verständnisses sein. Jedes sollte angehalten werden, die besonderen Vorzüge des anderen zu achten; jedes sollte lernen, die besonderen Pflichten des Bruders oder der Schwester zu erfüllen, „durch Liebe einander zu dienen". Eine wirkliche Kameradschaft zwischen Bruder und Schwester bereitet wie nichts anderes beide vor, andere Männer und Frauen zu verstehen, und der Anteil der Schwester an der Gestaltung des weiblichen Ideals ihres Bruders ist eine Verantwortung, die nicht stark genug betont werden kann. Den Knaben besonders sollte Achtung vor älteren Frauen gelehrt werden, wie überhaupt Rücksicht auf Alter und Schwäche. Man sollte die Kinder ermutigen, so viel als möglich, die Freunde ihrer Eltern, Männer wie Frauen, als die ihrigen zu betrachten, so gut sie junge Freunde für sich haben, damit so ihr Ausblick ins Leben früh geweitet und vertieft werde. Der Einfluß, den diese Gewohnheit freimütigen Verkehrs mit älteren Leuten auf die Empfänglichkeit und auf die Interessenwelt junger Menschen hat, auf ihr Verständnis für das soziale Leben, dem sie angehören werden, und die Fähigkeit, sich ihm anzupassen, ist unschätzbar.

Unsere Kinder sollten auch früh in freundschaftliche Beziehungen mit Menschen gebracht werden, die ihren Lebensunterhalt selbst verdienen, und mit Arbeitern aller Berufszweige. Sie sollten Fabriken und Werkstätten besuchen, um die Stellen zu sehen, wo die Arbeit der Gesellschaft getan wird, und die Menschen, die sie leisten, um etwas davon zu wissen, was der Daseinskampf für diese Arbeiter bedeutet. Alles das hilft dazu, unbewußt den sozialen Sinn zu erweitern, ihm Tiefe und Wirklichkeit zu geben. Es gibt dem Kinde einen Begriff von der weiten Mannigfaltigkeit menschlichen Wesens, menschlicher Bedürfnisse und menschlicher Gemeinschaften, unter denen es zu leben hat, und es gibt Gelegenheit, die Idee einer weitreichenden sozialen Verpflichtung einzuflößen.

Viel kann auch dadurch getan werden, daß große Tagesereignisse im Familienkreise besprochen werden. Für aktuelle Ereignisse, die sich von Tag zu Tag in des Kindes Umgebung entwickeln, wird fast immer sein Interesse erweckt werden können. Richtige Ideale von der sozialen Ethik, der inneren Vornehmheit, die wir von Männern und Frauen im öffentlichen Leben verlangen, können so am sichersten und natürlichsten eingepflanzt werden, zugleich mit dem Sinn für das, was recht und billig ist zwischen den verschiedenen Klassen, zwischen Unternehmer und Arbeiter u. s. w.

Und dann sollte von Zeit zu Zeit, sowohl mit Knaben als mit Mädchen, in ganz ruhiger Weise die Frage der Beziehungen zwischen Mann und Frau besprochen werden, das gegenseitige Nehmen und Geben, die Gründe von Erfolg und Mißerfolg in dem Bestreben, ein reines und volles Glück durch gegenseitige Hilfe und Kameradschaft zu finden, und, wenn sie älter werden, sollten wir sehr ernst und früher als die meisten Eltern von diesen Dingen mit ihren Söhnen sprechen — von der Verantwortlichkeit der Männer reden für die Existenz jener sozialen Probleme, die für junge Männer und Frauen jedes Alters solche furchtbaren Schwierigkeiten und Versuchungen in sich schließen.

Viel hängt sicherlich von der Art und Weise ab, in der diese Fragen berührt werden. Es sollte immer zartfühlend geschehen, immer mit dem Appell an das Gerechtigkeitsgefühl des Knaben. Die sittliche Reinheit, für den Mann sowohl als für die Frau, sollte früh in ihrer Würde der Jugend nahe gebracht werden, und

Digitized by Google

glücklich ist die Mutter, die sagen kann: „ich verlange nur von dir, daß du bist, was dein Vater gewesen ist," „ich möchte, daß deine Frau so glücklich wird wie ich es bin." Sie darf ihrem Sohn auch nicht verhehlen — was er selbst bald erfahren wird —, daß das nicht das Gewöhnliche unter Männern ist; aber sie kann ihm sagen, daß einige der größten Männer dies Ideal aufgestellt und erfüllt haben und daß jede Generation gebildeter Männer ihm näher kommen könnte — und vielleicht auch wirklich näher kommt.

Ist dies eine zu milde Form, diese Dinge zu behandeln? Würde nicht eine leidenschaftliche Anklage des Unrechts, eine begeisterte Verteidigung des höchsten Rechtes eindrucksvoller sein? Es mag in manchen Fällen so sein. Aber im allgemeinen ist es gut, daran zu denken, daß man in der sittlichen Erziehung am weitesten kommt, wenn man wenig redet und viel dem eignen Nachdenken des Zöglings überläßt, und daß es sich weniger darum handelt, einen schnell verfliegenden Enthusiasmus zu erregen, ehe das wirkliche Leben mit seinen Versuchungen überhaupt beginnt, als darum, die Gewohnheit gerechter, ehrlicher und mutiger sittlicher Entschlüsse zu schaffen, die sich den Lebensproblemen, wie und wann sie sich auch darbieten, gewachsen zeigt.

Vor allem scheint es mir wichtig, die Kinder zu unseren eigenen geistigen Gefährten zu machen — soweit das irgend möglich ist —, sie Schritt für Schritt ins Vertrauen zu ziehen bei den Dingen, die uns selbst innerlich beschäftigen, das Verhältnis zu ihnen zu einem höchst natürlichen und offenen zu machen, und wenn sie älter werden, ihnen eher Fragen nahe zu legen, als fertige Ansichten über alles zu bieten. Eben dadurch, daß allmählich das Verhältnis der Eltern zu ihren Kindern den Charakter geistiger Gemeinschaft und guter Kameradschaft annimmt, in dem die Eltern so gut von ihnen nehmen als ihnen geben, in dem sie versuchen, die Gesichtspunkte der jungen Generation zu finden und die Dinge so anzusehen, wie sie ihr erscheinen müssen, — nur auf diesem Wege dürfen die Eltern hoffen, einen wirklichen Einfluß auf ihre Kinder zu behalten, wenn sie in das Leben hinausgezogen sind. Glücklich ist die Mutter, deren beste Freundin ihre eigene Tochter ist und die weiß, daß ihre Söhne zu allen Lebenszeiten zu ihr kommen werden, wenn sie in irgend einer Schwierigkeit sind.

* * *

Es bleibt mir nicht viel Zeit, um über den Einfluß der Frau in der Gesellschaft zu sprechen. Er ist in unverantwortlicher Weise mißbraucht worden, und doch sollte jedes heranwachsende junge Mädchen darauf hingewiesen werden, dieses ihr Königreich zu verwirklichen. Denn die Gesellschaft wird immer das sein, was ihre Frauen daraus machen — eine Wahrheit, die nur zu oft zugleich ein ernster Vorwurf ist. Es ist in der Tat etwas Schönes, in unserem eigenen gesellschaftlichen Kreise eine Atmosphäre zu schaffen, die jeden, der sie atmet, besser macht, und die in allen jungen Menschen die Hoffnung erweckt, einmal selbst ein solches Heim zu besitzen.

Und schließlich haben wir den Einfluß zu berücksichtigen, den die Frau auf die ausübt, mit denen sie in ihrer öffentlichen Tätigkeit in Berührung kommt. Auch hier wird die Frau, die mit der einzigen Absicht kommt, Einfluß zu gewinnen und ihren Einfluß durchzusetzen, weniger erreichen, als die ruhige und besonnene Frau, die nicht durch ihre Überzeugungen gezwungen ist, sich selbst immer im Recht und die andern immer im Unrecht zu sehen. Sie mag eine stille Führerschaft des Herzens und

Digitized by Google

Gewissens unter den Männern ihres Arbeitskreises ausüben, von deren Macht vielleicht weder sie selbst noch die anderen eine volle Vorstellung haben. Eine „fortschrittliche" Frau zu sein — d. h. die Dinge in weitblickendem und fortschrittlichem Geiste zu erfassen und zu besprechen — und doch dabei keinen aggressiven Ton, sondern auch hier nur den Reiz und Takt, die Verbindlichkeit und Unbefangenheit der anmutigen und liebenswürdigen Frau zu haben, das ist, so weit unser Wirken in unserem alltäglichen Lebenskreise in Betracht kommt, die wahre Kunst der Propaganda, und bei weitem die beste Art, die Frauen zu gewinnen, die oft schwerer zu bekehren sind als die Männer. Es stellt ihnen ein Beispiel vor Augen, dessen Reiz sie empfinden und das sie willig macht zu glauben, daß so vertretene Ansichten gerecht und richtig sind.

Die Beziehung, in die wir, bei unserer Arbeit in der Wohlfahrtspflege, mit den öffentlichen Körperschaften der verschiedensten Art gebracht werden, ist wieder eine wichtige Gelegenheit, unsere Grundsätze zu verbreiten und ihre Berechtigung zu zeigen. Aber auch hier ist unendlicher Takt notwendig. Wir müssen offizielle Grenzen anerkennen, indem wir zugleich Wohlwollen, Achtung und die Hilfe und Mitarbeit zu gewinnen suchen, die die Behörden unserer eigenen Arbeit im Dienst des Ganzen gewähren können. Wir müssen ihnen begreiflich machen, daß wir zwar Enthusiasten und Optimisten sind, mit einem grenzenlosen Glauben an die Möglichkeiten der menschlichen Natur — und stolz darauf sind, uns so zu nennen —, aber keine unwissenden Fanatiker. Wir können zeigen, daß wir unsere eigenen Grenzen so gut kennen wie die ihren, daß wir gesonnen sind, geduldig zu arbeiten an Reformen, die, wie wir wissen, nur sehr allmählich kommen können, und daß wir nicht erwarten, unsere „Ewige Stadt" an einem Tage zu bauen.

Die Schwierigkeit dabei ist, daß die idealistische Frau — und wir brauchen idealistische Frauen —, geneigt ist, das tausendjährige Reich sofort zu begehren, und wenn sie es nicht haben kann, so erklärt sie dem ganzen gegenwärtigen Zustande den Krieg. Die Idealistin, die wir brauchen, ist anderer Art. Ihr Haupt muß allerdings unter den Sternen sein, aber ihre Füße auf festem Boden. Sie wird nicht ihr altes Haus niederreißen, ehe sie das neue gebaut hat. Sie darf das Kleine, das heute getan werden kann, nicht versäumen, indem sie versucht, große Dinge zu tun, die erst morgen geschehen können. Sie weiß, daß sie durch Weisheit und Liebe siegen muß; daß Weisheit besser ist als Waffen, und daß Liebe immer das Größte in der Welt bleibt.

Digitized by Google

Pariser Wohlfahrtseinrichtungen.

Von

Anna Plothow.

Nachdruck verboten.

Die meisten Fremden, die nach Paris kommen, kennen es nur als die Stadt des Vergnügens, allenfalls als die Stadt der Kunst und der Kunstsammlungen, der literarischen Zirkel und Theater, der geistigen Anregung und der gelehrten Gesellschaften, vor allem aber als die Stadt des Luxus und des gesellschaftlichen Glanzes. Wenige nur sehen sich die Fülle von ernster Arbeit an, die in dieser Stadt geleistet wird, und noch weniger lernen den harten Kampf ums Dasein kennen, den in der Riesenstadt täglich Millionen von Existenzen kämpfen.

Es ist nicht immer das beste Renommee, das die nur oberflächlich Zuschauenden von Paris und den Parisern, vor allem von der Pariserin dann überall in der Welt verbreiten. Und doch hätten sie bei näherem Zusehen auch gerade hier recht viel ernst arbeitenden Frauen und bei diesen wahrem Wohltätigkeitssinn und erwachendem Solidaritätsgefühl begegnen können. Tatsächlich ist die Wohltätigkeit schon eine uralte Pariser Eigenschaft, die Angehörigen vieler religiösen Orden wie die Mitglieder weltlicher Vereine haben sich stets die Fürsorge für die Armen zur Aufgabe gemacht. Aber vieles daran war veraltet und unzulänglich.

Die Wohltätigkeit im modernen Sinne, die vor allem Wohlfahrtspflege sein, deren Hilfe mehr vorbeugen als unheilbare Schäden lindern will, diese nahm, wie mir scheint, in Paris ihren Ausgang erst von dem Jahre 1870/71. Diese Zeit des Elendes und Krieges, der Schrecken der Kommune und des Kummers der nationalen Niederlage wurde, wie öfters solche Zeiten der Not für die Völker, auch für Paris eine Zeit der sozialen Wiedergeburt und Erstarkung. Wenn wir die Berichte der heute am bedeutsamsten wirkenden Vereine nachlesen, so finden wir es bestätigt, daß sie um jene Zeit oder bald darnach entstanden sind oder wenigstens von damals an einen neuen Aufschwung nahmen. Da auch diese Zeit zugleich die der Geburt der republikanischen Verfassung war, mit der in Frankreich die Trennung von Staat und Kirche begann, so ging jetzt auch die Wohlfahrtsfürsorge mehr und mehr in weltliche Hände über und wurde konfessionslos; wenigstens macht die freie Armenpflege der kirchlichen starke Konkurrenz.

Die städtische Armenpflege (Assistance publique) gibt jährlich 56 Millionen Francs aus, wovon die Stadt fast die Hälfte zuschießt. Sie erhebt den Zehnten von den Einnahmen der Theater, Konzerte, Schaustellungen.

Ihr unterstehen 20 Krankenhäuser, mehrere Altersversorgungshäuser, 5 Irrenhäuser und ein Findelhaus. Es werden jährlich 275 000 Personen unterstützt, 165 000 Kranke verpflegt, 43 000 Kinder meist auf dem Lande unterhalten. In jedem der 20 Arrondissements bestehen ein Bureau de bienfaisance und mehrere Hilfshäuser.

Dennoch bleibt der Privatwohltätigkeit noch unendlich viel zu tun, denn wir dürfen nicht vergessen, daß die soziale Gesetzgebung in Frankreich noch sehr im Rückstande ist.

Es bestehen mehrere hundert teils kirchliche, teils weltliche Wohltätigkeitsvereine, über 200 kirchliche Anstalten für Waisen, Kranke, Greise, Krüppel und Verlassene. Auch haben die Fremdenkolonien Unterstützungsvereine für ihre Nation. Die kirchlichen Unterschiede sind in Paris, das in seiner Bevölkerung einen starken Prozentsatz von

Digitized by Google

Katholiken aufweist, größer als bei uns. Die streng kirchlich gerichteten Katholikinnen schließen sich gegen die von Protestantinnen und Jüdinnen unternommenen Bestrebungen vollständig ab. Sie nahmen deswegen auch nicht am Internationalen Frauenkongreß von 1900 teil.

Nicht so groß ist die Spaltung zwischen den politischen Parteien. Die Frauen der verschiedenen Richtungen arbeiten mit den Sozialdemokratinnen zusammen; besonders suchen die letzteren bei Geldnot Anschluß an die bürgerlichen Frauen. Die auf dem Wohlfhartsgebiet herrschende Zersplitterung scheint mir durch die konfessionellen Unterschiede und die gleichlaufenden Bestrebungen noch weit größer als bei uns zu sein.

Aus der Fülle der Pariser Wohlfahrtsbestrebungen kann ich natürlich nur einiges herausgreifen, wie es denn auch nur ein kleines Teilgebiet war, in das ich bei meinem Aufenthalt einen tieferen Einblick gewinnen konnte. Da sind zuerst die Einrichtungen für die jungen Mädchen. Es ist allbekannt, daß das junge Mädchen in Paris eine wesentlich andere Stellung einnimmt als bei uns, daß diese weit entfernt ist von der schönen Freiheit und Ungezwungenheit des Verkehrs, welche moderne Anschauung und Erziehung in edlem Vertrauen der Jugend gewähren. Das junge Mädchen der höheren Gesellschaftskreise wird in fast klösterlicher Absperrung gehalten, es darf niemals allein ausgehen, niemals allein Besorgungen machen oder in Unterrichtsstunden gehen.

Dadurch scheidet die junge Dame natürlich von jeder Selbstbetätigung in der Wohlfahrtspflege aus. Solche segensreichen Einrichtungen wie die „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hilfsarbeit" mit ihrer für die Beteiligten so sehr erzieherisch wirkenden Arbeit auf den verschiedenen Wohlfahrtsgebieten wäre auf Pariser Boden vorläufig noch ganz undenkbar.

Wir begegnen also nur wohltätigen Frauen. Ein günstiger Zufall ließ mich bei einem Besuch der Präsidentin eines der größten Wohlfahrtsvereine grade in eine Komiteesitzung hineingeraten. Die Form war dabei weniger parlamentarisch straff und arbeitsam nüchtern als bei uns. Es war mehr ein zwangloses Kommen und Gehen, eine Art Empfang der Präsidentin, bei dem die Interna des Vereins verhandelt wurden und der dem und jenem Gelegenheit zu einer kleinen, schwungvollen Rede bot. Trotz der eleganten, ein wenig oberflächlich erscheinenden Form konnte ich mich aber später überzeugen, daß in diesem Verein tüchtig gearbeitet wurde. Das meiste allerdings von der hervorragenden Vorsitzenden und ihren beiden Sekretärinnen. Neben den so überaus ängstlich behüteten jungen Mädchen gibt es nun die große Zahl der jugendlichen Arbeiterinnen, worunter ich in diesem Sinne jedes einen Beruf ausübende Mädchen begreife, gleichviel, ob es Lehrerin, Studentin, Künstlerin, Buchhalterin, Verkäuferin oder Arbeiterin in einem Atelier, einer Fabrik ist.

Diese jungen Mädchen haben meist niemand, der sie behütet; allein müssen sie ihres Weges gehen, allein ihr Lebensschifflein durch die brandenden Wogen steuern und wollen sie anständig bleiben und ihr Renommee wahren, so zwingen die Verhältnisse sie erst recht zu einem abgeschlossenen Leben, zu äußerster Zurückhaltung. In schrankenloser Ungebundenheit oder wie eine Nonne leben, diese beiden Wege gibt es nur für das junge Mädchen in Paris, die gesunde, glückliche Zwischenstufe fehlt.

Einsichtige Frauen bemühen sich neuerdings, diese soziale Härte auszugleichen, und die Einrichtungen zum Schutze und zur Fürsorge für die jungen Mädchen nehmen einen sehr breiten Raum in der Wohlfahrtspflege ein.

Klubs für Fabrikarbeiterinnen wie in London und Berlin existieren noch nicht. Die ganze Idee der Heime ist noch sehr jung für Paris; früher waren wohl die Klöster die einzigen für alle Zwecke dienenden Zufluchtsstätten.

Besondere Heimstätten für junge alleinstehende Mädchen wurden Anfang der siebziger Jahre von geistlichen Frauenorden in Paris eingerichtet. Das erste Heim dieser Art war das für junge Arbeiterinnen errichtete „Maison de famille" im Kloster der Religieuses de Marie-Auxiliatrice, in der Rue de Maubeuge 25. Es besteht noch heute und kann bis 140 Pensionärinnen aufnehmen. Der Pensionspreis beträgt monatlich 50—65 Francs. Ähnliche Anstalten wurden auch in anderen Teilen von Paris errichtet.

Digitized by Google

Für die berufliche Ausbildung der jungen Mädchen sind von katholisch-kirchlicher Seite 18 Gewerbeschulen eingerichtet; 6 weltliche dienen dem gleichen Zweck.

Von evangelischer Seite richtete die zur Zeit der Kommune im Vorort Boulogne entstandene „Mission Evangelique aux femmes de la classe ouvrière“ neben anderen Wohlfahrtseinrichtungen wie Arbeitsnachweis, Sparkasse, Volksbibliothek und Mütterversammlungen auch an den freien Donnerstagnachmittagen eine sogenannte „Puppenschule“ für die schulpflichtigen Mädchen und Sonntagszusammenkünfte für jugendliche Arbeiterinnen, besonders Wäscherinnen, ein. Es wird dabei wie in unseren Marienheimen vor allem das kirchlich-religiöse Moment betont.

Religiösen Charakter trägt auch das gleichfalls für die Opfer der Kommune gegründete „Oeuvre de Belleville“, das Werk der trefflichen, warmherzigen Engländerin Miß J. de Broën. Es nimmt sich in materieller und sittlicher Hinsicht aller Armen, gleichviel welchen Alters, Geschlechtes, Standes und Glaubens an. Außer einer Klinik, in der mehr als 24 000 Personen jährlich freie ärztliche Hilfe finden, einer Arbeitsstube für beschäftigungslose Frauen und einer Armenspeisung unterhält es ein Waisenhaus für 20 Mädchen, eine Fortbildungsschule und eine gut besuchte Sonntagsschule.

All diese Einrichtungen stellten aber doch nur vereinzelte und deshalb wenig wirksame Versuche dar. Der erste Verein, der sich umfassend und systematisch der jungen Mädchen annahm, war der bekannte „Internationale Verein der Freundinnen junger Mädchen“, dessen Pariser Sektion zuerst eine Art Klub für die Verkäuferinnen gründete. Bald wurde eine Bahnhofsabholung, ein Sonntagsheim für Alleinstehende, eine kostenfreie Stellenvermittlung, eine Arbeitsstube, ein Frauenrestaurant und endlich ein Heim hinzugefügt. Anschließend daran wurde ein Klub gegründet, der „Cercle amicitia“, der das gleiche Haus bewohnt. All diese Stiftungen sind jetzt in dem neu erbauten Haus, Rue du Parc Royal 12, in der Nähe des Place de la Bastille vereinigt. Es enthält im Erdgeschoß das nett eingerichtete Frauenrestaurant und nach dem schönen großen Garten — dessen Benutzung ebenfalls den Bewohnerinnen freisteht — zu gelegen ein Unterhaltungszimmer, ein Lesezimmer mit reichhaltiger Bibliothek und Zeitungen, ein Schreibzimmer, wo Studentinnen ungestört arbeiten können. Die Zimmer der Pensionärinnen sind zwar sehr klein, aber gemütlich und bei aller Einfachheit mit Geschmack eingerichtet. Ein Zimmer kostet mit erstem Frühstück monatlich 35 bis 45 Francs. Das Haus hat elektrische Beleuchtung und Dampfheizung. Natürlich sind bei dem für Paris außerordentlich niedrigen Preis die Zimmer schon immer lange im voraus vergeben. Auch im Frauenrestaurant, das jeder anständigen Dame offen steht, sind die Preise mäßig; ein Frühstück, unserem Mittagessen entsprechend, kostet komplett 1 Franc, mit Wein, Milch oder Kaffee 10 Centimes mehr.

Nur für Wohnungszwecke lehrender, lernender oder arbeitender Frauen ist das „Hotel meublé“ auf dem äußersten Montmartre, Rue des Grandes-Carrières 37, eingerichtet. Es bietet Raum für 120 Insassen. Das ganze Haus ist bequem, behaglich, mit einer hellen Farbenfreudigkeit eingerichtet und strahlt förmlich von Sauberkeit. Es enthält ebenfalls Speisesaal und Lesezimmer. Ein kleines Zimmer in der 1. oder 2. Etage kostet hier 30 Francs, ein Kämmerchen in der 3. oder 4. 18 Francs monatlich. Ebenso billig sind alle Mahlzeiten. Es ist daher kein Wunder, daß trotz der etwas abgelegenen Lage auf der Höhe des Montmartre hier alle Zimmer stets auf Monate im voraus vergeben sind. Ein zweites „Hotel meublé“ ist jetzt im Stadtteil La Roquette im Bau begriffen, und die „Société Philantropique“, der diese Gründung ihre Entstehung verdankt, will nach und nach in allen Stadtteilen von Paris gleiche Häuser für die arbeitende Frauenwelt errichten. Um unliebsame Elemente fern zu halten, hat man eine etwas straffe Hausordnung eingerichtet, für deren Aufrechterhaltung die Bewohnerinnen selber sorgen müssen. Sonst aber fragt man weder nach dem Glauben, noch nach Stand oder Herkommen. Die Bewohnerinnen rekrutieren sich aus allen Ständen. Neben der besseren Arbeiterin, der Schneiderin, der Verkäuferin findet man auch oft Privatlehrerinnen, denn diese sind in Paris in ihrem Einkommen oft weit schlechter gestellt als eine einfache Arbeiterin. Dies Haus nimmt auch Frauen mit Kindern auf.

Digitized by Google

Ganz den Interessen der arbeitenden Frauen, besonders der kaufmännisch Angestellten widmet sich der „Cercle du travail féminin“. Er hat sein Domizil mitten im Herzen des eleganten Paris auf dem Boulevard des Capucines 35. Hier können die Angestellten der Geschäfte die Mittagspause, die freien Abendstunden und Sonntage aufs angenehmste verbringen. Schöne, elegant eingerichtete Räume mit der Aussicht in den Garten des Jockeyklubs stehen ihnen hier zur Verfügung. Neben dem großen Salon befindet sich ein Schreibzimmer und eine Bibliothek. Die Mahlzeiten können die jungen Mädchen in dem Tür an Tür grenzenden Frauenrestaurant des „Foyer de l'Ouvrière“ einnehmen. Außer den geselligen Zusammenkünften an den Donnerstagabenden und Sonntagen gibt es unentgeltliche Fortbildungs- und Unterrichtskurse für Deutsch, Englisch, Französisch, Gesang, kunstgewerbliches Zeichnen, Zuschneiden, Musik, Stenographie und Buchführung. Ferner erhalten die Mitglieder in Krankheitsfällen freien Arzt und Arznei, auch ist für Ferienerholungsheime gesorgt. Zwei angesehene Advokaten erteilen Rat in Rechtsangelegenheiten. Eine Stellenvermittlung ist im Entstehen begriffen. Wir sehen also ein Pendant zu unserem „Kaufmännischen Verein für weibliche Angestellte“ sich entwickeln, das dank seiner energischen Leitung den erfreulichsten Aufschwung nimmt.

Der „Cercle“ ist von 10 Uhr Morgens bis 10 Uhr Abends geöffnet. Das regste Leben herrscht natürlich zwischen 12 bis 2 Uhr. Hier ist das Prinzip der Gegenseitigkeit bereits am stärksten entwickelt, und die Verwaltung des Klubs ruht in den Händen von Frauen, die selber Angestellte sind. Der Jahresbeitrag beträgt 6 Francs, die in Monatsraten gezahlt werden können.

Allen jungen Damen, die irgendwie als Angestellte nach Paris gehen, ist der Eintritt in diesen Klub dringend zu raten. Er nimmt sich auch der Interessen der Fremden warmherzig an. An den Unterhaltungsabenden am Donnerstag und an den Sonntagnachmittagen finden sie hier geistige Förderung und den in Paris so schwierigen freundschaftlichen Anschluß. „Wenn wir den Cercle nicht hätten,“ sagten mir verschiedene junge Damen, „würden wir uns noch viel vereinsamter hier fühlen. Gastfreundschaft für Fremde kennt der Pariser nicht. Wir leben hier schon vier, fünf Jahre, ohne jemals Familienanschluß gefunden zu haben. Die Pariser Familien lieben es, Feiertage und Mußestunden im Restaurant zu verbringen; auch sind die Wohnungen sehr beschränkt, das alles schränkt die Gastfreiheit ein. Dann verkehren sie intim nur mit der eigenen Familie.“

„Man veranstaltet uns auch Tanzfeste im Winter,“ sagte mir eine andere, „aber natürlich sind wir dabei ganz unter uns. Nie haben wir Gelegenheit, Herrenbekanntschaften zu machen!“

Das ist auch eine Kehrseite des lustigen Paris. Die unschuldigen Jugendfreuden sind da sehr sparsam zugemessen!

Der Cercle ist auch der erste Verein, der mit anderen Wohlfahrtseinrichtungen Fühlung sucht und zu einer ganzen Anzahl ähnlich gerichteter Beziehungen unterhält. Von diesem ebenso interkonfessionellen wie internationalen Verein aus dürften sich noch einmal haltbare Fäden zu unseren sozialen Bestrebungen knüpfen lassen. Zu seinen Donatoren gehören ebenso die in der Wohlfahrtspflege von Paris bekanntesten Männer und Frauen wie die Eigentümer der großen Warenhäuser.

Freundnachbarlich mit dem „Cercle du travail féminin“ haust das „Foyer de l'Ouvrière“. Diese Frauenrestaurants sind so nett und zierlich eingerichtet, daß sie auch höheren Ansprüchen genügen. Auf den tadellos gedeckten Tischen stehen Blumen, die Aufwärterinnen tragen eine sehr kleidsame Uniform. An der Kasse sitzt eine Dame, die diesen Posten ehrenamtlich verwaltet und die Speisemarken verkauft. Jedes Gericht, wie Brot, Suppe, Fleisch, Gemüse, Kompott wird einzeln berechnet. Die Küche ist gut, aber die Portionen sind kleiner als bei uns, sodaß sich der Preis für ein Frühstück auf 60 bis 80 Pfennig stellt. Bei letzterem Preis sind ein Glas Wein und eine Tasse Kaffee eingerechnet, die sich hier eben auch jede bessere Arbeiterin leistet.

Noch muß ich hier der freundlichen Schöpfung Charpentiers, des Komponisten des Musikdramas „Louise“, gedenken, des „Oeuvre de Mimi Pinson“. Es vermittelt

Digitized by Google

den jungen Arbeiterinnen den Besuch guter Theater. Täglich werden auf die verschiedenen Pariser Ateliers eine Anzahl Billetts verteilt und unter den Arbeiterinnen verlost. Jede in die Listen Eingezeichnete kommt ein oder mehreremale im Jahre an die Reihe und erhält dann 2 Billetts für sich und ein Familienglied, da die gute Sitte verlangt, daß das junge Mädchen in Begleitung ins Theater gehe.

Ferner werden von diesem Oeuvre auch Liebhabertheateraufführungen und ehrbare Kränzchen veranstaltet, wobei die jungen Mädchen dann Gelegenheit zum Tanzen haben.

Die, von denen ich bisher gesprochen habe, sind die Glücklichen, es sind die, die jung und gesund sind und Arbeit haben.

Aber es gibt viel Elend in Paris, vom Unglück angefangen bis herab zur tiefsten moralischen Verkommenheit. Nirgends habe ich das traurige: „J'ai faim" so oft und so herzzerreißend von blassen Frauenlippen hauchen hören, wie in den eleganten Straßen von Paris.

Da sind die unglücklichen Geschöpfe, die aus St. Lazare und den anderen Frauengefängnissen entlassen werden, da sind die ledigen Mütter, die Verführten und Betrogenen und die ärmsten der Armen, die Obdachlosen.

Paris hat mehrere städtische Frauenasyle, doch diese gewähren nur drei Nächte Unterstand. Da mußte denn Privathilfe eingreifen. Das „Oeuvre des libérées de St. Lazare" nimmt sich vornehmlich dieser Frauen und Mädchen an. Es unterstützt die Frauen während der Schwangerschaft, nimmt sich ihrer bei der Geburt des Kindes an, unterstützt die ledigen Mütter, bezahlt oft Miete für die Unglücklichen, löst ihre verpfändeten Sachen ein u. s. w. Von dem kleinen, unscheinbaren Bureau, Place Dauphine 14, strömt eine Fülle von tätiger Nächstenliebe, von Ermutigung und Kräftigung aus, die sich als ein rettender Damm ins Meer des sozialen Elends hineinschiebt.

Die Seele des Unternehmens ist die Präsidentin, die ehrwürdige Mme. Isabelle Bogelot, die dem vor dreißig Jahren gegründeten Verein seit langem vorsteht und durch ihre rastlose Arbeit und unermüdliche Hingebung zur hohen Blüte verholfen hat. In ihrer Person wurzelt zum großen Teil das Vertrauen, das die Regierung dem Vereine bezeigt, und das ihm bereits amtliche Rechte erwirkt hat, wie die Anerkennung der Pariser Gesellschaft, aus der heraus große Summen für seine Zwecke bereit gestellt werden.

„Ich habe dreißig Jahre lang über alle wichtigen Fälle, die durch meine Hand gingen, Buch geführt," sagte mir Madame Bogelot in einer Unterredung, „und an der Schwelle des Greisenalters stehend, benutzte ich die Muße des letzten Sommers, um zu überlesen, was ich geschrieben. Ich brauche nichts auszulöschen; müßte ich meinen Lebensweg noch einmal gehen, ich würde ihn ebenso gehen." In diesem stolzen Selbstbekenntnis liegt der Charakter der hervorragenden Frau, deren Wesen zu gleichen Teilen Klugheit und Güte ausströmt. Unermüdlich hat sie mit ihren beiden Sekretärinnen und einigen Helferinnen die Gefängnisse von St. Lazare und Fresnes sowie das Depot im Palais de Justice besucht, unermüdlich ihren unglücklichen Mitschwestern in den Gefängnissen Trost gespendet. Den großen erzieherischen Einfluß dieser Frauen erweiterte die Regierung durch Gewährung von allerlei Rechten. So vermitteln diese Frauen den Verkehr zwischen den Gefangenen und ihren Familien, sie erwirken ihnen die Erlaubnis des Briefwechsels mit Angehörigen und bahnen Versöhnungen an. Sie unterstützen die unglücklichen Geschöpfe in der inneren Umkehr, indem sie ihre Verzweiflung lösen helfen. Sie nehmen sich der hilflosen Kinder und Angehörigen dieser Frauen an. Aber auch auf die Gefängnisstrafe selbst sind sie von Einfluß. Mit ihrer Hilfe breitet sich das in Frankreich eingeführte System des Strafaufschubs und der bedingten Begnadigung immer mehr aus. Beide Kategorien Verurteilter sind ihrer Fürsorge unterstellt. Bei den ersteren tritt eine Bestrafung nur dann ein, wenn sie sich während einer festgesetzten Frist einer neuen Verfehlung schuldig machen; die letzteren werden bei guter Führung vor Ablauf der Strafzeit aus der Haft entlassen, unter der Bedingung, daß der Verein Aufsicht und Verantwortung für sie übernimmt. Unter der gleichen Voraussetzung wird neuerdings vielen Angeklagten

Digitized by Google

die Untersuchungshaft erspart. Für alle diese Frauen besitzt der Verein ein eigenes Asyl. Es ist ein im Vorort Billancourt hübsch gelegenes Haus, in dem die aus dem Gefängnis entlassenen Frauen — häufig mit ihren Kindern — nicht allein vorläufige Unterkunft, sondern ein wirkliches Heim finden, bis sie imstande sind, sich wieder durch eigene Arbeit zu erhalten. Der Hauptteil der Arbeit des Vereins beginnt natürlich mit der Rückkehr der Verurteilten in die Freiheit. Hier hilft ein größerer Kreis von Frauen, den Unglücklichen Stellung und Arbeit zu vermitteln, die Kranken in Hospitälern unterzubringen, die Minderjährigen Erziehungsanstalten zu übergeben, den ledigen Müttern die Sorge um ihre Kinder zu erleichtern, für die Erziehung der unversorgten Kinder einzutreten. Dank dieses von persönlicher Fürsorge durchdrungenen Schutzsystems ist es möglich, eine große Anzahl entgleister Frauen zu rehabilitieren, betrogene, verzweifelte, in der Verzweiflung zu Verbrecherinnen gewordene Frauen in geordnete Verhältnisse zurückzuführen. So ist es mehr als einmal gelungen, aus Kindesmörderinnen treue Dienstboten und aufopfernde Pflegerinnen fremder Kinder zu machen. Aber nicht allein an der Vermittelung dauernder Stellungen, sondern auch an Eheschließungen, bei denen sie als Trauzeugen figurieren, haben die Schutzdamen Anteil. Ihre wichtigste Arbeit ist aber jedenfalls die bewahrende, durch die sie wankende Individuen, die noch einen Strafaufschub erlangt haben, vor dem vollständigen Hinabgleiten schützen.

Ein Haus, von dem viel Segen ausgeht, ist das „Oeuvre de l'hospitalité du travail", 52 Avenue de Versailles. Es gewährt unterschiedslos allen Frauen, die obdachlos sind und ihr Brot durch Arbeit verdienen wollen, längeren oder kürzeren Aufenthalt, Arbeit und vermittelt ihnen Stellungen.

Die Männer, die in einem gesonderten Hause jenseits der Straße wohnen, erhalten 20 Tage, die Frauen 40 Tage freien Unterstand. Einzelne, besonders moralisch oder physisch schwache Frauen bleiben monatelang, ja sogar Jahr und Tag dort. Die Frauen erhalten die Schlafstätte in großen Sälen und die Wäsche frei. Die Mahlzeiten können sie zu sehr mäßigen Preisen aus der Küche entnehmen. Sie bezahlen sie von dem Geld, das sie verdienen, das gibt ihnen sofort einen moralischen Halt.

Ihr Tagesverdienst beträgt durchschnittlich 1 Franc 50 Centimes (der der Männer 2—3 Francs). Mit guten Empfehlungen versehen, hatte ich das Vergnügen, von der Oberin selbst empfangen und umhergeführt zu werden. Diese mère St. Antoine ist ein weiblicher Napoleon. Eine Matrone zwischen 50 und 60, in der Ordenstracht der soeurs de Notre Dame de Calvaire mit einem Bärtchen auf der Oberlippe und starken, energischen Zügen, aber einem Augenpaar, aus dem lautere mütterliche Güte strahlt. „Mein Wahlspruch ist: Liebe und Gerechtigkeit, damit komme ich zum Ziel", sagte sie mir. Die Fältchen in den Augenwinkeln bewiesen mir, daß sie die Klugheit als drittes verschwieg. Sie beschäftigt die Männer mit Tischlerei und der Anfertigung von Polsterarbeiten, die Frauen mit Waschen. Große Werkstätten und geräumige Möbelspeicher geben Zeugnis von der Ausdehnung des Geschäfts. In der Tat ist sie die Lieferantin der großen Warenhäuser.

Revolten unter den Arbeitern kommen nie vor, obwohl die Werkmeister frühere Asylisten sind. Manchen davon hat sie dem Leben zurückgewonnen. „Sehen Sie," sagte sie, heimlich auf einen hübschen Burschen zeigend, der eifrig an einem Salontisch polierte, „das war ein arger Trunkenbold, als er zu uns kam. Aber seit Jahr und Tag hält er sich gut. Und nun wird er eins unserer Mädchen heiraten, glaube ich, ich habe gesehen, daß er ein Auge auf sie geworfen, und sie ist ihm auch gut. Ich sorge dann für die erste Einrichtung." Und sie lachte schelmisch über ihr breites, rotes Gesicht.

Die Waschanstalt versorgt einen großen Teil von Pariser Haushaltungen mit sauberer Wäsche. In den verschiedenen Abteilungen der Wäscherei finden alle weiblichen Arbeitskräfte Verwendung. Nonnen leiten die verschiedenen Ressorts des Waschens, Trocknens, Legens, Rollens, der einfachen und der Glanzbügelei, der Kunst- und Spitzenwäsche, des Ausbesserns und Stopfens. Jede Arbeit ist in einem besonderen Pavillon untergebracht; die in Gärten gelegenen Räume sind hell, hoch, luftig. Jeder

Digitized by Google

Arbeitsraum ist mit den besten und modernsten maschinellen Einrichtungen zur Erleichterung der Arbeit ausgestattet.

Ich erinnere mich besonders des Bügelraums — welche Physiognomien sah ich da! Gesichter, in die hundert Erlebnisse ihre Spuren eingedrückt, bis das Elend sein graues Tuch darüber breitete, weiße Hände, die nie wirklich gearbeitet hatten und sich nun mühten, es dennoch zu lernen!

Im Jahre 1902 waren in diesem Asyl 3754 Frauen und 1315 Männer; erstere leisteten 48 802 Arbeitstage, letztere 18 059. Ähnlichen Zwecken, wenn auch in sehr bescheidenem Maße, dient das „Asyle temporaire protestant pour femmes", 48 Rue de la Villette. Es nimmt nur Frauen auf, für die ein Wohltäter einen Teil der Unterhaltungskosten deckt. Das übrige müssen die Asylistinnen durch ihre Arbeit hinzu verdienen.

Von den zahlreichen „Maternités" ist die besteingerichtete die der Assistance publique in der Rue port royal.

Das neue Haus, in dem sich auch eine Hebammenschule befindet, ist mit allen neusten hygienischen Erfindungen ausgestattet. Die Operationszimmer, die Gebärsäle und die Kranken- und Schlafsäle sind hoch, luftig mit einem gewissen Komfort, zu dem ich auch die lichte Farbenfreundlichkeit rechne, eingerichtet. Überall in den Korridoren, in den Wohnzimmern sind Ständer mit lebenden Pflanzen und blühenden Blumen aufgestellt. Das schien mir ein sehr passender Schmuck und eine seelische Medizin für die armen Frauen, denen die Mutterschaft nur Not und Sorge bedeutet.

Die meisten sind natürlich ledige Mütter, aber wie manche sagte mir: „Wir sind so gut wie verheiratet, aber die Schwierigkeit, in Paris eine Existenz zu erringen, hat uns bisher gehindert, unsern Bund legalisieren zu lassen." Sehr interessant ist der Saal der Couveusen. In dieser Brutanstalt fanden sich Dutzende kleiner Kinder. In Frankreich, wo die Kinder seltener sind als bei uns, bemüht man sich anscheinend eifriger, die kleinen voreiligen Geschöpfe, die zu früh ans Licht drängten, am Leben zu erhalten.

Für unsere Auffassung sonderbar ist es, daß in der Hebammenschule junge Mädchen von 19 Jahren für diesen schwierigen Beruf ausgebildet werden.

Eine Musteranstalt ist die evangelische Diakonissenanstalt in der Rue de Neuilly, der die ausgezeichnete Mlle. Monod als Ehrenpräsidentin vorsteht. Sie umfaßt eine Diakonissen-Lehranstalt, eine musterhaft eingerichtete Frauen- und Kinderklinik, eine „Ecole correctionelle" und eine „Ecole pénitentiaire", etwa unserer Zwangserziehung und dem Magdalenenhaus entsprechend.

Für die Zöglinge dieser beiden Abteilungen ist auch eine Elementarschule im Hause. Die Ecole correctionelle ist eine Erziehungsanstalt mit strenger Hausordnung. In den Freistunden spielen die Zöglinge im Anstaltsgarten und machen auch mit den Diakonissen weite Spaziergänge ins Bois de Vincenne. Die Insassen der Ecole pénitentiaire dürfen während der vom Richter vorgeschriebenen Zwangserziehung das Haus nicht verlassen. Sie schlafen auch nicht gemeinsam in Sälen, sondern in verschlossenen Einzelzellen. Als ich mir eine solche Zelle aufschließen ließ, war ich aber angenehm überrascht. So einfach die Einrichtung war, hatte sie doch nichts Gefängnishaftes. Außer Bett, Stuhl und Kleiderriegel gab es da einen zierlichen Waschtisch und darüber ein Wandbrett mit Nippes, Photographien, Bildern, ja einigen frischen Blumen in einer Vase. Man ließ also den jungen Büßerinnen etwas Freude an hübschen Dingen. Und mit echt französischem Geschmack nutzten sie diese Erlaubnis aus und brachten den Schleifenschmuck, der ihnen selber untersagt war, an ihren Nippes, ja sogar am Henkel des Wasserkrugs an.

Nach beendeter Strafzeit bringt man die Zöglinge fern von Paris in ländlichen Diensten unter und macht recht gute Erfahrungen damit.

Ein „Besserungshaus für verwahrloste israelitische Mädchen" befindet sich in Neuilly, ein „Home israelite français" 38 Rue de la Tour d'Auvergne.

Die „Ecole Bischoffsheim", 13 Boulevard Bourdon, nimmt 12—15-jährige Mädchen für 3—5 Jahre auf, gibt ihnen eine gewerbliche, kommerzielle oder

Digitized by Google

Lehrerinnen-Ausbildung. Sie hat viele ausländische Schülerinnen aus Konstantinopel, Adrianopel, Tanger, Tunis, Beyruth, Damaskus u. s. w. Nach ihrer Ausbildung kehren diese Mädchen in ihre Heimat zurück und wirken dort als Lehrerinnen und Kulturträgerinnen.

Damit wären wir beim Studium angelangt und ich möchte vor allem das Heim der deutschen Lehrerinnen in Paris, 8 Rue Villejust, erwähnen, das der Anhaltspunkt aller deutschen Lehrerinnen ist, die sich studierenshalber in Paris aufhalten. In dem behaglich eingerichteten Heim können Mitglieder des Vereins Deutscher Lehrerinnen in Frankreich (jede Lehrerin kann Vereinsmitglied werden) vorübergehend volle Pension finden, deren Preis wöchentlich nach Lage des Zimmers 23 Francs bis 25 Francs 50 Centimes beträgt. An dem Mittagstisch können sich auch Auswärtswohnende beteiligen. Der Verein unterhält Sprechstunden für Raterteilung, eine Stellenvermittlung und Ferienkurse im Französischen; ebenso hat er Vorbereitungskurse für das Sprachlehrerin-Examen, die dreiviertel Jahre dauern und mit einer Prüfung schließen. Auch Pensionen für Externe vermittelt der Verein.

Ähnlichen Studienzwecken dient die „Guilde internationale", Rue de la Sorbonne 6. Mitten im Quartier latin, dicht bei der Sorbonne und dem Collège de France gelegen, will sie den nach Paris kommenden Studentinnen, sei es welcher Nationalität immer, einen Mittelpunkt und Rückhalt gewähren. Sie veranstaltet in ihren Räumen selber Jahreskurse für französische Sprache, Geschichte, Literatur und Sozialwissenschaft, die mit einem Examen abschließen, das bereits von der englischen Regierung anerkannt wird, und Ferienkurse von Juli bis Oktober für Ausländerinnen, die nur ihre Kenntnis des Französischen erweitern wollen. Sämtliche Kurse werden von Universitätsprofessoren geleitet. Außerdem steht es den Teilnehmern frei, die öffentlichen Vorlesungen der Sorbonne zu besuchen.

In der „Guilde" finden die Mitglieder einen den ganzen Tag geöffneten Arbeitssaal, einen Speisesaal, in dem sie Frühstück oder Tee erhalten können, einen Konversationssaal und endlich Räume für die Unterrichtsstunden und Vorträge. Das Wichtigste für die Studentinnen aber ist das Auskunftsbureau, in dem sie über alle ihr Studium, ihr geistiges und materielles Wohl betreffenden Fragen die weitgehendste Auskunft erhalten können. Pensionen werden von hier aus vermittelt, auch ist ein kleines, von der Sekretärin der Guilde geleitetes Pensionat im Hause selbst, in dem etwa zwölf Damen Aufnahme finden können. (Pensionspreis 150 bis 200 Francs pro Monat.) Weitere Studiengelegenheiten bieten die von den Pariser Hochschulprofessoren veranstalteten Unterrichtskurse der „Alliance française", die ebenfalls Fremden zugänglich sind und nach zweimonatlicher Dauer mit einem Examen abschließen.

Auch eine „Volkshochschule" ist in Paris neuerdings eröffnet worden. Es ist die „Université populaire" in Belleville, über deren Wirksamkeit ich von Anton Nyström, dem Gründer der Volkshochschulen in Schweden, viel Rühmliches hörte.

Diese Übersicht über Wohlfahrtseinrichtungen in Paris macht durchaus keinen Anspruch auf Vollständigkeit, sie ist nur ein kleiner Ausschnitt aus dem reichen Betätigungsgebiet der Nächstenliebe. Und wenn die Verhältnisse dort zum Teil anders liegen als bei uns, wenn eine fast zweitausendjährige Kultur manche Roheit und Gemeinheit, unter der wir leiden, abgeschliffen hat, wenn dafür häßlichere Laster, tiefere Entartung, größerer Leichtsinn und wildere Leidenschaft an der Tagesordnung sind, so ist der Wille zu helfen und die warmherzige Nächstenliebe an der Seine dieselbe wie an der Spree. Die stete Zunahme der Veranstaltungen für die Jugend beweist, daß man auch dort einsieht, daß stark machen besser ist als Wunden heilen.

Digitized by Google

Vom Studium der Persönlichkeit.

Von

Else Hasse.

Nachdruck verboten.

Nachdem jahrzehntelang das Studium der unpersönlichen Gewalten, der Naturgesetze und physikalisch-chemischen Kräfte im Vordergrund der Betrachtung gestanden hat, nachdem selbst die Geschichtsforschung sowohl die Ereignisse als die handelnden Persönlichkeiten aus dem Zusammenwirken ethnologischer, soziologischer, geographischer und räumlicher Faktoren restlos zu erklären suchte, hat man gegenwärtig mit einer entschiedenen Schwenkung sein Hauptinteresse wieder der Persönlichkeit zugewandt. Die Psychologie ist, wenn nicht schon die führende, so doch die grundlegende Wissenschaft; die Seelenkenntnis das Haupterfordernis für den Menschen, der sich im Leben zurechtfinden will; die wahren Werte des Lebens wie auch seine dunkelsten Rätsel sind nur in der Innenwelt zu suchen und zu finden.

Wie das gekommen ist, daß wir die letzten Ziele unseres Beobachtens und Forschens nicht mehr in das blaue Dämmer des Alls hinausverlegen und sie auch nicht mehr im Lebensprozeß des Protoplasmakügelchens aufsuchen? Es sind verschiedene Strömungen im Geistesleben, die darauf hingearbeitet haben.

Mit den Rätselbeständen der Welt aufzuräumen, das war weder Karl Marx noch Ernst Häckel samt ihren bedeutenden Vorarbeitern und Nachfolgern vergönnt, trotz all ihres Gesetze aufspürenden Scharfsinns. Aber was sie nicht wollten, das wirkten sie; denn gerade die Entwicklung des Denkens, die darauf hinführte, in der Welt ein Ganzes mit unterschiedlichen Kräften zu sehen, hat dazu geholfen, auch den Menschen als ein Ganzes zu erfassen und all seine hinausprojizierten Gaben, Kräfte, Anschauungsformen wieder in ihn hineinzuverlegen. In seinen Sinnen liegt die Schönheit der Welt, in seinem Denken ihre Rätsel; auf den Widersprüchen seines Seelenlebens beruhen die Gegensätze der Außenwelt; die allergrößte Menge der bestimmenden Ursachen und zugleich die Fähigkeit zur Beherrschung und Überwindung der Natur liegen in uns — der Kosmos kommt erst in zweiter Linie, in erster Linie gehen uns die seelischen Kräfte etwas an. Was sich in Aonen entwickelt hat, was in Tausenden von Jahren vielleicht auf unserem Planeten erfolgt, das hat keine nahe Beziehung zu uns. Die Leiden des Lebens werden uns immer auf uns selbst zurückwerfen, an unser Innerstes verweisen und dort fangen die Rätsel wieder an; da hilft uns keine Weltanschauung — wir müssen mit dem Ich fertig werden. Die rechte Weltanschauung beginnt erst mit der Selbsterkenntnis.

Für eine tiefere Anschauung der Innenwelt hat auch die neuere Literatur gewirkt, nicht zuletzt die Frauendichtungen, weil der Frau das Interesse am Persönlichen besonders naheliegt. Ja selbst der krankhaft nervöse Zug an unserer Lyrik, Dramatik und Romanschriftstellerei, der sich in der subtilsten Analyse aller Nervenschauer und Blutwallungen, in der feinsten Unterscheidung mattschillernder Empfindungen kundgibt, alle die modernen Selbstzerfaserungen haben mitgeholfen, daß das weite Ausmaß, die Tiefen und Untiefen der Menschennatur neu entdeckt wurden. Nun stehen auch die Helden der Vergangenheit, die Gottmenschen, die genialen Naturen, die Künstler in anderm Lichte vor uns. Heldenverehrung hat einen neuen Sinn erhalten. Vielleicht dürstete man noch nie so sehr nach dem Anblick großer Menschen wie heute, wo nicht nur das bürgerliche Leben, wo auch die hochmütigen Gleichmachereien der Kleinen,

Digitized by Google

Engherzigen, Ehrfurchtslosen die ganze Menschheit herdenmäßig nivellieren möchten. Wohl stehen Helden und Künstler nicht mehr in götterhafter Pose vor uns, aber es sind Menschenbrüder, die sich durch Weite, Größe, Tiefe ihres Erlebens durchaus vom Durchschnittsmenschen unterscheiden. Das Genie, das höchste Naturerzeugnis, wird zum Beherrscher und Verklärer der Natur, und der Held ist kein bloßes Ergebnis geschichtlicher Komponenten, sondern er macht Geschichte. Religion, Kunst, Kultur, Politik erscheinen uns als Gewebe von lauter Persönlichkeit.

Es ist richtig, daß „der Mensch nur durch menschliche Gemeinschaft zum Menschen wird", doch wird er es vor allem durch die Gemeinschaft mit den Großen und Überragenden. Lernen wir uns selbst und unsere Kleinheit erkennen und wir werden ihre Größe begreifen. Lernen wir unsere Hilflosigkeit fühlen und wir werden ihre Kraft verehren. Lernen wir es, unsere Blindheit zu beklagen und wir werden ihren Klarblick bewundern. Lernt es, daß ihr Kinder seid und ihr werdet die Reifsten und Reinsten zu euern Lehrern und Führern machen!

In solcher Stimmung pilgern so manche wieder zu den erhabenen Gestalten der Religion, Kunst und weltlichen Geschichte. Der Büchermarkt ist heute überschwemmt mit Monographien bedeutender Persönlichkeiten. Aber wenig Bücher dürfte es geben, die in so knapper, durchsichtiger Darstellung, mit den Mitteln eindringlicher Menschenkenntnis einen wahren Festzug großer Persönlichkeiten an uns vorbeiziehen lassen wie das neuerschienene Buch von Dr. Robert Saitschick: „Menschen und Kunst der italienischen Renaissance."[1]) Burkhardts „Kultur der Renaissance" stellt ein individualistisches Zeitalter unter den kollektivistischen Gesichtspunkt und wird sich mit dieser fein durchgeführten Geschichtsauffassung immer als ein klassisches Werk einer bestimmten Zeit, eines bestimmten Anschauungskreises ausweisen. Saitschicks Buch ist ein Produkt unserer Zeit, unserer Betrachtungsweise. Es enthält in der Hauptsache Seelenschilderungen.

Der Verfasser hält es für die erste Bedingung der Menschenkenntnis, ohne sein Ich, d. h. ohne die Belastung mit persönlicher Voreingenommenheit oder mit Theorien und Idealen an einen Andern heranzutreten. Dadurch wird es ihm möglich, zu urteilen ohne jemals abzuurteilen, ohne an fremde Art den Maßstab der eigenen Art oder eines Schemas zu legen. Er bemüht sich, wie er selbst im Vorwort sagt, die Abstufungen in der Wertschätzung der Menschen, die das moderne Empfinden leider kaum mehr kennt, auch durch ein richtiges Nuancieren der Worte, durch den bezeichnendsten Ausdruck deutlich zu machen. So bleibt er „der falschen Begeisterung, der flüchtigen Impression" fern. Ein Wissen wie das seine erklügelt und erlernt man nicht, man erlebt es. Daß der Verfasser fähig ist, uns die weitesten Überblicke über die Welt des Innern zu vermitteln, das danken wir der Spannweite seiner eigenen Natur. Der Leser hat das Gefühl, daß die verschiedenen Pole des Erlebens mit ihren überspringenden Funken, daß zwei Seelen in ihm wohnen und durch ewigen Kampf und Austausch seine Selbsterfahrung fortlaufend erweitern.

Vor allem besitzt der Verfasser die Fähigkeit, sich in den geheimnisvollen Mittelpunkt einer fremden Persönlichkeit hineinzuversetzen und von dort aus, wo das Lebensfeuer lodert, das ganze Wesen zu durchleuchten. Er gibt uns keine Zusammenstellung einzelner Wesensseiten, keine vorbedachte Verteilung von Licht und Schatten, sondern ein schauendes Erfassen der runden und beweglichen, bunten und widerspruchsvollen fremden Welt, deren Leben und Schaffen aus dem ewig verborgenen Heiligtum der Seelentiefe hervorquillt. Mit wenig festen Strichen zeichnet er den angeborenen Charakter, an welchem das Schicksal nur die Belebungsarbeit vollbringt, die Pygmalion an Galathea vollbrachte. Der Verfasser enthüllt das Ewigkeitsgesicht und auch die Alltagsmaske des Menschen, und trotzdem er am liebsten die tiefsten Regungen erforscht, hat er doch einen so hellen Blick für die Oberfläche des Lebens, daß sich seine Schilderungen ausnehmen wie Berichte eines Zeitgenossen, der mit allen intimen Einzelheiten der Schicksale, Beziehungen und Interessen seiner Helden bekannt ist. Es

[1]) Berlin. Ernst Hofmann & Co.

Digitized by Google

ist, als hätte er selbst mitgesponnen an dem Rankenwerk von Anekdoten, womit der Plaudergeist eines lebhaften Volkes bedeutende Persönlichkeiten erfinderisch umflicht; obwohl aber seine Phantasie all' die vorüberfliegenden Zeitstimmungen und Seelenstimmungen wieder heraufbeschwört und sie uns miterleben läßt, wird das künstlerische Naturell des Verfassers doch von strengem Forschergeist gezügelt.

Vermittelst umfassender und gewissenhafter Quellenstudien ist der Verfasser imstande gewesen, jede Einzelheit, jedes Requisit der im I. Bande entworfenen Bilder, all die Schilderungen und Charakterisierungen auf verbürgte und wohlverbriefte Äußerungen zu stützen. In den Registern des Ergänzungsbandes tritt uns eine Fülle von Gelehrsamkeit entgegen: die Belegstellen und Beglaubigungszeugnisse dort sind ebensowohl aus dem Briefwechsel, der Memoirenliteratur und den Originalwerken zeitgenössischer Persönlichkeiten hervorgeholt worden, als auch aus literarischen Dokumenten späterer Zeit und aus kunst- und personalhistorischen Werken derjenigen europäischen Gelehrten, die sich mit der Kunst und den Menschen der Renaissance befaßt haben. Auch befindet sich in diesem Bande neben der ausführlichen Bibliographie ein Verzeichnis der Werke aus dem Renaissancezeitalter nebst Angabe ihrer Entstehungszeit und ihres jetzigen Aufbewahrungsortes.

Wenn der Ergänzungsband ein schätzbarer Führer für diejenigen ist, die gelehrte Studien treiben wollen oder sich für die seltenen und wertvollen Zitate (zumeist in italienischer Sprache) interessieren, so ist der I. Band mehr für solche bestimmt, die, mit psychologischem Verständnis begabt, sich an künstlerisch entworfenen Seelenbildnissen erfreuen und ihre Lebenskenntnis dadurch bereichern wollen. Den Frauen sind besonders die lichtvollen Charakterschilderungen der Künstler zu empfehlen. Dem mitfühlenden Auffassen des weiblichen Geistes erschließen sich Seelengeheimnisse ja leichter und vollständiger als der verstandesmäßigen Forschung — ist doch die Frauenseele von jeher rasch in Fühlung getreten mit allem, was groß und erhaben werden wollte. Um das Große frühzeitig in seinem Wert zu erkennen, dazu gehört ein ganz feiner Kulturinstinkt, der mütterlich veranlagten Frauen eigen ist und den sie in sich pflegen müssen.

Was für ewig in die Kultur der Völker übergeht, das ist nach Goethes Wort nur das Beispiel der großen Persönlichkeit; lebendig wird eine Kultur erst dann, wenn sie sich um große Seelen herumgruppiert, Seelen, die wie die Weltesche der germanischen Mythologie aus dem Erdmittelpunkt aufwachsen und ihre ewigblühende Krone über alle Natur erheben und ausbreiten. Diese Seelen haben uns die einzige Wahrheit gegeben, welche wir fest in Händen halten: die Lebenswahrheit, die Erkenntnis dessen, was Wert und Unwert im Leben hat, und sie haben uns Ziele gesetzt, an denen kein Mensch und kein Kulturzeitalter nichtachtend vorübergehen darf. In Zeiten, wo der Fraueneinfluß sich stärker fühlbar gemacht hat, sind diese Ziele immer deutlicher sichtbar gewesen als dann und dort, wo Herrschsucht und Gewalt, Berechnung und Krämergeist, Ehrfurchtslosigkeit und Nivellierungssucht die Oberhand gewannen. Um die verwirrten Begriffe über das zu klären, was wir im Leben erstreben sollen, ist es gerade heute wieder notwendig, daß Frauen sich dem Studium großer Menschen, der Betrachtung wahrer Seelengröße und gewaltiger innerer Erlebnisse hingeben. Denn notwendiger als die Erzeugung wirtschaftlicher Werte ist heutzutage die Erzeugung und Pflege eines neuen Idealismus.

Solchen Suchenden, die das Führen erlernen möchten, bietet das Buch von R. Saitschick sehr viel. Und sie werden nicht ohne heiße Anteilnahme lesen können, wie der Verfasser beispielsweise die Kolossalnatur Michelangelos schildert, mit ihrem ungeheuren inneren Reichtum und dem großen Wollen, das wie auf Sturmwolken fernen, höchsten Zielen nachjagte, wie er sich in die Seelenreinheit des Fra Angelico vertieft oder die geheimnisvolle Seelenwelt des Botticelli und Leonardo da Vinci nach allen Richtungen durchstreift.

Digitized by Google

Mariann.

Roman

von

Louise Schulze-Brück.

Nachdruck verboten.

(Schluß von Seite 669.)

6.

Der Allerseelentag war kalt und trübe. Ein schneidender Nordwind wehte und einzelne Schneeflocken jagten den Frommen ins Gesicht, die aus der dunstigen Kirche in die frühe Dämmerung des Novembertages hinaustraten. Drinnen sangen sie die letzten Psalmen der Totenvesper. Dann stimmte der Chor auf der Orgel das „Dies irae“ an. Der Lehrer war stolz auf diese Leistung des Gesangvereins. Machtvoll dröhnte es den erschütterten Seelen: „Dies irae, dies illa, solvet saeclum in favilla, Teste David cum Sybilla.“ — —

Um den am Hochaltar aufgerichteten Katafalk brannten hohe Wachskerzen mit rötlichem Licht. Der Pastor in dem schwarzen Trauermantel stand mit dem Weihwedel bereit, die umflorten Fahnen bewegten sich dem Ausgange zu, — die Gemeinde ordnete sich zur Prozession nach dem Kirchhofe.

Langsam bewegte sich der Zug durch die Dorfstraße. Die Angehörigen der frommen Brüderschaften trugen brennende Wachskerzen in schwarzen Hülsen, die gelb im grauen Novembernebel schimmerten. Die Männer waren in langen, schwarzen Röcken und fuchsigen, altmodischen Zylinderhüten, die Frauen in Trauertüchern und jahrealten Trauerhüten. Eintönig beteten sie, — immer wieder das Ave Maria, nur unterbrochen durch die Baßstimmen der Männer, die dann wieder von den hellen Frauenstimmen abgelöst wurden.

Einer der letzten in der Männerreihe der Brüderschaft war Christian. Er ging mit gesenktem Kopf, das Flambeau, die Lichthülse, schien in seiner Hand zu zittern.

Fast unmittelbar hinter ihm kam Mariann! Sie mußte ihn immerzu ansehen. Wenn er den Kopf ein wenig wendete, sah sie, wie alt er geworden war, wie vergrämt er aussah. Gar nicht wie ein junger Mann, der er doch noch war, kaum vierunddreißig. Er hatte in den letzten Wochen Schweres durchgemacht. Die Lena hatte sich doch schwer erkältet damals auf dem Kirchhofe und das Kind auch. Den zweiten Tag darnach mußte noch in der Nacht der Doktor geholt werden, weil das kleine Mädchen in Erstickungsnot war und die Mutter im Fieber lag. Zwei Tage lang war er fast nicht aus der Mühle fortgekommen. Dann war das Ärgste vorbei, aber die Lena konnte sich nicht erholen, und das Kleine wurde von Tag zu Tag weniger, so erzählten sie im Dorf. Vor zwei Tagen hatte der Christian eine Krankenschwester aus dem Kloster holen müssen, und es hieß, die Lena sei auf der Lunge so schwach, daß sie es wohl nicht mehr lange machen könne. Das Kind, — nun, das hatte man ja immer erwartet, daß es sterben würde, eine kurze Zeit früher oder später war da ja schließlich gleich.

Die Kirchhofspforte war breit aufgetan; die Prozession, an deren Spitze die Kinder gingen, wand sich wie eine Schlange hinein. Die Kinder gingen den Hauptweg hindurch, — dann in einen Seitenweg hinein und wieder dicht an den letzten Teil der Prozession heran, solange, bis der Pastor vor dem hohen Kruzifix inmitten des Kirchhofes stand, zur Totenpredigt bereit. Gerade war die Mariann so weit vorgerückt, daß sie an den Gräbern der Müllersleute stand, — dicht vor ihr der Christian.

Digitized by Google

Sie roch den starken, harzigen Duft der Tannenguirlanden, die rings um die Gräberreihe gezogen war, — den Geruch der auf jedem Grabe brennenden Wachskerzen. Die Reihe der Kinder war auf dem Wege, der auf der anderen Seite der Gräber entlang führte, herangekommen. Sie sangen mit hellen Kinderstimmen das Allerseelenlied: „Ihr Trauernden stillet die Tränen — Und hemmet das Jammern und Sehnen, — Wer wollte verzagend erbeben, — Das Grab ist das Tor zu dem Leben."

Mariann sah auf den Christian. Und da sah sie, wie sich plötzlich sein Kopf langsam seitwärts wendete, — wie eine brennende Röte über sein Gesicht lief, bis in den Hals hinein, wie er auf einen Punkt starrte. Mariann folgte dem Blick. Da, dicht neben dem Christian, viel größer als seine Altersgenossen, da stand ihr Junge, — sein Junge. Seine Mütze hielt er in der Hand, der Wind hatte sein schwarzes Haar zurückgeweht, daß sie das Mal an seiner Schläfe deutlich sehen konnte. Seine Backen waren rot vom Winde, seine Augen glänzten, seine helle Stimme klang vor allen anderen heraus. — Und nun stimmte der alte Küster mit dröhnender Baßstimme die zweite Strophe an, und die hellen Kinderstimmen fielen mit ein:

„Mag irdische Hülle zerfallen, — mag irdische Freude verhallen, — Mag Staub sich gesellen zu Staube, — hoch über ihm wohnet der Glaube." — — —

Mariann zitterte für den Mann, der da drüben stand. Ein unendliches Erbarmen kam über sie, ein Mitleid, sie hätte ihr Leben dafür hingegeben, wenn ihm hätte geholfen werden können, der da am Grabe seiner Kinder stand, festgehalten wie von einer höheren Macht. Seine Augen hingen wie bezaubert an dem Jungen, der da so kräftig stand, so schmetternd hell sang.

Mariann hörte nichts mehr von der letzten Liederstrophe, nichts mehr von der Rede des Pastors. Sie sah nur immer auf den Christian. Acht Jahre hatte sie ihn nun kaum gesehen, immer nur mit einem flüchtigen Blick. Sie hatte alle Gelegenheiten gemieden, wo sie ihn hätte treffen können, und das war ganz leicht, denn er kam ja auch kaum irgendwohin. Nun sah sie zum erstenmale, was diese acht Jahre aus ihm gemacht hatten. Das war nicht mehr der kecke Bursch, den sie zuerst gekannt und geliebt hatte, — war auch nicht mehr der, der schweres Unrecht an ihr getan, den sie gehaßt hatte. Das war nur ein kummerbeladener Mensch, der an den Gräbern seines Lebensglückes stand, der ein schweres Geschick trug und ganz geknickt war von der Last, die auf ihm lag.

Wie betäubt ging sie nach Hause, als die Prozession zu Ende war. Viele blieben noch auf dem Friedhofe, an den Gräbern. Sie mußte für sich allein sein, ganz allein. —

Es wurde dunkel, vor ihren Fenstern gingen viele Füße vorbei, leises Murmeln drang herein. Die letzten Beter kamen vom Kirchhof, mit gedämpfter Stimme sich unterhaltend. Sie saß noch immer in der dunklen Stube mit ihren schweren Gedanken.

Und doch, es war ihr leichter ums Herz, als seit langer Zeit.

Ein schwerer Schritt trappste an der Haustür. Mariann ging eilig hinaus. Ein halbwüchsiges Mädchen kam herein, nach Atem ringend, mit einem Gesicht, in dem sich Schreck und Neugier wunderlich mischten. Sie wischte sich das Gesicht.

„Ihr sollt gleich nach der Mühle kommen" — — keuchte sie, — „ach, — — bin ich gelaufen, — gleich, — so schnell ihr könnt."

Mariann fuhr zusammen. „Ich, — nach nach der Mühle? — Was soll ich denn, — was ist denn?" —

Das Mädchen atmete hoch auf.

„Die Frau hat's gesagt. Gleich soll ich euch mitbringen. Sie ist schlecht, — arg schlecht. Der Pastor ist auch schon da, — sie hat schon gebeichtet, — sie will die Sterbesakramente. Die Nacht macht sie nicht mehr mit, — nee, sicher nicht."

Mariann sah das Kind, das wichtig und befriedigt erzählte, verständnislos an.

„Was soll ich denn da tun?"

Das Mädchen guckte sie mit den glitzernden Augen neugierig an. „Ja, das weiß keiner. Die Frau ist auf einmal so schlecht geworden, — während der Prozession, wo wir alle fort waren. Die Schwester hat keinen gehabt zum Schicken, sonst hätte sie den Mann holen lassen vom Kirchhof und den Pastor auch. So schlecht

Digitized by Google

war ihr's. Denkt nur, den Pastor vom Kirchhof! — — Und immer hat sie nach euch gerufen, und die Schwester hat doch gar nicht gewußt, was sie machen soll. Dann sind wir heimgekommen, und einer hat den Pastor geholt, und dann haben sie mich hergeschickt."

Das Kind war augenscheinlich ganz hingenommen von dem wichtigen Ereignis. Was Mariann auch fragte, es wußte weiter nichts als: „Ihr sollt kommen, aber gleich, will die Frau."

Mariann warf eilig ein Tuch um und lief mit zitternden Knien neben dem Mädchen her, das aufgeregt schwatzte:

„Und das Kind ist auch so schwach, — so zum Ausblasen. Der Doktor sagt, es muß eins ganz allein zur Aufwartung haben. Gezankt hat er heute morgen zu und zu arg. Das Kind tät' verkommen, hat er gesagt. Ja, wer soll denn da auch immer aufpassen? Wo so viel zu tun ist im Haus und bei der kranken Frau. Und des Nachts will unsereins doch auch schlafen. Nee, das macht's auch nicht mehr lang."

Da war die Mühle. Aus den Fenstern schien helles Licht, das Mädchen begann zu jammern.

„O Gott, — Gott, jetzt haben sie die Sterbekerzen schon angesteckt, — ich seh eine brennen. Ich fürcht' mich, ich kann keinen toten Menschen sehen. Ich lauf heim zu meiner Mutter."

Sie machte Miene umzukehren. Aber Mariann hielt sie mit kräftiger Hand fest.

„Schäm dich was! So'n starkes, großes Mädchen und will sich fürchten vorm Tod. Sterben müssen wir all', und du auch. Komm mit herein, wirst Arbeit genug haben, daß du garnicht ans Fürchten denken kannst."

Nun lief Mariann am Gartenzaun vorbei, wo damals die Lena gestanden hatte. Das ungewisse Licht fiel auf die bunten Georginen, die ganz gespenstisch aussahen. Da auf dem Wege war die Lena damals mit ihrem Herzen voll Unruhe und Bosheit umhergelaufen.

Im Hausflur traf sie auf den Doktor. Er nickte ihr zu.

„Das ist gut, daß du kommst, Mariann, die Frau will sich garnicht beruhigen lassen, sie stöhnt und jammert nach dir." — —

„Muß sie sterben, Herr Doktor?" flüsterte Mariann.

„Sterben?" Der Doktor zuckte die Achseln. „Krank genug ist sie. Aber zum Sterben noch nicht."

„Aber sie haben doch die Kerzen schon angezündet?"

„Ja, sie hat's so gewollt. Hat sich den Pastor holen lassen. Und wenn das sie ruhiger macht!" — — — Er zuckte wieder die Achseln.

„Geh nur herein, damit sie Ruhe bekommt!"

Zagend betrat Mariann die große Stube. Zwei Kerzen brannten neben der Lampe, am Bett saß der Pastor. Die Kranke warf sich unruhig und stöhnend umher. Am Fußende des Bettes stand der Mann, blaß und finster. Beim Eintritt Marianns richtete sich die Lena hastig auf.

„Da ist sie", flüsterte sie heiser. „Gott sei Dank. Ich hätt nicht ruhig sterben können."

Sie war fast bis zur Unkenntlichkeit verändert. Die Augen lagen eingesunken in ihren Höhlen, der Mund war ganz eingefallen. Sie winkte der Mariann!

„Alle sollen sie herausgehen, — alle. Ich muß mit dir allein reden."

Der Pastor stand auf und ging leisen Schrittes hinaus, Christian folgte. Mariann war allein mit der Kranken, die auf die brennenden Kerzen zeigte.

„Das sind meine Sterbekerzen, Mariann", keuchte sie. „Wenn die runter gebrannt sind, dann ist's aus mit mir. Aus und vorbei. Lang Zeit hab ich nicht mehr. Und ich will ruhig sterben, ruhig schlafen. Ich hab's nicht mehr gekonnt, seit ich in deinem Haus war, — seit dem Tag nicht mehr." Sie atmete schwer und rasselnd und griff nach der Brust. „Da sitzt's, da. Auf meinem Herzen liegt's wie ein Zentnerstein und wird alle Tage schwerer. Das muß weg, — runter." Sie riß an der Jacke, an dem Tuch, das sie um hatte. Mariann steckte ihr ein Kissen unter den Rücken.

„Ach, so ist's besser. Du bist gut. Du bist auch gut gegen das Kind gewesen, neulich. Du wirst tun, was ich will. Willst du's tun, Mariann? — Ich seh sie immer vor mir, die zwei Kinder zusammen, — deins und meins. Und meins muß nun auch sterben, wenn du dich nicht erbarmst, Mariann!"

Digitized by Google

„Ich?"

„Ja, du! Du kannst das ganz allein. Ich weiß keinen, der das tun könnte, — keinen. Sie haben all mit ihren eigenen Kindern zu tun, keine würde sich um meins kümmern. Nur du, Mariann! Du wirst's tun, ich weiß es. Aus Barmherzigkeit, Mariann, damit unser Herrgott mir's vielleicht leben läßt, weil du es gepflegt hast! Weil du sein Kind pflegst!"

Mariann zuckte zusammen.

„Hör mich, Mariann, hör mich an, eh du nein sagst. Ich hab hier gelegen Tag um Tag, seit du mich vom Kirchhof geholt hast. Hab gegrübelt die Nächte lang, bis mein armer Kopf mir fast zersprungen ist. Ich hab viel verkehrt gemacht in meinem Leben, nun will ich's wenigstens gut machen, wenn's zu Ende geht."

Sie hob den Kopf und lauschte. Durch die Türe hörte man das Weinen des Kindes.

„Da weint's wieder. Elendig verkommt's. Wenn ich noch acht Tage lieg', dann können sie mir's gleich mitgeben ins Grab."

Sie sank schwer in die Kissen zurück. Zwei dicke Tränen liefen langsam über das magere Gesicht. Mariann schauderte zusammen. Die Kranke griff nach ihrer Hand.

„Mariann", flüsterte sie leise und durchdringend, die großen Augen fest auf sie heftend, „wenn man auf dem Totenbett liegt, dann ist's ernst, bitterernst. Und was ich dir jetzt sag, das wird mir arg schwer. Wenn du's auch schon selber weißt. Aber es läßt mir keine Ruhe, keine. Und ich muß es auch sagen, weil du den Christian sollst mit andern Augen ansehen als bis jetzt. Er hat viel an dir verschuldet, ja, — ich auch. Aber ich, ich bin doch am meisten schuld gewesen. Ich hab ihn gern gehabt, so zum Verrücktwerden gern. Nachgeschlichen bin ich ihm auf Schritt und Tritt. Ich hab ihn ausspioniert, ihn und dich. Ich hab euch oft genug zusammen gesehen, am Wald oben auf der Burg. Ich hab alles gewußt, alles. Ich hab den Christian gehaßt darum, und dich, dich noch mehr. Aber ich hab ihn doch haben müssen. Ich hab ihn für mich haben wollen und dir wegnehmen. Ich hab meinen Vater drangsaliert, und der hat des Christian Vater müssen aufrührerisch machen. Und da, — da, was hat der Christian machen können. Der Alte hat gesagt, er verflucht ihn in die unterste Hölle, wenn er ihm nicht folgt. Ja und ich, ich hab gehetzt und gestochert an dem Christian. Und der hat sich hetzen lassen. Das Geld hat ihn wohl auch verblend't. Und da hab ich ihn gekriegt, — hab ihn dir weggestohlen."

Sie atmete tief auf. Das Gesicht war ganz fahl geworden, fast bleifarbig. Mariann lief eilig nach dem Doktor.

„Sie redet zuviel, sie stirbt ja darunter."

„Laß sie reden", sagte der Doktor kurz. „Dann ist doch die Unruhe vorbei. Gib ihr einen Schluck Wein aus der Flasche auf dem Tisch."

Die Frau trank gierig. Dann fing sie wieder an.

„Schnell muß ich's sagen, schnell. Alles ist mir gegangen, wie ich gewollt hab, von Kind an. Und da hab ich gemeint, auch das müßt gehen. Wenn ich nur erst den Christian hätt! Aber es ist nicht gegangen. Er ist mir ein guter Mann gewesen, er hat nicht schlecht an mir gehandelt. Aber ganz hab ich ihn nie gehabt. Nie. Ein Teil von ihm ist immer fort gewesen, — anderswo. Und als die Kinder kamen und starben, ja, da ist's immer schlimmer geworden. Ich hab mit unserem Herrgott gehadert und hab mich verhärtet, und er ist ein stiller Mensch geworden, in dem was genagt hat an seinem Leben, ganz inwendig. Ich hab dir geflucht, weil ich gewußt hab, du stehst mir noch immer im Weg, und er hat alles in sich verschlossen und hat — und hat" — — —

Ihre Stimme war jetzt nur noch ein Hauch. Mariann saß zitternd an dem Bette. Nach einer Weile hob die Kranke wieder an:

„Unser Herrgott hat Gericht gehalten zwischen mir und dir. Und hat dir Recht gegeben und mir Unrecht. Ich hab's nicht sehen wollen, die Jahre lang. Aber nun seh ich's, nun weiß ich's. Und darum, Mariann, darum muß das Unrecht gut gemacht werden. Ich hab's unserm Herrgott abkaufen wollen, — hab gemeint, wenn mein Vater dich heiratet, dann ist alles gut. Du hast's nicht gewollt, — du hast das Unrecht auf mir gelassen. Und nun sitzt es hier, — hier" sie riß an dem Tuch über ihrer Brust „und preßt mich, und ich kann nicht leben und nicht sterben."

Digitized by Google

Mariann beugte sich über sie.

„Lena, quäl dich nicht. Ich hab alles gewußt, Lena, alles. Und ich hab den Christian verachtet darum und gehaßt, — und dich, dich auch vielleicht. Aber das ist all vorbei, lang schon! Und wenn unser Herrgott auf mich hört, dann hat er dir alles verziehen, dir und dem — Christian."

Die Kranke setzte sich mit einem Ruck im Bette hoch. Sie griff nach Mariannes Hand:

„Du hast mir's verziehen? Uns Zweien? Alles verziehen?"

Mariann nickte bejahend.

„Von ganzem Herzen. Und wenn's dir leichter wird, daß du weißt, ich nehme das Kind, dann will ich's tun."

Mit plötzlich erwachter Kraft hielt Lena die Hand Mariannes fest.

„Du willst das, Mariann! willst das Kind nehmen, so lang bis, — so lang als hier Keiner für es sorgt? Das willst du tun?"

Mariann nickte fast fröhlich.

Ja, sie wollte es gern. Sie hatte etwas wie ein Muttergefühl für das blasse Würmchen.

„Aber dann bin ich in deiner Schuld, Mariann, immer noch in deiner Schuld. Ich muß erst drüber nachdenken, wie ich das gutmache. Vielleicht sind ich's, wenn unser Herrgott mir noch Zeit läßt. Und du läßt mir noch Zeit, Mariann, gelt?"

Mit einem seltsam forschenden Ausdruck blickte die Kranke Mariann an. Das rötliche Licht der Wachskerzen warf einen Hauch von Farbe in ihr Gesicht. Sie sah zufrieden aus. Sie legte sich in die Kissen und atmete tiefer und leichter.

„Oh, jetzt ist mir besser. Jetzt will ich schlafen."

Mariann ging durch die stille Dorfstraße heim. Es war etwas klarer geworden, der Mond sah manchmal blaß durch die langsam ziehenden Wolken. Am rauschenden Dorfbrunnen hielt sie still und schöpfte Wasser. Es war so kühl und frisch, es tat ihrer trockenen Zunge wohl. Unklar und verwirrt gingen ihre Gedanken, — sie wagten sich kaum an das heran, was geschehen war. Nein, Mariann wollte nicht nachdenken. — Morgen brachte man ihr das Kind, da gab es Arbeit.

7.

Es wurde Sommer. Auf dem Grabe der Lena wurde ein großes Grabkreuz aus schneeweißem Marmor gesetzt mit dem Spruche: „Die mit Tränen säen, werden mit Freuden ernten." Das hatte sie sich selber ausgesucht, als es wieder schlimmer mit ihr wurde, nachdem sie damals noch einmal viel besser geworden war und alle meinten, sie könne noch einmal gesund werden.

Sie selbst hatte es wohl nicht mehr gemeint. Sie war ganz verändert gewesen die letzte Zeit. Ganz ruhig und ergeben. Nicht einmal das Kind hatte sie öfter sehen wollen. Manchmal, bei gutem Wetter ließ sie sich's holen, freute sich an ihm, wie es, ganz langsam zwar, aber doch schon sichtbar weniger schwach, weniger armselig aussah. Lange konnte sie es freilich nicht um sich haben, und sie wollte auch gar nicht. Nur den Pastor ließ sie sich öfters kommen und redete lange mit ihm. Alle mußten sich dann entfernen, auch ihr Mann. Auch die Mariann hatte sie nicht mehr wiedergesehen. Sie hatte sie nur manchmal grüßen lassen durch den Pastor und sie bitten lassen, das Kind zu behalten, wenn sie tot sei. Nur eine Zeit lang noch, noch etwa ein halb Jahr. Und der Pastor hatte sie selber darum gebeten und ihr gesagt, daß sie ein sehr gutes, christliches Werk tue.

Damals, als das Kind zu ihr gebracht wurde, war der alte Müller auch gekommen. Er war nicht lange gekränkt gewesen über den Korb, den Mariann ihm gegeben hatte. Er hatte sich schnell getröstet und sich einstweilen noch nicht wieder zum Heiraten entschlossen. Nun kam er und bedankte sich bei der Mariann auch im Namen des Christian. Wenn das Kind leben bliebe, dann habe er das allein der Mariann zu danken. Aber er besah das Kleine, das in der Stube umher krabbelte, sehr mißfällig. — Ne, das würde doch nie was mit dem kränklichen Ding.

Der Doktor war gekommen und hatte der Mariann eine ganz genaue Anweisung gegeben, wie das Kind zu pflegen sei. Bäder mit Salz sollte es haben und immer im Freien sein, wenn das Wetter nicht gar zu schlecht war, und was der Vorschriften noch eine ganze Menge waren.

Digitized by Google

„Du wirst das schon machen, Mariann, bist ja klüger als die Bauernweiber. Das Kind wär' elendiglich zugrunde gegangen in der großen Wirtschaft, wo keiner Zeit für so ein Würmchen hat und auch keiner weiß, was ihm nötig ist und was schädlich. Eigentlich krank ist's ja nicht, nur sehr zart und schwach. Du hast ja den ganzen Tag Zeit, auf es aufzupassen. Und die in der Mühle können's ja bezahlen."

„Bezahlen?" Die Mariann sah ihn erstaunt an. „Was bezahlen?"

„Nun die Pflege und die Arbeit, die du hast, und natürlich auch die Unkosten."

„Die Unkosten, ja. Was es braucht und was ich extra dafür kaufen muß. Aber meine Pflege nicht, und die Arbeit, die ich hab. Wenn ich's nicht gern täte, dann tät ich's doch gar nicht, und bezahlt nehm ich nichts dafür."

Dabei blieb sie. Und auch der alte Müller konnte nichts bei ihr ausrichten. Den Christian sah sie nicht. Alle paar Tage kam eine Magd aus der Mühle und holte das Kind für eine Stunde heim. Dann wurde es ihr wiedergebracht. Es hatte dann einen dicken Strauß Blumen in den kleinen Händen und rief ihr schon von weitem entgegen: „Ta—di, Ta—di, — Blumen."

Wie sie das Kind liebte. Erst, weil es so kränklich war, solch ein auslöschendes Lebensflämmchen. Dann, weil es mutterlos war, aus Mitleid. Zuletzt aus Mutterliebe. Es war ihr wie ein eigenes.

Und der Junge hatte auch eine merkwürdige Zuneigung zu dem Kinde. Er schleppte sich den ganzen Tag mit ihm herum, spielte stundenlang mit ihm, fuhr es in dem kleinen hölzernen Gitterwägelchen. Wenn er aus der Schule kam, strebte das kleine Ding ihm schon entgegen. Es fing an, mehr zu sprechen, auch verständlicher. Vier Jahre war es nun beinahe, aber doch noch weit zurück hinter seinem Alter. Aber es würde schon werden. Keine Mutter konnte das inbrünstiger hoffen, als Mariann! Es war gut, daß sie das Kind hatte. Ihre Gedanken wurden dadurch von dem einen Punkt abgezogen, zu dem sie immer wieder gingen und doch nicht gehen sollten, — seit der Nacht in der Mühle, — von dem Nachsinnen über die Lebensschicksale der zwei Menschen in der Mühle und über ihr eigenes, — über die Schwere der Schuld und über die Vergeltung.

Sie lag oft des Nachts mit schlagendem Herzen und wog Schuld und Strafe und was wohl noch von der Schuld übrig geblieben sei. Und immer wieder sah sie den Christian an jenem Allerseelentag auf dem Kirchhofe und in der Nacht darauf am Bett seiner Frau. Und es geschah immer mehr, daß sie den Christian von früher ganz vergaß, — und nur den von heute vor sich sah.

Als die Lena starb, war sie schwer erschüttert. Und es war ihr immer, als müßte sie eine Botschaft für sie hinterlassen haben. Aber der Pastor brachte ihr nur die letzten Grüße, weiter nichts. Sie hatte ihr ein ehrliches, letztes Vaterunser nachgebetet, als man sie an einem kalten Dezembertag begraben hatte und ihr die ewige Ruhe gewünscht aus ganzer Seele und darum für sie gebetet. Aber etwas in ihr kam nicht zur Ruhe. Etwas in ihr wühlte und grub und pochte. Und immer mußte sie es in sich niederzwingen und zurückhalten.

Der Christian hatte keinen Versuch gemacht, sich ihr zu nähern. Es war, als ob er nicht im Dorf sei. Sie sah ihn nur einen Augenblick, Sonntags nach der Kirche, wenn die Männer in Gruppen standen und sich besprachen. Aber sie ging dann schnell vorüber. Die Leute im Dorf hatten wohl zu Anfang manches geredet, — aber nun war wieder alles still, — weil das Gerede keine Nahrung bekam.

Im Winter hatte sie viel Arbeit mit dem Kind gehabt. Es mußte so ängstlich gehütet werden. Als es Frühjahr wurde, ging es besser. Es spielte den ganzen Tag in dem kleinen Garten herum, der vor dem Häuschen lag. Der Doktor hatte angeordnet, daß so recht in der Sonne ein ordentlicher Sandhaufen aufgeschüttet wurde. Da kroch es den ganzen Tag herum, wie ein Tierchen, das sich sonnt. Ordentlich braun war es gebrannt, seine Milch trank es mit Behagen und ohne Widerstreben wie in der ersten Zeit. Und der Doktor freute sich, wenn er kam. Er saß dann auf der Bank im Gärtchen und verplauderte gern ein Viertelstündchen mit Mariann. Ihr war es nicht ganz behaglich dabei. Mit seinen klugen Augen, um die hundert kleine

Digitized by Google

Fältchen zwinkerten, sah er sie oft forschend an. Er kannte sie von klein auf, noch von da, als ihre Mutter im Doktorhaus gearbeitet hatte und sie mitgelaufen war und schon ein bißchen mitgeholfen hatte aus Spaß. Auch heut war er wieder da gewesen. Er hatte das Kind untersucht und war sehr zufrieden gewesen. Und als er ging, klopfte er der Mariann auf die Schulter.

„Eine tüchtige Person bist du, Mariann", sagte er anerkennend, „deine Mutter würd sich freuen, wenn sie dich sehen könnte!"

Mariann wurde rot. Unwillkürlich flog ihr Blick zu dem Jungen hin, der sich mit der kleinen Tina im Sande kugelte. Und ein schwerer Kampf ging über ihr Gesicht. Er sah es.

„Na, na Mariann! Kopf hoch und das verantwortet, was man gefehlt hat! Das ist ein guter Grundsatz. Bist eine brave Person, Mariann! Und wer weiß, was das Leben noch für dich aufgehoben hat! Wer weiß, was noch kommt! Ist noch nicht aller Tage Abend. Mach's gut, Mariann, mach's gut!"

Er klopfte sie auf die Schulter und ging die Straße hinunter, rechts und links nickend und manchmal stehen bleibend und mit den Vorübergehenden ein paar Worte wechselnd.

Mariann sah ihm lange nach. Dann ging sie zurück in das Gärtchen und nahm die kleine Christine auf den Schooß. Aber sie hielt den Kopf nicht hoch, sie beugte ihn tief über das Köpfchen des Kindes. Und sie saß so lange, bis der Junge sie ungeduldig rüttelte:

„Mutter, laß Tina runter, — Mutter, schläfst du?"

8.

Fast ein Jahr war die Lena nun schon tot. Und die Leute im Dorfe sagten, es sei die höchste Zeit, daß der Christian sich wieder nach einer Frau umsehe. Das große Anwesen konnte er nicht allein versorgen. Eine alte Base, die ihm den Haushalt führte, keifte und schmälte den ganzen Tag mit den Dienstleuten, sodaß alle paar Wochen einige aufkündigten, Mägde und Knechte. Mit dem Kinde ging das auch nicht länger so, — — es gedieh ja prächtig bei der Mariann, aber es war doch nicht in der Ordnung, daß so ein Würmchen bei fremden Menschen war. Und der Christian mußte auch seine Ordnung haben. Ein Mann von vierunddreißig Jahren, solch ein junger Mensch, der konnte nicht einschichtig als Wittmann dahin leben. Für den fing doch eigentlich das Leben jetzt erst an, mit der Lena hatte er doch nur Elend gehabt und Kreuz. Nun mußte er sich eine junge, gesunde Frau nehmen und auch einmal seines Lebens froh werden.

Das wurde jetzt überall verhandelt. Im Wirtshause, beim Kaffee, wo die Frauen sich Sonntags zusammenfanden, im Lädchen der Mariann. Da am meisten, denn wenn man das Kind sah, kam man natürlich gleich darauf. Und wenn sich gar zwei Frauen bei der Mariann trafen, dann war des Redens kein Ende. Und die Mariann hörte es jeden Tag ein paarmal mit an, wie die heiratsfähigen Mädchen durchgenommen wurden und besprochen, welche am besten zu dem Christian passen würde.

Ihr war das Herz schwer dabei, — warum nur! Freilich, das Kind mußte sie dann hergeben, das ihr so fest ans Herz gewachsen war. Und wer weiß, wie die zweite Frau zu dem Kinde sein würde, wenn erst die eigenen Kinder kamen und das kranke nur ein Hindernis war, überall überflüssig und im Wege.

Sie nahm das Christinchen auf den Arm. Wie es sich erholt hatte! Es fing schon fast an, rote Bäckchen zu kriegen. Die gelblichen Härchen lockten sich ein wenig, sogar die Augen hatten etwas mehr Farbe, däuchte ihr. Und das sollte nun vielleicht alles wieder anders werden, wenn es nicht mehr so gepflegt und betraut würde. Ja, so ein mutterloses Kind war ein armes, unglückliches Würmchen, — besonders so eins, wie dieses. Ihre Gedanken gingen zu dem Christian. Sie gingen jetzt oft dahin und mit einer Art Wehmut. Er war hart gestraft worden, wahrhaftig, für das, was er in Übermut und Schwachheit gesündigt hatte. Recht hatten die Weiber, er durfte jetzt wieder seines Lebens froh weroen. — Man kannte ihn gar nicht wieder, so blaß und hager war er geworden, so alt und verbittert sah er aus. Was war er doch für ein Bursch damals, vor neun, — nun bald zehn Jahren.

Digitized by Google

Solch einen gab es gar nicht mehr im Dorf, hatte die ganze Zeit keinen gegeben. So ein strammer Mensch, so ein forscher. Aber das konnte alles wieder kommen, — er war ja noch jung. Wenn er erst wieder einmal verheiratet war mit einer, die ihn gern mochte und an der er Gefallen hätte, dann würde das schnell anders. Er war ja noch so jung.

Mariann versank in seltsame Gedanken. In solche, die kamen und gingen, daß man sie nicht halten konnte und nicht Herr darüber war. Er sollte glücklich werden, sie gönnte es ihm. Er sollte — er sollte — — —

Sie fuhr in die Höhe. Die Tür war langsam aufgegangen, in der dämmrigen Stube stand jemand.

Mariannes Herz stand still, sie fühlte, wie es auf einmal still stand. „Christian!"

Sie mußte sich am Tisch halten, sonst wäre sie getaumelt.

„Christian, — was — — was ist?"

Und dann überfiel sie ein jäher Schreck. Das Kind, — es war heute abgeholt worden und noch nicht zurückgebracht. War ihm was passiert, — wollte er's jetzt behalten? — — —

„Das Kind" — — — Sie würgte es kaum heraus, der kalte Schweiß brach ihr aus.

Er sah es wohl. Er stand an der Tür, die er hinter sich zugedrückt hatte, er kam keinen Schritt näher.

„Das Kind ist munter", sagte er sehr leise, „aber ich, — ich hätt' mit dir zu reden, Mariann."

Sie nahm sich zusammen. Aber sie zitterte so stark, daß sie sich setzen mußte.

„Du, — mit mir?"

„Ja."

Er stand unschlüssig, selber gewaltig durchschüttelt. Er suchte nach dem richtigen Wort. „Ja, ich muß, Mariann! Die Lena hat mir's aufgetragen." — — —

„Die Lena?"

„Ja, auf ihrem Totenbett. Am letzten Tag noch. Sie hat viel ausgestanden, und hat viel mit sich selber durchgemacht die letzte Zeit. So, — ich meine, — viel nachgegrübelt und sinniert, und bedacht auf dem langen Lager."

Mariann nickte.

„Und da, — knapp eh das Letzte angefangen hat, — da hat sie mir was aufgetragen für dich, Mariann, und hat mir gesagt, sie könnt' keine Ruh im Grabe haben, wenn ich's nicht ausricht!"

Mariann rückte auf. „Keine Ruh im Grab finden. Und da wartst du bald ein Jahr, bis du mir das sagst?"

Er lächelte trübselig.

„Heut soll ich zu dir gehen, hat die Lena gesagt. Heut ist der Tag, wo du sie im vorigen Jahr vom Kirchhof geholt hast. Das hat sie sich so ausgedacht."

Er kam näher und zog ein kleines Päckchen aus der Tasche.

„Und das sollt ich dir geben von ihr, — und sollt dir sagen, — dir sagen — — —"

Es zuckte um seinen Mund.

Mariann sah ihn fast ängstlich an.

„Sie hätt's jetzt gefunden, soll ich dir sagen. Du würd'st schon wissen, was sie meint."

Mariann nickte. In ihrem Ohr klang die leise, heisere Stimme der Lena in jener Nacht. „Ich werd's finden, Mariann, — ich hab's noch nicht ganz gefunden, aber ich werd's schon." — — —

Sie sah jetzt auf und in Christians Gesicht. Er war blaß. Zum erstenmal nach fast zehn Jahren sah sie seine Augen wieder auf sich geheftet, — fest, — fest. Das Blut schoß ihr zum Herzen. Mit zitternden Händen fingerte sie an dem kleinen Packet herum.

„Ich — — die Lena — — —", stammelte sie verwirrt.

„Ja", sagte er mit leiser Stimme. „Die Lena hat gemeint, sie müßt' dich um Verzeihung bitten für das, — das, was gewesen ist Und sie hat gemeint, es wär gut, wenn du das nähmst, — das" . .

Er zeigte auf das Päckchen. Seine Stimme zitterte, die Schnurrbartspitzen sogar.

Mit einem seltsamen Gefühl von Scheu und Hast öffnete Mariann die kleine Schachtel. Und mit einem fassungslosen Aufschrei sank sie auf den nächsten Stuhl.

„Was, — o Gott, — das ist ja . . ."

Der Christian nickte. Es war eine Weile sehr still in der Stube. Dann fing er an zu sprechen mit zitternder Stimme. „Ja, 's ist ihr Trauring! Sie hat ihn lange nicht mehr am Finger tragen können, da hat sie ihn an einer Schnur um den Hals gehabt. Und wie

Digitized by Google

sie immer kränker und kränker geworden ist, und schwächer, da hat sie mich eines Abends ans Bett gerufen. Und da, da hat sie mir gesagt, daß sie nicht sterben und selig werden könnt', wenn nicht —"

„Wenn nicht?" wiederholte Mariann ganz leise.

„Wenn es nicht mit uns Zweien würde, wie es hätte — — hätte sein sollen . . ."

Es war ganz still in der dämmerigen Stube. Die Mariann saß da mit im Schoß gefalteten Händen. Sie hatte ihren Kopf tief gebückt, — der Christian konnte nur auf ihr Haar sehen, das in zwei festen Zöpfen um den Kopf lag.

Und er stand und sah auf sie nieder.

„Mariann", sagte er endlich ganz leise.

Da hob sie den Kopf und sah ihn an. Und er wollte ihre Hand greifen.

Aber sie zog sie zurück. Und als er sie erschrocken ansah, fing sie an zu sprechen.

„Also, das hat die Lena gemeint! Unser Herrgott wird sie in Ruhe schlafen lassen, auch wenn's nicht so wird, wie sie gehofft hat, — denn wer sich so selbst überwinden und bezwingen kann, der kommt sicherlich in den Himmel, und sie braucht nicht zu warten, bis wir hier unten noch für sie was tun. Die hat schon so alles Irdische von sich abgetan, daß man sich keine Angst mehr um ihr Seelenheil zu machen brauchte."

Der Mann sah sie an. Sie sah ganz still aus, — ganz ruhig.

„Mariann", fing er an.

„Nein, red' nicht. Ich nehm das Opfer nicht an, das mir die Lena hat bringen wollen. — Verziehen hab ich ihr damals schon, — und dir auch. Und darum brauchte sie das Opfer nicht zu bringen, und es liegt nichts mehr auf ihr und auf dir. Aber heiraten kann ich dich nicht."

„Mariann . . . ."

„Nein! Ich kann nicht und ich will nicht. Ich sag dir's nochmal, daß alles von euch Zweien weggenommen ist. Mehr kann ich nicht."

Er stand betroffen und ratlos still.

„Mariann", fing er nach einer Weile wieder an. „Denk doch an die Kinder. An — an den Jungen und auch an das Tinchen. Ist's nicht, als ob unser Herrgott es so gefügt hätte? Wie ich hierhergekommen bin, ist mir grad die Magd mit dem Kind begegnet. Sie ist nebenan getrollt. Aber der Junge hat das Tinchen geführt, — ganz sorgsam und ängstlich, wie ein Bruder sein Schwesterchen. Und was sie von Gotts und Rechts wegen sind, das sollen sie nun auch vor den Leuten werden. Denk daran, Mariann."

Sie war während seiner Rede zum Tisch gegangen. Aber als er zu Ende war, schüttelte sie ruhig den Kopf.

„Auch darum nicht?" —

„Ich hätt geglaubt, du hättst das Tinchen lieb."

Ihre Augen wurden feucht. „Ja, das hab ich. Wenn's mein Eigenes wär, ich könnt's nicht lieber haben."

„Ja, dann weiß ich nicht mehr, was ich dir sagen soll."

Da hob sie den Kopf mit einem Ruck auf und sah ihn an. In ihren Augen glimmte etwas auf, was lange geschlafen hatte. Sie sah den Mann vor sich fest an.

„Eben darum! Eben weil du nichts Anderes weißt! Ist das denn nicht gerade das, was uns schon vor zehn Jahren auseinander gebracht hat? Hätt ich dich nicht damals haben und halten können, wenn das nicht gewesen wäre! Weil ich keinen gewollt hab, den ich mit Gewalt hätt' zu mir zwingen müssen. Damals hab' ich die Schande auf mich genommen und die Not, weil ich das nicht gewollt hab. Und ist's nicht heut grade so?"

Er sah sie erstaunt, ganz verständnislos an.

„Ja", rief sie. „Du bist freilich ein Anderer geworden in der Zeit. Du hast's bitter an dir erfahren müssen, daß alles Übeltun sich selber straft. Du brauchst keine Strafe vor unserm Herrgott, — die Strafe ist in uns selbst. Und die Lena hat's mit ihrem Leben bezahlen müssen. Ich hab's auch nicht leicht gehabt, die zehn Jahre her, wahrhaftig nicht. Aber gerade deshalb will ich nicht umsonst all das erlebt haben. Soll denn nun grad das geschehen, was ich nicht hab wollen geschehen lassen."

„Mariann", sagte der Mann stockend, „ich versteh nicht was du meinst."

„Du verstehst mich nicht", rief sie. Ihre Backen waren rot geworden, Tränen rannen darüber.

Digitized by Google

„Ist's denn heute um ein Haar besser, als damals? Damals hat dich dein Vater und die Lena von mir weggezwungen! — Und heut — — heut willst du selbst dich zu mir zwingen! Um der Lena willen, um des Unrechts willen, um der Kinder willen, — willst du mich nehmen! Nein! Ich will's nicht! Ich will mich nicht nehmen lassen, um der andern willen! Nie und nimmer!"

Sie stand vor ihm, zornig, groß aufgereckt. Und zornig sah sie ihn an.

„Meinst du, ich bin eine, die so mit sich handeln läßt? Was ich getan hab, hab ich getan, — was ich verschuldet hab, hab ich gebüßt. Ich weiß von keiner Schuld mehr, ich schlepp' nicht das Bündel ewig mit mir 'rum. — Aber grad darum kann's nicht sein, — grad darum nicht."

In den Augen des Mannes ging langsam eine Erkenntnis auf. — Die Mariann stand nicht mehr aufrecht. Sie war auf den Stuhl gesunken und hatte die Hände vors Gesicht geschlagen. Und sie weinte. Dicke, schwere Tropfen rannen zwischen ihren Fingern durch. Ihr ganzer Körper zitterte. Und das dauerte eine ganze Weile. Dann nahm ihr jemand die Hände vom Gesicht. Leise, — aber ganz fest.

„Und wenn's nicht um der Lena willen wäre, Mariann, — nicht um der Kinder willen! Wenn einer zu dir sagte: Mariann, ich bin ein Schuft gewesen und ein Lump und die Buße, die ich getan hab, ist eine schlechte Buße gewesen, weil ich mich aufgelehnt habe dagegen. Aber ich hab das nicht totmachen können, was in mir lebendig gewesen ist, so viel ich auch dagegen gekämpft hab! Ich hab's nur immer niedergehalten in mir. — Immer die Jahre her — mit aller Gewalt. — Das hätt ich dir auch gleich gesagt. Aber ich hab gedacht, vielleicht ist die Lena ein besserer Fürsprecher für mich, — vielleicht auch das Tinchen. Und darum — — — weil doch die armen Sünder immer einen Fürsprecher haben müssen, Mariann!"

Sie sieht ihn lange und fest an.

„Nicht um der anderen willen, — nicht um — was gut — zu machen?" — — —

Da brach alles aus ihm hervor, was jahrelang begraben war.

„Weißt noch den Sonntag oben auf der Burg? Da hab ich noch so recht den Trotz gehabt, so den richtigen Trotz vom bösen Gewissen. Ich hab's gewußt, daß ich schlecht bin, aber ich hab's nicht wissen wollen. Ich hab mich versteift auf das, was mir mein Vater alle Tag' eingeredet hat und was die Lena mir so ganz heimlich eingegeben hat, — alle Tag' ein Wörtchen, immer und immer wieder. — Und ich hab gedacht, — mußt mit der Mariann zu End kommen, wie andere Burschen auch mit ihren Mädchen zu End kommen. Willst ihr sagen, daß du sorgen willst für das Kind, damit alles in Ordnung sein soll. Die Lena zu heiraten, — daran hat mir ja auch nichts gelegen! Aber mein Vater hat mir ja keine Ruh gelassen und die Lena selber auch nicht. Und damit haben sie's soweit gebracht, weil ich selber so ein Schwacher gewesen bin, so ein schwächlicher. Und ich hab mir eingeredet, das wär in der Ordnung so und wär der Welt Lauf.

„Und dann! Mariann, wie du vor mir gestanden bist und hast mir all das ins Gesicht geschmissen, — und hast das Kind genommen und bist fort und hast mich stehen lassen, — ja, da hab ich dich gehaßt und hab nun grad vorwärts gemacht mit der Lena! Aber dann, an mein'm Hochzeitstag, — da, — da hat's angefangen! Da ist das, was ich bis dahin immer in mir zugedeckt hab, zuerst lebendig geworden. Und dann, dann hat die Vergeltung angefangen. Mit jedem Tag, den ich mit der Lena zusammengelebt hab', hat sie mich mehr gepackt. Dann sind die Kinder gekommen und gestorben! Die Lena hat sich gegrämt und gepeinigt, ich hab immer nur die Vergeltung gesehen. Denn, — ach Mariann, was soll ich dir alles sagen! An dem Tag, an dem Allerseelentag, wo der Junge vor mir gestanden hat, — ja, da ist alles in mir aufgewühlt worden, und wie ich heim gekommen bin und hab meine Frau im Sterben gefunden, und sie hat immerzu nach dir geschrieen, da hab ich gewußt, — jetzt, jetzt kommt deine Strafe, erst recht. Was ich hab ausgestanden die Zeit, Mariann, wie die Lena so langsam ist weich geworden und hat all ihren Stolz und Zorn abgelegt, weil du sie bezwungen hast, — und du hast das Kind

Digitized by Google

gehabt, — mein Kind und hast's gepflegt und betraut — und wie ich dann der Lena hab versprechen müssen, daß ich dir den Ring bringe — und daß ich gut machen will, — und ich hab doch gewußt, du verachtest mich und ich bin ein Lump in deinen Augen, und wie die Lena tot war, und der Tag ist immer näher gekommen, wo ich hab mit dir reden müssen, und ich hab gewußt, wenn du's nicht tust, Mariann — dann — dann ist für mich alles vorbei! — Dann bin ich ein geschlagener Mensch mein Leben lang, — weil ich dich gern hab, Mariann, — weil ich nicht mehr leben mag, ohne dich."

Es war ganz still in der kleinen Stube. Mariann saß unbeweglich. — Zehn Jahre gingen noch einmal an ihr vorbei, — zehn Jahre nur, — aber doch ein ganzes Leben! Sie sah auf den Mann, der da vor ihr stand, — es war nicht mehr der Christian von damals, es war ein anderer, ein verwandelter Mensch. Und sie? — Sie war auch eine andere. Hatte sie nicht auch das letzte Jahr hindurch gekämpft, gerungen? — Wo war ihr Haß, wo ihre Verachtung? — Langsam vergangen, dann verflogen, wie Spreu im Winde. Wie hatte der Christian gesagt, ‚weil ich dich gern hab, Mariann, weil ich nicht leben mag, ohne dich — —'

Wenn sie in ihr Herz schaute, in die innerste, geheimste Herzenskammer, was fand sie da? Was regte sich da ganz leis, ganz heimlich? —

Sie fand nicht so schnell die rechte Antwort.

Da tappten kleine Füße, — ein kräftiger Kindertritt und ein unsicherer, leiserer.

Die Tür klinkte, die Kinder kamen.

Der Junge führte das Kleine, das, so schnell es konnte, auf Mariann zuwackelte:

„Datti — — Datti".

Sie umschlang das Kind heftig und hob es hoch. Es drückte sich fest an sie, sie fühlte sein warmes Körperchen, seine kalten Händchen.

Der Junge sah erstaunt auf den Müller, — dann erschrak er, — das war ja Tinchens Vater. — Wie schützend stellte er sich vor seine Mutter.

„Das Tinchen bleibt bei uns", sagte er altklug. „Der Doktor sagt auch, bei uns ist's am besten".

Der Müller strich ihm über die Stirn. Er sah auf das braune Mal, — er sah auf den stämmigen, gesunden Jungen, auf das kleine Mädchen. Dann nahm er den Jungen bei der Hand.

„Wenn ich's nun aber doch mitnehme. Ich bin doch sein Vater. Oder — oder wenn ich die Mutter auch mitnehme. Und dich! In die Mühle! — Und ihr bleibt da immer zusammen?" — — —

Der Junge sah ungewiß von Einem zum Andern.

„Wenn Mutter will" sagte er langsam.

„Ja, und dann werd ich dein Vater".

„Mein Vater?" — — —

Man sah, wie sich in dem Kinderkopf die Gedanken kreuzten.

„Mein Vater? — Mein ganz wirklicher Vater?"

Der Müller nickte und sah zu Mariann hinüber. Sie schaute den Jungen an mit gespannten Augen.

„Grad so mein Vater wie dem Tinchen seiner? Und das Tinchen bleibt dann immer bei uns?"

„Immer".

Er drängte sich an seine Mutter.

„Mutter, willst du? Du weißt ja, das Tinchen muß bei uns bleiben, sonst wird's wieder krank. Der Doktor hat's doch gesagt neulich. — Dann, — ja, — dann will ich ihn zum Vater, — wegen dem Tinchen". — —

Christian faßte Mariann sanft um den Leib. Sie hatte das Kind noch auf dem Arm.

„Mariann", sagte er leise, — „ich — sieh, ich will dich nur deinethalben, deinethalben ganz allein. Aber ich bin schon zufrieden, wenn du mich nimmst, auch um des Kindes willen, — um der zwei Kinder willen." — —

Und da gab sie ihm ihre Hand.

Digitized by Google

Die Leitung eines Kunstsalons als Frauenerwerb.

Von M. Behmerny.

(Nachdruck verboten.)

Der Kunstsalon ist heute eine Sammelstelle nicht nur von Gemälden und Statuen, sondern auch von all denjenigen Erzeugnissen des Kunstgewerbes, die in das Milieu des Hauses gehören. Der Gedanke ist daher sehr naheliegend, daß Frauen auf diesem Handelsgebiete, wie auf jedem anderen sich betätigen könnten. Selbständige Leiterinnen von Kunstsalons gibt es jedoch noch äußerst wenige, obgleich hierbei die Gelegenheit für die weibliche Selbständigkeit im Handelsfache sehr günstig ist. Bei Ankauf oder Anschaffung von Bronzen, Bildwerken, Handarbeiten, Schmucksachen, Dekorations- und Nutzgegenständen aller Art läßt sich eine Fülle künstlerischen Verständnisses und dekorativer Phantasie entfalten. Außerdem ist der Betrieb eines Kunstsalons noch mannigfacher Ausdehnung fähig, indem er Aufträge auf ganze Zimmer- und Wohnungseinrichtungen und auch auf die Renovierung alter Ausstattungen übernehmen kann.

Es gehören keine großen Mittel zu einem derartigen Unternehmen, da die Kunstgegenstände meistens in Kommission gegeben werden. Gebildete Frauen der Gesellschaft können bei dieser Betätigung zugleich die allgemeine Geschmacksrichtung heben und die Kunstpflege fördern. Eine intelligente und geschäftlich gewandte junge Dame hat in Hamburg vor wenigen Jahren so erfolgreich einen kleinen Kunstsalon eröffnet, daß sie ihm nach Jahresfrist schon eine größere Heimstätte besorgen mußte. Sie veranstaltet von Zeit zu Zeit Kollektivausstellungen von den Bildwerken bedeutender Meister, wie z. B. von Peter Behrens-Darmstadt u. dergl. m., und liefert nach diesen Mustern Möbel, Tafelservice, Tischwäsche, Ornamente oder auch die Kopie der kompletten, ausgestellten Zimmereinrichtung. Ähnlich wie ein Kunstsalon ist auch das Unternehmen permanenter kunstgewerblicher Ausstellungen, wie es etwa die „Innenkunst" in Altona ist. Dort finden sich in beständigem Wechsel alle neuen Erzeugnisse auf dem Gebiet der Frauentoilette, der Wohnungseinrichtung 2c. Sollte dafür gerade nicht eine Frau eine geeignete Unternehmerin sein? Noch fehlt den Frauen im ganzen, und auch den vermögenden, die sich einen Wirkungskreis wünschen, Mut und Unternehmungslust. Aber solche, die nach Zurücklegung einer regelrechten Lehrzeit sich endlich auch auf eigenen Fuß stellen möchten, die mit Björnson denken: „oh, dieses Gefühl, nur Daube zu sein, sich nicht selbst zusammenfügen zu können . . .!" die werden jeden Wink zu einer selbständigen Betätigung gern aufnehmen.

Die Obst- und Gartenbauschule für gebildete Frauen

von Frl. Dr Elvira Castner in Marienfelde bei Berlin hat durch ihre in einer Reihe von Jahren erzielten guten Resultate für die Gärtnerei als Frauenberuf bahnbrechend gewirkt. Die von ihr ausgebildeten Schülerinnen haben als Leiterinnen der Gartenwirtschaft auf Gütern, als Aufseherinnen von Parks usw. gute Stellen gefunden. Auch für weibliche Angehörige von Gutsbesitzern oder überhaupt Frauen, die als Hausfrauen oder Haustöchter Gartenwirtschaft in größerem Maßstab zu betreiben haben, ist ein Kursus in Marienfelde sehr zu empfehlen. Um auch den Zwecken des Schulgartens zu dienen, werden im Frühjahr und im Herbst Lehrerinnenkurse veranstaltet, die sich reger Beteiligung und des Interesses der Regierung erfreuen.

Digitized by Google

Verein „Weibliche Fürsorge" in Frankfurt a. M.

Im Januar dieses Jahres konstituierte sich in Frankfurt a. M. der Verein „Weibliche Fürsorge". Derselbe ist hervorgegangen aus der gleichnamigen Abteilung des Israelitischen Hilfsvereins (E. V.), die schon seit 3 Jahren praktische Armenpflege auf den verschiedensten Gebieten übt. Die erste Anregung zur Gründung dieser weiblichen Abteilung ging von einem Vortrag aus, den Fräulein Berta Pappenheim im Februar 1901 in einer von den Herren des Hilfsvereins einberufenen Versammlung hielt. In diesem Vortrag wurde auf die sittliche Gefährdung hingewiesen, der die im Beruf stehenden jüdischen Mädchen ausgesetzt sind, eine Erscheinung, die parallel geht mit den gleichen Schäden bei der unter ähnlichen Verhältnissen lebenden christlichen Bevölkerung. Das Referat gipfelte in dem Hinweis auf die Aufgaben, die sich hieraus für die jüdische Armenpflege ergeben, zunächst in der Forderung einer möglichst individualisierten Fürsorgetätigkeit zum Schutze der Frauen und Mädchen. Infolge dieses Vortrags bildete sich ein Damenkomitee, das sich als Abteilung des Israelitischen Hilfsvereins diesem zur Mitarbeit zur Verfügung stellte. Der Hilfsverein wies geeignete Fälle an die „Weibliche Fürsorge". Hier wurde nun in den regelmäßigen, etwa alle 14 Tage stattfindenden Sitzungen jeder Fall durchgesprochen und beraten, zwei Damen mit Einziehung näherer Informationen und der weiteren Behandlung betraut, über die in der nächsten Sitzung berichtet wurde. So gestaltete sich der Fall zum Lehrmittel für alle Damen, wobei aber über der Kleinarbeit im einzelnen die großen Gesichtspunkte nicht verloren gehen. Nach eingehender Prüfung geht jeder Fall an den Hilfsverein zurück zur eventuellen Gewährung der notwendigen Geldmittel, während die Verwendung derselben wieder von der Fürsorge besorgt wird. Diese ganze Art der Geschäftsführung hat sich nach jeder Richtung bewährt, so daß sie auch, nachdem die Fürsorge selbständiger Verein geworden ist, beibehalten wurde. In finanzieller Beziehung ist und bleibt die „Weibliche Fürsorge" mit den übrigen konfessionellen und allgemeinen Wohlfahrtszentren der Stadt Frankfurt a. M. verknüpft. Die Fälle, mit denen sich die „Weibliche Fürsorge" seit den nun 3 Jahren ihres Bestehens zu beschäftigen hatte, sind äußerst mannigfaltig. Schon im ersten Jahre ihres Bestehens wurde sie bei 35 Fällen in Anspruch genommen, ein Beweis dafür, welche große Lücke sie ausfüllt. Die Eigenart der „Weiblichen Fürsorge" besteht, wie schon gesagt, darin, daß jeder Fall Lehrmittel ist, daß man in der einzelnen Erscheinung das allgemeine Prinzip zu entdecken sucht und womöglich durch weitergehende Maßregeln Abhilfe für das allgemeine Übel zu schaffen sucht. In der Praxis ergab sich die Notwendigkeit, innerhalb des Komitees eine Reihe von Kommissionen zu bilden, die sich mit der Bearbeitung bestimmter Gebiete befassen. Es zeigte sich bald, daß eine wirksame Fürsorge nur dann durchzuführen ist, wenn sie sich nicht nur auf die Erwachsenen beschränkt, sondern wenn sie mit allen möglichen Mitteln an der körperlichen, geistigen und sittlichen Erziehung der Jugend arbeitet. Für die ganz Kleinen wurde durch Bildung einer Säuglingskommission gesorgt. Diese Kommission überwacht die Pflege der Säuglinge unter Leitung der Oberin des Gemeindehospitals, ein Arzt nimmt von Zeit zu Zeit (vierwöchentlich) Besichtigung der Säuglinge vor und sorgt im Krankheitsfalle für entsprechende Hilfe, in Fällen, wo die Mutter nicht in der Lage ist, für das Kind zu sorgen, wird es in der Krippe untergebracht. — Bei größeren Kindern, teils Waisen, teils unehelichen Kindern, sorgt eine Kostkinderkommission dafür, daß sie in geeigneten Familien, möglichst auf dem Lande in religiösen Familien untergebracht werden. Die Damen dieser Kommission besuchen die Kostkinder von Zeit zu Zeit, kontrollieren sowohl sie als die Pflegeeltern und sorgen im Falle ungenügender Verpflegung für anderweitige Unterkunft. Die Hauptsorge des Vereins aber gilt der schulentlassenen weiblichen Jugend. Auf Anregung der „Weiblichen Fürsorge" entstand ein selbständiger Verein, Mädchenklub, der schulentlassenen jüdischen Mädchen Abends und an geschäftsfreien Nachmittagen ein Heim bietet, wo sie sich von der Berufsarbeit erholen können und die Möglichkeit zur Weiterbildung und gegenseitigen Anregung finden. Näheres über den Mädchenklub enthält dessen erster Jahresbericht, der vom Vorstand des Mädchenklubs, Frankfurt a. M., Fahrgasse 146, bezogen werden kann. Aus den Kreisen des Klubs ging nun in jüngster Zeit die Anregung zur Gründung einer unentgeltlichen Stellenvermittlung an die Fürsorge, und diese ist jetzt in der Organisierung begriffen. Gerade dieser Kommission werden wichtige Aufgaben in bezug auf die ökonomische und sittliche Förderung der weiblichen Jugend zufallen. Es wird die erste Pflicht der Kommission sein, nur nach sorgfältiger Prüfung auf beiden Seiten zur Vermittlung einer Stelle die Hand zu bieten. Man erwartet auch, daß es der Fürsorge mit Hilfe dieser Kommission in größerem Umfang als bisher schon gelingen wird, die Mädchen bei der Berufswahl zu beein-

Digitized by Google

flussen, sie speziell vom Hausierhandel abzubringen und dafür minder gefährlichen Berufen zuzuführen. In mehreren Fällen konnte die Fürsorge schon eine derartige Beeinflussung bewirken; die betreffenden Mädchen nahmen dann Dienststellen an und blieben weiterhin in Verbindung mit den Damen der Fürsorge. Mädchen, die ein Jahr auf einer von der Fürsorge vermittelten Dienststelle verblieben sind, erhalten eine kleine Prämie vom Hilfsverein. Geplant ist auch eine Kommission, der die Fürsorge für Durchreisende obliegen soll. Diese Kommission wird für geeignete Unterkunft von Frauen und Mädchen zu sorgen haben und Auskunft und Ratschläge für die Weiterreise erteilen. Die Kontrolle über diese Abteilung und ihr pekuniärer Teil bleiben nach wie vor in den Händen des Hilfsvereins. — Neben all diesen Fragen, die trotz ihrer allgemeinen Bedeutung nur durch lokale Kleinarbeit Erledigung finden können, hat sich die „Weibliche Fürsorge" noch weitere Ziele gesteckt, denen nachzustreben ihr als sittliche und soziale Pflicht erscheint. Die „Weibliche Fürsorge" hat ihr Höchstes nicht getan, wenn sie im einzelnen Fall, wo die Not an sie herantritt, Hilfe leistet, sie hat ihre Aufgabe als jüdischer Frauenverein selbst dann noch nicht voll erfüllt, wenn sie sich der hier ansässigen Jugend vorbeugend annimmt, ihr die Begriffe von Ordnung und Sittlichkeit immer näher zu bringen sucht. Bei den bekannten traurigen Verhältnissen, unter denen die osteuropäischen Juden zu leiden haben, macht sie es sich zur Pflicht zu versuchen, soweit die Landesgesetze und die politischen Verhältnisse es gestatten, auch in diese Gegenden etwas von den Segnungen westlicher Kultur und Fürsorgeeinrichtungen zu tragen. Darum unternahmen im Sommer vorigen Jahres Fräulein Berta Pappenheim und Fräulein Dr Sara Rabinowitsch im Auftrage des Israelitischen Hilfsvereins eine sechswöchige Studienreise nach Galizien. Sie sammelten dort reichliches Material, um die Verhältnisse beurteilen und einer eventuell von Westeuropa aus eingeleiteten Hilfsaktion Richtung und Ziel geben zu können. (Näheres über diese Reise enthält der Bericht darüber: Zur Lage der jüdischen Bevölkerung in Galizien, Reiseeindrücke und Vorschläge zur Besserung der Verhältnisse, von Berta Pappenheim und Dr Sara Rabinowitsch, Frankfurt a. M. 1904, Neuer Frankfurter Verlag.)

Der erste praktische Versuch zur Beeinflussung jener jüdischen Völkermassen wird die Versendung eines hygienisch-sittlichen Flugblatts nach Galizien sein. In direktem Zusammenhang mit diesen Aufgaben steht die Tätigkeit, die die Bekämpfung des Mädchenhandels seitens aller jüdischen Vereinigungen fordert. In dieser Erkenntnis bestellte der Hilfsverein zwei Delegierte aus dem Kreise der „Weiblichen Fürsorge" zu dem im vergangenen Herbst hier stattgehabten Kongreß zur Bekämpfung des Mädchenhandels. — Je mehr man sich mit der jüdischen sozialen Hilfsarbeit beschäftigt, um so deutlicher erkennt man, wie es für die einzelnen jüdischen Vereine, wenn sie auf sich allein gestellt sind, unmöglich ist, für die Allgemeinheit Bedeutendes zu leisten. Der Gedanke des Zusammenschlusses der jüdischen Frauenvereine zum Zweck des Ausbaues und Vertiefung ihrer Aufgaben innerhalb des jüdischen Gemeindelebens wurde besonders der Leitung der „Weiblichen Fürsorge" in Frankfurt a. M. immer klarer. Der Verein hat deshalb, gemeinsam mit dem „Israelitischen Humanitären Frauenverein" in Hamburg eine feste Organisation der jüdischen Frauenvereine Deutschlands angeregt und verspricht sich von deren Zusammenschluß die größte Förderung auf allen Gebieten der jüdischen Armen- und Wohlfahrtspflege. Ein solcher Bund wird, abgesehen von seiner praktischen Wirkung, ein geistiges Band zwischen den die gleichen Ziele verfolgenden jüdischen Frauen ganz Deutschlands bilden. Ebenso wie die „Weibliche Fürsorge" eine Quelle gegenseitiger Anregung für ihre Mitglieder ist, ebenso wird der Bund jüdischer Frauenvereine, wie ihn die „Weibliche Fürsorge" sich denkt, ein Mittelpunkt für alle jüdischen Interessen, eine Quelle gegenseitiger Bereicherung für einen großen Kreis von strebenden Frauen werden. Sie alle werden bei der gemeinsamen Tätigkeit immer besser erkennen lernen, welche Wege und Ziele sie zu verfolgen haben und welche Aufgaben der Frau unserer Zeit, einerlei, welcher Konfession sie angehört, neben dem Manne in der Gesellschaft gestellt sind. R.

Die V. Generalversammlung des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes

ist für die Tage des 14.—17. September nach Hameln a. d. Weser einberufen.

Zu den meist öffentlichen Versammlungen sind alle, die ein Interesse an den dort verhandelten Fragen nehmen, herzlich eingeladen.

Tagesordnung und Auskunft übermittelt: Frau Dr Theilkuhl, Hameln, Mühlenstraße, Vorsitzende der Ortsgruppe Hameln des Deutsch-Evangelischen Frauenbundes.

Am Donnerstag, den 15. September, werden außer den üblichen geschäftlichen Berichten folgende Themen verhandelt werden:

„Ausbildung der Jugend für soziale Berufe". Fräulein A. von Bennigsen-Bennigsen, Fräulein A. von Reden-Hannover-Waldhausen. — „Brauchen wir eine Frauenbewegung?" Fräulein M. von Hindersin-Hannover. — „Ein neuer Frauenberuf — Pastoralgehilfinnen". Herr Professor Zimmer-Zehlendorf.

Am Freitag, den 16. September, stehen außer Anträgen des Vorstandes und der Vereine folgende Gegenstände auf der Tagesordnung:

„Die Mitwirkung der Frau in der Waisenpflege". Fräulein Kramers-Bielefeld, Fräulein M. Dittmer-Hannover. — „Arbeiterinnenorganisation." Fräulein Kl. Kühl-Dresden. — „Die Mitwirkung der Frau im Kampfe gegen den Alkohol." Frau J. Steinhausen-Hannover.

Digitized by Google

Nachdruck mit Quellenangabe erlaubt.

* **Den Fortbildungsschulzwang für gewerbliche Arbeiterinnen** bis zum 18. Lebensjahr durch Ortsstatut zu ermöglichen, verlangt der Gesetzentwurf über den kaufmännischen und gewerblichen Fortbildungsunterricht, den die badische Regierung dem Landtag zugehen ließ. Bisher galt diese Bestimmung — sofern es sich um gewerblichen Unterricht handelte — nur für die Arbeiter.

* **Das medizinische Staatsexamen** bestand Frl. Ida Margareta Wachsmuth an der Universität Leipzig mit der ersten Zensur. In Gießen promovierte als erste Frau eine Russin, Fräulein Krilitschewsky, in Chemie.

* **Die weiblichen Vertrauenspersonen der sächsischen Gewerbe-Inspektion** sollen nunmehr in eigentliche Gewerbe-Inspektorinnen verwandelt, bezw. durch solche ersetzt werden. Für jede Kreishauptmannschaft ist eine Gewerbe-Inspektorin mit der Beaufsichtigung der Betriebe, die weibliche Arbeiter beschäftigen, sowie der Ausführung des Kinderarbeitsgesetzes beauftragt. Man hofft, daß sich bei diesem Ausbau der weiblichen Gewerbeaufsicht allmählich das Vertrauensverhältnis zwischen Inspektorinnen und Arbeiterinnen herstellen wird, das bisher fast noch nirgends zu erzielen war.

* **Für die Zuziehung von Frauen zur städtischen Armenpflege** sprach sich Stadtrat Frankenberg in einem längeren Vortrag auf dem braunschweigischen Städtetag aus, allerdings mit dem Vorbehalt, daß es sich nicht „um selbständige Befugnisse, sondern um helfende Beteiligung" handeln solle. In Braunschweig selbst ist seit einem Jahr der Versuch einer Zuziehung der Frauen in dieser Form gemacht worden.

* **Die badische Inspektionsassistentin** Frl. Dr Baum ist nunmehr als Fabrikinspektorin angestellt worden.

* Zum **„Officier d'Académie"** ist die Vorsitzende des Vereins deutscher Lehrerinnen in Frankreich, Frl. Schliemann, von der französischen Regierung ernannt worden.

* **Zur volkshygienischen Bedeutung des Haushaltungs- und Fortbildungsschulunterrichts für Mädchen.** Eine Regierungskommission für Großbritannien hat sich mit einer Untersuchung über die hygienischen Verhältnisse der niederen Bevölkerung zu beschäftigen gehabt, um festzustellen, ob, wie vielfach behauptet wurde, tatsächlich die Wehrfähigkeit des Volkes infolge eines allgemeinen gesundheitlichen Rückganges abnehme. Die Kommission sah die schwerwiegendste Ursache der Schäden, die sie feststellte, in der Unwissenheit der Frauen hinsichtlich der Ernährung, Wohnungshygiene und Kinderpflege. Sie empfahl vor allem die Einführung von Fortbildungsschulen, in denen die Mädchen auf all diesen Gebieten gründlich unterrichtet würden.

* **Das medizinische Institut für Frauen in Petersburg** hat durch ein soeben publiziertes Gesetz eine endgiltige Regelung seines Studienganges und seiner Berechtigungen erfahren. Das Gesetz gewährt den Ärztinnen volle Gleichberechtigung mit männlichen Ärzten. Es erkennt ihnen das Recht zu, nicht nur das Diplom für die Ausübung der ärztlichen Praxis, sondern auch den Doktorgrad zu erwerben. Diejenigen Mädchen und Frauen, die im Auslande studiert und dort den Doktortitel erworben haben, dürfen ohne weiteres zur russischen Staatsprüfung zugelassen werden. Der Zulassung der Studentinnen an das medizinische Institut stehen nach dem neuen Gesetz keine besonderen Schwierigkeiten entgegen: das Reifezeugnis eines Mädchengymnasiums und die Ablegung einer nicht allzu schweren Zusatzprüfung genügen zur Aufnahme in das Institut, vorausgesetzt, daß die Aufnahmsbewerberin nicht unter 19 und nicht über 28 Jahre alt und daß sie keine Jüdin ist. Ist sie aber Jüdin, so darf sie nur dann immatrikuliert werden, wenn die Zahl der Studierenden jüdischen Glaubens an dem Institut 3 v. H. der Gesamtzahl nicht übersteigt.

Digitized by Google

„Der doppelte Garten" von Maurice Maeterlinck. Autorisierte Ausgabe in das Deutsche übertragen von Friedrich von Oppeln-Bronikowski. Verlegt bei Eugen Diedrichs, Jena und Leipzig 1904. Nicht alles in der kleinen Sammlung ist gleich wertvoll. Sie enthält Plaudereien oder stille Monologe, die sich an allerlei alltägliche Dinge und kleine einfache Erlebnisse knüpfen. Aber es sind die Worte eines Beobachters, dem das bunte Augenblicksleben nur der bewegliche Vorhang einer geheimen Bühne ist, über die das Schicksal schreitet, die glitzernde Oberfläche eines Wassers von leuchtenden, lebendigen Tiefen. Ob er sich sinnend und lächelnd in die Lebensaufgaben und Konflikte des Hundes vertieft, der blinzelnd, den Kopf zwischen den Vorderpfoten, neben seinem Schreibtisch liegt, ob er im Automobil den Rausch eines unerhörten Sieges über den Raum feiert, oder in Monte Carlo im Tempel des Zufalls opfert, immer öffnet er die Perspektive auf den „geheimnisvollen Weg nach innen". Die Gedanken über „das moderne Drama", die ethische Betrachtung „der Olzweig" führen am weitesten auf diesen Weg. Sie sind ein Beispiel für das, was Maeterlinck selbst in der ersten von ihnen sagt: daß sich die Dinge des Lebens in einem geläuterten Bewußtsein unendlich vereinfachen. In dieser Einfachheit, die nicht einen Mangel, sondern vielmehr eine Vertiefung des Vielfältigen, der Nuancen ist, liegt der Hauptreiz auch der Sprache. In schlichten Worten klingt doch die Fülle seelischen Lebens mit, und ihre Verbindung verrät alle Feinheit menschlicher Beobachtung und künstlerischen Sehens.

„Arbeite und bete" (Esther Waters). Roman von George Moore. Übersetzt von Annie Neumann-Hofer. Egon Fleischel und Co., Berlin 1904. Der Roman, der bei seinem Erscheinen in England vor gerade zehn Jahren einen Sturm sittlicher Entrüstung erregte, tritt jetzt in deutscher Übersetzung zum erstenmal vor einen größeren Kreis des deutschen Publikums. Es sei vorweg gesagt, daß diese Übersetzung ihrer Aufgabe im ganzen gerecht wird, wenn auch zuweilen bei der Übertragung der volkstümlichen Sprache durch ein zu wörtliches Verfahren Anglizismen stehen geblieben sind. „Arbeite und bete" — so hat der Herausgeber Max Meyerfeld den Titel des Romans umgeändert, da „Esther Waters" ihm für eine deutsche Ausgabe zu ausdruckslos schien — ist ein Dienstbotenroman. Den deutschen Leser wird er stark an Klara Viebig „Das tägliche Brot" erinnern. Hier wie dort ist die Heldin das schlichte, weltfremde Dienstmädchen, das mit der einfachen Weltanschauung, die der neue Titel von Esther Waters ausspricht, den Kampf mit dem Leben für sich und ihr Kind durchführt, siegreich, wenn auch nicht im Sinne äußeren Vorwärtskommens, so doch im Sinne innerer Selbstbehauptung. Esther Waters, der im einzelnen vielleicht noch etwas mehr Romanstil anhaftet als Klara Viebigs Naturalismus zuläßt, hat doch andererseits den weiteren sozialen Horizont und nach der Seite der Weltanschauung eine größere Tiefe. Die Entrüstung des englischen Publikums von vor zehn Jahren wird man bei uns nicht mehr begreifen, wie sie auch in England sich vor der Wahrhaftigkeit und dem heiligen Ernst des Buches hat beugen müssen. Die sozialen Probleme, die es berührt, stehen jetzt auf der Tagesordnung — ein um so besseres Verständnis wird der Übersetzung entgegengebracht werden, die nicht nur einen Tendenzroman, sondern zugleich eine bedeutende Erscheinung der englischen Literatur der Gegenwart dem deutschen Publikum darbietet.

„Götz Krafft". Roman von Edward Stilgebauer. Verlag von Richard Bong, Berlin. Der vielgelesene Roman einer „Jugend" verdankt seine Verbreitung zweifellos nicht seinem künstlerischen Wert. Im Gegenteil, eine gewisse künstlerische Flachheit, eine dilettantische Breite und Deutlichkeit hat die Wirkung des Inhalts auf weite Kreise gewiß unterstützt. Das eigentlich Packende darin ist die Keckheit, mit der das Leben der Gegenwart, die Ideen, die besonders die Jugend bewegen, angefaßt sind und ein sehr realistisch abgegrenzter Ausschnitt unserer Kultur gegeben wird. Als Kulturbild, wenn auch vielleicht nicht von so weitreichender typischer Giltigkeit, wie dem Leser durch die Art der Darstellung suggeriert wird, hat das Buch Interesse. Es faßt die großen Faktoren, aus denen sich das Schicksal der jungen Generation des fin de siècle gestaltete, in einem individuellen Leben anschaulich und wirklichkeitstreu zusammen und bietet so eine „Beichte eines Kindes seiner Zeit", die als solche trotz aller künstlerischen Mängel ein vielfaches Echo finden mußte.

„Oberleutnant Grote", Roman von Liesbet Dill. Deutsche Verlagsanstalt. Stuttgart und Leipzig 1904. Das letzte Jahr hat uns mit Militärromanen derartig überschwemmt, daß man jedes Buch, das sich durch den Titel als solcher kennzeichnet, mit einem gewissen Mißtrauen aufnimmt: wieder ein Kind jener Mode, unter deren

Digitized by Google

Schutz das Unbedeutendste um seiner Tendenz willen seinen Weg ins Publikum findet. „Oberleutnant Grote" gehört nun keineswegs zu dieser Klasse von Militärromanen. Beruht auch die Darstellung des Milieus auf intimster Beobachtung, so ist doch dies Milieu hier nicht die Hauptsache; die Hauptsache ist vielmehr eine Geschichte von Tristan und Isolde, die so fein in der künstlerischen Darstellung und so nobel in der menschlichen Auffassung ist, daß man den Roman dem Besten zuzählt, was in der Frauenliteratur des Jahres geleistet ist. Die Übermacht der Leidenschaft in einem Paar vornehmer und gewissenhafter Menschen, dieses halb unbewußte und in seinen Äußerungen oft rätselhafte Handeln unter dem Zwang einer solchen Macht, die eigentümliche Bangigkeit und Schwüle der Stimmung über diesen Menschen, all das ist mit ebensoviel künstlerischem Takt als seelischer Feinheit wiedergegeben. Daneben fehlt es der Verfasserin nicht an realistischer Kraft und frischem Interesse auch für das Äußerliche und für die Nebenfiguren, und eine ungewöhnlich gewandte Technik des Aufbaus bringt diese Vorzüge aufs beste zur Geltung.

„Wegwende". Roman von Leonore Frei. — **„Und sie bewegt sich doch".** Erzählung von Leonore Frei. Verlag der Frauenrundschau, Leipzig 1903. Die beiden Bücher sind aus dem Ringen heraus geschaffen, das als typisch für die moderne Frau angesehen werden kann. Das erstere größere behandelt den Konflikt einer zur geistigen Persönlichkeit erwachten Frau, die bei einem anderen das Verständnis zu finden glaubt, das ihr der Gatte nicht gewähren kann. Hinter dem stürmischen Fordern nach freier Entfaltung, hinter der leidenschaftlichen Ablehnung eines Zwanges, den kein geistiges Band mehr heiligt, steht bei der Verfasserin doch ein deutliches Bewußtsein der sittlichen Grenzen, die auch solchem Fordern und Verwerfen gezogen sind. Mag sie sich im einzelnen in der Art der Seelenschilderung noch nicht von dem Vorbild größerer Vorgängerinnen gelöst haben, so pulsiert doch in dem Romane das Leben und die unmittelbare eigene Erfahrung so stark und echt, daß man darin eine Gewähr für ihre Entwicklung zu größerer Selbständigkeit sehen möchte. — Die kleine Erzählung wirkt ein wenig zu programmäßig. Die Tendenz tritt etwas zu stark hervor; sie ist durch die individuelle Charakteristik der Heldin und des Helden doch nicht ganz aufgehoben und überwunden; immerhin wagt es doch auch hier die Verfasserin, in das lebendige Leben hineinzugreifen und frisch zu gestalten, was ihr nah und wirklich ist.

„Eduard Mörikes Briefe". Herausgegeben von Professor Dr Karl Fischer und Dr Rudolf Krauß. Zweiter Band: 1841—1874. Bearbeitet von Professor Dr Karl Fischer. Preis brosch. 4 M., geb. 5 M. Verlag von Otto Elsner, Berlin. Eine der wertvollsten Gaben des Jubiläumsjahres, das die Gemeinde Eduard Mörikes feiert, ist die Ausgabe seiner Briefe. Aus einem im eigentlichsten Sinne beschaulichen Leben, dessen Ereignisse die Empfindungen, das Leid und das Glück einer still nach innen lauschenden Seele sind, geben Briefe besonders viel. Sie spiegeln den Menschen und den Künstler in reinen, hellen, harmlosen Äußerungen. Man taucht in einen frischen, würzigem Erdreich entquellenden Brunnen. Auch der zweite Band — der erste ist in der „Frau" schon eingehend besprochen — gibt diesen Eindruck. Denn die Seele des alternden Dichters bleibt kindlich frisch und empfänglich. Den größten Teil des Bandes füllen die Briefe an Hartlaub, die den Menschen und den Künstler in gleicher Innigkeit und Wärme enthüllen. Auch in die interessanten Beziehungen zu Schwind, Theodor Storm leuchten die Briefe der Sammlung. Das eigenartig reiche und stille Buch wird auch denen, die keine literarischen Interessen zu Mörike führen, goldene Schätze erschließen.

„Sozialer Fortschritt". Hefte und Flugblätter für Volkswirtschaft und Sozialpolitik. Leipzig, Felix Dietrich 1904. (Preis pro Heft 0,15 Mark.) Als Heft 12/13 und 15/16 dieser Sammlung erscheinen zwei Aufsätze, die sich mit der Frauenfrage beschäftigen, nämlich einer von Anna Pappritz: **Die Errichtung von Wöchnerinnenheimen und Säuglingsasylen** und einer von William Pember Reeves über **das politische Wahlrecht der Frauen in Australien.** Der Aufsatz von Anna Pappritz beruht auf eingehender Kenntnis der bestehenden Fürsorgeeinrichtungen für Wöchnerinnen und Säuglinge, deren Organisation in den verschiedenen Städten sie in knapper und übersichtlicher Form darlegt. Ihr Standpunkt zu der ganzen Frage ist derselbe, den sie bereits in einem Aufsatz der „Frau" über dasselbe Thema gekennzeichnet hat. Das Bedürfnis zur Errichtung derartiger Anstalten entspringt volkswirtschaftlich-sanitären Gründen und zugleich den Interessen der Sittlichkeitsbewegung. Sie haben dafür zu sorgen, daß die Kindersterblichkeit vermindert werde und nicht gleich in der Wiege die Bedingungen einer gesunden körperlichen Entwickelung der jungen Generation entzogen werden, und sie haben der Mutter, vor allem auch der unehelichen Mutter, den Halt zu gewähren, der sie befähigt, ihre Pflichten in vollem Sinne erfüllen zu können. Der kleinen Schrift ist die weiteste Verbreitung zu wünschen. — Dasselbe gilt von dem Aufsatz über das politische Wahlrecht der Frauen; die Broschüre, deren Schreibweise die Frische und Popularität englischer Flugschriften zeigt, behandelt die Geschichte des Frauenwahlrechts in den australischen Kolonien und, soweit bei der kurzen Zeit, seit es besteht, schon von Erfolgen die Rede sein kann, die Wirkung des Frauenwahlrechts auf die Tätigkeit des Parlaments. Da die Frage der politischen Rechte der Frauen auch bei uns auf dem Kontinent, wenigstens in der theoretischen Erörterung, immer häufiger auftaucht, so dürfte die aus eigener Beobachtung schöpfende Darstellung auch für uns einen praktischen Nutzen haben.

„Allgemeines Wahlrecht und bayrische Wahlreform". Von A. Schowalter. Kaiserslautern, Verlag von Eugen Crusius 1904. Die Broschüre, die im übrigen vorzugsweise für Bayern ein konkretes Interesse hat, möchten wir deshalb an dieser Stelle erwähnen, weil sie dafür eintritt, daß auch die selbständige Frau an der Volksvertretung im Landtage beteiligt sein müsse. Der Verfasser beschränkt seinen Standpunkt freilich ausschließlich auf den Landtag, mit der oft angeführten und von

Digitized by Google

uns nicht als stichhaltig anerkannten Begründung, daß die Gewährung des Reichstagswahlrechtes die Konsequenz haben müsse, daß die Frauen auch persönlich für die Beschlüsse des Reichstages über Krieg und Frieden eintreten, eine Auffassung des staatsrechtlichen Zusammenhangs zwischen Wahlrecht und Wehrpflicht, der wir nicht zustimmen. „Die Beschlüsse des Landtages dagegen", sagt der Verfasser, „haben nur materielle oder moralische Konsequenzen und für diese beiden ist auch die selbständige Frau ‚Manns genug'". Angesichts der Tatsache, daß man bei der Entscheidung über die Kaufmannsgerichte die Frau nicht einmal für „Manns genug" hielt, ihre Berufsinteressen öffentlich zu vertreten, ist eine solche, wenn auch eingeschränkte Zustimmung zum Frauenstimmrecht für den Landtag sicher besonders erfreulich.

„Ruth", Erzählung von Lou Andreas-Salomé. J. G. Cottasche Buchhandlung, Nachf. Von der feinsten Erzählung von Lou Andreas erscheint soeben die vierte Auflage. Die gerade ihr eigentümliche Kunst, das „Zwischenland" seelisch zu ergründen, die Psyche des heranwachsenden Mädchens an der Grenze des Kindesalters mit all ihrer heimlichen Sehnsucht, mit ihrem frischen Wollen und ihrem bangen Zagen, mit ihrer eigenartigen Sprödigkeit und Verschwiegenheit und ihrem großen Anlehnungsbedürfnis darzustellen — diese Kunst hat in der Ruth ihren schönsten und dichterisch reinsten Ausdruck gefunden. Es ist ein gutes Zeichen für das Publikum, daß einem so feinen Buch auch der äußere Erfolg nicht fehlt.

„Die Sphinx in Trauer". Roman von Max Kretzer. Berlin W., F. Fontane & Co., 1903. Max Kretzer ist ein guter Erzähler. In mehr spannender als psychologisch vertiefter Darstellung hat er ein Problem behandelt, das an sich schon etwas in gewissem Sinne Sensationelles hat. Ein Mann belauscht in einem scheintoten Zustande, der ihn unfähig macht, irgend eine Lebensäußerung von sich zu geben, die Vorgänge, die sich an seinem, des vermeintlich Toten, Lager abspielen; er belauscht seine Gattin im Gespräch mit ihrem Geliebten. Den Inhalt des Romanes bildet nun das Verhältnis zwischen den beiden, nachdem er aus seinem Zustande erwacht ist. Trotzdem er sich der Vorgänge an seinem Lager deutlich erinnert, vermag er doch nicht ihre Gewißheit und die Schuld seiner Gattin unbedingt zu beweisen. Sie selbst ist die Sphinx, die allen Versuchen, hinter ihr Geheimnis zu kommen, mit übermenschlicher nervöser Kraft und Geschicklichkeit ausweicht, bis ihn schließlich ihr freiwilliger Tod über ihre Schuld aufklärt. Die Geschichte ist, wie gesagt, fesselnd und in der Darstellung dieses unerträglich gespannten Verhältnisses geschickt, wenn auch ihre Helden als Menschen weder besonders fein, noch besonders tief sind.

„Tizian", des Meisters Gemälde in 230 Abbildungen. Mit einer biographischen Einleitung von Dr Oskar Fischel. Stuttgart und Leipzig, Deutsche Verlagsanstalt. Das Buch erscheint als dritter Band der verdienstvollen Ausgabe von Klassikern der Kunst, welche die Deutsche Verlagsanstalt unternommen hat. Sie ist dabei von dem Gedanken ausgegangen, für das Studium des Künstlers das vollständige Material in guten und zugleich billigen Reproduktionen darzubieten. Das Wort, die Beschreibung gibt nur das unbedingt Notwendige und überläßt den Leser im übrigen seinem Auge, ohne seine Unbefangenheit durch Urteile und mehr oder weniger subjektive Analysen und Beschreibungen des Kunstwerkes zu beirren. So gewöhnen diese Ausgaben daran, nicht über den Künstler zu lesen, sondern ihn unmittelbar kennen zu lernen, ihn ganz allein durch das Organ aufzunehmen, an das seine Ausdrucksmittel sich wenden: durch das Auge. Wenn das Unternehmen in verdientem Maße die Unterstützung des Publikums findet, so wird es dazu beitragen, in unseren gebildeten Kreisen ein echteres und ehrlicheres Kunstverständnis zu erziehen. Der billige Preis ermöglicht für die ausgezeichnete Sammlung auch weiteste Verbreitung.

„Das Kleid der Frau". Von Alfred Mohrbutter. Ein Beitrag zur künstlerischen Gestaltung des Frauenkleides mit zirka 70 Abbildungen ausgeführter Kleider, 20 Entwürfen, darunter 8 farbige, 32 farbige Stoffmusterzusammenstellungen und Buchschmuck. Verlagsanstalt Alexander Koch, Darmstadt und Leipzig. Das sehr gut ausgestattete Buch enthält Entwürfe von van de Velde, Peter Behrens, Else Oppler und einer ganzen Reihe in der künstlerischen Kleiderreform wohlbekannter Mitarbeiter. Es ist selbstverständlich, daß dabei nicht alles gleichmäßig Beifall verdient; aber im ganzen bietet das Heft eine gute und vor allen Dingen vielseitige Zusammenstellung der verschiedenen künstlerischen Ideen und Versuche, die bis jetzt auf dem Gebiete vorliegen und wird damit alle, die sich der Reformbewegung anzuschließen wünschen, an ihrer wohl noch tastenden, aber im Prinzip zielsicheren Arbeit aufs beste teilnehmen lassen.

„Lebende Worte und Werke". Eine Sammlung von Auswahlbänden. 4. Band: John Ruskin. **„Menschen untereinander"**. — 5. Band: **„Von rosen ein krentzelein"**, Auswahl deutscher Volkslieder. Verlag von Karl Robert Langewiesche, Düsseldorf. (Preis brosch. 1,80 Mark, geb. 3 Mark). Der Verlag hat sich die Aufgabe gestellt, in einer Sammlung von ganz besonders geschmackvoll und fein ausgestatteten Bänden einem größeren Kreise des deutschen Volkes eine Auswahl des Besten zu geben, was seine eigene Kultur und die uns verwandte der fremden Völker erzeugt hat. An Luther, Ernst Moritz Arndt und Carlyle schließen sich diese beiden Bände, wahrlich eine kräftige und gesunde geistige Kost. Wie in den ersten Bänden, so ist auch hier die Auswahl mit Verständnis und Geschick getroffen. Das krentzelein von den üppigen, bunten Fluren des deutschen Volksliedes ist eines der frischesten und schönsten, die noch von fleißigen Sammlern oder begeisterten Kunsterziehern geflochten sind. Der Ruskin-Band bietet tatsächlich aus den zu aphoristischen Auszügen gut geeigneten Werken des großen Popular-Philosophen eine Auswahl, die in seine edle Lebensanschauung und seine feine Lebensanalyse einen lockenden Einblick gibt. So werden auch diese beiden Bände ihren Zweck gut erfüllen; sie werden dem, der als wegmüder Wanderer auf den oft wenig unterhaltsamen Straßen seines alltäglichen Berufes dahinzieht, hier und da einen frischen Trunk lebendigen Wassers reichen.

Digitized by Google

„Versuche in der Betrachtung farbiger Wandbilder mit Kindern" von Käthe Kautzsch-Leipzig, Verlag von B. G. Teubner. Zu den bekannten Steinzeichnungen, die im Verlag von Teubner erschienen sind, gibt das Buch eine Anleitung, wie das schöne und reiche Anschauungsmaterial für Kinder im Sinne der Kunsterziehung verwertet werden kann. Die Verfasserin bringt für ihre Aufgabe eine tüchtige künstlerische Schulung, ein feines pädagogisches Taktgefühl und zugleich jene frische Begeisterung mit, die gerade auf diesem Gebiet erst den rechten Lehrer macht. Die Besprechungen werden mancher Mutter und manchem Pädagogen gute Dienste leisten.

„Künstlersteinzeichnungen". Im Verlag von B. G. Teubner erschienen zwei große Märchenbilder, **Hänsel und Gretel** und **Rübezahl,** Original-Lithographieen des unter den graphischen Künstlern bekannten Pragers Emil Orlik; (Preis je 5 Mark). Beide zeigen die bekannte kräftige, kernige Manier der Wandbilder und eine echt künstlerisch empfundene Übertragung der Märchenstimmung auf das Bild.

„Die Mitarbeit der Hausfrau an den Aufgaben der Volksgesundheitspflege"; von Amalie Eschle. Verlag der Ärztlichen Rundschau, München. In sehr populärer Form gibt die Verfasserin verständige Anweisungen über die sanitären Aufgaben der Hausfrau und praktische Ratschläge, wie sie am besten zu lösen sind. Die kleine Broschüre dürfte sich als Aufklärungs- und Propagandamittel im Dienste volkshygienischer Bestrebungen sehr gut bewähren.

„Friedrich Spielhagen, Romane" — Neue Folge. — Wohlfeile Lieferungsausgabe in 50 Heften à 35 Pf. Alle vierzehn Tage eine Lieferung (Verlag von L. Staackmann in Leipzig). Die Lieferungen 38 bis 43 enthalten die Novellen „Selbstgerecht" und „Mesmerismus", in denen mehr der Psychologe als der Politiker und Kulturhistoriker Spielhagen zu Worte kommt; auch sie sind Dichtungen, die der Gegenwart noch etwas zu sagen haben.

„Handbuch des Mädchenschutzes" von Dr Wilh. Liese, Freiburg, Charitasverband für das katholische Deutschland 1904 (Preis geb. 3 Mark). Das Handbuch ist, wie der Verlag schon vermuten läßt, in ausschließlich katholischem Sinne zusammengestellt und auf katholische Leser berechnet. Immerhin gibt es einen Eindruck von der großen charitativen Tätigkeit, welche gerade von katholischer Seite unter dem Einfluß der Frauenbewegung und mit anerkennenswertem Verständnis für die wirtschaftliche Frauenfrage entfaltet worden ist. Das Buch behandelt die verschiedenen Berufszweige, besonders die den mittleren und unteren Schichten der Bevölkerung offen stehenden und gibt Hinweise auf die bestehenden Vereine, Heime, Stellenvermittlungen und anderweitigen Fürsorgeeinrichtungen. Auch die Hauptangaben über die Berufsaussichten, über Verdienst, Arbeitszeit, gesundheitliche Schädigungen und Gefahren 2c., sowie über Ausbildungsanstalten sind aufgenommen. Wenn auch selbstverständlich das, was von evangelischer oder interkonfessioneller Seite geschehen ist, gegen die katholischen Bestrebungen sehr stark zurücktritt, so sind doch in beschränktem Maße auch außerkatholische Quellen sowohl für die Darstellung der Berufszweige herangezogen, als auch interkonfessionelle Wohlfahrtseinrichtungen hier und da erwähnt. Für katholische Leser dürfte somit das Handbuch durchaus zu empfehlen sein, und auch allen, die in der sozialen Fürsorgetätigkeit stehen und mit Bedürftigen und Ratsuchenden aller Konfessionen in Berührung kommen, wird es manches Wissenswerte zu bieten haben.

Odol-Ode!

Ich will ein Lied zu deinem Preise singen,
Und tönend soll es in die Weite klingen,
Odol!

Dem edlen Sänger frischen Mund verleihst du,
In Glanz und Reinheit Zahn und Gaumen weihst du,
Odol!

Auch Lipp' und Zunge spüren deinen Segen,
Von deinem Naß gestärkt zu freier'm Regen,
Odol!

Dem Atem gibst du keuschen Duft der Blume . . .
Was soll ich sagen noch zu deinem Ruhme,
Odol!

O mögst du jedem Menschenmund auf Erden
Ein Quell der Frische und Gesundheit werden,
Odol!

Digitized by Google

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur Kräftigung für Kranke und Rekonvaleszenten und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten ꝛc. Fl. 75 Pf. u. 1,50 M.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei Blutarmut (Bleichsucht) ꝛc. verordnet werden. Fl. M. 1 u. 2.

Malz-Extrakt mit Kalk wird mit großem Erfolge gegen Rhachitis (sogenannte englische Krankheit) gegeben u. unterstützt wesentlich die Knochenbildung bei Kindern. Fl. M. 1,—.

Schering's Grüne Apotheke, Berlin N., Chaussee-Straße 19.

Niederlagen in fast sämtlichen Apotheken und größeren Drogen-Handlungen.

Liste neu erschienener Bücher.

(Besprechung nach Raum und Gelegenheit vorbehalten; eine Rücksendung nicht besprochener Bücher ist nicht möglich.)

Böhme, Marg. Wenn der Frühling kommt .... Preis brosch. 3 Mark. Verlag von F. Fontane & Co. Berlin 1904.

Bourget, Paul. Psychologische Abhandlungen über zeitgenössische Schriftsteller.

Übersetzt von A. Köhler. Preis brosch. 3 Mark, geb. 4 Mark. Verlag von J. C. C. Bruns. Minden i. W. Herzogl. Sächs. u. Fürstl. Schaumburg-Lippische Hof-Verlagsbuchhandlung.

Brulat, Paul. Ein Paria, in autorisierter Übersetzung von Wilhelm Thal. Preis geheftet 2,60 Mark, geb. 3,50 Mark. Verlag von Friedrich Rothbart, München.

Burgholdt, Julius. Über die Entwicklung der Ehe. Schles. Verlagsanstalt von S. Schottlaender. 1902. Breslau.

Christ, Jean. Mara. Vom deutschen Stamm. Schauspiel in fünf Akten von L. Jean Christ. 2. Ausgabe. Hermann Walthers Verlagsbuchhandlung. Berlin 1904.

Dauthendey, Elisabeth. Im Schatten. Novelle. Verlegt bei Schuster und Loeffler. Berlin und Leipzig 1903.

Engelhard, Helene v. Meine Stärke und mein Schild. Gedichte. Petersburg.

Eysell-Kilburger, C. (Frau Victor Blüthgen.) Dilettanten des Lasters. 2. Auflage. Preis brosch. 3 Mark. Verlag Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig.

Fischer, Dr med. Wilhelm. Jungmutterfreuden. Eine Anleitung zur Pflege des gesunden Säuglings für Mütter und Pflegerinnen. Preis kart. 1,20 Mark. Schwabachersche Verlagsbuchhandlung. Stuttgart.

Hackl, Dr med. Max. Für Mutter und Kind. Preis: 1,50 Mark, bei Mehrbestellung 80 Pfg. Deutscher Zeitschriftenverlag. München.

Hartwich, Otto. Richard Wagner und das Christentum. Preis geh. 2 Mark, geb. 3 Mark. Verlag von Georg Wigand, Leipzig 1903.

Jean-Christ, L. Eleazar, Drama in fünf Akten. Berliner Theaterbibliothek Nr 4. Preis 20 Pfg. = 12 Kreuzer österr. Währung. Berlin 1895. Verlag von Freund & Jeckel.

Kuylenstjerna. Abhängigkeit. Roman. Deutsch von Helene Vogt. Verlag von Karl Reißner. 1902.

Langenscheidt, Paul. Um Nichts. Preis 3 Mark. Verlag von Fontane & Co. Berlin 1904.

Lubowski, Karl. Die Kunst einen Mann zu bekommen. Zehn Kapitel für junge Mädchen besserer Stände. Preis 1,60 Mark. C. Piersons Verlag. Dresden 1904.

Höhere Mädchenschule, Selekta,

Vorbereitungsklasse für das Seminar,

Lehrerinnen-Seminar mit eigener Übungsschule,

Vorbereitung zur Ergänzungsprüfung.

Turnkurse, auch zur Ausbildung von Turnlehrerinnen.

SW., Dessauerstrasse 24 (nahe dem Anhalter, Potsdamer und Ringbahnhofe).

Frau Klara Hessling Vorsteherin. 1—2, Freitags 1—4.

Obst- und Gartenbauschule für gebildete Frauen

Marienfelde bei Berlin (früher Friedenau).

Aufnahme von Schülerinnen **April** und **Oktober**. Aufnahme von Hospitantinnen **jederzeit**. Lehrerinnen-Kursus im **Frühjahr** und **Herbst** je 14 Tage.

Marienfelde. **Elvira Gastner Dr D. S.**

PARIS.

Pension pour quelques Dames et jeunes Filles studieuses voulant suivre les cours du Collège de France, de la Sorbonne, des Lycées, Écoles Académies Spéciales et de l'Alliance Française.

Vraie vie famille * Conversation exclusivement française * Prix modérés

Madame Pasteau

48, rue Monsieur-le-Prince Paris (VIe arrt)

Damen, die sich **Studiums** halber (auch vorübergehend) in **Berlin** aufzuhalten gedenken, finden **Zimmer mit u. ohne Pension** bei Frau **Seemann**, Königgrätzerstr. 82 III l.

Das Rote Kreuz Bayern,

München, Oberin Schw. v. Wallmenich, nimmt kath. u. evg. Deutsche 19—35 J. auf z. **Krankenpflege, Kinderbewahrung** u. zugehöriger Verwaltung (Bureau, Küche, Wäscherei, Näherei u. ganze **Oberleitung**). Theor. u. prakt. Ausbildung; 236 Schwest. Ethische u. materielle Vorteile e. wohl fundierten Genossenschaft u. doch größtmögliche persönl. Selbstbestimmung.

Damen-Pensionat.

Internationales Heim, **Berlin SW., Halleschestr. 17, I**, dicht am Anhalter Bahnhof, bietet älteren u. jüng. Damen für kürzere und längere Zeit einen **angenehmen Aufenthalt** in der Reichshauptstadt. Monatl. Pensionspreis bei geteiltem Zimmer 60 Mk., monatl. bei eigenem Zimmer v. 75 Mk. an. Passanten v. 2,50 Mk. bis 4,50 Mk. p. Tag Pension. Empfohlen d. Herrn Pastor **Schmidt, SW.**, Yorkstr. 66 I und Herrn Pastor **Pless, SW.**, Teltower Str. 21 III.

Fr. **Selma Spranger**, Vorsteherin.

Digitized by Google

Bequeme

Kranken- und Ruhe-Möbel,

verstellbare **Keilkissen** für Wöchnerinnen, Asthmatiker usw., **Leibstühle, Klappstühle, Schlafmöbel aller Art.** Besichtigung und Preisliste IV gratis.

R. Jaekel's Patent-Möbel-Fabrik, BERLIN SW., Markgrafenstrasse 20.

Marguerete, Paul und Victor. Neue Frauen. Roman aus dem Französischen von A. Fricke. Preis brosch. 4 Mark. Verlag von Hermann Seemann Nachfolger. Leipzig.

Mensch, Ella. Auf Vorposten. Roman aus meiner Züricher Studentenzeit. Moderne Frauenbibliothek Nr XIX. Preis brosch. 2 Mark. Verlag der Frauen-Rundschau. Leipzig.

Muschner-Riedenführ. Cäsar Flaischlen. Beitrag zu einer Geschichte der neueren Literatur. Verlag Egon Fleischel & Co. Berlin 1903.

Originalrezept. Pikanter Rippespeer. — 6 Personen, 3—4 Stunden. Man schneidet die dicke Schwarte und etwa überflüssiges Fett ab, aber so, daß noch eine dünne Fettschicht auf dem Fleische bleibt, reibt dieses mit einer Mischung von Salz und weißem Pfeffer leicht ein, legt es in die Pfanne, gießt eine Schöpfkelle Wasser, ein Glas leichten Weißwein und 2 Eßlöffel guten feinen Essig daran, fügt einige Zitronenscheiben und ein Lorbeerblatt dazu und brät das Fleisch im Ofen unter häufigem Begießen gar. Die Sauce muß sehr sorgfältig entfettet werden, wird dann mit etwas hochbraun gedünstetem Mehl und einem knappen Glas Madeira verkocht, mit 8 bis 10 Tropfen Maggi's Würze vollendet und neben dem Braten gereicht. v. Bg.

Auszug aus dem Stellenvermittlungsregister des Allgemeinen deutschen Lehrerinnenvereins.

Zentralleitung:

Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

1. Für eine höhere Privatschule in Oberschlesien wird zum 1. Oktober 1904 eine evangelische Oberlehrerin oder akademisch gebildete Lehrerin gesucht für die Oberstufe. Gehalt 1800 Mark.

2. Für eine städtische Schule in der Provinz Posen wird zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Zu unterrichten sind 20 Kinder. Gehalt 12—1300 Mark.

3. Für ein Pensionat in Sachsen wird zum 15. September 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht zum Unterricht für zirka 25 junge Mädchen von 15 bis 18 Jahren. Sehr angenehme Stellung. Lehrerin wird Gelegenheit geboten, sich in fremden Sprachen, besonders im Englischen auszubilden. F. A. E. Z. Gehalt nach Übereinkunft.

4. Für eine Familienschule in Sachsen wird zum 1. Oktober 1904 eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Zu unterrichten sind 12 Mädchen von 8—13 Jahren in allen Fächern, auch Sprachen. Gehalt 1000 Mark und freie Wohnung.

Sprach- u. Handelsinstitut für Damen

von Frau **Elise Brewitz,**

BERLIN W., Potsdamer-Strasse 90.

Ausb. als Buchhalterin, Korrespondentin, Sekretärin, Bureaubeamtin, Handelslehrerin. Vierteljahrs-, Halbjahrs- und Jahreskurse. • Musterkontor.
Silb. Medaille. • Neue Kurse: Anf. Jan., April, Juli, Okt. • **Pension im Hause.**

Kassel. Evang. Fröbel-Seminar

(vormals im Comeniushause).

Staatlich konzessioniertes Seminar zur Ausbildung von Töchtern der gebildeten Stände (16—35 Jahre) zu Erzieherinnen in der Familie und Leiterinnen von Kindergärten, Horten und anderen Arbeitsfeldern der Diakonie. Näheres durch die Leiterin **Hanna Mecke** oder den Vorsitzenden des Kuratoriums: Generalsup. **Pfeiffer** in **Kassel.**

Dr. Ritschers Wasserheilanstalt, Lauterberg (Harz).

Sanat. für **Nerven-, Frauen-, chr. innere Krankheiten, Erholungsbedürftige, erweitert und neu eingerichtet. S.-R. Dr. Otto Dettmar.**

Lehrerinnen-Kurse

der

Victoria-Fortbildungsschule zu Berlin.

SW., Tempelhofer Ufer 2.

Theoretische Fächer: Pädagogik der Fortbildungsschule. Psychologie. Volkswirtschaftslehre. Die soziale Gesetzgebung des Deutschen Reichs. Verfassungsrecht.

Kaufmännischer Fachkursus: Buchführung, kaufmännisches Rechnen, Handelsrecht, französische und englische Handelskorrespondenz, Stenographie, Maschineschreiben u. s. w.

Gewerblicher Fachkursus: Wäschenähen, Schneidern, Putzmachen, Kunsthandarbeit, Kostümzeichnen.

Beginn: Montag, den 10. Oktober. Nachmittagsunterricht.

Sprechstunde: Mittwoch 5—6. Ausführliche Lehrpläne in der Anstalt.

Der Vorstand.

Gesangschule von

Emily Hamann-Martinsen

(Lehrerin an Prof. E. Breslauer's Konservatorium)

Ausbildung: Oper-, Konzert- und Salongesang

Damenchor

Anmeldung: Berlin W., Bülowstr. 88 tägl. 1—3 Uhr.

Digitized by Google

5. Für eine höhere Privatschule in Schleswig-Holstein wird zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht, die Französisch im Ausland erlernt hat. 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 1200 Mark, steigend bis 1500 Mark.

6. Eine Familie in Schlesien sucht zum 1. Oktober 1904 eine katholische, geprüfte Erzieherin zur Beaufsichtigung der Schularbeiten und Nachhilfestunden für ein Mädchen von 8 Jahren und 2 Knaben von 9 und 10 Jahren. Musik erwünscht. Gehalt nach Übereinkunft.

7. Eine Rittergutsbesitzerfamilie in Westpreußen sucht zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin zum Unterricht für ein Mädchen von 12 Jahren und einen Knaben von 9 Jahren, letzteren nur bis Ostern. Musik und Latein erwünscht. Gehalt 800 Mark.

8. Für eine adlige Familie in Mecklenburg wird zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin aus guter Familie gesucht zum Unterricht für ein Mädchen von 12 Jahren. Musik erwünscht. Gehalt 800 Mark.

9. Für eine höhere Privatschule in Schleswig-Holstein wird zum 1. Oktober 1904 eine erfahrene, wissenschaftlich geprüfte Lehrerin gesucht. Englisch im Ausland erlernt Bedingung. 24 Stunden wöchentlich. Gehalt 1300 Mark und Pensionsberechtigung.

10. Eine adlige Familie in Pommern sucht zum 1. Oktober 1904 eine wissenschaftlich geprüfte Lehrerin. Zu unterrichten sind ein Knabe von 8 Jahren und ein Mädchen von 7 Jahren in allen Fächern. Musik und Latein erwünscht. F. A. E. Z. Gehalt nach Übereinkunft.

Die Adressen der Lehrerinnen dürfen nicht weitergegeben werden.

Meldungen erbeten an die Zentrale der Stellenvermittlung: Berlin W. 57, Culmstraße 5 pt.

Steppdecken

kauft man am preiswert. **nur direkt** in der Fabrik **72 Wallstraße 72,** wo auch alte Steppdecken aufgearbeitet werden. **B. Strohmandel, Berlin S. 14.** Illustr. Preiskatalog gratis.

Singer Nähmaschinen

Einfache Handhabung!
Große Haltbarkeit! Hohe Arbeitsleistung!

Weltausstellung Paris 1900: **GRAND PRIX** höchster Preis der Ausstellung

Unentgeltlicher Unterricht, auch in moderner Kunststickerei. Elektromotore für Nähmaschinenbetrieb.

Singer Co. Nähmaschinen Act. Ges.

Filialen an allen grösseren Plätzen.

Internat des städtischen Mädchen-Gymnasiums, Karlsruhe.

Schulgeld 81 Mk. jährl. Pensionspreis für Internat 800 Mk. jährl.
Auskunft: Frau L. Himmelheber, Karlsruhe i. B., Leopoldstr. 40.
Der Verein „Frauenbildung—Frauenstudium".

Zeitungs-Nachrichten

in Original-Ausschnitten

über jedes Gebiet, für Schriftsteller, Gelehrte, Künstler, Verleger von Fachzeitschriften, Grossindustrielle, Staatsmänner usw. liefert zu mässigen Abonnementspreisen sofort nach Erscheinen

Adolf Schustermann, Zeitungs-Nachrichten-Bureau.
Berlin O., Blumenstrasse 80/81.

Liest die meisten und bedeutendsten Zeitungen und Zeitschriften der Welt

Referenzen zu Diensten. — Prospekte u. Zeitungslisten gratis u. franko.

Der Vereinsbote, Organ des Vereins Deutscher Lehrerinnen u. Erzieherinnen in England, erscheint jährlich viermal.

Zu beziehen durch das Vereinsbureau 16 Wyndham Place, Bryanston Square, London W. gegen Einsendung von 2,20 Mark.

Bezugs-Bedingungen.

„Die Frau" kann durch jede Buchhandlung im In- und Auslande oder durch die Post bezogen werden. Preis pro Quartal 2 Mk., ferner direkt von der Expedition der „Frau" (Verlag M. Moeser Buchhandlung, Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35). Preis pro Quartal im Inland 2,30 Mk., nach dem Ausland 2,50 Mk.

Alle für die Monatsschrift bestimmten Sendungen sind ohne Beifügung eines Namens an die Redaktion der „Frau", Berlin S. 14, Stallschreiberstraße 34—35 zu adressieren.

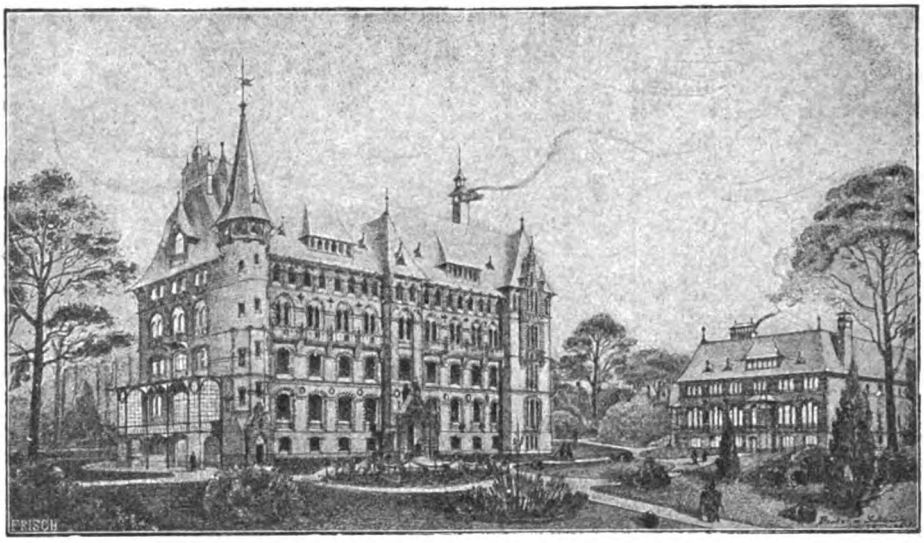
Unverlangt eingesandten Manuskripten ist das nötige Rückporto beizulegen, da andernfalls eine Rücksendung nicht erfolgt.

Digitized by Google

Berliner Verein für Volkserziehung

unter dem Protectorat Ihrer Majestät der Kaiserin und Königin Friedrich.

Prospekte werden auf Verlangen jederzeit zugesandt.



Besichtigung der Anstalten jeden Dienstag für Haus I von 10—12 Uhr; für Haus II von 11—1 Uhr.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Pestalozzi-Fröbelhaus.

Berlin W. 30,
Barbarossa-Strasse 74.

Haus II. gegründet 1885:

Seminar-Koch- und Haushaltungs-Schule: Hedwig Heyl: Curse für Koch- und Haushaltungslehrerinnen.

PENSIONAT.

Curse in allen Zweigen der Küche und Haushaltung für Töchter höherer Stände, für Bürgertöchter.

Kochcurse für Schulkinder.

Ausbildung zur Stütze der Hausfrau und Dienstmädchen.

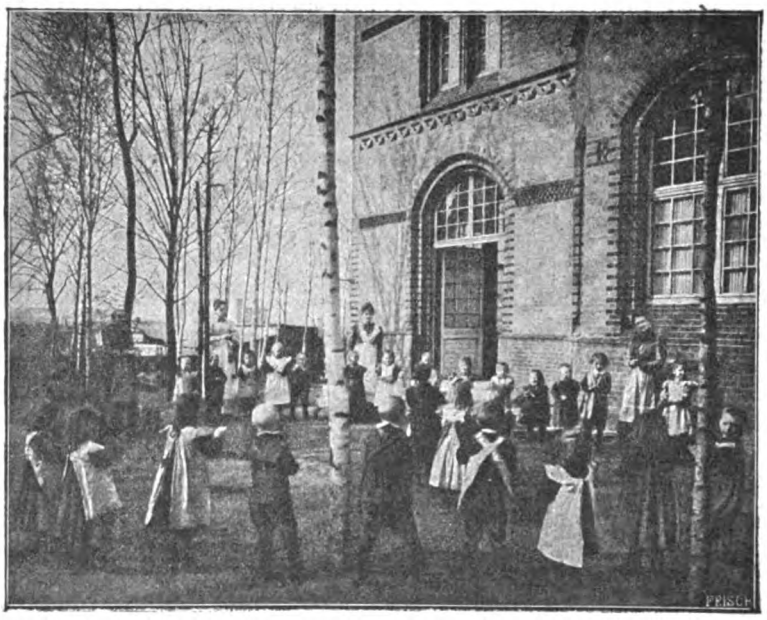
Auskunft über Haus II erteilt Frl. D. Martin.

Haus I.
gegründet 1870:

Seminar
für
Kindergärtnerinnen
und
Kinderpflegerinnen.

Cursus
für
junge Mädchen zur Einführung in den häuslichen Beruf.

Curse
zur
Vorbereitung
für
soziale Hilfsarbeit.



Pensionat:
Victoria-Mädchenheim.
Kinderhort.
Arbeitsschule.
Elementarklasse,
Vermittlungsklasse,
Kindergarten,
Säuglingspflege,
Kinderspeisung
laut Specialprospect.

Anfragen
für Haus I sind zu richten
an Frau **Clara Richter.**

Im XVI. Jahrgange erscheint: * * **Vereins-Zeitung des Pestalozzi-Fröbel-Hauses** * *
Expedition im Sekretariat, W. 30, Berlin-Schöneberg, Barbarossastr. 74. Die Zeitung erscheint vierteljährlich im ersten Monat jeden Quartals und geht den Abonnenten unter Kreuzband zu. Der jährliche Abonnementspreis beträgt einschliesslich Porto: Für Berlin 2 M., für Deutschland 2,50 M., für das Ausland 3 M. Anfragen, Bestellungen, Beiträge (auch die Geldbeiträge) und Mitteilungen sind an die Expedition zu richten

Verantwortlich für die Redaktion: Helene Lange, Berlin. — Verlag: W. Moeser Buchhandlung, Berlin S. — Druck: W. Moeser Buchdruckerei, Berlin S.

Digitized by Google

Digitized by Google

Digitized by Google

Stanford University Libraries
3 6105 015 110 377

DATE DUE

STANFORD UNIVERSITY LIBRARIES
STANFORD, CALIFORNIA
94305

Digitized by Google